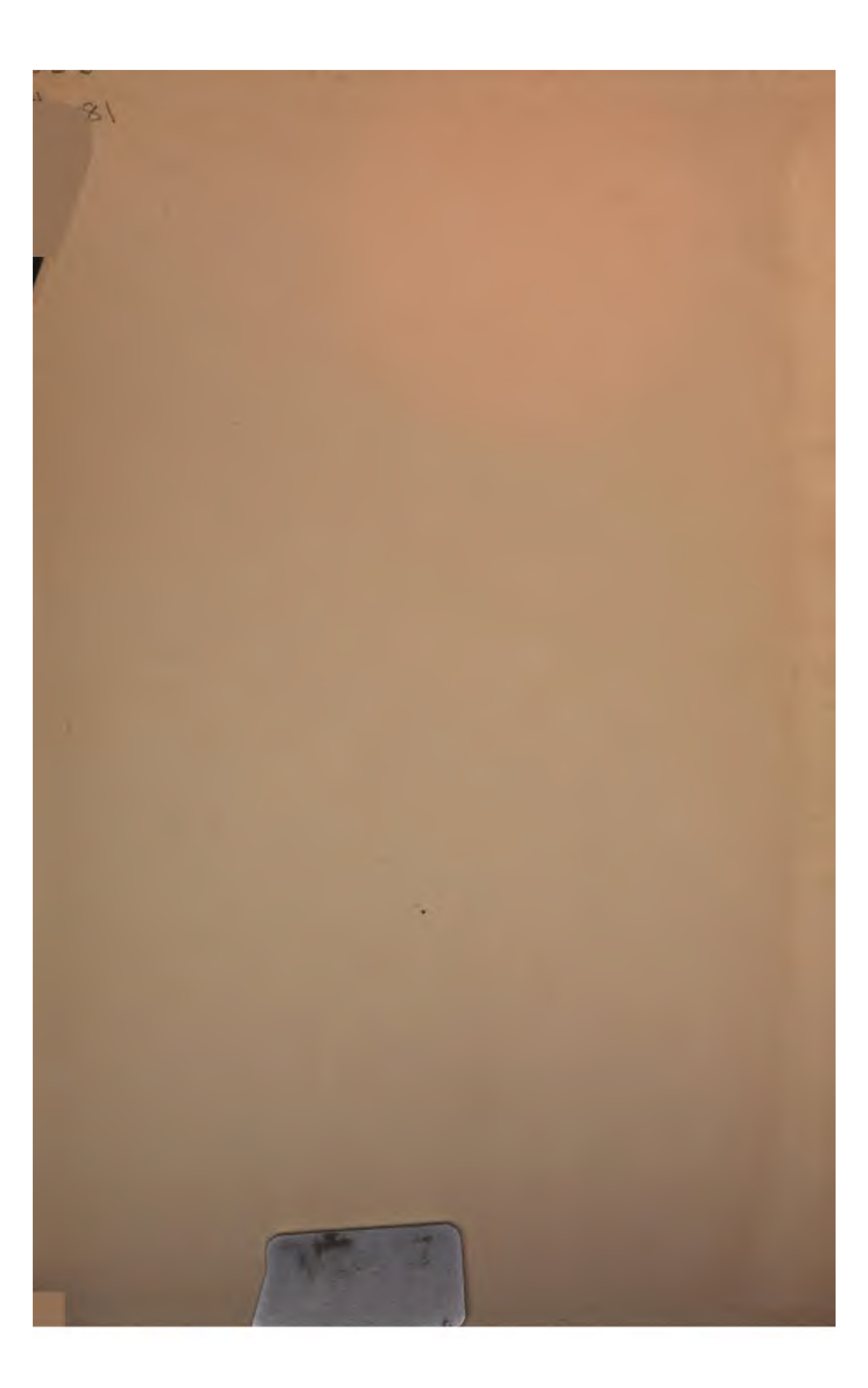
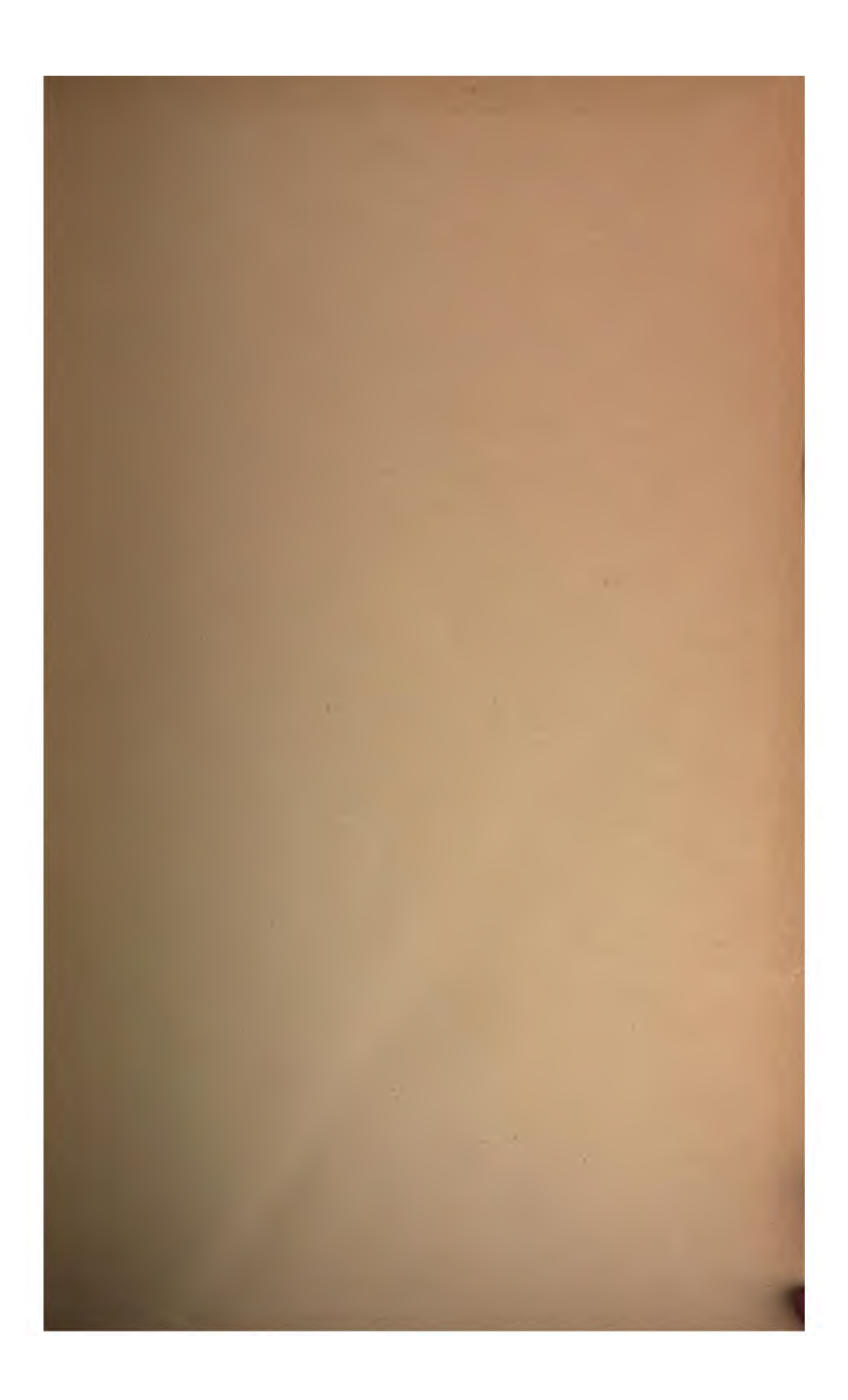








Neue
eutsche Rundschau

(Freie Bühne)

VII. Jahrgang.

Erstes und zweites Quartal.

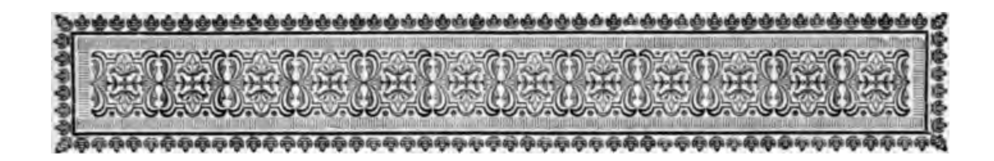
1896.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

Inhaltsverzeichnis

zum ersten Halbband des siebenten Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".





DIE HYPOTHESE DER ENTWICKELUNG.

EINE POLEMIK GEGEN SALISBURY.

VON

HERBERT SPENCER.

Bei der Sitzung der British Association for the Advancement of Science in Oxford im August 1894 gab der Präsident, Lord Salisbury, in seiner Eröffnungsrede eine ungünstige Kritik der Entwicklungs-Lehre. Die Mitglieder der Association konnten sich nun nicht in offnen Widerspruch setzen zu den Aeusserungen eines Mannes, dem sie ihre Präsidentschaft angetragen hatten. So wurden seine Auseinandersetzungen weit durch die ganze öffentliche Presse verbreitet, ohne jeden Commentar, und wurden gern als massgebend aufgenommen von den breitesten Schichten des Publikums, welches den Glauben hatte, im Recht zu sein, wenn es die Dicta eines Mannes hinnahm, der gleichzeitig der letzte Premierminister, Kanzler der Universität und gewählter Repräsentant der Wissenschaft war.

Seitdem haben die Biologen ruhig ihre Studien fortgesetzt und sind in ihren Erörterungen fortgefahren ohne Erwähnung der Salisbury'schen Gesichtspunkte. Sie betrachteten sie als so zweifellos unhaltbar, dass eine Widerlegung sich erübrigte. Aber ich glaube, sie haben dabei nicht genügend die Wirkungen beachtet, welche bei ein bis zwei Millionen Lesern hervorgerufen wurden, vor deren Augen die Zeitungen Salisbury's Rede brachten. Und nur durch einen neuerlichen Vorfall ist es gekommen, dass diese Wirkungen endlich neutralisirt werden konnten.

Dieser Vorfall war der Applaus, den die Mitglieder der französischen Akademie der Wissenschaften einer französischen Uebersetzung der Salisbury'schen Rede zollten, die ihnen unterbreitet wurde. Ihre Darstellung mit lobenden Erläuterungen, die in den Englischen Zeitungen stand, bestärkte den vorherigen Eindruck. Wenn englische Männer der Wissenschaft schwiegen und französische Männer der Wissenschaft lobten, so mussten die meisten Leute daraus schliessen, dass Salisbury's Ansichten acceptirt waren.

Daher schien es nöthig das Schweigen zu brechen, und ich habe sehr ungern andere Arbeiten aufgeschoben, um einmal zu zeigen, wie

schwach die Argumente Salisbury's sind. So entstand der folgende Aufsatz. Seine Verbreitung in Deutschland und Frankreich, wie in England, schien nöthig, da sich draussen wie hier zu Hause vielfach reactionäre Bestrebungen geltend machten.

Enthusiastische Anhänger des Princips der natürlichen Zuchtwahl haben es mit dem Princip der Schwere verglichen. Der Vergleich ist nicht gerechtfertigt. Erstlich hat es nicht entfernt den cardinalen Werth des anderen als eine wissenschaftliche Wahrheit; sodann ist es nicht die einzige Ursache der Phaenomene, die erklärt werden sollen, wie Darwin selbst zugab, indem er die Vererbbarkeit der Wirkungen von Uebung und Nichtgebrauch der Organe anerkannte. Nichtsdestoweniger will ich — mit diesem Vorbehalt — den Vergleich für einen Augenblick acceptiren, weil er mich in den Stand setzt, die Natur einer weit verbreiteten falschen Anschauung nachzuweisen.

Nehmen wir einmal an, wir lebten in den Tagen, als Newton grade seine Theorie veröffentlicht hatte, und man hätte dem Zeitungsleser oder (da es zu jener Zeit wenige solche gab) sagen wir „dem Mann auf der Strasse" davon erzählt. Nehmen wir an, ihm wäre gemäss Newtons Ansicht auseinandergesetzt worden, dass die Körper sich im direkten Verhältniss ihrer Massen und umgekehrt wie die Quadrate ihrer Entfernung anzögen, und dass die Erscheinungen, die das Sonnensystem uns bietet, von ihm als übereinstimmend mit diesem Gesetz bezeichnet worden wären. Nehmen wir weiter an, dass der so belehrte Mann sofort nachher erführe, dass es Zweifler an der Lehre gäbe, wie z. B. Clairaut, der gefunden hatte, dass gewisse Mondbewegungen nicht aus dem Gravitationsgesetz erklärt werden könnten, und dass in Folge dessen Newton's Ansicht über die Bewegungen der Planeten unhaltbar wäre. Setzen wir nun ferner den Fall, der Mann schlösse daraus, dass zugleich mit der Theorie der Schwere die Theorie des Sonnensystems aufgegeben werden müsste; und dass gewisse Anschauungen von Kopernikus, von denen er gehört hatte, und gewisse andere Anschauungen von Kepler nun als falsch erwiesen wären. Was würden wir in einem solchen Fall sagen? Offenbar doch, dass der Mann einen schweren Denkfehler dadurch begangen hätte, dass er die Lehre von der Schwerkraft mit der Theorie des Sonnensystems identificirte. Wir würden feststellen, dass unabhängige Gründe dafür vorhanden wären, das System des Kopernikus und die Kepler'schen Gesetze anzunehmen, und dass, obgleich durch das Aufgeben des Gravitationsgesetzes die schon vorher bestehende Theorie des Sonnensystems nun jeder rationellen Erklärung ermangeln würde, die das Gravitationsgesetz ihr gab, sie doch durch zwingende Beweise ihren Stand behaupten würde.

Darwins Lehre von der natürlichen Zuchtwahl und die Lehre der organischen Entwicklung werden von den meisten Leuten ohne Zögern für dasselbe angesehen. Und doch besteht zwischen ihnen ein entsprechender Unterschied wie zwischen der Theorie der Gravitation und der des Sonnensystems; und grade so wie die Theorie des Sonnensystems, die zu Newton's Zeit galt, ihre Geltung behalten hätte, wenn Newton's Verallgemeinerung sich als unberechtigt herausgestellt hätte, so würde auch die Theorie der organischen Entwicklung bestehen bleiben, im Falle man die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl wieder verlassen müsste. Ob gezeigt würde, dass die natürliche Zuchtwahl unwirksam ist; oder ob gezeigt würde, dass sie zwar eine partielle

Ursache ist, aber doch nicht hinreicht, alle Thatsachen zu erklären (da die Vererbung von funktionell entstandenen Veränderungen eine mitwirkende Ursache ist); oder ob gezeigt würde, dass keine der bisher herangezogenen Ursachen angemessen ist; in jedem Fall würde doch die allgemeine Lehre, dass alle Arten von Organismen durch das beständige Häufen von Aenderungen auf Aenderungen entstanden sind, noch auf soliden Grundlagen basirt bleiben, obgleich sie nicht mehr so gefestigt dastehen würde. Lord Salisbury jedoch nimmt gemeinsam mit der ungeheuren Majorität der Menschen an, dass die Hypothese der organischen Entwicklung mit den die Entwicklung bedingenden Faktoren stehen oder fallen muss, die man vorgebracht hat. Obgleich er an der einen Stelle zwischen der natürlichen Zuchtwahl als einem herangezogenen ursächlichen Faktor und den Thatsachen der Entwicklung, die dadurch erklärt werden sollen, wohl unterscheidet, behauptet er doch am Schluss seiner Rede, dass die beiden so unlösbar mit einander verbunden sind, dass, wenn die natürliche Zuchtwahl fällt, die Entwicklungs-Idee mit ihr fallen muss, — dass die Thatsachen sich überhaupt nicht natürlich erklären lassen, sondern als übernatürlich angesehen werden müssten. Er sagt, indem er sich auf Weismann bezieht: „Ich nehme vollständig des Professors Diktum an, dass wenn die natürliche Zuchtwahl verworfen wird, uns keine andere Zuflucht bleibt, als die mittelbare oder unmittelbare Aktion eines Zweck-Princips." Und so unterstützt er die populäre Meinung, dass Darwinismus und Entwicklung gleichwerthige Ausdrücke seien.

Obwohl Professor Huxley, der für Biologen sprach, die sich des Unterschiedes bewusst sind, bei der Unterstützung des Dankvotums gegen diese Identifizirung Protest erhob, erschien doch die oben erwähnte Sentenz in der revidirten und veröffentlichten Form von Lord Salisbury's Rede.

Der Mangel direkter Beweise für die natürliche Zuchtwahl wird von Lord Salisbury stark betont. Er sagt: „Kein Mensch und keine Aufeinanderfolge von Menschen haben jemals den ganzen Prozess in irgend einem Einzelfall beobachtet, und sicherlich hat kein Mensch die Beobachtung überliefert." Und da ein direkter Beweis für die Hypothese nicht herausgestellt wird, wird stillschweigend angenommen, dass wir die Alternative der Hypothese annehmen müssen, die jedoch gleichfalls ohne direkten Beweis ist. Hier möge man mich entschuldigen, wenn ich bei Gelegenheit dieser Aufstellung einige Stellen aus einem Essay citire, der in der Zeit vor Darwin veröffentlicht wurde, als die Entwickelungs-Hypothese, wie sie damals genannt wurde, noch allgemein verlacht wurde. Der erste Theil des Essays lautet folgendermassen:

„In einem Streit über die Entwicklungs-Hypothese, von dem mir jüngst ein Freund erzählte, brachte einer der Disputirenden als Argument vor, dass wir in unserer ganzen Erfahrung kein solches Phänomen wie eine Umwandlung von Arten kennten, und dass es deshalb unphilosophisch wäre anzunehmen, eine Umwandlung von Arten könne jemals vor sich gehen. Wäre ich zugegen gewesen, so denke ich, dass ich ohne Rücksicht auf seine der Kritik offene Behauptung erwidert hätte, dass wir nach aller unserer Erfahrung keine erschaffene Art kennten, und dass es deshalb nach seiner eigenen Herleitung un-

philosophisch wäre anzunehmen, irgend eine Art wäre jemals geschaffen worden.

Die, welche leichtweg die Entwicklungs-Theorie zurückweisen, weil sie nicht in angemessener Weise durch Thatsachen gestützt ist, scheinen zu vergessen, dass ihre Theorien überhaupt nicht durch Thatsachen gestützt ist. Gleich der Mehrheit der Menschen, die für einen gegebenen Glauben geboren sind, verlangen sie die schärfsten Beweise von jedem entgegengesetzten Glauben, aber nehmen an, dass ihr eigener keine braucht. Wir finden hier über den Erdball zerstreut pflanzliche und thierische Organismen, die Pflanzen nach Humboldt in etwa 320000 Arten, die Thiere nach Carpenter in etwa 2000000 Arten; und wenn wir hierzu die Zahlen der thierischen und pflanzlichen Arten hinzufügen, die untergegangen sind, können wir mit Sicherheit die Zahl der Arten, welche auf der Erde existirt haben und noch existiren, auf nicht weniger als zehn Millionen veranschlagen. Was ist nun wohl die rationellste Theorie über diese zehn Millionen Arten? Ist es sehr wahrscheinlich, dass zehn Millionen besondere Schöpfungsakte stattgefunden haben (von denen jeder einen bewussten Plan und ihn ausführende Handlungen in sich begriff)? Oder ist es sehr wahrscheinlich, dass die zehn Millionen Varietäten (d. h. Arten) durch beständige Veränderungen in Folge von wechselnden Umständen hervorgebracht worden sind? . . . .

Zweifellos werden Viele antworten, sie könnten es leichter verstehen, dass zehn Millionen besondere Schöpfungsakte stattgefunden haben, als dass zehn Millionen Varietäten durch allmählige Umänderungen entstanden sind. Alle diese werden jedoch, wenn man sie weiter inquirirt, herausfinden, dass sie sich einer Art Täuschung hingeben . . . . Ein sorgfältiges Einsichtnehmen wird ihnen zeigen, dass sie sich noch niemals die Schöpfung auch nur einer einzigen Art klar vor Augen geführt haben. Wenn sie sich einen endgiltigen Begriff von dem Vorgang gebildet haben, so mögen sie uns doch erzählen, wie eine neue Art konstruirt wird, und wie sie in die Erscheinung tritt. Wird sie aus den Wolken heruntergeworfen? Oder müssen wir meinen, sie windet sich aus dem Boden heraus? Fliegen ihre Glieder und Eingeweide aus allen Himmelstheilen zusammen? Oder müssen wir die alte hebräische Idee wieder aufnehmen, dass Gott Lehm nimmt und daraus ein neues Geschöpf knetet? . . . .

Sollten die Gläubigen specieller Schöpfungsakte, es für unbillig halten, wenn man sie so auffordert zu beschreiben, wie jede besondere Schöpfung stattfindet, so erwidere ich, dass das viel weniger ist, als was sie von den Unterstützern der Entwickelungs-Hypothese verlangen. Von ihnen fordert man nur die Andeutung eines denkbaren Modus. Sie ihrerseits fordern nicht einen denkbaren Modus, sondern den wirklichen. Sie sagen nicht: Zeigt uns, wie dies stattfinden könnte; sondern sie sagen: Zeigt uns, wie dies wirklich stattfindet. Weit entfernt, dass es unvernünftig wäre, die obige Frage zu stellen, würde es vernünftig sein, nicht nur nach einer möglichen Art und Weise der speziellen Schöpfung zu fragen sondern nach einer erwiesenen, da dies augenscheinlich keine grössere Forderung ist als sie sie gegenüber ihren Opponenten erheben."

Zwar bezieht sich der hier betonte Gegensatz der Ausweise nicht auf die Theorie von dem Ursprung der Arten durch natürliche

Zuchtwahl, welche zu jener Zeit (1852) noch nicht aufgestellt war, sondern auf die Theorie der organischen Entwicklung, getrennt betrachtet von irgend welchen bezeichneten Ursachen oder vielmehr betrachtet als Folge der allgemeinen Ursache — Anpassung an Bedingungen. Der Gegensatz bleibt jedoch gleich stark, wenn anstatt der allgemeinen Lehre die besondere Lehre in Frage kommt; und der Forderung von Thatsachen zur Unterstützung dieser besonderen Lehre kann man in ähnlicher Weise begegnen durch die Gegenforderung von Thatsachen, die die entgegengesetzte Lehre stützen können. Vielleicht wird Lord Salisbury diesem Verlangen dadurch entgegenkommen, dass er die Berichte der Genesis heranzieht. Aber selbst wenn er die Zweifel erklärter Bibelkritiker, wie des Geistlichen Professor Cheyne's, vernachlässigt und absolutes Vertrauen in die Behauptungen setzt, die vor 3000 Jahren unter nomadisirenden Horden von Schafhirten kursirten, muss er zugestehen, dass diese herangezogenen Thatsachen nicht zu der Klasse gehören, die er im Auge hat, wenn er Beweise für die Hypothese der natürlichen Zuchtwahl verlangt: sie sind nicht Thatsachen direkter Beobachtung.

Wenn man also annimmt, dass die beiden Hypothesen — besondere Schöpfung und Entwicklung durch natürliche Zuchtwahl — ihren Prüfstein in direkt beobachteten Thatsachen finden müssen, die zu ihrer Unterstützung herangezogen werden, dann muss, wenn die Hypothese der Entwicklung durch natürliche Zuchtwahl verworfen wird, weil es keine direkt beobachteten Thatsachen giebt, die sie beweisen, auch die Hypothese der besonderen Schöpfung aus demselben Grunde verworfen werden.

Wir wollen jedoch nun von der Frage des direkten Beweises zu der des indirekten Beweises übergehen. Wir wollen sehen, ob es irgend welche positiven Thatsachen der Beobachtung giebt, welche die eine Hypothese rechtfertigen könnten, und ob es positive Thatsachen der Beobachtung giebt, welche die andere rechtfertigen könnten. Hier führt ein Vergleich zu ganz verschiedenen Resultaten. Obgleich einige der Thatsachen ziemlich allgemein bekannt sind, muss man mich doch entschuldigen, wenn ich sie hier anführe, da Lord Salisbury sie ignorirt.

Zwar ist die grosse Masse der geologischen Niederlegungen zerstört und das Uebrigbleibende von seinem Ort gebracht oder entstellt worden, zwar ist nur ein kleiner Theil — ein unendlich kleiner Theil — dieses Restes untersucht worden, so dass die Paläontologie nur Bruchstücke von Ausweisen liefert, aber doch bezeugen die Schichten der Erdrinde, je mehr sie untersucht werden, um so deutlicher, dass organische Formen durch Veränderungen und wieder Veränderungen entstanden sind. Kürzliche Entdeckungen, besonders die, welche die Herleitung des Vogeltypus durch Zwischenformen vom Reptiltypus zeigen, und die, welche zeigen, wie wir von dem vierzehigen Orohippus der Eocenschicht in den späteren Schichten durch den Mesohippus, den Miohippus, den Protohippus und den Pliohippus bis zu dem heutigen Pferde hinaufsteigen, haben der Hypothese der Entwicklung einen starken Rückhalt gegeben, einen so starken Rückhalt, dass Professor Huxley, der bis zu der Zeit, wo er Professor Marsh's Fossilien noch nicht gesehen hatte, die Hypothese nur mit Vorbehalten annahm, sie darnach ohne Vorbehalt acceptirte. Nicht nur liefern in der That Fossile in diesen und in andern Fällen die Linien graden

Aufsteigens zu jetzt bestehenden Formen, sondern sie enthüllen gleichzeitig einen allgemeinen Sachverhalt von grosser Bedeutung — die Thatsache nämlich, dass die frühen Typen der Lebewesen einer Klasse die gewöhnlichsten und allgemeinsten Strukturverhältnisse aufweisen, und dass spätere Typen derselben Klasse in dieser oder jener Richtung weiter spezialisirt sind: Beziehungen, die der Entwicklungs-Prozess der Divergenz und erneuten Divergenz mit begleitenden Umänderungen mit sich bringt.

Die Wahrheiten der Klasseneintheilung haben eine ähnliche Bedeutung. Das gemeine Volk und sogar Naturwissenschaftler der alten Schule gehen achtlos an den bemerkenswerthen Beziehungen vorüber, die sowohl im Pflanzen- wie im Thierreich bestehen zwischen ihren Abtheilungen, Unterabtheilungen, Klassen, Unterklassen, Ordnungen, Familien, Gattungen, Arten und Varietäten. Die Thatsache, dass diese Gruppen wieder in Gruppen zerfallen, die fortwährend an Umfang abnehmen, verträgt sich vollkommen mit der Annahme eines gemeinsamen Ursprungs. Nehmen wir an, der Hauptast eines grossen Baumes wäre so vergraben worden, dass nur die Spitzen seiner Zweige aus der Erde herausragten, und nehmen wir weiter an, ein Mann von den Faröer-Inseln, der keine Bäume kennt, hielte eine von diesen hervorstehenden Spitzen für eine besondere Pflanze und versuchte, sie zu entwurzeln. Er würde finden, dass unter der Oberfläche der blossgelegte Trieb sich mit anderen ähnlichen vereinigte und einen kleinen Zweig bildete; und Nachforschungen in der ganzen Umgebung würden darthun, dass überall die nahe bei einander stehenden Nester von Trieben so zusammenliefen. Weitere Ausgrabungen würden zeigen, dass die benachbarten Zweige, die aus Büschel von Trieben zusammengesetzt sind, sich selbst ein wenig tiefer vereinigten und zu gröberen Zweigen eines mittelgrossen Astes würden. Noch weiter grabend würde der Mann entdecken, dass mehrere solche Aeste Theile eines noch grösseren Astes bildeten, und so fort, bis eine völlige Klarlegung es offenbar machen würde, dass alle diese grossen Aeste, kleinen Aeste, Zweige und Triebe in ihren verschiedenen Gruppen aus dem einen ursprünglichen Hauptast des Baumes hervorgegangen wären, der selbst wieder aus dem Stamm entsprang, und dass sie Gruppen innerhalb Gruppen bildeten, die sich an Umfang vermindern in dem Maasse als sie sich von ihrem gemeinsamen Stammvater entfernen. Und nun möge der Leser noch beachten, dass während wir so ein Gleichniss für die Beziehungen der Arten, Gattungen, Ordnungen etc. gewonnen haben, wie sie jetzt existiren, wir auch dies Gleichniss auf die Beziehungen anwenden können, die, soweit wir wissen, zwischen den Resten bestehen, die in der Erdkruste eingeschlossen sind: die beiden Reihen von Phaenomenen entsprechen einander.

Die Lehre, die uns die Thatsachen der Vertheilung in der Zeit giebt, wird uns auch von den Thatsachen der Vertheilung im Raum gegeben. In verschiedenen Gegenden bestehen enge Beziehungen zwischen der gegenwärtigen und der vergangenen Fauna, die man als Fossile gefunden hat: obgleich verschieden sind sie nahe verwandt. Es war „jene wunderbare Verbindung zwischen den Todten und den Lebenden desselben Kontinents“, die Darwin den Glauben an die Abstammung mit Umwandlung ganz besonders aufzwang, als Professor Owen grade diese Verbindung zwischen den bestehenden südamerikanischen Formen

und den begrabenen Formen ausgelöschter Arten demonstrirt hatte. Das Faktum, dass in dem schon so lange von den anderen Erdtheilen getrennten Australien alle eingeborenen Säugethiere dem Typ ohne Mutterkuchen angehören, und dass die fossilen Säugethiere, die dort gefunden werden, ebenfalls sämmtlich diesen Typ repräsentiren, legt diese Verbindungen sehr deutlich klar. Und diese Aehnlichkeiten der Natur zwischen gegenwärtigen und vergangenen Faunen derselben Oertlichkeiten sind Verflechtungen von Umständen, die genau mit denen übereinstimmen, welche wir oben hervorgehoben haben.

Da sind weiter die Thatsachen der Embryologie. Auf verschiedene Weisen erzählen sie uns in endloser Wiederholung dieselbe Geschichte.

Bär fand, „dass jeder Organismus in seinen frühesten Stadien die grösste Anzahl von Charakteren gemeinsam mit allen anderen Organismen in ihren frühesten Stadien hätte; dass seine Struktur auf einer etwas späteren Stufe den Strukturen entsprechender Stufen bei einer weniger grossen Menge von Organismen gleicht; dass in jedem folgenden Stadium Charaktere hinzutreten, welche allmählich den sich entwickelnden Embryo verschieden machen von Gruppen von Embryonen, denen er früher ähnlich war, — und sich so Schritt für Schritt die Klasse von Embryonen vermindert, denen er noch ähnlich sieht; und dass auf diese Weise der Kreis ähnlicher Formen schliesslich auf die Art verengert wird, von der er ein Mitglied ist.“

Offenbar entsprechen diese Gruppen, die sich in immer kleinere theilen in dem Maasse, wie sie weiter und weiter auseinanderweichen, vollständig den Gruppen innerhalb von Gruppen, welche die Klassifikation von Thieren und Pflanzen uns darbietet, und ebenso den Abtheilungen innerhalb von Abtheilungen des vergrabenen Astes, welche ein Gleichniss ihrer Beziehungen und der von fossilen Formen liefern, soweit sie bekannt sind. Das heisst: was wir den embryologischen Baum nennen können, entspricht dem Baum der Klassifikation und den mehr modernen Theilen des paläontologischen Baumes, dem wir, wenngleich unvollkommen, im Stande waren nachzuspüren. Ueberdies werden, wenn wir die Entwicklungs-Hypothese annehmen, die sonderbaren Umformungen eines sich entwickelnden Embryos verständlich, obgleich sie in sonstiger Hinsicht unverständlich bleiben. Jedes höhere Thier nimmt seinen Anfang in Form einer Zelle mit einem Kern, eine Bildung, die es mit den kleinsten und einfachsten Wesen, den Protozoen, gemeinsam hat. Während diese gekernte Zelle bei den Protozoen durch eine Theilung andere aus sich entstehen lässt, die ihre verschiedenen Wege gehen (Tochterzellen, die ihrerseits aus einander gehende Enkelzellen entstehen lassen), charakterisiren sich die Metazoen dadurch, dass die Zellen anstatt sich zu verlassen nach auf einander folgenden Theilungen zusammenbleiben und einen Haufen bilden. Die Glieder dieses Haufens scheiden sich in zwei Schichten, zwischen denen bei den höheren Typen noch eine dritte entsteht; und diese Schichten sind es, aus denen sich alle äusseren und inneren Organe bilden. Bei jeder grossen Klasse der Metazoen wird die Weiterentwicklung zu jedem höheren Typ von einer „Recapitulation“ von Zügen begleitet, die niederen Typen angehören. Bei den Wirbelthieren z. B. weist der Embryo eines Vogels oder eines Kaninchens zu einer gewissen Zeit Formen auf, die denen des Fisch-Embryos ähneln — die

Bildung, die in grober Weise die Kiemenspalten darstellt, ist eine davon. Und auch der menschliche Embryo zeigt erst eine auf einander folgende Reihe von Organisations-Verwandtschaften zu niederen Säugethieren, ehe er zuletzt die dem Menschen eigenthümliche Gestalt annimmt. So wunderbar wie diese Wiederholung von Charakteren niederer Typen ist, sie ist grob gesagt völlig mit der Hypothese der Entwicklung im Einklang — sie schliesst eine Art transcendenter Vererbung ein. Es erscheint in der That als ein nothwendiger Schluss, dass, wenn jeder bestehender Typ eines Organismus durch eine Reihe von vorhergehenden Typen erreicht worden ist, sein Entfaltungsprocess Spuren seiner Vorfahrengeschichte aufweisen muss — und nicht der Entfaltung jener Organismen gleichen kann, die andere Ahnengeschichten gehabt haben. Wie könnten die verschiedenen Arten zu verschiedenen Terminen ankommen, wenn ihre Wege alle dieselben wären?

An die Thatsachen, welche die Embryologie uns bietet, müssen wir die eng damit verknüpften Thatsachen anreihen, die uns die rudimentären Organe darbieten. Während in den früher beschriebenen Fällen den Vorfahren angehörende Strukturverhältnisse sich zwar zu bilden beginnen, aber bald wieder verschwinden, wie z. B. die keimenden Zähne des gemeinen Walfisches, die nach einer bestimmten Zeit wieder zurückgehen, verschwinden sie in anderen Fällen, wo die Vorfahren keiner sehr weit zurückliegenden Periode der Stammesgeschichte angehören, nicht, sondern kommen in ihrer Entwickelung zu einem Stillstand und bleiben nun als Rudimente bestehen. So besitzen gewisse Schlangen unter ihrer Haut verborgen unentwickelte hintere Gliedmassen, die auf eine Eidechsen-Ahnenschaft zurückdeuten; und bei den blinden, stieläugigen Krustenthieren, die in den Höhlen von Kentucky leben, fehlt das Auge, aber der Stiel, der es trug, ist noch vorhanden. Nicht nur giebt es so theilweise reproducirte Organe, die dem Lebewesen, das sie besitzt, nutzlos sind, sondern es giebt auch solche, die direkt schädlich sind; so ist z. B. der Wurmfortsatz an dem menschlichen Blinddarm, an sich völlig nutzlos, nicht selten die Ursache von Krankheit und oft sogar von frühzeitigem Tod.

Aber diese fünf grossen Gruppen von Thatsachen, die auf verschiedene Weise dieselbe Geschichte erzählen, stehen bislang ohne eine näher bezeichnete Ursache da. Woher kommt es, dass diese fortschreitenden Umwandlungen stattgefunden haben? Und warum sind die veränderten Formen auf eine Art mit einander verbunden, die die Paläontologie, die Klasseneintheilung, die örtliche Verbreitung, die Embryologie und die rudimentären Organe in gleicher Weise präsentiren? Die Antwort ist, dass wir nur um uns zu blicken brauchen, um überall eine allgemeine Ursache wirkend zu sehen, die, wenn sie zu allen Zeiten in Kraft gewesen ist, eine Erklärung wohl gewährt. Man setze irgend eine Pflanze oder ein Thier veränderten Umständen aus (Umständen, die den früheren nicht so ungleich sind um verhängnissvoll zu werden), und die Pflanze oder das Thier fangen an sich zu verändern, und diese Aenderung ist eventuell so beschaffen, dass sie das Lebewesen den neuen Umständen anpasst. Durch welche besonderen Ursachen die anpassenden Umänderungen bewirkt werden, interessirt uns jetzt nicht. Hier verlangt unsere Diskussion nur die Anerkennung der Wahrheit, dass die Organisation in irgend einer Weise für die neuen Bedingungen umgemodelt wird. Obschon man

der Illustrirung, die uns durch Kulturpflanzen und Hausthiere geliefert wird, entgegenhalten könnte, dass eine künstliche Auslese dabei im Spiele gewesen ist, involvirt doch diese künstlerische Auslese, da sie Veränderungen (Variationen) erfordert, dass die ausgelesenen Pflanzen und Thiere durch äussere Einflüsse verändert, und dass die Veränderungen vererbt und gehäuft worden sind. Und wenn man für nothwendig hält, einen Fall anzuführen, bei dem die künstliche Zuchtwahl keine Rolle gespielt hat, so liefert uns die menschliche Rasse selbst einen, der schlagend genug ist. Wenn man nicht die Annahme macht (die der Glaube Lord Salisbury's ausschliesst), dass auch die einzelnen Varietäten des Menschen unabhängig von einander geschaffen worden sind, ist der Schluss unabweissbar, dass ihre Unterschiede verursacht wurden durch Ungleichheit ihrer Lebensweise in ungleichen Umgebungen. Entweder sind ihre Verschiedenheiten ohne Ursache, was absurd ist, oder sie sind Verschiedenheiten, welche jede Varietät für ihre Lebensbedingungen unpassend gemacht haben, was ebenfalls absurd ist, oder sie sind Verschiedenheiten, die jede Varietät für ihre Lebensbedingungen passend gemacht haben, und, wenn dem so ist, sind sie resultirt aus der Rückwirkung der Konstitution auf die Bedingungen selbst: die einzige Annahme, die nicht absurd ist. Dass diese Auslegung nothwendig so vorgenommen werden muss, zeigen uns Fälle, in denen entweder durch das Abtödten nicht angepasster Individuen oder durch die Wirkungen der Gewohnheit oder durch beides, ausserordentliche Anpassungen hervorgebracht wurden. Da sind z. B. die Feuerländer, die auf ihren elenden Inseln beinahe nackend gehen, während der fallende Schnee auf ihren Körpern schmilzt; da sind die Jakuten — die „Eisenmänner", wie sie genannt werden — die in ihrem rauhen Klima im Freien schlafen und mit Reif bedeckt aufwachen; da sind die Hindus, deren Konstitution so völlig den Tropen angepasst ist, dass sie im brennenden Sonnenschein schlafen können; und da sind endlich indianische Hügelstämme, die gemächlich an Malaria-Orten leben, welche nicht nur den Europäern sondern auch den Hindus verhängnissvoll werden. Ausserdem übrigens, dass wir so Beweise dafür erlangen, dass Organismen sich an ihre Umgebung anpassen, erlangen wir auch Beweise, dass daraus zugleich ein Auseinanderweichen und erneutes Auseinanderweichen von Rassen und Varietäten resultirt. Die Menschen haben sich von irgend einem Ursitz in die anderen Länder nach allen Richtungen hin ausgebreitet; und daraus haben sich verschiedene sehr ungleiche Familien ergeben, die für ihre einzelnen Verbreitungsgebiete geeignet sind, und weniger ungleiche Stämme, die innerhalb dieser Familien auseinander wichen wie z. B. die arischen Völker Europas.

Dieser Process, den die Species Mensch uns zeigt, findet auch bei jeder anderen Art von Lebewesen statt und hat immer stattgefunden. Während wir eine allgemeine Ursache wahrnehmen, die vom Anfang an Veränderungen auf Veränderungen gehäuft hat, nehmen wir auch wahr, wie gleichzeitig ein Aufbau von Klasse innerhalb Klasse seinen Fortgang genommen hat. Die Ursache, die wir thätig finden, ist eine von der Art, wie wir sie nothwendig brauchen, um die merkwürdigen Beziehungen zu erklären, die wir oben beschrieben haben.

So haben wir also fünf grosse Reihen von Thatsachen, welche alle dieselbe Geschichte erzählen und alle zu demselben Schluss drängen,

da ihre vereinigte Bedeutung eine immense ist im Vergleich zur Bedeutung jeder einzelnen Reihe für sich. Und in der Anpassung von Organismen an ihre Lebensbedingungen haben wir eine Ursache, die diese Massen von Phänomenen verständlich macht. Auf diese sich gegenseitig bewahrheitenden Reihen von Beweisen ist die Hypothese der Entwicklung gegründet und hält sich durch sich selbst, ganz abgesehen von irgend welchen Schlussfolgerungen, die ihre besonderen Ursachen betreffen. Daher der Sinn der Behauptung, die wir oben gemacht haben, dass sogar, wenn alle Theorien über die speziellen Ursachen sich als falsch erwiesen, die Entwicklungslehre doch ihre Stellung behaupten würde.

Nachdem wir so die beobachteten Thatsachen betrachtet haben, welche die Hypothese der Entwicklung in indirekter Weise stützen, wollen wir uns jetzt nach den beobachteten Fakten umsehen, welche die entgegengesetzte Hypothese in indirekter Weise stützen können. Es giebt keine. Weder in der Luft, noch auf der Erde, noch im Wasser finden wir irgend etwas, das auf eine besondere Schöpfung schliessen liesse. Ja, in der Wirklichkeit sehen wir nicht nur keine Thatsachen, die die Annahme begünstigen, sondern wir sehen eine Welt von Thatsachen, die ihr widerstreitet. Anstatt indirekter Beweise finden wir überall indirekte Widerlegungen, und zwar zwei Klassen derselben, besondere und allgemeine.

Die besonderen sind die, welche sich aus der Betrachtung der oben erwähnten Thatsachenreihen als indirekte Beweise der Entwicklungs-Hypothese ergeben; denn diese machen zugleich die Hypothese spezieller Schöpfungsakte dadurch unglaubhaft, dass sie unbeantwortbare Fragen erheben. Warum zeigen uns der klassifikatorische, der paläontologische und der embryologische Baum in gleicher Weise eine auseinandergehende und stets von neuem auseinandergehende Anordnung wie die von jedem Familien-Stammbaum, der durch aufeinanderfolgende Generationen bis zu irgend einem entfernten Vorfahren zurückverfolgt werden kann?

Beabsichtigte Gott so, einen täuschenden Anschein von verwandten Beziehungen zu erwecken, wo keine bestehen? Und dann, was sollen wir zu jenen sonderbaren embryologischen Verwandtschaften sagen? Wenn die Entwicklung des Embryos auf göttliche Weise geordnet worden wäre, würde sie sicher den Richtungslinien direkten Wachsthums vom Keim bis zur vollendeten Bildung gefolgt sein: würde nicht verschiedene Verwandlungen durchlaufen haben, die weder zu vorübergehenden Bedürfnissen, noch zum endgültigen Bau, noch zur Lebensweise irgend welche Beziehung haben. Warum aber diese abgebrochenen Processe, die auf eine Abstammung mit Umänderung hinweisen? Sind diese Myriaden von Theil-Entwicklungen von Strukturen, die nachher doch nur absorbirt werden, dazu bestimmt, den Menschen irre zu führen und zu falschen Schlüssen über den Ursprung der Dinge zu bringen? Noch einmal: wenn nutzlose rudimentäre Organe, wie Einige angeben, zu dem Zweck geschaffen wären, die „Symmetrie“ in dem „Plan aller Dinge“ aufrecht zu erhalten, ist dieser Grund (den wir, kommt der Mensch in Betracht, eine Grille zu nennen hätten) dann mit der Thatsache verträglich, dass einige Walfischarten Rudimente der hinteren

Gliedmassen haben, andere jedoch Rudimente der Becken, oder mit der ähnlichen Thatsache bei Schlangen: woraus zu folgen wäre, dass die angebliche Idee des Schöpfers nicht durchgeführt wäre? Oder sollen wir wie vorher schon annehmen, dass es planmässig darauf abgelegt wäre, die zu täuschen, welche die ihnen beigebrachten Lehren zu prüfen suchten? Es giebt Menschen, die meinen, die Zweifel derer, welche nach der Wahrheit ihres ererbten Glaubens forschen, würden schwere Strafe nach sich ziehen. Möglicherweise glauben Einige von diesen Leuten an einen Gott, der dazu fähig ist, täuschende Augenscheinlichkeiten zu bereiten, so dass die, welche prüften, zum Unglauben geführt werden und ewig verdammt sein sollten. Bei solchen Menschen könnten wir nur mit Dantes Führer sagen: „Siehe hin und geh vorbei."

Die allgemeinen indirekten Widerlegungen werden von den Thatsachen gebildet, welche die natürlichen Gleichförmigkeiten unter den Erscheinungen vor's Auge führen. Von Stunde zu Stunde zeigen alle möglichen Vorfälle uns die konstanten Beziehungen von Ursachen und Wirkungen und bringen uns zu Ueberzeugungen, die so unvereinbar mit besonderen Schöpfungsakten sind, dass sie in uns sofort den Unglauben an heute noch vorkommende vorgebliche Beispiele davon erwecken. Wenn Jemand käme und uns erzählte, er hätte in sein Zimmer ein Gefäss gesetzt mit nichts als klarem Wasser darin, und er hätte plötzlich einen Fisch darin erscheinen sehen, oder wenn er uns erzählte, er hätte nahe am Boden eine Masse von Wolken gesehen, die sich zusammengezogen, immer mehr verdichtet und schliesslich die Form eines unbekannten Thieres angenommen hätten; was würden wir davon denken? Entweder dass der Mann sich täuscht oder uns zu täuschen sucht. Wir würden durch unser Lächeln zeigen, dass die Idee eines besonderen Schöpfungsaktes, sobald sie uns durch angebliche Vorgänge deutlich vor's Auge gerückt wird, zu sinnlos ist, um sie ernstlich zu hegen.

Wir haben somit nun die Antithese: Während die Lehre von der organischen Entwicklung durch grosse Massen von beobachteten Thatsachen in indirekter Weise gestützt wird, bleibt die Lehre von besonderen Schöpfungsakten nicht nur ohne jede indirekte Unterstützung durch beobachtete Thatsachen, sondern ihr wird sogar in indirekter Weise durch die gleichen Massen und durch die enorme Anhäufung von beobachteten Geschehnissen widersprochen, die unsere tägliche Erfahrung ausmachen.

So schlagend dieser Gegensatz schon ist, er wird noch schlagender, wenn wir die beiden Hypothesen von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachten. Lord Salisbury folgert aus dem Mangel von beobachteten Thatsachen, die die Bildung einer Art durch natürliche Zuchtwahl direkt beweisen, dass die Hypothese der natürlichen Zuchtwahl nicht aufrecht erhalten werden kann. Er sagt: „Ich denke, Professor Weismann hat Recht, wenn er sagt, dass wir uns den Prozess der natürlichen Auslese weder mit grösserer noch mit geringerer Leichtigkeit vorstellen können"; und er folgert sofort weiter, dass bei dem Fehlen eines direkten Beweises die Hypothese der natürlichen Zuchtwahl eine „blosse Vermuthung" ist. Ich möchte zuerst darauf aufmerksam machen, dass Professor Weismann's Meinung hier ernstlich missdeutet wird. An der Stelle, auf die sich Lord Salisbury bezieht, sagt Professor Weismann von der natürlichen Zuchtwahl: „Wir nehmen

sie an, nicht weil wir im Stande sind, den Prozess im Einzelnen zu demonstriren, nicht einmal, weil wir ihn uns mit grösserer oder geringerer Leichtigkeit (im Einzelnen) vorstellen können, sondern einfach, weil wir müssen etc.“ Und dass dies seine Meinung ist, wird durch die Thatsache bewiesen, dass eine frühere Stelle, auf die er sich mit den Worten „wie bereits gesagt“, bezieht, folgendermassen lautet: „Denn es ist wirklich sehr schwierig, sich diesen Prozess der natürlichen Zuchtwahl in seinen Einzelheiten vorzustellen.“ Sicher besteht ein eminenter Unterschied zwischen dem beabsichtigten und dem beigelegten Sinn. Man kann sich mit vollkommener Leichtigkeit vorstellen, dass eine fliegende Kanonenkugel sehr bald niederfallen und Schaden anrichten wird, während es sehr schwierig sein kann, sich vorzustellen, was für Schäden sie nun im Einzelnen anrichten wird. Aber wir wollen jetzt hiervon absehen und untersuchen, ob wir bei dem Fehlen von beobachteten Thatsachen, die die Hervorbringung einer Art durch natürliche Zuchtwahl beweisen könnten, doch die Befugniss haben, eine Theorie der natürlichen Zuchtwahl aufzustellen.

Ich habe stets bedauert, dass Darwin diesen Ausdruck wählte um seine Hypothese zu benennen. Das Wort Zuchtwahl (Auslese) bezeichnet einen bewussten Prozess und schliesst so eine stillschweigende Personifikation der Natur ein. Durch die stillschweigende Personifizirung jener Gesammtheit von Umgebungsbestandtheilen, die wir Natur nennen, bringt das Wort in unbestimmter Weise die Idee hervor, dass die Natur auslesen kann, wie ein menschlicher Züchter ausliest, und dass sie einen besonderen Charakter auslesen und verstärken kann, was sich nur unter gewissen Bedingungen so verhält. Ausserdem erweckt das Wort den Gedanken einer Wahl — schiebt die Idee unter, als wenn es der Natur frei stände, in der angegebenen Weise zu handeln oder nicht zu handeln.

Hauptsächlich das Bewusstsein, dass falsche Ideen auf diese Weise wach gerufen würden, führte mich, als ich die Prinzipien der Biologie schrieb, dazu, den Ausdruck „Ueberleben des Passendsten“ an die Stelle zu setzen — z. Th. weil dieser Ausdruck, wie ich in § 164 des angeführten Werkes zeigte, sich in ganz natürlicher Weise ergiebt, wenn wir die Erscheinungen des Lebens und Todes in Verbindung mit den Geschehnissen der Umgebung von einem rein mechanischen Standpunkt aus betrachten. Ich glaube, hätte Darwin diesen Ausdruck gebraucht, wären viele Missverständnisse in Bezug auf seine Theorie nie vorgekommen, und viele Einwände gegen seine Schlüsse wären von vornherein ausgeschlossen gewesen. Unter anderen verhinderten Einwänden würde sich auch der von Lord Salisbury befinden, der denkt, dass die Hypothese der natürlichen Zuchtwahl keine Basis hat, da ihr die Basis der beobachteten Thatsachen fehlt. Denn, wenn wir den Ausdruck „Ueberleben des Passendsten“ an die Stelle setzen, wird es offenbar, dass der Prozess ein nothwendiger ist. Um dies einzusehen, braucht man nur das Entgegengesetzte zu behaupten und zu sagen, dass das Gesetz das Ueberleben des am wenigsten Passendsten ist — dass die Wesen, die für's Leben passten, weggestorben wären, und die leben geblieben wären, welche für's Leben nicht passten. Diese Aufstellungen schliessen einen Widerspruch in sich.

Das Ueberleben des Passendsten ist also unausbleiblich — ist

grade so sicher eine Wahrheit, wie ein mathematischer Grundsatz, den wir annehmen, weil eine Negation nicht fassbar ist.

Da die Erblichkeit neben ihrem augenscheinlichen Zutagetreten noch klar durch die Experimente der Züchter bewiesen worden ist, so schliesst das Ueberleben der Passendsten nothwendig ein, dass die Individuen, deren Bau am Besten ihrer Umgebung angepasst ist, durchschnittlich eine besser angepasste Nachkommenschaft hinterlassen als die anderen; und dass so die Anpassung an die Umgebung aufrecht erhalten wird. Ein fernerer unvermeidbarer Folgesatz ist der, dass bei allen Veränderungen im Wohngebiet und bei Wanderungen in ein anderes Wohngebiet, die am meisten Ungeeigneten in grösserem Masse verschwinden werden als die am wenigsten Ungeeigneten; und dass aus der Zerstörung der am meisten Ungeeigneten in den auf einander folgenden Generationen eine sich beständig vermindernde Ungeeignetheit für das neue Wohngebiet resultiren wird, bis eine Anpassung daran erreicht ist. Das sind Schlüsse, denen man unmöglich entgehen kann.

Ob durch diesen Process eine besondere Abänderung (Variation) dauernd festgehalten und verstärkt werden wird, ist eine ganz andere Frage. Die Antwort hängt von der Antwort auf eine andere Frage ab — in welchem Grade dient, wenn man alles berücksichtigt, eine spezielle Variation dazu, das Leben zu erhalten? Aber während das Ueberleben und die Vermehrung von Individuen, die nur *einige* vortheilhafte Abänderungen ihres Baus besitzen, nicht eine nothwendige Folge davon sind, *ist* das Ueberleben und die Vermehrung von Individuen, bei denen die ganze Konstitution oder ganze *Gruppen von Charakteren* so beschaffen sind, dass sie ihre Träger am besten für die Erfordernisse ihrer Lebensweise geeignet machen, eine nothwendige Folge; und es ist eine nothwendige Wahrheit, dass dies die Bildung einer variirten Struktur einschliesst, wo eine solche ihren Trägern in hervorragendem Maasse hilft, die vitalen Bedürfnisse ihrer Lebensweise zu befriedigen.

Der Leser möge nun bemerken, wie der starke Gegensatz, den wir im vorhergehenden Abschnitt aufgestellt haben, auf diese Weise verschärft wird. Wir sahen, dass die Entwicklungslehre in indirekter Weise durch fünf grosse Klassen von beobachteten Thatsachen gestützt wird; und dass die fortwährende Anpassung und Wiederanpassung der Konstitution an Bedingungen eine allgemeine Ursache von der Art ist, wie sie erforderlich ist, um über diese Thatsachen Rechenschaft zu geben. Hier sehen wir nun, dass von den besonderen Ursachen, die eine Anpassung bewirken, die hauptsächlichste, das Ueberleben der Passendsten, eine ist, deren Thätigkeit wir nicht nur klar begreifen können, sondern eine, bei welcher es unmöglich ist zu begreifen, dass sie nicht in Wirksamkeit ist. Andererseits sahen wir, dass es absolut keine beobachteten Thatsachen giebt, welche der Hypothese besonderer Schöpfungsakte eine indirekte Unterstützung gewähren; sondern dass im Gegentheil alle beobachteten Thatsachen der täglichen Erfahrung, die eine beständige Ordnung unter den Erscheinungen beweisen, die Hypothese negiren. Wir sahen ferner, dass der Process einer besonderen Schöpfung nicht rationell begriffen werden kann, dafür jedoch seine Verneinung vollkommen begreifbar ist. Indem wir so den Gegensatz zum Brennpunkt bringen, wird es offenbar, dass das Eine so-

wohl a posteriori wie a priori glaubhaft, und das Andere sowohl a posteriori wie a priori unglaubhaft gemacht wird. Man kann sich wohl kaum einen schärferen Gegensatz in Bezug auf Glaubhaftigkeit vorstellen.

Die autoritativen Darlegungen des Processes der natürlichen Zuchtwahl geben keine Grundlage für jene Burleske ab, mit der Lord Salisbury das Publikum belustigte. Die „Entstehung der Arten" nimmt das zufällige Sich-Begegnen ähnlich variirter Individuen nicht als nothwendiges Erforderniss an; und im dritten und sechsten Kapitel von Wallace's „Darwinismus", wo sich seit Darwin angehäufte Beweisstücke finden, werden ganz andere Vorgänge beschrieben, als die, welche Lord Salisbury beschreibt. Nachdem er auf die künstliche Zuchtwahl Bezug genommen und ausgeführt hat, dass der Erfolg der Züchter bei Hervorbringung einer gewünschten Abart von ihrer Geschicklichkeit abhängt, „die richtigen Pärchen zusammenzubringen", geht er zu der Frage über:

„Aber wer ist bei der natürlichen Zuchtwahl da, den Platz des Züchters einzunehmen? . . . Was macht es sicher, dass die beiden Individuen verschiedenen Geschlechts, die beide zufällig mit derselben vortheilhaften Variation gesegnet wurden, sich in dem Urwalde finden und durch Vererbung diese Variation auf ihre Nachkommen übertragen?"

Selbst bei dem Fehlen der oben herangezogenen Darlegungen sollte die Kenntniss geläufiger Thatsachen eine solche Darstellung der Erfordernisse unmöglich machen. Der Inhalt der Zuchtregister unserer Hausthiere, sollte man erwarten, genügt. Man braucht sich nur an die Sorgfalt zu erinnern, mit der man die Abstammung von einem berühmten Stammvater genau erforscht, der vor einigen Generationen lebte, um daran zu erkennen, wie der Glaube herrscht, dass eine Variation, die bei einem besonderen Thier besteht, in einem stärkeren oder geringeren Grade der Nachkommenschaft überliefert wird, ganz abgesehen davon, dass das Thier, mit dem es gepaart wurde, etwa dieselbe Variation besitzt: und dieser Glaube herrscht bei Leuten, die als Züchter grosse Gewinne aus seinem Zutreffen ziehen. Wie kann man also sagen, dass ohne die Vereinigung zweier ähnlich variirten Individuen „eine neue Rasse auch nicht einmal ihren Anfang nehmen würde, wobei noch die Frage ihrer Fixirung, nachdem sie grade ihren Anfang genommen, ganz aus dem Spiele bleiben soll." Und hier möchte ich, um noch klarer zu zeigen, wie die Erfahrung Lord Salisbury's Annahme negirt, einige Beweise bringen, die nicht durch die Hausthiere, sondern durch menschliche Wesen geboten werden. Bei der Bezugnahme auf eine Diskussion, die ich kürzlich mit Professor Weismann hatte, bezeugt Dr. Lindsay Johnson, der als Augenoperateur praktizirt und mir mitteilte, dass die Erfahrung anderer Augenärzte seine eigene bestätige, die Uebertragung erworbener Kurzsichtigkeit durch mehrere Generationen hindurch. Er sagt (ich citire mit seiner Erlaubniss):

„Ich habe eine grosse Anzahl kurzsichtiger Patienten gesehen, die zwar weitsichtige Eltern und Grosseltern hatten, die jedoch während ihrer Studien und sonstigen Beschäftigungen einen beträchtlichen Grad von Kurzsichtigkeit und Astigmatismus erwarben. Unter den Kindern, die sie dann von normal- oder weitsichtigen Frauen (mit normal-

sichtigen Eltern und Grosseltern) hatten, fanden sich mehrere, die kurzsichtig aufwuchsen und diese ihre Kurzsichtigkeit auf ihre Nachkommen übertrugen."

Er schickt mir dazu einen Familien-Stammbaum, der zeigt, dass in einer Familie von 6 Kindern, die auf beiden Seiten von weitsichtigen Vorfahren abstammen, vier normalsichtig blieben, dagegen zwei, die Miniatur-Maler waren, kurzsichtig wurden. Der eine von diesen beiden heirathete eine normalsichtige Frau und hatte von ihr zwei Kinder, von denen eines kurzsichtig war; der andere heirathete ebenfalls eine normalsichtige Frau und hatte von ihr drei Kinder, die alle kurzsichtig waren. Zwei von diesen letzteren heiratheten normalsichtige Frauen, und unter ihren Kindern war in jedem der Fälle eines, das kurzsichtig wurde, während die übrigen bis jetzt noch zu jung sind, um den Fehler erkennen zu lassen, denn er kommt niemals vor dem achten Lebensjahre zur Entwicklung. Dass der vererbte Charakter in diesem Fall durch den Gebrauch hervorgerufen wurde und nicht spontan entstand, ändert nichts am Resultat. Der Beweis ist geliefert, dass eine Strukturveränderung, die bei einem der Eltern existirt, auf die Kinder übergehen kann, auch wenn der andere der Eltern keine ähnliche Aenderung besitzt; und ferner, dass diese Abänderung wiederholt übertragen werden kann, auch ohne die Beihülfe des zweiten der Eltern: Thatsachen, die mit Lord Salisburys Annahme nicht vereinbar sind.

Wir wollen jetzt in's Auge fassen, was für nothwendige Zusammenhänge mit der Veränderung von Varietäten und der Bildung von Arten sich daraus ergeben. Die Reisenden erzählen uns, dass die Buschmänner, so scharfäugig sind, dass sie mit dem blossen Auge so weit sehen können als ein Europäer mit einem Fernrohr. Wenn auch einiges davon übertrieben ist, so kann man doch mit Sicherheit folgern, dass sie eine wunderbare Fähigkeit besitzen, Gegenstände auf grosse Entfernungen hin zu unterscheiden. Wie ist diese Eigenschaft entstanden? Klein, wie sie sind, und in einzelnen Familien herumschweifend haben sich die Buschmänner vor thierischen und menschlichen Feinden in Acht zu nehmen und müssen immer darauf aus sein, Thiere zu tödten oder zu fangen, die ihnen zur Nahrung dienen. Ferne, sich bewegende Gegenstände als das zu erkennen, was sie sind, ist deshalb für die Erhaltung ihres Lebens wesentlich. Da haben wir einen Buschmann, der vielleicht irgend eine vortheilhafte Variation der Gestalt der Linse, oder der Akkomodationsmuskeln oder der Netzhautelemente besitzt und nun dadurch ein so scharfes Sehvermögen hat, dass er einen Menschen, einen Löwen, einen Springbock noch erkennt, wenn ihre Entfernung eine halbe Meile grösser ist als die, bei der andere Buschmänner sie erkennen können. Was geschieht? Er ist um so eher in den Stand gesetzt, Maassregeln für seine Sicherheit zu treffen oder sich auf eine Jagd vorzubereiten; und in beiden Fällen hat er eine vermehrte Wahrscheinlichkeit sein Leben zu erhalten. Von seinem Weibe, die nur die gewöhnliche Sehschärfe besitzt, hat er Kinder, von denen einige, wenn nicht alle, die Besonderheit erben; und aus demselben Grunde wie vorher, haben die scharfsichtigen Kinder, wenn die Bedingungen sonst gleiche sind, bessere Chancen zu überleben als die anderen. Wenn unter ihren Abkömmlingen in Folge von Kreuzung einige die Besonderheit in einem höheren Grade, andere in gleichem

und wieder andere in geringerem Grade aufweisen, so wird kraft des häufigeren Ueberlebens von Individuen, die die Besonderheit ganz oder theilweise geerbt haben, die Tendenz obwalten, die Fernsichtigkeit des Stammes zu erhöhen: der Stamm selbst wird sich mehr ausbreiten als andere Stämme.

So dass wir sogar, wenn es keinen anderen Weg giebt, eine Variation zu fixiren, als die Erblichkeit von einem einzigen veränderten Individuum, sehen können, wie sie zu einem ständigen Charakter wird, wenn sie nur eine leben-erhaltende Wirkung mit sich bringt.

Aber es giebt noch eine andere Weise, auf die Veränderungen fixirt werden. Lebewesen, die dieselbe Gegend wie die Buschmänner bewohnen, liefern uns eine Illustration davon. Der allgemeine Bau der Giraffe ist nur verständlich als das Ergebnis des Zusammenwirkens der beiden Faktoren bei der Entstehung der Arten: der Auslese der Variationen und der Vererbung erworbener Eigenschaften. Aber es giebt doch eine Einzelheit im Bau, die man nur der natürlichen Zuchtwahl zuschreiben kann. Die Giraffe besitzt eine Greifzunge von beinahe schlangenförmiger Gestalt. Diese windet sie um kleine Baumzweige und zieht dieselben in das Maul. So dass, wenn alle andern Umstände gleich sind, ein Giraffe mit einer ungewöhnlich langen Zunge noch Zweige und Laub erreichen kann, die jenseits des Bereichs der Giraffen mit weniger langen Zungen liegen; und das bedeutet einen Vortheil, sobald es an Nahrung gebricht. Wie es sich mit dem fernsichtigen Buschmann verhält, so mit der langzüngigen Giraffe: die Nachkommen, die ganz oder theilweise die Variation erben, werden ein blühendes und sich vermehrendes Geschlecht bilden. Aber nun möge man beachten, dass neben den aussergewöhnlichen Variationen auch noch die gewöhnlichen in Betracht kommen — Variationen, die denen entsprechen, welche bei uns in der Grösse der Hände vorkommen. Nehmen wir einmal an, die durchschnittliche Länge einer Giraffenzunge betrüge einen Fuss, und dass es alle Grade grösserer Länge bis hinauf zu 13 Zoll und alle Grade geringerer Länge bis hinunter zu 11 Zoll gäbe, und dass die Anzahl über und unter dem Durchschnitt etwa gleich sei. Das Ergreifen der höchsten Zweige wird einer Anzahl mit kürzeren Zungen versehener Giraffen misslingen, während eine Anzahl mit längeren Zungen Erfolg haben wird. Da jedes Lebewesen sich bis zu den Grenzen vermehrt, die durch die Unterhaltungsmitttel gezogen sind, müssen die Giraffenheerden von Zeit zu Zeit unter Nahrungsmangel leiden. In solchen Zeiten müssen die mit kurzen Zungen mehr hungern als die mit langen Zungen. Der Unterschied in der Ernährung braucht nicht so gross zu sein, um in direkter Weise in der einen Klasse eine grössere Sterblichkeit zu verursachen als in der anderen, aber indirekt kann das sehr leicht der Fall sein. Besonders wird es unter den schwächeren Erwachsenen und den weniger lebenskräftigen Jungen, die sie erzeugt haben, mehr Todesfälle geben, wenn die Heerde von Raubthieren gejagt wird. Die, welche einen oder zwei Meter hinter den übrigen zurückbleiben, verlieren ihr Leben; und ein sehr kleines Deficit in der Konstitutionskraft der Erwachsenen oder in der Stärke der Jungen kann den kleinen Unterschied in der Schnelligkeit zur Folge haben, der verhängnissvoll wird. So dass, wenn sonst alles gleich ist, von den Giraffen mit kurzen Zungen und ihrer Nachkommenschaft mehr sterben werden

als von den Langzüngigen und ihrem Nachwuchs. Daher wird es sich ohne jede besondere Auswahl der Paare herausstellen, dass in der nächsten Generation die Länge der Zunge grösser geworden ist. Während der folgenden Generationen wird dieser selbe Prozess fortfahren die vortheilhafte Variation zu vergrössern, bis eine Grenze erreicht wird, bei der ein Nachtheil sie hemmt, oder bei dem die lebenerhaltenden Vortheile durch eine andere Variation grösser werden.

Es giebt also auch bei Abwesenheit solcher unwahrscheinlichen Vorkommnisse, wie Lord Salisbury sie für nothwendig hält, zwei zusammenwirkende Vorgänge, durch welche das Ueberleben der Passendsten in einer Spezies eine nützliche Abänderung des Baues zu einem ständigen Charakter macht.

Die grossen Zeitlängen, die von dem Entwicklungs-Process für die Entstehung von Arten erfordert werden, werden von Lord Salisbury als Grund angesehen, ihn nicht für glaubhaft zu halten. Um sein Argument zu stützen, führt er Lord Kelvin's Behauptung an, dass das Leben auf der Erde nicht länger als hundert Millionen Jahre bestanden haben kann. Was Lord Kelvin's Schätzung anlangt, so möchte ich bemerken, dass die Wahrheit eines Schlusses zuerst von dem Charakter der Voraussetzungen abhängt; dass mathematische Processe keine grosse Hülfe bei der Wahl der Voraussetzungen gewähren; dass kein auch noch so transcendentes mathematisches Genie zutreffende Schlüsse aus Voraussetzungen ziehen kann, die entweder inkorrekt oder lückenhaft sind; und dass, wenn ich auch absolutes Zutrauen zu Lord Kelvin's Art der Schlussfolgerung habe, es doch möglich ist, an den Daten zu zweifeln, von denen er seinen Ausgang nimmt. Wir wollen jedoch einmal unsere kritischen Aussetzungen bei Seite lassen, die hundert Millionen Jahre einfach hinnehmen und sehen, was dabei herauskommt. Lord Salisbury argumentirt so:

„Wenn wir an die weiten Strecken denken, die Darwin uns führt, on der Qualle an den Urgestaden bis zu dem Menschen, wie wir ihn ›tzt kennen; wenn wir bedenken, dass die ungeheure Umwandlung, ie nothwendig ist, um die eine in den anderen überzuführen, durch ine Kette von Generationen gehen soll, von denen jede durch eine leine Aenderung zu der Form der ihr folgenden fortschreitet, und enn wir ferner bedenken, dass diese successiven Aenderungen so gengfügig sind, dass im Lauf der historischen Zeit — sagen wir in reitausend Jahren — in Bezug auf Menschen oder Thiere und Pflanzen, it denen der Mensch bekannt ist, diese fortschreitende Veränderung ıch nicht einen einzigen für uns merkbaren Schritt vorwärts gerückt t, so werden wir zugeben, dass in Anbetracht einer Kette von so unheuren Umwandlungen, von der das kleinste Glied länger als unsere schriebene Geschichte ist, die Biologen keine übermässigen Ansprüche achen, wenn sie für die Durchführung des stupenden Processes enigstens viele hundert Millionen Jahre fordern."

Ich will mich nicht dabei aufhalten, die Annahme zu kritisiren, ss die Qualle ein ferner Ahne des Menschen ist, sondern will alle ese Daten hinnehmen und nur einfach fragen, wie weit Lord Salisry's Schlüsse dadurch gerechtfertigt werden. Als Einleitung zu eser Kritik kann ich nichts besseres thun, als eine andere Stelle s dem im Anfang erwähnten vor-darwinischen Essay anzuführen, bei ich nur noch bemerke, dass der Physiologe, von dem der Ver-

fasser im Jahre 1852 als gegnerisch redet, sich nicht mehr gegnerisch zeigen würde, wenn man sich heute an ihn wendete. An der Stelle bemerkt der Verfasser zuerst, dass die, welche nichts von der Wissenschaft des Lebens verstehen, die Hypothese, dass alle Arten von Lebewesen einschliesslich des Menschen sich im Lauf der Zeit aus der einfachsten Monade entwickelt haben könnten, naturgemäss für lächerlich halten, und fährt dann fort:

„Aber für den Physiologen, der weiss, dass jedes individuelle Wesen so entwickelt worden ist, — der ferner weiss, dass die Keime aller Pflanzen und Thiere in ihrem frühesten Zustande so ähnlich sind, „dass es keinen abschätzbaren Unterschied zwischen ihnen giebt, der uns in Stand setzte zu bestimmen, ob ein besonderes Stofftheilchen der Keim einer Conferva oder einer Eiche, eines Pflanzenthieres oder eines Menschen ist“;*) — für ihn ist es unentschuldbar, eine Schwierigkeit aus der Sache zu machen. Wenn eine einzelne Zelle, sobald sie gewissen Einflüssen unterworfen ist, mit Sicherheit im Verlauf von zwanzig Jahren zu einem Menschen werden kann, liegt nichts sinnloses in der Hypothese, dass eine Zelle im Verlauf von Millionen von Jahren der menschlichen Rasse ihren Ursprung geben kann.“

Wir wollen einmal den Vergleich, der in dem letzten Satz enthalten ist, weiter verfolgen. Lord Salisbury ladet uns ein, die „ungeheure Umänderung“ zu bedenken, die nothwendig ist, um seine hypothetische Qualle in einen Menschen zu verwandeln. Er scheint niemals über „die ungeheure Umänderung“ nachgedacht zu haben, die in einigen Monaten aus einem menschlichen Ei ein Kind entstehen lässt. Der Gegensatz im Bau mag absolut genommen noch nicht so gross sein, da im Verlauf der Entwicklung von Kindheit zur Reife nicht nur eine Vermehrung der Grösse sondern auch eine höhere strukturelle Entwicklung stattfindet. Im Wesentlichen jedoch sind die jeweiligen beiden Organisationsstufen gleich: denn nur Unterschiede in den Verhältnissen und der letzten Vollendung machen sich bemerkbar. Wir wollen also die embryonalen Veränderungen mit den Aenderungen durch Entwicklung vergleichen, sowohl in Bezug auf ihre Beträge wie auf die Zeiten, die sie in Anspruch genommen haben. Die neun Monate der menschlichen Schwangerschaft betragen genauer genommen 280 Tage, das heisst 6720 Stunden oder 403200 Minuten. Somit ist die totale Umwandlung des menschlichen Eies von dem Stadium der gekernten Zelle bis zu dem entwickelten Bau des neugeborenen Kindes in 403200 einzelne Veränderungen theilbar, von denen jede eine Minute dauert. Keine einzige dieser Veränderungen ist durch das blosse Auge oder auch nur durch einen mikroskopischen Maasstab wahrnehmbar. Wenden wir uns nun zu dem anderen Glied des Vergleiches. Nehmen wir an, die ganze Umwandlung von dem primitiven Protozoon oder einer mit Kern versehenen Zelle bis zu dem menschlichen Wesen, das daraus hervorgegangen ist, sei in einzelne Umwandlungs-Abschnitte eingetheilt, deren Zahl gleich ist der Zahl der Abschnitte, die der Foetus in seiner Entwicklung durchläuft. Um die beiden Reihen von Umwandlungen zu vergleichen, müssen wir die 100000000 Jahre durch 403200 dividiren. Was ist das Resultat? Wir erhalten etwa 250 Jahre als verfügbaren Zeitabschnitt für einen Umwandlungsbetrag, welcher dem gleich ist,

*) Carpenter, Principles of Comparative Physiology, p. 474.

den der Foetus in einer Minute durchmacht. Eine andere Art die Thatsachen zusammenzustellen liefert ein noch schlagenderes Ergebniss. Viele der höheren Organismen brauchen länger als ein Jahr um das fortpflanzungsfähige Alter zu erreichen, und sogar unter den Insekten giebt es einige, die ihre Larvenform eine längere Zeit hindurch behalten. Wenn wir jedoch daran denken, dass sogar unter den Wirbelthieren die ungeheure Mehrheit der Arten das Fortpflanzungsalter in einem Jahre erreichen, während einige von ihnen, wie die kleineren Nagethiere, schon nach kürzerer Zeit anfangen sich fortzupflanzen, und wenn wir uns daran erinnern, dass das Aufeinanderfolgen der Generationen in den niederen Abtheilungen der noch unbestimmten Abstammungsreihe, die den Wirbelthieren vorhergingen und aus relativ kleinen und einfachen Lebewesen bestanden, wahrscheinlich durchweg rascher vor sich ging, so können wir wohl, wenn wir die ganze Reihe in Betracht ziehen, ein Jahr als das Equivalent einer Generation annehmen. Thun wir dies, so folgt daraus, das zum vollen Ablauf der Umwandlung des Protozoons zum Menschen nur nothwendig ist, dass in der Zeit von 250 Generationen die Umwandlung so gross ist wie bei dem menschlichen Foetus in einer Minute; oder anders ausgedrückt, es ist nur erforderlich, dass jede Generation um grade so viel von der vorhergehenden differirt, als der Foetus nach einem Zwischenraum von einer Viertel Sekunde von sich selbst differirt.

Sollte man geltend machen, dass die aufeinander folgenden Umwandlungs-Stadien des Foetus bis zum Neugeborenen nicht vollkommen die Umwandlungs-Stadien repräsentiren, die von der gekernten Urzelle bis zum Menschen durchlaufen werden, sondern dass Perioden von abschweifender Umänderung an verschiedenen Punkten der direkten Linie, ferner Perioden, in denen es überhaupt keinen Fortschritt gab, oder Rückschritts-Perioden vorgekommen sind, so würde doch noch immer das Verhältniss bestehen bleiben, dass wenn in einer Generation auch nur so viel Umwandlung statt fände, als der Foetus in einer Minute durchläuft, 249 Generationen für nicht fortschreitende Umwandlung ausgeschaltet werden könnten: ein genügend weite Grenze.

Noch einen falschen Begriff erübrigt uns, aus Lord Salisburys Rede hervorzuheben — einen falschen Begriff, der nicht etwa ihm allein eigenthümlich ist, sondern einen, den die Menschen im Allgegemeinen haben.

Bei Gelegenheit der Erwähnung der Gruppen, in die sich die chemischen Elemente eintheilen lassen, meint er:

„Die Entdeckung dieser gleichlaufenden Gruppen giebt uns einen schwachen Hinweis auf ihren gemeinsamen Ursprung, ohne die Art ihrer Entstehung oder die Natur ihrer gemeinsamen Herkunft anzudeuten. Wären sie organische Wesen, so würden alle unsere Schwierigkeiten gehoben sein, sobald man nur das bequeme Wort „Entwicklung“ hinplapperte — eines jener unbestimmten Worte, mit denen von Zeit zu Zeit die Menschheit gesegnet wird, und die die Gabe haben, über so manche Verworrenheit hinwegzuhelfen und so manchen Riss in unserer Erkenntniss zu verkleistern. Aber die Familien der elementaren Atome hecken nicht, und wir können deshalb ihre geordneten Unterschiede nicht von zufälligen Variationen herleiten, die durch die Erblichkeit unter dem Einfluss der natürlichen Auslese fixirt wurden.“

Diese Stelle zwingt uns zu dem Schluss, dass Lord Salisbury annimmt, die Theorie der Entwicklung bezöge sich nur auf Dinge, die „hecken." Wenn die Stofftheilchen „organische Wesen" wären, sagt er, könnte man denken, dass das „bequeme Wort Entwicklung" eine Lösung andeutete; aber da sie nicht organische Wesen sind, geben sie der Entwicklung keinen Raum. Anscheinend glaubt also Lord Salisbury, dass es nur bei Pflanzen und Thieren eine Entwicklung giebt. Es ist schwer zu glauben, dass ein Mann wie er, der über die Wissenschaft des Tages wohl informirt ist, wirklich meint, was seine Worte aussagen. Wir sind beinahe gezwungen, eine Nachlässigkeit im Ausdruck oder ein gedankliches Versehen anzunehmen. Da jedoch seine Aufstellungen und seine augenscheinliche Meinung von ungefähr einer oder zwei Millionen Menschen gelesen worden sind, so ergiebt sich das nothwendige Bestreben, die dadurch hervorgerufenen Missverständnisse zu zerstreuen. Wir wollen deshalb kurz feststellen, *was unter dem richtigen Begriff von Entwicklung verstanden wird.*

Der Kosmos hat als Ganzes oder in allen seinen Theilen seinen jetzigen Zustand entweder auf übernatürliche oder auf natürliche Weise erreicht; und wenn er ihn natürlich erreicht hat, dann sind nicht nur lebende Wesen, sondern auch alle anderen Dinge auf natürlichem Wege das geworden, was sie jetzt sind. Eine Lehre, die für die belebte Welt eine Entwicklung behauptet und für die unbelebte Welt eine Schöpfung annimmt, ist einheitslos. Wenn man überhaupt eine Entwicklung annimmt, kann man auch annehmen, dass sie sich auf alles Bestehende zugleich erstreckt — ausgenommen alles, was in dem umgekehrten Process, dem der Auflösung, begriffen ist.

Wenn man sieht, dass unsere Erklärungsversuche uns für immer in Unwissenheit lassen müssen, so weit das wirklich Gegebene des Processes in Betracht kommt — Raum und Zeit, Stoff und Bewegung sowie die schliessliche Urkraft, die durch sie offenbart wird — so kann man doch vernünftiger Weise nach einer annähernden Erklärung suchen. Wenn alle Dinge, anorganische wie organische niederer und höherer Stufen, das, was sie sind, nicht übernatürlich sondern natürlich geworden sind, so folgt daraus, das ihr gegenwärtiger Zustand aus den früheren Zuständen hervorgegangen ist, und dass die Entstehungsart der Umänderungen während der ganzen Vergangenheit die gleiche gewesen ist wie die Entstehungsart der Veränderungen jetzt. Was ist nun der hervorstechendste Zug, der allen diesen Aufeinanderfolgen von Aenderungen gemeinsam ist?

Ein Ding, das irgend einmal umgeändert und wieder umgeändert wurde, weicht mehr und mehr von seinem ursprünglichen Charakter ab: gehäufte Aenderungen bringen eine Umwandlung hervor. Worin besteht die allgemeine Natur jener fortschreitenden Umformung, die die Entwicklung ausmacht? Die erste Antwort auf diese Frage bot sich dar, als man die Veränderungen beobachtete, die jede sich entfaltende Pflanze und jedes heranwachsende Thier durchlief. So unermesslich sich die zahllosen Arten von Organismen von einander unterscheiden, die Entfaltung ihrer Keime schreitet doch auf ähnlichen Wegen vorwärts. Die einzelnen Aenderungen, die sie durchmachen, sind unendlich verschieden, aber die allgemeine Aenderung ist für alle dieselbe. Es ist somit offenbar geworden, dass die abstrakte Formel, welche diese Umwandlung bei allen lebenden Wesen ausdrückt, auch die

Umwandlung ausdrückt, welche überall vor sich geht, und gegangen ist. Das Sonnensystem hat, indem es von seinem Urzustand in seinen gegenwärtigen Zustand überging, ein Beispiel geliefert; und wird es weiter liefern, wenn wir den Schluss anerkennen, zu dem Lord Kelvin hinsichtlich der Ausstrahlung seiner Energie und seines daraus folgenden endlichen Schicksals gekommen ist. Die Umwandlung der Erde von jenen frühen Zuständen, in denen ihre Oberfläche grade anfing festzuwerden, bis hinauf zu ihrem jetzigen Zustand, hat in gleicher Weise das allgemeine Gesetz bestätigt. In der Welt des Lebendigen wird es nicht nur durch die Entfaltung jedes Organismus bestätigt, sondern, wenn wir den oben angedeuteten Schluss ziehen, durch die organische Welt im allgemeinen, betrachtet als eine Anhäufung von Arten. Auch die Phänomene des geistigen Lebens illustriren das Gesetz, indem sie aus ihren tiefststehenden Formen bei niederen Wesen bis zu den Formen, die sie beim Menschen annehmen, aufsteigen. Es wird ferner durch die auf einander folgenden Stadien des sozialen Fortschritts illustrirt, die mit Horden von Wilden ihren Anfang nehmen und mit civilisirten Nationen endigen. Nicht minder enthüllt sich das Gesetz bei allen Produkten des gesellschaftlichen Lebens — bei der Sprache, bei den betriebenen Künsten, bei der Entwicklung der Litteratur, bei der Entstehung der Wissenschaft.

Ist diese durch Beobachtung gefundene Verallgemeinerung einer deduktiven Bewahrheitung fähig? Ergiebt sich diese Einheitlichkeit der Vorgänge aus einer Einheitlichkeit der Ursache? Die Antwort ist — Ja. Wie die Veränderungen, die überall jetzt in Gang sind und durch alle vergangenen Zeiten in Gang waren, zu Umwandlungen geführt haben, die gewisse gemeinsame Züge aufweisen, so giebt es auch in den Agentien, die sie überall hervorbringen, gewisse gemeinsame Züge. Wie riesig oder wie winzig irgend ein Complex von Dingen ist, er gleicht jedem anderen Complex darin, dass er den Wirkungen äusserer Umstände unterworfen ist und Theile besitzt, die auf einander wirken. Sei es nun das Sonnensystem, das durch seine Bewegung im Raum zeigt, wie die Sternenwelt herum es beeinflusst, und das zeigt, wie die Körper, aus denen es besteht, sich gegenseitig beeinflussen, oder sei es ein Infusor, das den Strömungen und den Lebewesen in dem umgebenden Wasser ausgesetzt ist und aus unter einander abhängigen Organen besteht, — es wird uns stets in gleicher Weise vor Augen geführt, dass von aussen wirkende Kräfte jedes Ding beeinflussen, und dass jedes Ding durch die gegenseitige Wirkung seiner Theile beeinflusst wird. Aber wenn es eine fundamentale Einheit in den Beziehungen von Complexen zu ihrer Umgebung und von ihren Bestandtheilen zu einander giebt, muss es auch eine fundamentale Einheit in den Umwandlungsprocessen geben, die in allen Fällen vor sich gehen. Daher also eine gewisse Charaktergemeinsamkeit bei den allmählich bewirkten Umformungen. Die empirische Verallgemeinerung, von der wir oben sagten, dass sie durch die Beobachtung von Erscheinungen verschiedener Klassen erreicht worden sei, wird eine deduktive Verallgemeinerung, wenn wir finden, dass in diesen verschiedenen Klassen von Erscheinungen ein gleiches Zusammenwirken von Ursachen unausbleiblich ähnlich beobachtete Effekte hervorbringt. Nicht durch Zufall, sondern mit Nothwendigkeit weisen diese Umwandlungen aller Arten gemeinsame Züge auf.

Hier ist nicht der Ort, dieses universelle Gesetz der Umformung und diese allgemeinen Ursachen der Umformung zu erklären und zu illustriren. Für mich kommt hier nur in Betracht, den Umfang ihrer Geltung festzustellen und zu betonen, dass die Entwicklungslehre nach ihrem richtigen Begriff nicht nur die Veränderungen in der organischen Welt als ihren Gegenstand umfasst, sondern auch alle die Aenderungen, die während einer enorm langen Periode von Statten gingen, bevor das Leben begann, sowie alle die Aenderungen, die erfolgt sind, seit das Leben sich zu seiner höchsten Stufe erhob, und der Mensch durch den Uebergang zu gesellschaftlichen Zuständen endlos variirte Produkte des socialen Lebens entstehen liess. Sie hat zu ihrem Gegenstand den gesammten Weltprocess von der Nebelverdichtung an bis hinan zur Entwicklung von gemalten Berichten in geschriebener Sprache ebenso gut wie die Bildung örtlicher Dialekte; und ihr allgemeines Ergebniss ist, zu zeigen, dass alle die geringeren Umformungen in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit Theile der einen grossen Umwandlung sind und durchgehends dasselbe Gesetz und dieselbe Ursache enthüllen — dass die Unendliche und Ewige Kraft sich überall und in Weisen geäussert hat, die stets ungleich in den Resultaten, aber stets gleich im Princip war.

Wie äusserst verschieden der populäre Begriff der Entwicklung von dem richtigen ist, wird jetzt einleuchten. Der herrschende Glaube ist doppelt irrig — er enthält einen Irrthum innerhalb eines Irrthums. Von der Theorie der natürlichen Zuchtwahl wird fälschlich angenommen, dass sie mit der Theorie der organischen Entwicklung identisch ist, und von der Theorie der organischen Entwicklung, dass sie identisch mit der Entwicklungslehre überhaupt ist. In der geläufigen Denkweise wird die gesammte Transformation (Umwandlung) eingeschlossen in einen Theil von sich; und dieser Theil von ihr wird eingeschlossen in einen ihrer Faktoren. Von dem Platz aus, von dem er die glückliche Gelegenheit hatte zu reden, hätte Lord Salisbury viel thun können, diese Täuschungen zu zerstören; aber unglücklicher Weise dienten sowohl seine Sprache wie seine Beweisgründe nur dazu, das Gegentheil hervorzubringen.



DIE LEHRERIN.

VON

MARIA JANITSCHEK.

Die alte Peppi setzt das Zehn-Pfennigsträusschen neben die Briefe, die ihr der Postbote gegeben hat, wirft noch einen Blick auf das zurecht gemachte Stübchen, und entfernt sich. Nach einer halben Stunde wird Elise heraus kommen, und sich über den Strauss und die Geburtstagsbriefe freuen. Sie ist pünktlich wie es einer Lehrerin geziemt. Um acht Uhr beginnt die Schule, um halb acht pflegt sie ihre Schlafkammer zu verlassen, um sich ihr Frühstück zu bereiten. Heute an ihrem Geburtstag treibt sie die Erwartung früher aus dem Bette.

Gleich nachdem die Aufwärterin sich entfernt hat, tritt sie heraus, und mustert die angekommenen Postsachen.

Sie durchfliegt die Gratulationskarten etlicher ihrer Schülerinnen, zündet das Spirituslämpchen unter ihrem Theekocher an und seufzt. Eine halbe Stunde später tritt sie in Hut und Mantel eine glanzlederne Mappe unterm Arm aus dem Hause. Auf ihrem Gesichte ruht ein Zug der Abspannung und Müde. Sie pflegte sich schon wochenlang vorher auf ihren Geburtstag zu freuen. Sie wusste eigentlich nicht was sie von diesem Tag erwartete, und doch — aber so gings ihr all die Jahre her. Der heiss erwartete Tag kam, und er brachte ihr nichts anderes als das niederdrückende Bewusstsein wieder ein Jahr älter geworden zu sein. — Im Schulhof begegnen ihr ein paar ihrer Schülerinnen, und begrüssen sie. Sie nickt ihnen zu, das Sprechen fällt ihr schwer, etwas wie ein Knebel, hält ihr die Kehle zu. Zerstreut ertheilt sie ihre Unterrichtsstunde. Das Herableiern der hundertmal wiederholten Lehrphrasen erfüllt sie heute mit Ekel. Während sie ein kleines Mädchen das Wort: bauen, decliniren lässt, denkt sie an das Unwahre der Behauptung, dass der Mensch sich an alles gewöhne. Nein, sie hat sich in all den langen Jahren noch immer nicht an dieses freudlose, elende Dasein gewöhnt. Sie wird sich auch nie daran gewöhnen, nie. Das Kind hat längst alle Zeitformen des aufgegebnen Wortes herabgeleiert, und noch immer sitzt Elise stumm, mit geistesabwesenden Augen da. „Fräulein Santer hat sich verschlafen,“ flüstern die Kleinen einander zu. Endlich giebt die Glocke das ersehnte Zeichen zum Schulschluss. Die Kinder eilen nach den Kleiderrechen. Ein Lärmen und Drängen. Unter dem Thore erwartet ein altes grauhaariges Mädchen Elise. Sie essen in demselben Speisehause. Fräulein Haug ist die beste Seele der Welt, zufrieden, heiter, gefällig, beliebt bei ihren Collegen und Schülerinnen. Elise ist ihr sehr gut, nur heute, heute will sie lieber allein bleiben. Die freundlichen Züge der Collegin erfüllen sie mit Ungeduld. Sie verlässt durch eine andere Thüre das Schulgebäude. Sie hat überhaupt gar keine Lust zum Essen. Heute giebts Linsen mit Pökelfleisch in ihrer Restauration. Die

Linsen sind schmackhaft bereitet, nur finden sich dann und wann kleine Steinchen unter ihnen. Es ist eben Wirtshauskost. Gleichgültige Hände bereiten sie. Und Elisens Mutter behauptete immer, man schmecke es jeder Speise an, ob sie mit oder ohne Liebe gekocht sei. Wenn die alte Frau noch lebte! Elise dringen Thränen in die Augen, während sie durch entlegne Gassen schreitet.

Sie presst die Lippen zusammen. Mein Gott! Eigentlich darf sie sich nicht beklagen. Sie war schon zwanzig als ihr die Mutter starb. Eltern pflegen ja immer vor ihren Kindern zu sterben. Ihren Vater hat sie mit sieben Jahren verloren.

Er war ein kleiner Beamter und starb an der Lungenschwindsucht. Es ist nicht zu leugnen, über der Familie Santer schwebt ein Unglücksstern. Keiner aus ihr hat Glück im Leben gehabt. Aber sie, sie hat nicht Lust geduldig wie ihre Eltern sich ins Grab zu legen. Sie will etwas erleben, bevor sie aus der Welt geht. Irgend ein Glück, irgend etwas Lichtes. Während sie das denkt, reckt sich ihre Gestalt höher, und ihre Wangen werden roth. Einige Arbeiter kommen ihr entgegen, und starren sie an. Sie erschrickt und lächelt gleichzeitig. Etwas dehnt sich heiss in ihrer Brust. Sie schämt sich vor sich selbst, und beginnt zu laufen. Bald hat sie ihre Wohnung erreicht. Sie eilt über die drei Treppen, schliesst die Thüre auf, schleudert die Schulmappe auf den Tisch und sinkt auf das Sopha. Ihr Gesicht vergräbt sich in ihre Hände. So unglücklich zu sein! So verlassen! So unbeachtet von der ganzen Welt! Und ist sie denn schlechter als alle die Andern, die Erfolg in der Gesellschaft haben? Der Spiegel sagt ihr, dass ihre imposante hohe Gestalt mit den feinen Zügen, und der reichen Fülle hellblonden Haares beinahe schön genannt zu werden verdient. Und ihr Ruf ist ein tadelloser, ihre Vergangenheit frei von jedem Makel.

Dieses letzte Bewusstsein richtet sie wieder für einen Moment auf. Ihre Mutter sagte immer: solange ein Mädchen seine Ehre rein erhalten hat, kann es sich nie ganz unglücklich fühlen. Das ist wahr, aber — warum hat sie, gerade sie konnte in der ganzen weiten Welt keinen Mann finden, der sie lieb gewann, und in sein Haus führte. Woran das wohl liegen mag? Freilich mit Männern geringer Stände hatte sie nie verkehrt, die existirten nicht für sie, und über ihr stehende waren ihr zwar immer liebenswürdig aber kalt entgegengekommen. Wahrscheinlich weil sie arm war. Einer hatte ihr einmal gesagt, sie wäre ein schönes, tadelloses Mädchen, besässe aber keinen Funken Temperaments. Was er damit wohl gemeint hatte? Temperament!

Wodurch erhält man es? Wie wendet man es an? Was bedeutet es eigentlich? Er hatte damals zu ihren Fragen gelacht, und sie nicht beantwortet. Und sie war in ihrer kühlen blonden Keuschheit weiter gegangen. Heute war sie beinahe schon eine alte Jungfer. In etlichen Jahren darf sie überhaupt nicht mehr hoffen, einen Mann an sich zu fesseln. Dann ists vorbei. Dann ist alle Hoffnung vorbei. Ihr Leben wird bleiben was es ist: eine einsame öde Wüste. Mein Gott, wenn schon keinen Garten voll Rosen, so doch ein kleines Blümchen Glück! Nur nicht gar so freudlos, so entsetzlich leer, selbst an — Erinnerung. —

Sie erhebt sich, tritt an die Commode, und presst ein Bild in verblasstem Rahmen an die Lippen. „Verzeih mir Mutter, aber — ich kann nicht mehr . . . . . .“

Sie stellt das Bild wieder zurück, und geht etliche male erregt auf und nieder. Heute Nachmittag ist keine Schule. Sie vergisst, dass sie noch nicht zu Mittag gegessen, dass es schon zu dämmern beginnt, dass sie noch siebzig Schulhefte zu corrigiren hat . . . .

Später trat sie aus dem Hause. Um die Zeit hat sie noch nie das Haus verlassen. Und in ihren besten Kleidern. Um ihre Lippen lag ein seltsamer Zug, ein trotziger, herausfordernder, ganz neuer . . . . . .

Sie nahm ihren Weg nach der belebtesten Strasse der Stadt. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Also hier wohnen Sie? Etwas weit entfernt. Wohl eine sehr solide Gasse, wie?"

„Ich glaube: ja. Ich zog gleich nach meiner Mutter Tod hierher."

„Ist das schon lange?"

„Ja schon — lange," — sie wollte sagen: fünfzehn Jahre, besann sich aber. Wozu brauchte er zu wissen, wie alt sie war. Sie hatte schon vorhin erwähnt, dass sie mit zwanzig Jahren die Mutter verlor.

„Wohnen Sie bei einer Familie?"

„Nein, ganz allein."

„So?"

Seine Augen senkten sich forschend in die ihren. Sie errötete, und schlug die Wimpern nieder. Einen Augenblick stand er, anscheinend unschlüssig, dann zog er den Hut.

„Verzeihen Sie gnädiges Fräulein, die Kühnheit Sie angesprochen zu haben, man irrt sich zuweilen in den Personen. Leben Sie wohl."

Sie drängte die hervorquellenden Thränen zurück.

„Ich bin Ihnen nicht böse. Sie mussten ja — Romantisches von mir denken. Wenn man so einsam Abends dahinschlendert! Aber ich versichere Ihnen, ich halts zuweilen — nein, es war heute zum erstenmale," setzte sie in hervorbrechender Ehrlichkeit hinzu, „ich hielt es eben nicht aus vor Verlassenheit."

Der junge Mann schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich versteh Sie nicht, aber — ich möchte Sie nicht compromittiren. Hier vor dem Hause lässt sich schlecht Conversation machen."

Sie zuckte leise zusammen. Ob sie ihn hinauf bitten sollte? Gleich nach der ersten Begegnung, — zu dieser Stunde! Nein, es ging doch nicht.

„Ich gehe morgen zur gleichen Stunde wie heute durch die Strasse in der Sie mich ansprachen, vielleicht . . . begegne ich Ihnen, dann . . . . ."

Sie wollte etwas hinzusetzen, stockte aber.

Er mass mit neugierigen, fragenden Blicken ihre Gestalt, ihr Gesicht. Sie sah in diesem Augenblick fast jung aus, ganz übergossen von Scham. Und der harte entschlossne Zug um ihren Mund reizte ihn am meisten.

„Ich werde Sie morgen sehen," sagte er, verbeugte sich, und verschwand im Dunkel.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Sie sind mir ein Rätsel."

„Aber ich will Ihnen keins sein."

Sie hing an seinem Arm. Sie schlenderten durch die dunklen Strassen der Vorstadt.

„Sie sind so besorgt um meinen Ruf," spöttelte sie.

„Ich möchte nicht Ihre Stellung gefährden."

Sie presste sich fester an ihn. Was lag ihr in diesem Moment an ihrer Stellung? Sie befand sich wie im Rausch.

Sie sah den ihr Begegnenden mit triumphirendem Lächeln in's Gesicht.

Wenn sie nur recht viele Menschen, Bekannte vor allem, getroffen hätte! Sie erschien sich wie ein Glückskind, wie eine Bevorzugte.

Ihre elende, demütigende Verlassenheit war versunken, ein Mann führte sie am Arm, ein hübscher, junger Mann. Er hatte sich Friedrich Bindter genannt, und ihr angedeutet, dass er in einem grossen Bankhause beschäftigt sei. Aber es interessirte sie wenig, wie er hiess, wer er war. Er führte sie am Arme, er unterhielt sich mit ihr, er interessirte sich für sie. Nach und nach verschwand der harte Zug aus ihrem Gesichte, und die ganze verhärmte Liebessehnsucht ihrer Jahre brach aus ihren Zügen. Mit glückseliger Demut, einer mütterlich weichen Zärtlichkeit beantwortete sie alle seine Fragen, und liess ihn tief in ihr Leben schauen.

Sie merkte nicht, dass ihre dankbare Art, ihre Weichheit, ihn unliebsam berührten, dass er, je hingebender sie zu ihm redete, umso kühler wurde.

Der Zug um ihren Mund, der ihn angelockt hatte, verschwand ganz. Vor ihrem Hause blieben sie stehen.

Das hübsche, brünette Gesicht ihres Begleiters beugte sich höflich zu ihr nieder.

„Tausend Dank, mein Fräulein, vielleicht —“

„Sie besuchen wohl noch eine Gesellschaft,“ sagte sie rasch.

„Nein, ich gehe geradewegs nach Hause.“

„Wissen Sie — dann — könnten wir . . . wenn Sie wirklich nichts anderes vorhaben, bei mir oben, noch ein Stündchen verplaudern. Wenns Ihnen recht ist, nämlich,“ setzte sie verlegen hinzu.

Er runzelte die Brauen. Aus allem was sie ihm erzählte, hatte er die Ueberzeugung gewonnen, hier ein unbescholtenes, naives, unbeholfen nach Glück tastendes Mädchen vor sich zu haben.

Und es ging ihm, wie es andern Männern mit ihr gegangen war. Aus einem gewissen Gefühl der Grossmut heraus, des Mitleids mit ihrer Armut und Unbescholtenheit,. wollte er sich zurückziehen. Ein Begehren nach ihr empfand er nicht mehr, seit er sie näher kannte. Ueberhaupt setzte ihre entgegenkommende Art, den Wert ihrer Persönlichkeit in seinen Augen herab. Man fühlt solchen Mädchen gegenüber Verpflichtungen, mindestens die der Dankbarkeit; man weiss auch nicht, wozu sie in ihrer Einfalt und Naivität im Stande sind, wenn man eines Tages seine Strasse weiter zieht. . . . . . .

Das war nicht, was der hübsche Schreiber aus dem bekannten Bankhause hinter ihr vermutet hatte.

„Es könnte böse Folgen für Sie haben, Fräulein, wenn ich Sie *jetzt* besuchte,“ sagte er.

„Ueberlassen Sie die Folgen mir.“ Er blickte sie verdutzt an. Ihre Augen leuchteten, die Adern an ihrem Halse hüpften unruhig auf und nieder.

„So lassen Sie uns gehen.“

Er tastete die dunkle Treppe hinauf. Oben öffnete sie geschickt die Thüre, entzündete die kleine, grünbeschirmte Lampe, und hiess ihn Platz nehmen.

Sie setzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl. Er liess seine Blicke durchs Zimmer schweifen. Ueberall zierliche, weisse, gehäkelte Schutzdeckchen, Fächer mit verblichnen Photographien, unmotivirt angebrachte Schleifen und Büschel vertrockneter Wiesenblumen, die sie wohl selbst gepflückt haben mochte. Das echte Alt-Jungfernstübchen, dachte er. Und dann sah er sie wieder an, mit ihrem glatten, reinen, blonden Gesichte, aus dem zwei weiche, demütige Augen ihn anblickten.

„Liebes Fräulein,“ sagte er, und reichte ihr die Hand über den Tisch hinüber. Sie drückte sie heftig. Wenn sie ihn auf den Knieen angefleht hätte, zärtlich gegen sie zu sein, er hätte es in *dieser* Umgebung, und *ihr* gegenüber, nicht über sich gebracht.

„Möchten Sie vielleicht ein Glas Wasser,“ sagte sie nach einer verlegnen Pause.

Sie erinnerte sich, dass man höflicher Weise seinem Gaste etwas vorsetzen solle. Er liess sich gutmütig ein Glas Wasser von ihr reichen. Er wusste selbst nicht warum, aber der Lavendelgeruch, die weissen Deckchen oder der grüne Lampenschirm, versetzten ihn in seine Kinderzeit, in seine Familie zurück. Und brav und artig wie ein wohlerzogner Junge sass er auf dem Sopha, dem blonden, grossen Mädchen gegenüber, das mit leiser Stimme ihm Dinge erzählte, die ihn gar nicht interessirten.

Wie war er nur heraufgeraten?

Nach einer halben Stunde empfahl er sich höflich, und stolperte erleichtert aufathmend, die drei Treppen hinab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte nach einer Woche das Erlebniss fast vergessen. Für sie hingegen gewann es von Tag zu Tag wichtigere Bedeutung.

Sie rief sich jedes seiner Worte, seine gutmütige Stimme zurück. Sie

genoss seinen Händedruck immer wieder von neuem, und von neuem das angenehme Gefühl das sie dabei beschlichen hatte. Sie sah sein hübsches Gesicht, wie es sich am ersten Abend neugierig und damals etwas verliebt, zu ihr geneigt hatte. Mit zärtlichen Fingern streichelte sie das Schutzdeckchen des Sopha's, an dem sie ein dunkles Haar zu entdecken glaubte.

Eine Woche war vergangen, ohne ein Lebenszeichen von ihm. Sie begegneten einander nie, weil ihre Tagesordnung eine ganz verschiedne war. Er schrieb nicht, er kümmerte sich nicht mehr um sie. Heisses Weh befiel sie. Auch der! Und gegen diesen hatte sie sich doch wahrhaftig nicht Stolz vorzuwerfen. Aber vielleicht war sie doch noch immer zu stolz. Sie richtete einige Zeilen an ihn, und bat ihn um seinen Besuch. Er wisse ja, wie sie so gar keinen Freund hätte, und sie möchte in einer Angelegenheit seinen Rat erbitten. Für einen Menschen von einiger Herzenshöflichkeit, war es schwer, nicht zu antworten.

Bindter schrieb einige Zeilen zurück. Sie bat ihn für den nächsten Nachmittag zu sich Ein Dienstmann brachte seine Antwort. Er würde kommen.

Sie geriet in heftige Erregung, und benahm sich ganz kopflos in den Schulstunden. Den letzten Bissen im Munde, eilte sie am nächsten Tage, aus dem Speisehause heim. Sie hatte heisse Wangen und kleine, purpurrote Flecken bedeckten ihr Gesicht und Hals. Ihre Hände nestelten nervös an ihrem Haar herum und suchten es noch glatter zu streichen. Endlich hörte sie Schritte auf der Treppe. Im lichten Sommeranzug, eine aufgedrahtete Rose im Knopfloch, den spiegelblanken Cylinder in der Hand, trat Bindter herein.

„Guten Tag, Fräulein.“

„Guten Tag! Es ist sehr gut von Ihnen —“

„O bitte —“

„Wollen Sie Platz nehmen, nicht wahr, die hohen Treppen bringen einen ausser Athem.“

Er liess sich nieder. „Ach nein, die Treppen nicht, ich war überhaupt sehr schnell gegangen, ich habe viel zu thun —.“

„Das glaub ich Ihnen, in einem so grossen Geschäft. Haben Sie denn auch Ferien im Jahre?“

„Das wohl nicht, aber ich kann immerhin einige Tage Urlaub erhalten, wenn ich darum ansuche.“

„Das thun Sie doch wohl.“

„Manchmal; indess bei meiner gedrängten Zeit: darf ich Sie fragen, womit ich Ihnen eigentlich dienen kann?“

Er rückte ungeduldig auf seinem Stuhl. Sie spielte verlegen mit den Bändern des Schürzchens, das sie umgethan hatte.

„Dienen kann? Mein Gott! Ich dachte — aber reden wir doch von Ihnen, nicht von mir.“

Ihr erhitztes Gesicht, mit den schwimmenden Augen ärgerte ihn.

Sie erschien ihm nicht die Spur hübsch. Dazu dieser mütterlich gerührte Ton!

„Von mir ist nicht zu reden,“ sagte er etwas brüsk, „ich dachte, Sie wünschten etwas von mir, sonst wäre ich nicht heraufgekommen.“

Sie zuckte zusammen, fasste sich aber schnell.

„Sie wissen, dass ich sehr verlassen bin —“

Er nickte.

„Nun, ich möchte den einzigen Freund, den ich habe — Sie —“

„Mich?“ rief er erstaunt, „aber Sie kennen mich ja nicht im geringsten.“

„Sie haben mich doch auf der Strasse angesprochen, folglich muss ich Sie interessiren.“

Er errötete leicht. „Verzeihen Sie, ich bekannte Ihnen ja schon meinen Irrthum; ich habe Sie einige Augenblicke lang für eines jener Geschöpfe gehalten, verzeihen Sie, die —

„Ich nahm Ihnen das ja auch, wie schon gesagt, gar nicht übel, ich

meine nur," fügte sie mit zäher Ausdauer hinzu, „dass Sie angenehm überrascht sein müssten über Ihren Irrthum."

Er lächelte gezwungen. Sie wurde ihm mit jeder Minute peinlicher, und doch war er genötigt, ein gutes Gesicht zu machen, denn in der That, er, er selbst hatte durch seine Dummheit sich in diese Situation gebracht.

„Womit also, verehrtes Fräulein, — —" begann er von neuem.

Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und zeigte ihm ihr tadelloses, reines Profil.

„Ich bin dieses Lebens satt, ich möchte etwas Neues beginnen, irgend etwas, das mich ausfüllt, befriedigt. Was glauben Sie, was raten Sie? Soll ich mich der Bühne zuwenden, ich habe eine gute Altstimme, oder soll ich Schriftstellerin werden? Man sagt, heutzutage könne jeder Mensch Schriftsteller werden, wenn er nur Stil hat. Ich glaube an diesem mangelts mir nicht. Was raten Sie, was meinen Sie?"

Herr Bindter kaute an seinem Schnurrbart. Es lag ihm auf der Zunge zu sagen: aber zum Teufel! mein Fräulein, was gehts mich an, was Sie für einen Lebensberuf erwählen? Wer und was sind Sie mir? Ich wollte mich eine Stunde lang mit Ihnen unterhalten, erkannte beim ersten langweiligen Wort, das Sie sprachen, meinen Irrthum Ihrer Person gegenüber, und möchte nun gefälligst von Ihnen in Ruhe gelassen werden. Sie besitzen keinerlei Reiz für mich. Weder zum scherzen, noch weniger aber, um eine Neigung in mir zu erwecken. Doch Bindter war kein roher Mensch. Er überlegte sogar eine Sekunde, ob er keinen Freund wüsste, dem er sie anempfehlen könnte. Das Schicksal eines einsamen alternden Mädchens erfüllt Jeden mit einer gewissen Theilnahme.

„Mein liebes Fräulein," sagte der junge Mann gutmütig, „Sie setzen mich da in eine grosse Verlegenheit. Woher soll ich wissen, welcher Beruf für eine junge Dame, die ich notabene kaum kenne, der beste sei? Wäre es nicht ratsamer, Sie wendeten sich an eine ältere, erfahrene Frau?"

„Das ist auch ein Rat," erwiderte die Lehrerin etwas kleinlaut, „sehen Sie, ich — dachte, Sie hätten vielleicht Geschwister oder sonst Damenbekanntschaften. Ich kenne wohl Colleginnen, aber die segnen auch nicht ihren Beruf und zögen Anderes vor, aber sie wissen sich nicht zu raten. Sie haben also keine Geschwister?"

„Nein, ich bin der einzige Sohn."

„Der einzige Sohn! Wie das klingt! Ihre Mutter muss sehr an Ihnen hängen."

„O ja, wir vertragen uns ganz gut."

„Wohnen Sie bei ihr?"

„Nein."

„Nicht? Ah da lebt sie wohl in einer andern Stadt?"

„Nicht weit von hier, wir sehen uns von Zeit zu Zeit."

„So sind Sie also allein?"

„Wie die meisten Männer meines Alters," warf er leicht hin, „Chambregarnist."

„Nun, das wird sich bald ändern."

Er blickte sie an. „Wieso?"

„Wenn Sie sich verheiraten."

„Ah so. Jawohl, das ist wahr."

„Sie haben doch schon eine Braut?"

„Augenblicklich — nicht." Er fuhr glättend mit dem Aermel über seinen Cylinder. „Meine Braut hat einen Andern mir vorgezogen."

„Ist das möglich?" Elise näherte ihr heisses Gesicht dem seinen. „Ist das möglich? Welch gewissenlose Person?"

„Sie war siebzehn Jahre alt und sehr schön. Ihre Eltern wollten immer hoch hinaus mit ihr. Während einer Reise, die ich machen musste, gewann ein Anderer ihr Herz."

„Sie Armer, Armer!"

Die Lehrerin streckte ihm die Hand entgegen. Er that als sähe ers nicht, und erhob sich. „Ja man macht allerlei durch. Also —“

„Sie wollen schon gehen? Wissen Sie, seitdem Sie mir das erzählt haben, stehen Sie mir noch näher. Sie auch so einsam wie ich!“

Ein Lächeln glitt über sein hübsches dunkles Gesicht.

„O ich bin nicht gar so einsam, und fühle mich auch nicht im mindesten unglücklich.“

„Wahrhaftig nicht?“ Sie sah ihn prüfend an. „Sie werden die Ungetreue durch eine Getreuere ersetzen. . . .“

„Leben Sie wohl Fräulein.“

Er ergriff ihre Hand und schüttelte sie. Ihre Blicke richteten sich ängstlich auf ihn.

„Leben Sie wohl. Werde ich Sie nicht mehr sehen?“

„Sie merken ja nun wohl, wie wenig ich Ihnen raten kann, in keiner Weise —“ er öffnete die Thüre. Sie legte ihre Hand zwischen die Spalte.

„Ich — wollte ja eigentlich — nichts von Ihnen, nur — sehen möchte ich Sie hie und da. Ich bin . . . . so furchtbar einsam . . . .“ Ihre Stimme zitterte. Bindter fühlte sein Herz weich werden. Es war weder Eitelkeit, noch erwachendes Interesse an ihr. Es war das Mitleid, das einen in die Tasche greifen lässt, um einen Bettler eine Münze zu reichen.

„Wenn Ihnen . . . . ich weiss nicht,“ sagte er unsicher, „wenns Ihnen Freude macht, will ich Sie dann und wann gegen Abend zu einem Spaziergang abholen, aber wie gesagt, wenn das üble Folgen für Ihren Ruf brächte“ —

Sie fasste seine Hände, und sah ihn glücklich an.

„Kommen Sie morgen, ja?“ „Morgen und übermorgen kann ich nicht,‘ antwortete er überlegend, „aber Sonnabend.“

„Wann?“

„Um fünf Uhr.“

„Vergessen Sie es auch nicht.“

„Nein, nein,“ rief er hinaustretend, „ich vergesse es nicht.“

Sie sass lange auf dem Sessel, auf dem er gesessen hatte. Sie glaubte, eine leise Wärme aus demselben in ihren Körper steigen zu fühlen. Ihre Wimpern schlossen sich, sie schauerte. Wie sie es nur anfangen sollte? War sie noch immer zu stolz? Er behandelte sie wie ein anständiges Mädchen. Das war recht, aber — es wühlte etwas in ihr. Wäre sie leichtsinnig gewesen, wie weit wären sie da schon miteinander! Sie biss sich auf die Lippen. Schmach und Schande. Wenn ihre Mutter das wüsste! Ach — nur einmal, ein einzig mal den grossen Vorhang lüften, hinter dem das heisse, wirkliche Leben sich verbarg!

Sie hatte irgendwo gelesen, dass ein Mädchen gar keinen rechten Begriff vom Leben hätte, bevor es Weib geworden sei. War es noch immer zu früh mit fünfunddreissig Jahren?

Mit zuckenden Lippen legte sie sich zu Bette. Die ungeheuerlichsten Vorstellungen erfüllten sie. Vorstellungen, wie sie nur die Seele der Unwissenden erfüllen können.

Und dazwischen quälte sie immer wieder die Frage: was soll ich thun, dass er aufhört, mich als Dame zu behandeln?

Zwei Tage ging sie wie eine Nachtwandlerin umher. Grünliche Blässe bedeckte ihr Gesicht. Ihre Hände und Füsse waren eisig.

„Mir ist schlecht,“ stotterte sie am dritten Tag, und verliess während der Unterrichtsstunde die Schule. Fräulein Haug besuchte sie etliche Stunden später, fand aber ihre Thüre verschlossen. Sie wird sich niedergelegt haben, dachte die Collegin, und stieg geduldig die Treppen hinab. Gegen Abend, später, als Elise erwartete, kam Bindter.

„So im Dunkel,“ sagte er ihre Hand leicht drückend. „Ich konnte nicht früher abkommen.“

„Wollen Sie wirklich nochmals ausgehen?“

„Gewiss, gewiss," rief er rasch, die Vorstellung, etliche Stunden hier mit ihr zubringen zu sollen, erfüllte ihn mit Langeweile.

„Ja, dann muss ich wohl anzünden."

Sie rührte sich nicht von der Stelle. „Im Finstern finde ich meine Sachen nicht."

„Bitte zünden Sie an."

Er liess sich ohne den Ueberzieher abzulegen, auf einen Stuhl nahe der Thür nieder.

„Ich weiss nicht wohin ich die Zündhölzer verlegt habe," sagte sie mit heiserer Stimme.

„Ich kann Ihnen geben, ich kann Ihnen geben."

Er fuhr in die Tasche seines Rockes, und reichte ihr im Dunkeln das Schächtelchen hinüber. Erst mit dem dritten Streichholz gelang es ihr den Docht der Lampe zu entzünden.

„Es ist sehr schön draussen," sagte Bindter, der erwartetete, dass sie nun Hut und Mantel holen würde. Statt dessen machte sie eine halbe Wendung gegen ihn, und liess sich auf den Stuhl an seiner Seite nieder.

„Mir ist so unwohl."

„O!" Wirkliche Theilnahme drang aus seiner Stimme. „Kann ich Ihnen irgend etwas helfen, holen? vielleicht ist das Beste, Sie legen sich nieder. Ich schicke Ihnen Limonadenpulver, das ist gut gegen Migräne."

Sie sah ihn an.

„Ich habe keine Migräne, ich . . . . mir ist so heiss — —"

Sie erhob sich. Auch er.

„Vielleicht wenn Sie das Fenster öffneten."

Sie schwankte gegen das Fenster, er kam ihr zuvor, und öffnete es.

„Ah wie gut!"

Die kühle Luft strömte in die Lavendelschwüle des Stübchens.

„Dann kommen Sie doch! Sie brauchen ja nur den Hut aufzusetzen. Kommen Sie!"

Beim Schein des Lämpchens sah er ihr bleiches Gesicht mit den dunkelumrandeten Augen, dann blickte er suchend im Zimmer umher.

„Aber wo haben Sie eigentlich Ihren Hut?"

„Ich glaube im Nebenzimmer."

Er öffnete die Thür des anderen Stübchens.

„Ah da seh ich ihn —"

„Lassen Sie, lassen Sie —"

Sie sprang hin, und riss ihm den Hut aus der Hand. „Jch gehe doch nicht aus," ihre Finger umklammerten die seinen, „mir ist zu unwohl, ich kann wirklich nicht."

Sie entwand ihm den Hut, und lachte nervös. „Nicht wahr ein kleines Stübchen?"

„Zum Schlafen gross genug," sagte er etwas verwirrt, und wollte hinaustreten.

„Da, fühlen Sie, wie meine Stirne glüht." Sie hob seine Hand an ihr Gesicht. Und plötzlich lag sie an seiner Brust in convulsivischem Weinen —

„Ich leide so . . . ich leide so . . . . ."

Seine Brauen runzelten sich, er machte sich von ihr los. Das wollte er nicht.

„Kommen Sie doch," sagte er, „Das sind ja Dummheiten."

Der intensive Milchgeruch, der von ihr ausging, widerte ihn an. Er drängte sie zur Thüre, sie widerstand.

Da packte er ihren Hut, und drückte ihr ihn auf den Kopf.

„Sie kommen sofort, oder Sie sehen mich nie wieder."

Das Wort erschreckte sie. Sie fuhr sich über das nasse, brennende Gesicht . . . . „ja, ja, ich komme schon, nur . . . die Handschuhe noch . . ."

Er war hinaus getreten, plötzlich hörte er einen dumpfen Fall. Er sprang zu ihr. Sie lag auf den Knieen, den Hut verschoben im Nacken, den einen Handschuh hatte sie angezogen, der andere lag am Boden.

In diesem Augenblick erschien sie ihm als Bestie, nicht mehr als des Zertretens wert. Er that sich keinen Zwang an. — — — — — — — — — —
— —

Das merkwürdige an ihr war, dass sie seit jenem Tage ganz zufrieden und gestillt schien. Sie söhnte sich mit ihrem Beruf wieder aus, und ging mit seligem Gesichte einher. Sie hatte nach jenem Abend mehrere Versuche gemacht, Bindter zu begegnen, ihn zu veranlassen sie zu besuchen, doch war alles vergebens. Zuletzt hatte er ihr in nicht misszuverstehender Weise verboten, jemals wieder seinen Weg zu kreuzen. Er liebe sie nicht, und seit dem letzten male, sei es ihm unmöglich sie wiederzusehen. Weit entfernt sich zu erzürnen, hob sie sogar seine Briefe sorgfältig auf und las sie dann und wann durch.

Ein geheimnissvoller Zug war in ihr Gesicht getreten. Sie sog und sog an dem Glück der einen Stunde, und ihre Phantasie, befruchtet geworden, gebar immer neue und neue Vorstellungen, an denen sie sich sättigte. Ihre kleine, stille Wohnung im dritten Stocke erschien ihr voll von mystischen Geheimnissen, von versteckten Seligkeiten, von leckenden Feuern, von Dingen, die ein gesunder Geist nicht ahnen und ausdenken konnte. Hier im Nest ihrer schwangeren Sinnlichkeit, streichelte sie ihre Seele zu Tode.

„Mit diesem Gesicht können Sie nicht unterrichten“, sagte eines Tages die Schulvorsteherin zu ihr, „ich gebe Ihnen sechs Wochen Urlaub, wenn Sie bis dahin Ihre Nerven nicht gekräftigt haben, ist es nicht unwahrscheinlich, dass man sich nach Ersatz für Sie umsehen wird müssen.“

„Sag mir nur Elise, ich beschwör Dich, was ist Dir geschehen, was hast Du erlebt?“

Fräulein Haug legte die Arme um das grosse, blonde Mädchen, das von Tag zu Tag üppiger und fahler wurde.

Da lächelt die Lehrerin, und neigt sich mit glücklichem Gesichte an das Ohr der Freundin:

„Ich hab ein Verhältniss.“

„Und — wird er Dich heiraten?“

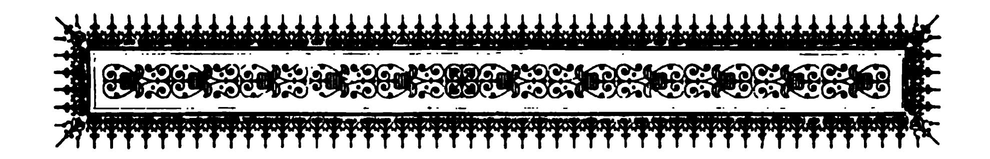
„Wir sind schon — nur noch nicht vor der Welt.“

Die Freundin schlägt die Hände zusammen, „Du konntest das thun? Und wenn's — Folgen hätte?“

„Dann kommt das Kleine in Hut und Handschuhen zur Welt —“ und sie will mit stammelnder Stimme der Collegin den Vorgang jenes Abends schildern. Die aber wendet sich entrüstet ab. „Erspar Dir das.“

Elise verlässt allein das Kosthaus. Sie wählt die entlegensten Strassen, und meidet es, laut aufzutreten. In ihrer Wohnung angekommen, legt sie sich aufs Sopha, schliesst die Augen und lächelt . . . . . .

Und in den Lavendelduft mischt sich ein neuer, heisser, schwälender Geruch . . . . .



JAGO, DER URTEUFEL.

VON

GEORG BRANDES.*)

Othello — das ist der vulgären Auffassung nach einfach die Tragödie der Eifersucht, wie Macbeth ganz einfach die Tragödie des Ehrgeizes. Sehr naive Leser und Kritiker denken sich in ihrer Unschuld die Sache so, dass Shakespeare zu einem gewissen Zeitpunkte seines Lebens beschloss, einige interessante und gefährliche Leidenschaften zu studieren und davor zu warnen. Aus dieser Veranlassung habe er Macbeth als eine Arbeit über den Ehrgeiz und seine Gefahren, sodann Othello als ein Werk über die Eifersucht mit ihrem Gefolge von Leid und Qual geschrieben. Aber so geht es ja nicht zu in dem inneren Leben eines schöpferischen Geistes. Ein Dichter schreibt keine Aufsätze. Er geht nicht kraft eines Entschlusses oder einer Wahl an die Arbeit. Es wird ein Nerv in ihm berührt, der dann zittert und reagiert.

Was Shakespeare sich hier klar zu machen versucht, ist weder die Eifersucht noch die Arglosigkeit, sondern einzig und allein die Lebenstragödie: wie entsteht sie, was sind ihre Ursachen, welcher Art sind ihre Gesetze?

Er ist von der Macht und Bedeutung der Bosheit betroffen worden. Othello ist weit weniger eine Studie über die Eifersucht, als eine neue und gewichtigere Studie über die Bosheit in ihrer Gewalt. Der Nabelstrang, der den Meister mit dem Werke verbindet, führt nicht zu Othellos, sondern zu Jagos Persönlichkeit.

Einige Forscher haben gemeint, dass Shakespeare den Jago nach dem historischen Richard III. geformt, ihn also in der Litteratur, in irgend einer Chronik gefunden habe.

Nein, nein, sicherlich ist Shakespeare dem Jago in seinem Leben begegnet, hat sein Mannesalter mit Parzellen von ihm verlebt, ihn auf seinem Lebenswege bruchstücksweise angetroffen, bis er eines schönen Tages, als er so recht fühlte und begriff, was kluge, boshafte, niederträchtige Menschen ausrichten, alle jene Fragmente zusammenschmolz und diese Gestalt daraus goss.

Jago — es ist ein grösserer Stil in dieser Gestalt als in dem ganzen Macbeth. Jago — es ist mehr Tiefsinn, mehr überlegene Menschenkenntnis

---

*) Aus der nächsten Lieferung von Georg Brandes, Shakespeare (Albert Langen München).

in diesem einen Charakter als in dem ganzen Macbeth — Jago ist der grosse Stil selbst.

Es ist nicht das böse Prinzip, kein altmodischer Teufel, der dumm ist, noch ein Miltonscher Teufel, der Unabhängigkeit liebt und Feuerwaffen erfunden hat, noch ein Goethescher Mephisto, der Cynismen sagt und sich unentbehrlich macht und meistens Recht hat — auch ist er nicht die Grösse in dem tollkühn Bösen, kein Cäsar Borgia, der sein Leben in offenem Trotz und wilder Fürchterlichkeit verbringt.

Jago hat kein anderes Ziel vor Augen als eigenen Vorteil. Der Umstand, dass nicht er, sondern Cassio zum ersten Offizier Othellos ernannt worden ist, bringt seine Hinterlist dahin, Ränke zu schmieden. Er wollte diesen Posten haben, und er versucht ihn zu erobern. Auf dem Wege zu seinem Ziele nimmt er jeden sich darbietenden Vorteil wahr, er bedenkt sich nicht, dem Roderigo sein ganzes Vermögen und seine Juwelen abzuschwindeln. Stets weiss er Lüge und Heuchelei hinter einer Maske zu verbergen, aber die von ihm gewählte Maske ist die undurchsichtigste, ist die derbe Barschheit, das aufrichtige, ehrliche, mürrische Wesen des Soldaten, der sich nicht darum kümmert, was andere von ihm sagen oder denken. Niemals macht er den Augendiener bei Othello, niemals bei Desdemona, ja nicht einmal bei Roderigo. Stets ist er der aufrichtige, ehrliche Freund.

Er sucht seinen Vorteil nicht ohne Seitenblicke auf andere. Jago ist die Schadenfreude in Menschengestalt. Er thut das Böse um des Genusses willen, schaden zu können; er fühlt sich gehoben durch das Unglück und die Qual anderer Leute. Und er ist der ewige Neid, den die Vorzüge und der Erfolg anderer aufreizen. Er ist nicht die kleinliche Missgunst, die sich begnügt, die Würde oder das Besitztum anderer zu begehren oder sich des Glückes eines anderen für würdiger zu erachten. Nein er ist in einer grossen Personification der schielende Neid selbst, der als Grossmacht, als Treibkraft im Menschenleben auftritt, der Abscheu gegen die Vollkommenheiten anderer, der sich als hartnäckiger Unglaube und Misstrauen oder als Geringschätzung diesen Vorzügen gegenüber offenbart; er ist der rein unwillkürliche Hass gegen das Offene, Schöne, Helle, Gute und Grosse.

Shakespeare hat nicht nur gewusst, dass so etwas existiert; er hat es aufgegriffen und gestempelt. Das gereicht ihm als Psychologen zu ewigem Ruhme.

Allen bekannt ist der Einwand gegen „Othello", die Tragödie sei insoweit vorzüglich, als der Held und Desdemona wahre und seltene Gestalten darstellten — wer aber kenne Jago? und wodurch liesse seine Handlungsweise sich begründen? Was diene zur Erklärung einer solchen Bosheit? Wenn er noch wenigstens in Desdemona verliebt wäre und aus diesem Grunde Othello hasste oder einen ähnlichen Beweggrund hätte!

Ja wäre er ohne weiteres ein verliebter Schlingel und Verleumder, dann würde unstreitig alles viel einfacher sein. Aber damit sänke allerdings auch das Ganze zur Plattheit herab, und Shakespeare stände hier nicht auf seiner Höhe.

Nein, nein! Eben in diesem anscheinend ungenügend Motivierten liegt hier Tiefe und Grösse. Das hat Shakespeare begriffen. Jago liefert sich ja in seinen Monologen unaufhörlich selbst Gründe für seinen Hass. Sonst können wir beim Durchlesen Shakespearescher Monologe die Personen erkennen, wie sie wirklich sind; sie offenbaren sich uns ohne Umschweife; selbst ein Schurke wie Richard III. ist im Monologe ganz ehrlich. Anders Jago. Dieser Halbteufel sucht sich stets selbst seinen Hass zu erklären, sich halbwegs selbst zu betrügen, indem er sich halbe Beweggründe vorhält, an die er ein wenig glaubt und in hohem Grade nicht glaubt. Treffend hat Coleridge diese Bewegung in seinem Gemüte als *the motive-hunting of a motiveless malignity* bezeichnet. Immer wieder redet er sich vor, er glaube, dass Othello seiner Gattin zu nahe getreten sei, und dass er diese Schande rächen wolle. Zuweilen fügt er zur Begründung seines Hasses gegen Kassio hinzu, dass er auch diesen

wegen eines Verhältnisses zu Emilia in Verdacht habe.*) Nicht einmal das Motiv einer Neigung zu Desdemona verschmäht er; als Nebenmotiv ist es ja immerhin mitzunehmen. Er sagt (II, 1):

> Nun lieb' auch ich sie,
> Nicht ganz aus Lüsternheit, obgleich ich wohl
> Nicht kleinrer Sünd' als diese schuldig bin,
> Doch teils um meine Rach' an ihm zu weiden,
> Weil ich Verdacht hab', dass der geile Mohr
> Mir ins Gehege kam.

Alles dies sind halb unehrliche Versuche, sich selbst zu verstehen, lauter selbstbeschönigende Selbsterklärungen. Der grüngelbe, giftige Neid weiss immer ein Motiv zu finden, das seinen Hass berechtigt erscheinen lässt und die Schadenlust dem besseren Menschen gegenüber in gerechte Rache verwandelt. Aber Jago, der wenige Zeilen vorher selbst gesagt hat, Othello habe einen „beständigen, liebendedlen Sinn", ist tausendmal zu klug, um sich von ihm für betrogen zu halten. Er sieht ja wie durch Glas durch ihn hindurch.

Eine allgemeinmenschliche Fähigkeit zu lieben oder aus einem genau bezeichneten Grunde zu hassen, würde Jago's Überlegenheit im Bösen vermindern und degradieren. Schliesslich droht man ihm mit Tortur, da er kein Wort der Erklärung oder des Aufschlusses sagen will. Sicherlich wird er während der Tortur seine Lippen fest zusammengepresst halten, hart und auf seine Weise stolz, wie er ist; er würde aber auch keine wirkliche Erklärung geben können. Langsam, unentwegt hat er das Naturell Othello's vergiftet. Wir beobachten die Wirkungen des Giftes auf den arglosen Mann, und wir sehen, dass eben das Gelingen des Vergiftungs-Prozesses Jago mehr und mehr brutalisiert und berauscht. Doch die Frage, woher das Gift in Jago's Seele kam, ist unverständig, und er selbst vermöchte keine Antwort darauf zu geben. Die Schlange ist giftig von Natur und erzeugt ihr Gift, wie der Seidenwurm sein Gespinst und das Veilchen seinen Duft.

Gegen den Schluss des Trauerspiels (IV, 2) findet ein Replikwechsel statt, der zu den tiefsinnigsten Stellen des Stückes gehört und uns den Schlüssel liefert zu dem bei Shakespeare in diesen Jahren stets wiederkehrenden Erstaunen über die Bosheit, die er zu ergründen sucht.

Als Emilia den Wutausbruch Othello's gegen Desdemona gehört hat, sagt sie:

> Nein hängt mich, wenn ein Erzverleumder nicht
> Irgend ein schmeichelnder, geschäft'ger Schuft,
> Ein glatter Schurk', um sich ein Amt zu fischen
> Die Lügen ausgedacht; ja darauf sterb' ich.
>
> Jago.
> Pfui, solchen Menschen giebt's nicht; 's ist unmöglich.
>
> Desdemona.
> Und giebt es einen, so vergeb ihm Gott!
>
> Emilie.
> Ein Strick verzeih' ihm, und die Höll' nag' seine Knochen!

Alle drei Charaktere sind in diesen kurzen Repliken gezeichnet. Aber Jago's Replik ist die bedeutungsvollste. „Pfui, solchen Menschen giebts nicht;

*) Jago äussert (I, 3):

> I hate the Moor
> And it is thought abroad, that t'wixt my sheets
> 'Has done my office. I know not if 't be true;
> But I for mere suspicion in that kind
> Will do as if for surety.

und fügt (II, 1) hinzu:

> I'll have our Michael Cassio on the hip,
> Abuse him to the Moor in the rank garb,
> For I fear Cassio with my night-cap too.

's ist unmöglich" das ist der Gedanke, unter dessen Schutz er gelebt hat und weiter lebt; die anderen glauben nicht, dass so etwas existiere.

Wir treffen hier bei Shakespeare aufs Neue das Hamletsche Staunen über das Böse als Paradoxon, und wie in Hamlet und Mass für Mass wendet er sich hier (jetzt zum dritten Male) indirekt an den Leser: Sage nicht, glaube nicht, dass solches unmöglich sei! Der Glaube an die Unmöglichkeit der Schurkerei ist die Existenzbedingung für einen König wie Claudius, für einen Beamten wie Angelo, für einen Offizier wie Jago. Und daher Shakespeare's immerwiederkehrendes: Wahrlich ich sage Euch, dieser höchste Grad von Bosheit ist möglich.

Sie ist der eine Faktor in der Lebenstragödie; die Dummheit der andere. Auf diese beiden Stützen ruht die Hauptmasse von allem Erdenjammer.

AUS DEM ERSTEN UNIVERSITÄTSJAHRE.

ROMAN IN BRIEFEN

VON

PETER NANSEN.

AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG VON MATHILDE MANN.

I.

H., den 28. Aug. 1892.

Lieber Emil!

Ich denke, jetzt bist Du glücklich in der Hauptstadt angelangt und hast Dich gemütlich bei der guten alten Frau Petersen eingelebt. Wir sehnen uns Alle sehr danach, zu hören, wie Du Dich in den neuen Verhältnissen zurechtfindest.

Wenn ich Dir schon heute schreibe, so hat das seinen Grund darin, dass ich vor Deiner Abreise nicht eingehend genug mit Dir über Deine pekuniären Verhältnisse geredet habe. Wie Du weisst, kann ich mit meinem nicht gerade grossen Lehrergehalt nur so eben auskommen. Es würde mir sehr schwer werden, Dich während der fünf bis sechs Jahre bis zu Deinem Examen in der Hauptstadt zu erhalten. Das kann jedenfalls nur mit der konsequentesten Sparsamkeit Deinerseits möglich gemacht werden, wie Du auch selber nach Kräften zu Deinem Unterhalt beitragen musst. Ich hoffe, Du hast schon die Runde bei allen den Schulvorstehern gemacht, die ich Dir aufgab? Du musst nicht mutlos werden, wenn Du im Anfang abschlägige Antworten erhältst; natürlich melden sich gerade jetzt viele Bewerber, da gilt es, energisch sein.

Während der ersten zwei Monate können wir freilich wohl kaum darauf rechnen, dass Du selber etwas Nennenswertes verdienst. Deswegen wird sich Deine Lage — so wie ich sie Dir zu bieten vermag

— folgendermassen gestalten: Ich bezahle Frau Petersen monatlich 35 Kronen, und für diese Summe erhältst Du ein Zimmer, Kaffee, Frühstück und Abendbrot. Des Mittags isst Du ja bei den Verwandten. Ich habe gestern von Onkel Paulsen und von Tante Minna Antwort erhalten; der Erstere will Dich gern des Mittwochs da haben, Tante Minna bietet Dir den Sonntag an. — so hast Du denn alle Tage besetzt und kannst sicher darauf rechnen, gutes und wohlschmeckendes Essen zu bekommen, was ja doch das Wichtigste ist. Ich brauche Dich natürlich nicht zu bitten, so zuvorkommend und liebenswürdig wie nur möglich gegen alle Onkels und Tanten zu sein. Sie haben Dich alle von Herzen lieb, aber Du musst bedenken, dass ältere Leute, was ja die meisten sind, grossen Wert darauf legen, dass die Jugend ihnen Rücksicht erweist. Ich weiss sehr wohl, dass Du nicht entzückt darüber bist, bei der Familie dinieren zu sollen. — ich gebe auch zu, dass es bequemer und weniger zeitraubend für Dich sein würde, wenn Du alle Mahlzeiten in Deiner Wohnung einnehmen könntest. Teils aber erlauben mir meine Mittel eine derartig erhöhte Ausgabe nicht, teils lege ich ein gewisses Gewicht darauf, dass Du in regelmässiger Verbindung mit der Familie bleibst, teils glaube ich auch, dass bei Deinem Hang zur Bequemlichkeit die Bewegung, zu der diese Mittagstische in den verschiedenen Teilen der Stadt Dich zwingen, Dir sehr dienlich sein wird.

Dies ist eine lange Digression geworden. Ich komme nun wieder zu der Behandlung Deines Budgets zurück. Für Deine Verpflegung ist also gesorgt. Du hast folglich nicht nötig, für Deine Beköstigung Aufwendungen zu machen, abgesehen davon, dass Du vielleicht hin und wieder einmal mit Rücksicht auf Deine Vorlesungen das Frühstück bei Frau Petersen versäumen musst. Für den Fall rate ich Dir, Dich so einzurichten, dass Du Dein Butterbrot von Hause mitnimmst und Dir dazu bei einem Bäcker ein Glas Milch geben lässt, — oder es ist auch vielleicht ein Café in der Nähe der Universität, wohin die Studenten ihr Butterbrot mitbringen können; dann ziehst Du wohl eine Tasse Kaffee vor. (Bier, finde ich, solltest Du so früh am Tage vermeiden.)

Nun kommen wir zu der Taschengeldfrage. Ich denke 10 Kronen monatlich werden, wenn auch nicht gerade reichlich, so doch hinreichend sein. Ich rechne nämlich, dass Du 1 Pfd. Taback à 1 Kr. 30 Öre, und 25 Cigarren à 6 Öre gebrauchst; dann hast Du noch etwas über 7 Kronen für Pferdebahn, für Teilnahme an einem Studentenfest oder dergl. übrig. Für dies Geld müsstest Du wohl auch Deinen Bedarf an Schlipsen, Handschuhen und Stiefelflickereien bestreiten können — Du brauchst ja nicht gerade viel Schuhzeug.

In Bezug auf Deine Garderobe brauchen wir uns ja Gottlob vorläufig noch keine Sorgen zu machen. Dein blauer Anzug vom Frühling muss noch eine ganze Zeit vorhalten, namentlich, da Du die alten grauen Beinkleider als Reserve daneben zu tragen hast und meinen abgelegten Sommerpaletot als Hausrock benutzen kannst. Der Frack und die schwarzen Beinkleider machen sich ja auch sehr nett, es war ein grosses Glück, dass Dein Vetter Fritz sie Dir gerade jetzt vererbte. Am wenigsten glänzend sieht es wohl mit dem Winterüberzieher aus; Mutter meint, die Ärmel seien Dir reichlich kurz. Aber das Zeug ist ja eigentlich noch nicht abgetragen, und gut und warm

ist er auf alle Fälle. Diesen Winter wirst Du jedenfalls noch damit auskommen.

Übertrieben flott, das gebe ich zu, sind Deine Verhältnisse nicht. Aber mit Ordnung und Sparsamkeit wirst Du durchkommen können. Im Grunde habe ich ja gehofft, dass Du selber würdest verdienen können, was Du an Taschengeld gebrauchst, so dass ich mit den 35 Kronen monatlich an Frau Petersen abkäme. Deine beiden Brüder und Deine Schwester kosten im Laufe des Jahres auch eine anständige Summe Geld, wenn es auch billiger ist, sie zu Hause zu haben.

Von Mutter soll ich Dir sagen, dass Du Deine Wäsche regelmässig jeden zweiten Montag senden musst; Du bekommst sie dann am Sonnabend zurück. Sie meinte, Du solltest für gewöhnlich wöchentlich 1 Hemd, 1 Paar Unterbeinkleider, 2 Paar Manschetten, 2 bis 3 Kragen und eben so viele Taschentücher gebrauchen.

Ja, lieber Emil, wir verfolgen Alle mit liebevollen Gedanken Dein Leben in der Hauptstadt als flotter Student. Das erste Universitätsjahr pflegt ja ein glückliches Jahr zu sein, und Du wirst hoffentlich Deinen reichlichen Anteil an den Vergnügungen haben, die das Leben in der grossen Stadt und zwischen munteren Kameraden zu bieten vermag. Ich will Dich vorläufig nicht mit vielen moralischen Betrachtungen belästigen. Nur ganz im Allgemeinen will ich Dir empfehlen, nach keinerlei Richtung hin zu extravagieren. Mache es Dir gleich zur Regel, Dich nach der Decke zu strecken. Und als bestes Mittel, um Deine Angelegenheiten in Ordnung zu halten, empfehle ich Dir genau anzuschreiben. Ich lege ein kleines Buch ein, in das Du täglich Deine kleinen Ausgaben notieren musst.

Und dann, mein lieber Junge, bedenke, dass das Leben nicht allein zum Vergnügen da ist. Selbst wenn ich nicht der Ansicht bin, dass Du im ersten Jahr mit vollem Dampf arbeiten sollst, so hoffe ich doch, dass Du Dich nicht damit begnügst, die philosophischen Vorlesungen zu besuchen, sondern auch gleich mit der Jurisprudenz beginnen solltest.*)

Und noch eins: hüte Dich vor schlechten Freunden und schlechten Vergnügungen. Lass Dich zu nichts verleiten, was Deine Mittel in irgend einer Hinsicht übersteigt.

Nun, ich versprach Dir ja, nicht zu moralisieren. Wir bauen fest darauf, dass Du Deinen Sinn und Deinen Körper rein bewahren wirst.

Du vergisst wohl nicht ganz, in die Kirche zu gehen? Ich meine, Du solltest Dir die verschiedenen Kanzelredner anhören. Es giebt ja in Kopenhagen so viele ausgezeichnete Redner, zwischen denen man wählen kann, und indem Du vergleichst, findest Du am sichersten den heraus, der für Dich der Rechte ist.

Alle senden herzlichste Grüsse!

Dein treuer Vater.

P. S. Grüsse Frau Petersen und alle Tanten und Onkels. Du machst wohl Besuche, ehe Du Deine Mittagstische antrittst?

*) In Dänemark legen die Studenten nach dem ersten Jahr das sogenannte „Philosophikum" ab, dann erst wenden sie sich einem Fachstudium zu.

II.

Frederiksborggade-Kopenhagen K. den 30. August.

Lieber Vater!

Herzlichen Dank für Deinen Brief. Mit meinen Geldangelegenheiten werde ich schon fertig werden. Die zehn Kronen, die Du mir als Taschengeld geben wolltest, brauche ich nicht. Ich bin nämlich so glücklich gewesen, gleich in der Rasmussenschen Knabenschule in der Ulmenstrasse Stunden zu bekommen, — zwei Stunden à 40 Öre täglich und zwar Naturgeschichte und Rechnen. Wie Du weisst, meine allerschwächsten Fächer. Da aber die Knaben, die ich unterrichten soll, nur 7—8 Jahre alt sind, braucht der Unterricht ja nicht streng wissenschaftlich zu sein. Ich fing heute an, — und zwar mit Naturgeschichte. Wir begannen ganz von vorne und machten uns über die Affen her. Die Knaben waren alle bis auf einen sehr artig. Als ich ihn fragte, ob er jemals einen Affen gesehen habe, sprang er auf die Bank, steckte die Zunge aus und sagte: „Der Herr Kandidat ist selbst ein Affe!“

Bei Frau Petersen befinde ich mich sehr wohl. Mein Zimmer, von wo aus ich eine brillante Aussicht habe, ist sieben Ellen lang und fünf Ellen breit. Schräge vor dem Fenster steht ein länglicher Tisch mit einer roten Decke, der als Schreibtisch dient, und von dort geht dieser Brief aus. An der einen Längswand steht das Bett mit einem kleinen Nachttisch davor. An der gegenüberliegenden Wand befindet sich die Thür zu Frau Petersens Wohnstube; an der einen Seite der Thür steht mein Bücherbrett, an der andern mein Waschtisch. Fügt noch ein Paar grün bezogene Stühle hinzu, und Ihr habt Studiosus Holm's Bude. Es ist hier wirklich sehr nett, nur entbehre ich ein Sopha oder dergleichen. Ich wollte, ich könnte das Bett mit einem Schlafsopha vertauschen.

Zwei Mal habe ich schon „Freitisch“ gehabt. Ich fing gestern bei Tante Kathinka in der Falkonernallée an: Lammbraten und rote Grütze. Hinterher traktierte mich Dr. Ludwig, der in liebenswürdigster Laune war, mit einer feinen Cigarre. Ich blieb bis um 8 Uhr auf seinem Zimmer. Dann ging ich in den Studentenverein, worüber ich nachher noch berichte. Heute nahm ich mein Mittagessen bei Berthelsens ein: Fleischsuppe und Frikandellen mit Blumenkohl.

Also: ich bin im Studentenverein gewesen! Ich war dort des Vormittags und gestern, wie gesagt, am Abend.

Nicht ohne ein gewisses feierliches Gefühl gingen Knud Petersen und ich in Begleitung von Lauritz Hahn hinein. Dieser spielt, obwohl er erst seit zwei Jahren Student ist, eine grosse Rolle im Verein und wird bei der nächsten Wahl sehr wahrscheinlich zum Senior aufgestellt werden. Hahn hatte versprochen, uns einschreiben zu lassen und uns den „Spitzen“ vorzustellen. Es wird Dich amüsieren, dass der Erste, dem Hahn uns vorstellte, niemand Geringeres als Professor N. N. war, der bei den Freisinnigen wegen seiner Angriffe gegen Georg Brandes so verhasst ist. Professor N. N. ist gerade keine Schönheit, aber doch eine intelligente, charakteristische Erscheinung, man sieht es ihm auf den ersten Blick an, dass er keine gewöhnliche Persönlichkeit ist. Er war äusserst freundlich gegen uns, namentlich schien er — verzeih meine Unbescheidenheit — Ge-

fallen daran zu finden, sich mit meiner Wenigkeit zu unterhalten. Er freute sich, als er hörte, dass ich ein Sohn von Oberlehrer Holm sei. Er sagte viel Gutes von Dir und sprach die Hoffnung aus, dass ich Dir ähnlich werden möge. „Denn Sie sind doch wohl nicht von den modernen Anschauungen angesteckt?“ fragte er. Hierauf konnte ich mit gutem Gewissen antworten, dass die modernen Anschauungen noch nicht bis nach H. gelangt seien, und dass sie, falls sie sich dort zeigen sollten, einen so warmen Empfang von Dir und andern tonangebenden Männern gewärtigen könnten, dass sie schleunigst wieder den Rückzug antreten würden. Hierüber lachte Professor N. N. herzlich, klopfte mich auf die Schulter und sagte: „Gottlob, dass wir die Provinzen noch haben! Das sind starke Festungen, und von dort bekommen wir gute Rekruten in der frischen Jugend.“

Unter den Andern, die wir im Stndentenverein sahen — freilich ohne mit ihnen zu sprechen — befand sich auch der alte Dichter P. P. Er sass ganz allein auf dem Sopha und hatte eine ganze Menge Zeitungen vor sich liegen; aber ich glaube nicht, dass er las. Es sah eigentlich so aus, als ob er ein kleines Schläfchen hielt. Offengestanden machte er einen ziemlich abfälligen Eindruck. Es war beinahe traurig, ihn zu sehen. Hahn sagte auch, er sei längst nicht mehr das, was er gewesen, selbst wenn er auch immer noch von Zeit zu Zeit wunderschöne Gedichte schriebe, wie z. B. kürzlich bei der goldenen Hochzeit des Königspaares.

Gestern Abend waren Knud Petersen und ich allein im Verein. Wir machten bei der Gelegenheit eine neue interessante Bekanntschaft. Nämlich die des jungen Svane's, des Sohns von Konferenzrat Svane. Er will seinen Doktor in der französischen Sprache machen und soll übrigens sehr begabt sein. Er war, wie Du Dir denken kannst, da sein Vater Millionär ist, ausserordentlich flott und lud uns gleich zu einer Flasche Wein ein. Er hat ein sehr feines angenehmes Wesen, ist aber ein klein wenig blasiert. Er machte spöttische — übrigens aber sehr witzige — Bemerkungen über Alles, namentlich war er sehr boshaft in seiner Beurteilung des Lebens im Studentenverein. Als ich ihn fragte, weswegen er denn dahinginge, antwortete er: „Es amüsiert mich, die Tiere zu reizen. Sie sind unglaublich drollig, wenn man sie neckt.“ — Ich führe diese Äusserung an, damit Du Dir einen Begriff von dem Burschen machen kannst. Ich glaube übrigens, dass es nur eine Manier bei ihm ist, wenn er so überlegen spricht. Sein Vater gilt für eine der besten Stützen der Rechten.

Vom Verein begleiteten wir den jungen Svane nach Hause. Du glaubst nicht, wie prächtig er wohnt. Er hat eine ganze kleine Wohnung für sich — mit eigenem Diener — im Hause seines Vaters: Wohnstube, Boudoir und Schlafzimmer. Wunderschöne Möbel, eine Menge kostbarer Nippesgegenstände, grosse Lampen mit seidenen Schirmen, Gemälde nnd Kupferstiche, — ja, Gott weiss, was da nicht ist!

Als wir bei ihm anlangten, waren alle Lampen angezündet und im Kamin brannte ein schwaches Feuer. Denk Dir, im August! Svane sagte aber, das mache eine Wohnung so gemütlich, und es lässt sich nicht leugnen, dass es brillant aussah. — Der Diener präsentierte Sodawasser und Whisky, — ein schottisches Getränk, das jetzt hier in Kopenhagen sehr modern ist; es schmeckt anfangs garnicht so

besonders, aber es soll etwas sehr Schönes sein, wenn man sich erst darangewöhnt hat. Du kannst mir glauben, Knud und ich genossen unser Leben in all dem Wohlstand. Wir rauchten Cigarren mit Leibbinden etc. etc.

Svane ist, wie gesagt, sehr anziehend. Und doch glaube ich nicht, dass ich mir auf die Dauer viel aus seinem Verkehr machen werde. Hahn, dem ich heute begegnete, und dem ich von den Erlebnissen des gestrigen Tages erzählte, sagte auch: „Du musst ein wenig vorsichtig mit Svane sein. Er ist begabt, aber ihm fehlt der Ernst."

Leb wohl für heute, lieber Vater. Grüsse alle Hausgenossen und Freunde in H.

Dein getreuer Sohn
Emil.

III.

H., den 30. Aug.

Mein süsser Schatz!

Ich schreibe Dir zu nächtlicher Stunde, weil ich bange bin, dass meine Eltern erfahren könnten, wie die Sachen zwischen uns stehen. Du hast doch nicht vergessen, was Du beim Tanz auf dem Waldfest zu mir sagtest, nachdem Du Dein Examen gemacht hattest? Emil, ich sage Dir, nie werde ich den Augenblick vergessen, als Du mich zum ersten Male küsstest und mich fragtest, ob ich die Deine sein wolle. Aber wir müssen geduldig sein, denn Vater sagt, Du seiest zu jung, und Deine Eltern finden, dass ich eine Kokette bin. Das kommt aber daher, dass Deine Mutter mich auf dem vorletzten Klubball im Winter draussen auf dem Gang zusammen mit Olufsen überraschte, mit dem schönen Postassistenten, in den alle Damen so vernarrt sind. Ich bin es aber nicht, denn ich finde, dass er ordinär ist, was man auch daran merken kann, dass er sich soviel Pomade ins Haar schmiert, — Gott, wie ich mich nach Dir sehne, Du süsser Junge! Hielte ich Dich doch in meinen Armen, damit ich Dir tausend verliebte Worte zuflüstern könnte! Liebst Du mich? Liebst Du mich zum Totdrücken? Bin ich süss, bin ich eine leckere kleine Person — zum Anbeissen? Ach, Emil, wie ich Dich liebe! Wenn Du doch nur an Gott glauben wolltest! Du solltest sehen, wie wohl Du Dich dabei fühlen würdest! Das ist doch das Einzige hier im Leben, woran man sich halten kann, wenn man betrübt ist. Du musst mich nicht auslachen, aber ich bete jeden Abend für Dich. Und es thut mir auch um Deines Vaters willen so leid, er ist in jeder Beziehung so altmodisch und würde sich zu Tode grämen, wenn er wüsste, wie Du im Grunde über Religion und dergleichen denkst. Denn es kann nicht nützen, dass Du sagst, Du seiest ein „innerer Christ", Du möchtest nur nicht zur Kirche gehen.

Aber ich bin fest überzeugt, dass Du, wenn Du älter wirst, auf andre Gedanken kommst, und deswegen will ich Dich nicht mehr mit diesen Sachen plagen.

Es wird Dich gewiss amüsieren zu hören, dass sich Thora Jensen neulich beim Gartenkonzert gründlich prostituiert hat. Denk nur, sie fragte Lieutenant Pram — Du weisst, der neue Lieutenant, der erst

kürzlich hierher versetzt worden ist — wieviel Kinder er hätte. Darauf antwortete er: „Auf wieviele taxieren das gnädige Fräulein mich wohl? Ich bin seit genau 9 Monaten verheiratet." Du hättest Thora sehen sollen. Feuerrot wurde sie. Das Schaf!

An Neuigkeiten ist übrigens nichts weiter zu berichten, als dass man jetzt mit Bestimmtheit behauptet, dass Ludovica und Mörk heimlich verlobt sind. Aber es soll erst veröffentlicht werden, wenn er seinen neuen Laden eingerichtet hat. Über uns spricht Gottlob niemand. Nur Deine Mutter sieht mich immer so strenge an, wenn wir uns begegnen.

Vater, dem guten Alten, hab' ich 25 seiner besten Cigarren ausgeführt, die Du gleichzeitig mit diesem Brief erhältst. Ich habe sie alle im Munde gehabt, und wenn Du sie nun rauchst, ist es gerade so, als wenn Du Deine Mis küsstest.

Schreibe mir, bitte, recht bald. Du kannst den Brief ganz gut hierher adressieren, dann passe ich dem Briefträger Morgens auf.

Und nun leb wohl, mein Herzensjunge! . . . .
Die Punkte bedeuten Küsse.

Deine Dich innig liebende
Mis.

IV.

H., den 1. September Abends.

Mein teurer, geliebter Emil!

Deinen Brief an Deinen Vater haben wir alle mit dem grössesten Interesse gelesen. Zuerst las Vater ihn uns beim Frühstück vor, später liess ich ihn mir geben und nahm ihn mit auf mein Zimmer. Es ist herrlich zu hören, dass Du Dich in den neuen Verhältnissen so wohl fühlst. Du scheinst ja auch Glück gehabt zu haben, — gleich hast Du Stunden bekommen und dann hast Du so interessante Bekanntschaften gemacht.

Ich bin nun freilich niemals so recht damit einverstanden gewesen, dass Du Dir Extra-Arbeit suchen solltest. Ich finde, es wäre in jeder Beziehung besser gewesen, wenn Dein Vater Dir während Deiner Studienjahre so viel Geld hätte überlassen können, um Dich Deinen Studien ungestört hinzugeben. Vater sagt ja aber, dann hätte er sich in Schulden stürzen müssen, und davor fürchtet er sich, was man ihm ja natürlich auch nicht verdenken kann, aber gleichviel, mein guter Junge, es thut mir so leid, dass Du schon in Deiner Jugend unter Geldsorgen leiden sollst, und ich verstehe es nur zu gut, dass junge Leute sich gern nett kleiden, hin und wieder einmal ins Theater gehen und überhaupt ein wenig mitmachen wollen. Für dergleichen aber hat Vater sonderbarer Weise so gar kein Verständniss. Er urteilt nach seinen eigenen jungen Jahren, wo Alles viel billiger war, und ausserdem wohnte er ja als Student bei seinen Eltern und nahm mit ihnen an mancherlei Zerstreuungen teil.

Du musst Dich nicht wundern, dass ich wieder von dieser Angelegenheit anfange, die wir ja oft genug mit einander verhandelt haben, ehe Du nach Kopenhagen gingst. Aber ich wurde so bange, als ich in Deinem Brief las, dass Dir nicht um das Taschengeld zu

thun sei, das der Vater Dir geben wollte. Ich verstehe sehr wohl, — wenigstens bilde ich mir das ein — was dahinter steckt. Ich weiss, wie feinfühlend Du bist, und ich vermute, der Vater wird in seinem Brief an Dich wieder darüber geklagt haben, wie schwer es ihm wird, das Geld für Dich zu beschaffen. Aber, liebster Emil, selbst wenn Du ein wenig in Deiner Schule verdienst, wie willst Du auf die Dauer auskommen? Man hat so viele Ausgaben, an die man garnicht denkt, und wenn Du nun mit so wohlhabenden jungen Herren wie diesem Svane zusammen bist, so kannst Du Dich doch nicht immer frei halten lassen. Ach! wäre ich doch nur reich! Aber leider ist Deine alte Tante eine arme Seele. Und doch möchte ich Dir so gern nach besten Kräften helfen. Deswegen lege ich 10 Kronen in diesen Brief ein und werde Dir auch künftig jeden Monat 10 Kronen senden. Von mir kannst Du das Geld getrost annehmen. Du weisst ich kann mir keine liebere Verwendung dafür denken. Deswegen darfst Du auch mein Anerbieten nicht abschlagen. Es würde mir eine grosse Freude sein zu wissen, dass ich Dir auf diese Weise hin und wieder einmal ein kleines Vergnügen verschaffen oder Dir zu einem kleinen Toilettengegenstand verhelfen kann, mit dem mein Junge sich dann fein und hübsch macht.

Solltest Du einmal eine halbe Stunde an mich wenden wollen, so würdest Du mich unsagbar durch einen Brief erfreuen. — Von den Andern weiss niemand etwas von diesen 10 Kronen. Lass es ein Geheimnis zwischen uns beiden sein.

Die herzlichsten Grüsse

von Deiner treuen

Tante Meta.

V.

Kopenhagen, den 2. September.

Meine teure kleine Mis!

Dein Brief, der ja so süss war und über den ich mich so herzlich gefreut habe, hat trotzdem ernste Gedanken in mir angeregt. Es ist mir, als hätte ich Dir so unendlich viel zu sagen. Wir haben uns diesen Sommer eigentlich niemals so recht gründlich ausgesprochen, und es ist mir ein Bedürfnis, Dir mein Herz zu erschliessen, hast Du mir doch gelobt, die meine zu sein, — mein auf ewig! Wir sind vielleicht noch sehr jung, um uns zu binden, die meisten würden unser Verhältnis wohl eine Kinderliebe nennen, aber ich bin nun einmal der Ansicht, dass es gut ist, sich früh zu binden. Jedenfalls fühle ich, dass ich dadurch vielen Versuchungen entgehen werde. Für Euch junge Mädchen ist es wohl eine andre Sache. Da ist so vielerlei, was Ihr nicht kennt, so vieles was das Böse in uns reizt und lockt. Das ist ein Punkt, über den man nicht gut mit einem jungen Mädchen reden kann, selbst wenn sie Einem so nahe steht wie Du mir, und so natürlich und offen ist, wie Du. Ich will Dir nur sagen, dass wenn die Versuchungen an mich herantreten, ich in dem Gedanken an Dich einen Schutz haben werde. Zu wissen, dass ein reines, junges Weib, dem alle hässlichen, schmutzigen Vorstellungen fern liegen, daheim sitzt und auf Einen wartet, das verleiht Mut und Kraft zu widerstehen.

Aber hierüber wollen wir nun nicht weiter reden. Versprich mir, nicht zu fragen — ich weiss, das Fragen ist Deine schwache Seite — Du sollst mir nur ganz fest vertrauen, ich bin der Deine und werde stets nur der Deine sein.

Darin, glaube ich, haben die modernen Schriftsteller Recht: Die einzige, solide Basis, auf der man ein Liebesverhältnis bauen kann, ist Wahrheit und Ehrlichkeit. Ich will Dir deswegen auch ganz offen sagen, wie es auf dem religiösen Gebiet mit mir steht. Zwar fürchte ich, dass es Dich betrüben und beunruhigen wird, aber trotzdem, nicht wahr, lieber die volle, aufrichtige Wahrheit, als ein vorsichtiges Versteck spielen mit einander, denn daraus entstehen doch weit mehr Qualen, jedenfalls ein unsicheres Gefühl, das schlimmer ist als alles Andere.

Also, meine teure, süsse Mis, die Wahrheit ist, dass ich meinen Kinderglauben nicht mehr besitze. Ich bin sogar nicht einmal sicher, dass ich ihn jemals besessen habe. Das klingt gewiss sehr hässlich, aber wahr ist es: ich habe aller Religion gegenüber stets nur ein Gefühl von Langeweile gehabt. Ich habe darüber nachgedacht, ob das möglicherweise von der Art kommen kann, wie ich nach dieser Richtung hin erzogen worden bin. Seit meinem 6. Jahr wurde ich jeden Sonntag mit in die Kirche genommen und bei allen möglichen festlichen Gelegenheiten wurden daheim Gebete abgehalten und geistliche Lieder gesungen. Ich kann noch heute die Qualen empfinden, die ich als Kind erlitt, um mich in der Kirche wach zu halten. Ich musste mich in den Arm kneifen, und ich zählte, Gott weiss wie oft, die Scheiben in den grossen Fenstern hinter dem Altar und die Steine im Mittelgang. Am deutlichsten aber entsinne ich mich eines Weihnachtsabends, als wir „Andacht“ hatten, ehe wir zu dem Tannenbaum hineindurften. Ich und einer meiner Freunde, der immer am heiligen Abend bei uns war, — wir zählten damals neun Jahre — konnten vor Sehnsucht und Neugier nicht ruhig sitzen. Während Vater aus der Bibel vorlas, wippten wir auf den Stühlen hin und her und stiessen uns unter dem Tisch mit den Beinen. Nun hatten wir eine Nätherin, die Jungfer Marie hiess und ein armes verwachsenes Geschöpf war. Sie war auch zur Bescheerung bei uns. Und als dann der Vater vorlas: „Und der Engel sagte zur Jungfrau Maria: Du sollst einen Sohn gebären —“ da konnten wir uns nicht länger halten, wir brachen in ein ganz krampfhaftes Gelächter aus, das nicht enden wollte, obwohl der Vater uns einen fürchterlichen Blick zusandte und mit dem Lesen innehielt. Da erhob sich der Vater, ging auf mich zu und versetzte mir eine Ohrfeige, so dass der Kopf mir brummte, ergriff mich beim Arm und führte mich in die Kinderstube. Ich kam in dem Jahr nicht zur Bescheerung herunter, doch entsinne ich mich, dass ich, obwohl ich noch so klein war, die gehässigsten Gedanken gegen Gott hegte.

Und doch glaube ich, dass nicht die Erziehung allein Schuld daran trägt. Mir geht offenbar die Fähigkeit zu glauben ab. Ich habe mir doch alle mögliche Mühe nach der Richtung hin gegeben, so zum Beispiel damals, als ich konfirmiert werden sollte. Ich war sehr unglücklich über mich selber, aber ich konnte mit dem besten Willen nicht in Stimmung kommen. Als wir vor dem Altar standen und der Pfarrer mir seine warme Hand auf die Stirn legte, hatte ich ein Gefühl, in das sich Unbehagen bei der Berührung mit der pein-

lichen Verlegenheit vermischte, dass ich ein feierliches Gelöbnis über irgend etwas ablegen sollte, das für mich keine Bedeutung hatte.

Als Kind tröstete ich mich immer mit dem Gedanken: Das kommt, wenn Du erst älter wirst. — Mit den Jahren aber sind nur allerlei widersprechende Gedanken und Zweifel gekommen, und ich fühle, dass ich mich immer weiter von der Möglichkeit enferne, so zu glauben, wie Ihr anderen glaubt.

Am meisten hat es mich gequält, dass ich dies Alles so in mich habe verschliessen müssen. Jedes Mal, wenn zu Hause über kirchliche Dinge gesprochen wird, komme ich mir vor wie ein Verbrecher, der bange ist, entdeckt zu werden. Ich setze mich in irgend eine Ecke und bemühe mich, so unbemerkt wie möglich zu sein. Aber es ist in letzter Zeit mehrmals vorgekommen, dass sich der Vater nach mir umgewendet und mich gefragt hat: „Hast denn D u garkeine Meinung über diese Angelegenheit, Emil? Du pflegst doch sonst nicht mit Deinen Ansichten hinterm Berg zu halten!“

Ich glaube, er fängt an zu begreifen, wie es um mich steht. Aber obgleich ich ja weiss, dass es einmal zu einer Erklärung kommen muss, und obgleich ich einsehe, dass es ja wohl auch das beste wäre, so graut mir doch vor dem Augenblick. Denn Vater wird die Sache so entsetzlich schwer nehmen.

Dir gegenüber habe ich aber nicht schweigen können. Du musst mich ganz so kennen, wie ich bin. Und Du wirst nicht meinen, dass aus diesem Grunde kein Glück aus unserer Verbindung erspriessen könnte? Glaubst Du nicht auch, dass wir gerade durch so ein offenes Aussprechen zu gegenseitigem Verständnis gelangen werden? Einer hilft dem Andern, und Du wirst mich nicht gleich verurteilen, weil Du in vielen Stücken nicht mit mir einig bist?

Du kannst Dir denken, dass ich Deine Antwort auf diesen Brief voller Sehnsucht erwarten werde. Es ist von so unendlicher Bedeutung für mich, wie Du mein Schreiben auffasst.

Ich bin heute nicht in der Stimmung alles mögliche über meine Erlebnisse hier in der Stadt zu erzählen. Davon ein ander Mal. Vielleicht wird es Dich aber besonders interessieren, dass ich zu heute in acht Tagen bei Konferenzrat Svane, mit dessen Sohn ich mich angefreundet habe, zu einem grossen Diner eingeladen bin. Ich fürchte nur, meine Toilette wird sich bei der Gelegenheit nicht gerade allzuschön ausnehmen. Aber die feine Gesellschaft muss Nachsicht mit dem armen Studenten haben.

Meine teure Mis, Du solltest nur wissen, wie warm und liebevoll ich Deiner gedenke. Du bist mein Ein und Alles. Nur wenn ich weiss, dass Du einig mit mir bist, habe ich Lust und Eifer vorwärts zu streben. Wenn Du mich nicht fallen lässt, werde ich auch Grosses erreichen.

Dein Emil.

P. S. Besten Dank für die Cigarren. Sie schmecken vorzüglich.

VI.

den 3. September Abends.

Du mein allerliebster, mein bester Schatz!

Während das ganze Haus schläft und es hier so feierlich in meinem kleinen Zimmer ist, und der Mond durch die Gardinen zu mir

hereinlugt, schreibe ich an Dich, um Dir zu sagen, dass ich Dich jetzt noch mehr liebe denn je zuvor; ich habe niemals geglaubt, dass man einen Menschen so lieb gewinnen könnte. Dein Brief machte mich so traurig und dabei doch so unsagbar glücklich. Denn ich ersah ja daraus, dass Du mich sehr lieb haben musst, weil Du so ernsthaft über die tiefsten Dinge des Lebens an mich schriebst. Und ich verstand es so gut, was Du über Wahrheit und Ehrlichkeit sagtest, und es war mir, als seien wir bisher eigentlich gar nicht richtig verlobt gewesen, denn bis dahin war es Alles doch eigentlich nur so oberflächlich und kindisch.

Ja, Emil, wir wollen ganz offen mit einander reden, wir wollen uns gegenseitig Alles anvertrauen, A l l e s, und Du sollst sehen, dann wird auch Alles noch gut werden. Ach ich habe so viel, worüber ich mit Dir reden und namentlich wonach ich Dich fragen möchte, und Du musst nicht zu mir sagen, dass ich nicht fragen soll. Denn es giebt nichts, was man einander nicht sagen — oder doch schreiben — kann, wenn es mit Ernst geschieht und wenn man weiss, dass man sich auf einander verlassen kann. Und Du brauchst wirklich nicht zu glauben, dass wir jungen Mädchen so dumm und unwissend sind. Wir haben doch auch Augen und Ohren! Und wir reden unter einander doch auch über alles Mögliche, und was die Eine nicht weiss, das weiss die Andere; so z. B. hat Thora eine Menge von ihrem Dienstmädchen zu wissen bekommen, die auf dem Lande ein Kind in Kost gegeben hat.

In Zukunft aber will ich niemand ausser Dir zum Vertrauten haben, denn das Andere ist doch meistens nur Kinderei. Aber Du bist so klug und weisst so viel besser Bescheid und kannst so hübsch über alles Mögliche reden.

Es hat mich wirklich ganz traurig gemacht, als ich las, wie es mit Deinen religiösen Anschauungen aussieht. Ich ging mit Deinem Brief hier herauf auf mein Zimmer, und als ich ihn gelesen hatte, weinte ich über eine Stunde, so dass ich zu Mutter sagen musste, ich hätte Zahnschmerzen. Aber dann flehte ich so inbrünstig zu Gott, und da war es mir, als erhielte ich die Antwort von ihm, dass ich Dich nicht fallen lassen sollte, dass ich Dich festhalten müsse, damit Du durch mich auf andere Gedanken kommen könntest. Und da wurde ich so froh, es war mir, als habe ich eine grosse Lebensaufgabe erhalten. Aber ich will Dich nicht quälen, ich kann es so gut begreifen, dass es Dir langweilig geworden ist, jeden Sonntag den alten Probst Paulsen predigen zu hören; er ist ja ein guter Mann, aber er spricht so geistlos. Das sagte auch der Hülfsprediger neulich zu mir, er meinte, es sei traurig mit dem Probst, denn er bewirke, dass so viele hier in der Stadt gleichgültig gegen das Christentum würden. Aber jetzt predigt der Hülfsprediger jeden zweiten Sonntag, und Du kannst Dir nicht vorstellen, wie schön das ist! Er spricht so hübsch, geradezu poetisch, und er versteht es, Einen gleichsam über das Irdische zu erheben. Zuweilen flicht er auch Verse ein, die er selber gemacht hat. Neulich in der Mittagsgesellschaft bei Bürgermeisters bekam ich eine Abschrift davon; er führte mich nämlich zu Tisch, und da bat ich ihn darum. Ich wollte, Du könntest einmal so recht eingehend mit ihm reden. Ich glaube, er würde Dir ganz andere Lebensanschauungen beibringen, und Du solltest sehen, wie glücklich Du Dich

hinterher fühlen würdest. Es muss ja entsetzlich für Dich sein, keinen festen Grund zu haben, auf den Du bauen kannst. Sage mir doch, schwebst Du denn nicht in einer steten Angst vor dem Tode? Denn denke doch nur, dass Du stürbest, ehe Du Dich bekehrt hättest!

Aber ich will heute nicht mehr daran denken, denn dann muss ich wieder weinen.

Du schriebst von den vielen Versuchungen, denen Ihr junge Herrn ausgesetzt seid. Ich verstehe sehr wohl, was Du meinst, ich war ja im Winter in den Vorträgen, die der Hülfsprediger und ein Herr aus der Hauptstadt über „gefallene Mädchen“ und über „die Pro . . . .“ für die Damen hier in der Stadt hielten. Aber da ist so mancherlei, worüber ich immerwährend nachgedacht habe, und woraus ich doch nicht klug werden kann. Bewegen sich diese Art Frauenzimmer auf der Strasse zwischen andern Menschen? Kann man sie nicht an irgend etwas Bestimmtem erkennen? Und wie fangen sie es an, wenn sie Euch „verlocken“? Ich meine, was sagen sie, um Euch anzulocken? Und ist es nicht schrecklich peinlich, wenn so ein Frauenzimmer zu Euch hinkommt? Oder thut sie, als kennte sie Euch oder sei mit Euch verwandt?

Wenn Du recht lieb sein willst, dann antwortest Du mir hierauf. Das ist doch nicht so schlimm, das wir nicht darüber sprechen könnten! Bedenke doch, wenn der Hülfsprediger so offen zu uns Damen darüber reden konnte! Es kommt nur darauf an, dass es mit Ernst geschieht, und nicht um eine leichtfertige Neugier zu befriedigen, sagte der Hülfsprediger.

Ich war heute unten im Laden, um nachzusehen, ob da nicht irgend etwas wäre, was Du zu dem Diner bei Konferenzrat Svane gebrauchen könntest. Leider führt Vater ja nur Damenartikel. Aber ich fand doch ein paar rote Damenstrümpfe, die Du gewiss gebrauchen kannst, wenn sie auch reichlich lang sein werden, ferner ein Paar weisse Handschuhe 7³/₄ — die führt Vater express für die Bürgermeisterin —, und ein Battisttaschentuch, das zwar nicht sehr gross aber recht fein ist. Ausserdem schicke ich Dir morgen mit der Post eine Flasche Maiglöckchen-Essenz. — Du bist mir doch nicht böse, dass ich Dir diese Kleinigkeiten sende? Sie kosten mich ja nichts, und im Laden ist ja genug davon.

Und nun gute Nacht, mein Schatz! Tausend, tausend Schmatzküsse sende ich Dir, und in meinem Abendgebet will ich Deiner zuerst und zuletzt gedenken.

Deine treue Braut.
Deine kleine Mis.

VII.

Regenz*), den 12. September.

Lieber Holm!

Ich suchte Dich heute Vormittag vergeblich auf. Ich hatte etwas Wichtiges mit Dir zu besprechen. Ich will Dir ganz kurz erklären, um was es sich handelt.

*) Die Regenz ist eine aus dem Mittelalter stammende Stiftung in Kopenhagen, in der Studenten Freiwohnungen haben.

Das Studentenleben heut zu tage ist nicht so, wie es sein sollte. Es ist kein Zusammenhalten zwischen den jungen Studenten, kein kameradschaftliches Leben mit gegenseitger geistiger Beeinflussung. Ich finde es vollständig korrekt, dass der Studentenverein nicht in dem Kielwasser des radikalen Studentenklubs schwimmen will und sich nicht mit der Lösung grosser sozialer Fragen befasst. Ich finde durchaus nicht, dass so eine volkstümliche, philanthropische Wirksamkeit ein gültiger und befriedigender Ausdruck des echten, guten studentischen Geistes ist. Das ist eine Beschäftigung für alte Praktici, nicht für junge Musensöhne.

Wie hoch ich auch das pietätvolle Bestreben der hervorragenden Männer des alten Studentenvereins schätze, — nämlich die gemütlichen Traditionen aus dem goldenen Zeitalter der Studentenzeit festzuhalten, so bin ich doch auch nicht ganz sicher, dass man im Vorstand des Studentenvereins nach jeder Richtung hin auf dem rechten Wege ist.

Wohl betrachte ich das Trinkgelage, die witzigen Reden und den harmlosen Gesang als wertvolles, ja unentbehrliches Glied in der Aufgabe des Vereins. Aber die Lieder an sich, selbst wenn sie aus vortrefflichen Federn hervorgegangen sind, und das Wort, wie beredt es auch geführt werden mag, wird schwerlich die Jugend unsrer Zeit ganz befriedigen und ausfüllen können, denn sie ermangelt leider der glücklichen Unmittelbarkeit, des naiven Glaubens an den hohen Beruf des Studentenlebens, den unsre Väter besassen.

In Sonderheit bin ich der Ansicht, dass die ganz jungen Stutenten sich durch die Verhältnisse wie sie in unserm Verein herrschen, gewissermassen unbefriedigt fühlen. Es wird ihnen keine Gelegenheit geboten zu der Belehrung, der Stütze und der Entwicklung, welche geistige Turniere mit Gleichaltrigen gewähren. Bei den offiziellen Vereinsfesten und bei den Diskussionen, die gelegentlich des Sonnabends abgehalten werden, fühlen sie sich durch die Autorität der Älteren bedrückt. Und wagt ein Einzelner sich vor, so stösst sein tastender Anlauf zu oft auf die überlegne Ironie der Älteren, auf das dumme Greinen der Jüngeren, die aller ernsteren Interessen baar sind.

Mein Plan geht nun darauf hinaus, den alten studentischen Geist wieder ins Leben zu rufen und ihn in der Schmelzkelle unsrer Zeit umzuformen. Und ich glaube, das lässt sich erreichen, wenn man das, was der Verein schon jetzt bietet, durch ein engeres Vereinsleben zwischen einem kleinen auserwählten Kreise aus den jüngsten Jahrgängen der Studentenschaft ergänzt. Mit andern Worten, wir bilden einen Verein im Verein, einen Vortrags- und Diskussionsverein, in dem die Jungen ohne Furcht vor spöttischer Kritik frei aussprechen können, was ihnen auf dem Herzen liegt. Ich glaube, dass man auf diesem Wege grosses erreichen kann, nicht allein zum Nutzen und Frommen für uns selber, sondern auch für unser Vaterland und für die ganze Entwicklung hier zu Lande.

Du wirst begreifen, dass, wenn ich mich an die Spitze eines solchen Vorhabens stelle, ich die Absicht habe, dasselbe in einem, wenn auch liberalen, so doch besonnenen Geist zu halten. Vor allen Dingen muss man Sorge tragen, dass der neue Verein nicht das Gepräge erhält, als wolle er einen Bruch mit den Alten bezwecken. Es soll kein niederreissender, nihilistisch europäischer Klub sein, sondern

ein Verein, indem die wahre Geistesfreiheit, die wahre Eintracht ihr Heim aufschlagen kann.

Ich habe mir gedacht, dass wir am Sonnabend zusammen kommen wollen, — etwa zehn bis zwölf Studenten — um die näheren Einzelheiten des Planes zu erwägen und zu überlegen, und um uns überhaupt klar darüber zu werden, ob Neigung zu einem solchen Verein vorhanden ist. Zu dieser vorbereitenden Zusammenkunft wollte ich Dich auffordern. Wenn Du irgend einen tüchtigen, zuverlässigen Mann weisst, so bringe ihn mit. Der Sicherheit halber möchte ich doch noch bemerken, dass ich nicht wünsche, dass Dein neuer Freund Svane in diese Sache hineingezogen wird. Er gehört zu denen, die jedem ernsten Bestreben mit kaltem, ertötendem Spott begegnen. Am liebsten wäre es mir, wenn Du ihm gegenüber überhaupt nicht erwähntest, was im Werke ist. Wir versammeln uns um 9 Uhr bei mir. Bringe Deine Pfeife mit.

Dein

Lauritz v. Hahn.

VIII.

H., den 15ten September.

Lieber Emil!

Die Mutter und Tante Meta danken Dir für die Briefe. Sehr eingehend sind Deine letzten Berichte eigentlich nicht gewesen. Ich würde es sehr gern sehen, wenn Du es Dir zur Pflicht machen wolltest, uns einigermassen regelmässig — z. B. zwei Mal wöchentlich, ausführliche Briefe zu senden, so dass wir doch bis zu einem gewissen Grad Deine Erlebnisse verfolgen können. Ich sollte auch meinen, Du selber müsstest das Bedürfnis haben, eine innige Verbindung mit Deinem Elternhause zu bewahren. Aber ich entschuldige Dich vorläufig damit, dass die neuen, bewegten Verhältnisse zu Anfang Deine Zeit wohl ungewöhnlich mit Beschlag belegt haben.

Heute liegt mir allerlei im Sinn, worüber ich gern mir Dir reden möchte.

Erstens bin ich nicht ganz einverstanden, dass Du bei Professor Höffding belegt hast. Freilich habe ich mir erzählen lassen, dass Professor Höffding eine sympathische Persönlichkeit sein soll, wie ich ihm seine wissenschaftlichen Verdienste ja auch keineswegs abstreiten will, aber man darf doch niemals vergessen, dass er zu wiederholten Malen und zwar in ganz herausfordernder Weise im Lager der Gottesleugner aufgetreten ist, so z. B. bei jener Lucifer-Orgie für Georg Brandes. Ich meinesteils finde es sehr liberal von der Regierung, dass sie ihm nicht einen Denkzettel für diese, milde gesprochen, unpassende Demonstration erteilte. Doch dies lässt sich wohl daraus erklären, dass unser neuer Kultusminister damals noch von dem übertriebenen Liberalismus seines Vorgängers beeinflusst war. Das weiss ich aber, ich würde mich bestens bedanken, mich von einem Manne unterrichten zu lassen, der an der Huldigung für Georg Brandes teil genommen hat; vorausgesetzt natürlich, dass die Möglichkeit, dies zu vermeiden, vorhanden ist.

Nun kenne ich ja freilich Professors Kromanns Stellung zum Christentum nicht, aber ich habe durch die Lektüre seiner Schriften,

in denen viel Gesundes und Richtiges enthalten ist, einen ganz ansprechenden Eindruck von ihm gewonnen; jedenfalls hat er sich doch nicht kompromittiert. Ich stelle es Dir deswegen anheim, ob Du nicht jetzt noch die Kromannschen Vorlesungen mit den Höffdingschen vertauschen willst. Doch musst Du das natürlich nicht in einer irgendwie anstössigen Weise thun. Ich überlasse es also Deinem eigenen Fürgutbefinden. Auch die Rücksicht auf das Examen darfst Du ja nicht ausser Augen lassen, und hier kann es von Bedeutung sein, ob Herr Professor Höffding bereits Gelegenheit gehabt hat, mit Dir zu sprechen und Interesse für Dich zu fassen.

Ich komme jetzt zum zweiten Punkt. Gestern hatte ich einen Brief von Tante Kathinka. Sie erzählte allerlei Interessantes aus der Familie — unter Anderm, dass die jungen Leute in Svendborg viel gekränkelt haben — aber ich müsste mich sehr irren, wenn der Brief nicht eigentlich Deinetwegen geschrieben war. Sie gab ihrer Freude darüber Ausdruck, dass sie Gelegenheit habe, Dir während Deiner Studienzeit hülfreich beizustehen, und sie sprach in sehr freundlichen, liebevollen Worten von Dir. Zuletzt aber kam ganz en passant, eine kleine Bemerkung, dass sie am Montag nicht das Vergnügen gehabt hätten, Dich zu Mittag bei sich zu sehen, da Du im letzten Augenblick hättest absagen lassen. Mein lieber Emil, ich glaube durchaus nicht, dass Tante Kathinka, die ja so gut und so freundlich ist, Dir eine beleidigte Miene zeigen wird, aber Du wirst begreifen, dass es mir und der Mutter höchst unangenehm ist, wenn Du der Familie, die durch ihre Gastfreiheit so wesentlich zu Deinem Unterhalt beiträgt, nicht die nötige Rücksicht erweist. Und rücksichtsvoll ist es nicht, im letzten Augenblick absagen zu lassen. Ich kann auch wirklich nicht begreifen, was Dich so plötzlich hat verhindern können, zum Essen zu Deiner Tante zu gehen? Jedenfalls musst Du dafür sorgen, dass sich dergleichen nicht wiederholt.

Da ist ja noch allerlei, worüber ich gern mit Dir gesprochen hätte, u. A. hätte ich gelegentlich gern recht bald ein Schema, aus dem ich ersehen kann, wie Du Deinen Tag anwendest.

Ich muss aber jetzt schliessen, da ich zur Lehrerkonferenz muss. Wir haben eine unangenehme Sache mit Petersen gehabt, der einem jungen Menschen aus der Sekunda eine allerdings wohlverdiente, aber ziemlich gründliche Züchtigung hat angedeihen lassen.

Über Stadtneuigkeiten wird Deine Schwester Dir gleichzeitig mit meinem Schreiben berichten. Gestern wurden wir durch den Besuch von Emilie Schmidt, der Tochter des Modewaarenhändlers, überrascht. Das verwunderte uns, da sie sonst nicht hier im Hause verkehrt. Ich finde sie eigentlich garnicht so übel, Mutter findet sie freilich zu kokett. Sie erkundigte sich mit grossem Interesse nach Dir und sagte, dass ihre Eltern ihr versprochen hätten, in der Weihnachtszeit einen Ball zu geben. Sie hoffte, dass Du dann auch kommen würdest. Und nun Lebwohl! Herzliche Grüsse von uns Allen

Dein treuer Vater.

IX.

Kopenhagen, den 17. September.

Lieber Vater!

Herzlichen Dank für Deinen Brief. Zuerst will ich Deine beiden Klagepunkte beantworten. Wenn ich Professor Höffdings Auditorium

wählte, so geschah das, teils weil die Zeit, in der er seine Vorlesungen hält, mir am bequemsten liegt, teils weil die meisten meiner Bekannten ihn hören. Ich bin auch wirklich nicht der Meinung, dass man bei der Wahl seiner Professoren Rücksicht auf ihren religiösen Standpunkt nehmen kann. Wenn die Studenten es sich zur Regel machen wollten, nur die orthodoxen Universitätslehrer zu hören, so fürchte ich, dass sie mit Ausnahme der theologischen Fakultät keine grosse Auswahl haben würden. Es lässt sich nämlich nicht leugnen, je mehr man in die Verhältnisse eindringt, je klarer wird es Einem, wie wenig kirchlich gesinnt die Menschen hier durchgehends sind. Wenn auch die meisten nicht gerade ausgesprochene Freigeister sind, so sind sie doch ziemlich gleichgültig und machen auch gar kein Hehl daraus. Ich könnte Dir mehrere von den Stützen der konservativen Partei nennen, die in Wirklichkeit auf religiösem Gebiet ebenso radikal sind wie die sogenannten „Europäer".

Du würdest Dich über die Äusserungen gewundert haben, die in der Beziehung vorgestern auf dem Diner bei Konferenzrat Svane fielen. Überhaupt bekommt man einen ganz verkehrten Eindruck von den Stimmungen, die sich in den Kopenhagener konservativen Kreisen regen, wenn man die konservativen Blätter liest. Von einer Begeisterung ist bei den Konservativen hier in der Stadt nicht die Rede. Die Meisten sprechen sich halb missvergnügt, halb spottend über die Ereignisse aus, und ich habe bemerkt, dass Viele, selbst solche, von denen man es am allerwenigsten glauben sollte, eine gewisse Sympathie, oder wenigstens doch einen gewissen Respekt vor den Männern haben, die wir in H. ganz ohne weiteres zu verdammen pflegen. Und Du musst nicht glauben, dass ich das alles aus einzelnen, zufälligen Äusserungen schliesse. Im Studentenverein fiel es mir sofort auf, dass ein so geringes Interesse für das vorhanden war, was die konservativen Zeitungen schreiben, während dahingegen Alle die radikalen Blätter verschlangen und diskutierten, sie amüsant fanden und ihnen oft Recht gaben. Es lässt sich nun auch wirklich nicht leugnen, wenn man Gelegenheit zum Vergleichen hat, dass in der radikalen Presse weit mehr Leben und Bewegung ist, und dass dort mit grösserem Talent geschrieben wird. Dasselbe sagte auch Etatsrat Bang, der auf dem Diner bei Svanes war. Er sagte, es sei betrübend, den Rückgang zu beobachten, in dem sich die konservative Presse befinde. — —

Natürlich thut es mir leid, wenn ich Tante Kathinka verletzt haben sollte, indem ich zu Mittag bei ihr absagen liess, aber ich kann wirklich nicht einsehen, dass ich da etwas so fürchterliches gethan habe. Sowohl sie als auch die Übrigen von den Verwandten haben mir gesagt, dass es mir selbstredend freistünde, fort zu bleiben, wenn ich in irgend einer Weise verhindert sein sollte, und es ist ja nicht allemal so leicht für mich, die verschiedenen Speisestunden inne zu halten, da ich jetzt allmählich schon ziemlich viel zu thun habe. Du wünschest ein Schema über die Anwendung meiner Zeit. Ich unterrichte also täglich zwei Stunden in meiner Schule, habe durchschnittlich 1 bis 2 Stunden Vorlesungen und rechne ausserdem täglich eine Stunde zum Abschreiben und Durchsehen meiner Kollegienhefte. Dazu kommt dann das Mittagsessen, das mindestens drei Stunden erfordert, wenn ich die langen Wege hin und zurück mitrechne, und ich kann doch auch nicht sofort gehen, wenn ich mich satt gegessen habe. —

Etwas Zeit will ich doch natürlich auch gern zum Verkehr mit den Kommilitonen haben, und gerade in diesen Tagen bin ich im Begriff, zusammen mit Hahn einen Diskussionsklub für die Jungen im Verein zu gründen. Hahn hat die Idee gehabt, aber er hat mich gebeten, gemeinsam mit ihm die Aufforderungen ergehen zu lassen, und er will mich auch gern in den Vorstand haben. — Du siehst also, dass meine Zeit nach verschiedenen Richtungen hin sehr in Anspruch genommen ist. Das Diner bei Svanes war ausserordentlich fein. Wir fingen mit Austern an, und es wurde eine Menge Champagner getrunken. Ich führte die jüngste Tochter des Hauses zu Tisch, sie ist sehr hübsch und ein äusserst natürliches, junges Mädchen. Ich habe mich brillant amüsiert.

Am Abend gingen einige der Herren ins Tivoli, wo der junge Svane im „Bazar" ein Souper gab.

Doch jetzt will ich schliessen. Ich muss zu Hahn, wo wir Versammlung haben. Herzliche Grüsse an Alle!

Dein Dich liebender Sohn

Emil.

X.

Den 17. September.

Meine geliebte kleine Mis!

Ich habe Dir allerdings versprochen, Dir heute zu schreiben, damit Du meinen Brief am Sonntag Morgen haben kannst, aber Du musst Dich mit einigen flüchtigen Zeilen begnügen, denn ich bin ein wenig müde und nicht recht zum Schreiben aufgelegt. Ich habe in diesen Tagen so viel zu thun gehabt.

Also das Diner bei Svanes! Vor allen Dingen musst Du wissen, dass ich doch als flotter Cavalier auftrat. Bei einer genaueren Untersuchung meines Gesellschaftsanzuges fand ich nämlich, dass derselbe äusserst wenig präsentabel war und entschloss mich deswegen, mir einen neuen Anzug zu kaufen. Ich gabelte mir einen Schneider auf, der dafür bekannt ist, dass er Studenten lange pumpt. Er verbeugte sich ehrerbietigst vor mir und sagte, dass es ihm ein Vergnügen sein würde, für mich zu arbeiten. Mit der Bezahlung habe es gar keine Eile! Du kannst mir glauben, dass ich fein würde. Der Frack ist nach der neuesten Mode mit grossen seidenen Aufschlägen.

Von Hahn lieh ich einen Chapeau claque, und so nach jeder Richtung hin aufs feinste ausgerüstet, hielt ich meinen Einzug in das Svanesche Haus. Die Eleganz hättest Du sehen sollen! Namentlich das Boudoir der Frau Konferenzrat ist ganz entzückend: gelber Atlas mit gestickten Blumen. Die Toiletten der Damen waren prachtvoll, meine Tischdame, Fräulein Lilly Svane, 17 Jahre alt, war in hellgrüner Seide mit Flor, grosse Puffärmel und ausgeschnitten. Sie ist das entzückendste Geschöpf, das man sich denken kann: ein feines, bleiches, beinahe marmorartiges Gesicht mit grossen, schwarzen Augen und schwarzem Haar, das, in der Mitte gescheitelt, glatt an den Schläfen herabgestrichen ist. Sie gleicht einem alten Gemälde. Übrigens glaube ich nicht, dass sie zu den Klügsten gehört. Sie war sehr munter und liebenswürdig, aber

eine wirklich ernste Unterhaltung könnte man gewiss nicht mit ihr führen.

Anfänglich war das Ganze ziemlich steif. Aber allmählich, als wir erst gegessen und getrunken hatten, wurde die Stimmung höchst animiert. Es fiel mir auf, dass die Kopenhagner Damen viel mehr Wein trinken als die Damen bei uns zu Hause. Und alle die feinen alten Herren tranken wie wahre Schläuche. (Die Gewöhnlichsten mit Ausnahme meiner Wenigkeit und zwei anderer Studenten waren Etatsräte!) Du hast keinen Begriff davon, wie lustig es nach Tische im Rauchzimmer herging. Da war ein alter Kommandeur, der Geschichten aus „überseeischen Häfen" erzählte; die sind nicht zu wiederholen! Und von Zeit zu Zeit kamen einige der Damen aus dem Damenrauchkabinet zu uns herüber. (Ungefähr alle Damen rauchten!) Sie wollten durchaus die Geschichten des Kommandeurs hören, aber das ging denn doch nicht an.

Kurz wir endigten schliesslich — wir jungen Herren und ein Paar von den Älteren — draussen im Tivoli. Vorher aber waren wir in einem Tingeltangel, „der Sarg" genannt, und hörten einige Sängerinnen singen. Offen gestanden, hat mich das garnicht amüsiert. Ich fand es roh und plump.

Überhaupt weiss ich doch nicht so recht, ob mir der Ton gefällt, der bei dieser Nachfeier im Tivoli herrschte. Auf die Dauer würde er mir wenigstens nicht zusagen. Aber es ist ja ganz amüsant, so etwas einmal mitgemacht zu haben. — Wir kamen entsetzlich spät nach Hause.

Aber das kannst Du mir glauben, die ganze Zeit bei Tische und auch hinterher dachte ich an Dich. Du bist doch das Allerbeste auf Erden, und Du musst mich nicht fallen lassen, selbst wenn Du hin und wieder einmal findest, dass ich etwas leichtsinnig bin. Hörst Du, meine süsse kleine Mis, Du musst mich immer lieb behalten! Denn ich liebe Dich so innig. Und ich sende Dir 1000 Küsse.

Dein

Emil.

XI.

Sölvgade 43 II über den Hof, den 17. Sept.

Geehrter Herr Student!

Ich weiss nicht, ob Sie sich unserer Verabredung vom Tivoli am Donnerstag Abend erinnern, als ich bei dem Pierrot mit Ihnen sprach. Wenn Sie es vergessen haben, so schicken Sie mir eine Absage nach Adam, postlagernd. Sonst erwarte ich Sie morgen Abend um 7 Uhr auf dem Frauenplatz.

Mit freundlichem Gruss

Amalie.

XII.

Frederiksholmskanal, den 21. Sept.

Lieber Holm!

Ich achte Ihre Tugend. Bewahren Sie sich nur die Unverderbtheit Ihres Herzens so lange Sie darin Trost und Linderung finden, erlauben

Sie mir dafür aber auch, meine Untugend zu bewahren. Unsern freundschaftlichen Gefühlen wird diese unsere Verschiedenheit keinen Abbruch thun. Ich huldige, wie Sie wissen, bis zum äussersten der Anschauung, dass sich ein Jeder nach Gefallen die Moral wählen kann, die ihm am besten gefällt. Ich halte grosse Stücke auf Sie, nicht, weil Sie ein keuscher Joseph sind, sondern weil Sie — trotzdem — liebenswürdig und brav sind, dazu gut begabt und ein verteufelt energischer Kerl, der es sicherlich zu etwas mehr bringen wird als unsere gewöhnlichen Dutzendstudenten, die das nochmals wiederkäuen, was unsre Schulmeister-Professoren ihnen vorgekaut haben, und die gesenkten Hauptes und mit schäbigen Examensgedanken durch die Pforte der Universität schleichen.

Halten Sie in Gottes Namen Ihre auf Grund sorgfältiger Studien von Dumas Fils und Martens Ethik ausgearbeiteten Vorträge über die öffentliche Prostitution und die moderne Demoralisation in dem von Ihnen und von Hahn gestifteten Studenten-Missionsverein, verlangen Sie aber, bitte, nicht, dass ich und andere glückliche Gottlose, die der Bekehrung nicht bedürfen, so etwas ernsthaft auffassen sollen. — Sie sind den Jahren nach nur wenig jünger als ich, in Bezug auf Welterfahrung aber sind Sie — verzeihen Sie — ein wahres Kind.

Wir waren gestern beide reichlich hitzig. Ich meinerseits bereue es. Ich bereue nämlich, dass ich über Ihr Verhältnis zu dem kleinen Mädchen, mit dem Sie in einem leichtsinnigen Moment eine Bekanntschaft anknüpften, gespottet habe. Bei eingehenderem Nachdenken über das, was Sie mir erzählten, erscheint mir die ganze Geschichte hübsch und rührend. Vielleicht haben Sie Recht, und Fräulein Amalie ist noch eine unverdorbene Seele, und da Sie selber ebenfalls noch unverdorben sind, so verstehe ich Ihre gefühlvollen Bedenken, dem kleinen Vöglein gegenüber, das Sie eingefangen haben, wie auch ihre idealen Pläne in ein veredelndes Beschützerverhältnis zu ihr zu treten. Möchte sie dies nur zu schätzen wissen. Ich kenne sie ja nicht, aber ich könnte mir doch denken, dass sie eigentlich etwas Anderes von Ihnen erwartet hat, und dass sie es auf die Dauer nicht amüsant finden möchte, veredelt zu werden, sondern einem weniger feinfühligen Ritter den Vorzug geben würde. — —

Im übrigen wiederhole ich es: ich verstehe, dass Sie von ihren Voraussetzungen aus so denken und handeln, wie Sie es thun. Auch ich bin einmal s e h r jung und s e h r leichtgläubig gewesen, und ich entsinne mich aus meinem 17. Lebensjahr einer kleinen Nätherin, die die Geliebte meiner Träume war, die ich in wachem Zustand aber immer in einer Entfernung von drei Schritt und in den ehrerbietigsten Worten anbetete. Das war schön, das war sehr schön und poetisch — bis ich eines Abends, als ich kam, um sie zu einer Tasse Thee und Butterbrot im Esplanaden-Pavillon abzuholen, sie in einem unbestreitbar zärtlichen Tête à tête mit einem Grosshändler betraf, der durchaus nicht nach einem Theetrinker aussah. Seit jenem unvergesslich peinlichen Abend habe ich darauf verzichtet, die Erotik in der Reinkultur der Traumwelt zu züchten, und ich habe meine Geliebten seither nie wieder zu einer Tasse Thee in den Esplanaden-Pavillon eingeladen. —

Dies schreibe ich nicht, um sie in Bezug auf Ihre Amalie zu ernüchtern, sondern um Ihnen begreiflich zu machen, dass ich nicht

ohne alle Voraussetzungen bin, um Sie verstehen und mit Ihrem Fall sympathisieren zu können.

Ich will nun aufrichtig wünschen, dass Sie jetzt durch Ihre Missstimmung mir gegenüber einen Strich machen möchten. Ich lege, wie gesagt, grossen Wert auf Ihre Freundschaft, und ich hoffe, dass Sie das gefühlt haben werden. Aber ich weiss natürlich sehr gut, dass wohlwollende Seelen ihr möglichstes thun, um Sie gegen mich aufzuhetzen. Ich kenne aus alter Erfahrung die flachschädeligen, freisinnigen, kriechenden, strebenden Studenten, deren verhungert ehrgeiziges Sinnbild Hahn ist. Es ist dies eine Kompagnie, die in sicherem Marsch vorrückt, um das armselige Fett aufzufangen, das von den besten, geistlichen, juristischen und philologischen Ämtern herabtropft. Diese Kompagnie hasst Leute wie mich und meinesgleichen, weil wir ihren ernsten Broderwerbbestrebungen nicht die nötige Andacht entgegenbringen. Sie nennen uns blasiert, giftig, demoralisierend, weil wir, statt sie zu bewundern, uns über ihr krampfhaftes Schlagen mit den Flügeln der Idealität lustig machen. Es ärgert sie, dass wir sie durchschaut haben. Es verletzt ihre Eitelkeit, dass sie uns nicht imponieren können, und es verstimmt sie, dass wir nicht gemeinsame Sache mit ihnen machen wollen.

Ich weiss, lieber Holm, dass Hahn gehofft hat, in Ihnen einen getreuen Bundesgenossen zu finden, einen zuverlässigen Mitverschworenen, einen tüchtigen Flügelschläger in seinem Gänseflug über die heimischen Gefilde. Verzeihen Sie, dass ich jetzt etwas sage, was wie ein fauler Witz aussieht — deswegen kann er es nicht leiden, dass Sie Verkehr mit — Schwänen*) pflegen.

Ich bin Gottlob kein „Parteiführer“, und ich beabsichtige nicht, Sie für irgend ein Corps zu werben. Ich werde es weiss Gott, nicht versuchen, Sie Herrn Hahn und dessen menschenfreundlicher Wirksamkeit abspenstig zu machen. Ich finde es im Gegenteil höchst natürlich, dass Sie als junger Student Lust verspüren, mit dabei zu sein, wo sich scheinbar „Leben“ und „Begeisterung“ regen. Aber ich möchte gern die Erlaubnis haben, Ihr Freund zu sein.

Lieber Holm, dies wurde ein weit eingehenderer ernsterer Brief, als ich beabsichtigt hatte. Ich wollte Ihnen eigentlich vorschlagen, ob wir nicht in Zukunft etwas weniger feierlich mit einander verkehren wollten. Sie werden vielleicht finden, dass feierlich ein Wort ist, das nicht auf mich passt. Wohlan denn, sagen wir also, dass Sie in Zukunft mich und meinen Neckereien nicht allzu feierlich nehmen dürfen.

Und, vorausgesetzt, dass Sie hierin mit mir übereinstimmen, mache ich Ihnen folgenden Vorschlag. Zur Entgeltung für die Hochmesse, die Sie mir gestern Abend gehalten haben, lade ich Sie zu morgen zu einer kleinen Abendandacht ein. Ich beabsichtige nämlich, morgen Abend ein besseres Souper im Conzertpalais einzunehmen. Die Gesellschaft besteht — ausser mir und hoffentlich Ihnen — nur aus Fräulein Toinette. Ich hoffe, die Aussicht, diese vielbesprochene Dame anzutreffen, wird Sie nicht abschrecken. Ich garantiere, dass sie tadellos in ihrem Benehmen ist, und da Sie ja nichts dagegen haben, „das Leben zu studieren“, werden Sie nur Nutzen davon haben,

*) Svane bedeutet Schwan.

dies Stück „Leben“ zu sehen. Sie ihrerseits hat den brennenden Wunsch geäussert, Sie kennen zu lernen. Sie hat Sie auf der Strasse zusammen mit mir gesehen und findet Sie „reizend“ und „schrecklich interessant“. Also, — seien Sie liebenswürdig — morgen Abend 9 Uhr im Concertpalais. Bitte in Frack und schwarzem Shlips.

Ihr
William Svane.

XIII.

den 26 ten September.

Herrn Studiosus Holm!

Auf den ausdrücklichen Wunsch meiner Eltern ersuche ich Sie, die Zusammenkünfte mit meiner Schwester Amalie einzustellen und nicht öfter mit ihr spazieren zu gehen, besonders am Abend. Mein Vater sagt, wenn Sie ernste Absichten hätten, liesse er Sie bitten zu uns zu kommen und zu fragen, ob sie mit Ihnen gehen darf, und dann will mein Vater selber mit Ihnen reden. Denn sie hat nichts als ihren guten Namen und es kann leicht einen Flecken auf Vaters fleckenlosen Namen machen, wenn seine Tochter des Abends mit einem fremden Herrn ausgeht, von dem sie traktiert wird. Sie darf nicht wieder mit Ihnen gehen, wenn Sie nicht in unsere Wohnung kommen, die Sölvgade 43,[II] über den Hof ist. Im Namen meiner Eltern

Mit Achung
Amalie's Schwester.

XIV.

Sölvgade 43,[II] über den Hof.
Montag.

Lieber Freund! Kehren Sie sich nicht an den Brief meiner Schwester Mathea, Mathea ist neidisch, weil ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, und weil Sie ein so feiner und studierter Herr sind und sie solchen nicht kennt. Aber sie hat es meinen Eltern ausgeplaudert, und mein Vater, der sehr heftig ist, rief mich zu sich und überhäufte mich mit Schimpfworten und Schlägen. Aber mir ist es ganz egal, ob er mich schlägt, denn ich habe Sie so lieb, und Sie sind so gut gegen mich gewesen, und ich habe so viele schöne und tiefe Dinge von Ihnen gelernt, die einem so viel zu denken geben.

Aber Sie müssen mir versprechen, dass Sie nicht wieder so gegen mich sein wollen wie das letzte Mal. Denn dann kann ich nicht mit Ihnen zusammen sein, denn es ist nicht hübsch, so zu sein, wie Sie es waren, selbst wenn sie schwedischen Punsch getrunken hatten und sagten, dass Sie mich wirklich lieb hätten. Und in dem Buch, das Sie mir zu lesen gaben, und über das ich geweint habe, weil es so hübsch ist und alles so traurig beschrieben wird, sagt die feine Dame auch, dass die Herren nur ihren Willen haben wollen und hinterher diejenigen verachten, die ihnen alles geopfert haben. Aber, weil man ein gewöhnliches Mädchen ist, kann man darum doch ganz gut ein

anständiges Mädchen sein, und ich bitte sie so herzlich, dass Sie gut zu mir sein mögen. Denn wenn die Sache mit mir schief ginge, und mein Vater entdeckte es, was sollte da wohl aus mir werden?

Nun müssen Sie, lieber Herr Holm, nicht böse auf mich sein, weil ich so eindringlich an Sie schreibe, und ich würde sehr betrübt sein, wenn Sie böse auf mich würden. Da ist ausser Ihnen niemand in der ganzen Welt, aus dem ich mir etwas mache, und ich will Alles thun, was Sie verlangen, denn niemand ist so gut gegen mich gewesen wie Sie. Und jeden Abend liege ich lange wach und denke an all das, was Sie mir erzählt haben, und über Nacht träumte ich, wir führen zusammen in einem Wagen mit zwei Pferden, und Sie reichten mir ein Bouquet. Aber als ich aufwachte, hatte ich die Veilchen in der Hand, die Sie mir das letzte Mal gaben, und ich fand, dass es ein so schöner Traum war, und ich bin seitdem in so glücklicher Stimmung gewesen und habe mir nichts aus Mathea's Bosheit und Vaters Zorn gemacht.

Und nun bitte ich Sie schliesslich, meine lange Rede zu entschuldigen und so freundlich zu sein, mich morgen Abend zwischen 7 und 8 da zu treffen, wo wir uns zuletzt getroffen haben. In der Hoffnung, dass Sie versuchen werden, mir diesen meinen kleinen und ersten Wunsch zu erfüllen, schliesse ich meinen Brief mit der Bitte, dass es Ihnen recht gut gehen möge.

Viele herzliche Grüsse von

Ihrer aufrichtigen Freundin

Amalie.

XV.

H., den 27. September.

Mein lieber, guter Junge!

Was kann Dir nur einmal zugestossen sein? Weshalb haben wir so lange auch nicht ein einziges Wort von Dir gehört: Ich gehe in Todesängsten umher und male mir die schrecklichsten Begebenheiten aus. Du bist doch wohl nicht krank? Denn in dem Fall hättest Du doch Frau Petersen bitten müssen, uns zu benachrichtigen. Wenn aber nichts Schlimmes vorliegt, so ist es wirklich ein grosses Unrecht von Dir, uns in eine solche Unruhe zu versetzen. Und ich will Dir nur sagen, dass Dein Vater sehr böse ist, und ich will auch nicht leugnen, dass ich ihm dies Mal durchaus Recht geben muss.

Ich hatte so sicher darauf gerechnet, dass wir doch wenigstens gestern einen Brief bekommen würden. Jeden Tag sagte ich zu Deinen Eltern: Ihr sollt sehen, er wartet mit dem Schreiben, bis das Fest im Studentenverein überstanden ist, dann bekommen wir sicher einen langen, interessanten Brief von dem lieben Jungen. Wer aber keinen Brief sandte, weder einen langen noch einen kurzen, das war der liebe Junge.

Mein lieber Emil, Du weisst, wie genau Dein Vater es mit dergl. Dingen nimmt. Er hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, dass Du, zwei Mal wöchentlich nach Hause schreiben sollst, und zwar nicht nur um Dir einen Zwang aufzuerlegen, denn ich kann Dir die Versicherung

geben, dass er sich förmlich nach Deinen Briefen sehnt und mit dem grössesten Interesse Alles geniesst, was Du aus der Hauptstadt berichtest. Deshalb finde ich denn auch, dass Du ihm die Freude machen und den Termin mit den Briefen regelmässig inne halten solltest, so weit Dir das möglich ist, und bist Du hin und wieder einmal nicht so recht aufgelegt, oder ist Deine Zeit knapp bemessen, so könntest Du ja nur ein Paar Zeilen schreiben. Aber es ist so entsetzlich, wenn Du plötzlich ganz verstummst, und wir garnicht wissen, ob Du noch am Leben bist, oder ob Du schon unter den Toten weilst.

Werde nur nicht böse, weil ich Dir meine Ansicht so unumwunden ausspreche. Ich möchte Dich ja so ungern quälen, und wenn es nur um meiner selbst willen wäre, würde ich wahrhaftig kein Wort sagen. Aber ich kann es nun einmal nicht gut anhören, wenn Dein Vater auf Dich schilt, und es thut mir so weh, Du weisst ja, wie thöricht und nervös ich bin.

Mein lieber Emil, da ist doch wohl nichts besonderes, was Dich bedrückt, und was Du Deinen Eltern ungern anvertrauen möchtest? Das ist nur so ein Gedanke, der mir in den letzten Tagen gekommen ist, und da fiel es mir ein, dass Du doch vielleicht Deiner alten Tante Dein Herz ausschütten würdest, und dass ich Dir auf irgend eine Weise helfen oder nützen könnte. Ja, ich denke an nichts Schlimmes, aber vielleicht ist da Etwas, von dem Du meinst, dass es Deinen Eltern nicht lieb sein würde. Von mir, das weisst Du, hast Du keine Vorwürfe zu erwarten; ich werde mich stets bemühen, Dich zu verstehen und mich in Deinen Gedankengang hinein zu versetzen, und ich glaube im Grunde, dass ich wunderbarer Weise die Jungen besser verstehe, als z. B. Deinen Vater. Und Deine liebe Mutter ist ja stets derselben Ansicht wie er, was ja auch natürlich ebenso richtig wie hübsch ist.

Ja, und nun will ich Dich mit Weiterem verschonen. Sei Du nun aber so gut und schiebe den Brief an Deinen Vater, falls Du nicht bereits geschrieben hast, nicht länger hinaus. Du solltest nur ahnen, wie ich mich danach sehne, Dein liebes Gesicht zu sehen.

Vergiss nicht ganz in der grossen Stadt

Deine treue Tante

Meta:

P. S. Das ist ja wahr! Ich versprach, Dir einen Gruss zu bestellen. Kannst Du raten, von wem? Von dem kleinen Fräulein Emilie Schmidt. Du musst nämlich wissen, dass sie und ich sehr gute Freundinnen geworden sind. Sie ist so aufmerksam gegen mich und hat mich in den letzten Wochen verschiedentlich auf meinem Zimmer besucht. Ob Dir in dieser Zeit die Ohren nicht oft geklungen haben? Du kannst überzeugt sein, Du wirst nicht schlecht gemacht, wenn sie und ich von Dir reden. Sie ist ein ungewöhnlich anziehendes, junges Mädchen, nur könnte sie ein wenig ruhiger und beherrschter sein. Und dann ist sie so voller Fürsorge! Neulich brachte sie mir aus dem Laden ihres Vaters ein wunderschönes, schwarzes, filiertes Tuch um den Kopf zu binden mit, sie meinte, ich könnte es jetzt zum Winter gut gebrauchen, wenn ich über die kalten Gänge gehen müsste.

Deine Tante.

XVI.

Kopenhagen, den 4. Oktober

Liebste Emilie!

Ich weiss, dass dieser Brief Dir grossen Kummer bereiten wird, und deswegen habe ich mich auch viele Tage lang gesträubt, ihn zu schreiben. Aber es musste geschehen, sowohl Deinet- wie auch meinetwegen.

Du fragtest mich in Deinem letzten Brief: fehlt Dir etwas? Drückt und quält Dich irgend etwas? — Und Du meintest, es könnten Geldsorgen sein.

Ach ja, Emilie, Geldsorgen habe ich allerdings auch, — es ist unglaublich, wie schnell Einem hier in der Hauptstadt das Geld unter den Händen weggleitet — aber wenn es nichts weiter wäre! Ach nein bei mir ist Alles aus dem Gleichgewicht geraten. Mein Sinn ist von widerstrebenden Gefühlen erfüllt, ich bin gleichsam der Spielball einer Menge starker Mächte, von denen eine jede mich an sich zu reissen sucht. Sie locken und ziehen, sie rufen mit alten Erinnerungen und neuen Gedanken, sie schreien alle durcheinander, — ich lausche, ich frage, ich forsche; aber ich kann mir nicht klar darüber werden. Ich weiss nur, dass meine Seele in Not ist, und dass ich mich so schwach und hülflos fühle. Ach, mein Gott, wie ist es schwer zu leben, und wie beschwerlich ist es, sich aufrecht zu halten, wenn man jung hierher kommt, wo die Brandung hoch geht, und die Wellen sich brechen.

Ja, Emilie, das Geständnis, das ich Dir zu machen habe ist, dass ich nicht mehr aus noch ein weiss. Ich weiss nicht, ob ich den Glauben an Gott über Bord geworfen habe, oder ob ich ihn gerade fanatisch suche; ich weiss nicht, ob alles das, was ich bisher für gut gehalten habe, schlecht ist, und ob die Wahrheit dort zu suchen ist, wo ich bisher glaubte, dass die Lüge wohnte. Ist das, was man Moral nennt, nicht gerade eine Verzerrung der Naturgesetze, und sind die Naturgesetze anders als die Gesetze Gottes und der Moral! Was ist schwarz, und was ist weiss? Ich weiss es nicht mehr. Ich zweifle an Allem, selbst an meiner Liebe zu Dir zweifle ich. Ja, weine nicht, sondern höre mich geduldig bis zu Ende an, versuche, mich zu verstehen, — aber, wie könntest Du das wohl, verstehe ich mich doch selber nicht! Kannst Du mir aber helfen, dann thue es. Kannst Du sanft die Angst und die Verzweiflung von meiner Stirn streichen, da will ich Dich anbeten wie meinen guten Engel. Ach nein! Das kannst Du nicht! Und darum will ich Dich auch garnicht bitten.

Als Sünder liege ich vor Dir. Mein Herz, das ich Dir zum Tempel geweiht hatte, — das ist von schwerer Sünde besudelt. Ja, ich bin Dir untreu gewesen, in Gedanken wie in der That. Und das Entsetzlichste dabei ist, dass ich nicht einmal weiss, ob ich Reue darüber empfinde. Ich will, dass Du jetzt die ganze Wahrheit hören sollst, dann kannst Du mich, wenn Du willst, deswegen hassen und verachten. Emilie, ich habe über meine Treulosigkeit gegen Dich gejubelt! Ich habe mich stolz gefühlt über die Sünde, die ich beging, es war mir, als habe ich nie zuvor gelebt, als sei ich niemals ein Mann gewesen, hätte niemals die Fähigkeiten des Mannes genossen. Hinterher aber habe ich das Alles als elende Schwäche bereut und habe ge-

schworen, es nie wieder zu thun, und wenige Stunden später habe ich reuelos meinen Eidschwur gebrochen.

Wenn ich ganz allein in meinem Zimmer sitze, und an alte Zeiten und alles das zurückdenke, was ich als Kind und Jüngling gehört und gelernt habe, und wenn ich Dich vor mir sehe und alle die Lieben daheim, — da krümmt sich mir das Herz zusammen, bleiche, strenge Gesichter steigen vor mir auf und weisse Hände erheben sich verwünschend über mir. Komme ich aber auf die Strasse hinaus, in das Treiben und den Tumult der grossen Stadt, zwischen alle die vielen Menschen, die laut reden und lachen, und die alle so fröhlich und rücksichtslos das Leben zu geniessen scheinen, da geht augenblicklich eine Verwandlung mit mir vor. All' das Dunkle, Schwere hebt sich wie ein Nebel von meinem Sinn und in mir ist Alles lichter Mut und singender Jubel. Du bist ja jung — sagt eine Stimme in mir, — Du bist jung, Du hast Fähigkeiten und Kräfte, und die Welt liegt offen vor Dir. Weshalb willst Du Dich durch Kinderstuben-Drohungen und Schulstuben-Angst einschüchtern lassen? Gott oder der schöpferische Wille, der die Welt gemacht hat, hat auch für Dich des Lebens Tisch reich gedeckt, so wie für Alle. So sei doch kein Thor, greif mit beiden Händen zu! Lebe und geniesse!

Im Kreis der Freunde aber regt sich wieder der Zweifel und die Angst. Die Sicherheit, mit der sie sich aussprechen, macht mich beschämt, lässt mich verstummen. Sie wissen Alles so ganz genau und haben für jegliches gleich eine Deutung bei der Hand. Ist denn das Leben so leicht zu begreifen, und die Wahrheit für Alle Andern als für mich so mühelos zu finden? Bin ich dümmer als sie? Weshalb liegt es für mich nicht Alles so klipp und klar da? Oder ist es nur eine Maske, die sie vorbinden? Sind sie in Wirklichkeit ebenso unsicher, ebenso ängstlich wie ich und suchen nur ihren wirklichen Zustand zu verbergen? Denn auch ich gestehe ja nicht ein, wie es mit mir beschaffen ist. Ich widerspreche ihnen nicht, ich schweige nur und lausche, ob nicht einmal ein Wort fällt, das mir Aufklärung bringen könnte.

Jetzt weisst Du, was meine letzten Briefe so sonderbar gemacht hat, so kühl, wie Du schreibst. Das Schlimmste für mich während dieser ganzen Zeit war, dass ich Dir schreiben musste. Meine Briefe wurden oberflächlich, hastig, gleichgültig, weil ich Alles, was mir wirklich im Sinn lag, vermeiden, darüber hinweg gehen musste. Ich wusste, dass ich Dich verlieren würde, wenn ich ein offnes Bekenntnis ablegte. Ich sah ja ein, dass Du Dich voller Abscheu von mir abwenden musstest, sobald Du hörtest, wie ich Dich hintergangen, wie ich das Dir gegebene Wort gebrochen hatte. Und ich konnte Dich nicht aufgeben.

Aber jetzt habe ich auch nicht mehr den Mut, Dich zu behalten. Ich kann Dir nicht länger hinter Deinem Rücken treulos sein, und so ganz anders scheinen, wie ich in Wirklichkeit bin.

Ich habe grosses Unrecht gegen Dich begangen. Wirst Du mir jemals verzeihen können? Du, meine kleine, süsse, zärtliche Mis, glaube mir, dass ich, der ich nicht geweint habe, seit ich ein Kind war, während ich dies schreibe, die Augen voller Thränen habe. Ich sehe Deinen verwundert vorwurfsvollen Blick vor mir, und ich senke das Haupt.

Und trotzdem, — auch jetzt noch wird es mir schwer, Reue zu empfinden. Das heisst, ich bereue, dass ich Dich in mein Leben hineingebracht habe, aber ich weiss nicht, ob ich sonst etwas bereue. Wäre ich sicher, dass ich es thäte, so würde ich zu Dir sagen: vergiss was ich Dir angethan habe; verzeih mir, in Zukunft soll Alles anders werden.

Jetzt sage ich das nicht, denn ich glaube, dass ich mein Versprechen brechen würde, nicht aus Schwäche allein, sondern auch weil ich mir über Gut und Böse nicht klar bin.

Hauptsächlich weil ich mir über mich selber so unklar bin, so tastend, so suchend, so erbärmlich im Streit mit mir selber, hauptsächlich deswegen kann ich Dich nicht halten. Du liebe kleine, leichtbewegliche Mis, Du würdest zu sehr leiden, wenn Du an mich gefesselt wärest. Du bedarfst eines sichern Hafens. Mit mir vereint würdest Du Dich stets in Gefahr fühlen.

Glaubst Du nicht, dass ich darin Recht habe?

Schliesslich bitte ich um Nachsicht mit diesem Brief, falls er Dir unklar und überspannt erscheinen sollte. Ich habe mich bemüht, ihn so ruhig wie möglich abzufassen, aber der Kopf brennt mir, und ich habe Fieber in den Gliedern. Es hat mich viel Kraft gekostet, ihn zu Ende zu schreiben. Und doch empfinde ich es jetzt als Erleichterung, dass ich es gethan habe.

Dein Emil.

(Fortsetzung folgt.)

GERHART HAUPTMANNS FLORIAN GEYER.

EINDRÜCKE DES GELESENEN DRAMAS

VON

PAUL SCHLENTHER.

Die Zeit der Handlung fällt in das Jahr 1525; noch genauer zwischen Ostern und Pfingsten. Der Ort der Handlung ist Franken. Würzburg, Rotenburg, Schweinfurt sind die drei Hauptstädte des Dramas. Im Deutschen Reich herrscht Kaiser Karl der Fünfte, der Spanier; der französische Franz I. und der englische Heinrich VIII. hatten bei der Kaiserwahl das Nachsehn. Luther hat das Hauptwerk seines Lebens schon hinter sich. Sein Gegner Karlstadt verleitet in Süddeutschland die Reformirten zur Bilderstürmerei. Ulrich v. Hutten, Franz v. Sickingen sind todt. Württembergs Herzog Ulrich, der einen Vetter Huttens erschlagen liess, ist vertrieben, und den bayerischen Staatsmann Eck überlistend, haben die Habsburger das schöne Schwabenland eingesteckt. Die Demagogie eines armen Konrad, eines Thomas Münzer hat die Bauern

allenthalben zum Bewusstsein ihrer unterdrückten Lage gebracht. Das Faustrecht der Raubritter, die knöcherne Hand der Ketzerrichter nach Art des Kölner Erzbischofs Hoogstraten wirkten das Ihrige. Überall loderte der Aufstand. Von Schwaben aus geht im Frühjahr 1525 eine knappe Formulirung dessen, was die Bauern fordern, in die Lande. Es sind die berühmten „Zwölf Artikel". Wer weiss, wer sie geschrieben hat! Im Wesentlichen wird darin verlangt: das Recht der Gemeinde, ihren Pfarrer selbst zu wählen, Aufhebung des Viehzolles an den Landesherrn, Entlassung aus der Leibeigenschaft, Jagd-, Fisch- und Holzfreiheit, Verminderung der Dienstzeit, Herabsetzung des Zinsfusses. Diese Forderungen werden durch Citate aus dem von Luther übersetzten Alten und Neuen Testamente begründet. Nach heutigen Begriffen liegt darin ein praktisches Christenthum: das Wohlergehen auf Erden sei Gottes Wille. Eine der vielen Varianten dieser „Zwölf Artikel" tauchte in Franken unter dem Namen „Artikelbrief" auf. Ueberall zünden die Flugblätter, und die Bauern gewinnen Protektoren und Parteigänger auch ausserhalb ihres Standes. Fürsten, wie der Markgraf Kasimir von Anspach, schwanken, wie sie sich zu dieser Bewegung stellen sollen. Ritter, wie Götz von Berlichingen und Wilhelm von Grumbach, suchen aus der Bewegung Vorteile zu gewinnen und gönnen gemeinsamen Feinden die Drangsal. Andere Ritter, zu ihnen gehört Florian Geyer, begeistern sich für die Sache der evangelischen, politischen und sozialen Freiheit. Sie steigen von ihren Burgen herab in die Städte und Dörfer, werden Bürger oder Bauern. Hauptfeind der bäurischen Sache ist der Schwäbische Bund, dessen Heerbann vom blutigen Georg Truchsess von Waldburg geführt wird. Bei Wurzbach siegt der Truchsess und richtet ein grausames Gemetzel an. Bei Weinsberg geben die Bauern eine ebenso furchtbare Revanche. Dann folgen die Kämpfe um Böblingen, Königshofen, Würzburg, Kitzingen, Ingolstatt — eine Kette von Niederlagen der Bauern, die zuletzt vernichtet sind, trotz der Hilfe, die ihnen gelegentlich Florian Geyer mit seinem schwarzen, Götz von Berlichingen mit seinem Odenwälder Haufen geleistet hatten. Vom Weinsberger Siege bis zur Ingolstätter Schmach reicht das Drama Gerhart Hauptmanns.

Das Vorspiel beginnt nach der Weinsberger Affaire und trägt sich auf dem Schlosse des Würzburger Bischofs zu. Wir sehen die bedrängten Umstände, in denen sich damals die bauernfeindliche Ritterschaft befand. Der fränkische Adel ist versammelt und erwartet den Bescheid seines bischöflichen Herzogs. Das Vorspiel scheidet sich in zwei Teile. Im ersten Teil werden durch ein Schreiberseelchen den Rittern in der abgeschwächten Amorbacher Fassung jene „Zwölf Artikel" vorgelesen, die hier eine ähnliche teils revoltirende, teils beängstigende Wirkung ausüben, wie in „den Webern" das Lied vom Blutgericht. Dreht sichs im ersten Teil des Vorspiels um eine Verlesung, so dreht sichs im zweiten um eine Ansprache. Wird im ersten Teil die Verlesung durch zahlreiche kritische Randglossen des Adels, in denen der eigentliche dramatische Fortgang liegt, stetig unterbrochen, so wird im Gegensatz dazu der Ansprache des Bischofs und Herzogs von denselben Rittern folgsam gelauscht. Dieser langen Rede kurzer Sinn ist so: dem Bischof-Herzog ist es auf seinem Schlosse nicht mehr geheuer; er will sich vor den heranziehenden Bauern nach Heidelberg zum rheinpfälzischen Kurfürsten verkriechen, vorgeblich um dessen Beistand anzurufen; der ebenso kluge wie feige Kirchenfürst trägt, wie sein Zeitgenosse Eck sich ausdrücken würde, „einen Hasen im Busen," aber er weiss dieses Hasenpanier so diplomatisch und wohlrednerisch zu drapieren, dass die grosse Mehrheit der Ritter nichts merkt und die Zurückbleibenden dem entweichenden Herrn Hab und Haus hüten werden. Unter den Rittern, die in den aufgestandenen Bauern nur Gesindel, in der Bauernbewegung nur den Umsturz von Recht, Sitte, Ordnung sehn, heben sich mit kleinen feinen Zügen, anfangs nicht leicht zu sondern, dann sehr unterschiedlich, Typen ab, wie sie auch in den politischen Kämpfen unserer Gegenwart wiederkehren: der stockkonservative, vierschrötige, im bösen wie im bessern Sinn einfältige, uner-

schrockene Haudegen (Graf Wolf von Kastell); der kleine, grossmäulige, schneidigthuerische Emporkömmling, der durch überheizte Gesinnungstüchtigkeit seine Bauernherkunft verdecken will (Kunz von der Mühlen); der geistliche Fanatiker (Domherr Hans von Lichtenstein); der geschmeidige redegewandte staatsmännische Höfling (Sebastian von Rotenhan); daneben ein renegater Sohn Ulrichs von Hutten und etliche Kavaliere, die ohne besondere Merkmale mithalten und allerlei über feindliche Vorgänge der letzten Zeit zu melden wissen. Aber dieser Schar fehlt auch der Opponent nicht: der freigesinnte Edelmann, der offen und kühn die gerechten Beschwerden des Bauernstandes anerkennt und aus seiner Abneigung gegen Junker und Pfaffen kein Hehl macht (Wolf von Fullach); er ist der geistige Nachfahr Ulrichs von Hutten und Franzens von Sickingen; er ist in dieser Ritterrunde der Stellvertreter und Sachwalter Florian Geyers; um seine Uebereinstimmung mit diesem ritterlichen Bauernhelden noch klarer zu machen, steht neben ihm, in verdeckterer Haltung, ein leiblicher Bruder Florian Geyers, der an Florians Person und Ehre brüderlich hängt, aber der Sache Florians ehrlich feind ist. Man könnte fragen, warum der Dichter nicht gleich Florian selbst zur Führung seiner Sache in diesen Kreis gegnerischer Standesgenossen eingelassen hat. Ein Dramatiker der alten Schule hätte hier auf den persönlichen Kontrast des Helden zu seinen Widersachern nicht verzichtet. Der moderne Dichter wollte das auf Kosten der geschichtlichen Realität nicht thun. Als der Bischof Würzburg verliess, hatte sich Florian Geyer schon zu tief in die Sache der Bauern eingemischt, um noch bei Hofe möglich zu sein. Er hatte bereits Weinsberg erobert und Kitzingen für sich gewonnen und war schon auf dem Wege gen Würzburg. Er gilt diesem Junker- und Pfaffenkreise als die Seele aller Feindseligkeit. Sein Geist geht schreckhaft und gehasst durch die Versammlung. Körperlich muss ihn daher ein Anderer vertreten. Dieser Andere begleitet unser Interesse aus dem parlamentarisch gehaltenen Vorspiel ins Drama selbst. Hier aber werden wir diesen Wolf von Fullach, der nach des Dichters Meinung seine Schuldigkeit gethan zu haben scheint, nicht wiederfinden, sondern statt seiner den echten und den rechten Florian Geyer.

Der erste Akt hält uns noch in Würzburg auf. Aber nicht mehr drüben jenseits des Maines auf der Bischofsburg, sondern unten in der Stadt selbst. Wir sind in der Kapitelstube der Neumünsterkirche. Nebenan ist Dankgottesdienst. Die Kirche ist dicht voll. Die Kapitelstube schmückt sich mit grünen Reisern. Unter Führung Florian Geyers haben die Bäurischen Würzburg in Besitz genommen. Der Siegestaumel ist gewaltig. „Das Glück schneiet mit grossen Flocken," jubelt Florian Geyers Feldschreiber Lorenz Löffelholz. Aber bald darauf muss derselbe Lorenz Löffelholz klagen: „Bös Ahnen nestelt sich an mich." Die Bauernpartei erlebt einen grossartigen Triumph. Die stolzen Ritter vom Bischofssitz müssen unten in der Kapitelstube antreten, um mit der bäurischen Uebermacht zu unterhandeln. Die kecken Spötter und Schimpfer aus dem Vorspiel finden sich notgedrungen bereit, jene „Zwölf Artikel", die sie so feindlich glossierten, für Recht und Gesetz anzuerkennen. Die Bäurischen lassen es dabei ihrerseits an hochfahrender Schadenfreude nicht fehlen, und ihre Begehrlichkeit steigt. Die mannigfaltigen Interessen der Einzelnen geraten in Wirrwarr. Den Siegern gebricht die Eintracht. Quot capita, tot sententiae! könnte der humane und humanistische Rektor Besenmeyer, der so freudig zu Florian Geyer steht, in seinem Heidenlatein sagen. Die Bauernpartei, wie sie hier in der Kapitelstube zum Ratschlag über zwei wichtige Dinge, über die Angebote der Bischöflichen und über die Wahl eines Führers, versammelt ist, bildet sich aus den verschiedensten Ständen. Das bäurische Element selbst tritt fast zurück hinter all den Rittern und Bürgern, Geistlichen und Gelehrten, Schreibern und Kriegsknechten, die irgend ein wirklicher oder eingebildeter Vorteil der eigenen Person auf diese Seite geschlagen hat. Es hallt wider von Worten wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, aber jeder legt in diese Worte seinen besonderen Sinn. Ausserlich entwickelt sich ein farbiges, bewegtes Bild. Noch ehe die Einzelnen in das ehrwürdige

Kirchengemach eintreten, sehn wir mit den begierigen Augen derer, die zum Bogenfenster auf die Strasse hinabschauen, das Getriebe draussen vor dem Dome. Da hebt sich schwer von seinem Rösslein der volle Wanst des Odenwälder Bauernhäuptlings Jakob Kohl. Dann reitet auf seiner Schindmähre Götz von Berlichingen heran; er hat mit Goethes herrlichem Helden kaum mehr als den Namen, die eiserne Hand und etliche Schicksale gemein; sonst ist er ein kurzes „Nussknackerlein", voller Unfried und Tücke. Wir sehen Florian Geyers Schwager in die Thür treten, den äusserlich glänzenden, innerlich rohen Ritter Wilhelm von Grumbach, der im Trüben dieser Händel nach bischöflichem Gut fischen möchte. Endlich tönt Jubel die Gassen herauf. Sie begrüssen draussen den Helden des Tages, den Einzug Florian Geyers in Würzburg. Nun sitzt er ab, nun tritt er ins Gotteshaus, nun erscheint trunken von Wonne und Wein sein Vorbote, sein treuer Kriegsgesell Tellermann, und endlich, nach Predigt, Gebet und Segen, ist er selbst im Zimmer, der schwarzgeharnischte Sieger.

Gleich seinen ersten Worten merkt mans an, dass zuvor Rektor Besenmeyer ihn richtig beurteilt hat: „Ein brennend Recht fliesst durch sein Herz." Rektor Besenmeyer ist nicht der Einzige, der sich als begeisterten Geyerianer offenbart hatte. Auch der bürgerlich gewordene Ritter von Menzingen, der Schultheiss Bezold und natürlich Tellermann und Löffelholz, sie alle hangen an ihrem Helden. Aber schon musste Löffelholz sorgend bekennen: „Sie denken nit alle so wie wir"; und je dichter sich die Stube füllt, desto bedenklicher zeigt sichs, dass Florian Geyer über diese buntscheckige Siegerschaar „in keinem Weg" die unbestrittene Hegemonie besitzt. Der eifersüchtige Raubritter Berlichingen fühlt sich in seinen eigenen Räuberzwecken durch ihn beeinträchtigt. Der hetzende Bauernpriester Bubenleben aus Mergentheim will so wenig einen Junker zum Feldherrn haben, wie der Soldat Tellermann einen Pfaffen leiden kann, und schlägt den feisten, faulen Bürger Jakob Kohl zum Führer vor. Der radikale Anarchist Flammenbäcker, einer von den „Weinsberger Blutbuben", wie Götz und Geyer schelten, verlangt gar keinen Hauptmann. Der glatte Schreiber Sartorius, in Schwager Grumbachs Diensten, schlängelt sich zwischen diesen widerhaarigen Köpfen hin und her; leis abwartend, auf welche Seite der günstigere Vorteil fallen werde, hält sich im Hintergrund sein Herr. Konnte sich dieser sogenannte bäuerische Kriegsrat schon mit den bischöflichen Unterhändlern über das Maass von Geben und Nehmen nicht einigen, nahm er schliesslich nach alter deutscher Sitte gar nichts, weil ihm nicht alles geboten ward, so entsteht bei der Wahl des Führers noch wirrsäligere Zwietracht. Aller Dank und alle Freude sind hin. In diesem Durcheinander von Wünschen und Meinungen hebt am ruhmvollsten Tage seines Lebens der Held schon den Fuss auf zum ersten Schritt ins tragische Verhängniss. Ein feiner Diplomat, ein weiser Staatsmann, ein gewaltthätiger Tyrann hätte dieser zügellosen Schaar den Herrn gezeigt, mit dem überwundenen Feind paktirt und sich die Führerschaft erzwungen. Denn je verrannter der Haufe, desto günstigere Zeit für die Despoten. Von alledem aber lag in Florian Geyers Natur zu wenig, und alles Tragische ist entweder ein Zuviel oder Zuwenig, und meistens ist es Beides. Florian Geyer, ein ganzer Mann, ist doch nur einen halben Weg gegangen. Den verbündeten Rittern galt er als Bauer, den Bauern blieb er trotz der Lockenschur ein Ritter, und die Geistlichkeit sah in ihm den Ketzer. Er hat nach eigenem Rechtsgefühl gehandelt, aber schon wuchs aus seiner Saat etwas hervor, was seinen Willen überwucherte. Draussen in der Stadt tobt noch der Siegesjubel. Das Volk schlägt aus. Man will an den Ueberwundenen sein Müthchen kühlen. Weinsbergs böses Beispiel wirkt nach. Die Unterhändler des Bischofs finden kein freies Geleite durch die Stadt. Weiber möchten zu Hyänen werden. Es fallen Schüsse, und alle diese Rechtswidrigkeit geschieht unter dem Feldgeschrei: Vivat Florian Geyer. Der Knall der Schüsse wirkt auf den Kriegsrat ungefähr so, wie 323 Jahre später die Schüsse vor dem Schloss Friedrich Wilhelms des Vierten auf die Berliner Bevölkerung. Die

Empörung bricht los, und Florian Geyer unterwirft sich ihr. In ehrlichem Pathos leitet er die Wut in eine symbolische Handlung ab, zu der sich nun die Getrennten vereinigen. Ein Stoss des Messers in die Kirchenthür bedeutet einen Stoss mitten ins Herz des Feindes. So findet Jeder, der Soldat wie der Pfaff, der Anarchist wie der Bürger, der Bauer wie der Gelehrte, der Feste wie der Schwankende irgend ein Herz, in das er ohne Blutvergiessen mitten hinein stechen kann. Diese körperliche Uebung, die voraussichtlich einen gewaltigen theatralischen Aktschlusseffekt machen wird, lenkt das Blut aus den Gemütern ab. Zwei aber haben ihr Messer nicht gestossen: die beiden Mitbewerber ums Hauptmannsamt, Jakob Kohl und Götz von Berlichingen. Und doch ist Florian Geyer ihren Wünschen nicht mehr gefährlich. Er, der Mann des Rechts und der Rechtsdoktrin, hat freiwillig auf die Wahl verzichtet. Statt des festen einen Herrnwillens waltet nun ein Vielerlei.

Der zweite Akt spielt nicht mehr in Würzburg, sondern in Rotenburg an der Tauber. Wenn im Vorspiel die äussere Handlung in zwei Teile, Verlesung der Artikel und Ansprache des Bischofs, zerfällt, wenn im ersten Akt die Stimmung von der Siegesfreude zu heisser Zwietracht umschlägt, so sind auch im zweiten Akt zwei Teile zu unterscheiden. Der erste ist zuständlicher Art. Der zweite bringt eine tragische Wendung. Der zweite Akt erinnert, nicht nur durch anschauliche, breite, den Fortgang der Aktion stillstellende Schilderung von Zuständen, sondern auch durch die Scenerie zunächst an den dritten Akt „der Weber“. Auch hier sind wir in einer Schenkstube — am Marktplatz von Rotenburg beim Gastwirt Kratzer, der zur Bauernpartei gehört und ihr stiller Vertrauensmann ist. Wie heute in sozialdemokratischen Kneipen die „Genossen“, so finden sich auch bei Kratzer von auswärts und aus der Stadt die „Brüder“ ein, um unter dem Vorwand eines guten Trunks, einer Erholung hinter dem Krug, über die Lage zu schwätzen und Neuigkeiten zu hören. Die erste Hälfte des Akts ist der Besprechung der Lage gewidmet, die zweite den neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Der Verkehr in diesem Wirtshause schafft wieder ein höchst lebendiges Bild. Weinselige Bürger plärren die grossen Schlagworte der Zeit her, wie Bundschuh und Evangelium. Der schmucke Bürgermeisterssohn wird in seiner kecken Grossjungenhaftigkeit (Rotenburger jeunesse dorée de siècle de Charles-Quint) von den zechenden Philistern als Hoffnung künftiger Zeiten beliebäugelt. Ein Hausirer ruft die neuesten Flugschriften aus, und in dieser Marktschreierei vergegenwärtigen sich alle Gewalten des Zeitlaufs: Ablasskram und päpstliche Weltherrschaft, der Opfertod von Hus und Savonarola, Huttens letzte Tage und Thomas Münzers Streit mit Luther. Wie in heutigen Wirtshäusern an den Wänden die Potentaten im Bilde prangen, so steigern sich hier im Reklameruf des Hausirers die Bilder zum dramatischen Vorgang. Unter diesen bunten Gestalten, die nur als episodische Merkmale der Zeit erscheinen, begegnet uns doch auch mancher Bekannte aus der Würzburger Kapitelstube. So der Ritter von Menzigen und der Schultheiss Bezold von Ochsenfurt, die beide gut bäuerisch sind, aber im Nachhall zu den Würzburger Zänkereien über die zweifelhafte Haltung des Markgrafen Kasimir von Ansbach sehr verschiedene Meinung hegen und hart aneinander geriethen, wenn nicht dem Schultheissen, der ein fester Zecher ist, noch rechtzeitig die friedenstiftende Kraft des Tauberweins einfiele. Auch Rector Besenmeyer der Humanist ist dabei. Wir sehen ihn gleich bei Beginn des Akts in Kratzers Wirtsstube wieder und sind Zeugen seiner Humanität; er hat unterwegs eine todtmüde, zigeunerhafte Dirne aufgegriffen und schafft ihr barmherzig bei Kratzer Unterschlupf. In diesem schwarzen jungen Weibsbild steckt ein historischer Kern. Der Dichter ist offenbar auf diese unheimliche heimatlose Gestalt durch die sogenannte schwarze Hofmännin aus Böckingen bei Heilbronn geführt. Diese Böckingerin war die Petroleuse des Bauernkriegs. Sie war mannhafter als alle Männer. Ihre Zaubersprüche hatten fortreissende Macht. Ihr Segen, der ein Fluch war, that das Seinige, um die Bauern durch jene Weinsberger Greuelthaten ins sittliche Unrecht zu setzen. Gerhart Hauptmanns schwarze

Marei ist freilich nur ein Schatten dieser Gestalt. Sie ist zahmer und scheuer. Der Dichter hat die Böckingerin dem Kätchen von Heilbronn angenähert. Wie das Kätchen in hündischer Treue ihrem Ritter folgt, so die schwarze Marei dem Florian Geyer. Wie sich das Kätchen mit dringlicher Kunde den Athem ausläuft, so kommt über Nacht die schwarze Marei mit allerwichtigsten Botschaften von Würzburg nach Rotenburg gerannt. Am Ziel sinkt sie in todesähnlichen Schlaf, und während beim Kratzer an den verschiedenen Wirtstischen die Zeitläufte beredet werden, und durch wimmelnde Gestalten die damalige Welt im Kleinen erscheint, liegt hinten, unbemerkt und ungestört, wie sein schlafendes schwarzes Verhängnis, Florian Geyers schlafende schwarze Marei. Aber die schwarze, treue Marei ist nur das äussere Scheinbild seines Schicksals. Seelisch verkörpert sich dieses in einer Männergestalt, und gleichfalls in Kratzers Wirtshaus zu Rotenburg tritt es ihm entgegen. Wie den Wallenstein sein Buttler umkreist, so umkreist den Florian Geyer sein Schäferhans. Der Schäferhans, ein frumber Landsknecht, aber ein in der Soldateska verrüdeter Rauf- und Saufbold wollte (eine prachtvolle Gestalt und eine prachtvolle Szene) in der Glut des Branntweins dem Bilderstürmer Karlstadt, der auch bei Kratzer untergekrochen ist, ans Leben, wird von dessen Mut der Demut abergläubisch gebannt, aber dann durch Lärm und Spottlied gegen den eingetretenen Florian Geyer so aus der Maassen frech, dass dieser ihn mit einem Faustschlag ins Gesicht niederwirft.

Florian Geyer trifft mit diesem Faustschlag die ganze Wildnis und Wüstheit des Zeitalters und beweist, dass sein Herz zwar dem niedern Volk, aber nicht dem verrotteten Pöbel gehört. Zwar liegt der Schäferhans jetzt bewusstlos am Boden, aber es kommt ein Tag, wo er den Florian Geyer zum zweiten Mal treffen wird. Jetzt hat Florian nur seinen verräterischen Schwager Wilhelm von Grumbach zur Seite, und hinten im Dunkeln auf der Bank schläft noch immer, durch keinen Schäferhans zu erwecken, und auch nicht zu erwecken, als das Volk seinen Helden umjauchzt, und der Held zu seinem Volke spricht, die schwarze Marei. Man hatte ihrer und ihrer Hiobsposten lang vergessen. Nun aber wird sie doch geweckt, und (wieder eine prachtvolle Gestalt und eine prachtvollere Szene) sie bringt stockend, unbeholfen, maulfaul vor Müdigkeit, mürrisch aus Ohnmacht, mühsam hervor, was sie weiss, und was ihr mitgegeben ist. Auf einen Ruck sind wir wieder in die Aktion hineingerissen. Wir erfahren mit Florian Geyer und den Andern, wie sich seit jenem Siegestag alles gewendet hat, wie verzweifelt es um die bäuerische Sache steht. In der Böblinger Schlacht fielen gegen den Truchsess von Waldburg zwanzigtausend Bauern. Aber auch in Würzburg selbst steht es schlimm. Während Florian Geyer unheilvoller Weise sich hierher nach Rotenburg hat „verschicken“ lassen, um die Rotenburger Geschütze zur Hülfe ins Würzburger Lager zu führen, wurde dort im Kriegsrat der Berlichingens und der Kohls gegen den ausdrücklichen Willen Florian Geyers und gegen ihr eidliches Versprechen beschlossen, die bischöfliche Burg anzugreifen. Nur Tellermann hatte sich widersetzt. Er wurde für diese Treue zum Herrn ins Eisen gelegt. Die Andern sammt Florian Geyers schwarzem Haufen wagten den Angriff und wurden jämmerlich niedergemetzelt. Als Florian Geyer diese Nachrichten der schwarzen Marei empfängt, verlässt ihn sein Vertrauen zur Sache. Sein aufmunternder Ruf „Gen Würzburg“ verstummt, und anstatt die Rotenburger Geschütze zu fordern, legt er selbst Stück für Stück seine eigenen Waffen ab. Er denkt ans Kloster. Dieser Akt, in allen Tonarten spielend, endigt mit einem elegischen Accord.

Der dritte Akt führt uns nach Schweinfurt. Die tiefe Niedergeschlagenheit, in der wir Florian Geyer verliessen, hat inzwischen alle Beteiligten ergriffen. Die Lage ist für die Bauern schlimmer geworden. Markgraf Kasimir von Ansbach, über dessen unsichere Haltung in Rotenburg zwischen Menzingen und dem Schultheissen noch Streit entstehen konnte, hat sich zu Ungunsten der Bäuerischen entschieden und die Stadt Kitzingen, mit furchtbarer Grausamkeit gegen die wehrhaften Bewohner, genommen. Scheinliberale Edelleute

sind eilends abgefallen. Der Truchsess von Waldburg, den sie jetzt den Bauernjörg nennen, ist nach der Böblinger Metzelei weitergezogen und hat die Stadt Weinsberg, diese Wahlstatt der schlimmsten Gräuelthaten empörter Bauern, niedergesengt. Ein Bauernausschuss, der in Heilbronn kommunistisch-reichseinheitlich-liberale Verfassungsentwürfe beraten wollte, stob vor dem unbarmherzigen Truchsessen auseinander. Jetzt hat der bäuerische Kriegsrat einen Landtag nach Schweinfurt berufen, aber alle Schwachen und Schwanken sagen ab, und der Festen bleiben nur Wenige. Wir sehn unsere alten Bekannten aus der bäuerischen Gruppe nacheinander in die Schweinfurter Ratsstube eintreten. Ein umherziehender alter Handelsjude, Jössel Pfefferkorn, dient, ähnlich wie zuvor in Rotenburg der Hausirer, als Verkünder der neuesten Begebenheiten. Zunächst sitzen die beiden von der Kapitelstube her bekannten Feldschreiber da, der Geyerische Biedermann Löffelholz und der Grumbachische Gleissner Sartorius; jener sterbenskrank an Leib und Seele, wie die Sache, der er und sein Herr dienen, dieser ängstlich fragend, mit wem es sein Herr nun hält, wo für ihn selbst der Ausschlupf sein wird. Dann kommt der Würzburger Demagog Link, der Mordattentäter Flammenbäcker, der finstere soziale Pastor Bubenleben, der gute, alte Rektor Besenmeyer, der eingebürgerte Ritter von Menzingen, der Hauptblamirte vom Würzburger Marienberg Jakob Kohl. Jeder weiss was Neues, Keiner was Tröstliches. Einer giebt dem Andern die Schuld am Unglück. Aus allen diesen Vorwürfen, diesem Schimpf und Groll und Zank entrollt sich eins der betrübtesten Gemälde deutscher Vergangenheit, deutscher Zerklüftung und Zerfahrenheit: im Dienst für eine Sache das vielspältigste Wesen. So verläuft vom dritten Akt der erste Teil.

Den zweiten Teil beherrscht Florian Geyer selbst. Er tritt in derselben Stimmung auf, in der wir ihn beim Rotenburger Weinschenken gesehen hatten: stillgefasst und ohne Vertrauen, ein Besiegter in der Grösse des Siegers. Er ist gütig gegen seine Getreuen, nimmt für seine Gleichheitsbestrebungen gelassen den naiven Dank des Juden hin, zerschneidet mit einem kurzen, messerscharfen Wort das Tischtuch zwischen sich und seinem Schwager Grumbach und ignorirt verächtlich jenen Jakob Kohl, der bei Würzburg den Hauptkarren verfahren hatte. In dieses wartende Rumpfparlament bricht eine grässliche Scene ein, die auch Geyers Blut wild aufrührt. Ein altes Weib führt ihren geblendeten, zu Kitzingen beim Einzug der Markgräflichen mit zahllosen anderen Bürgern geblendeten Sohn herein, alle Menschheit verfluchend, Gott und allen Heiligen Lob singend. Der Wut und dem Wahn ihres Wehs begegnet Florian Geyer sanft, ergeben und mildthätig. Dann aber feuert es, wie aus einem langverhallenen Krater, flammenspeiend in ihm hervor, und sehr verschieden von den kleinlichen Hädereien, Nergeleien und Aergereien der Andern, hält er ein gewaltiges Strafgericht über alle die Halben, Ungetreuen, Unverträglichen, Habgierigen, Eigenmächtigen, Eitlen, die ihm seine Sache verdorben haben, „eine Sache, die Gott einmal in Eure Hand gegeben hat und vielleicht nimmer“. Es ist blos ein Strafgericht in Worten, aber die ganze derbe Ausdruckskraft des lutherischen Zeitgeistes steht diesem edeln ritterlichen Helden zu Gebot, und auch das welterschütternde Hohngelächter, in das Goethe seinen Götz vor den Heilbronner Ratsperrücken ausbrechen lässt. Es ist erhaben zugleich und kläglich, wie Florian Geyer, der Held der unerschrockensten That, der Mannsmutigste von Allen, hier in Scheltreden seine Brust erleichtern muss. Die Macht seiner Persönlichkeit wirkt auch durch diesen emphatisch ausgeschrieenen Seelenschmerz. Er imponirt Allen. Er beugt sie alle nieder. Am erschütternsten wirkt er auf den armen dicken Jakob Kohl, der nun ganz zerknirscht ist. Und doch! So hoch Florian Geyer steht, so bestätigt und bestärkt sich hier unser erster, schon aus der Würzburger Kapitelstube geholter Eindruck: Florian Geyer ist nicht der Mann, der diese tobenden Zeiten zu führen vermag. Ziele, wie Karl der Grosse, wie Luther, wie Bismarck, kann er sich setzen, aber er wird sie nicht erreichen. Der idealistische Doktrinär ist in ihm um eine Hand-

breit grösser als der durchgreifende Realpolitiker. Weil er für Recht und Freiheit ist, giebt er in der Stunde seines höchsten Triumphes seinen eigenen Willen auf und lässt einer unsicheren, uneinigen Vielheit die Macht. Und in entscheidender Stunde der Gefahr lässt er sich zu minderwertigem Geschäft bei Seite schaffen, damit die Andern, die kompakte Majorität, gegen seinen Willen ihr Stück durchsetzen. Hätte ein Florian Geyer vor dreissig Jahren mit dem preussischen Abgeordnetenhause im Militärkonflikt gelegen, so hätte er, der treue und gewissenhafte Rechtsfreund, die Verfassung nicht gebrochen. Er hätte 1866 keiner Indemnität bedurft, aber wohl auch kein Königgrätz und keinen Norddeutschen Bund erreicht. Bei Florian Geyer denkt man wehmütig an den armen Kaiser Friedrich, der, um Napoleons gehässiges Wort auf die Deutschen hier liebevoll anzuwenden, ein Ideolog war und doch ein Held des Krieges. Wie wenig eins das andere ausschliesst, hat der moderne Dichter an Florian Geyer mit grosser psychologischer Schärfe dargestellt. Denn auch die lange derbdeutsche Strafpredigt auf dem gescheiterten Landtag in Schweinfurt endigt mit einem heldenmütigen, thatkräftigen, nur schon zu späten Entschluss. In Rotenburg hatte Florian Geyer die Waffen abgelegt, weil nichts mehr zu hoffen schien. Jetzt ist noch weniger zu hoffen, und doch ergreift er mit seinem alten Feldruf „gen Würzburg“ wieder das Schwert zum letzten Kampf um Leben und Tod. Noch eh er, begleitet von den wenigen Treugebliebenen und einem wieder Treugewordenen, dem rührend lächerlichen Jakob Kohl, davon schreitet, umfaucht ihn sichtbarlich schon ein Hauch des Todes. Er lässt seinen Löffelholz im Sterben zurück. Er rückt in ein Feld, wo er eines Feldschreibers nicht mehr bedürfen wird.

Während des vierten Akts sind wir wieder in Kratzers Herberge am Markt zu Rotenburg. Ringsher brennen die Dörfer. Der Glutschein steigt über die nächtlichen Dächer der Stadt. Die Stimmung ist tief verzagt. Unter den Bürgern Rotenburgs herrscht eine reaktionäre Strömung. Die kleinen selbstischen Interessen kommen zum Vorschein. Man will Fried im Land und sich ducken. Kilian, der zuvor hübsch bäuerisch war, überlegt jetzt, wem er denn noch Harnische weben soll, wenn es keine Ritter mehr gäbe. Das heimliche Treiben in Kratzers Wirtshaus wird von der Gegenpartei argwöhnisch beobachtet. Kratzer selbst ist überaus ängstlich geworden. Er vertheidigt sich mit dem echten Geldverdienerwort: „ein Wirt ist allweg ein Freund seiner Gäste. So bin ich des Karlstadts Freund gewest.“ Kunden, denen er nicht recht traut, gönnt er freilich seinem Konkurrenten. Ein klägliches Pfahlbürgertum macht sich breit. Nur eine Minderheit vertraut noch auf den Götz und den Geyer. Der Standhaftgebliebenen Hoffen richtet sich auf den Schweinfurter Landtag. Als der Geyer von Rotenburg nach Schweinfurt geritten war, scheint die schwarze Marei in der Herberge zurückgeblieben zu sein. Während Gevatter Schuster und Schneider sich „kleines Lauts“ zur Ruhe trollen, liegt sie wieder hinten auf ihrer alten Bank und schläft. Aber ihre Träume stehen in der Feldschlacht bei Florian Geyer und seinem Tellermann. Sie ist nicht das einzige Unheimliche in der jetzt so unwirtlichen Herberge. Wie aus der Nachtluft gebildet, steht plötzlich vor dem erschreckten Wirt sein gefährlichster Gast, Andreas Karlstadt, der Bilderstürmer, da. Eine ganz gescheiterte Existenz! Mutlos und unwillkommen kehrt er von Würzburg zurück, das sichtbare Gespenst einer verlorenen Sache. Er spricht jetzt das Wort aus, in dem sich die ganze Tragödie spiegelt: „Hat ein Aussehn gehabt, als sollte der Frühling hervorkeimen allenthalben, ist aber alles wiederum verfaulet in Finsterniss.“ Karlstadt ist nicht der Einzige, der in dieser düstern Nacht die Herberge des armen Kratzer heimsucht. Von Marei sofort aus dem Schlafe heraus von Weitem erkannt, kommt Florian Geyer mit andern Abgeordneten, darunter Menzingen und Rector Besenmeyer, vom Schweinfurter Landtag zurück. Unverrichteter Sache! Gegen Würzburg, wo nach Karlstadts Aeusserung die Hölle ist, Leute anzuwerben, um seinen schwarzen Haufen wieder vollzählig zu machen, ist auch vergebliche Mühe gewesen.

Still in sich gekehrt, ganz resignirt, sitzt er wieder an Kratzers Tisch,

auf den seine verlorene Hand Kreidefiguren hinmalt, während seine Gedanken um das deutsche Schicksal irren. Wir kennen diese Situation schon, aber wir sehen jetzt tiefer in sein Inneres. Sein Lebenszweck schwindet. Sein Traum verschäumt: „Der heimliche Kaiser muss weiterschlafen, die Raben sammeln sich wieder zu Haufen.“ Und doch ist noch ein Strohhalm, nach dem dieser Bestmeinende greift. Einer steht noch im Feld wider den Truchsessen, freilich der Unberechenbarste von Allen. Der Götz von Berlichingen. Aber doch lebt an diesem Gedanken aus seiner stillen Schwermut etwas auf, wie Galgenhumor und Ironie. Tändelnd scherzt er mit seiner treuen Dirne, deren lange Strähnen ihm lieber sind als das Haar der allerseligsten Jungfrau. Er lächelt über die Verdächtigungen seiner Feinde. Sein weit und frei gebliebener Blick sucht über den grossen Wassern das neu entdeckte Land, und während sich die Propheten um ihn her, der Humanist und der Bilderstürmer, durch gelehrte Disputationen über das Seinsollende die ängstliche Zeit vertreiben, erwacht in ihm das Weltkind, und er begehrt Musik und Tanz. Da plötzlich unterbricht ein anderer Ton dieses ganze müssige Brüten über ein gesuchtes und nicht gefundenes Glück. Der schwerverwundete, sterbende Tellermann, den Stumpf einer schwarzen Fahne in der Hand, stürzt taumelnd im irren Fieberwahn herein. Bei Königshofen ist wieder eine Schlacht verloren. Götz hat Verrat geübt. Dieser Todeskampf Tellermanns inmitten derer, mit denen er zusammenhielt, ist die mächtigste Scene im Drama. Es ist als müsse nun jeder Einzelne in sein Grab steigen. Der Herbergswirt verbrennt rasch alle compromittirenden Schriftstücke. Karlstadt betet inbrünstig zum Gott seiner Auslegung. Der Rector Besenmeyer fühlt sich ein alter Mann geworden. Menzingen sieht den langen Todeszug der Brüder.

Wir werden keinem von allen diesen mehr begegnen. Das Schicksal wird sie ins Land verstreuen, weitab von ihren Zielen. Nur Florian Geyer nimmt noch einmal den stummen Dienst seiner Dirne in Anspruch. Er lässt sich noch einmal den schwarzen Harnisch umlegen und trägt sein Letztes in den letzten Kampf. Er ist schon dem Grabe vertrauter als dem Diesseits. „Wo ist man die erste Nacht nach dem Tode“, fragt er. „Bei Sankt Gertrauden“, antwortet Marei. „Wo ist man die zweite Nacht nach dem Tode“, fragt er wieder. „Bei Sankt Michel“, antwortet Marei. „So will ich übermorgen Sankt Gertrauden und über drei Tagen Sankt Michel von Euch grüssen.“

Von einem alten Bänkelsänger lässt er sich eines der Volkslieder, die über ihn durchs Land zogen, als Nänie singen. Er lächelt bitter seines Ruhms, seines Segens für Deutschland: „Ich hab gedacht, ich wollt Wandel schaffen. Wer bin ich, dass ichs gewagt.“ Er selbst fällt in den Ton der Lieder, die das Volk von ihm singt. Er denkt huldigend der Grossen, die ihm vorangegangen sind, des Sickingen und des Hutten. Sein grosses Feuer flackert noch einmal auf. „Lustig Brüder! Warum sollen wir nit lustig sein? Die heilige Agathe ging zum Märtyrertod als wie zum Tanz. Das heilige Mädchen Anastasia verachtete den Tod, und wir sind Mannskerle.“ Er nimmt Abschied von den Brüdern. Er nimmt Abschied vom todten Tellermann, der noch immer den Fahnenstumpf fest umklammert hält: „Willst sie nit hergeben? Ei, Bruder, gieb Dich zufrieden. Auf Bauernehr, Bruder! Ich will ihr so treu sein, wie Du.“ Wie zu Schweinfurt mit seinem Löffelholz, so ist jetzt mit seinem Tellermann ein Stück des eigenen Selbst von ihm abgestorben. Löffelholz war freilich nur sein Federkiel. Tellermann ist der Griff seines Schwertes gewesen . . . . . .

Das Vorspiel hatte den Schrecken über Florian Geyer im Feindeslager gezeigt. Es unterschied sich von den Akten des Hauptdramas dadurch, dass es die Erscheinung des Helden noch vorenthielt. In jedem der vier ersten Akte wird zunächst die allgemeine Lage gekennzeichnet, in die dann, jedesmal ungefähr mitten im Akt, der Held erst eintritt. Im fünften Akt ist es ebenso.

Wir sind im Schloss zu Rimpar, unweit Würzburg, auf dem Herrnsitz Wilhelms von Grumbach. Die Grumbachischen sind in grosser Aengstlichkeit. Mit den Bauern und Florian Geyer ist es aus, und der Schlossherr hat sich

in seiner Habgier, vom besiegten Bischof Land und Leute zu erschnappen, so weit blosgestelll, dass nun vom Zorn der Sieger Uebles zu befürchten steht. Frau Anna von Grumbach, die harte Huttentochter, leidet an bösen Träumen, und ein altes Weib vermag mit seinem Aberglauben nur wenig Trost zu schaffen. Wie bedenklich jetzt die Verschwägerung mit dem berüchtigten Florian Geyer ist, tritt der Schlossfrau in unheimlicher Körperlichkeit vors Auge.

Die schwarze Marei sollte der uns unbekannt gebliebenen Gemahlin Florian Geyers eine letzte Botschaft bringen. Sie sucht diese Dame, eine geborene Grumbach, im Schloss ihres Bruders und steht nun trotzig, doppelt trotzig weil sie von ihr misshandelt wurde, vor Anna von Grumbach. Wieder ist Marei der schwarze Schatten, der dem Schicksal ihres Helden voranzieht. Denn hier auf Grumbachs Schloss wird sich das Schicksal Florian Geyers erfüllen. In nächster Nähe, beim Dörfchen Ingolstatt, haben die Bäurischen nun noch ihre letzte Schlacht verloren. Florian Geyer war dabei gewesen. Ist er gefallen oder lebt er noch? Ein hoher Preis steht auf seinen Kopf. Ins Schloss des Schwagers stürmt ein Rudel Ritter ihn zu suchen. Es sind jene Ritter, die wir in ganz anderer Stimmung zu Würzburg beim Bischof und dann in der Kapitelstube kennen gelernt haben. Sie misstrauen ihrem Freunde Grumbach und kehren bei ihm zu einer regelrechten Haussuchung ein. Unter ihnen befindet sich der Schlossherrin Bruder, Konrad von Hutten, der verwandtschaftlich warnet und doch auch sucht. Aber stärker, als jener kriminalpolizeiliche Trieb, ist die Gier der Ritter, ihren Siegesrausch im Weine zu befeuchten. Durch Speis und Trank setzt sich Grumbach bei seinen Standesgenossen wieder in besseren Credit. Rasch, für so geübte Frühstücker viel zu rasch, herrscht allgemeine Bezechtheit. Während nebenan bis zur Bewusstlosigkeit gebechert wird, schleicht auf heimlichen Wegen, zu Tod ermattet, allein, Florian Geyer herauf. Er ist nun selbst so weit, wie vor ihm sein Löffelholz, und dann sein Tellermann. Auf der Stelle, die ihm zum Sterben bestimmt ist, trifft ihn sein Schatten, die schwarze Marei. Derselbe Wein, der nebenan seine Todfeinde aus den Siegesbechern berauscht, erlabt ihm noch einmal die entatmende Seele. Vom entsetzten Schwager, der nun doch den Vogelfreien herbergt, erbittet er nichts anders als „ein Stündlein Schlafes." Es ist der letzte Lebenswunsch dessen, der sich selbst schon für todt gehalten hat. Grumbach kann ihm diese Bitte nicht weigern: er versteckt ihn, aber er duldet, dass sein Weib, die entartete Huttentochter, ihn den Rittern verrät. Und nun erhebt sich ein tragisches Possenspiel, eine unvergleichliche Szene von weltgeschichtlicher Diabolik. Nur schwer ernüchtert die betrunkenen Ritter der Anblick des Einen, dem sie den Tod geschworen haben. Und der sterbende Mann schreckt sie noch ebenso wie ehedem. Seinen Schatten, die Marei, in ihre gezückten Schwerter fallen zu lassen, ist im Nu gethan. Aber gegen des Einen eigenes Schwert die Klingen zu heben, wagt keiner dieser Kavaliere. Statt gegen ihn loszuschlagen, redet man ihm gut zu, sich zu ergeben. Man erweist ihm unfreiwillig mit dieser Scheu die grösste Ehre, die er je erfahren hat. Nun fühlt er noch einmal die Lebenskraft in sich: Einer gegen Viele, die ihn fürchten. Kein Ritter kann ihn mehr verraten, kein Bauer kann ihn mehr verlassen. Sein Tellermann, seine Marei sind todt. Er steht allein, und sie fürchten ihn. Noch einmal reicht sein Atem aus zu jenem Goethe-Götzischen Hohngelächter. Noch einmal stösst ihm aus der Brust die donnernde Parole seines verwehten schwarzen Haufens, der Heerruf „Her"! Die Ritter, die sich kurz zuvor über ein zusammengelesenes, schlotterndes Häuflein eingefangenen Bauerngesindels so mutig, so tierquälerisch belustigt hatten, denen das Niederstechen eines armen Weibsbildes gar nichts gewesen war, stecken die Köpfe zusammen, und Florian Geyer müsste wohl am eigenen Kummer sterben, wäre nicht der Schäferhans da, jener frumbe Landsknecht, der die Stunde von Rotenburg nicht vergessen hat und sich das verhasste Haupt seines Züchtigers gern bezahlen lässt. So fliegt über die ratlosen Schädel der Ritter hinweg, geräuschlos, unverhofft, in

die Brust des Gefürchteten der Mordpfeil eines gemeinen Söldlings. Und während die Ritter noch der erlegte Löwe ängstigt, macht sich Schäferhans wie ein Schlächtergesell, der sein Handwerk versteht, über den Todten her. Den opferwilligsten Freund des Volks hat ein Pöbelknecht umgebracht. Und nun geht ein Aufschrei der Befriedigung durch die ritterliche Runde. Und der die frohe Botschaft (auch ein εὐαγγέλιον): Florian Geyer (der Bauer gewordene Ritter) ist todt, am frühesten und lautesten in die Weite schreit, ist jener lächerliche Kunz von der Mühlen, der Ritter gewordene Bauer.

So endet mit seinem grossen Helden der grosse Bauernkrieg. Der Krieg war grösser als sein Held. Darin liegt in Florian Geyers Leben die Tragik. Aber woran es ihm fehlte, auch das führt ihn uns menschlich nahe. Gewiss ist der Dichter nicht von Tendenzen seiner eigenen Gegenwart ausgegangen, aber vielleicht ist es doch nicht so unrichtig zu sagen: die Zeit bedurfte eines Bismarck, und Florian Geyer war eine Kaiser Friedrich-Natur, wie sie in unserer liberalen Legende fortlebt. Die Zeit hat sich ohne Florian Geyer weiter entwickelt. Es konnten über das erste Viertel des 16. Jahrhunderts gründliche, gediegene und gerechte Geschichtswerke verfasst werden, ohne dass Florian Geyers Name darin auch nur genannt wurde. Das Drama Gerhart Hauptmanns straft diesen historischen Standpunkt nicht Lügen. Denn wohin Florian Geyer seine Hand auch strecken mag, überall findet er einen Stärkeren gegen sich. Als Kaiser Max, das romantische Vorbild seiner Schwärmerei, gestorben war und ein neuer Kaiser über die Welt kommen sollte, stand Florian Geyers Herz bei einem landesflüchtigen Schwabenherzog, aber die Krone erhielt der spanische Karl. Im Felde steht gegen ihn kein Edlerer, aber ein Rücksichtsloserer, kein Kühnerer, aber ein Mächtigerer, der blutige Truchsess an der Spitze des schwäbischen Bundes. Florian Geyers Ehrlichkeit führt ihn zu falschen Entschlüssen, und gegen ihn stehen Verräter auf, wie der Markgraf Kasimir, der Berlichingen, der Grumbach, die Recht behalten. Aus seinem Adelsstande treibt ihn die Rohheit des Raubrittertums, und als er sein Herz dem unterdrückten Volke preisgiebt, befleckt sein reines Edelmannskleid der Pöbelschmutz der Bauern. Im Kampfe für die religiöse Freiheit steht ihm zur Seite der kunst- und kulturfeindliche Eifererwahn eines Karlstadt, während Martin Luther seine eigne derbe Bauernfaust gegen die Sache hebt, der sich Florian Geyer zugeschworen hat. Luther wollte überwucherndes Unkraut ausrotten, und unter das Unkraut fiel, von seiner groben Hand gebrochen, ein Edelgewächs. Gerhart Hauptmanns Drama deutet auf einen jener dämonischen Helden hin, an denen die Menschheitsgeschichte so reich ist. Jeder Sieg gegen die Bäuerischen gewinnt in den Städten dem Katholizismus neue Renegaten. Aber auf den Ritterburgen, die Florian Geyer aus Gleichheitsprinzip alle zerstören wollte, berufen sich seine Feinde, die Herren von Hutten und von der Mühlen, auf den Reformator Martin Luther und seinen Bauernbrief. Luthers Wort ist schliesslich das Mächtigste, das aufsteht gegen den Freund des Evangeliums, gegen den Freund der leidenden Menschheit Florian Geyer, der in seinem Gerechtigkeitsgefühl nicht stark genug durchgriff und doch auch weiter ging, als die gerechte Sache es vertrug. Was er wollte, die Vollstreckung der „Zwölf Artikel“, hat sich später erfüllt. Die Zeit des Faustrechts war diesem Ideale noch nicht reif. Und in die Zeit der eigenmächtigen Ritterfaust fiel das Wünschen Florian Geyers, der doch auch andererseits ein Kind der Zeit war, wo die Köpfe so locker auf den Schultern sassen und Englands Herrscher eine Schöne nach der anderen zuerst in sein Ehebett und dann aufs Schaffot steigen liess. Sein Blut floss dahin, aber es half den Boden der Zukunft tränken.

So steht die Gestalt im Drama vor uns; und ich glaube, sie wird den Prüfstein auch der historischen Kritik vertragen. Wie der historische Florian Geyer im Dunkeln bleibt, so tritt auch seine Gestalt im Drama nie ganz in den Vordergrund. Wir sind nie ganz allein mit ihm; Gerhart Hauptmann hasst die Monologe und hat ein anderes Ausdrucksmittel für das, was im „einsamen Menschen“ vorgeht, noch nicht gefunden. Aber er zeigt uns

seinen Helden auch nicht einmal im vertraulichen Zwiegespräch. Der Held steht immer vereinzelt unter Vielen; er soll immer im Umrisse seiner Zeit erblickt werden, und es ist kaum zu bezweifeln, dass seinen Dichter die Zeit mehr interessirte, als der Held selber. Auf sein Weberdrama liess er sein Bauerndrama folgen, und wie dort, so geht auch hier, von souveräner Künstlerhand geführt, durch das ganze Stück der grosse Zug des sozialen Mitleids. Soziales Mitleid erweckt man nur durch Wahrhaftigkeit in der Darstellung der mitleidwürdigen Zustände. Auch im historischen Drama ist Gerhart Hauptmann seinem konsequenten Realismus treu geblieben, und hier mehr als je hat er bewiesen, wie unendlich reich der konsequente Realismus sein kann, und dass er auch ein so romantisches Wesen wie die schwarze Marei in sich begreift. Im historischen Drama ist der konsequente Realismus nichts anderes als historische Treue, und wenn man gegenüber modernen Naturalisten einen Unterschied zu machen beliebte zwischen niederer Wirklichkeit und höherer Wahrheit, so wird Gerhart Hauptmann mit seinem Florian Geyer hoffentlich den endgültigen Beweis dafür geführt haben, dass dieser Unterschied nicht stofflich, sondern formell zu verstehen ist. Die niedere Wirklichkeit beschränkt sich auf das, was wirklich geschehen ist, auf die zufällige Thatsächlichkeit. Die höhere Wahrheit aber greift in die weite Fülle von Möglichkeiten hinein und stellt sich nur selbst die prüfende Frage, ob dieses und das so und so hätte geschehen können. Die Geschichtsforscher Rankischer Observanz müssen sich in diesem Sinne mit der niedrigen Wirklichkeit begnügen. Einen Dichter wie Gerhart Hauptmann hindert sein consequenter Realismus nicht, in jenem Sinne die höhere Wahrheit zu suchen. Neben historischen Wirklichkeiten, wie den Bischof von Würzburg, Grumbach, Götz, Karlstadt stellt er andere, deren Namen er zwar in Chroniken findet, denen er aber das Fleisch und Blut selber geben muss, wie Tellermann, Kratzer, Anna von Grumbach, Jacob Kohl und zum grossen Theil auch Florian Geyer. Was sich seiner Beobachtung entzieht, gestaltet er frei im Sinne dieser Beobachtung. Was er findet, verwendet er, und wo er nichts findet, erfindet er im Sinne des Gefundenen. Ueber den historichen Götz giebt es einen Gelehrtenstreit: Zöpfl verteidigte ihn, Wegele griff ihn. an. Durch eigenes Studium ist Gerhart Hauptmann zu der Ueberzeugung gelangt, dass Götz nicht die Gestalt war, die Goethe aus seinen Memoiren herausempfunden hat. Der moderne Dichter hält sich daher für verpflichtet, Götz so zu zeichnen, wie ihn sein historischer Blick erkannt hat. So wird Gerhart Hauptmann über Historiker, die ihm nachweisen werden, dass sich die und die Situationen nie begeben haben, dass die und die Worte nie gefallen sind, die und die Leute nie existirt haben, einfach lächeln und an ihrer Unpoesie vorbeigehen. Aber er wird ernsthaft aufhorchen, wenn ein tieferer Kenner jener Zeit ihm sagen sollte, die und die Situationen hätten sich damals nie begeben, die und die Worte nie fallen, die und die Leute nie existiren *können*. Liegt für diesen Vorwurf kein Grund da, so hat er auch künstlerich gewonnenes Spiel. Denn was er wollte, hat er erreicht, und wir hätten wieder ein glänzendes Beispiel dafür, wie reich und frei die dichterische Phantasie auch innerhalb der realen Möglichkeiten walten und wirken kann. Dass wir dieses Beispiel und mit diesem Beispiel eine neue dramatische Offenbarung an Florian Geyer haben, darauf lässt sich hoffen. Aber ein Bühnenspiel ermächtigt sich erst auf der Bühne, und mir ist Florian Geyer bisher nur durch die Schrift zugänglich geworden.



EIN ROMAN IN NEUN BRIEFEN.

VON

FEDOR DOSTOJEWSKI.*)

I.

Sehr geehrter und geschätzter Freund
Iwan Petrowitsch.

Es ist bereits der dritte Tag, seit ich Ihnen, geschätzter Freund, überall folge, um Sie, behufs Rücksprache über eine sehr wichtige Angelegenheit zu treffen, aber vergebens!

Als meine Frau und ich gestern Ssemjon Alexejitsch besuchten, machte sie die treffende und scherzhafte Bemerkung, dass Sie und Tatjana Petrowna ein Paar wären, das kein Sitzfleisch hat. Drei Monate erst sind Sie verheiratet, aber nie zu Hause anzutreffen. Wir amüsirten uns über die Bemerkung, — selbstverständlich nur aus übergrosser, wahrhafter Zuneigung für Sie — aber ich muss bekennen, dass Sie mir sehr viel zu schaffen gemacht haben. Ssemjon Alexejitsch bemerkte nämlich, dass Sie am Ende auf dem Balle sein könnten, der im Klub der vereinigten Gesellschaft gerade stattfand. Ich liess meine Frau nun in Gesellschaft seiner Gattin zurück und ging nach dem Klub. Stellen Sie sich meine bedauernswerte und zugleich lächerliche Lage vor: ohne Frau allein auf dem Balle. Iwan Andrejitsch, der mich im Vorzimmer erblickte, schloss sofort, dass ich von einer ungewöhnlichen Leidenschaft für Tanzvergnügen besessen sein müsste, schob seinen Arm in den meinigen und führte mich in den Saal. Doch wer nicht aufzufinden, waren Sie. Ich teile Iwan Andrejitsch mein Leid mit, und er versichert mir, dass Sie im Alexandrinischen Theater seien. Ich fliege dahin, aber eben so erfolglos. Heut' morgen glaubte ich sicher, Sie bei Tschistoganow zu treffen, aber mein Glauben betrog mich. Dieser schickte mich zu Perepalkin. Mit einem Worte: ich bin müde von dem vielen Umherfahren und schreibe Ihnen jetzt diesen Brief, da ich es nicht anders anzufangen weiss. Die Angelegenheit ist durchaus keine literarische — Sie verstehen mich doch — so dass es weit besser wäre, wir sprechen uns unter vier Augen aus, und deshalb bitte ich Sie, uns mit Ihrer Frau Gemahlin heut Abend zum Thee zu beehren. Meine Amme Michailowna wird über Ihren Besuch äusserst erfreut sein, und mich werden Sie dadurch äusserst verpflichten.. Doch ich möchte Ihnen schon hier eine kleine Andeutung und den leisen Vorwurf machen, dass Sie mir, wider Willen, einen bösen Streich gespielt haben. Gegen Mitte des vorigen Monats führten

*) Aus dem Russischen von Ad. Garbell, in deutscher Sprache noch unveröffentlicht.

Sie in unser Haus, nächst verschiedenen Bekannten, auch Jewgeni Nikolajitsch, den Sie uns angelegentlichst empfahlen. Nichts natürlicher, als dass wir den jungen Mann mit offnen Armen empfingen, wobei ich aber meinen Kopf in eine Schlinge legte. Schlinge ist vielleicht zu viel gesagt, 's ist aber zum Mindesten das, was man eine schöne Geschichte nennt. Es Ihnen näher zu erklären, habe ich jetzt keine Zeit, und es ist mir ausserdem auch unbequem. Und ich richte jetzt, Sie schadenfroher Freund, die Bitte an Sie, ob es Ihnen nicht möglich ist auf irgend eine Weise, ganz zart, so auf irgend eine Weise, ganz leise, Ihrem jungen Manne den Wink zu geben, dass in der Residenz noch mehr Häuser, als das unsrige sind. Ich kann es länger nicht ertragen. Bei unserm Wiedersehen will ich Ihnen Alles erzählen. Ich will damit durchaus nicht sagen, dass Ihr Schützling etwa irgend welchen Verstoss begangen oder es hat an etwas fehlen lassen. Im Gegenteil, er ist äusserst sympatisch und liebenswürdig, aber ich sage es Ihnen lieber persönlich . . . Bitte Sie nur noch unterdess, dass Sie ihm bei passender Gelegenheit um Gottes Willen den Wink geben. Ich hätte es selbst gethan, aber Sie kennen meinen Charakter und wissen, dass dieser absolut dazu nicht fähig ist. Sie haben ihn mir empfohlen und müssen nun auch Abhilfe schaffen. Aber wir werden ja heut Abend darüber sprechen. Jetzt also auf Wiedersehen! Ihr ganz ergebenster

Pjoter Iwanowitsch.

P. S. Mein Söhnchen befindet sich seit einer Woche schon nicht ganz wohl, und es wird immer schlimmer. Das Kind hat mit den Zähnchen zu thun und darunter sehr zu leiden. Meine Frau beschäftigt sich nur mit ihm. Es geht der Armen sehr nahe. Kommen Sie bitte bestimmt. Sie werden uns dadurch eine wahrhafte Freude bereiten.

D. O.

II.

Sehr geehrter Pjoter Iwanowitsch!

Gestern erhielt ich Ihren Brief. Ich lese und lese, ohne recht zu wissen, was ich daraus machen soll. Sie suchen mich, weiss Gott wo, während ich zu Hause bin, da ich bis zehn Uhr den Herr Tolokonow erwartete. Um halb sieben machte ich mich gestern mit meiner Frau auf, wir nehmen eine Droschke und begeben uns zu Ihnen. Sie sind nicht daheim. Ihre Gattin empfängt uns. Ich warte auf Sie bis halb elf, verliere endlich die Geduld, nehme meine Frau, mache mir wieder Unkosten, fahre sie nach Hause und begebe mich zu Perepalkins in der Hoffnung Sie dort zu finden. Aber diese war falsch. Endlich komme ich nach Hause und schlafe die ganze Nacht nicht, denn ich bin in einer eigentümlichen Unruhe. Heut' Morgen nehme ich wieder eine Droschke, fahre dreimal zu Ihnen, um neun, zehn und elf und ziehe immer ab mit einer langen Nase, ohne Sie gesprochen zu haben.

Ich lese ihren Brief nochmals und bin ganz erstaunt. Sie schreiben mir über Jewgeni Nikolajitsch, bitten mich, ihm einen Wink zu geben, ohne zu erwähnen: warum? Ich lobe die Vorsicht, aber alle Papiere sind sich nicht gleich und die notwendigen unter ihnen gebe ich nicht meiner Frau zu Papillotten. Ich verstehe sie endlich gar nicht, wozu Sie mir das eigentlich geschrieben haben. Wenn Sie ihn nicht mögen, wozu mischen Sie mich dann in diese Angelegenheit? Ich stecke meine Nase nicht in Dinge, die mich nicht berühren. Sie können ihm ja selbst das Haus verweisen. Aber ich sehe es ein, dass ich mich mit Ihnen kurz und entschieden aussprechen muss. Die Zeit geht vorüber, ich bin in Geldkalamität und weiss nicht, was zu thun, wenn Sie den Bedingungen nicht nachkommen. Die Reise steht nahe bevor, und Sie wissen ja selbst, dass eine solche Mittel erfordert. Dazu giebt mir meine Frau auch keine Ruhe, dass ich ihr einen sammetnen Morgenrock mache.

Betreffs Jewgeni Nikolajitsch beeile ich mich, Ihnen zu bemerken, dass ich gestern Recherchen angestellt und erfahren habe, dass er ein grösseres Gut im Jaroslaw'schen Gouvernement besitzt und eines von seiner Grossmutter in der Nähe Moskau's erhalten wird. Wieviel Baarvermögen er besitzt, weiss ich nicht. Doch das dürfte Ihnen eher bekannt sein. Ich bitte Sie dringend, mir endlich den Ort einer Zusammenkunft zu bestimmen. Sie begegneten gestern Iwan Andrejitsch und schreiben mir, er habe Ihnen gesagt, dass ich mit meiner Frau im Alexandrinischen Theater sei. Ich schreibe Ihnen aber, dass er lügt, und man ihm nicht glauben kann, denn vor kaum acht Tagen hat er seine Grossmutter um achthundert Rubel betrogen. Ich habe die Ehre zu sein Ihr

Iwan Petrowitsch.

P. S. Meine Frau kann ich nicht ins Theater führen, weil ich sie zu erschrecken fürchte, denn es wird auf der Scene oft geschossen und sehr gelärmt. Sie ist äusserst schreckhaft und wird oft von Melancholie befallen. Sie fühlt sich Mutter. Ich selbst aber bin kein grosser Theaterfreund, sodass es zwecklos wäre, ein solches zu besuchen.

D. O.

III.

Sehr, sehr geschätzter Freund
Iwan Petrowitsch!

Pardon, Pardon, tausendmal Pardon! Ich eile, mich bei Ihnen zu entschuldigen. Gestern um sechs Uhr, als wir gerade mit warmer und aufrichtiger Teilnahme von Ihnen sprachen und Sie erwarteten, kam ein vom Onkel Stepan Alexejitsch eiligst abgesandter Bote mit der Nachricht, dass es mit der Tante schlecht stehe. Aus Furcht, meine Frau zu erschrecken, schütze ich eine dringende Privatangelegenheit vor und begebe mich in das Haus des Onkels. Ich finde sie kaum noch lebend. Genau um fünf Uhr hatte sie einen Schlaganfall, bereits den dritten in zwei Jahren. Der Arzt erklärte, dass sie die Nacht nicht überleben werde. Versetzen Sie sich in meine Lage, geschätzter Freund. Die ganze Nacht war ich auf den Füssen, musste eilen, um Dies und Jenes zu besorgen, und dabei das Bewusstsein vor einer Katastrophe zu stehen. Erst gegen Morgen legte ich mich, körperlich und moralisch ganz erschöpft, auf einen Divan, schlafe ein, ohne vorher gesagt zu haben, dass man mich wecke und schlafe bis halb zwölf. Die Tante fühlt sich besser. Ich eile zu meiner Frau und finde die Arme in Thränen aufgelöst, aus Sorge um mich. Schnell nehme ich einen Imbiss, umarme mein Kind, rede meiner Frau alle Gedanken aus und begebe mich zu Ihnen. Sie sind nicht zu Hause. Aber statt Ihrer finde ich Jewgeni Nikolajitsch. Schnell kehre ich nach Hause zurück, ergreife die Feder und schreibe jetzt an Sie. Sein Sie nicht böse, und ärgern Sie sich nicht über mich, mein aufrichtiger Freund. Schlagen Sie mich, hauen Sie mich, aber entziehen Sie mir nicht Ihr Wohlwollen. Von Ihrer Gemahlin erfuhr ich, dass Sie Abends bei Sslawjanow's sein werden. Dort treffen wir uns ganz bestimmt. Ich erwarte Sie mit der grössten Ungeduld.

Ich verbleibe u. s. w. u. s. w.

Ihr Pjoter Iwanowitsch.

P. S. Unser Kleiner versetzt uns in eine wahrhafte Verzweiflung. Der Arzt hat ihm etwas verschrieben. Das Kind ächzt fortwährend und erkannte gestern Niemand. Heut kennt es uns und lallt immerzu: Mama und Papa. Meine Frau weint den ganzen Morgen.

D. O.

IV.

Mein sehr geehrter Herr
Pjoter Iwanowitsch.

Ich schreibe diesen Brief auf Ihrem Zimmer und an Ihrem Schreibtisch. Doch ehe ich zur Feder griff, habe ich auf Sie mehr als zwei und eine halbe Stunde gewartet. Jetzt aber erlauben Sie mir, Ihnen Alles gerade heraus zu sagen in Betreff der abscheulichen Angelegenheit. Aus Ihrem letzten Brief schloss ich, dass man Sie bei Sslawjanows erwartet und Sie mich ebenfalls dahin rufen. Ich leistete Ihren Zeilen Folge und wartete dort fünf Stunden vergeblich. Wie ich sehe, wollen Sie mich einfach zum Gespött der Leute machen . . . Gestatten Sie, geehrter Herr, Ihnen zu bemerken . . . Doch hören Sie lieber selbst. Ich komme zu Ihnen am Morgen, hoffe Sie zu treffen, denn ich habe gar nicht Lust jenen einfältigen Leuten nachzuahmen, die einen, Gott weiss wo suchen, während man diesen um jede passende Zeit zu Hause antreffen kann. Aber in Ihrer Wohnung fand ich von Ihnen keine Spur. Ich weiss eigentlich gar nicht, was mich noch abhält, Ihnen die schroffe Wahrheit zu sagen. Ich bemerke nur soviel, dass es mir scheint, Sie wollen unsern Bedingungen nicht nachkommen. Und wenn ich jetzt Alles richtig überlege, so muss ich bekennen, dass ich über die Verschlagenheit Ihres Verstandes nicht genug staunen kann. Sehe ich doch jetzt klar, dass Sie diese hässliche Absicht schon seit längrer Zeit hegen. Und als Beweis für meine Voraussetzung dient mir der Umstand, dass Sie noch in voriger Woche auf eine fast unerlaubte Weise jenen Ihren Brief in Besitz nahmen, der an mich adressirt war, und in dem Sie selbst, wenn auch ziemlich dunkel und unverständlich jene Bedingungen, betreffs der Ihnen bekannten Angelegenheit, angaben. Sie fürchten sich vor Dokumenten, vernichten diese und halten mich zum Narren. Aber ich werde Ihnen das nicht erlauben, denn noch Niemand hat mich für einen solchen gehalten, und Alle haben mein Verhalten in dieser Angelegenheit von der besten Seite beurteilt. Ich mache die Augen auf. Sie wollen mich nur verwirren, lenken meine Aufmerksamkeit durch Jewgeni Nikolajitsch ab und bestimmen mir Zusammenkünfte, ohne jemals zu erscheinen. Sie verstecken sich einfach vor mir und geben mir keine Gelegenheit, Näheres über Ihren rätselhaften Brief v. 7. d. M. zu erfahren. Glauben Sie etwa, dass ich nicht im Stande bin das Alles zu begreifen? Sie versprechen mir, mich für Ihnen sehr wohlbekannte Dienste zu honoriren und verstehen es, auf eine unglaubliche Weise einzurichten, von mir namhafte Summen ohne Quittung zu nehmen, wie es doch in voriger Woche geschehen ist. Nachdem Sie das Geld haben, verstecken Sie sich und leugnen noch den Dienst ab, den ich Ihnen mit Jewgeni Nikolajitsch erwiesen habe. Sie rechnen vielleicht auf meine schnelle Abreise nach Ssimbirsk und glauben, dass es mir nicht mehr möglich sein wird, mit Ihnen abzurechnen. Aber ich erkläre Ihnen feierlichst und gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass wenn es darauf ankommt, ich noch extra zwei Monate in Petersburg leben und die Mittel und Wege erreichen werde, Sie zu finden, der Sache ein Ende zu machen und zum Ziel zu kommen. Auch wir verstehen manchmal einen Possen zu spielen. Zum Schluss erkläre ich Ihnen, dass, wenn Sie sich nicht noch heut erst schriftlich und dann mündlich mit mir auseinandersetzen, wobei Sie in Ihrem Briefe unsre Hauptbedingungen aufzählen und die Anspielungen auf Jewgeni Nikolajitsch aufklären, ich mich gezwungen sehe, Massregeln zu ergreifen, die Ihnen höchst unangenehm, mir selbst aber widerwärtig sein dürften.

Gestatten Sie u. s. w. u. s. w.

Iwan Petrowitsch.

V.

11. Novbr.

Liebenswürdigster, sehr verehrter Freund
Iwan Petrowitsch.

Ihr Brief hat mich bis in die Tiefe meiner Seele betrübt. Schämen Sie sich nicht theurer, aber ungerechter Freund, so mit Ihrem besten Gönner zu verfahren? Ist das hübsch sich so zu überstürzen, ohne die Sache aufzuklären und mich mit so beleidigendem Verdacht zu beschimpfen? Doch ich will auf Ihre Beschuldigung antworten. Sie haben mich deshalb nicht zu Hause getroffen, Iwan Petrowitsch, weil ich plötzlich an das Sterbelager meiner Tante gerufen wurde. Nachts elf Uhr ist sie verschieden. Auf allgemeinen Wunsch meiner Verwandten, musste ich die ganze Trauerceremonie leiten. Ich hatte dabei so viel zu thun, dass es mir nicht gelang, Sie auch nur auf einen Augenblick zu sprechen oder durch eine Zeile zu benachrichtigen. Ich bedaure aufrichtig das Missverständniss, das zwischen uns entstanden ist. Meinen Worten über Jewgeni Nikolajitsch, die ich nur nebenbei und scherzhaft angeführt, haben Sie einen für mich beleidigenden Sinn beigelegt. Sie erwähnen des Geldes und sprechen Ihr Befremden darüber aus. Ich bin bereit all Ihre Wünsche und Forderungen zu befriedigen, ohne irgend welche Ausflüchte zu machen, meinetwegen gleich jetzt, da ich gerade darüber spreche. So muss ich Sie vor Allem daran erinnern, dass ich das Geld, die 350 Rubel, vorige Woche unter bestimmten Bedingungen und nicht etwa leihweise genommen habe, denn sonst hätten Sie sicher eine Quittung von mir erhalten. Und jetzt will ich auch die andern Punkte, die Sie in Ihrem Briefe angeführt, berühren. Ich sehe, dass es ein Missverständniss ist, erkenne Ihre gewöhnliche Uebereiltheit und weiss, dass Sie reden müssen, wie Sie es meinen. Bin ich doch überzeugt, dass Ihre Seelengrösse und offner Charakter einen Zweifel in Ihrer Brust nicht gestatten, und Sie mir zuerst die Hand zur Versöhnung reichen werden. Sie haben sich geirrt, Iwan Petrowitsch, Sie haben sich ausserordentlich geirrt.

Ungeachtet dessen, dass mich Ihr Brief tief verletzte, wäre ich bereit schon heut bei Ihnen zu erscheinen, aber ich bin seit dem gestrigen Tage so beschäftigt, so sehr betroffen von dem Unglücksfall in unsrer Familie, dass ich mich kaum auf den Füssen halte. Zu allem Missgeschick ist meine Frau noch krank geworden und lässt eine ernste Krankheit befürchten. Was mein Söhnchen anbetrifft, so geht es ihm Gott sei Dank besser. Doch ich muss die Feder bei Seite legen, denn mich rufen unaufschiebbare Geschäfte und deren sind viele. Erlauben Sie, geschätzter Freund, mich Ihnen zu empfehlen u. s. w. u. s. w.

Ihr Pjoter Iwanowitsch.

VI.

14 Novbr.

Geehrter Herr Pjoter Iwanowitsch.

Ich habe drei Tage gewartet, die gehörig auszunutzen, ich bestrebt war. Und da ich das Gefühl habe, dass Höflichkeit und Anstand die ersten Bedingungen für einen Menschen sind, so habe ich, seit meinem letzten Briefe v. 10. d. M., Sie vollständig in Ruhe gelassen. Teilweise um Ihnen Zeit zu lassen, den Pflichten Ihrer verstorbenen Tante gegenüber nachzukommen, teils, weil ich Einiges betreffs der Ihnen bekannten Angelegenheit zu überlegen und zu erfahren hatte. Doch jetzt will ich mit Ihnen endgiltig und energisch reden.

Ich gestehe Ihnen offen, dass ich beim Lesen Ihrer ersten beiden Briefe, ernstlich dachte, dass Sie nicht begreifen, was ich will und deshalb suchte ich besonders, Sie unter vier Augen zu sprechen, zumal ich fürchtete, nicht deutlich genug gewesen zu sein. Ihnen ist bekannt, dass ich mich einer be-

sonders guten Erziehung und ebensolcher Manieren nicht rühmen kann, und eine nichtssagende Eitelkeit ist mir fremd, denn ich habe durch bittre Erfahrungen endlich erkannt, wie trügerisch bisweilen dass Aeussere ist, und wie sich oft unter Blumen die Schlange verbirgt. Aber Sie begriffen mich: Sie antworteten nicht so, wie es sich gehörte, denn in Ihrer Treulosigkeit beschlossen Sie schon im Voraus, Ihr Wort und die zwischen uns bestandnen freundschaftlichen Beziehungen zu brechen. Sie haben das in letzter Zeit durch Ihr abscheuliches Betragen mir gegenüber bewiesen, durch ein Betragen, das meinen Interessen schädlich ist. Ich habe das durchaus nicht erwartet und auch bis zur letzten Minute nicht glauben wollen. Denn im Anfange unsrer Bekanntschaft, geblendet durch Ihre Manieren und feines Betragen, durch Ihre Sachkenntniss und die Vorteile, die mir aus Ihrem Verkehr erwachsen konnten, meinte ich in Ihnen einen wahren Freund und Kameraden gefunden zu haben, der mir wohl will. Jetzt aber ist es mir klar, dass unter einer glänzenden, gleissnerischen Maske viele Menschen ihr Gift verbergen und ihren Verstand dazu benutzen, um Ränke gegen ihre Nächsten zu schmieden und sie auf unerlaubte Weise zu betrügen. Sie fürchten deshalb Feder und Papier und versuchen beim Schreiben es so einzurichten, dass Sie den Verstand Derer einschläfern und bezaubern, die mit Ihnen in Verbindung getreten sind. Ihre Treubrüchigkeit und Treulosigkeit kann ich, verehrter Herr, noch aus Folgendem erkennen:

Erstens haben Sie es zumeist versucht sich auszuschweigen, als ich Ihnen in einem Briefe meine Lage in deutlichen und präcisen Ausdrücken klar legte, verehrter Herr, und Sie fragte, was Sie unter einigen Bemerkungen und Anspielungen, besonders in Betreff Jewgeni Nikolajitsch's verstehen. Sie haben sich klüglich jeder weitern Mitteilungen enthalten, nachdem Sie mein Gemüt durch Zweifel und Verdächtigungen rebellisch gemacht.

Nachdem Sie nun so mit mir verfahren, schreiben Sie mir noch, dass Sie über das Geschehene betrübt seien. Wie geruhen Sie eine solche Handlungsweise zu nennen? Dann haben Sie mir Briefe geschrieben, in denen Sie unter der Maske der Freundschaft nur von nebensächlichen Dingen, von der Krankheit Ihrer, von mir jedenfalls geachteten Frau, vom Zahnen Ihres Kindes gesprochen, während ich die Residenz nach allen Richtungen durchquerte, um Ihrer habhaft zu werden. Und so haben Sie jeden Brief mit einer, für mich beleidigenden und höhnenden Regelmässigkeit geschrieben. Ich gebe gern zu, dass die Leiden eines teuern Kindes das Vaterherz berühren, jedoch bestreite ich es, dass man ihrer Erwähnung thut, wenn von geschäftlichen Dingen die Rede ist. Ich duldete es und schwieg. Jetzt aber ist meine Geduld erschöpft, und ich halte es für meine Pflicht zu sprechen. Nachdem Sie mich einige Male durch die falsche Vorspiegelung eines Rendezvous betrogen, haben Sie mich gezwungen augenscheinlich die Rolle Ihres Narren und Lustigmachers zu spielen, was durchaus nicht in meiner Absicht liegt. Sie haben mir vorgelogen, dass Sie plötzlich zu einer sterbenden Tante gerufen wurden, die punkt fünf von einem Schlaganfall betroffen sein sollte, indem Sie mich durch eine schamlose Genauigkeit verblüffen wollten. Zu meinem Glück habe ich, verehrter Herr, Erkundigungen in diesen drei Tagen eingezogen und erfahren, dass Ihre Tante am siebenten gegen Mitternacht von dem Schlaganfall heimgesucht worden. Daraus ersehe ich, dass Sie die Heiligkeit der verwandtschaftlichen Beziehungen zum Betruge Fernstehender missbraucht haben. Endlich erwähnen Sie im letzten Briefe des Todes Ihrer Verwandten, der in dem Augenblick eingetroffen sein sollte, wo Sie mit mir zusammen kommen wollten, um über gewisse Angelegenheiten zu beraten. Aber hier überschreitet die Schändlichkeit Ihrer Berechnungen und Ausflüchte jegliche Grenze. Durch einen glücklichen Zufall habe ich aus sicherster Quelle erfahren, dass Ihre Tante vierundzwanzig Stunden später gestorben ist, als Sie es so gott- und ruchlos in Ihrem Briefe angegeben haben.

Ich würde jedoch nicht zu Ende kommen, wenn ich all die Momente, die von Ihrer Treulosigkeit mir gegenüber zeigen, anführen sollte. Für einen

unparteiischen Beobachter genügt schon das, dass Sie mich in jedem Briefe Ihren Freund nennen und mich mit Liebenswürdigkeiten überschütten, was nur den Zweck hat, mein Nachdenken und meinen Verstand einzuschläfern.

Dazu das ehrlose Ansichnehmen Ihres Briefes, in dem Sie, wenn auch unklar, unsre beiderseitigen Bedingungen anführen und die gewaltsame Anleihe von 350 Rubeln, die Sie, in der Eigenschaft eines Compagnons, von mir, ohne Quittung, entnommen haben. Und all Dem setzen Sie durch eine schändliche Verleumdung unsres gemeinsamen Bekannten Jewgeni Nikolajitschs die Krone auf. Ich begreife jetzt, dass Sie mir beweisen wollten, dass man von ihm, mit Erlaubniss zu sagen, wie von einem Bock weder Milch noch Wolle bekommen könne, und dass er selbst weder Fisch noch Fleisch sei. Das legen Sie ihm zur Last in Ihrem Briefe vom sechsten des Monats. Ich aber kenne Jewgeni Nikolajitsch als einen wohlerzognen, bescheidnen Jüngling, der ganz dazu angethan ist, die Achtung und das Wohlwollen der Gesellschaft zu erringen. Mir ist es wohlbekannt, dass Sie jeden Abend im Verlaufe zweier Wochen in Ihrer Tasche mehrere Zehnrubelscheine bargen, die sogar oft hundert ausmachten und die Sie Jewgeni Nikolajitsch im Kartenspiel abgenommen haben. Jetzt wollen Sie von all dem nichts wissen und sind nicht nur nicht einverstanden mich für meine Leiden zu entschädigen, sondern haben sich sogar mein, mir gehöriges Geld angeeignet, nachdem Sie mich durch das Versprechen von hohem Gewinn belogen. Sie verleumden bei mir einen Menschen, den in Ihr Haus zu führen, mich die grösste Mühe gekostet hat. Trotzdem machen Sie ihm nach den Aussagen Andrer den Hof und thun Alles, was Sie ihm nur an den Augen absehen können, wobei Sie ihn allenthalben als Ihren besten Freund ausgeben. Und dennoch giebt es keinen solchen Narren, der nicht sofort erraten könnte, worauf Sie hinauswollen und welchen Wert Ihre freundschaftlichen Beziehungen haben. Ich will Ihnen bald offen sagen, dass diese gleichbedeutend sind mit Betrug, Treulosigkeit, Vergessen alles Anstandes, aller Menschenrechte und dass Ihre Absichten gottlos und lasterhaft sind.

Jetzt schliesse ich. Wenn Sie mir, geehrter Herr, nicht in der kürzesten Zeit nach Empfang dieses Briefes erstens die 350 Rubel und zweitens den mir zukommenden Anteil vom Gewinn übermitteln werden, so will ich alle nur möglichen Massregeln treffen, Sie zu zwingen, und werde auch vor der offnen Gewalt nicht zurückschrecken. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, dass ich noch einige Papiere besitze, die in den Händen Ihres ergebnen Dieners und Verehrers Ihren Namen in den Augen der ganzen Gesellschaft diskreditiren dürften.

Gestatten Sie u. s. w. u. s. w.

Iwan Petrowitsch.

VII.

d. 15. November.

Iwan Petrowitsch!

Beim Erhalt Ihres kuriosen und plumpen Geschreibsels, wollte ich dieses zuerst in Stücke zerreissen, habe es aber der Merkwürdigkeit halber aufbewahrt. Uebrigens bedaure ich herzlich unser unangenehmes Missverständniss. Ich hatte nicht die geringste Absicht Ihnen zu antworten, werde aber durch die Notwendigkeit dazu gezwungen, denn ich muss Ihnen hierbei erklären, dass es mir höchst unangenehm sein würde, Sie jemals in meinem Hause zu sehen. Ebenso verbittet sich das Anna Michailowna, meine Frau, die Ihr unmanirliches Wesen nur aufregen kann. Anbei sendet diese Ihrer Gattin das Buch „Don Quixote“, von Cervantes, das bei uns geblieben, mit vielem Danke zurück. Was Ihre Gummischuhe anbetrifft, die Sie, wie man zu Hause sagte, selbst da gelassen haben wollen, so muss ich Ihnen zu meinem

Bedauern sagen, dass sich solche nicht vorgefunden haben. Aber wir suchen noch darnach und sollten sie sich dennoch nicht finden, so bin ich gern bereit, Ihnen neue zu kaufen.

Uebrigens habe ich die Ehre zu sein

Pjoter Iwanowitsch.

VIII.

Am sechszehnten November erhält Pjoter Iwanowitsch durch die Stadtpost zwei Briefe unter seinem Namen. Als er den ersten öffnet, fällt ein blassrosafarbnens Billet heraus, wobei er sofort die Handschrift seiner Frau erkennt. Dasselbe lautet:

„Mein lieber Jewgeni!

Gestern war es unmöglich. Mein Mann blieb den ganzen Abend zu Hause. Aber komme morgen bestimmt um elf Uhr, denn um halb elf reist mein Mann nach Zarskope Sselo und kehrt erst gegen Mitternacht zurück. Ich habe die ganze Nacht gewütet. Ich danke Dir für die Nachrichten und für das Paket Briefe, welche ich Dir früher geschrieben. Sie haben Stil. Ich danke Dir sehr, denn ich sehe, dass Du mich liebst. Sei nicht böse, dass wir uns gestern nicht sehen konnten. Besuche aber um Gottes Willen morgen

Deine Anna.

Der zweite Brief enthält Folgendes:

Pjoter Iwanowitsch!

So wie so hätte ich niemals mehr Ihre Schwelle betreten, und Sie haben ganz umsonst Papier verschmiert. Ich reise nächste Woche nach Ssimbirsk und überlasse Ihnen ganz den sehr geschätzten und liebenswürdigen Freund Jewgeni Nikolajitsch. Ich wünsche viel Erfolg. Der Gummischuhe wegen, brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen. Meine Frau Tatjana Petrowna und ich befinden uns wohl.

IX.

Am 17. November werden Iwan Petrowitsch folgende zwei Briefe überreicht. Im ersten Couvert findet er einen eilig geschriebnen Zettel seiner Frau vom August. Folgendes steht da geschrieben: Leben Sie wohl, leben Sie wohl Jewgeni Nikolajitsch! Möge Ihnen auch Gott dafür lohnen. Sein Sie glücklich, wenn mein Loos auch ein schreckliches ist. Aber Sie wollten es so. Ohne Zuthun der Tante hätten Sie es nicht vermocht, mich zu gewinnen und mein Vertrauen zu täuschen. Aber spotten Sie weder über diese noch über mich. Morgen werden wir getraut. Die Tante ist froh, dass ich einen so guten Mann gefunden, der mich ohne jegliche Aussteuer nimmt. Heut erst habe ich ihn ordentlich betrachtet und er scheint wirklich ein guter Mensch zu sein. Man treibt mich zur Eile . . . Leben Sie wohl, leben Sie wohl . . . Erinnern Sie sich mitunter an mich, Teuerster, ich werde Sie nie vergessen. Leben Sie wohl! Ich unterschreibe diesen letzten Brief wie meinen ersten . . . Sie erinnern sich doch dessen?

Tatjana."

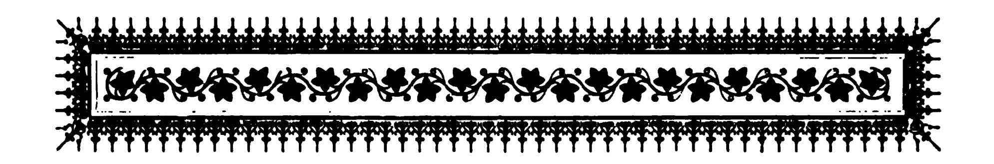
Der andre Brief ist folgenden Inhalts:

Iwan Petrowitsch.

Morgen erhalten Sie neue Galloschen, denn ich bin nicht gewöhnt von Fremden etwas anzunehmen, eben so wenig, wie ich es liebe auf der Strasse Papierfetzen und dergleichen zu sammeln

Jewgeni Nikolajitsch reist in diesen Tagen, in Angelegenheiten seines Grossvaters, nach Ssimbirsk und bat mich, ihm einen Reisegefährten zu verschaffen. Wollen Sie derjenige sein?

Pjoter Iwanowitsch.



PHYSIOLOGIE UND KUNST.

VON

Dr. S. S. EPSTEIN.

Wohl keine Aeusserung innerhalb der Flucht der Erscheinungen entzieht sich so sehr der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, wie diejenige der Kunst.

Lassen sich auch auf Grund von Beobachtungen und Versuchen plausible Theorien selbst für recht complicirte Aeusserungen unseres Intellects aufstellen, so versuchen wir ganz vergebens unsern Witz an demjenigen, was man gemeiniglich künstlerische Intuition zu nennen pflegt. Die Geisteswerkstadt des productiven Künstlers dürfte wohl das achte Welträthsel sein, dessen Lösung für absehbare Zeit hinaus der Naturwissenschaft versagt bleiben wird.

Und dennoch ist es zweifellos, dass der schöpferische Prozess, welcher sich im Gehirn des Künstlers abspielt, keinen anderen, als den immanenten Gesetzen folgt, welchen alle Erregungszustände in den Nerven und Nervencentren, wie Wahrnehmungen, Associationen etc. unterworfen sind. Warum aber das Zustandekommen dieser Associationen, das Verknüpfen von Wahrnehmung und Erinnerungsbild bei dem einem Individuum einfach einen latenten Zustand erzeugt, welchen wir Lust- oder Unlustgefühl nennen, während es dem Künstler einen centrifugalen Impuls erteilt, welchen einen motorischen Effect auslöst d. h. ihm Pinsel, Meissel oder Feder in die Hand zwingt — all' das wird uns ebenso lange dunkel bleiben, als wir den Causalnexus zwischen sensibler Erregung und motorischem Effect nicht kennen.

Ist es uns nun einmal nicht gegönnt den Ablauf des künstlerischen Schöpfungsprocesses zu erkennen, so bietet uns die Physiologie die Möglichkeit dem künstlerischen Geniessen näher zu treten.

Auch hier müssen wir freilich auf das „Warum" verzichten und uns mit dem „Wie" begnügen; aber es ist immerhin hochinteressant zu erfahren, in welchem Zustand sich unser Nervensystem befindet, wenn es künstlerisch geniesst.

Diese Frage beschäftigt mich schon seit Jahren und es hat keine geringe Mühe gekostet mir den spröden Stoff dienstbar zu machen, umsomehr als das physiologische Laboratorium jedwede Speculation streng perhorreszirt und nur das als gegeben annimmt, was das Experiment zweifellos darthut.

Wie geniessen wir nun künstlerisch und was empfinden wir dabei?

Alle psychologischen und ästhetischen Theorien bei Seite lassend, lautet die Antwort dahin, dass wir durch die Sinnesorgane geniessen u. z. entweder durchs Auge oder durch das Ohr und durch die vom Auge oder Ohr fortgeleiteten Erregungen in einen Zustand versetzt werden, welchen wir Lustgefühl nennen.

Es ergiebt sich daher logisch, dass die erste Frage, an welche ich von der physiologischen Seite herantrat, lautete: „Welche Beziehungen bestehen zwischen den einzelnen Sinneseindrücken untereinander?"

Oder um mich populär auszudrücken.

Ist das Auge, während wir Töne hören, unthätig, oder ändert sich, unabhängig von unserem Willen, dessen Zustand?

Und wenn ja, ist es für das Auge gleichgültig, ob wir hohe oder tiefe Töne, ob wir Accorde oder Dissonnanzen hören?

Um nun diese Frage zu beantworten, traf ich folgende Versuchsanordnung.

In einem vollständig dunklen Zimmer, dessen Thür gegen das Nebenzimmer durch 2 cm dicken Filz schalldicht verschlossen war, sass die Versuchsperson. In der Mitte der Thüre war ein kleines Fernrohr angebracht, welches der Versuchsperson erlaubte, eine im anderen Zimmer mit einer Umdrehungsgeschwindigkeit von 3500 Umdrehungen pro Minute rotirende Scheibe zu fixiren.

Diese Scheibe bestand nun entweder aus einem weissen und einem farbigen Sector, oder sie trug auf neutral grauem Grund Stücke concentrischer Kreise von ungefähr 3 Millimeter Dicke.

Wurde nun die Scheibe in rasche Rotation versetzt, so entstand im ersten Falle auf der Scheibe die Mischfarbe der beiden Sectoren, im zweiten Falle eine Anzahl concentrischer Kreise von verschiedener Stärke. Durch diese Einrichtung war es mir nun ermöglicht sowohl die Sehschärfe, als auch das Farbenunterscheidungsvermögen des Auges zu prüfen.

Nun handelte es sich darum, die Töne möglichst direct auf das Ohr der Versuchsperson zu übertragen. Dies geschah in der Weise, dass im Nebenzimmer eine Orgel aufgestellt wurde, hinter welcher sich ein Schallbecher befand, der seinerseits in zwei Hörrohre ausmündete, welche durch die Thüre zum Ohre der Versuchsperson führten.

Wir, d. h. mein Assistent und ich, stellten nun die Experimente in der Weise an, dass wir die Versuchsperson, welche ja keine Ahnung hatte, was im Nebenzimmer vorging, die Kreise an der rotirenden Scheibe abzählen, oder die Farbe constatiren liessen, und dann, nach Tonzuleitung die im Gesichtsfeld der Versuchsperson vor sich gehenden Veränderungen beobachteten.

Und da stellten sich folgende interessante Erscheinungen heraus.

Ich liess z. B. die Versuchsperson eine Scheibe beobachten, welche ich mit „Schwarz IV" bezeichne, und fragte: „Wieviel Kreise sehen Sie von der Peripherie aus gezählt?"

Die gewöhnliche Antwort, welche ich erhielt lautete: „Ich sehe einen Kreis an der Peripherie sehr schwach, dann noch zwei Kreise deutlich, zusammen also drei Kreise."

Nachdem die Beobachtung mehrere Male wiederholt wurde, um jede Täuschung auszuschliessen, liess nun, auf ein gegebenes Zeichen, mein Assistent auf das Ohr der Versuchsperson einen Accord z. B. C + E + G einwirken.

Kaum vier Secunden dauerte die Einwirkung, als die im Dunkelzimmer sitzende Person gewöhnlich lebhaft auszurufen pflegte: „Der eine schwache Kreis tritt jetzt schön dunkel hervor, und ausserdem sehe ich einen neuen Kreis zwischen dem ersten und zweiten erscheinen".

Nun liess mein Assistent den Accord in eine grelle Dissonanz z. B. in H + C umschlagen; sofort hiess es: „Der neu hinzugekommene Kreis verschwindet wieder und derjenige an der Peripherie erscheint wie zerrissen."

Wurde ein sehr tiefer Ton genommen, so rückte die Scheibe in die Ferne und erschien, wie verwaschen.

Aehnlich wurde bei Prüfung des Farbensinnes verfahren.

Hier nahmen wir eine weisse Scheibe und klebten einen farbigen z. B. grünen Streifen von geringer Dimension hinein, so dass die Scheibe bei rascher Rotation und, wenn rein-weisse Vergleichsobjekte fehlten, von der Versuchsperson stets als rein weiss constatirt wurde.

Bei tiefen Tönen oder Accorden wurde dann sofort ein grüner Schimmer erkannt.

Da ich nun 168 solcher Versuche an verschiedenen Personen ausführte und durch die Anordnung jedwede Täuschung oder Selbsttäuschung ausgeschlossen erschien, schliesslich nur drei Versuche erfolglos verliefen, so kann ich als Resultat dieser Serie meiner Versuche folgende Behauptung aufstellen:

1. Hohe Töne oder Accorde wirken auf die Sehschärfe erhöhend, tiefe Töne und Dissonanzen erniedrigend.

2. Hohe Töne oder Accorde wirken auf die Empfindlichkeit gegenüber rot, orange, gelb, tiefe Töne oder Dissonanzen auf diejenige gegenüber grün, blau, violett u. z. immer in erhöhendem Sinne.

Diese Einwirkung ist von unserem Willen gänzlich unabhängig, kann daher auch nicht Autosuggetion oder optische Täuschung sein, da sie, wie ich in einer anderen Schrift nachwies,*) gar nicht im Grosshirn, sondern im Mittelhirn vor sich geht, u. z. rein reflectorisch.

Beweisend ist ferner, dass es auch am narcotisirten Thier (Hund etc.) gelingt, durch Reizung des Gehörnerven eine erhöhte Empfindlichkeit der Netzhaut des Auges hervorzurufen.

Die von mir beschriebene Einwirkung des Ohres auf das Auge vollzieht sich nach demselben Gesetz auch umgekehrt, d. h. durch Betrachtung von Farben werden wir für gewisse Töne empfindlicher.

Aber auf die von mir besprochenen Erscheinungen beschränkt sich die Einwirkung der Tonempfindungen auf die Gesichtswahrnehmungen noch nicht.

Blicken wir nämlich starr auf einen bestimmten Punkt, so ist die Fläche, welche wir noch nebenbei sehen, viel kleiner, als die von uns mit Hülfe der Augenbewegungen überschaute. Die von uns bei starrem Fixiren eines Punktes im Ganzen wahrgenommene Fläche nennt man peripheres Gesichtsfeld. Dieses kann man mit Hülfe von Instrumenten messen, welche man Perimeter nennt. Es ist mir nun gelungen ein solches Perimeter von hoher Empfindlichkeit und grosser Verlässlichkeit zu construiren und da fand sich, dass das periphere Gesichtsfeld sich unter dem Einfluss von Toneindrücken ziemlich bedeutend verändert u. z. wird es beim Hören hoher Töne und Dissonanzen eingeschränkt, bei tiefen Tönen und Accorden erweitert.

Gehen wir nun zur zweiten Frage über, nämlich wieso diese Sinneseindrücke mit ihren gegenseitigen Beziehungen im Stande sind, in uns Lust- oder Unlustgefühl, kurz Stimmung zu erzeugen.

An diesen Theil meiner Aufgabe heranzutreten habe ich lange Zeit gar nicht gewagt, da ich mir sagen musste, dass es mir kaum gelingen wird ein physisches, messbares Correlat für dasjenige zu finden, was man Stimmung zu nennen pflegt.

Gehirnanatomische und nervenphysiologische Untersuchungen führten mich aber dazu, dass ich nun dafür halte, Stimmung sei überhaupt keine eindeutige, sondern eine complexe Erscheinung, welche uns ein Bild über den Gesammtszustand unseres Organismus giebt.

Neben den splanchnischen sind es vor allem die Athmungsfunctionen, und in erster Linie die grössere und geringere Blutfülle im Gehirn, welche unsere Stimmung bestimmen. Anaemie des Gehirnes erzeugt Trägheit in den Associationen, Langsamkeit des Zustandekommens des Bewusstseins, trübe Laune, während genügende Blutfülle eine animirte Stimmung, Behagen und Lust zu geistiger Arbeit hervorruft.

Nun besitzen aber unsere Blutgefässe die Fähigkeit sich zusammenzuziehen oder zu erweitern.

Erweitern sich nun die Blutgefässe im Körper, dann fliesst das Blut vom Gehirn ab und erzeugt dort Anaemie, während beim Zusammenziehen der Blutgefässe ihr Volumen offenbar geringer wird und das überflüssige Blut

*) Zeitschrift für Biologie, Bd. XXXII, 1895.

zum Theil in die sehr weiten Bauchgefässe strömt, zum Theil jedoch in das Gehirn hineingepresst wird.

Die Stosskraft des Herzens ist aber nicht gross genug, um das Blut bis in die Hirnrinde, den Sitz des Bewusstseins zu treiben; es versorgt vielmehr bloss die Nervenzellen des Hirnstammes und zum Theil des Mittelhirnes, in dem sich die bedeutendsten optischen und akustischen Reflexbahnen befinden.

Die Hirnrinde hingegen muss sich die notwendige Nahrung für ihre Zellen vermittelst feiner Capillaren saugen, und nur insofern sich im Hirnstamm genügend Blut vorfindet, werden die schwierigsten Assoziationen von statten gehen können, während, wie schon bemerkt, Erweiterung der Blutgefässe es mit sich bringt, dass auch die Rinde nicht genug ernährt ist, sodass sich auf diese Weise Missstimmung, Trägheit, im krankhaften Falle sogar ein schlafähnlicher Zustand geltend machen werden, und die Reflexe, die nicht mehr vom Bewusstsein gehemmt sind, nunmehr freies Spiel haben.

Die Fähigkeit aber ihr Lumen zu verändern, verdanken nun die Blutgefässe eigenen Nerven, welche man Vasomotoren nennt, und die man in pressorische, zusammenziehende, und depressorische, erweiternde, einteilt.

Das Centrum all' dieser Nerven liegt im verlängerten Mark d. h. wird die betreffende Stelle gereizt, so verengen sich sämmtliche Körpergefässe oder, wie man zu sagen pflegt, „das Blut steigt uns zu Kopfe.“

Wird aber ein depressorischer Nerv gereizt, dann übt er auf das Gefässcentrum eine hemmende Wirkung aus, die Blutgefässe erweitern sich und es entsteht Blässe, Schwindel, Uebelkeit etc.

Da nun die Grosshirnrinde, der Sitz des Bewusstseins, mit dem obenbeschriebenen Centrum in Verbindung steht, so erklärt sich daraus, wieso psychische Eindrücke auf die Fülle in den Blutgefässen wirken, und auf diese Weise Schamröte, Blässe bei Schreck etc. erzeugen können.

All' das ins Auge gefasst, glaubte ich voraussetzen zu dürfen, dass auch Gesichts- und Gehöreindrücke in ähnlicher Weise auf die Gefässe wirken und in uns Lust- oder Unlustgefühle erzeugen können.

Diese Vermutung lag mir logisch umso näher, als ich mich der vom englischen Physiologen Rutherford ausgesprochenen Ansicht anschliesse, Farbe, beziehungsweise Tonhöhe seien nichts anderes, als die in unserem Bewusstsein auftretenden Symbole für mehr oder weniger frequente Erregungen der Sehbeziehungsweise Hörnerven.

Nach Feststellung dieser begrifflichen Postulate konnte ich nun an die experimentelle Durcharbeitung meiner Aufgabe herantreten.

Die grössere oder geringere Fülle der Blutgefässe, oder wie man es kurz nennt, der Gefässtonus, wurde durch einen sogenannten Volumschreiber gemessen.

Der einfachste dieser Volumschreiber wäre ein Kind mit noch nicht ganz geschlossenen Fontanellen, oder ein Individuum, wie es dem Turiner Physiologen Angelo Mosso zur Verfügung stand, dem ein kreisrundes Stück des Schädelknochens auf operativem Wege entfernt werden musste. Hier ist es nur notwendig auf die Hautstelle, welche den Schädeldefekt bedeckt, mit etwas Kitt einen Schreibtisch zu appliciren, um ein genaues Bild der Gehirnbewegungen zu bekommen.

Ich jedoch musste zu einem anderen Mittel, nämlich zum sogenannten Plethysmographen meine Zuflucht nehmen.

Es ist dies ein weites Glasgefäss mit einer Kautschukmanchette an einem Ende und einem gebogenen Glasrohr, welches wieder in ein glasförmiges Gefäss ausmündet, am anderen Ende.

Der entblösste Arm der Versuchsperson kommt nun in das mit Wasser gefüllte Glasgefäss und wird durch die Manchette abgedichtet.

Wird der Tonus im Arm erhöht, oder erniedrigt, so verändert sich offenbar das Volumen des ganzen Gliedes und dem entsprechend steigt oder sinkt das Wasser in dem communizierenden kleineren Gefäss, in welchem sich ein Schwimmer mit Schreibstift befindet. Wird nun vor diesem ein mit be-

russtem Papier beklebter Cylinder vorbeigeführt, so zeichnet der Stift ganz genau alle Veränderungen des Gefässtonus.

Die ausführliche Arbeit darüber wird an anderer Stelle veröffentlicht werden; hier seien nur die hauptsächlichsten Resultate wiedergegeben.

Ich versuchte vor allem zu constatiren, welchen Einfluss Lichteindrücke überhaupt auf den Gefässtonus ausüben.

Zu diesem Zwecke setzte ich die Versuchsperson in ein völlig verdunkeltes Zimmer und liess in regelmässigen Zeitintervallen Lichteindrücke in das Auge desselben gelangen.

Es zeigte sich, dass das Licht im Vergleich zur Dunkelheit pressorisch wirkt, d. h., das Blut zum Kopf treibt.

Liess ich das Dunkel langsam in Dämmerung, Halblicht zu Licht übergehen, so bekam ich auf dem berussten Papier eine langsam ansteigende Curve, was soviel bedeutet, dass langsam zunehmendes Licht die Gefässe allmälig verengt.

Daraus erklärt sich auch, warum sensitive Personen an trüben, grauen Tagen zumeist missgestimmt sind, und wieder fröhlich und vergnügt werden, sowie wieder die Natur im Sonnenglanz erstrahlt; ebenfalls klar wird uns dadurch, warum es dem Maler gelingt, im Beschauer durch gewisse Farben eine deprimirte Empfindung zu erzeugen.

Auf ähnliche Weise studirte ich die Einwirkung der einzelnen Farben, wobei sich herausstellte, dass die Empfindung von rot und orange pressorisch, gelb und blau neutral und endlich grün und violett depressorisch wirken, ferner eine gesättigte Farbe immer stärker pressorisch wirkt als eine ungesättigte. Diese Erscheinung giebt uns Aufschluss darüber, warum wir bei rotem Licht, oder beim Anblick eines gesättigt roten Interieurs ein gewisses Wohlbehagen empfinden, während violettes oder gar grünliches Licht in uns ein Gefühl des Unbehagens erzeugt.

Ich bin jetzt grade daran, den Einfluss der Tonempfindungen auf den Gefässtonus zu untersuchen und besitze auch schon hier manch' interessantes Resultat, welches aber noch nicht spruchreif ist.

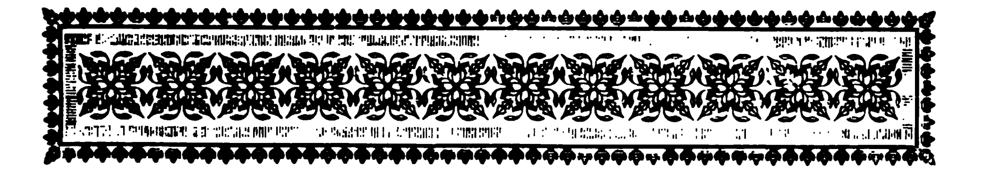
Nur eine interessante Beobachtung will ich zum Schlusse noch mitteilen.

Lassen wir rhythmische Toneindrücke auf das Ohr einwirken und registriren dabei graphisch den Puls, so zeigt sich, dass dieser zugleich mit dem Rhythmus der Töne rascher oder langsamer wird; lassen wir getragene Musik, z. B. den Chopin'schen Trauermarsch plötzlich in ein lebhaftes Tempo, oder gar in ein prestissimo umschlagen, so wird auch die Pulsfrequenz zunehmen, während sie wieder abnimmt, wenn die Musik langsamer und getragener wird. —

Noch eine Menge interessanten Materials, welches ich durch Beobachtungen gesammelt, harrt seiner experimentellen Behandlung und Durcharbeitung.

Aber schon aus diesen kurzen Andeutungen wird es dem Leser klar werden, dass zwischen Kunst und Physiologie mehr wie ein Berührungspunkt existirt.

Und gerade weil Kunst und Wissenschaft, jede auf einer ganz anderen Linie, ihre Kulturarbeit an der Menschheit verrichten, ist es für den Gelehrten von ganz besonderem Reiz, durch seine wissenschaftliche Lupe in das Innere des Künstlers zu blicken und nach den allgemeinen Gesetzen zu forschen, denen sich auch der Gottbegnadetste unterordnen muss.



EIN DRAMENJAHR.

VON

ALFRED KERR.

Wenn die zwölf bekannten Schläge verklungen sind und man an verschiedenes Wichtigere gedacht hat, kommt der elende Berufsmensch auch zum Durchbruch; und das innere Auge sieht (— als ob die Schatten der Nibelungen an der Felswand entlangglitten, nur scheu! weniger reckenhaft —) die Dramenmänner des verflossenen Jahrs. Die Surrogatlieferanten des Lebens schweben dämmernd vorüber. Eigentlich ist es ein Karikaturenzug. Wenige, die das Mittelmass haben. Wenige mit graden Gliedern. Meist putzige Krüppel, hastend, gierig, mit ganz dummen Gesichtern oder abgebrühten Fälscherphysiognomien. Dazwischen wenige ernste Gestalten. Hie und da ein aufrecht Gehender mit nachdenklichem Antlitz. Hie und da einer, der in die Ferne späht und horcht nach der grossen Stille.

* * *

An der Spitze des alten Jahres zieht der alte Ibsen. Das zeitlich erste Bühnenereignis war die Aufführung von Klein-Eyolf. Und nicht nur zeitlich war es das erste. Wer die Kraft hatte, über Unwesentlichkeiten wegzusehn, fand eine Erscheinung, die in dieser bestimmten dramatischen Art fast neu war: eine unerhörte, bis in die leisesten Feinheiten abgestufte Seelenblosslegung. Wie dieser reife alte Künstler Regungen des Inneren hier klarwerden lässt, unter höchster Festhaltung der Wahrscheinlichkeit — es wird nichts offenbart: alles verrät sich, unbewusst, durch reflexartige, flüchtige Andeutungen, oft zum eigenen Schauder und gegen den eigenen Willen —: das wird vorbildlich sein. Zugleich gab er ein Weltbekenntnis. Von den vielen, die er nacheinander abgelegt und abgelegt, die einander ergänzten und einander aufhoben, das vorläufig letzte: Resignation. Versinkende Ideale, Aussichtslosigkeit auf der ganzen Linie, klare erbarmungslose Erkenntnis der Selbstsucht in jedem Gefühl, in jeder Handlung; ein tiefer Schmerz über das Entschweben der Glücksmöglichkeit, über das furchtbare Gesetz der Umwandlung, und als Quintessenz des Ganzen ein freudloser Kompromiss: thätiges Ausharren ohne den Glauben an lohnenden Erfolg, liebreiches Handeln ohne den Glauben an liebreiche Beweggründe, schweigende Erwartung der grossen Stille.

Man scheint im Laufe eines Jahres nicht bemerkt zu haben, wie nahe der Alte hier dem deutschen Buddhistanschüler kommt, dem ein ähn-

liches Ziel aufdämmerte, „statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Überganges von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüts, jene tiefe Ruhe . . ."; der für unsre so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstrassen als Gegenstand der Sehnsucht und Endbestimmung die grosse Stille ansah wie Jener. Ibsens Bekenntnis ist dabei selbständig, gegliedert und in Einzelheiten mehr positiv. Aber die Form seines Bekenntnisses ist gewiss ewiger als das Bekenntnis selbst. Er wird es wieder ergänzen oder vernichten. Jedenfalls bot er beides: einen selbständigen Dramenkörper und eine selbständige Weltanschauung. Erfolge nach aussen hatte er damit nicht: sein Stück schwand nach einigen Aufführungen vom Theater. Das war im Anfang des Jahres.

Und als dasselbe Jahr zu Ende ging, fand ein Anderer, der nur etwas wie eine Weltanschauung, in einer völlig hergebrachten Form bot, viel stärkeren Zulauf. Adolf Wilbrandt, dessen Meister von Palmyra man spielte. Die berlinischen Hörer hatten sich also nicht nur auf Lebensausschnitte versteift? Sie wollten auch Lebensansichten? Ja, es schien, als ob sie die Lebensansichten nach den naturalistischen Lebensausschnitten besonders gern wollten. Es kam wohl darauf an, wie sie waren und wie sie gereicht wurden. Wilbrandt berührte sich ja doch mit Ibsen? Gewiss, das Gesetz der Umwandlung stand auch bei ihm im Mittelpunkt. In etwas anderem Sinne. Ein Mensch begehrt ewig zu leben: das Leben selbst zeigt ihm, wie thöricht der Wunsch war. Bei Ibsen liegt die grosse Trauer alles Erdenseins in dem Gesetz der Umwandlung: bei Wilbrandt enthält das Gesetz der Umwandlung allen Segen. Seine Dichtung ist ein einziger Hinweis auf die Vorzüge des Wechsels. Ibsen grollt mit dem Weltenmeister: Wilbrandt accordiert mit ihm. Ibsen ist Ankläger: Wilbrandt ist Beschöniger. Ibsen zeigt das Verzichten ehrlich als etwas ziemlich Trostloses: Wilbrandt als etwas still Wonnesames. Ibsen ist ein aufrechter Betrachter der gegebenen Dinge: Wilbrandt ein freiwilliger Knecht. Ibsen ist ein prometheischer Mensch: Wilbrandt von Temperament ein Christ, im besten Falle ein Logenphilosoph. Wilbrandt missfällt nicht, allein betrachtet. Sein Unglück beginnt erst, wenn er neben Ibsen tritt. Ein grosses und leider etwas buntes Lebensgemälde wird von ihm entrollt, um dem Satze

„Fallen muss das welke Laub,
Auf dass neues keim' und blühe"

zu seinem Recht zu helfen. Weshalb und für wen der Wechsel ein Segen ist, wenn er immer neue Qualen schafft, erhellt nicht. Aber wie uns das Leben bricht, wie alles langsam in Trümmer sinkt und der Wille zum Dasein schliesslich ein Irrtum wird, das zeigte hier eine mitteltiefe Natur: in einem vornehm würdigen Gedicht, welches keine heisse Farbenglut und kein überwältigend dramatisches Temperament aufweist, das aber mit seiner dunklen, stillen Vergänglichkeitsstimmung immerhin die Schauer eines Totenrequiems heraufbeschwören konnte Diese Stimmung, ferner das „Trostvolle" der Weltanschauung, ferner die Fälle der äusseren Geschehnisse mit den lockenden Bildern, nicht zuletzt die Mitwirkung einer genialen Schauspielerin in fünf Rollen: das mögen die psychologischen Ursachen für den breiteren Erfolg gewesen sein.

Ibsen ist an solchen Erfolgen durch seine Grösse gehindert: durch seine rücksichtslosere Ehrlichkeit, durch sein tieferes Einbohren, durch die stärkere Differenzierung seines Weltbekenntnisses, durch sein vornehmeres Künstlertum, das indirekte Mittel wählt, durch seine feinere Psychologie, durch seine asketische Schlichtheit. Er ist von einer andern Rasse.

* * *

Der deutsche Naturalimus war durch Hauptmann vertreten. Die Weber wirkten fort. Sie hatten die dauerndste Bühnenwirkung. Auch hier ein Weltbekenntnis, aber kein differenziertes: ein allgemein altruistisches. Der herrliche Ruf, mit dem die altindischen Dramen schlossen: „Mögen alle lebenden Wesen von Schmerzen frei bleiben!“ ertönt hier; die grobe, aber tiefwesentliche Thatsache, dass jeder Mensch eine Sehnsucht hat, wird fühlen gemacht. Wenn ein Weltbekenntnis, der Versuch einer Seele, sich mit der Welt auseinanderzusetzen, einen psychologischen Beitrag darstellt, ist hier die Kenntnis der menschlichen Seele durch eine kaum dagewesene Fülle von scharfen Einzelcharakteristikern bereichert. Seltsam berührt es den Kenner dieses Stückes, im Wunderhorn ein ganz anderes „Weberlied“ zu finden, welches beginnt:

Frühmorgens, wenn der Tag bricht an,
Hört man uns schon mit Freuden
Ein schönes Liedlein stimmen an
Und wacker drauf arbeiten.
Die Spule, die ist unser Pflug,
Das Schifflein ist das Pferde,
Und damit machen wir ja klug
Das schönste Werk auf Erden u. s. w.

Von zwei neu aufgetauchten, jungen Naturalisten steht der eine in Hauptmanns Bann: Georg Hirschfeld. Dieser Dichter ist das beste, was uns das verflossene Jahr geschenkt hat. Es giebt eine Weltanschauung, die nicht in einem System besteht, sondern allgemein aus der Persönlichkeit leuchtet. Hauptmann hat sie neben seinen Altruismus: schlichte Innigkeit im Erfassen aller Dinge. Sie zeigt auch Hirschfeld. Bei ihm ist nur alles um einen Ton warmblütiger und um vieles unabgeklärter. Wenn Hauptmann in wundersam gesänftigten Linien zeichnet, haben bei Hirschfeld die Striche noch etwas Ueberquellendes. Wenn Hauptmann wie mit feuerbachisch gedämpften Farben malt, glänzen Hirschfelds Bilder noch firnissstrahlender. Ich möchte nicht sagen, dass die „Mütter“ eine Synthese von Sudermann und Hauptmann darstellen. Aber wenn man einen sucht, der zwischen theatralischer Sinnfälligkeit und dramatischer Innerlichkeit die Mitte hält, wird Hirschfeld zu nennen sein. Jedes Urteil über ihn kann nur mit Vorbehalten gefällt werden. Er hat in so grosser Jugend so Erstaunliches geleistet, dass auch das plötzliche Hervorbrechen irgend einer neuen Entwicklungsrichtung nicht verwunderlich wäre.

Max Dreyer ist der zweite neue Naturalist. Er giebt weniger die bunte Fülle des Lebens, als Seelenkunde. Er hält es mit dem mittleren Ibsen, dessen Nora ihm nicht unbekannt zu sein scheint; und er hält es mit den Dichter der „Gläubiger“. Er ist korrekter Psycholog, vornehm, nicht ohne Feinheit, und vom entschiedensten Gefühl für hermetisch schliessende Verknüpfung. Er hat in seinem Schauspiel „Drei“ eine wertvolle seelische Studie gegeben, ohne ein einziges Mal ans Herz zu greifen. Er scheint mehr ein Beobachter als ein Empfinder; mehr ein scharfer Kopf als ein Poet zu sein. Eine höchst achtungswerte Erscheinung bleibt er.

Wenn sich bei ihm und Hirschfeld die ungefähre Richtung angeben lässt, nach der sie steuern, ist es bei dem Dramatiker Ompteda nicht thunlich. Er liess ein Schauspiel „Nach dem Manöver“ spielen, das ein bischen Gesellschaftsstück, ein bischen psychologisches Schauspiel, ein bischen Stoffdrama ist. Knappheit und blanker Lebensausschnitt scheint ihm die Hauptsache zu sein. Ein Offizier, der die Frau seines Bruders glücklich liebt, schiesst sich nach einer Unterredung mit diesem Bruder tot. Eine gewisse Wucht liegt darin, aber auch eine gewisse Dürftigkeit. Die Seelen der geschilderten Menschen öffnen sich nicht weit genug, und sie kommen nicht nahe genug, um tiefere Empfindungen als einige Katastrophengefühle zu wecken.

* * *

Zahlreich sind die Mitläufer des modernen Dramas. Kleine Spekulanten, die sich am liebsten sozial geberden, um die faule Waare höher loszuschlagen. Sie zeigen, wie das Fräulein Else von Schabelsky, irgend einen stark einleuchtenden Uebelstand auf, etwa die Schäden, welche das „liebe Geld“ anrichten kann, und benutzen die Gelegenheit, trivial-paradox bis zur höchsten Wollust zu sein. Auch Herr Misch, der Liebenswerte, wälzt sich im Trivial-Paradoxen und weist stolz und vordränglich auf die „Liebe von heut“ hin, die wieder schreckliche Schäden im Gefolge haben kann. Mit litterarischeren Allüren kommt Herr Stratz, der ein Kolportage-Gesellschaftsstück schreibt, aber verschmitzterweise so thut, als ob er die sozial-schädliche Erscheinung der „Drohnen“ durchaus treffen wollte. Eine simple Familienbiederkeit will Herr L'Arronge den Hörern anhängen, aber er stutzt sie nicht minder sozial aut und lässt den ehrlichen alten Pastor Brose einiges über Antisemitismus und Bund der Landwirte röcheln. Und gewiss höherstehend als diese Herrschaften, aber im Grunde ihnen nicht ganz unverwandt ist der Verfasser von Robinsons Eiland, der nur zur Hälfte ein Soziolog und zur Hälfte ein Kadelburg ist.

Verhüllt geht auch der grosse Philippi vor. Er wählt ein Thema von schlichter Gartenlaubigkeit: das Geheimnis im Hause des Kommerzienrats oder der unschuldig verurteilte Buchhalter. Das wäre sehr einfach zu behandeln, wenn er ehrlich wäre. Aber er mogelt, (wie die Andern auch) und macht ein Problemstück. Er thut, als ob die unschuldige Verurteilung von Buchhaltern und dieselben düstren Geheimnisse in kommerzienrätlichen Häusern eine allerbrennendste Frage von entscheidendster allgemeinster Wichtigkeit wären: bloss damit man ihm nicht auf die Finger sieht. Ein bischen weniger verkleidet als der Autor dieses „Dornenwegs“ geht schon Herr von Zobeltitz vor. Er wählt gleichfalls ein Gartenlaubenthema mit gestohlenem Armband und edlem Privatsekretär: aber auf die These vom „Urteil der Welt“ und seiner Gleichgiltigkeit legt er doch nur schwaches Gewicht. Halb ehrlich ist auch Skowronnek (der durch drei Bohlen gelobte Halali-Poet), welcher in diesem Winter eine düstre Forsthauskatastrophe ganz Daheim-artig zu zeigen beflissen war und nur des besseren Eindrucks halber das Problem der Ehre daraufstülpen zu müssen glaubte. Ehre und Ruhm so wackeren Männern wie dem gefürchteten Romanschreiber Wald-Zedtwitz und Herrn Sawoski den Dichtern des „Pfennigreiters“, die ein Schunddrama eben nur als Schunddrama gehen liessen; Ehre und Ruhm der Frau Adelheit Weber, der Dichterin von „Pan Cezar“, die wieder Schund als Schund ziehen liess und höchstens eine kleine ethnologische Mogelei versuchte: Auch diese Namen mussten genannt werden: ihre Träger sind Typen.

* * *

In der Komödie hat Wolzogens „Lumpengesindel“ fröhliche Urstände gefeiert. Das ist in Wahrheit ein Zuwachs. Glück und Elend der besitzlosen, idealgläubigen Litteraten wird hier mit hinreissender Humorgewalt vorgeführt. Lachen und Weinen, Herzhaftes und Komisch-Charakteristisches Hohes und tiefes geht durcheinander. Und in dem wüsten Tross von wirtschaftlichen Lumpen das zarte Frauenbild, das unter der Derbheit des ruppigen Zigeunertums und unter eigner, verjährter Schuld tief leidet. Wir haben nicht vieles, das wir dieser wackeren ans Herz greifenden Tragikomödie an die Seite stellen könnten; sie kommt gleich neben Anzengruber und dem Biberpelz und Crampton. Ein neuer Humorist tauchte aus Süddeutschland auf: Carlot Reuling. Sein „Mann im Schaten“ war eine frische, nette satirische Komödie von nicht allzutiefpackender Kraft, eine Komödie, die zwei Charaktere und mehrere Inkonsequenzen enthielt, Ewigkeitshumöra kaum im Vorübergehen streifte — wenngleich ein melancholisch-humoristischer Schimmer um das Haupt eines schlemihligen Idealisten gegossen war — und schliesslich in Konvention mündete. Nicht Humor ersten Ranges, aber weit besseren Ranges als unser Durchschnitt. Herrn Reuling hat sich jetzt Frau Rosmer an die Seite gesellt, die vielleicht mehr Urwüchsigkeit als er mitbringt und von der ich neulich

sagte, was ich zu sagen hatte. Neben diesen Dreien hat die alte infame Gattung des berlinisch-deutschen Verlobungslustspiels fortgewuchert; und in „Gräfin Fritzi“, dem jüngsten Werk des Feuilletonzwitscherers Blumenthal, fand sie eine Art Höhepunkt. Hier ist fast alles gestohlen, und Blumenthal beginnt sich in einem Punkte mit Lessing zu berühren, welcher schrieb: „Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermassen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen . . .“ Die Namen der Andren seien verschwiegen.

* * *

Es gab auch Poesie in deutschen Dramen. Es lebten gesegnete Dichter in Versen. Es lebte Paul Lindau, der Schöpfer der „Venus von Milo“, welche spät, aber eindruckstief dem Naturalismus einen Damm schob. Eine Gestalt dieses Dramas, welche ein Naturalist ist, ist zugleich ein Bösewicht. Somit hatte diese Kunstrichtung ihr Fett weg. Es lebte Jacobowski, welcher „Dyab den Narren“ spielen liess, einen spasslosen Narren, ohne Narrheit, aber mit Sentimentalität und reicher Tugend. Hier ist, mit grösseren Ehren, das symbolistische „Niemand weiss es“ von Th. Wolff zu nennen, das zwar in Prosa, aber in poetisierter Prosa gehalten ist und gleichfalls lyrische Bestandteile birgt; in dieser lyrischen Weichheit ersoff schliesslich das dramatische Gerippe.

Von den Historikern sei Heinrich Kruse, welcher den „Marino Falieri“ dichtete, mit schweigender Ehrfurcht erwähnt. Georg Engel, der Erfinder des Hexenkessels, benutzte die Historie zum Hintergrund für eine traurig-kitzliche Nachtsache, welche die lange Nacht der Juden überbieten sollte und überbot. J. J. David, der Verfasser von „Hagars Sohn“, zählt nicht minder zu diesen Sentimentalisch-Historischen, die eine Novellenhandlung mit gigantischen Zeitereignissen verknüpfen. Er hat einen sicheren Blick für das Melodram, aber auch für einiges dramatisch Schlagkräftige. Historisch, doch mit einem Stich, nämlich ins Edel-Vaterländische, war Wilhelm Wendtlandt, ein Name, der besonders zu nennen ist, weil sein Träger in „Alt-Berlin“ das schlechteste Stück des Jahres geliefert hat. Historisch-vaterländisch kam auch von der Pfordten; und endlich sei unser Wichert, der Marienburg-Dichter, nicht übergangen.

* * *

Das wären sie alle. Die Ausländer — Rovetta, Cavalotti, Bracco, Rostand und der liebe, ehrliche Pinero — haben uns Zuwachs, keine Förderung gebracht. Ein Jahr ist um, und man denkt an David Friedrich Strauss'ens Ausspruch, dass in der Welt in unendlich grossen Zeiträumen, unendlich kleine Fortschritte eintreten. Und doch war dieses Jahr für uns Deutsche wenigstens nicht ganz verloren.



RUNDSCHAU.

FRANZÖSISCHE REVÜEN.

Die Lektüre der Zeitschriften, die jede Woche oder jeden Monat ein neues Heft in die Welt setzen, dürfte bald ein unumgängliches Erfordernis werden für jeden, dem es ernstlich darum zu thun ist, etwas von dem Atem des gegenwärtigen und des kommenden Jahrhunderts zu verspüren. Wie viele hoffnungsvolle Keime, gährende und werdende Ideen kann ein liebevolles und zugleich scharfes Auge da spriessen sehen. Obgleich sich nun das deutsche Vaterland über einen Mangel an Zeitschriften, Rundschauen und Revüen durchaus nicht zu beklagen hat, so ist doch vorläufig noch immer Frankreich das klassische Land dieser Litteraturform, deren aktueller und reflexionsvoller Charakter der französischen Art besonders zusagt. Es sind vier Zeitschriften, die heute vor uns liegen und, jede in ihrer Art, die Aufmerksamkeit ganz besonders fesseln. Die Revue bleue ist eine Wochenschrift der Moderaten und verfeinerten Bourgeois, die in geschmackvoller, litterarisch würdiger Weise ihren Standpunkt vertritt. Die politischen Betrachtungen von Paul Lafitte zeigen manchmal ein überraschendes Verständnis für die soziale Frage, was ihn freilich nicht verhindert, die Einkommensteuer als den Ruin Frankreichs zu bezeichnen. Neben der Litteratur und dem Theater, welchem J. M. du Tullet, über dessen Dumasartikel wir unten einen kurzen Bericht bringen, seine Sorge widmet, pflegt diese Wochenschrift auch die geschichtlichen Studien. In einem ihrer Novemberhefte schildert ein anschaulich warmer, wahrhaft plastischer Aufsatz von Chuquet sehr ausführlich das Paris von 1793. Die gleiche Richtung verfolgt die Revue de Paris, nur dass sie als Monatsschrift auch sehr viel höhere litterarische Ansprüche stellt. Der alte Kämpfer Léon Say legt dort alles nieder, was er gegen die Sozialisten auf dem Herzen hat und Charles Marras hat eine sehr feinsinnige analytische Studie über Paul Bourget geliefert, dessen Néo-Catholizismus ihm offenbar sympathisch ist. Neben diese moderaten stellen wir, wie es sich gebührt, zwei sozialistische Zeitschriften, die Revue Socialiste von Benoit Malon, die hauptsächlich der socialistischen Wissenschaft und Parteitaktik gewidmet ist, dabei aber doch der Litteratur viel Verständnis widmet, und die gross angelegte Société Nouvelle, die auch der der litterarischen und künstlerischen Betrachtung einen weiten Spielraum lässt.

In dem Novemberheft der trefflich redigirten Revue socialiste setzt sich Professor Enrico Ferri mit dem Baron Garofalo auseinander, mit welchem gemeinsam er einst in Italien der Lehre Lombrosos zum Sieg verhalf. Ferri war der Soziologe, Lombroso der Anthropologe und Garofalo der Jurist der neuen Schule. Während sich aber Lombroso und Ferri von diesem Ausgangspunkt aus zu Sozialdemokraten entwickelten, hat Garofalo ein Buch über den Aberglauben der Sozialisten geschrieben, in welchem er seinen ehemaligen Freund, Enrico Ferri, heftig angreift. Interessant ist es, wie sich Ferri in seiner Antwort mit dem Darwinismus auseinanderzusetzen sucht, der ja seit Nietzsche auch zu einer Waffe entschiedener Antisozialisten geworden ist:

„Der einseitigen und individualistischen Auslegung des Darwinismus halten die Sozialisten entgegen, dass es zwei Gesetze des Lebens giebt, welche untrennbar neben einander hergehen. — Der Kampf ums Dasein und die menschliche Solidarität im Kampfe gegen die Naturkräfte. — Es genügt zu konstatiren, dass die menschliche Entwicklung sich verwirklicht durch ein immer wachsendes Übergewicht des Ge-

setzes der Solidarität über das Gesetz des Kampfes um's Dasein. Wie auch beim Individuum Egoismus und Altruismus immer zusammen bestehen, aber mit fortschreitender Beschränkung und Umbildung des Egoismus gegenüber dem Altruismus, indem man von dem kannibalischen Egoismus wilder Völkerschaften zum weniger brutalen von heute emporsteigt und von diesem zu dem noch brüderlicheren einer künftigen Gesellschaft, so werden auch im sozialen Organismus beispielsweise der kriegerische und der industrielle Typus immer neben einander hergehen, aber mit stets wachsendem Übergewicht des letzteren über den ersteren. Der Kampf um's Dasein überwiegt in Zeiten schwieriger ökonomischer Existenzbedingungen, während bei grösserer ökonomischer Sicherstellung das Solidaritätsgefühl mächtig erstarkt. Aber auch im sozialistischen Staat, in welchem jedem, der arbeitet, seine materielle Existenz gesichert ist, wird der Kampf ums Dasein noch fortbestehen; nur man muss ihn nicht als einen Kampf ums nackte Leben betrachten, sondern mehr noch als einen um Potenzirung des Lebens, das heisst um eine grössere physische und moralische Entwicklung der Persönlichkeit." — Ist das noch wirklich orthodox sozialistisch, Herr Professor?

Dass die Zivilisation eine schlimme Krankheit und Entartung des Menschengeschlechts ist, wurde seit Rousseau schon mehrfach entdeckt. Als neuster Pfadfinder auf diesem Gebiet hat jetzt Edward Carpenter in der Société nouvelle eine sehr eigenartige, geistreiche Theorie entwickelt. Zunächst kommt die Diagnose, der Beweis, dass die Zivilisation in der That eine Krankheit ist. Man denke, 32000 Ärzte leben jetzt in England und doch leiden so viele Menschen an Husten, Schnupfen, Kopfschmerzen und unzähligen anderen Übeln. Eine Krankheit bedeutet aber für Charpenter eine Störung der organischen Einheit, durch welche einzelne Körperteile auf Kosten der anderen enorm entwickelt werden. Eine solche Störung der organischen Einheit ist auch auf dem sozialen Gebiet zu bemerken, wo der Klassenkampf so heftig tobt und ebenso auf dem geistigen. Wir leiden an einer nervösen Unruhe, die sich schon mehrfach in der Geschichte bis zum Sündenbewusstsein gesteigert hat — ein Beweis, dass das geistige Gleichmass gestört ist. Nachdem alsdann in längerer Ausführung bewiesen wird, dass in diesen drei Beziehungen die Wilden doch viel bessere Menschen als die Europäer sind, geht der Autor zur Entwicklung seiner Theorie über. Gesundheit bedeutet Einheit, Harmonie der Kräfte. Es ist im Menschen eine Zentralstelle, gleichsam der eigentliche Mensch, welcher die einzelnen Teile kommandirt, sie in Reih und Glied stellt. Wenn aber gewissermassen Nebenregierungen, besondere Zentralleitungen, für einzelne Teile des physischen oder psychischen Organismus sich bilden, dann ist die Krankheit da. Solche Nebenzentralen sind der Magen, die Geschlechtsteile oder, im Psychischen, eine übermässige Liebe zum Gelde, zum Ruhm u. s. w. Darum sollte die Heilung darin bestehen, dass man wieder die Harmonie herstellt, statt sich mit den Symptomen abzugeben. Carpenter wirft den Ärzten vor, dass sie einen wahren Kultus aus der Krankheit machen und vergleicht sie mit besenbewaffneten Männern, die die übertretende Meeresflut vergeblich wegzufegen suchen, weil nur der Mond, der verschwunden ist, einen gleichmässigen Wechsel von Ebbe und Flut bewirken kann. Es ist eben das Unglück, dass durch die steigende Zivilisation der regulirende Mond, die zentrale Leitung hinweggenommen wurde. — In einem künftigen Aufsatz will Carpenter uns ein ganz probates Heilmittel gegen alle Leiden der Zivilisation offenbaren. Bis dahin müssen wir uns schon gedulden.

Unter den vielen interessanten Aufsätzen in den reichhaltigen November- und Dezemberheften der Revue bleue dürfte wohl der Essay von M. J. du Tullet über Alexander Dumas das augenblicklich grösste Interesse erwecken. Der Aufsatz ist reich an feinen und treffsicheren Bemerkungen, obwohl er sich von einer ganz gewaltigen Überschätzung seines Helden nicht frei hält. Dumas hat in allen seinen Stücken nur das Verhältnis zwischen Mann und Frau dargestellt; die Liebe war der Angelpunkt seines dramatischen Schaffens, aber eine sehr eigenartige Liebe. Er fragt nicht danach, ob diese Leidenschaft ihre eigene Schönheit und Grösse hat, wenn sie alles ausser sich selbst vergisst. Dumas sprang darüber gleichsam hinweg, indem er als rigider Moralist nur den Konsequenzen dieser Leidenschaft nachspürte. In einer ausserehelischen Galanterie sah er nur den Keim zum Ehebruch und zur Prostitution. Die Ehe selbst war ihm oft nur eine andere Art von Prostitution, die noch viel schlimmer ist. Wenn die Gattin des Gatten unwürdig ist, so muss er ihr verzeihen, oder falls er das nicht kann, sie tödten. Das war die trostlose Weisheit auf die er immer zurückkam. Trotzdem war Dumas niemals Pessimist, da er eine viel zu aktive moralistische Natur besass. Im Grunde hasste er die Frau und die Liebe nur deshalb, weil sie die Energie und Thätigkeit des Mannes lahmlegen. Anderseits sieht er aber auch das Unglück der Frau und der Kinder und tritt für sie

ein, weniger indem er an unser Mitleid, als vielmehr sehr leidenschaftlich an unsere Gerechtigkeit appellirt. In dieser Beziehung hat er in der That sehr bedeutend auf die französische Gesellschaft eingewirkt, so dass seine Ideen, die vor fünfzig Jahren heftigsten Widerspruch erfuhren, fast schon banal geworden sind.

Aus dieser mehr moralistischen, als poetischen Tendenz heraus wurde Dumas mit Notwendigkeit zu Stoffen aus dem modernen Leben geführt. Da er Thesen aufstellte, die seinen Zuschauern ungewohnt waren, und Lösungen des Knotens bewirkte, die wiederum weit mehr durch die abstrakte Tendenz als durch die Anschauung bestimmt waren, so diente die moderne Hülle, der Realismus des täglichen Lebens dazu, den Zuschauern über alle Lücken und Unwahrscheinlichkeiten hinwegzuhelfen. Seine Exposition ist immer eminent realistisch und auch individuell, während gegen den Schluss der Typus und das Moralgesetz überwiegen. So gelangte er auch in seiner Entwicklung von der scharfen Beobachtung allmälig immer mehr zu einem romantischen Symbolismus und Mysticismus. Dumas' Bedeutung ist weit weniger eine litterarische, als eine kulturhistorische, da er in der Geschichte des moralischen Gedankens immer einen ehrenvollen Platz behaupten wird.

* * *

Ein anderer interessanter Aufsatz in der Revue bleue stammt von Emil Faguet, der in sehr launiger Weise über eine noch ziemlich unbekannte Episode aus dem Leben Voltaires berichtet. Dieser hatte bei seiner Ankunft in Genf mit dem Ratsherrn Francois Tronchin, einem geschmackvollen Sammler und Litteraten, ein Freundschaftsbündnis angeknüpft, das dem armen Tronchin sehr bald zur Last wurde, da er bei dem philiströsen Rat und der benachbarten französischen Regierung vermitteln musste, wenn Monsieur Arouet wieder einmal eine Dummheit gemacht hatte. Voltaire erwirkte sich durch Tronchins Hilfe die Erlaubnis, die Kirche und den Friedhof von Ferney, welche seinem Schlosse zu nah lagen, weiter hinaus verlegen zu dürfen. Bei den Abräumungsarbeiten blieb aber ein altes Krucifix in einer Ecke des Schlosshofes stehen. „Fort mit diesem Galgenvogel“ rief Voltaire, als sein Blick an einem Festtage zufällig auf den Salvator fiel. Dieses Sakrilegium erregte ungeheures Aufsehen, und die Gerichte von Gex und Dijon begannen sich sehr ernsthaft mit der Sache zu befassen. In grösster Unruhe schreibt Voltaire an den getreuen Tronchin, wobei er die beleidigte Unschuld spielen möchte, aber doch das Spotten nicht lassen kann: „Ich will dem Bischof von Annency die Knochen seines Kirchhofs schicken, die er als Reliquien herumschleppen mag oder verschlingen, wenn er kein Heu mehr hat. Merkwürdig, dass ein Mann, dem vor 1761 Jahren im steinigten Arabien etwas ganz besonderes — Ihr wisst schon was — passiert ist, jetzt in Gex so viel Quertreibereien veranlasst. Wie wunderbar verketten sich die Dinge in dieser besten aller Welten!“ Tronchin sprang denn auch sofort in die Bresche, schrieb an einflussreiche Personen und reiste selbst nach Dijon, wo er dem Generalprokurator klar machte, dass es „kluge Politik“ wäre, die Sache zu vertuschen. Voltaire aber schrieb einen frommen Brief an den Papst und bat ihn um Reliquien für seine Kirche. Schliesslich wurde die Angelegenheit auch glücklich vertuscht.

Aus den Memoiren Gounods bringt die Revue de Paris einen kleinen Aufsatz, der sich mit dem Verhältnis des Künstlers zur modernen Gesellschaft befasst. Gounod sieht, in dem grösseren gesellschaftlichen Ansehen des Künstlers keinen Fortschritt und wünscht sich fast die früheren Zeiten zurück, wo diesem Verachtung und Vorurteile von allen Seiten entgegentraten. Wie er meint, erstirbt in dem ungeheuren Andrang der Aussenwelt gar leicht das feinfühlige, keusche Künstlergewissen, das sich nur in stiller Sammlung bewahren lässt. Die Berührung mit der Menge und ihren Bedürfnissen stachelt uns zu einer fiebernden, wahnsinnigen Thätigkeit, welche sich auf den Trümmern eines verlorenen Gleichgewichts krampfhaft überschlägt. Sobald aber der Gott in uns, die innere Stimme, erstorben ist, dann fangen wir an, uns Götzen zu fabrizieren, dann ersetzt der Schein das Sein, die Lebensart das Leben und die Kennerschaft das Können. Auch noch eine andere Gefahr droht heute dem Künstler. Da die widersprechendsten Meinungen, Lobsprüche oder Kritiken ihn rastlos umsummen, so kommt er unmerkbar dahin, an sich selbst zu verzweifeln, seiner Natur und seinen Instinkten untreu zu werden. Launig schildert Gounod, wie der Musiker so viel mehr als jeder andere unter der gesellschaftlichen Plage zu leiden hat. Der Maler und der Bildhauer haben ihre festen Arbeitsstunden, wo die Modelle ihnen sitzen und können im schlimmsten Fall in Gegenwart des Besuchers den Pinsel und Meissel noch immer in der Hand behalten. Aber der Musiker, ja das ist etwas anders. Da er am Tage arbeiten kann, so schleppt man ihn des Abends in den Salon, und da es sich Abends so hübsch am Klavier phantasiert, so macht man sich kein Gewissen, ihm die schönen Tagesstunden hinwegzustehlen.

Und überhaupt, es ist ja so etwas Leichtes um eine musikalische Komposition, sie erfordert gar keine Arbeit, das macht alles die Inspiration. — Nun, ganz so schlimm wird es wohl nicht sein. Gounod selbst giebt zu, dass die erweiterte Menschenkenntnis auch auf die Kunst befruchtend wirken kann.

ZEITSCHRIFTENRUNDSCHAU.

„Cosmopolis" nennt sich eine internationale Revue, welche in deutscher, englischer, französischer Sprache vom Januar ab erscheinen wird. Die Beiträge sind keine Übersetzungen, wie beim Magazine international, sondern Originale der Autoren aus den Ländern jener drei Sprachen. Die deutsche Abteilung redigiert der als feinsinniger Literat bekannte Dr. Heilborn. Unter den Mitarbeitern, die auf dem Prospekt angeführt werden, figurieren nur alte eingeführte Namen. Der bürgerlich gesetzte Charakter, den dadurch die Zeitschrift erhalten wird, mag für den internationalen Betrieb von Vorteil sein. Ob von wirklich modernem Leben in diesen Spalten etwas pulsieren wird, muss man danach zögernd abwarten.

* * *

Eine engere internationale Zeitschrift ist zwischen Spanien, Portugal und Frankreich ins Leben getreten. Der Titel Arte, die Leiter E. D. Castro und Manuel da Silva Gayo, in Frankreich Pilate de Brinn' Gaubast. Ausgangspunkt ist Portugal, der Zweck eine Verbindung der internationalen Literatur mit der jungen portugiesischen Schule, die sich seit 1880 herausbildete und über deren Hauptvertreter Manuel da Silva Gaya im 1. Heft der Arte berichtet. Im Übrigen finden wir eine Reihe französischer und portugiesischer Gedichte in Versen und Prosa, auch in deutscher Sprache Bierbaums „grünes Wunder", nur mit einem Druckfehler. Eine Übersicht über die jüngste norwegische Gruppe giebt Erik Lie. Das internationale Bulletin am Schluss ist noch recht unvollständig. Eine der curiosesten neueren deutschen Zeitschriften, „Edda" (zur Popularisierung nordischer Mythologie) wird einer ernsten Erwähnung gewürdigt.

* * *

„Simplicissimus" ist der gutgewählte Titel einer von Albert Langen für Ostern beabsichtigten Wochenschrift, in der sich deutscher Humor in Text und Bild ein Stelldichein geben soll. Wer die verdienstvollen Bücherumschläge des Langenschen Verlages kennt, wird wissen, welches Feld hier der modernen Zeichenkunst geöffnet wird. Schwieriger wird es mit dem Text werden, bei dem notorischen Mangel deutscher, rein amüsanter Belletristik. In Erwartung der vielen, sich als nötig erweisenden Uebersetzungen, und bei der offenbaren Nachahmung französischer amüsanter Journale darf man auch dem Simplicissimus einen internationalen Charakter zusprechen. Auf der Rückseite soll das Volkslied gepflegt werden. Redakteur ist vorläufig Otto Erich Hartleben. Auf das Plakat ist ein Preis ausgeschrieben. Ich möchte die Konkurrenzarbeiten sehen, denn sie werden das erste Museum moderner deutscher Zeichen- und Lithographiekunst sein.

* * *

Das dritte Heft des Pan ist noch vor dem Redaktionswechsel zusammengestellt. Es ist trotzdem besser redigiert als die ersten beiden. Aber was besser redigiert ist, ist weniger und schwächer und zufälliger. Der Stolz des Heftes, eine achtfarbige Lithographie des Toulouse-Lautrec ist für eine Litfassäule, nicht für ein intimes Buch. Die Reproduktionen nach Uhde und Slevogt sind unübertrefflich, die Obstfeldersche norwegische Novelle ist kein neuer Ton, aber voller Stimmung. Trotz allerlei schöner Sachen wird sich der Pan nur retten können, wenn er das wunderbar kluge, im letzten Heft entwickelte System Lichtwarks (man lese seine Ausführungen) befolgen wird: ihn auf locale Prinzipien zu stellen und die Hefte etwa nach folgendem Turnus wechseln zu lassen, der Dichter und Künstler einer Gegend zusammenfasst: Berlin, München, Nordwest, Südwest, Rheinlande, Mitteldeutschland, dazwischen Monographienhefte über alte Kunst, Ausland und einzelne hervorragende Meister.

* * *

Zwei unserer Mitarbeiter, Felix Holländer und Alfred Ploetz, geben unter dem Titel „Die Welt" eine Montagsrevue in Form einer Zeitung in Berlin heraus. Das erste Heft brachte zwei Fragmente aus einer Scene des vierten Aktes von Florian Geyer. Schönhoff, Kerr, Bleibtreu, Poppenberg, Marschalk sind Mitarbeiter. Die politische Richtung ist freiheitlich sozial, die literarische fortschrittlich.

* * *

Die Meister der Plakatzeichnung geben unter Leitung ihres Obermeisters Chéret eine monatliche Publikation von Entwürfen heraus, in deren erster Nummer

Lautrec mit Divan Joponais, Julius Price mit einem Kunstmodell, Dudley Hardy mit sinem Gailly Zirl vertreten sind.

* * *

Im Journal des Savants stellt sich der zum Minister des Äussern avancierte Chemiker Berthelot in seinem alten Fache vor. Er untersucht die Geschichte der Explosivkörper und findet, dass schon im Jahre 186 v. Chr. eine solche chemische Combination bekannt gewesen ist.

* * *

In der Revue des Deux Mondes veröffentlicht Sizeranne, dessen englische Kunstgeschichte bekannt ist, eine eingehende Studie über Ruskin, den gewaltigen englischen Ästhetiker, dessen Popularität ja seiner Zeit so gross war, dass sich Gesellschaften bildeten, seine Ansichten zu verbreiten, Zeitschriften, um sie zu veröffentlichen, Buchhandlungen, um nur seine Bücher zu verkaufen, die trotz ihres hohen Preises 20—30000 Exemplare erreichten.

* * *

Aus englischen und amerikanischen Zeitschriften erwähnen wir: Stavenhagens Aufsatz über Humperdinck im Century, Mary Francis in Godeys Magazine über die amerikanischen Frauenklubs, die internationale Enquête, welche North American Review (übrigens gleichzeitig mit der Revue des Revues) über die Frauen aller Länder veranstaltet, wobei mehr Causerie als Ernst im Spiele ist, ferner den Bericht in The Young Woman über University Hall, die Gründung der berühmten Engländerin Humphrey Ward, in der sie die religiös-sozialen Ideen ihres Romans Robert Elsmere ins praktische übertrug.

* * *

Die „Antikritik", welche als Monatsschrift von Herrn Friedrich Streissler in Leipzig herausgegeben wird, um zu Unrecht angegriffene Autoren sich selbst verteidigen zu lassen und zu Unrecht verhimmelte Werke vom Postament herunterzunehmen, macht in ihrem nun wirklich ersten Hefte keinen guten Eindruck. Vor lauter Programmen kein System, vor lauter Excerpten keine Beiträge. Die Gründung ist unreif.

* * *

Das „Magazin" hat sich im Verlaufe seiner 6 Jahrzehnte stark verändert. Ursprünglich ein Magazin für Übersetzungen interessanter ausländischer Werke, hat es die den modernen Ansprüchen zupassende Ausnützung dieses Gebietes anderen Organen, wie den „fremden Zungen" überlassen und ist erst ein Magazin für Litteratur überhaupt, dann ein Magazin für alle öffentlichen Interessen geworden. Nachdem es vor Kurzem in den Besitz seines langjahrigen Leiters Neumann-Hofer übergegangen, hat es an Umfang zugenommen und auch, trotz der Wochenausgabe, einen fortlaufenden Roman — zunächst Torresani's weisse Mauern — veröffentlicht. Eine ständige musikalische Rubrik besorgt Max Loewengard. Unter den Beiträgen treten, wie auch früher, die Publikationen von Tolstoi mit besonderer Breite auf, ein Artikel Egidys hat das neugestaltete Organ eingeleitet. Ludwig Büchner und Kurt Lasswitz hatten in den letzten Heften ein Rencontre. In litterarischen Dingen arbeiten Karl Busse, Alfred Kerr, Felix Poppenberg, Ernst Heilborn, u. A. mit. Von besonders interessanten Beiträgen seien Phil. Arnstein über den englischen Romancier Israel Zangwill, Paul Bourget über die Wandlung der Aestheten aus den Präraphaeliten, Sven Lange über den pariser Zeichner Forain hervorgehoben.

* * *

Über den Genius der japanischen Zivilisation teilt die Minerva, eine italienische Zeitschrift, die sich zur Aufgabe gemacht hat, gute Artikel auswärtiger Zeitschriften den italienischen Lesern in gediegenen Übersetzungen vorzuführen, einen Aufsatz von L. Heare mit, der zuerst in der Atlantis Monthly erschienen ist. Dieser stellt zunächst fest, dass die Japaner sich von der europäischen Kultur nur solche Zweige angeeignet hätten, die ihnen früher schon geläufig waren, wie Kriegskunst, Industrie, Physik, Chemie und Medizin. Dagegen wäre es ein vergebliches Bemühen, die Japaner für europäische Litteratur und Kunst interessiren zu wollen, weil das japanische Temperament von dem europäischen grundverschieden ist. Das Eigentümliche der japanischen Zivilisation ist die grosse Beweglichkeit. Wie ein Haus in fünf Tagen fertiggestellt werden kann, wie die Hauptstädte in jeder Generation neu gebaut werden, wie die Kleider des Japaners nur aus einzelnen Zeugstücken bestehen, die nach Belieben zusammengeheftet und wieder weggeworfen werden können, so fehlen auch dem sozialen Leben des Japaners alle die hemmenden Gewichte des Europäers. Dieser, wenn er auf Reisen gehen will, muss eine Unmenge Kleidungsstücke mit sich schleppen, die zum Teil noch aus der Zeit der Standesunterschiede herstammen.

Der Japaner braucht sich aber nur auf den Weg zu machen, wie er geht und steht, da die primitiven Kleider und Sandalen leicht zu ersetzen sind. Wir Europäer aber, die wir uns der Tyrannei des Schneiders und Schusters unterworfen haben, können uns auch von der Tyrannei der gesellschaftlichen Rücksichten noch immer nicht losmachen. Daher kommt es, dass im industriellen Wettkampf die Japaner schon einen ganz bedeutenden Vorsprung gewonnen haben.

- -- - -

VERSCHIEDENES.

SKANDINAVISCHE LITTERATUR.

Unter den neuesten Erscheinungen verdient besondere Beachtung die excentrische Novelle „De fire Djaevle" („Die vier Teufel") von Herman Bang (Cristiania, Alb. Cammermeyer), in welcher der Verfasser eine äusserst spannende Geschichte aus dem Zirkusleben bietet. In der düsteren Gluth des Stils übt das Werk eine machtvolle Wirkung aus. Es bildet einen Band von Alb. Cammermeyer's Romanbibliothek. Ein neues Collectionsunternehmen beginnt bei J. H. Schubothe in Kopenhagen zu erscheinen, eine „Miniatur-Bibliothek", die mit einem Bande von Holger Drachmann eröffnet wird. Der mit kleinen, sehr schönen, künstlerischen Illustrationen von Louis Moe und einer Porträtskizze des Verfassers von Kröyer geschmückte Ritterroman „Kitzwalde" ist eine eigenartige Mischung von Satire und Ernst in romantischer Darstellungsweise. Die Tragik des Lebens, die Rohheit verherrlichter Zeiten im lächelnden Gewande des Humors. Mit einem Erzählungsbande „Sju Martyrer," Erzählungen vom häuslichen Heerd ist die unter dem Namen René schreibende Verfasserin (Frau Branting) hervorgetreten (Stockholm, Albert Bonnier.) Die Arbeiten, in denen bald in ernster bald in humoristischer Form weibliches Martyrium enthüllt wird, sind mit viel Wirklichkeitssinn geschrieben und verrathen eine starke Treffsicherheit originalen Ausdrucks, berühren aber vielfach zu sehr als Skizzen, die richtige Beleuchtungsvertheilung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem fehlt bisweilen. Etwas Aehnliches liesse sich auch von den Stationshistorier Wilhelm Ohlsson's (Kopenhagen. Andr. Schou's Verlag) sagen. Der Verfasser, der als Eisenbahnstationsvorsteher das Leben auf einer kleinen Eisenbahnstation schildern möchte, hat manch' hübsche Episode erfasst und viele Dinge fein beobachtet; aber er besitzt noch nicht genügend die Kunst, seine Erzählungen richtig aufzubauen, er lässt sie zum Schluss fast alle zu sehr abfallen, und hält es oft für nöthig überflüssige Dinge beizufügen. Ein neuer Verfasser tritt in Johan Keller mit einer Sammlung von Erzählungen unter dem Gesammttitel „Liv" („Leben") hervor. (N. M. Kjaers Verlag Kopenhagen.) Der Verfasser will mit dem Titel wohl besagen, dass das, was er darstellt, wahres Leben sei. Und in der That befleissigt er sich einer sehr naturalistischen Darstellungsweise. In der kleinen Skizze „Barmherzigkeit" ist ihm dabei auch eine feine Satire auf die Gesellschaftsgegensätze gelungen; aber die übrigen Erzählungen sind zu pointenlos, zu skizzenhaft. In der umfangreichsten: „Liebe" finden sich Stellen, die starkes Darstellungstalent verrathen, aber die Idee ist nicht scharf genug herausgeformt. Immerhin erwecken diese Novellen von etwas düsterer Weltauffassung die Hoffnung, dass hier eine entwicklungsfähige Begabung vorliegt.

Einen Roman, der an Jules Vernes' und Flammarions Publikationen gemahnt, veröffentlichte Otto M. Möller unter dem Titel „Guld og Aere" (Helsingör Jens Möllers Verlag). Die Darstellung ist etwas ungleich: bisweilen feine Stimmungsempfindung und dann wieder Stellen von fast referirender Trockenheit. Die anfänglichen psychologischen Gegensätze und Entwickelungen treten später gegenüber der phantastischen äusseren Handlung ganz in den Hintergrund. Der Roman ist durch seine spannenden Vorgänge ein gutes Publikumbuch. Eine duftige Erzählung ist die schon in zweiter Auflage vorliegende „Lövfald og Lövspring" von M. Rosing (Jacob Lunds Verlag Kopenhagen), wenn auch bisweilen eine gewisse Süsslichkeit in der Darstellung ein wenig stört. Per Sivle's Roman „Strejke", der vor einigen Jahren erschien, hat Herrn Redakteur Emil Rex angeregt, daraus eine vieraktige Volkskomödie unter dem gleichen Titel zu machen (Kihl & Langkjaers Verlag in Kopenhagen.) Wo man an ein Theaterstück in erster Reihe die Forderung nach äusserer Handlung stellt, wird der Arbeit ein gewisser theatralischer Erfolg sicher sein, der soziale wie auch psychologische Gehalt des Romans ist bei der Dramatisirung aber sehr verflacht worden. Eine Reihe drolliger Kleinstadtnovelletten veröffentlicht Elias Kraemmer unter dem Gesammttitel „Glade Borgere" (bei Aschehrug & Co. in Christiania.) Da der Autor seine Arbeiten nur Skizzen nennt, kann man an die Conception keine grossen Anforderungen stellen; ein harmloser leichter Humor ist den kleinen Arbeiten, die Gustav Laerum mit sehr ansprechen-

den Illustrationen versehen hat und namentlich mit einem hübschen Aquarell auf dem Umschlag, nicht abszuprechen.

Die bei Albert Cammermeyer erscheinende neue von Dr. Peters illustrirte Ausgabe von Lars Dillings Skitser og Fortaellinger ist bis zum 4. Hefte vorgeschritten. Der beliebte Humorist wird sich in diesem neuem Gewande sicher viele neue Freunde erwerben. Eine norwegische illustrirte Anthologie unter dem Titel „Norske Digtere“ herausgegeben von Nordahl Rolfsen begann bei Jacob Dybwad in Christiania zu erscheinen. Das mir vorliegende Heft enthält Arbeiten von Petter Dass, Dorothea Engelbretsdatter und Ludwig Holberg. Endlich, doch nicht am wenigsten sei die illustrirte Ausgabe von Ludwig Holberg's sämmtlichen Komödien aus dem Kunstverlag von Ernst Bojesen in Kopenhagen erwähnt, die nun schon bis zur 21. Lieferung vorgeschritten ist. Die Illustrationen Tegner's, die auf diesem Gebiete in Dänemark gleichsam eine neue Aera herbeigeführt haben, entzücken namentlich durch ihre Stileinheit und die Genialität, mit der hier der Illustrator für die dekorative Ausstattung des ganzen Werkes eintritt. Unser deutsches Illustrationswesen könnte sich vielfach an diesen Arbeiten Tegner's ein Vorbild nehmen.

E. Brausewetter.

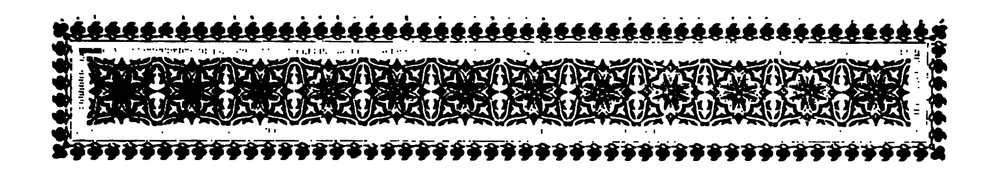
* * *

Der „Florian Geyer“ Hauptmanns hat seine Erstaufführung am Deutschen Theater bestanden. Der allgemeine Eindruck war, dass sich dieses verwirrend reiche Drama vorläufig noch besser liest, als spielt.

* * *

Frau v. Bülow hat mit der Veröffentlichung der Briefe und Schriften Bülows begonnen. Zwei Bände (bei Breitkopf & Härtel) liegen uns vor, die des Interessanten genug bieten. Besonders rühmenswert sind die einleitenden Bemerkungen über den Entwicklungsgang Bülows. Die Briefe selbst sind zum grössten Teil an Eltern und Geschwister gerichtet, unter den anderen befinden sich auch diejenigen an Richard Pohl, die aus unserer Zeitschrift wiederholt sind (vgl. den Jahrgang 1894). Pohl scheint also nicht die Originale zur Verfügung gestellt zu haben. Hierzu möchten wir folgendes bemerken. Die letzte Serie der von uns publizierten Briefe ist von Pohl nicht korrigiert worden. Er hat weder auf Korrektursendungen, noch Depeschen seiner Zeit reagiert und es blieb uns daher, da Pohl im Besite des Manuskripts war, nichts anderes übrig, als selbst aus dem Kopfe zu korrigieren, wobei mehrere unklare Stellen gestrichen werden mussten. Die Briefe Bülow-Pohl kommen durch dies Versehen Pohls in einer Form an die Öffentlichkeit, die für eine Buchausgabe nicht die endgiltige sein sollte.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



STAAT UND FREIHEIT.

VON

Prof. J. PLATTER (Zürich).

I. Die Korruption.

Herbert Spencer, der vielgefeierte, englische Modephilosoph, den man vom Standpunkt der guten Gesellschaft aus in sozialen Fragen hoffentlich als unverfänglich gelten lassen wird, schrieb Ende der 80er Jahre, dass in den letzten zehn Jahren mehr Korruption durch Eisenbahngesellschaften im englischen Parlamente verübt worden sei, als selbst im amerikanischen Kongress und in allen Staatslegislaturen der Vereinigten Staaten zusammengenommen. Es befinden sich, sagte er, im Parlament über 180 Mitglieder, die einfach die Agenten der Eisenbahnen und ähnlicher Korporationen sind. Die meisten derselben sind Advokaten, welche ihre Erwählung dem Einfluss der Bahnen, welchen sie dienen, verdanken.

Der „Economist“ weist in der Nummer vom 26. Juli 1890 nach, dass von 508 Mitgliedern des Hauses der Lords, nach Abzug der königlichen Familie und der geistlichen Lords, Ende 1888 87 Direktoren von Aktiengesellschaften waren; 23 davon figurirten in 122 Verwaltungsräthen.

Der französische Ministerpräsident Floquet sagte einige Tage nach der Wahl Boulanger's, nämlich am 31. Januar 1889, in der Kammer: Es habe sich in der Art des Vorgehens bei Wahlen eine grosse Wandlung vollzogen. Das allgemeine Stimmrecht sei gewissen — man wisse nicht welchen — syndikatähnlichen Handelsverbindungen dienstbar geworden.

Ein Korrespondent der gut-kapitalistischen, höchst ordnungsliebenden, autoritätsfreundlichen und umsturzfeindlichen Neuen Zürcher Zeitung vom 21. August 1893 schrieb: „Eine bedingungslose Aufhebung der Sherman-Bill im Repräsentantenhause ist sicher, im Senate jedoch stehen sich die Parteien ziemlich mit Stimmengleichheit gegenüber. Für die Mitglieder des Oberhauses handelt es sich daher nach den löblichen Präzedenzfällen darum, ihre Stimmen so theuer wie möglich zu verkaufen. Mit den Silberinteressenten und deren Gegnern findet nun ein unwürdiger Handel statt, dessen Ausgang sich gar nicht

vorhersehen lässt. Die Ersteren, denen grössere Mittel zur Verfügung stehen, würden gewiss schon den Sieg davon getragen haben, wenn nicht diejenigen Senatoren, welche für sie stimmen würden, sich dadurch späterhin politisch unmöglich machten und daher natürlich grössere Bestechungen verlangten als sonst. Darin liegt die einzige Chance derjenigen, die das Wohl der Allgemeinheit im Auge haben." Die grossen Kapitalisten, die in den Riesen-Trusts die Hauptrolle spielen, regieren in den Vereinigten Staaten auch die gesetzgebenden Versammlungen und beherrschen durch die schmutzigsten und gewaltthätigsten Mittel das allgemeine Stimmrecht (siehe z. B. Claudio Jannet, Le Capital, 1892, Seite 315 f.).

In einem Artikel über die englischen Parlamentswahlen von 1892 („Neue Zeit" 1891—1892, Nr. 45, Seite 599) findet sich folgende Stelle im Bericht über des Arbeiterführer's Burns Wahl: „Was die Geldfrage anbetrifft, so ermangeln die folgenden uns von Burns selbst mitgetheilten Thatsachen nicht des Interesses für die Leser der ‚Neuen Zeit'. Noch ehe er in das Parlament gewählt wurde, hat sich bei ihm ein ganzer Stoss darauf bezüglicher, hochinteressanter Dokumente angesammelt. Es sind dies Briefe von verschiedenen Gründern von Aktiengesellschaften, die sämmtlich auf das Grossmüthigste darauf bedacht sind, Burns in die Möglichkeit zu versetzen, etwas Geld zu verdienen. Was sie dafür verlangen, ist nicht viel: nur den ganz kleinen Liebesdienst sich seines Namens bedienen zu dürfen!"

„Die Börse", sagt Moltke (Geschichte des deutsch-französischen Krieges, 1891), „hat in unseren Tagen einen Einfluss gewonnen, welcher die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag. Mexiko und Ägypten sind von europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der hohen Finanz zu liquidiren."

Ein vortrefflicher Mensch und Schriftsteller, der religiöse amerikanische Sozialist Laurence Gronlund, sagt in seinem Buche Cooperative Commonwealth Seite 55 f.:

„Die Plutokratie, die ausbeutende Klasse und deren Anhänger, ist in gegenwärtigem Stadium unser Civilisation die wahrhaft regierende Macht in der ganzen civilisirten Welt. Doch während sie in den europäischen Ländern durch die Reste des Feudalismus einigermassen eingeschränkt wird, ist sie in den Vereinigten Staaten absolut, einfach deshalb, weil dies ein neues Land ist. Hier ist ihre Macht unbestritten und ohne Schranken. Es ist für sie das leichteste Ding von der Welt, ihre Herrschaft hier aufrecht zu erhalten. Denn sie hat nichts weiter zu thun, als der Regierung zu befehlen: Lasst uns in Ruhe, lass uns machen, leave us alone! Man kann in der That sagen, dass unsere Staatsregierungen lediglich Ausschüsse der Plutokraten sind, beauftragt, über deren gemeinsame Interessen zu wachen." S. 91 daselbst spricht Gronlund von the solemn declaration of a committee of the legislation of the State of New York, that no bill could pass the Senat without Vanderbilt's consent. Sollte das auch nur ein guter Witz sein, so ist es doch höchst interessant, dass er im Volke als ernsthafte Thatsache umläuft.

Adam Smith, den man so häufig als unbedingten Anwalt der bürgerlichen Interessen hinstellt, und der, ungleich seinen armseligen, in Klassenvorurtheilen und -Begierden versunkenen Epigonen der verschiedensten, auch der sogenannten deutsch-„ethischen" Richtung

der Nationalökonomie, von allen Vorurtheilen sich so fern hielt, als ein Mensch nur kann, den kleinlichen Krämer- und Profitmachergeist gründlich verachtete und brandmarkte und die materiellen Interessen, die er ja in seinem berühmten Werken wesentlich behandelte und analysirte, durchaus nicht allen andern voranstellte*), warnte schon vor 120 Jahren eindringlichst und mit Anführung der konkludentesten Thatsachen davor, den Profitmachern Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten der Völker, politische Macht zu gewähren, und verhöhnt den Krämergeist gründlich. Auf Vorschläge zu neuen Gesetzen oder Regelungen des Verkehrs, welche von dieser Seite kommen, solle man stets nur mit der grössten Vorsicht hören und sie niemals annehmen, bevor man sie nicht nur mit der gewissenhaftesten, sondern auch mit der argwöhnischsten Aufmerksamkeit lange und reiflich geprüft habe. Sie kommen von einer Klasse von Leuten, deren Interesse niemals genau mit dem öffentlichen zusammenfalle, die gewöhnlich ein Interesse haben, das Publikum zu täuschen und selbst zu bedrücken, und die es wirklich bei vielen Gelegenheiten getäuscht und bedrückt haben (I., S. 346 f.)

Hätte Adam Smith unsere heutigen Agrarier gekannt, so würde er seinen Ausspruch auf sie ausgedehnt haben.

B. Franklins Satz: „Der Hochmuth ist ein Bettler, der so laut schreit als die Noth, nur dass er viel unersättlicher ist“ (Sprichwörter des alten Heinrich, oder die Weisheit des guten Richard) scheint wie auf sie gemünzt.

„Ein grosses Reich“, sagt sarkastisch unser berühmter Schotte (III. S. 146 f.), „zu dem einzigen Zweck zu gründen, sich ein Volk von Kunden heranzuziehen, kann auf den ersten Blick ein Unternehmen scheinen, das sich nur für eine Nation von Krämern schickt. Indessen ist es ein für eine Nation von Krämern ganz ungeeignetes Unternehmen, wohl aber für eine Nation geeignet, deren Regierung in den Händen von Krämern ist. Nur solche Staatsmänner können sich einbilden, dass es vortheilhaft sein würde, Blut und Geld ihrer Mitbürger zu verschwenden, um solch ein Reich zu gründen und zu behaupten. Man sage zu einem Krämer: Kaufe mir ein schönes Gut und ich will dafür meine Kleider stets in deinem Laden kaufen, selbst wenn ich sie etwas theurer bezahlen muss, als ich sie in anderen Läden haben kann; — und man wird ihn nicht sehr pressirt finden, auf diesen Vorschlag einzugehen.

*) Ich erinnere nur daran, dass er in seinem Buch über den Reichthum der Völker die Kriegskunst „gewiss die edelste aller Künste“ nennt (Stöpel's Uebersetzung, IV., S. 8), an seinen, gewiss nicht spiessbürgerlichen und krämerhaften Ausspruch (IV., S. 116), dass ein Feigling, ein Mensch, der sich weder zu vertheidigen noch zu rächen vermöge, offenbar eines der wesentlichsten Kennzeichen eines Mannes entbehre u. s. w., an sein ebenda S. 128 aufgestelltes, in noblem Gegensatz zur bekannten Yankee-Weisheit vom Arbeiten und Sparen stehendes Postulat, dass der Staat Allen, die ohne Ärgerniss oder Unanständigkeit das Volk durch Malerei, Poesie, Musik, Tanz, dramatische Aufführungen und Ausstellungen zu belustigen und zu zerstreuen suchen, völlige Freiheit lasse, an seine, heute durch vielfache Erfahrung bewiesene, aber ein Jahrhundert lang von brutaler Profitwuth unverstandene und praktisch negirte Weisheit, dass hoher Arbeitslohn nicht bloss für die Arbeiter, sondern auch für die Unternehmer und die Gesammtheit besser und vortheilhafter sei und keineswegs die Arbeiter zur Faulheit und Schlemmerei führen werde, wie heute noch mancher nationalökonomische „Ethiker“, der vor Allem die Renteninteressen der Besitzenden im Auge hat und vertheidigt, befürchten zu müssen glaubt.

Wenn dir aber ein anderer solch ein Gut kaufte, so würde der Krämer deinem Wohlthäter sehr verbunden sein, wenn dieser dich verpflichtete, alle deine Kleider in seinem Laden zu kaufen." So machte es England mit seinen Kolonien, der Profit einiger englischen Kaufleute war das Princip der englischen Kolonialpolitik. Als z. B. die nordamerikanischen Kolonien dichter bevölkert, wohlhabend und also eine gute Kundschaft wurden, da kamen die Krämer Englands „beim Parlamente darum ein, dass die Ansiedler Amerika's in Zukunft auf ihren Laden beschränkt werden möchten, sowohl beim Kauf ihres Bedarfs an europäischen Waaren, als auch für den Verkauf derjenigen Kolonial-Produkte, die es den englischen Kaufleuten zu kaufen beliebte. Denn alles zu kaufen passte ihnen nicht. Gewisse Produkte hätten bei der Einfuhr nach England in Konkurrenz mit manchen Geschäftszweigen, die sie selber trieben, kommen können. Daher überliessen sie es den Kolonisten gern, die Produkte zu verkaufen, wo sie konnten, je entfernter desto besser, und schlugen deshalb vor, dass ihr Markt auf die Länder vom Kap Finisterre beschränkt werden möchte. Eine Klausel in der berühmten Navigationsakte machte diesen ächten Krämervorschlag zum Gesetz. Die Behauptung dieses Monopols ist bisher der hauptsächlichste oder vielleicht richtiger der einzige Zweck der Herrschaft gewesen, die sich Grossbritannien über seine Kolonien anmasst." Die Kosten, welche das von Krämerideen regierte England für dieses Krämerinteresse aufwendete, waren fast unberechenbar, aber jedenfalls ungeheuer, und der Erfolg? Hohe Handelsprofite, Aufstand und Abfall der Kolonien.

„Unseren Wollfabrikanten ist es mehr als allen anderen Industrien gelungen, die Legislative zu überreden, dass die Wohlfahrt der Nation auf dem Erfolg und der Ausdehnung ihres Gewerbes beruhe. Sie erhielten nicht nur ein Monopol gegen die Konsumenten in einem gänzlichen Verbot der Einfuhr von Wollwaaren des Auslandes, sondern auch noch ein anderes gegen die Schafzüchter in einem ähnlichen Verbot der Ausfuhr von Schafen und Wolle. — Die grausamsten unserer fiskalischen Gesetze sind mild und glimpflich im Vergleich mit manchen von denen, welche das Geschrei unserer Kaufleute und Fabrikanten von der Legislative zum Schutz ihrer albernen und drückenden Monopole erpresst hat. Wie die Gesetze des Drako, können diese sammt und sonders mit Blut geschrieben heissen" (S. 190 f.). Ueberhaupt erscheint im ganzen achten Kapitel des dritten Bandes die miserable, gewaltthätige, barbarische, von heutigen, deutsch-ethischen Nationalökonomen wieder „begriffene" und als fürstliche Weisheit im ganzen „gerechtfertigte" Politik des Merkantilismus als ein Werk der Fabrikanten und Kaufleute. Wie diese Klassen in den Kolonien wirthschafteten, wo sie die Regierung förmlich in Händen hatten, zeigt Smith im vorhergehenden Kapitel. Es ist das unheilvollste, grausamste, widernatürlichste Regime, dass sich denken lässt. „Eine Gesellschaft von Kaufleuten scheint unfähig, sich als Landesherrn zu betrachten, selbst nachdem sie es geworden. Der Handel — ist für sie stets das Hauptgeschäft, und mit seltsamer Verkehrtheit sehen sie die Eigenschaft als Landesherr als ein blosses Anhängsel ihrer Eigenschaft als Kaufmann an. — Als Landesherren haben sie mit dem von ihnen beherrschten Lande das gleiche, als Kaufleute aber ein entgegengesetztes Interesse" (S. 178).

Nun gut! Heute sind alle bürgerlichen oder Besitz-Parteien durch den die ganze Volkswirthschaft beherrschenden und durchdringenden Kapitalismus Krämer-Parteien geworden und die Gefahr der politischen Korruption und des Missbrauchs der Staatsgewalt für Privatinteressen wächst in demselben Masse, als die Gesetzgebung und Verwaltung sich mit Angelegenheiten von privatökonomischem Interesse zu beschäftigen hat und als dies Interesse grösser wird, mithin die Summen wachsen, die man zur Bestechung von Staatsmännern und Politikern verwenden kann.

Mancher, der 10 000 oder 100 000 Franken mit Entrüstung zurückweisen würde, kapitulirt vor einer Million, mit der er die Existenz seiner Familie und Nachkommenschaft auf absehbare Zeit versichern kann. Daher wächst diese Gefahr von Jahr zu Jahr, theils weil der Staat sich immer mehr in wirthschaftliche Fragen einmischt, theils weil die Kapitalien und Unternehmungen immer grösser werden.

Nun wird mancher einwenden, dass ja in diesem oder jenem Lande eine Bestechung von Staatsmännern und Politikern ganz undenkbar sei. Nehmen wir an, sie sei noch nie vorgekommen, sehen wir ferner von der Möglichkeit einer Aenderung in dieser Beziehung ab, so bleibt noch manch anderer Weg der Korruption übrig ausser der Geldbestechung. Giebt es nicht Minister und Parlamentarier, die eine sehr starke Anhänglichkeit an ihre Portefeuilles und Sitze empfinden und sich wohl hüten werden, diejenigen zu Feinden zu machen, welche durch ihre Macht und ihren Einfluss ihnen auf tausend geraden und krummen Wegen gefährlich oder nützlich sein können? Dort, wo der Parlamentarismus zuerst blühte, musste sich diese Abhängigkeit von der sogenannten öffentlichen Meinung, nämlich der Meinung mächtiger sozialer Schichten, auch zuerst dem Beobachter aufdrängen.

Und so macht denn auch über diesen Punkt unser alter, vortrefflicher Adam Smith, dem die innern Zusammenhänge der Erscheinungen des öffentlichen Lebens bei seinen ökonomischen Betrachtungen nicht entgingen, folgende auch heute noch höchst triftige Bemerkung:

„Das Parlamentsmitglied, das jeden Vorschlag zur Kräftigung dieses Monopols (der Fabrikanten) unterstützt, kann sicher darauf rechnen, nicht nur den Ruf eines Mannes zu gewinnen, der sich auf die Geschäfte versteht, sondern sich auch bei einer Klasse von Leuten, die durch Zahl und Reichthum ein grosses Gewicht haben, Einfluss und Popularität zu verschaffen. Widersetzt er sich ihnen dagegen, oder hat er gar Ansehen genug, um ihre Absichten zu durchkreuzen, so kann weder die anerkannteste Rechtschaffenheit, noch der höchste Rang, noch das grösste Verdienst um den Staat ihn vor der schmählichsten Beschimpfung und Verleumdung, vor persönlicher Beleidigung und selbst vor wirklicher Gefahr schützen, wie sie aus der insolenten Beschimpfung wüthender und in ihren Hoffnungen getäuschter Monopolisten entsteht“ (II. S. 251 f.).

Das Mittel, um einen Mann berühmt oder lächerlich, zu einem Helden oder zu einem Schurken zu machen, ist aber heutzutage die Presse, und ihre Organe sind, abgesehen von den meist sozialdemokratischen Arbeiterblättern, im Besitz oder wenigstens im Dienst des Kapitals.

Soll man den Zusammenhang der Börse, der „öffentlichen Meinung“,

wie sie in der Presse erscheint und gemacht wird, und der öffentlichen Gewalten heute noch weitläufig beweisen? Einige eklatante Beispiele, die sich vor den Augen der ganzen Kulturwelt zutrugen, mögen genügen, da sie auf einem Erdreich und in einem sozialen Klima sich abspielten, die der ganzen Kulturwelt gemeinsam sind. Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen, gleichviel, ob man die letzteren überall im Detail nachweisen kann oder nicht.

Im Jahre 1870 sollten in Wien die sogenannten Türkenloose, verlosbare Schuldscheine der türkischen Eisenbahnen, durch die Anglobank emittirt werden. Da diese Papiere von Anfang an für jeden Sachverständigen als schwindelhaft und schlecht gelten mussten, verbot der damalige Finanzminister Dr. Brestel, ein ehrlicher, bescheidener und gescheiter Mann, die Kotirung. Einige Monate später demissionirte Brestel und kurze Zeit darauf war die Kotirung der Loose vollendete Thatsache. Graf Beust, selbst ein eifriger Börsenspieler, der mit grossen Schulden aus Sachsen herübergekommen war und in Wien in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen angesammelt haben soll, dürfte dies bewirkt haben.

Die im Buchhandel erschienenen Memoiren des österreichischen Hofraths Bernard von Meyer, gegen deren Inhalt Graf Beust gerichtlich einzuschreiten wohlweislich unterlassen hat, gestatten die Annahme, dass für die Kotirung an der Wiener Börse von Baron Hirsch eine Million Franken bezahlt wurde.

Die Anglobank schlug die Reklametrommel und zahlte an 73 Wiener Blätter kolossale Beträge zur Irreführung des Publikums und Anpreisung der zweifelhaften Papiere. Ein Blatt bekam 32000 fl., zwei 25000, eins 16000, eins 12000 u. s. w.

Das Publikum, welches sich durch hohe Gewinnstversprechen verlocken liess und überall nur das höchste Lob der Türkenloose singen hörte, kaufte dieselben zu exorbitanten Preisen. Schon nach einigen Ziehungen wurde die Auszahlung der Treffer verweigert. Die Loosbesitzer verloren beinahe ihr ganzes Geld, indess die Anglobank und der Bauunternehmer Baron Hirsch den artigen „Geschäftsverdienst" von 200 Millionen Franken einstrichen („Neue Zeit", Dezember 1884). Professor Wuttke berechnete 1873, dass die Herstellungskosten eines Jahresexemplars der „Neuen Freien Presse" 34 fl. betrugen, das Abonnement für Wien kostete nur 18 fl. Trotzdem haben die Eigenthümer enorme Vermögen gemacht. Und ähnlich liegen die Verhältnisse fast bei allen grossen Blättern.

„Am schwarzen Freitag, den 9. Mai 1873, klärte sich bekanntlich die Situation: auf Seite der grossen Börsenhaifische das sämmtliche mobil gemachte baare Geld, die guten Titres und die sicheren Hypotheken; die kleinen Gründlinge behielten die Loose, die fulminanten, von den ‚bewährtesten' österreichischen Gelehrten mitgefertigten Prospekte und die faulen Aktien, sammt deren von landesfürstlichen Kommissären und Exzellenzen beglaubigten Bilanzen, und vernahmen obendrein den von der Ministerbank zugeschleuderten Hohn des ‚elementaren Ereignisses' und des zynischen ‚Wir haben Alle gesündigt!'" Graf Wimpffen, österreichischer Botschafter in Paris, schrieb Ende 1882 vor seinem Selbstmord an Baron Hirsch folgenden Brief: — Mich haben Sie getäuscht und durch Ihr Geld gefangen wie Davoud, und Mahmud Mehdim

Pascha, wie die Grafen Beust, Zichy, wie Schlegel und andere, und uns zu Vaterlandsverräthern gemacht, um zu den Millionen, welche Sie den Türkenloosbesitzern abgenommen, neue Millionen in der Türkei zu gewinnen. — Bemühen Sie sich immerhin, die Wiener und Pariser Tagesblätter durch neue Opfer für Ihre Interessen wirken zu lassen. — Bis vor Kurzem verliess sich Berlin in der Orientbahnfrage auf uns, weil es nicht wusste, dass die österreichisch-ungarischen Botschaften in Konstantinopel und Paris lediglich die Agenturen des Baron Hirsch sind, und fast wäre es Ihnen geglückt, das famose Transaktionsgeschäft mit Bleichröder zu Stande zu bringen."

„Wenn ich ein Wiener Grosshändler wäre, hätte ich schon längst die österreichisch-ungarische Diplomatie öffentlich angeklagt, weil sie sich seit 12 Jahren von Ihnen und zu Ihren Gunsten beeinflussen lässt, obschon Sie allein es sind, welcher die Verbindung unserer mit den türkischen Bahnen hintertreibt" u. s. w. („Volks-Tribüne" vom 30. März 1889, Auszug aus einem Artikel der Wiener „Monatschrift für christliche Sozialreform").

Nach der Ansicht von Prof. Carl Hilty (Politisches Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft, IV. Jahrgang 1889) muss man, um nicht Pessimist oder Sozialist zu sein, an eine „feste, sittliche Weltordnung" glauben. Diese Weltordnung fasst er in den Satz zusammen: „Die Tugend wird zwar in der Welt nicht immer belohnt, das Laster aber wird immer bestraft. Das liegt in seinem Wesen und ist unausweichbar" (S. 120). Wenn es nur ein bischen öffentlich geschähe! Aber so wie die Sachen stehen, sieht der „Bestrafte" für die meisten äusserst beneidenswerth aus und fast Jeder möchte sich an seine Stelle setzen und ebenso „bestrafen" lassen — mit diversen Millionen! Baron Hirsch dürfte sich leidlich wohlbefinden und ist unter die berühmten „Wohlthäter" gegangen, als neuer Beleg für den weisen Spruch der „Fliegenden Blatter" (No. 2412):

> Weil ein Spital er baute, preist
> Den reichen Filz die ganze Stadt,
> Und denkt nicht, dass die Armen meist
> Er selbst dazu geschaffen hat.

Ein ander Bild! Der Kupferpreis war im Jahre 1887 allmälig bis unter 39 L. pro Tonne heruntergegangen, ein nie dagewesener Preisstand. Da kam der Director einer Pariser Aktiengesellschaft, nämlich der Sociètè industrielle et commerciale des métaux, die mit einem Kapital von 25 Millionen Franken zum Betrieb von Grosshandel in Metallen u. s. w. gegründet worden war und so schwache Geschäfte machte, dass ihre Aktien mitunter 50 und mehr Prozent unter Pari standen, in einer jener berühmten, schlaflosen und für das Wohl der Menschheit so erfolgreichen Unternehmer-Nächte (Roscher) auf den genialen Gedanken, alles Kupfer in der Welt zu monopolisiren und dann ein grandioses Profitchen zu machen. Der edle Menschenfreund — sein Name ist Sécrétan — wendete sich nun an gleichgesinnte Profit-Seelen, an die ersten Pariser Banken, an die Herren Bamberger, Lécuyer, Hentsch, Rothschild, Joubert u. s. w. und fand bei ihnen volles Verständniss. Auch unser edler Hirsch soll 25 Millionen dargeliehen haben. Nun wurde alles vorhandene und alles zu liefernde Kupfer aufgekauft, ebenso die Aktien der Kupferminen und dann trat

die holde Gesellschaft mit absoluter Unverschämtheit vor das Publikum, theilte mit, was geschehen und was nun weiter bevorstehe. Nun begann selbstverständlich an der Börse ein wahnsinniges Treiben, die feinsten Leute schwärmten nur mehr für Kupfer, die Aktien der Kupferminen und der Société des métaux stiegen um 160, um 250, Tharsis 280 Prozent, das Kupfer wurde bis auf 80 L. getrieben, sogar zeitweise auf 105.

Ein Deputirter interpellirte die Regierung, ob sie denn nicht das gegen den Aufkauf nothwendiger Bedarfsartikel gerichtete Gesetz zur Anwendung bringen wolle. Die Antwort war ein Auskneifen; wer wird es auch mit den grossen Börsenmächten verderben wollen!? Die gesammte einflussreiche Presse aber war bestochen und schwieg zu dem magnifiken Gaunerstück oder pries die Kupferleute als wahre Wohlthäter der Menschheit — bis der ganze Schwindel in seiner ökonomischen Unmöglichkeit, nämlich durch das Schwinden der Nachfrage nach Kupfer und durch erhöhtes Angebot (von Seiten vieler Minen, die bei einem Preise von 39 aufgelassen waren, aber zu 70 und 80 sehr gut mitthun konnten), erstickte. Der Direktor des stark betheiligten Comptoir d' Escompte erschoss sich; die französische Regierung, anstatt das Gesindel beim Kragen zu nehmen, vermittelte durch ihre Intervention der genannten Bank einen Kredit von 100 Millionen, und als man endlich, um die hochaufgeregte öffentliche Meinung ein wenig zu beruhigen, einige Sündenböcke vor Gericht stellte, da wurden diese nach einem fast frivol geführten Prozesse, in Anbetracht des kolossalen Unheils, das sie angerichtet, zu lächerlichen Strafen verurtheilt. Sécrétan bekam 6 Monate Gefängniss und 10000 Fr. Busse, Labeyssière 3 Monate und 3000 Fr. Busse, Hentsch 3000 Fr. Busse, die übrigen Angeklagten wurden freigesprochen. Die 3 Hauptangeklagten wurden auch nur wegen Vertheilung fingirter Dividenden verurtheilt. Die Richter wendeten ihre ganze Sophistik auf, um die Angeklagten in der Hauptsache (Aufkauf) unschuldig oder unbestrafbar zu finden.

Ein Pariser Börsenbericht der N. Z. Z., datirt vom 29. Mai 1890, lautete, sehr sinnvoll, folgendermassen:

„Wie es nicht anders sein konnte, machte die Aufwärtsbewegung in dieser Woche neuerlich erhebliche Fortschritte. Den Anstoss zu der gestern plötzlich überströmenden Geschäftsfreudigkeit gab das Gerücht von der Freisprechung der Angeklagten im Prozess der Métaux und des Comptoir d'Escompte, und die gute Stimmung schwächte sich auch dann nicht ab, als bekannt wurde, dass einige der Angeklagten, zur Beruhigung der aufgehetzten (!) Gallerie, nicht ohne Verurtheilung abgefertigt wurden." Was müssen das für Geschäfte sein, bei denen sich infolge der Freisprechung grosser Schurken besondere Freudigkeit einstellt!

Ganz anders als in der Kupferring-Affäre benahm sich die Regierung beim Panamakrach. Da rührte sie — trotz aller Aufforderungen — keinen Finger zu einer Hilfsaktion. Und doch war die Durchstechung des Isthmus von Panama ein für die ganze Welt unendlich nützliches Unternehmen und nicht ein Gaunerstreich wie der Kupferring. Aber — für heutige Staatsmänner verhielt sich die Sache ganz anders als für den gewöhnlichen Menschenverstand. Das Panama-Unternehmen soll zwar im Verlauf von 3 oder 4 Jahren ungefähr

1400 Millionen verschlungen haben. Aber die Aktien befanden sich zur Zeit des Krachs fast ausnahmslos in den Händen kleiner Leute, repräsentirten nur die armseligen Spargroschen von Bauern, Arbeitern, Dienstboten und dergleichen müssigem, nichtsnutzigem Gesindel. Darum war die Krise, wie die honorablen Zeitungen der in ihrem Sinn einzig produktiven Kapitalisten- und Spekulantenwelt sagten, ungefährlich, denn es kam zu keinem Börsenkrach, wie etwa beim „volkswirthschaftlich“ höchst verderblichen Zusammenbruch einer grossen Schwindelbank, z. B. der Union Générale, bei der die wirkliche, die gute Gesellschaft betheiligt ist.

Allerdings waren die kleinen Leute nicht von selbst gekommen, um ihr Bischen Geld in Panamas zu verlieren, man hatte sie angelockt durch die freie Presse eines freien Landes, welche, ganz nach der allgemeinen Geschäftsmaxime unserer Gesellschaft, sich stets an den Meistbietenden verkauft und — wie eine Waare und eine Hure — für Geld immer zu haben ist. „Das Panamafieber“, sagte ein Kapitalistenblatt in einer Parisercorrespondenz vom August 1892, „war vielmehr künstlich geschaffen und gepflegt worden, und ausser Gérandel und anderen ähnlichen Wunderdoktoren hat man selten jemand mit der Presse spielen sehen wie Lesseps (den „grossen“ Franzosen), der die Zeitungen seines Landes mit einem wahren Goldregen überflutete. Die verbreitetsten Blätter, wie Petit Journal, wurden durch für die Compagnie sehr oneröse Verträge gebunden, die weniger ernsten (!) Gegner mit wahren Riesensummen zum Wohlwollen bekehrt.“ Im Verlauf seiner Zeugenaussage vor der Panamakommission erklärte der Untersuchungsrichter Prinet, die Panamagesellschaft habe 83 Millionen Emissions-Kosten gehabt, 21 Millionen habe die Presse erhalten. Rossignol gab auf Grund seiner Rechnungslegung über die Kosten der Publicität zu Protokoll, dass der Figaro 500000 Fr., Le Petit Journal 300000, der Telegraf, der dem Kriegsminister Freycinet gehörte, 240000, der Gaulois 30000 Fr. erhalten habe etc.

Höchst charakteristisch für die in den Kreisen, welche die öffentliche Meinung täglich frisch fabriziren — und wie weit in die gebildete und besitzendeGesellschaft reichen sie heutzutage hinein! — herrschende Moral ist folgende Auslassung des Eclair, die von vielen Blättern nachgedruckt wurde: „Herr Rossignol, einer der Experten, denen die Aufgabe zufiel, die Panama-Rechnungen zu entwirren, hat eine Liste der Beträge mitgetheilt, welche die Gesellschaft den verschiedenen Blättern auszahlte. Was bei diesen Summen auf den ersten Blick überrascht, das ist nicht ihre Höhe, sondern ihre Winzigkeit. Sie scheinen in der That zu beweisen, dass die Ausgaben der Panama-Gesellschaft für die Reklamen den Durchschnittsbetrag nicht übersteigen, ja kaum erreichen, welche die meisten industriellen Handels- und Finanzunternehmungen für Reklamen durch die Presse aussetzen. Die Ausgaben sind ganz in der Ordnung und können nicht dem Betrug und den Bestechungen gleichgestellt werden, nach denen der Ausschuss forscht. Sie haben auch nichts Geheimes, da es kein Blatt giebt, das in den Jahresrechnungen nicht die durch die Publizität erzielten Einnahmen aufführte. Auch das ist nicht zweifelhaft, dass sie rechtmässig sind. Sie haben die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine Operation zu lenken, an der es ein Interesse haben kann, und belohnen eine that-

sächliche Unterstützung, ohne welche die Operation nicht stattfinden könnte. Wer Werthpapiere ausgiebt, bietet eine Waare an und es ist ganz natürlich, dass der Geschäftsmann, der eine Mauer pachtet, um seine Reklamezettel darauf zu kleben, Miethe dafür bezahlt. Ein Blatt verdient nicht mehr Tadel, wenn es eine Seitenecke der Panamagesellschaft, als wenn es sie dem Apotheker Gérandel vermiethet."*)

Abgesehen von allem Uebrigen sieht man hieraus nebenbei, dass die Bestechung der Presse ein regelmässig fortlaufendes Geschäft ist und nicht bloss dann stattfindet, wenn ein Eclat daraus wird, sondern auch dort sehr wohl möglich ist, wo es nie zu einem Eclat kommt. Die Franzosen sind in manchen Dingen sicher die offenherzigste Nation der Welt und leichter als in irgend einem andern Lande kommt dort, schon in Folge der schroffen Stellung der Parteien gegen einander, eine skandalöse Geschichte in die Oeffentlichkeit. Es giebt Länder, wo Heuchelei und Vertuschung eine viel grössere Rolle spielen, die daher deswegen, weil die Skandale selten sind, in moralischer Hinsicht nicht ohne Weiteres höher taxirt werden dürfen.

Etwas komisch ist es jedenfalls, wenn die bürgerlichen Parteien den Arbeitern, besonders den sozialdemokratischen, Mangel an Idealen, Materialismus, eine unmoralische Weltanschauung vorwerfen. Sie schreiben sich offenbar selbst in dieser Beziehung ein Monopol zu, da sie, besonders ihre grossartigsten und mächtigsten Vertreter, nicht, wie die Arbeiter, mit dem Besitz und Genuss ihrer eigenen (?) Produkte zufrieden sind, sondern auch alle fremde Habe in die Tasche stecken wollen. Trotz der geradezu ungeheuerlichen Thatsachen grossbürgerlicher Korruption giebt es heute noch Leute genug, welche die sittliche Verkommenheit nicht oben sondern unten finden wollen und alle ernsthaften sozialen Reformen für unmöglich erklären, so lange die armen Leute in ihrem Elend und Schmutz nicht sittlich und geistig hoch gestiegen seien — wahrscheinlich bis auf das Niveau höchst ehrenwerther bestochener Parlamentsmitglieder und Minister. So sagt z. B. Pederzani-Weber (Guiseppe Mazzini etc., Berlin 1888), „— dass eine grosse soziale Reform heute und solange nicht möglich sein wird, bis nicht eine andere, besser erzogene und idealdenkende Generation unter den arbeitenden Klassen entstanden ist. Das jetzige Geschlecht, das aus dem Giftbecher der sozialistischen Lehren getrunken hat, ist einer sittlichen Erhebung nicht mehr fähig (S. 52)". Wer soll wohl die Erziehung übernehmen? Unsere ehrsame bürgerliche Presse, die besondere Rechnungen über die Bestechungssummen führt, die sie für die Dienste der „Publicität" erhalten hat, oder die Tugendspiegel à la Baron Hirsch, unsere idealdenkenden, staatenbeherrschenden Börsenmagnaten, welche jene Summen bezahlen?

„Notorisch ist", sagt dagegen Rudolf Meyer (Briefe und sozialpolitische Aufsätze von Dr. Rodbertus-Jagetzow, I. Bd. S. 724 f.), „dass die sozialdemokratische Presse wissenschaftlicher, vor allen Dingen aber sittlicher war, als die gesammte liberale Presse Deutschlands, die mehr und mehr zur Schmutzjudenpresse wird."

Doch kehren wir zu unseren Hammeln zurück. Der ehe-

*) Beim Verhör sagte der Präsident des Gerichtshofes, wenigstens nach den Angaben der französischen Presse: „Die Presse verkauft ihre Publizität, das ist ihr Recht. An dem Käufer ist es, nicht allen ihren Forderungen nachzugeben."

malige, zur Zeit des Prozesses verstorbene Minister Barbe hat nach Prinet's Aussage vermuthlich 400000 Fr. erhalten.

Die Libre Parole Drumont's veröffentlichte im Facsimile ein Schreiben Reinachs, datirt vom 31. Juli 1886, mit welchem ein Betheiligungsschein für 1000 Panama-Obligationen an den Abgeordneten Proust abgegangen.

Der Abgeordnete Cantagrel, der 1888 Mitglied der Anleihens-Kommission war, erklärte vor der Panama-Komission, die Panamagesellschaft habe ihm nacheinander 100000, 200000 und 500000 Fr. geboten, damit er für die Vorlage stimme. Der ehemalige Ministerpräsident Rouvier gestand, er habe bekannte Finanzleute angezapft, um der Regierung Mittel zu geheimer Verwendung für die Presse zu verschaffen, der ehemalige Ministerpräsident Floquet, die Vertheilung der Panamabestechungsgelder an die Presse sei unter Aufsicht der Regieruug geschehen.

Ein schamloser Schwindler, wie Cornelius Herz, wurde von der Regierung der Republik in kurzer Zeit bis zum Grosskreuz der Ehren(!)legion befördert.

Der unverschämten Haltung der Presse, die es als ihr gutes Recht erklärte, „sich von Finanzgesellschaften für Reklamen im Texttheil bezahlen zu lassen und den Handelstheil an den Meistbietenden zu anonymer Ausbeutung zu verschachern", entsprach die Haltung mancher Abgeordneten. „Nachdem die Ableugnungsversuche erfolglos geblieben, macht sich eine schamlose Dreistigkeit breit. Man leugnet nicht, von Baron Reinach Geld empfangen zu haben, sondern rühmt sich der That als der allerberechtigtsten Handlung. So Albert Grevy, der Bruder des früheren Präsidenten, selbst ein alter Gouverneur von Algerien, so Adrien Hebrard, der ruhig zugiebt, dass er seit 26 Jahren in öffentlichen Bauten spekulirt hat und sich von Eiffel bei den Panama-Arbeiten 5 Prozent von allen Metalllieferungen zusichern liess, d. h. ungefähr 2$^1/_2$ Prozent von der ganzen sehr beträchtlichen Akkordsumme. Herr Hebrard findet es ganz in der Ordnung, dass ein Senator, der Leiter des grössten und einflussreichsten gouvernementalen Blatts, sich in ein solches Verhältniss zu einem Privatunternehmer begiebt. Die anderen fast alle erklären die eingestrichenen Summen als natürliche Früchte des Börsenspiels. Sie seien von Baron Reinach an einem Garantiesyndicat betheiligt worden und hätten ihren Antheil erhalten. Dass sie je einen Rappen bezahlt hätten, behauptet keiner, wenn man Leon Renault ausnimmt, der vorgiebt, früher an Reinach Geld verloren zu haben. Das politische Chamäleon Dugué de la Fauconnerie erzählt die Geschichte, wie er zu einem Check von 25000 Fr. kam, wie einen auserlesenen Spass" (N. Z. Z.).

Am 10. Januar 1893 begann die Prozessverhandlung vor der ersten Kammer des Pariser Apellhofs gegen die Verwaltungsräthe der Panamagesellschaft Ferdinand und Charles de Lesseps (der erstere nahm keinen Theil daran, er lebte — halb kindisch geworden — auf seinem Schlosse in der Provinz), Fontane, Cottu und den Ingenieur Eiffel. Wer nur die Aussagen Charles de Lesseps liest, der möchte meinen, dass die Genannten und noch gar manche Andere auf eine lange Reihe von Jahren hätten in's Zuchthaus wandern müssen. Man hatte die Ausgaben für den Kanal auf 1200 Millionen angeschlagen. Lesseps wollte eine Aktiengesellschaft mit 400 Millionen gründen, und

als man selbst diese nicht zusammenbrachte, mit 300. Die Ankündigungen der Emission sagten, der Kanal würde von zwei Unternehmern für 512 Millionen fertiggestellt, in der That war gar kein bezüglicher Vertrag abgeschlossen worden. Der einzelne Gründerantheil (es gab deren 900) wurde kurz vor dem Zusammenbruch an der Börse mit 75000 Fr. notirt, die Gründer hatten 5000 Fr. eingezahlt. Die Aktie der Panama-Eisenbahn, welche die Gesellschaft ankaufte, galt in New-York 400 Fr., die Gesellschaft bezahlte das dreifache dafür. Dazu bekam das amerikanische Komitee, das die meisten Aktien besass, noch 12 Millionen als Trinkgeld. So schwanden die ersten 300 Millionen zusammen wie Schnee an der Aprilsonne, und man machte in den Jahren 1882, 83, 84 Anlehen von durchschnittlich 140 Millionen Im Jahre 1886 gedenkt man, ein Losanleihen zu arrangiren, wozu die Bewilligung des Parlamentes nötig ist. Dabei wird der Stand der Kanalarbeiten untersucht, die Ingenieure der Gesellschaft selbst geben an, dass 6—9 Jahre zur Vollendung des Kanals nöthig seien, und schätzen die Kosten auf mehr als eine Milliarde. Im Jahre 1888 ist man genöthigt zu erklären, dass man noch anderthalb Milliarden brauche und nun kam die grosse Emission. Die Kosten derselben deckte ein Syndikat, das 2 Fr. 50 für jede Obligation einzahlte und dafür Prämien zwischen 5 und 20 Fr. zugesichert erhielt. Syndikate, Presse, Bankkommissionen, resümirte der Präsident, haben mehr als 40 Millionen von der Sechshundert-Millionen-Anleihe verschlungen.

„Im Jahre 1886“, sagte Charles Lesseps, „als ich um die Bewilligung der Losanleihe einkam, forderte Baïhaut, der damalige Bautenminister, von mir eine Million, ratenweise zahlbar, bei der Einbringung des Gesetzentwurfs, bei der Kundmachung des Gesetzes, bei der Subskription. Wir haben nur die erste Rate von 375000 Fr. durch einen Unterhändler einzahlen lassen. Die übrigen Zahlungen unterblieben, weil das Anlehen damals nicht zustande kam“. Staatsanwalt: „Diese Zahlung fällt unter das Strafgesetz.“ Lesseps: „Wir waren in der Lage eines Menschen, den man bei Nacht im finsteren Walde das Messer an die Kehle setzt und die Börse abfordert“.

Eiffel, welcher der Mitschuld am Betrug und des Vertrauensmissbrauchs zum Schaden der Gesellschaft angeklagt ist, hat eine Lieferung im Werth von 3100000 Fr. gemacht und 18 Millionen erhalten, worüber er keine Aufklärung zu geben vermag. Der Mann hatte aber noch eine Menge Schelmenstücke verübt, die wir nicht im Detail zu erzählen haben. Sein Konto belief sich nach den Angaben des Bücherexperten Flory im Ganzen auf 73 Millionen.

Lesseps theilte im Verhör u. A. mit, dass Arthur Meyer, der Direktor des monarchistischen Gaulois, der Tag für Tag über die Bestechlichkeit der Republikaner loszog, 100000 Fr. erhalten habe, abgesehen von den Bestechungseinnahmen des Gaulois. Doch genug von den Missethaten.

Verurtheilt wurden die beiden Lesseps zu 5 Jahren Gefängniss und je 3000 Fr. Busse, Fontane und Cottu zu 2 Jahren Gefängniss und 3000 Fr. Busse wegen Betrugs und Vertrauensmissbrauchs, Eiffel zu 2 Jahren Gefängniss und 20000 Fr. Busse wegen Vertrauensmissbrauchs. Mitte Juni 1893 erklärte dann das Kassationsgericht:

Die Eröffnung der Untersuchung und Prozedur gegen Lesseps, Fontane und Eiffel habe der gesetzlichen Grundlage ermangelt. Diese

Akte seien nichtig und könnten daher die Verjährung nicht unterbrechen. Auch sei kein Grund vorhanden, die Angelegenheit an einen anderen Gerichtshof zu verweisen. Die Verurtheilung der genannten drei wegen Betrugs etc. wurde kassirt, Fontane und Eiffel wurden sofort in Freiheit gesetzt, Lesseps hatte noch eine Strafe wegen Bestechung abzusitzen. Cottu war entflohen, den alten Lesseps liess man unbehelligt.

In der dazwischen liegenden Verhandlung vor dem Apellationsgericht (März 1893) machte Charles de Lesseps, dem offenbar die Geduld ausgegangen war, merkwürdige Enthüllungen über sehr angesehene und einflussreiche Leute, Enthüllungen, die wohl dazu beigetragen haben, ihn nicht noch mehr zu verbittern, damit er nicht noch mehr sage. Wir wollen Einiges mittheilen.

Cornelius Herz, wohl der Edelste unter den Edlen, hatte sehr feine Bekanntschaften in der hohen Gelehrtenwelt, unter den Akademikern, in der Presse, unter den Staatsmännern. Als Lesseps einst an seinen hohen Connexionen zu zweifeln schien, fragte Herz: Kennen Sie Herrn Grevy? — Nicht persönlich. — Sind Sie je nach Montsous-Vaudrey eingeladen worden? — Niemals. — Sie werden übermorgen eine Einladung erhalten. — Und so geschah es. Sie reisten zusammen hin und blieben einen Tag im Hause des Präsidenten, wo Herz als Hausfreund empfangen wurde.

Herz war Kommanditär der „Justice“, des Blattes Clemenceau's, der damals in der Blüthe seiner Aussichten stand und nach der Meinung vieler die nächste Anwartschaft auf den Posten eines Ministerpräsidenten hatte.

Der Kriegsminister Freycinet intervenirte persönlich bei Lesseps zu Gunsten der beiden Verbrecher Reinach und Herz.

„Mittlerweile bestürmte uns Herz, der jenseits der Grenze in Deutschland weilte, wir sollten zahlen, sonst gehe sein Freund zu Grunde. In diesen Depeschen, die das Ministerium wohl kannte, und deren Vorlegung ich seit drei Monaten umsonst fordere, weil sie zu meiner Vertheidigung nothwendig sind, steht deutlich, welcher Art die Beziehungen zwischen Herz und Reinach waren. Ich bin überzeugt, dass das Ministerium sich deswegen aufgeregt hat, und dass Freycinet sie so gut kannte als Clemenceau und Floquet. Fünf Tage nach meinem Besuch bei Floquet zahlte ich an Reinach 5 Millionen.“ Dann mischten sich Clemenceau und Floquet ein, um ihn zu weiteren Spenden zu bewegen. Floquet war zu dieser Zeit Ministerpräsident.

Im April 1888 ersucht Floquet Charles Lesseps um 300000 Fr., die einigen von ihm zu bezeichnenden Blättern ausgezahlt werden sollten. Der Ministerpräsident hatte sich zuerst zur Vermittlung des Gesuchs des ehrenwerthen Herrn Arton bedient.

Im Bericht des Herrn Vallée über die parlamentarische Panamauntersuchung (drei dicke Foliobände) sind u. A. die Zeitungen aufgeführt, die von der Panama-Gesellschaft Geld erhielten. „Nicht ein Blatt von den politischen Blättern in Paris und in der Provinz (?) fehlt. Alle Parteien sind vertreten: Opportunisten, Radikale, Monarchisten, Klerikale. Vor Panama giebt es keine Parteiunterschiede, und die Organe der Klöster und Abteien stehen auf der Liste brüderlich neben den zahlreichen finanziellen Bulletins und Korrespondenzen. Diese letzteren leiten zu den Fachblättern über,

und hier ist nicht nur die finanzielle Presse betheiligt, sondern man sieht mit nicht enden wollender Verblüffung, dass auf der Liste auch noch die sonstigen fachlichen Organe figuriren: medizinische, landwirthschaftliche, theatralische, naturwissenschaftliche, religiöse, militärische, diplomatische, juristische — Blätter für Architekten, Bäcker, Mode, Frauen-Emancipation, Touristik, Hygieine u. s. w. im tollsten Durcheinander. Auch auf das Ausland sind einige Tropfen von dem grossen Mannah gefallen. Spanische, russische, italienische, englische, amerikanische und sonstige nicht französische Zeitungen oder publizistische Unternehmungen sind aufgeführt. Einige deutsche Blätter, und zwar einige von den gesinnungstüchtigsten, grüsst man als alte Bekannte in dem Reigen, dazwischen drängt sich die unabsehbare Liste der Banken und finanziellen Institute im In- und Auslande. Dann kommen, nicht minder unabsehbar, die Namen von Privatpersonen — Männer der grossen Welt, Chefredakteure, die eine persönliche Vergütung neben der ihrem Blatt gezahlten bezogen haben, Feuilletonisten und Kritiker von glänzendem Ruf u. s. w. — Wenn Herr Delahaye und die anderen Panama-Ankläger auf eine Diskussion des Berichts im Plenum verzichten sollten — was sehr wahrscheinlich ist — so dürfte der Hauptgrund die Pression sein, welche, wie ich höre, einer der im Bericht besonders schlecht behandelten Publizisten auf diese Deputirten im Sinne der Nicht-Diskussion auszuüben sucht" (aus einer Pariser-Korrespondenz der Frankfurter Zeitung.)

In einem Artikel über den Ausfall der Wahlen in Frankreich vom August 1893 schreibt ein gutgesinntes, deutsch redendes Blatt: „Ein merkwürdiges Schicksal haben die Panama-Leute gehabt. Die unsauberen Ankläger sind samt und sonders vom Volke verworfen worden, das damit einen gesunden Widerwillen gegen niedriges Denunziantenthum an den Tag gelegt hat. — Die Angegriffenen sind zum grössten Theil rehabilibirt worden, wenigstens die am schwersten Kompromittirten und dem Anschein nach am meisten gefährdeten Rouvier, Arène, Reinach. Nur der arme (!) Floquet hat sein Geständniss büssen müssen, dass er die Vertheilung der Panamagelder im Interesse der republikanischen Sache überwacht habe, und Clemenceau erlag dem Fluche, der sich an seine Bekanntschaft mit Cornelius Herz (mit dem noch gar Viele sehr intim bekannt waren — Bemerk. d. Verf.) hängte." Floquet fiel in Paris durch, wahrscheinlich weil ihm die bekanntlich besonders unmoralisch denkenden Sozialisten entgegenstanden; Goblet wurde gewählt! Im „Tagesbericht" vom 14. Februar 1895 schrieb die N. Z. Z., die ja von gar verschiedenen Leuten geschrieben wird und daher nicht immer ganz konsequent sein kann:

„Wenn man schon nicht leugnen kann, dass Betrug, Unterschleif, Veruntreuungen und Erpressungen überall vorkommen, so muss man doch zugestehen, dass die Erscheinungen der Korruption in keinem Lande so häufig vorkommen, wie in Frankreich, wenigstens in neuester Zeit. Keine Woche vergeht, ohne dass nicht ein neuer Skandal entdeckt wird, der auf die herrschende Klasse das allerschlimmste Licht wirft. Es sind eben nicht mehr, wie in anderen Ländern, einzelne Persönlichkeiten und Beamte, die auf Abwege geraten sind, sondern alle diese Beamten, Abgeordneten und anderen hochgestellten Persönlichkeiten, die mit dem Strafgesetz in Berührung geraten, hängen wie

Kletten zusammen und wenn der Untersuchungsrichter einen fasst, so folgen gleich eine ganze Anzahl anderer nach.“

Das Neueste ist die „Südbahn-“ und die Arton-Geschichte. In beiden spielten die Regierungen die bedenklichsten Rollen, indem sie die Verfolgung notorischer Verbrecher absichtlich unterliessen, wenn auch wohl nur, um noch grössere Skandale zu vermeiden, im Interesse Frankreichs. Aber — welch trauriges Mittel und welch trauriges Motiv!

In Italien wird von allen Seiten an Beschönigung, Abschwächung, Vertuschung das Menschenmögliche geleistet. Das zeigte sich bei der Skandalgeschichte mit der Banca Romana, einer Angelegenheit, welche allem Anschein nach die italienischen Politiker in noch wiel stärkerem Masse zu kompromittiren geeignet wäre, als das Panama die französischen. Aber die Spitzbüberei ist auf allen Seiten, besonders auf Seite der Behörden, so gross, dass auch die klarsten Thatsachen nicht zu offizieller Anerkennung gebracht werden können. Genug! Tanlongo und die Mitangeklagten wurden freigesprochen, mit der Begründung, dass sie auf höheren Befehl gehandelt hätten. Wahrscheinlich war es den Geschworenen doch zu misslich, die angeklagten Diebe und Betrüger zu bestrafen, während ihnen die nicht-angeklagten, Minister, Beamte, Abgeordnete unangreifbar waren, weil Massen von Akten auf ganz unerklärte und unerklärliche Weise, selbst aus dem Bureau der Staatsanwaltschaft, verschwunden waren. Wenn diejenigen, welche die ganze Staatsgewalt in Händen haben, zu einer Verbrecherbande gehören, so wird der Prozess gegen diese vermutlich nicht sehr energisch geführt und es ist höchst unwahrscheinlich, dass dabei die Wahrheit zu Tage kommt. Wenn es sich dagegen um arme Teufel handelt, die sich durch den Hunger zu tollen Streichen der Verzweiflung hinreissen liessen, ja dann, Frau Justitia, hast du helle Augen, spähst in die verborgensten Schlupfwinkel des Elends und triffst sie alle, alle mit deinem scharfgeschliffenen Schwerte. In einer Korrespondenz der N. N. Z.*) aus Catania vom 9. April des Jahres der glorreichen Freisprechung der Angeklagten der Banca Romana lesen wir:

Etwa 50 arme Bürger von Marineo sassen auf der Anklagebank, meist in dürftige baumwollene Kleider gehüllt. Zum Theil wurden sie freigesprochen, zum Theil erhielten sie 6—15 Jahre Zuchthaus. Man kann diese Revolutionäre nicht rein waschen — jeder Unbefangene wird aber die Strafen zu hoch gegriffen finden, besonders wenn man an das Sprichwort denkt, dass man die grossen Diebe laufen lässt und die kleinen hängt. — Am Ostertag wurde in Palermo ein neues Parlamentsmitglied gewählt — Bonanno, der viel Geld und Versprechungen aufwendete, was sich heute noch stets gut rentiren soll, obwohl die Deputirten kein gemeines Tag- oder Sitzungsgeld erhalten. Ein Sizilianer giebt keine Gelder aus ohne Aussicht auf Gewinn, und es scheint immer noch ein gutes Geschäft zu sein, in der italienischen Kammer einen Sitz zu haben. — Die Hunderte von Millionen, die an der Banca Romana und anderen Instituten verloren gegangen sind, bleiben für das profane Volk in undurchdringliches Dunkel gehüllt. — Deputirte,

*) Der wir obige Mittheilungen zumeist entnommen haben.

die in die unsaubere Angelegenheit verwickelt und darin kompromittirt sind, ungefähr 200 an der Zahl. sitzen gemütlich im Parlament.

Es giebt neben diesen Ländern noch andere, in welchen es geradezu gefährlich wäre, auch nur den leisesten Zweifel an der vollkommenen sittlichen Integrität nicht blos eines Ministers, sondern sagar eines Nachtwächters öffentlich kundzugeben. Wir müssen daher wohl oder übel annehmen, dass in solchen gottbegnadeten Regionen der Erdoberfläche von einer eigentlichen Korruption politischer Persönlichkeiten gar nicht die Rede sein könne. selbst wenn mitunter der äussere Anschein noch so laut gegen diese Annahme zu sprechen scheint.

Eine mächtige Klique im Staate kann sich ja auch eventuell in der Form eines von ihr oder durch ihren Einfluss geschaffenen Gesetzes, eines Steuer- oder Zollgesetzes z. B., Millionen von öffentlichen Geldern aneignen, ein grosser Staatsmann kann aus öffentlich oder geheim verwalteten Staatsfonds Parlamentarier, Minister, Offiziere, Richter, Zeitungsredaktionen, Angehörige aller Gesellschaftskreise, das Proletariat selbstverständlich ausgenommen. be—glücken, ohne dass ein Panama-Prozess daraus erfolgt. Aber Korruption ist am Ende doch wohl dabei, wenn auch im reinlichsten Gewande eines heuchlerischen Anstandes. „Du lieber Himmel“, ruft Emil Zola (im „Figaro“ vom 27. Dezember 1895), „dergleichen (Bestechungen und Skandale) hat man unter allen Regierungen erlebt. Man muss so dumm sein, wie man es unter der tugendhaften Republik ist, um davon nichts wissen zu wollen und sich darüber aufzuhalten. Früher schrie man solche Dinge nicht über alle Dächer, aber man war davon unterrichtet. Uebrigens kommen mir diese bestochenen Minister, die käuflichen Abgeordneten und Senatoren, wie blöde Jungen, wie ganz winzige Kanaillen vor neben den stattlichen Dieben und den prächtigen Bestochenen der Monarchie und des Kaiserreichs. Die paar Millionen, die Brosamen, die man kleinen Leuten gleich Hunden hinwirft, sind geradezu jämmerlich, wenn man an die grossen Herren denkt, deren Schulden der Monarch kaum zu bezahlen vermochte, an jene vornehmen Mächtigen, die bei allen „Geschäften“ dabei waren*), das Geld aus allen Taschen zusammenlasen“ oder, fügen wir hinzu, die staatliche Wirthschaftspolitik nach dem eigenen Haus- und Kassenbedarf einrichteten.

Stellt man die Frage einfach so: Hat grosser Reichthum Macht und Einfluss oder nicht? — so scheint die Antwort für alle Länder der Welt unzweifelhaft. Wer hat die Majorität in den Parlamenten, der Reichthum und seine Kreaturen oder die Armen und ihre Fürsprecher? wer schaart sich um die Throne? wer wird Baron und Lord? „Der berühmte Mann und grosse Schmuck der Nation, Mr. Merdle (ein grosser Börsenmann und Spekulant), schritt auf seiner glänzenden Bahn voran. Es begann weit und breit anerkannt zu werden, dass ein Mann, der der Gesellschaft den bewundernswerthen Dienst gethan, so viel Geld aus ihre herauszuschlagen, nicht ein Mitglied des Unterhauses bleiben dürfe. Man sprach mit Zuversicht von einer Baronie; häufig war auch von der Pairswürde die Rede“ (Dickens in Klein-Dorrit, II. Buch, 24. Kapitel).

*) Doch nicht etwa bei der Lieferung von Telegraphenstangen?

Freiherr von Stumm musste sich wiederholt und nachdrücklichst, sogar im Reichstag, dagegen verwahren, dass er den Kaiser gegen die Sozialdemokraten „scharf gemacht" zu haben behauptet hätte. Die Sachlage ist schon überall so, dass eine derartige Beeinflussung ganz allgemein für etwas sehr Mögliches angesehen wird. Hätte jemand behauptet, Bebel oder Liebknecht habe den Kaiser zur Verfolgung der Millionäre verleitet, so würde jedermann das Narrenhaus für die passendste Residenz des Betreffenden gehalten haben.

Nach Plato's Ansicht kann der Besitzer ausserordentlichen Reichthums kaum ein wahrhaft sittlicher Mensch sein. „Denn wer einerseits alle unsittlichen und unehrenhaften Wege der Bereicherung strenge meidet und andererseits der dem Besitz obliegenden Verpflichtung zu Opfern für gute und edle Zwecke voll und ganz gerecht wird, bei dem wird es kaum zur Anhäufung übermässiger Schätze kommen. Ueberhaupt besteht zwischen Reichthum und Sittlichkeit von Natur ein solcher Antagonismus, als lägen beide in den Schalen einer Wage und zögen in entgegengesetzten Richtungen" (R. Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus, München 1893, I. Band S. 204 f.). „In einem reichen Staat, wie in einem reichen Haus, sagt Diogenes, kann die Tugend nicht wohnen" (ebd. S. 208).

Diese Alten sind etwas schroff, das ist wahr, wir nehmen es heute nicht mehr so genau und werden durchaus zugeben, dass auch unter den Reichen hie und da ganz erträglich gute Leute zu finden sind, meinetwegen prozentual soviel, wie unter den Uebrigen, was die Privatmoral betrifft. Nur dürfte auch heute, und heute viel mehr als zu Plato's Zeit, ein Unterschied gemacht werden müssen zwischen dem altererbten Reichthum bürgerlicher oder blaublütiger Aristokratie und den Parvenüs, die selbst im Laufe ihres Lebens grosse Vermögen zusammenhäuften. Die letztere Sorte ist sehr bedenklich und tritt heute zahlreicher und besonders lärmender und prätentiöser hervor als je. Wer durch Arbeiterschinderei, Spekulation, Wucher und Schwindel aller Art reich geworden, von dem steht sicher nicht zu erwarten, dass der Einfluss, den er unter allen Umständen ausübt, ein für die Entwicklung der sozialen und politischen Verhältnisse günstiger sein werde. „Glücklicher Weise", sagt der grosse Dichter Gottfried Keller („Das Fähnlein der sieben Aufrechten") giebt es bei uns noch keine ungeheuer reichen Leute, der Wohlstand ist ziemlich vertheilt; lass aber einmal Kerle mit vielen Millionen entstehen, die politische Herrschsucht besitzen, und du wirst sehen, was die für einen Unfug treiben! — Es wird eine Zeit kommen, wo in unserm Lande, wie anderwärts, sich grosse Massen Geldes zusammenhängen, ohne auf tüchtige Weise erarbeitet und erspart worden zu sein; dann wird es sich zeigen, ob der Faden und die Farbe gut sind an unserem Fahnentuch!"

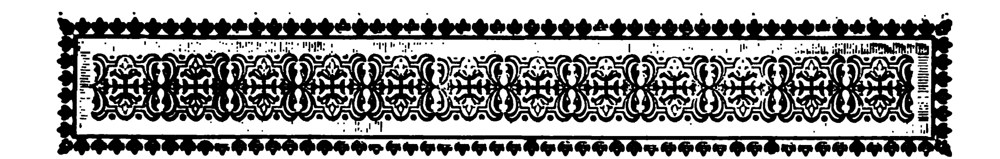
Die Parvenüs schlimmster Sorte dringen aber mit ihrem Blut und ihrer Brut schon massenhaft in die hocharistokratischen Familien aller Länder ein und werden diese Kreise, wenn sie nicht schon korrumpirt sind, sicher verderben. Die Aristokratie vermischt sich mit der Plutokratie, besonders der amerikanischen und jüdischen. „Nicht weniger als zwanzig junge Amerikanerinnen, im Besitz von Dollarmillionen, haben sich bereits den Titel einer Herzogin oder Gräfin in England

erheiratet. Ein Newyorker Telegramm von gestern meldet die Vermählung des Earls von Craven mit einer simplen Miss Martin, die von ihrer Familie ein Hochzeitsgeschenk im Werthe von nahezu einer halben Million Pfund Sterling erhielt! Earl Craven bekam ausserdem von seiner Schwiegermutter das Versprechen, sofern sein Jahreseinkommen einmal unter 15000 Pfund sinken sollte, so würde sie den Ausfall decken" (April 1893). Welche Noblesse — beiderseits! Mitten in der Panama-Prozesszeit konnte man in den Zeitungen lesen, in welcher vornehmen Gesellschaft die jüdische Börsenwelt sich bewegte, wie die höchste Aristokratie ihre Einladungen annahm, wie die Prinzessin Mathilde einen Lunch bei zwei bekannten russischen Juden sich schmecken liess, wie Verwandte des Prinzen Gamelle einem Konzerte bei einer jüdischen Millionärin beiwohnten; „fast täglich hatte man Gelegenheit, sich über das Geschick zu wundern, mit dem ungetaufte Hauswirthe die Liste der Namen ihrer Gäste zusammenstellten, welche sie selbst dem „Figaro", dem „Gaulois", dem „Evénement", dem „Journal" mittheilten, damit sie für theures Geld auf der ersten Seite abgedruckt werde. Namen von Nachkommen der Kreuzfahrer bunt durcheinandergewürfelt mit echt alttestamentlichen!" (N. Z. Z.)

In diesen Beziehungen hat das glorreiche 19. Jahrhundert offenbar bedeutende Fortschritte gemacht.

„In den Augen der Gesellschaft schändet nicht das Verbrechen, sondern der Galgen. Eine glänzende Menge drängt sich in den Salons eines Diebes, der unglücklichen Aktionären Millionen abgezapft, und betriebsame Leute mit Hülfe falscher Gerüchte durch seine Spekulationen zu Grunde gerichtet hat." (Urbain Guérin, L'évolution sociale, Paris 1891, S. 102).

Wenn man nur erwerben will, so erwirbt man immer mehr als Spitzbube, denn als anständiger Mensch, sagt J. J. Rousseau in seinen Considérations sur le gouvern. de Pologne (Genfer Ausgabe 1782, I. Bd.). Das würde ein bedenkliches Licht auf diejenigen werfen, die rasch zu Reichthum gelangen durch ihre Geschäfte. Dass aber Spekulanten hohe Konnexionen für ihre Privatzwecke zu verwenden suchen werden, ist wohl selbstverständlich und es wird ihnen dies um so eher gelingen, je mehr Luxus und Verschwendung in jenen hohen Kreisen herrscht und eine je wichtigere Rolle mithin das Geld dort spielt. Dem Demokraten könnte nun die moralische Verlumpung des Adels wohl gleichgültig sein, wenn dieser nicht im politischen Leben, wenn auch vielleicht nicht immer formell, so doch faktisch, in allerlei Staaten eine höchst einflussreiche Stellung einnähme.



EIN ABSCHIED.

VON

ARTHUR SCHNITZLER.

Eine Stunde wartete er schon. Das Herz klopfte ihm und zuweilen war ihm, als hätte er vergessen zu athmen; dann zog er die Luft in tiefen Zügen ein, aber es wurde ihm nicht wohler. Er hätte eigentlich schon daran gewöhnt sein können, es war ja immer dasselbe; immer musste er warten, eine Stunde, zwei, drei, und wie oft vergebens. Und er konnte es ihr nicht einmal zum Vorwurf machen, denn wenn ihr Mann länger zu Hause blieb, wagte sie sich nicht fort; und erst wenn der weggegangen war, kam sie hergestürzt, ganz verzweifelt, ihm rasch einen Kuss auf die Lippen drücken, und gleich wieder davon, die Treppen hinunterfliegend, und liess ihn wieder allein. Dann, wenn sie fort war, pflegte er sich auf den Divan zu legen, ganz matt von der Aufregung dieser entsetzlichen Wartestunden, die ihn unfähig zu aller Arbeit machten, die ihn langsam ruinirten. Das ging nun schon ein viertel Jahr lang so, seit dem Ende des Frühlings. Jeden Nachmittag von drei Uhr an war er in seinem Zimmer, bei heruntergelassenen Rouleaux und konnte nichts beginnen; hatte nicht die Geduld ein Buch, kaum eine Zeitung zu lesen, war nicht im Stande einen Brief zu schreiben, that nichts als Cigaretten rauchen, eine nach der anderen, dass das Zimmer ganz im blaugrauen Dunste dalag. Die Thür zum Vorzimmer stand immer offen; und er war ganz allein zu Hause, denn sein Diener durfte nicht da sein, wenn sie kommen sollte; und wenn dann plötzlich die Klingel schrillte, fuhr er immer erschreckt zusammen. Aber wenn nur s i e es war, wenn sie es nur endlich wirklich war, da war es ja schon gut! Da war ihm, als löste sich ein Bann, als wäre er wieder ein Mensch geworden und er weinte manchmal vor lauter Glück, dass sie nur endlich einmal da war, und dass er nicht mehr warten musste. Dann zog er sie rasch in sein Zimmer, die Thür wurde geschlossen, und sie waren sehr selig.

Es war verabredet, dass er täglich bis punkt sieben zu Hause zu bleiben hatte; denn nachher d u r f t e sie gar nicht mehr kommen — er hatte ihr ausdrücklich gesagt, dass er um sieben immer weggehen würde, weil ihn das Warten so nervös machte. Und doch blieb er immer länger zu Hause und erst um acht pflegte er auf die Strasse hinunterzugehen. — Dann dachte er schaudernd an die verflossenen Stunden und erinnerte sich mit Wehmuth an den vorigen Sommer, da er seine ganze Zeit für sich gehabt, an schönen Nachmittagen oft auf's Land gefahren, wo er im August schon in's Seebad gereist, wo er gesund und glücklich gewesen, — und er sehnte sich nach Freiheit, nach Reisen, nach der Ferne, nach dem Alleinsein, aber er konnte nicht weg von ihr; denn er betete sie an.

8*

Heute schien ihm der ärgste von allen Tagen. Gestern war sie gar nicht gekommen, und er hatte auch keinerlei Nachricht von ihr erhalten. — Es war bald sieben, aber er wurde heute nicht ruhiger. Er wusste nicht, was er beginnen sollte. Das entsetzliche war, dass er keinen Weg zu ihr hatte. Er konnte nichts anderes thun als vor ihr Haus gehen und ein paar Maal vor den Fenstern auf und ab spazieren; aber er durfte nicht zu ihr, durfte niemand zu ihr schicken, konnte sich bei niemandem nach ihr erkundigen. Denn kein Mensch ahnte nur, dass sie einander kannten. Sie lebten in einer ruhelosen, angstvollen und glühenden Zärtlichkeit hin; und hätten gefürchtet, sich vor anderen jeden Augenblick zu verrathen. Er fand es wohl schön, dass ihr Verhältnis in tiefster Verborgenheit fortdauerte; aber solche Tage, wie der heutige waren umso qualvoller. —

Es war acht Uhr geworden — sie war nicht gekommen. Die letzte Stunde war er ununterbrochen an der Thüre gestanden und hatte durch's Guckfensterchen auf den Gang hinaus geschaut. Eben waren die Gasflammen auf der Stiege angezündet worden. Jetzt ging er in sein Zimmer zurück und, totmüde, warf er sich auf den Divan. Es war ganz dunkel im Zimmer, er schlummerte ein. Nach einer halben Stunde erhob er sich und entschloss sich, fortzugehen. Er hatte Kopfschmerzen, und die Beine thaten ihm weh, als wäre er stundenlang herumgelaufen. —

Er nahm den Weg zu ihrem Hause. Es war ihm wie eine Beruhigung, als er die Rouleaux an allen Fenstern heruntergelassen sah. Durch die des Speisezimmers und die des Schlafzimmers schimmerte ein Lichtschein. — Er spazierte eine halbe Stunde auf dem gegenüberliegenden Trottoir hin und her, immer den Blick auf die Fenster geheftet. Die Strasse war wenig belebt. Erst als sich einige Stubenmädchen und die Hausmeisterin vor dem Thore zeigten, entfernte er sich, um nicht aufzufallen. In dieser Nacht schlief er fest und gut. —

Am nächsten Vormittag blieb er lange im Bette liegen; er hatte einen Zettel in's Vorzimmer gelegt, man dürfe ihn nicht wecken. Um zehn Uhr klingelte er. Der Diener brachte ihm das Frühstück; auf der Untertasse lag die eingelaufene Post; von ihr war kein Brief da. Aber er sagte sich gleich, dass sie nun um so sicherer selber am Nachmittag bei ihm sein werde, und so verbrachte er die Zeit bis drei Uhr ziemlich ruhig. —

Punkt drei, aber auch nicht eine Minute früher, kam er vom Mittagessen nach Hause. Er setzte sich auf einen Sessel im Vorzimmer, um nicht immer hin und herlaufen zu müssen, wenn er ein Geräusch im Stiegenhaus vernahm. Aber er war ganz froh, wenn er nur überhaupt Schritte in der Flur unten hörte; es war doch immer wieder eine neue Hoffnung. Aber jede war vergebens. Es wurde vier — fünf — sechs — sieben — sie kam nicht. Dann lief er in seinem Zimmer hin und her und stöhnte leise, und als ihm schwindlich wurde, warf er sich auf's Bett. Er war völlig verzweifelt; das war nicht mehr zu ertragen — das beste: fort, fort — dieses Glück war doch zu theuer bezahlt! .... Oder er musste wieder eine Änderung treffen — z. B. nur eine Stunde warten — oder zwei — aber so konnte das nicht weiter gehen, da musste alles in ihm zu Grunde gerichtet werden, die Arbeitskraft, die Gesundheit, schliesslich auch die Liebe. Er merkte, dass er an sie überhaupt gar nicht mehr dachte; seine Gedanken wirbelten wie in einem wüsten Traum. Er sprang vom Bett herunter. Er riss das Fenster auf, sah auf die Strasse hinab, in die Dämmerung. . . . . Ah . . . . . da . . . . dort an der Ecke . . . . in jeder Frau glaubte er sie zu erkennen. Er entfernte sich wieder vom Fenster; sie konnte ja nicht mehr kommen; die Zeit war ja vorüber. Und plötzlich kam es ihm unerhört albern vor, dass er nur diese wenigen Stunden zum Warten bestimmt hatte. Vielleicht hätte sie gerade jetzt Gelegenheit gehabt . . . . . vielleicht wäre es ihr heute Vormittags möglich gewesen, zu ihm zu kommen — und schon hatte er auf den Lippen, was er ihr nächstens sagen wollte, und flüsterte es vor sich hin: „Den ganzen Tag werde ich von jetzt an zu Hause sein und Dich erwarten; von früh bis in die Nacht.“ Aber, wie er es ausgesprochen,

begann er selbst zu lachen und dann flüsterte er vor sich hin: Aber ich werde ja toll, toll, toll! — Wieder stürzte er zu ihrem Hause. — Es war alles wie gestern. Lichter schimmerten durch die geschlossenen Rouleaux. Wieder spazierte er eine halbe Stunde auf dem gegenüberliegenden Trottoir hin und her — wieder entfernte er sich, als die Hausmeisterin und einige Dienstmädchen aus dem Thore traten. Es kam ihm heute vor, als sähen ihn die an, und er war überzeugt, dass sie sich über ihn unterhielten und sagten: Das ist derselbe Herr, der gestern um dieselbe Zeit hier auf und ab gegangen ist. Er spazierte in nahen Gassen umher, aber als es von den Thürmen zehn Uhr schlug und die Thore geschlossen wurden, kam er wieder und starrte zu den Fenstern hinauf. Nur durch das letzte, wo das Schlafzimmer lag, schimmerte ein Lichtstrahl. Er sah hin wie gebannt. — Nun stand er hilflos da und konnte nichts thun und nicht fragen. — Ihn schauderte vor den Stunden, die ihm bevorstanden. Eine Nacht, ein Morgen, ein Tag bis drei. . . . . Ja, bis drei — und dann . . . . . wenn sie wieder nicht käme? . . . . Ein leerer Wagen fuhr vorbei, er winkte dem Kutscher und liess sich in den nächtlichen Strassen langsam hin und herführen. . . . . Er erinnerte sich an das letzte Zusammensein mit ihr . . . . nein, nein, sie hatte nicht aufgehört ihn zu lieben — nein, das gewiss nicht! — Oder sollte man bei ihr zu Hause einen Verdacht gefasst haben? . . . . nein, das war ja nicht möglich . . . . . es war bisher auch nicht eine Spur davon aufgetaucht — und sie war ja so vorsichtig. — Es konnte also nur einen Grund geben: sie war leidend und lag zu Bette. Und deswegen konnte sie auch keine Nachricht an ihn gelangen lassen. . . . . Und morgen würde sie aufstehen und vor allem anderen ein paar Zeilen an ihn senden, ihn zu beruhigen. . . . . Ja, wenn sie aber erst in zwei Tagen oder noch später das Bett verlassen konnte . . . . . wenn sie ernstlich krank . . . . um Himmelswillen . . . . . wenn sie schwer krank wäre. . . . . Nein, nein, nein . . . . . warum denn gleich schwer krank! . . . . .

Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der ihm wie ein erlösender erschien. Da sie ganz sicher krank war, konnte er ja morgen zu ihr hinaufschicken und nach ihrem Befinden fragen lassen. Der Bote brauchte ja selbst nicht zu wissen, von wem er den Auftrag hatte — er konnte den Namen schlecht verstanden haben. . . . . Ja, ja, so sollte es geschehen! — Er war ganz glücklich, dass ihm dieser Einfall gekommen war.

So verstrich ihm die Nacht und der nächste Tag, obwohl er keine Nachricht erhielt, ruhiger, und selbst den Nachmittag verbrachte er unter geringerer Aufregung als sonst; — er wusste ja, dass schon am Abend, heute noch, die Ungewissheit zu Ende sein würde. Er sehnte sich nach ihr zärtlicher und heisser als in den letzten Tagen.

Um acht Uhr abends verliess er sein Haus. An einer etwas entfernteren Strassenecke nahm er einen Dienstmann, der ihn nicht kannte. Er winkte ihm mitzugehen. Nicht weit von ihrer Wohnung blieb er mit ihm stehen. Er entliess ihn mit einem eindringlichen und genauen Auftrag.

Er sah beim Schein der Strassenlaterne auf die Uhr und begann hin und her zugehen. Aber gleich fiel ihm ein: wenn der Gatte doch einen Verdacht gefasst hätte, den Dientsmann in's Verhör nähme, sich von ihm hieher führen liesse? Rasch folgte er dem Boten; dann mässigte er den Schritt und blieb in einiger Entfernung hinter ihm. Endlich sah er ihn in dem Hause verschwinden. Albert stand sehr weit, er musste seinen Blick anstrengen, um das Thor nicht aus den Augen zu verlieren . . . . Schon nach drei Minuten sah er den Mann wieder heraustreten. . . . . Er wartete nur ein paar Sekunden, um zu sehen, ob dem Mann irgend wer nachspürte; es kam niemand. Jetzt eilte er ihm nach. — Nun, fragte er, ... was giebt's? — Der gnädige Herr lässt sich schön empfehlen, antwortete der Mann, und der gnädigen Frau geht's noch nicht besser, sie wird erst in paar Tagen aufstehen können.

Mit wem haben Sie gesprochen?

Mit einem Dienstmädel; sie ist in's Zimmer gegangen, und ist gleich wieder heraus, ich glaub', es war g'rad' der Herr Doctor da. . . . .

Was hat sie gesagt? — Er liess sich die Botschaft noch ein paar Mal wiederholen und sah endlich ein, dass er kaum mehr wusste als vorher. Sie musste ernstlich krank sein; man erkundigte sich offenbar von vielen Seiten — dadurch war auch sein Bote nicht aufgefallen .... Aber umsomehr konnte er wagen. — Er bestellte den Mann für morgen auf dieselbe Stunde. —

Erst in ein paar Tagen würde sie aufstehen — und mehr wusste er nicht .... Und ob sie an ihn dachte, ob sie sich nur vorstellen konnte, was er um sie litt — er wusste nichts. —

Ob sie vielleicht errathen, dass er es gewesen, von dem diese letzte Erkundigung gekommen war? .... Der gnädige Herr lässt sich empfehlen; nicht sie, er; ihr durfte man es vielleicht gar nicht sagen ...... Ja, und was fehlte ihr? Die Namen von hundert Krankheiten gingen ihm gleichzeitig durch den Kopf. — Nun, in ein paar Tagen würde sie aufstehen, — es konnte also nichts ernstes sein ..... Aber das sagte man ja immer, auch wie sein eigener Vater auf den Tod krank gelegen war, hatte man das immer den Leuten gesagt .... Er merkte, dass er zu laufen begonnen, da er wieder in eine belebtere Gasse gekommen, wo ihn die vielen Passanten hinderten. Er wusste, dass die Zeit bis zum morgigen Abend ihm wie eine Ewigkeit erscheinen würde .....

Die Stunden gingen hin und er wunderte sich selbst in manchen Momenten, dass er an eine ernste Krankheit der Geliebten gar nicht glauben konnte. Dann erschien es ihm gleich wieder wie eine Sünde, dass er so ruhig war..... Und Nachmittags — wie lange war das schon nicht geschehen! — las er ganze Stunden lang in einem Buche, als gäbe es nichts zu fürchten und nichts zu wünschen. —

Der Dienstmann stand schon an der Ecke, als Albert sich am Abend dort einfand. — Heute bekam der Mann ausser der gestrigen Weisung noch den Auftrag, mit dem Stubenmädchen womöglich ein Gespräch zu beginnen und in Erfahrung zu bringen, was der gnädigen Frau eigentlich fehlte. — Es dauerte länger, als gestern, ehe der Mann sich wieder zeigen wollte und Albert begann unruhig zu werden. Fast eine viertel Stunde verging, bis er den Mann aus dem Hause treten sah; Albert lief ihm entgegen. —

Der gnädigen Frau soll es sehr schlecht gehen .....

Was, schrie Albert.

Der gnädigen Frau soll es sehr schlecht gehen, wiederholte der Mann.

Wen haben Sie gesprochen? Was hat man Ihnen sonst gesagt? .....

Das Stubenmädel hat mir gesagt, dass es sehr gefährlich ist .... Heut' waren schon drei Doctoren da und der gnädige Herr soll ganz desperat sein.

Weiter .... weiter .... was fehlt ihr? haben Sie nicht gefragt? Ich hab' Ihnen ja —

Freilich! ... Ein Kopftyphus soll's sein, und die gnädige Frau weiss gar nichts mehr von sich seit zwei Tagen.

Albert blieb stehen und schaute den Mann wie abwesend an ..... Dann fragte er:

Sonst wissen Sie nichts? —

Der Mann fing seine Geschichte von vorne zu erzählen an, und Albert hörte zu, als brächte ihm jedes Wort etwas neues. Dann bezahlte er ihn und ging geradewegs wieder in die Strasse zurück, vor das Haus der Geliebten. Ja, nun konnte er freilich unbehelligt dastehen; — wer kümmerte sich droben um ihn? Und er starrte hinauf zu dem Schlafzimmer und wollte mit seinem Blicke durch die Glasscheiben und Vorhänge hindurchdringen. Das Krankenzimmer — ja! — es war so selbstverständlich, dass da hinter diesen stillen Fenstern ein schwer Kranker liegen musste! — wie hatte er es nur nicht gleich am ersten Abende gewusst? heute sah er ein, dass es gar nicht anders sein konnte. — Ein Wagen fuhr vor dem Hause vor; Albert stürzte hinüber, er sah einen ihm bekannten Professor aussteigen und im Thor verschwinden. Albert blieb ganz nahe stehen, um das Herunter-

kommen des Arztes abzuwarten, in der unbestimmten Hoffnung, von dessen Zügen etwas ablesen zu können ..... Er stand einige Minuten ganz unbeweglich und dann begann der Erdboden mit ihm langsam auf und nieder zugehen. Da merkte er, dass ihm die Augen zugefallen waren; und wie er sie öffnete, war ihm, als hätte er schon Stunden lang da geträumt und wachte nun erfrischt auf. Dass sie schwer krank war, konnte er glauben, aber gefährlich, nein ..... So jung, so schön, und so geliebt.... Und plötzlich schoss ihm wieder das Wort: „Kopftyphus“ durch den Sinn .... Er wusste nicht recht, was das eigentlich war. Er erinnerte sich, es zuweilen im Verzeichnis der Verstorbenen als Todesursache gelesen zu haben. — Er stellte sich jetzt ihren Namen gedruckt vor, dazu ihr Alter, und dazu „gestorben am 10. August an Kopftyphus“ ..... Das war unmöglich, vollkommen unmöglich ... jetzt, da er sich's vorgestellt hatte, war es schon ganz unmöglich; ..... das wäre zu seltsam, dass er das in ein paar Tagen wirklich gedruckt lesen sollte ..... Er glaubte geradezu das Schicksal überlistet zu haben. — Der Doktor trat aus dem Hausthor. Albert hatte fast an ihn vergessen — nun stockte ihm der Athem. Die Züge des Arztes waren ganz leidenschaftslos und ernst. Er rief dem Kutscher eine Adresse zu, dann stieg er ein, und der Wagen fuhr mit ihm davon. — Warum habe ich ihn denn nicht gefragt, dachte Albert .... dann war er aber wieder froh, dass er es nicht gethan. Am Ende hätte er sehr schlimmes gehört. So konnte er weiter hoffen ..... Er entfernte sich langsam vom Hausthor und nahm sich vor, nicht früher als in einer Stunde wieder da zu sein..... Und plötzlich musste er sich vorstellen, wie sie das erste Mal nach ihrer Genesung zu ihm kommen würde ..... Es war ein so deutliches Bild, dass er ganz erstaunt war. Er wusste sogar, dass an diesem Tage ein feiner, grauer Regen herunterrieseln würde. Und sie hatte einen Mantel um, der ihr schon im Vorzimmer von der Schulter fiel, und stürzte in seine Arme und konnte nur weinen und weinen. Da hast Du mich wieder ..... flüsterte sie endlich.... Plötzlich schrack Albert zusammen ..... Er wusste, dass das nie, niemals sein würde .... jetzt hatte das Schicksal ihn überlistet! .... nie wieder würde sie zu ihm kommen — vor fünf Tagen war sie das letzte Mal bei ihm gewesen und er hatte sie auf immer gehen lassen und er hatte es nicht gewusst .....

Und wieder lief er durch die Strassen, die Gedanken sausten ihm durch den Kopf, er sehnte sich darnach, die Besinnung zu verlieren. Jetzt war er wieder vor ihrem Hause. .... Noch war das Thor geöffnet, und oben brannten die Lichter im Speise- und im Schlafzimmer. ... Albert rannte weg. Er wusste: wäre er noch einen Augenblick stehen geblieben, so hätte er hinaufstürzen müssen, zu ihr — an ihr Bett ..... zu der Geliebten. — Und wie es seine Art war, musste er auch das zu Ende denken. Und da sah er, wie der Gatte, der mit einem Mal alles erfasst, zu der Kranken eilte, die bewegungslos dalag, und sie schüttelte und ihr in's Ohr schrie: Dein Geliebter ist da, Dein Geliebter ist da. — Aber sie war schon todt. ....

.... In schweren Träumen verging ihm die Nacht, in dumpfer Müdigkeit der Tag. Schon um elf schickte er wieder einen Dienstmann aus, der sich erkundigen sollte. Jetzt konnte das ruhig geschehen; wer kümmerte sich um die Leute, die nachfragen kamen! Die Nachricht, die er erhielt, lautete: Unverändert ...... — Den ganzen Nachmittag lag er zu Hause auf seinem Divan und verstand sich selber nicht. Es war ihm alles ganz gleichgiltig; und er dachte: es ist doch schön, so müde zu sein. .... Er schlief sehr viel. Aber als es dunkel wurde, sprang er plötzlich auf, in einer Art von Staunen, als wäre jetzt erst, das erste Mal in dieser ganzen wirren Zeit, Klarheit über ihn gekommen. Und eine ungeheure Sehnsucht nach Gewissheit bemächtigte sich seiner — heute musste er den Arzt selbst sprechen. — Er eilte vor ihr Haus. Die Hausbesorgerin stand davor. Er trat auf sie zu und, indem er sich selbst über seine Ruhe wunderte, fragte er sie harmlos: „Wie geht's denn der Frau ...?“ Die Hausbesorgerin antwortete: Oh, der geht's sehr schlecht; die wird nimmer aufstehn. ....

Ah! erwiderte Albert sehr verbindlich und setzte hinzu: Das ist aber traurig.

Freilich, meinte die andere, das ist sehr traurig — so eine junge, schöne Frau. Damit verschwand sie im Thoreingang. —

Albert sah ihr nach. . . . . Die hat mir wohl nichts angemerkt, dachte er, und im selben Moment fuhr ihm auch schon der Gedanke durch den Kopf, ob er sich nicht in die Wohnung wagen könnte, da er ja ein solcher Künstler in der Verstellung wäre. . . . . Da kam der Wagen des Arztes angefahren. Albert grüsste, als dieser ausstieg, und erhielt einen höflichen Dank. Das war ihm angenehm — nun war er gewissermassen bekannt mit ihm geworden und konnte eher fragen, wenn er wieder herunterkäme . . . . . .

Regungslos blieb er stehen und es that ihm wohl zu denken, dass der Arzt bei ihr wäre. Er blieb lange aus. . . . Jedenfalls musste noch irgend eine Möglichkeit zu retten da sein, sonst hielte er sich nicht so lange da oben auf. Oder sie lag schon in der Agonie. . . . . Oder. . . . . Ah, weg, weg, weg. — Er wollte alle Gedanken verscheuchen, es war ja nutzlos — es war ja alles möglich. — Plötzlich war es ihm, als hörte er den Doktor reden; er verstand die Worte: Das ist die Krise. Und unwillkürlich schaute er zum Fenster auf, das geschlossen war. Er überlegte, ob nicht unter gewissen Umständen, zum Beispiel bei aufgeregten und dadurch geschärften Sinnen, auch durch geschlossene Fenster die Worte eines Menschen zu vernehmen wären. Ja, natürlich, er hatte sie ja gehört, gehört nicht wie in der Einbildung, sondern wie man wirklich gesprochene Worte hört. — . . . . . Aber schon in demselben Augenblick trat der Arzt aus dem Thor. Albert machte einen Schritt auf ihn zu. Der Arzt mochte ihn für einen Verwandten der Familie halten und, ihm die ungesprochene Frage von den Augen lesend, schüttelte er den Kopf. Aber Albert wollte das nicht verstehen. Er begann zu reden: Darf ich fragen, Herr Professor, wie . . . . . Der Arzt stand mit einem Fusse auf dem Wagentritt und schüttelte wieder den Kopf . . . . . . Recht schlimm, sagte er und sah den jungen Mann an . . . . Sie sind der Bruder, nicht wahr? . . . . Jawohl, sagte Albert . . . . . Der Arzt sah ihn mitleidig an. Dann setzte er sich in den Wagen, nickte dem jungen Mann zu und fuhr davon. —

Albert schaute dem Wagen beklommen nach, als verschwände eine letzte Hoffnung mit ihm. Dann ging er. Er sprach leise mit sich selbst, beinahe sinnlose Sätze und die Zähne klapperten ihm dabei. — Also was machen wir heute? . . . . Auf's Land ist's zu spät, auf's Land ist's zu spät? Es ist zu spät, es ist zu spät. . . . Ja, ich bin traurig! Bin ich traurig? Bin ich zu Tode betrübt? — Nein, ich bin ja nicht betrübt! Nein, ich gehe spazieren, ich empfinde ja gar nichts, gar nichts. Ich könnte jetzt in's Theater gehen, ja, oder auf's Land fahren — . . . . Oh nein, das glaub' ich nur . . . . das ist alles Wahnsinn, weil ich so tief ergriffen bin. Ja . . . . ergriffen bin ich, erschüttert! Es ist ein hoher Moment, ich muss ihn festhalten können! Etwas genau verstehen und nichts empfinden . . . . nichts . . . . nichts. — Es fröstelte ihn. . . . Nach Hause, nach Hause. Ich muss irgend was ähnliches einmal erlebt haben . . . . . aber wann, wann? . . . . Vielleicht einmal im Traum. . . . . Oder ist das ein Traum? . . . . . Ja, jetzt geh' ich nach Hause wie alle Abende, als wäre nichts geschehen, als wäre nicht das geringste geschehen. — Aber was rede ich mir denn ein! ich werde ja nicht zu Hause bleiben, ich werde ja mitten in der Nacht wieder davon rennen, vor's Haus der Geliebten, vor's Haus der sterbenden Geliebten. . . . . . Und seine Zähne schlugen aufeinander. —

Plötzlich fand er sich in seinem Zimmer und konnte sich nicht daran erinnern, wie er heraufgekommen war. Er machte Licht und setzte sich auf den Divan. Ich weiss, wie es ist, sagte er zu sich: der Schmerz klopft an, und ich lasse ihn nicht ein. Aber ich weiss, dass er draussen steht, durch's Guckfenster sehe ich ihn. — — Ach wie dumm, wie dumm. . . . . Also meine Geliebte wird sterben . . . . ja, sie wird, sie wird! Oder hoffe ich vielleicht noch und bin darum so ruhig? Nein, ich weiss es ganz bestimmt. Ach, und der Arzt hat mich für den Bruder gehalten! Wenn ich ihm geantwortet hätte:

Nein, ich bin ihr Geliebter, oder: Ich bin ihr Seladon. Ich bin ihr erschütterter Seladon......

Herr im Himmel, schrie er plötzlich laut; sprang auf und lief im Zimmer hin und her..... Ich hab' ihm aufgethan! Der Schmerz ist da!.... Anna, Anna, meine süsse, meine einzige, meine geliebte Anna! .... Und ich kann nicht bei Dir sein! Und ich kann nicht bei Dir sein! Gerade ich nicht, ich, der einzige, der zu Dir gehört. .... Vielleicht ist sie gar nicht bewusstlos! was wissen wir denn überhaupt davon! und sie sehnt sich nach mir, — und ich kann nicht hin — darf nicht hin. Oder vielleicht, im letzten Augenblick, wenn sie von allen irdischen Rücksichten sich löst, wird sie es sagen, wird flüstern: Ruft ihn mir — ich will ihn noch einmal sehen. .... Und was wird er thun? ....

Nach einer Weile stand ihm der ganze Vorgang wieder vor den Augen. Er sah sich die Treppe hinaufeilen, der Mann empfing ihn, führte ihn selbst zum Bette der Sterbenden, die lächelte ihn an mit brechenden Augen, — er beugte sich zu ihr, sie umarmte ihn, und wie er sich erhob, hatte sie den letzten Athemzug gethan — .... Und jetzt trat der Mann hinzu und sagte ihm: Nun gehen Sie wieder, mein Herr, wir werden einander wohl bald mehr zu sagen haben ..... Aber so ist das Leben nicht, nein ..... Das wäre ja das schönste, das allerschönste; sie noch einmal sehen, — fühlen, dass er wirklich von ihr geliebt würde! — Er musste sie ja noch einmal sehen, auf irgend eine Weise ..... ja, er konnte sie doch um Himmelswillen nicht sterben lassen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben. Das wäre zu entsetzlich! er hatte es ja noch gar nicht recht ausgedacht. Ja, aber was thun? — Es war bald Mitternacht! Unter welchem Vorwand könnte ich jetzt hinauf, fragte er sich. Brauch' ich denn jetzt einen Vorwand .... jetzt, wo der Tod ..... Aber selbst wenn sie ..... stirbt — habe ich ein Recht, ihr Geheimnis zu verrathen, ihr Gedächtnis bei ihrem Manne, bei ihrer Familie zu beflecken — —? ..... Aber ..... ich könnte mich ja wahnsinnig stellen. Ach, ... ich kann mich ja ganz gut verstellen ..... oh Gott — was ist das wieder für ein Komödieneinfall! ..... Allerdings, wenn man die Rolle gut durchführte und gleich für's ganze Leben in's Narrenhaus gesperrt würde ..... Oder wenn sie gesund würde und sie selbst mich dann für einen Wahnsinnigen erklärte, den sie nie gekannt, nie gesehen! ..... — Oh — mein Kopf, mein Kopf! — Er warf sich auf's Bett. Jetzt kam er zum Bewusstsein der Nacht und der Stille, die um ihn war. — Nun, sagte er sich, will ich in Ruhe nachdenken. Ich will sie noch einmal sehen ..... ja, jedenfalls ..... das steht fest.

Und weiter wirbelten seine Gedanken: in hundert Verkleidungen sah er sich die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufsteigen: als Assistent des Professors, als Apothekergehilfe, als Lakai, als Beamter einer Bestattungsgesellschaft, als Bettler; zuletzt sah er sich gar als Leichendiener neben der Todten sitzen, die er nicht kennen durfte, und hüllte sie in das weisse Tuch und legte sie in den Sarg .....

Er wachte in der Morgendämmerung auf. Das Fenster war offen gewesen, und obwohl er angekleidet auf dem Bette gelegen, fröstelte ihn, da ein leichter Regen begonnen und der Wind ein paar Tropfen bis in's Zimmer streute. —

Also der Herbst ist da, dachte Albert .... Dann erhob er sich und schaute auf die Uhr. — So hab' ich doch fünf Stunden fest geschlafen. — In dieser Zeit kann ..... viel geschehen sein. — Er schauerte zusammen. — Sonderbar, ich weiss plötzlich ganz genau, was ich zu thun habe. Ich werde jetzt hingehen, bis vor die Wohnungsthür, den Kragen heraufgeschlagen, und .... selbst .... fragen .....

Er schenkte sich ein Glas Cognac ein, das er rasch austrank. Dann ging er zum Fenster. Pfui, wie die Strassen aussehen. Sehr früh ist's noch..... Das sind lauter Menschen, die schon um 7 Uhr zu thun haben. — Ja, heute bin ich auch ein Mensch, der schon um sieben zu thun hat. — — „Recht

schlimm,“ hat der Doctor gestern gesagt ..... Aber daran ist noch niemand gestorben .... Und ich hatte doch gestern ununterbrochen die Empfindung als wenn sie schon .... geh'n wir, geh'n wir ..... Er zog sich den Ueberzieher an, nahm einen Regenschirm und trat in's Vorzimmer. Sein Diener machte ein erstauntes Gesicht. Ich komme bald wieder, sagte er und ging. —

Er machte kleine langsame Schritte; es war ihm eigentlich sehr peinlich, selbst hinaufzugehen. Was sollte er nur sagen?

— Er kam immer näher; schon war er in der Strasse, sah von ferne das Haus. Es schien ihm so fremd. Zu solcher Stunde hatte er es freilich nie gesehen. Wie sonderbar doch diese fahlen Lichter waren, die der Regenmorgen über die Stadt breitete. Ja, an solchen Tagen stirbt man. — Wenn Anna an jenem Tage, da sie das letzte Mal bei ihm war, einfach von ihm Abschied genommen hätte, er hätte sie heute vielleicht schon vergessen gehabt. Ja, ganz gewiss — denn es war ganz unheimlich, wie lang es ihm erschien, dass er sie das letzte Mal gesehen. Was so ein Regenmorgen für falsche Begriffe von der Zeit schafft ...... ach Gott ..... Albert war sehr müde, sehr zerstreut ..... Fast wäre er an dem Hause vorübergegangen.

Das Thor war offen; gerade kam ihm ein Bursch mit Milchkannen in der Hand daraus entgegen. Albert ging sehr ruhig die paar Schritte durch den Thorweg — plötzlich, wie er die ersten Stufen der Treppe betreten wollte, durchzuckte ihn das volle Bewusstsein von allem. was geschehen war, was jetzt geschah, was er erfahren wollte. Es war ihm, als hätte er den Weg bis hieher noch im Halbschlaf zurückgelegt und wachte nun jählings auf. Er fasste mit beiden Händen nach seinem Herzen, bevor er weiter schritt. Das also war die Treppe .... er hatte sie ja nie früher gesehen. Sie lag noch im Halbdunkel; kleine Gasflämmchen brannten an der Wand ..... Hier im ersten Stock war die Wohnung. Was war das? ..... Beide Thürflügel standen offen. — Er konnte das Vorzimmer sehen — aber es war kein Mensch da. Er machte eine kleine Thür auf, die führte in die Küche. Auch da war niemand. Er blieb eine Weile unschlüssig stehen. Jetzt öffnete sich die Thür, die zu den Wohnräumen führte und ein Dienstmädchen kam leise heraus, ohne ihn zu bemerken. Albert trat auf sie zu.

Wie geht's der gnädigen Frau? fragte er.

— Das Mädchen schaute ihn gedankenlos an.

— Vor einer halben Stunde ist sie gestorben, sagte sie. Damit wandte sie sich um und ging in die Küche.

Albert hatte die Empfindung, als wenn die Welt um ihn plötzlich todtenstille würde; er wusste ganz bestimmt, dass in diesem Moment alle Herzen zu schlagen, alle Menschen zu gehen, alle Wagen zu fahren, alle Uhren zu ticken aufhörten. Er spürte, wie die ganze lebende sich bewegende Welt innehielt zu leben und sich zu bewegen. Also das ist der Tod, dachte er..... Ich hab' es gestern doch nicht verstanden ....

Entschuldigen Sie, sagte eine Stimme neben ihm; es war ein schwarzgekleideter Herr, der von der Treppe aus in's Vorzimmer treten wollte und den Albert, der gerade in der Thür stand, daran hinderte. Albert trat einen Schritt weiter hinein und liess den Herrn vorbei. Dieser kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern begab sich rasch in die Wohnung und liess die Thür halb offen. Albert konnte nun in das nächste Zimmer sehen. Es war fast dunkel darin, da die Vorhänge niedergelassen waren; er sah ein paar Gestalten, die um einen Tisch sassen, sich erheben und den eintretenden Herrn begrüssen. Er hörte sie flüstern ..... Dann verschwanden sie in einem Nebenraum. Albert blieb an der Thüre stehen und dachte: Da drin liegt sie .... Es ist noch keine Woche, dass ich sie in meinen Armen hielt ..... Und ich darf nicht hinein. — Er hörte Stimmen auf der Treppe. Zwei Frauen kamen herauf und gingen an ihm vorbei. Die eine, jüngere, hatte verweinte Augen. Albert betrachtete sie. Sie sah der Geliebten ähnlich. Es war gewiss ihre Schwester, von der sie ihm einige Mal gesprochen. Eine ältere Dame kam

den zwei Frauen entgegen, umarmte beide und schluchzte leise. „Vor einer halben Stunde," sagte die alte Dame — „ganz plötzlich" ..... Sie konnte vor Thränen nicht weiter reden; alle drei verschwanden durch das halbdunkle Zimmer in den Nebenraum. Niemand beachtete ihn.

Ich kann ja hier nicht stehen bleiben, dachte Albert. Ich will hinunter und werde nach einer Stunde wieder kommen. — Er entfernte sich und war in ein paar Augenblicken auf der Strasse. Das Getriebe des Morgens hatte begonnen; viele Leute hasteten an ihm vorüber, und die Wagen rollten.

Nach einer Stunde werden mehr Menschen oben sein, und ich kann mich ganz leicht unter sie mischen. Wie doch Gewissheit tröstet ..... Es ist mir wohler als gestern; obzwar sie gestorben ist ...... Vor einer halben Stunde ..... In tausend Jahren wird sie dem Leben nicht ferner sein als jetzt ...... und doch, das Bewusstsein, dass sie vor einer Stunde noch geathmet hat, giebt mir den Eindruck, als wenn sie jetzt noch irgend etwas vom Dasein wissen müsste; irgendwas, das man nicht ahnt, so lang man noch athmet ..... vielleicht ist der unfassbare Augenblick, in dem wir vom Leben zum Tode übergehen, unsere arme Ewigkeit ...... Ja, nun ist es auch aus mit dem Warten am Nachmittag .... Ich werde nicht mehr am Guckfenster stehen — nie mehr, nie mehr ..... — Diese Stunden traten ihm nun wieder in unsäglicher Schönheit vor Augen. Vor wenigen Tagen noch war er so glücklich gewesen — ja, glücklich. Es war eine schwüle, tiefe Seligkeit gewesen. Ach, wenn ihre Schritte über die letzten Stufen eilten .... wenn sie ihm in die Arme gestürzt kam .... und wenn sie in dem dämmerigen Zimmer, das von Blumen und Cigaretten duftete, wortlos und regungslos auf den weissen Polstern lagen ...... Aus, aus .....

Ich werde abreisen, es ist das einzige, was ich thun kann. Werde ich denn mein Zimmer überhaupt noch betreten können! Ich werde ja weinen müssen, ich werde Tage lang, immer, immer werde ich weinen ......

Er kam an einem Kaffeehaus vorbei. Es fiel ihm ein, dass er seit gestern Mittag keinen Bissen genossen; er ging hinein frühstücken. — Als er das Local wieder verliess, war es neun Uhr vorbei. — Nun kann ich wieder hin — ich muss sie ja noch einmal sehen — was thu' ich nur dort? ..... Werde ich sie sehen können? .... Ich muss sie sehen .... ja, ich muss! meine, meine, meine geliebte todte Anna ein letztes Mal sehen. — Aber wird man mich in das Sterbezimmer lassen? ..... Gewiss, es werden mehr Leute dort sein und alle Thüren werden offen stehen .....

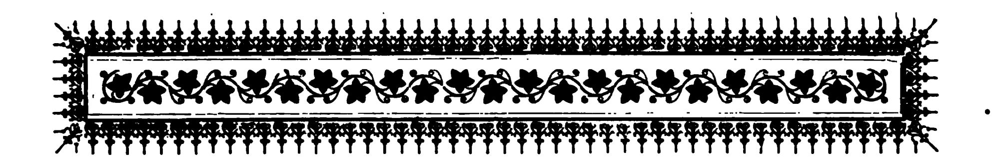
Er eilte hin. — Beim Thor stand die Hausbesorgerin, sie grüsste ihn, als er vorbeiging; auf der Treppe lief er zwei Herren vor, die gleichfalls hinaufgingen. Schon im Vorzimmer standen einige Leute. Die Thür war flügelweit offen; Albert trat ein. Der Vorhang des einen Fensters war zurückgeschlagen und es fiel einiges Licht in den Raum. Da waren etwa zwölf Menschen, die sassen und standen und sehr leise sprachen. Die alte Dame, die er schon früher gesehen, sass ganz zusammengebrochen in der Ecke eines dunkelrothen Sophas. Als Albert an ihr vorüberkam, sah sie ihn an; da blieb er vor ihr stehen und reichte ihr die Hand. — Sie nickte mit dem Kopfe und fing wieder an zu weinen. Albert schaute um sich; die zweite Thür, die zum Nebenzimmer führte, war geschlossen. Er wandte sich an einen Herrn, der am Fenster stand und ganz gedankenlos durch die Spalte des Vorhangs hinausschaute .... Wo liegt sie? fragte er. Der Herr wies mit der Hand nach der rechten Seite. Albert öffnete leise die Thüre. Er war ganz geblendet von dem vollen Licht, das ihm da entgegenströmte. Er befand sich in einem ganz lichten, kleinen Zimmer mit Tapeten weiss in gold und hellblauen Möbeln. Kein Mensch war da. Die Thüre zum nächsten Zimmer war nur angelehnt. Er trat ein. Es war das Schlafgemach. —

Die Fensterläden waren geschlossen; eine Ampel brannte. Auf dem Bette lag die Todte ausgestreckt. Die Decke war bis zu ihren Lippen hingebreitet; zu ihren Häupten auf dem Nachtkästchen brannte eine Kerze, deren Licht grell auf das aschgraue Antlitz fiel. Er hätte sie nicht erkannt, wenn

er nicht gewusst hätte, wer es war. Erst allmählich ging ihm die Aehnlichkeit auf — erst allmählich wurde es Anna, seine Anna, die da lag, und das erste Mal seit dem Beginne dieser entsetzlichen Tage fühlte er Thränen in seine Augen kommen. Ein heisser, brennender Schmerz lag ihm auf der Brust, er hätte aufschreien mögen, vor sie hinsinken, ihre Hände küssen. . . . . Jetzt erst merkte er, dass er nicht allein mit ihr war. Jemand kniete zu Füssen des Bettes, hatte den Kopf in der Decke vergraben und hielt die eine Hand der Todten in seinen beiden Händen fest. In dem Momente, da Albert eben einen Schritt näher zu treten versucht war, hob jener den Kopf von der Decke und schaute dem jungen Manne mit verwirrten, rothen Augen in's Gesicht. Es war der Gatte. Plötzlich fuhr es Albert wieder durch den Kopf: Was werde ich ihm denn sagen? — Aber schon fühlte er von dem Knieenden seine rechte Hand ergriffen und gedrückt und hörte ihn mit thränenerstickter Stimme flüstern: Dank, Dank. — Und dann wandte sich der Weinende wieder weg, liess den Kopf niedersinken und schluchzte leise in die Decke. Albert blieb noch eine Weile stehen und betrachtete das Gesicht der Todten mit einer Art von kalter Aufmerksamkeit. Die Thränen waren ihm wieder ganz ausgeblieben. Sein Schmerz wurde plötzlich ganz dürr und wesenlos. Er wusste, dass ihm diese Begegnung später einmal schauerlich und komisch zugleich vorkommen würde. Er wäre sich sehr lächerlich erschienen, hätte er mit diesem da zusammen geschluchzt.

Er wandte sich zum gehen. An der Thür blieb er noch einmal stehen und schaute zurück. Das Flimmern der Kerze machte, dass er ein Lächeln um Annas Lippen zu sehen glaubte. Er nickte ihr zu, als nähme er Abschied von ihr und sie könnte es sehen. Jetzt wollte er gehen, aber nun war es ihm, als hielte sie ihn mit diesem Lächeln fest. Und es wurde mit einem Mal ein verächtliches, fremdes Lächeln, das zu ihm zu reden schien, und er konnte es verstehen. Und das Lächeln sagte: Ich habe Dich geliebt und nun stehst Du da wie ein Fremder und verleugnest mich. Sag' ihm doch, dass ich die Deine war, dass es Dein Recht ist, vor diesem Bette niederzuknieen und meine Hände zu küssen. — Sag' es ihm! Warum sagst Du's ihm denn nicht?

Aber er wagte es nicht. Er hielt die Hand vor die Augen, um ihr Lächeln nicht mehr zu sehen. . . . . Auf den Fussspitzen drehte er sich um, verliess das Zimmer und schloss die Thüre hinter sich. Er ging schaudernd durch den lichten Salon, drückte sich dann in dem halbdunklen Zimmer an allen den Leuten vorbei, die miteinander flüsterten und unter denen er nicht bleiben durfte; dann eilte er durch's Vorzimmer und über die Treppe hinab, und wie er zum Thor hinaus war, schlich er sich an der Mauer des Hauses weiter, und sein Schritt wurde immer schneller und es trieb ihn aus der Nähe des Hauses, und er eilte tief beschämt durch die Strassen; denn ihm war, als dürfe er nicht trauern wie die anderen, als hätte ihn seine todte Geliebte davon gejagt, weil er sie verleugnet. —



DIE HUMANITÄT IM KAMPF MIT DEM FORTSCHRITT.

APHORISMEN ZU DEM BUCHE EINES ARZTES.*)

VON

WILHELM BÖLSCHE.

Die Aerzte als litterarische Mitberater in grossen Fragen der Zeit haben in letzter Zeit nicht grade an Credit gewonnen. Es ist das wesentlich die Schuld der Lombroso'schen Schule, die wertvolle Grundgedanken in einer unverantwortlichen Weise kritiklos verallgemeinert hat. Machwerke wie Nordau's „Entartung“ haben da, wo sie nach ihres Autors Meinung schaden sollten, wohl kaum irgend etwas erreicht; aber sie haben Misstrauen in besonnenen Kreisen erweckt der ganzen Methode gegenüber. Schlimm genug, dass es so ist! Wenn irgend einer, so sollte der Arzt heute eine Stimme haben in allen wichtigeren Kulturfragen. Natürlich aber nur der besonnene Arzt, — der Arzt, der „denkt“, nicht der Quaksalber, der „verschreibt“, um seine Autorität zu wahren.

Das Buch, dem diese Zeilen gelten, ist in jedem Zuge das Werk eines solchen denkenden Arztes. Man braucht ihm nicht in jedem Urteil, jedem Abschluss zu folgen, und wird doch bei der Lektüre das Gefühl haben, in einer reinen und freien Höhenluft zu wandeln, jenseits von vielen Vorurteilen, an denen der kleinere Geist noch hängt, und eben deshalb angesichts einer neuen, dem Tiefenwandrer verborgenen Kette von Problemen merkwürdigster Art. Man wird dem Buche nachsagen, dass es einseitig sei, und das ist es auch in mehrfachem Sinne. Es verleugnet eben die Persönlichkeit nicht, die Persönlichkeit des Arztes. Es will nicht bloss philosophieren, sondern auch helfen. Dieses praktisches Bedürfniss drängt von selbst auf scharfe Punkte, — auf die Gefahr hin, dass die Uebersicht leidet und Lücken dazwischen entstehen. Aber diese Schwäche wird, wie ich finde, wenigstens zum Teil und an den Hauptstellen paralysiert durch die Vorsicht des Verfassers, der durchweg nicht nach Paradoxen jagt, sondern fast stets ein ausgesprochenes Streben nach Toleranz und Verständigung zeigt. Ich kenne den Verfasser persönlich nicht näher. Ich habe aber das Gefühl, dass er sich durch manche paradoxeren und absprechenderen Standpunkte bereits vorher selbst durchgerungen hat, bekehrt durch die grössere Weite des Blickes, die das Leben allmählich dem gewissenhaften Beobachter giebt und die letzten Endes immer ein guter Tausch ist

---

*) Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygieue und ihr Verhältniss zu den humanen Idealen, besonders zum Sozialismus von Dr. Alfred Ploetz. Zugleich Teil 1 von Grundlinien einer Rassenhygiene. (Berlin, bei S. Fischer).

gegen den Reiz extremer, aber unreifer Ansichten. Dem Buche kommt das jedenfalls zu Gute!

Für die Wertschätzung des sachlich Neuen, das die Arbeit geben will, hängt viel davon ab, ob man ein gewisses Grundproblem, von dem das Ganze ausgeht, als solches zugiebt. Ich will versuchen, dem Leser ein Bild davon zu machen, nicht grade mit des Autors Worten, aber doch wohl ungefähr analog seinem Sinne.

Das achtzehnte und in verstärktem Masse das neunzehnte Jahrhundert sind in vielem für die Menschheit Jahrhunderte der Zerstörung gewesen. Es ist ein grosser Trümmerberg lieb gewordener Ideale, auf den wir zurückblicken. Zerfallen ist eine gewisse Form des Göttlichen, die der Mensch — allerdings nach sehr kleinlich menschlichem Massstabe — in das All hineingelegt hatte, zerfallen ein historischer Gottesnimbus, den der Mensch um sich selbst und seine Herkunft gewoben. Aber wo viel genommen wurde, ist doch auch viel gegeben worden. In einer Weise, für die früher nicht einmal eine vage Ahnung bestand, haben diese gleichen Jahrhunderte die Idee fortschreitender Entwicklung auf den Schild erhoben. Wir sahen den Menschen heraufsteigen aus dem Tierreich; seine Höhe von heute erschien als eine ungeheure Vervollkommnung gegenüber den Formen uralter Vergangenheit. Und an die Stelle dunkler Verheissungen trat jetzt zum ersten Male handgreiflich das Bild einer Verlängerung dieser Entwicklungslinie auch in die Zukunft hinein. Das Bild einer noch immer emporschreitenden, zu neuen Vervollkommnungen unaufhaltsam vordringenden Menschheit. Die Ideen dieser Art haben schon in nachhaltigster Weise das achtzehnte Jahrhundert bewegt. Im neunzehnten sollte es dann zu schärferer, wissenschaftlicher Formulierung kommen. Es ist die Bewegung, die, wie wir alle wissen, an den Namen Darwin's anknüpft.

Bei den Versuchen dieser schärferen Formulierung geschah es nun auch, dass man den Gesetzen jener Entwickelung etwas enger auf den Leib zu rücken suchte. Man geriet auf jenen Gedankengang, den wir heute gewohnt sind im engeren Sinne als darwinistische Entwicklungslehre zu bezeichnen. Danach erscheinen als unersetzliche Faktoren in jeglicher organischen Fortentwickelung gewisse, höchst gewaltsame Momente, die mit einem groben Worte als „Auswahl der Passendsten durch den Kampf um's Dasein“ bezeichnet werden. Der wilde und furchtbare Konkurrenzkampf der Natur, der Kampf um die Nahrung und um die Möglichkeit der Fortpflanzung, lässt aus jeder Generation immer nur eine Elite der Widerstandsfähigsten wirklich durchkommen, zur ausreichenden Ernährung und zur Fortpflanzung kommen. Die Nachkommen dieser Elite, obwohl in Folge der Vererbung an sich auch schon eine Elite, werden wieder durchgesiebt und so fort. So wird in raffiniertester Weise die Reinheit, die Gesundheit der Rasse gewahrt. Aber nicht das allein. Es werden auch positiv immer besser angepasste Formen über das Maximum von Leistungsfähigkeit des Vorhandenen weit hinaus gezüchtet, indem gewisse, günstige Varianten, die auf Grund anderer mechanischer Zusammenhänge gelegentlich auftauchen, systematisch emporgetrieben und verallgemeinert werden u. s. f. Die Grundzüge dieser Lehre sind ja heute so allgemein verbreitet, dass ich sie nicht zu wiederholen brauche. Der Kern bleibt, dass die Entwickelung mit ihren herrlichen Erfolgen, ja schon das einfache Verharren im gesunden, lebensfähigen Zustande, verdankt werden der Regulierungsarbeit des schonungslosen, erbarmungslosen Kampfes, dem Siege und Glücke einer Elite der Besten auf Kosten des jämmerlichen Untergangs und Glücksbankerottes eine Unzahl weniger Beanlagter, die bloss erzeugt erscheinen, um mit rohester Hand und unter tausend Peinigungen wieder in's Nichts hinabgestossen zu werden. Man mag sich über die Einzelheiten dieser Entwickelungsanschauung streiten: sicher ist, dass sie von allen je aufgestellten die einzige wissenschaftlich fassbare ist und dass sie eine innere Logik enthält, an der in den drei Jahrzehnten seit ihrer scharfen Formulierung durch Darwin noch Niemand hat rütteln können.

In den gleichen beiden Jahrhunderten, in denen diese Gedanken über den Fortschritt in der organischen Welt langsam gährten und ausreiften, ist die Menschheit aber auch ausserordentlich vorgedrungen und zur Klarheit gelangt auf einem ganz anderen Gebiete. In unzweideutiger Weise seit zwei Jahrtausenden, in Wahrheit aber wohl noch sehr viel länger, vollzieht sich in der Kulturmenschheit ein Prozess, als dessen Schlagwort wohl am einfachsten das Wörtchen „Mitleid" gelten darf. In seinen ersten bewussten Momenten, da dieser Prozess in's Denken der Menschheit als ungeheuer wirksamer, nie wieder wegzubannender Faktor eintritt, vor allem in der Gestalt Christi, ist diese Mitleidsbewegung noch eng verwickelt in metaphysische Anschauungen, genau so, wie früher die Ansicht der Menschen über ihren eigenen geschichtlichen Ursprung in solche verstrickt war. Im Laufe jahrtausendlanger Gedankenkämpfe klären sich dann die Begriffe. Das vorige Jahrhundert steht bereits ganz inmitten des Umwandlungsprozesses, der die mehr oder minder metaphysisch verbrämte Mitleidslehre mit ihrer Gottesliebe und ihrem Gotteslohn einfach überführt in eine rein irdische, menschliche Humanitätslehre. Ich brauche auch hier wohl nicht auszuführen, welchen Umfang die Bewegung seitdem gewonnen hat. Die ganze Kulturarbeit des neunzehnten Jahrhunderts drängt nach hier hinüber. Und jetzt, um das Ende des Jahrhunderts, sind die Dinge zu dem Höhepunkt gediehen, dass die Humanitäts-, die Mitleidsbewegung als idealer Kern in allen wirklich zeitgemässen sozialen Bewegungen anfängt, die Linien einer ganz neuen, menschenfreundlicheren Ordnung unserer Gesellschaft aufzuzeichnen, — vage noch, aber doch ganz entschieden schon im Umriss erkennbar. Vor allem mit der Wendung nach der sozialen Seite hinüber hat die Humanitätsbewegung dabei ihre Front allmählich in einer ganz merkwürdigen Weise ausgedehnt. Sie ging als Mitleidsbewegung ursprünglich eigentlich aus von den Opfern im Kampfe ums Dasein, um deren Trost sie sich bemühte, — ein Trost für Sterbende. Je tiefer sie sich dann in das Denken und Fühlen der Menschheit eingegraben hat, desto mehr ist sie zu dem Versuch übergegangen, den Kampf um's Dasein mit seinem grausigen Ausjäteprinzip, seinen Hekatomben unschuldiger Opfer selbst einzuengen. Der Versuch ist überall geglückt, wo die Ideen die Aktionsfähigkeit erhielten. Denken wir uns auch nur unsere heutigen, den Besten bereits eigenen Humanitätsideen in der Zukunft zu absoluten Beherrschern des menschlichen Handelns, zur absoluten Richtschnur aller sozialen Einrichtungen erhoben, so kann kaum noch ein Zweifel sein, dass gleichzeitig auf dem Gesammtgebiete der Kulturmenschheit die ursprüngliche grausame Form des Kampfes um's Dasein mit ihren zahllosen Opfern gradezu aufgehoben sein muss. Mindestens sind wir jetzt schon allenthalben auf dem besten Wege, ihn in absehbarer Zeit auf einer Masse von Positionen bis zur Harmlosigkeit abzuschwächen, und darunter sind solche wirthschaftlicher Art, die bisher unzweideutig den grössten und jammervollsten Prozentsatz verstümmelter Existenzen geliefert haben.

Hier ist nun der Punkt, wo ein Schwarzseher zu einem ziemlich bedenklichen Schluss kommen könnte. Einerseits lehrt die darwinistische Auffassung, dass ein Fortschritt, ja selbst nur eine dauernde Erhaltung auf einer gewissen errungenen Höhe im organischen Leben einzig und allein möglich ist, wenn der grobe Ausjätungsprozess durch den Kampf um's Dasein in voller Kraft bleibt. Da der Mensch restlos in die organische Entwicklung — aller neueren Erfahrung nach — sich eingliedert, so trifft das auch ihn und seine Erhaltung und Entwickelung. Andererseits müht sich die Menschheit im Sinne der Humanitätsbestrebungen teils dem Kampfe um's Dasein seine Opfer mit tausend Mitteln noch wieder abzunehmen teils gradezu diesen Kampf in seiner vernichtenden Form für ihr Gebiet zum Stillstand zu bringen. Erfolg: die Menschheit als organische Art degeneriert anstatt vorzuschreiten, die Humanität macht in dem scheinbar harmlosen Bestreben, den vom Kampfe zerschlagenen Krüppeln beizustehen, die ganze Menschheit zum Krüppel. Jedes schwächliche Kind, das die Natur ausjäten wollte, der humane Arzt aber mit grösster Sorgfalt

hervorzieht und erhält, jeder heranwachsende körperlich und geistig ungenügende Mensch, dem das Mitleid seiner Mitmenschen trotz seiner Unfähigkeit durch's Leben hilft und eine auf allgemeinen Menschenrechten aufgebaute humane Sozialordnung die Möglichkeit einer Heirat und Kindererzeugung bietet, die für ihn im freien Konkurenzkampf nicht denkbar gewesen wäre, — sie bringen einen bestimmten Prozentsatz Unkraft in die Rasse und drängen das Ganze auf Degeneration hin. Jeder Arzt, jeder Humanitätsapostel, jeder Verfechter einer auf Humanitätsidealen aufgebauten Sozialordnung ist in diesem Sinne ein Todfeind der Menschheit im Ganzen, der mit vollen Händen Gift streut zum Verderben unserer Zukunft.

Und doch erscheint uns diese Humanität auf der andern Seite als die eigentliche geistige Hochblüte der Menschheit, ohne die der Begriff „Menschheit" überhaupt beinah seinen Sinn einbüsste. Auf sie nachträglich wieder verzichten, hiesse die Menschheit ideell vernichten. Unendlich gradezu ist der Nutzen, den die Humanität schafft. Sie ist die nötigste Voraussetzung aller verfeinerten Kultur, die Bedingung wissenschaftlichen Forschens, auf dem wieder der ganze Fortschritt hinsichtlich unserer Naturbeherrschung nach aussen hin beruht, die Bedingung künstlerischen Schaffens, in dem unser höchstes Genussstreben allein reines Ausleben findet. Es wäre ein nicht auszudenken furchtbares Schicksal, wenn dieses köstlichste Schutzmittel, das die Menschheit sich erworben, gleichsam durch eine ungewollte und unberechnete Correlationserscheinung die Menschheit in dem Moment vergiftete, wo sie eben mit Hülfe der Humanität zum ersten Mal aufathmet und anfängt, sich als ein wirklich höheres, dem Rohen der Natur entrücktes Geisteswesen zu fühlen.

Wenn man das Problem in dieser nackten Form aufstellt, so dürfte es wohl unter den Lesern dieser Zeilen nicht leicht einen geben, der nicht Einwürfe die Menge hätte. In erster Linie wird von allen, die auch nur ein klein wenig in die Tiefe unseres Wirtschaftslebens hineingeschaut haben, darauf hingewiesen werden, dass wir zur Zeit notorisch in einem Gesellschaftszustande leben, wo weder das Humanitätsideal noch die Auslese durch den Kampf um's Dasein in korrekter Form für die Kulturmenschheit gültig sind. Allerdings tobt der Kampf um's Dasein anscheinend in unserm Erwerbsleben mit voller Macht und Opfer schleudert er gewiss in genügender Masse in den Abgrund. Aber es ist wirklich nicht zu leugnen, dass durch eine ganz eigentümliche, historisch begründete Complikation der Verhältnisse der Existenzkampf unserer Tage eine Unzahl verkehrter, direkt rassenschädlicher Züchtungen begünstigt, anstatt korrekt auszulesen. Eine Menge [illegible] und [illegible] werden durchgebracht und mit den üppigsten Mitteln zum [illegible] und Kinderzeugen ausgestattet, während ein grosser Prozentsatz [illegible] durch wirtschaftliche Umstände an der Mitarbeit am [illegible] der Zukunft vollständig verhindert wird. [illegible]

[illegible]

das Buch von Ploetz mit über zweihundert Seiten wirklich hochinteressanten Materials ein. Ploetz erkennt im Prinzip beide Forderungen als berechtigt an: das Fortbestehen der Zuchtwahl durch den Kampf um's Dasein — und den Sieg der Humanität. Wie er praktisch diese scheinbar einander ausschliessenden Dinge sich nebeneinander erfüllt denkt, das ist der Kerngehalt an Eigenem, den sein Buch zu der umfassenden Darlegung des allgemeinen Problems hinzugefügt.

Ploetz beginnt mit einem umfangreichen Kapitel über die darwinistischen Voraussetzungen des Problems. Die Darlegung ist innerhalb des gestellten Rahmens eine übersichtliche und sie führt gleich auf einen springenden Punkt, der vielen Beurteilern des Problems, die eine geringere Kenntniss auf den naturwissenschaftlichen Hülfsgebieten mitbringen, ohne weiteres wahrscheinlich gar nicht klar werden würde. Ich meine das Gebiet der Weismann'schen Vererbungsfrage. In der modernen Physiologie tobt seit einiger Zeit ein scharfer Zwist, dessen Tragweite zwar in weiteren Kreisen durchweg noch gar nicht beachtet wird, der aber thatsächlich eine solche Tragweite besitzt, die weit über die Grenzen eines Spezialgebietes hinaus sich bis in's Herz wichtigster Kulturfragen erstreckt. Das Schlagwort des Zwistes lautet: Sind erworbene Eigenschaften erblich? Ich will ein grobes Beispiel geben, um dem Laien grob sinnfällig zu machen, worum es sich handelt. Es ist eine zoologische Thatsache, deren geschichtliche Begründung uns hier nichts angeht, dass die Katzen Schwänze haben. Wenn zwei dieser regelrecht geschwänzten Katzen sich begatten, so ist anzunehmen, dass als Produkt wieder ein Wurf geschwänzter Katzen hervorgehe. Was dabei in Kraft tritt, ist das sogenannte Gesetz der Vererbung und zwar die einfache Vererbung. Die Geschlechtsprodukte der geschwänzten Eltern, eine Eizelle und eine Samenzelle, vereinigen sich zu einem neuen Wesen, das den Eltern vollkommen gleicht, also auch einen Schwanz besitzt. Jetzt nehme ich die beiden elterlichen Katzen und schneide ihnen vor einer neuen Vereinigung die Schwänze ab. Gehen nunmehr aus der nachfolgenden Vereinigung nur noch Katzen ohne Schwänze hervor, indem das Vererbungsgesetz einfach auch auf diese nachträgliche, „erworbene" Eigenschaft reagiert? Und ist es so also möglich, eine schwanzlose Katzenvarietät direkt hervorzurufen unter Benutzung des Vererbungsgesetzes? Es giebt in der That eine Menge Naturforscher, besonders solche der ursprünglichen Darwin'schen Schule, die der Ansicht sind, dass selbst solche groben Fälle beobachtet worden sind und dass eine Vererbung erworbener Eigenschaften im allgemeinen unzweifelhaft stattfindet. Allerdings wird dabei zugegeben, dass die Vererbung dieser Art nicht immer in Kraft tritt. Es scheint gewisse Ursachen zu geben, die ihr besonders in jenen rohen, den elterlichen Organismus auffällig und plötzlich verstümmelnden Fällen entgegenwirken. Gleichwohl wird von den Forschern dieses Lagers als sicher angenommen, dass Erwerbungen, die die Eltern während ihres Lebens gemacht, jedenfalls von Einfluss auf die Nachkommen sein können und vielfach auch wirklich sind. Vor allem wird dabei Gewicht gelegt auf die Stärkung oder Schwächung von Organen durch intensiven Gebrauch oder Nichtgebrauch — intensive Uebung oder Nichtübung sollen auf die Dauer unter allen Umständen von nachhaltiger Wirkung auf die Ausbildung dieser Organe bei den Nachkommen sein. Ein Tier, das sein Lebenlang gezwungen wurde, seine Beine lebhaft zu gebrauchen, soll Junge erzeugen, die von Geburt an bereits kräftigere Beine besitzen.

Diese Anschauung macht selbstverständlich im gewöhnlichen Naturhaushalt die Auslese durch den Kampf um's Dasein nicht überflüssig. Es werden ja nicht bloss gute und förderliche, sondern auch schlechte Eigenschaften erworben und naturgemäss ebenso vererbt. Hier ist es denn der Kampf um's Dasein, der in der neuen Generation die verschlechterten Elemente ausjätet, die verbesserten aber begünstigt. Immerhin bleibt aber ein gewisses ursächliches Verhältniss auch direkt zwischen den Lebensbedingungen und Lebenserfahrungen der Organismen und dem Auftreten günstiger Varie-

täten (verbesserter Anpassungen) unter den Jungen, dem der Kampf um's Dasein nur gleichsam noch den letzten Drücker giebt. Und es wäre ein Ausnahmefall wenigstens denkbar, wo durch irgend welche Constellation glücklichster Art die Erwerbung ungünstiger Eigenschaften und damit die Erzeugung ungünstiger Varietäten doch ganz eliminiert werden könnte. Im gleichen Moment wäre der Kampf ums Dasein mit seiner wüsten Auslese als Mittel zur Erhaltung und Fortentwickelung der Rasse einfach überflüssig. Der Leser wird leicht einsehen, inwiefern diese letztere Möglichkeit für das Zukunftsdilemma der Menschheit, wie es oben entwickelt ist, gradezu die Lösung brächte. Wenn die Resultate der Erziehung als erworbene Eigenschaften überhaupt direkt durch Vererbung übertragen werden können, so liesse sich für die geistig hoch entwickelte Menschheit ein Zustand denken, wo eine gute, fortschrittsgemässe Erziehung Allgemeingut geworden wäre und damit schliesslich nur noch gute und fortschreitende Nachkommen hervorgebracht würden. Im Augenblick, da das der Fall wäre, könnte ruhig durch den Sieg der Humanitätsbestrebungen der Kampf um's Dasein in seiner groben, auslesenden, mit Opferhekatomben arbeitenden Form fortfallen, — die Gesundheit und der Fortschritt wären trotzdem gesichert. Nicht einmal über den Weg, der zu diesem glücklichen Schlussresultat hinführt, brauchte man sich graue Haare wachsen zu lassen. Macht es doch jetzt schon den Eindruck, als wenn das allmähliche Anwachsen der Humanität genau in der Menschheit Schritt halte mit der Verbesserung der Erziehung. Man könnte sich den Prozess also als ganz glatt denken: die verbesserte Erziehung schafft ein immer anwachsendes Plus guter und fortschrittlicher Varianten und macht so die Auslese im Kampf ums Dasein in demselben Verhältniss immer belangloser für den Fortschritt, wie sie das Anwachsen der Humanität faktisch in den Hintergrund drängt und verschwinden lässt.

Da hätten wir denn die Lösung unseres bedrohlichen Problems anscheinend sogleich bei dem ersten Schritt in die Tiefe der darwinistischen Ideen in der Hand und das grosse Dilemma wäre in Wahrheit nichts als ein grosses Missverständniss, erwachsen aus Unkenntniss des wahren Gehaltes der Lehre Darwins. Indessen so leicht liegen die Dinge abermals nicht. Die Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften, wie sie oben zu Grunde gelegt ist, wird lange nicht von allen Darwinianern anerkannt. Es giebt innerhalb des modernen Darwinismus eine grosse Schule (mit dem Zoologen August Weismann an der Spitze), die zwar sonst ganz auf dem Boden der Zuchtwahltheorie u. s. w. steht, — gerade die Möglichkeit einer Vererbung erworbener Eigenschaften aber auf's schärfste leugnet. Niemals, so belehrt man uns von dieser Seite, können Resultate der Erziehung, der individuellen Lebenserfahrung, der Uebung einen derartigen Einfluss auf die Fortpflanzungsprodukte gewinnen, dass die neu entstehende Generation in den von den Eltern geübten oder sonst durch das Leben der Eltern veränderten Organen entsprechende Aenderungen aufwiese. Niemals in diesem Sinne würde es möglich sein, durch eine planmässig günstige Erziehung und Ausbildung einer Generation die Wahrscheinlichkeit günstiger Variationen in der nächsten direkt zu steigern. Alle je vorgebrachten Beispiele des Gegenteils werden angezweifelt. Das Auftreten einer gewissen Summe günstiger Varianten an sich kann natürlich auch von hier aus nicht geleugnet werden. Aber indem der Kausalzusammenhang zwischen dem direkten Lebensgewinn der Eltern und der Entstehung bereicherter, verbesserter Varianten in der erzeugten Neugeneration wenigstens für alle speziellen Fälle rundweg bestritten wird, zieht sich der direkte Fortschritt von dieser Seite ganz in ein enges, dunkles, vorläufig anscheinend ganz unkontrollierbares Gebiet zurück. Der einzige sichere Faktor, auf den der Fortschritt sich verlassen kann und auch nun ausschliesslich verlassen muss, ist in dieser Rechnung der Kampf um's Dasein, der wenigstens die paar geheimnissvoll aus dem Dunkel auftauchenden Varianten zum sicheren Siege führt. Unfähig, durch Uebung und Erziehung die Varianten selbst zu beeinflussen, müsste auch der höchst entwickelte Mensch zur Erhaltung seiner

Rassengesundheit und zur Fortentwickelung der Rasse unabänderlich den Kampf um's Dasein in grob ausjätender Form bestehen lassen, — und damit wären wir dann in der That im Herzen unseres Problems angelangt, — auf der Stelle, wo es schlechterdings unlösbar scheint.

Die Weismann'sche Lehre, deren Detailgewebe natürlich ein viel feineres ist, als hier in ein paar Worten ausgeführt werden kann, hat sich in kurzer Zeit sehr viel Ansehen verschafft, aber sie ist nichts weniger als sicher erwiesen. Es fehlt ihr vollkommen noch der praktische Boden des gelungenen Experiments. Ploetz selbst kennzeichnet das treffend mit den Worten:

„Es wäre sehr zu wünschen, dass Experimente in dieser Richtung angestellt würden, die positive Uebungsresultate, nicht Defekte zur Basis nähmen. Bei der einen Hälfte einer grossen Anzahl von unter gleichen Bedingungen aufgewachsenen Tieren müssten die Resultate der maximalen Uebung eines Organs notiert werden. Die andere Hälfte müsste in der Nichtübung verharren. Bei allen Nachkommen beider Gruppen, die sich untereinander nicht mischen dürften, werden nun die Resultate der maximalen Uebung des verglichenen Organs festgestellt. Stellt sich eine grössere Leistung bei der Gruppe heraus, die von den geübten Tieren abstammt, so könnte man, falls eine genügend grosse Anzahl von Versuchstieren verwendet wäre und Nachprüfungen dasselbe Resultat liefern würden, die Vererbung von Uebungsresultaten in Form einer gesteigerten Anlage nicht leugnen. Die ursprüngliche Anzahl der Versuchstiere muss gross genug sein, um bei Teilung in zwei willkürliche Hälften die Anlagen des zu prüfenden Organs als durchschnittlich gleich bei beiden Hälften annehmen zu können. Hier giebt's Aufgaben für reiche, oder sagen wir lieber sehr reiche Freunde der Wissenschaft."

Das alles als Postulat zugestanden, meint aber Ploetz doch, dass „eine Vererbung erworbener Eigenschaften, also auch von Uebungsresultaten, bis jetzt nicht als verlässlicher Entwicklungsfaktor von uns in Rechnung gestellt werden kann." Er lässt sich also auf jene leichte Lösung des Dilemma nicht ein, sondern baut sein Buch im Weiteren so auf, als wenn die Weismann'sche Richtung wenigstens hypothetisch recht hätte. Ich finde, — persönlich kein Freund der Weismann'schen Ansichten, so sehr ich den Geist achte, in dessen Zeichen der Kampf von Weismann selbst geführt wird — dass Ploetz allerdings im weiteren Verlaufe der Diskussion bisweilen das zugestanden Hypothetische seiner eigenen Anteilnahme an Weismann etwas vergisst und sehr direkt so arbeitet, als gebe es wirklich keine Vererbung erworbener Eigenschaften. Gleichwohl ist, und das versöhnt, sein Schlussresultat, wie wir es gleich kennen lernen werden, ein Derartiges, dass es auf alle Fälle passt und, falls man es nur in sich billigt, sehr wohl auch einem scharfen Gegner Weismann's noch „ein Ziel, auf's innigste zu wünschen", scheinen könnte.

Die allgemeine darwinistische Begründung geht bei Ploetz noch ein gutes Stück über die Vererbungsfragen hinaus, wenn auch das Wichtigste mit diesen berührt ist. In längeren Exkursen werden die Variation und der Kampf um's Dasein behandelt. Der Exkurs über Variation ist dabei als besonders gut hervorzuheben. Nachdem die darwinistischen Prämissen so ausreichend gegeben sind, folgen im zweiten und dritten Kapitel zwei umfangreiche, in sich scharf abgeschlossene Essays über die Anwendung und Anwendbarkeit dieser allgemeinen Entwickelungsgesetze auf den speziellen Fall des Menschen. Das zweite Kapitel behandelt die „Erhaltung und Vermehrung der Zahl", in unsern Kulturrassen, das dritte die „Vervollkommnung des Typus." Es ist im Rahmen dieser Kritik nicht möglich, dem reichen Inhalt dieser Abschnitte gerecht zu werden. Eine grosse Menge durchweg wertvollen statistischen Materials ist — und in diesem Umfang wohl zum allerersten Male — in den Bann jener darwinistischen Betrachtungsweise gezogen und gewinnt dabei thatsächlich ein ganz anderes Gesicht. Da es zu weit führen müsste, auch nur den ganzen (bisweilen etwas im Beiwerk verschleppten) Faden des Grundgedankens hier aufzuweisen, beschränke ich mich auf ein paar Bemerkungen.

Die Hauptsache bleibt in diesen mehr ausholenden, eine breite Basis schaffenden beiden Mittelkapiteln des Buches natürlich immer das oben dar-

gelegte grosse Dilemma. Im Gefolge werden aber interessante Punkte aller Art klar gestellt. So ist es im Augenblick grade, wo so mancher liebe Deutsche immer wieder mit vollen Segeln im Fahrwasser der Kriegsbegeisterung schwimmt und fünfundzwanzig Jahre Kulturarbeit seiner Denker und Forscher allein aus den Leichenhügeln von Sedan ableiten möchte, gewiss lehrreich, ein besonnenes Urteil über den Krieg vom darwinistischen Standpunkt des positiven Rassenfortschritts zu vernehmen. Mit Nachdruck zählt Ploetz den Krieg und zwar vor allem in seiner modernen Form zu den kontraselektorischen Faktoren in unserm Kulturleben. Kontraselektorisch heisst: der Auswahl (Selektion) der Passendsten direkt entgegenwirkend, nämlich auswählend zu Gunsten der unbrauchbaren, fortschrittsfeindlichen Elemente. Ein durchweg kontraselektorisches Moment bleibt das, was wir im engeren Sinne heute „Krieg“ nennen, auch für den, der (im Gegensatz zu den Humanitätsbestrebungen) das einzige Heil einer fortschreitenden Menschheit im groben Kampf um's Dasein und der von ihm ausgeübten Zuchtwahl (Selektion) sieht. Die Gründe liegen auf der Hand. Die moderne Feldschlacht mit ihrem Fernkampf ist nicht mehr auf die persönliche Stärke, Tapferkeit, geistige Befähigung u. s. w. in dem Sinne gebaut, dass der hier Beanlagtere im allgemeinen günstigere Chancen zum Erhaltenwerden inmitten der ungeheuren Dezimierungen besässe. „Wenn heute“ sagt Ploetz, „in einer Schlacht 20000 Mann fallen, so stehen diese im Durchschnitt des Stärkegrades wohl kaum unter denen, die lebend davon gekommen sind, im Gegenteil, viele der stärksten Convarianten, wie die Offiziere, leiden noch mehr als die Mannschaften, weil diese den Kugeln häufiger die aufrechte Figur darbieten müssen .... Alles in allem haben, wenn der Krieg beendet ist, die beiden kriegführenden Völker an ihrem Bestande von starken Convarianten ganz erhebliche Einbusse erlitten. Aber damit noch nicht genug. Die Zurückgekehrten haben oft noch an manchen Uebeln zu leiden, die sie im Felde erwarben, oder sie haben ihre ökonomischen Stellen verloren, so dass auch hieraus wieder künstlich geschaffene Benachteiligungen im Kampfe um's Dasein entspringen. Ferner werden die Kinder der Gefallenen, die gemäss der Vererbung auch wieder stärkere Convarianten darstellen als die übrigen Kinder, oft genug durch den Verlust ihrer Ernährer und Erzieher ganz bedeutend im Kampfe um's Dasein behindert.“ Hält man dazu noch als vollends kontraselektorische Thatsache, dass überhaupt in den Krieg nur eine Auswahl der besseren Volkselemente mitgeht, während die Krüppel und physisch Minderwertigen von Anfang an eine bevorzugte, der Dezimierung gar nicht ausgesetzte Stellung bewahren, so wird man von jedem Standpunkt, auch dem darwinistisch-radikalsten, dem Kriege nicht mehr das Wort reden können. Später, bei Betrachtung der wirklichen Degenerationssymptome, die schon heute nach der Ansicht des Verfassers sich bei einigen Kulturvölkern feststellen lassen, spezialisiert Ploetz dieses Allgemeinurteil über den Krieg eingehend für die heutigen Franzosen und kommt dabei zu nicht uninteressanten Resultaten. Er wirft die Frage auf, ob die seit 1890 statistisch nicht mehr bestreitbare Abnahme der französischen Nation, die sich in dem Zurückbleiben der Geburtenziffer hinter der Sterbeziffer äussert, bloss auf Ehehindernissen und präventivem Geschlechtsverkehr beruhe oder seinen Grund in einem positiven körperlichen Verfall, der natürlich auch die Fortpflanzungskraft herunterdrückt, finde. „So unmöglich“ führt er hier fort „erscheint die Entartung nicht, wenn man bedenkt, wie häufig die junge Blüte der Nation zum Kriegsdienst herangezogen wurde. Allein vom 24. Juni 1791 bis zum 15. November 1813 wurden 4556000 Mann unter die Fahnen gerufen, von denen wenigstens die Hälfte im Feuer und in den Hospitälern blieb, während der andere Teil erschöpft und früh gealtert nach Hause zurückkehrte, um mit den schwachen Daheimgebliebenen, die mittlerweile die wirtschaftlichen Stellen okkupiert hatten, den Kampf um's Dasein und die Familiengründung aufzunehmen, in dem sie oft scheiterten, so dass die Schwachen eher zur Kinderzeugung kommen als sonst. Lagneau führt noch genauere Ziffern an. Von 1791—99 wurden 2080000 Mann eingereiht, von denen nach verschiedenen

Schätzungen 720000 bis 1500000 fielen. Von 1799—1815 dienten 3153600 Mann. Davon blieben vor dem Feinde eine Million, eine zweite kam in den Krankenhäusern und Lagern um. Im Krimkrieg, im italienischen und mexikanischen Krieg, überhaupt in allen Kriegen der Monarchien von 1825—69 wurden 356000 Leben hingerafft. Der Verlust, den die Gesammtbevölkerung an ihrer möglichen Zunahme durch den deutsch-französischen Krieg und Commune-Aufstand erlitt, wird von Lagneau auf 1300000 Menschen berechnet. Die Zahl der in diesem Kriege direkt an Wunden Gestorbenen betrug 89000. Zu diesen Verlusten im Kriege kommen noch die durch innere Kämpfe. Die Religionsverfolgungen früherer Zeiten (Inquisition, Ermordung der Hugenotten) trafen zwar nicht so zahlreiche Opfer wie die Kriege; dafür aber um so edlere. Die grosse Revolution entzog Frankreich ebenfalls viel tüchtiges Menschenmaterial. Viele wanderten aus, viele wurden wirtschaftlich ruiniert, Tausende starben auf dem Schaffot. Dieses fortdauernde Riesenwürgen unter den kräftigsten Männern der Nation legt den Gedanken in der That sehr nahe."

Im Ganzen kommt Ploetz in seinem zweiten und dritten Kapitel zu dem Resultat, dass die Entwickelungsgesetze, wie sie für die organische Fortentwickelung im Allgemeinen von der Darwin'schen Schule dargelegt worden sind, auch auf die Menschheit Anwendung finden müssen. Jedes Nachlassen der Zuchtwahl, jede Contraselektion bedrohen auch hier anscheinend unwiderleglich die gesunde Fortexistenz und den Fortschritt der Rassen. Schon zeigen sich in einzelnen sinkenden Nationen die bedrohenden Anzeichen nahenden Verfalls. Andere allerdings, wie vor allem unsere germanische, schreiten noch sieghaft fort. Aber lauert nicht auch auf sie das Verderben? Was thun wir, um, bewusst der Dinge jetzt, wie wir sind, fortdauernd die alte Balance inne zu halten? Das vierte Kapitel des Buches, „der ideale und der heutige Rassenprozess", setzt hier ein.

Der gegenwärtige Zustand der Kulturmenschheit, darüber ist wie schon oben erwähnt wurde kein Zweifel, bedeutet eine unglückliche Uebergangszeit voller Wirrwar. Auf der einen Seite herrscht die Humanität keineswegs schon frei. Auf der andern arbeitet die Zuchtwahl ebenso wenig rein, zum teil funktioniert sie in direkt verkehrter Richtung, es kommt zu kontraselektorischen Prozessen u. s. w. So fühlt sich denn Ploetz zunächst einmal berufen, in klarem Bilde zu entwickeln, wie die Dinge heute stehen *müssten*, wenn wir alle mit voller Klarheit die Humanitätsforderungen ablehnten und unser Sinnen und Trachten allein bei der groben Zuchtwahl suchten. Die Utopie, die hier herauskommt, ist allerdings eine unheimliche, wie der Verfasser selbst vorausschickt. So wie sie Ploetz malt, wird sie selbst dem beredtesten Verfechter der Kampf ums Dasein-Theorie ein gewisses Grausen verursachen. Sehen wir uns das Gespenst kurz an.

Die Menschheit will sich, wie recht und billig, gesund erhalten und möglichst noch fortschreiten. Sie hat erkannt, dass das nur möglich ist, wenn die Zuchtwahl, die gewaltsame Auslese der Passendsten dauernd volle Kraft bewahrt. Und so wird denn nach dieser Seite hin die ganze Lebensführung angelegt.

„Verfolgen wir" sagt Ploetz, „ein junges Ehepaar, dem die Fortpflanzung auf Grund ihrer Qualitäten, wie wir nachher noch sehen werden, erlaubt war, in seinen weiteren Schicksalen. Die Lebensführung der Gatten ist beherrscht von der Rücksicht auf die Erzeugung guter Kinder, sie suchen nach gesunder Wohnung, zuträglicher Nahrung, vermeiden die Einfuhr von allerlei Giften, wie Alkohol und Tabak, bewegen sich viel in freier Luft und leben überhaupt ihrem Elternberuf schon lange vor der Zeugung. Diese selbst wird nicht irgend einem Zufall, einer angeheiterten Stunde überlassen, sondern geregelt nach den Grundsätzen, die die Wissenschaft für Zeit und sonstige Bedingungen aufgestellt hat . . . . . Nach Beginn der Schwangerschaft wird die junge Mutter als eine höchst wichtige Persönlichkeit betrachtet, man gewährt ihr alle möglichen Mittel für ihr eigenes und das Gedeihen ihrer Leibesfrucht, sowie für den ungestörten Ablauf der normalen Geburt."

Diese erste Reihe von Forderungen enthält, wie man sieht, noch nichts sehr absonderlich neues. Mit der Humanität kommt sie absolut nicht in Con-

flikt, behandelt vielmehr Dinge, die schon heute der Vernünftige sehr wohl beachten kann und die alle wohl von selbst beachten würden, wenn die Bildung und die Mittel zur gesunden Lebensweise durch verbesserte soziale Ordnung Gemeingut aller wären. Aber die Geburt erfolgt und nun kommt die erste „Zuchtwahl-Station". Stellt es sich nämlich heraus

„dass das Neugeborene ein schwächliches oder missgeratenes Kind ist, so wird ihm von dem Aerzte-Collegium, das über den Bürgerbrief der Gesellschaft entscheidet, ein sanfter Tod bereitet, sagen wir durch eine kleine Dosis Morphium . . . Dieses Ausmerzen der Neugeborenen würde bei Zwillingen so gut wie immer und prinzipiell bei allen Kindern vollzogen werden, die nach der sechsten Geburt oder nach dem 45. Jahr der Mutter, bezw. dem 50. Jahr des Vaters überhaupt noch — entgegen einem gesetzlichen Verbot — geboren werden."

Die Kinder, die erhalten bleiben, werden zunächst wieder in einer Weise genährt und gebildet, gegen die auch vom Humanitätsboden aus nichts einzuwenden ist und für die es wieder bloss einer besseren sozialen Ordnung mit gleichmässigem Anteil an den Lehr- und Nährmitteln bedürfte. Am Schluss der Erziehungsjahre aber kommt bei Knaben wie Mädchen die zweite „Zuchtwahl-Ecke".

Es erfolgt ein grosses Examen, bei dem nicht bloss die „intellektuellen und moralischen Qualitäten" durch Prädikate festgestellt, sondern auch Zeugnisse hinsichtlich der Ehe ausgestellt werden. Ganz schwächlichen oder defekten Individuen wird überhaupt keine Ehe gestattet. Bei den besser Veranlagten wird in dem erteilten Eheberechtigungsschein die Zahl der gestatteten Kinder genau spezialisiert. „Niemandem ist vor der vollen sexuellen Ausreifung — beim Manne wohl nicht vor Vollendung des 26., beim Weibe des 24. Jahres — das Ausüben der Fortpflanzungs- Funktionen gestattet." Aber diese strenge Ehe- Zuchtwahl ist noch lange nicht ausreichend. Es muss noch die weitere durch den ökonomischen Kampf um's Dasein hinzutreten. Wie diese in ihrer reinen (heute absolut nicht erfüllten) Form ausschauen würde, erfahren wir in Ploetz' Idealbild ebenfalls genau.

„Erbrecht — ausgenommen für Andenken und Consumgüter — existiert nicht, da die Möglichkeit vorliegt, dass im wirtschaftlichen Wettkampf vortreffliche Eltern in ihren Nachkommen entarten und diese nun durch ererbtes Vermögen einen Schutz geniessen würden. Jedes Individuum betritt den ökonomischen Kampfplatz mit keiner anderen ungleichen Ausrüstung als seinen Fähigkeiten, im Uebrigen wird Jedem ein gleicher Anteil an den gesellschaftlichen Produktionsmitteln gewährt. Dies ist möglich in der Form eines Credits in gewisser Höhe, mit dem dann der Einzelne für sich muss wirtschaften oder sich an grösseren Unternehmungen muss beteiligen können, ohne durch irgend welche Privilegien von Klassen oder Ständen an der Entfaltung seiner Fähigkeiten gehemmt zu werden. Unter solchen Umständen würde wohl manches Söhnchen reicher oder privilegirter Eltern einen schweren Stand haben. Wer sich dann in dem ökonomischen Kampf als schwach erweist und sich nicht halten kann, verfällt der Armut und ihren ausjätenden Schrecken. Armen-Unterstützung darf nur minimal sein und nur an Leute verabfolgt werden, die keinen Einfluss mehr auf die Brutpflege haben. Solche und andere „humane Gefühlsduseleien" wie Pflege der Kranken, der Blinden, Taubstummen, überhaupt aller Schwachen, hindern und verzögern nur die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl. Besonders für Dinge wie Krankheits- und Arbeitslosen-Versicherung, wie die Hülfe des Arztes, hauptsächlich des Geburtshelfers wird der strenge Rassenhygieniker nur ein missbilligendes Achselzucken haben."

Sollte als Mittel im Kampf um's Dasein der Völker doch ein Krieg nötig werden, so wird man die kontraselektorischen Eigenschaften des Krieges möglichst zu paralysieren suchen, z. B. wäre es gut

„die besonders zusammengebrachten Varianten an die Stellen zu bringen, wo man hauptsächlich Kanonenfutter braucht."

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, dass dieses „Idealbild" nicht ohne Weiteres etwa das Zukunftsideal eines so feinen Kopfes wie Ploetz ist. Er spricht selbst von „komischem und grausamem Aeusseren." Das Bild wird entworfen, um den Conflikt zwischen dem Zuchtwahl-Ideal und dem

Humanitäts-Ideal in seiner ganzen Schärfe herauszuarbeiten, wofür die heutigen verworrenen Zustände ganz und gar nicht genügen. In diesem Sinne reicht auch diese utopistische Zuchtwahl-Fratze, wie man sie wohl nennen möchte, für den Zweck des Buches aus. An sich liesse sich allerdings zu ihr sehr viel sagen. Es fehlt nicht an Zügen darin, über die sich — den extremen Standpunkt an sich zugegeben — noch sehr streiten liesse. Bis zu welcher unfehlbaren Vollkommenheit soll man sich die Aerzte entwickelt denken, die (nicht nachträglich wie die Natur sondern vorschauend schon) die entscheidende Wahl zwischen den neugeborenen Kindern, zwischen den heiratsfähigen jungen Leuten auf „Tod und Leben“ hin treffen sollen? Wer wird sich jemals vermessen wollen, das Gehirn eines neugeborenen Kindes so zu durchschauen, dass er nicht dem Fehler verfällt, einen künftigen Darwin oder Goethe zu der bewussten „Dosis Morphium“ zu verurteilen, weil das Kind vielleicht etwas schwächliche Beine oder Arme zeigt? Welches Genie sollen wir jenen Zuchtwahlexaminatoren in dem grossen Examen nach der Lehrzeit beimessen, — wo wir doch heute, denke ich, in allen besonnenen und wirklich fortschrittlichen pädagogischen Kreisen uns mehr und mehr von der Wortlosigkeit aller „zum Zweck“ veranstalteten Examina für die wirkliche Abschätzung des Gehaltes der Individuen überzeugen? Auch der ökonomische Teil des Idealbildes zeigt sehr deutliche Fehler. Welchen Zweck soll es für die Zuchtwahl haben können, wenn — mangels jeglicher Krankheits-Versicherung — ein sonst vorzüglich beanlagter, im besten Sinne als gute Variante geltender Mensch durch eine zufällige, heilbare Arbeitsunfähigkeit (etwa einen Beinbruch) rettungslos der Armut verfallen und für immer aus der eigentlichen Kampflinie verschwinden soll? Ich fürchte sehr, dass wenn genau grade diese Ploetz'sche Gesellschaft von Ideal-Darwinianern einmal wirklich an's Ruder käme, die Zuchtwahl-Maschine erst recht in's Stocken geriete und die Menschheit, selbst wenn sie sich der furchtbaren Tortur dieses medizinischen Zuchthauses geduldig unterworfen hätte, erst recht rapide ruiniert würde.

Aber einerlei: im Rahmen des Ploetz'schen Buches kommt es ja auf etwas Detailwerk da nicht an. Was evident werden soll, ist, dass jede ähnliche Erfüllung des Zuchtwahl-Ideals auf Grund des nachträglichen groben Ausmerzens (sei es nun durch ein Collegium von Aerzten oder durch den ökonomischen Daseinskampf) in der Kulturmenschheit in schärfsten Conflikt kommt mit dem Ideal der Humanität, mit dem grossen Prinzip des Mitleids, dem schliesslich alle jene Ideale der Menschenrechte, der absoluten Krankenpflege, der sozialistischen Gesellschaftsbesserung u. s. w. entspringen, die bei uns teils schon im besten Gange zur Welteroberung, teils wenigstens als scharfe Zukunftshoffnung vorhanden sind. Auch das humanitäre Ideal wird von Ploetz in eingehender Weise ausgemalt und zwar zu Beginn des fünften und letzten Kapitels seiner Arbeit. Die Auseinanderwickelung der vielen Fäden, die das Wort umschliesst, ist durchweg in einer vortrefflichen Weise gelungen. Der Schritt von der einfachen Kranken- und Opferpflege zu der vollkommenen Umgestaltung unserer ganzen Gesellschaft im Sinne der Humanität — also zum eigentlich sozialen Humanitätsideal ist klar erkannt. Indem Ploetz das Humanitätsprinzip gegenüber zu stellen und ebenso scharf zu formulieren sucht, sieht er sich bei dem freien und unbefangenen Standpunkt, den er einnimmt, mit Recht genötigt, eine Uebersicht der grossen sozialen Besserungsversuche unserer Zeit zu geben und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Ueber der Auseinandersetzung tritt aber unverkennbar die eigene Anteilnahme hervor. In schlichter und besonnener Kritik wird gezeigt, aus welchen notwendigen Voraussetzungen im modernen Menschen jene dem groben, grausamen Daseinskampfe so prinzipiell feindlichen Ideale hervorgehen mussten. Die Versuche, auf Grund der Zuchtwahllehre die Humanität in ihren sozialen Folgerungen einschränken zu wollen, werden der Reihe nach abgethan. Eine soziale Umwandlung der Dinge lässt sich nicht trennen von der allgemeinen Humanität. Wer die letztere ideell zugiebt, muss auch dort mitgehen. Und die Menschheit wird mitgehen, alle Zeichen deuten darauf. Ueber die spezielle Form mag

noch Unklarheit herrschen, — die Grundlinie ist unverkennbar. Das aber zugegeben — wie nun die Menschheit retten vor der Rassendegeneration, dem innerlichen Verfall, der unabänderlich scheint, sobald der „Kampf um's Dasein“ mehr und mehr eingeengt, die nachträgliche Auslese illusorisch gemacht wird?

Es giebt nach Ploetz einen Ausweg, bei dem die Humanität freies Spiel behält und doch der Ausfall der groben Selektion sich nicht rächt.

Dem Leser, der mit stillem Schauer jenen oben mitgeteilten Codex des reinen Zuchtwahlstaates verfolgt hat, wird es vielleicht nicht entgangen sein, dass man eine Anzahl wenigstens jener lykurgischen Grausamkeiten auf eine ziemlich einfache Weise umgehen könnte, ohne der Sache zu schaden, — wenn man nämlich Dinge, die nachträglich zu grausamen Ausmerzungen durch eine Art medizinischer Polizei nötigen, einfach vorbeugend aus freiem Entschluss vermiede. Schon heute ist es ein Fall, der wahrlich nicht vereinzelt dasteht, dass ein Mensch von einer gewissen moralischen Durchbildung, der die Schwindsucht hat, die Erzeugung von Kindern meidet, weil er weiss, dass der Keim seines Leidens sich wahrscheinlich auf diese übertragen wird. Es geschieht das ohne Polizeiverbot, und ich glaube, dass nichts weiter dazu gehört, als eine vermehrte ethische Ausbildung in Folge vermehrter Bildung, um alle Menschen mit der Zeit zu solchen Grundsätzen zu bringen, — zumal wenn eine vernünftigere Anschauung der Gesellschaft gegenüber dem berechtigten und in solchem Falle gewiss streng moralischen Gebrauch der Präventivmittel sich gleichzeitig Bahn gebrochen hat. Damit schwindet schon für eine ganze Masse Fälle die Notwendigkeit der nachträglichen Gewaltselektion durch eine „Dosis Morphium.“ Ebenso scheint es mir relativ sehr leicht, durch möglichste Ausbreitung medizinischer Elementarkenntnisse einige Dinge zum freiwilligen Entschluss aller zu machen, die in Ploetz Idealbild nur mit Gewalt und Polizei durchgepresst werden: das Kinderzeugen erst in einem gewissen Alter, die Beschränkung auf eine gewisse Kinderzahl u. s. w. Alle diese Dinge, ohne Schädigung der Humanität in's Programm der Menschheit aufgenommen, könnten ganz gewiss schon ein gut Teil dazu beitragen, dass eine Unmenge schlechter, degenerirend wirkenden Varianten gar nicht zum Entstehen gebracht würden.

Von hier ist aber nun der Schritt wenigstens theoretisch nicht schwer zu der Verallgemeinerung: wie, wenn der Mensch auf Grund fortgeschrittenerer Erkenntniss überhaupt in das Geheimniss der ursprünglichen Bildung guter und schlechter Varianten eindränge, — wenn er dahin käme, diese Bildung selbstwillig regieren zu lernen und mit Bewusstsein nach der guten, fortschrittlichen Seite derart hinüberzudrängen, dass dem wachsenden Plus glücklicher Varianten gegenüber alle spätere Auslese durch medizinischen Machtspruch oder den ökonomischen Daseinskampf schlechterdings überflüssig würde? Wir haben oben gesehen, dass auf langem, indirektem Wege etwas derart schon jetzt erlangt werden könnte, falls erworbene Eigenschaften erblich sind. Davon aber wollen viele Gelehrte nichts wissen und auch Ploetz wagt es nicht, hier eine Stütze zu suchen. Statt dessen ist er aber der sicheren Ueberzeugung, dass wir auf einem viel direkterem Wege schon zu einer Einmischung in die Variantenbildung befähigt sind. Schon jetzt liegt dafür nach seiner Ansicht eine Menge Material vor, das „nur durch seine Zerstreuung in so geringem Masse Beachtung gefunden hat, dass die landläufige Meinung der Unwahrscheinlichkeit, die Variabilität zu beeinflussen, sich halten kann.“ Tritt man endlich, meint er, mit Bewusstsein von dieser Seite an das Problem heran, so verliert sich der ganze Schrecken des Conflikts zwischen Humanität und Zuchtwahl. Alles Lebende, wirklich Geborene bleibt heilig im Sinne der Humanität, der grauenvolle Kampf ums Dasein braucht nichts mehr auszujäten. Denn die Ausjätung ist vorweggenommen ehe es zum „Leben“ kam durch eine bestimmte Zeugungshygiene, die „die Auslese aus dem Kampfe der Zellenstaaten in den Kampf der die Staaten zusammensetzenden nächst niedrigen Organisationen, nämlich der einzelnen Zellen“ legt. „Die Menschen“ führt Ploetz fort, „sind Zellenstaaten. Die

Keimstoffe, aus denen sie entstehen, sind in lebenden Einzelzellen verkörpert, in der Ei- und Samenzelle. Eine Fortpflanzungshygiene, die z. B. zu junge und zu alte, temporär kränkliche oder alkoholisierte Personen von der Zeugung abhält, bestimmte Zwischenräume zwischen die Geburten legt, für zweckentsprechende Ernährung der Eltern sorgt u. s. w., besteht darin, von den gesammten produzierten Geschlechtszellen nur einzelne wenige, deren Tüchtigkeit wir irgendwie erschlossen oder bewirkt haben, zur Begattung auszuwählen und andere durch einfache Abscheidung zu Grunde gehen zu lassen. Die Fortpflanzungshygiene ist die Lehre von der Beeinflussung der Variation der Keimzellen und ihrer künstlichen Auslese, und unsere Lösung des Konflikts der nonselektorischen mit den massenhygienischen Forderungen ist — was den Faktor der Selektion anlangt — nichts weiter als ein Verschieben der Auslese und Ausjäte von den Menschen auf die Zellen, aus denen sie hervorgehen, also eine künstliche Auslese der Keimzellen."

Es liegt auf der Hand, dass die engere Begründung und Ausführung dieses befreienden Gedankens nur mehr auf dem strengen Fachboden der Medizin erfolgen kann. Folgerichtig bricht Ploetz also hier den ersten theoretischen Band seines Werkes ab und verweist auf den zweiten speziellen Theil, der noch in diesem Jahr erscheinen soll. Hält dieser zweite Theil in der praktischen Begründung, was der erste allgemein verspricht, so haben wir ein Werk von wirklich hoher Bedeutung vor uns. Aber schon dieser erste ist nach allen Richtung hin ein lesenswertes Buch, das kein Unbefangener, der die Wahrheit sucht, ohne nachhaltige Anregung aus der Hand legen wird.

AUS DEM ERSTEN UNIVERSITÄTSJAHRE.

ROMAN IN BRIEFEN

VON

PETER NANSEN.

(1. Fortsetzung.)

XVII.

H., den 6. Oktober.

Nein, süsser Emil, wie hast Du mich doch durch Deinen letzten Brief erschreckt! Als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, überkam mich ein derartiges Zittern, dass ich garnicht mehr den Mut hatte, weiter zu lesen, um zu sehen, was für ein Kummer es war, von dem Du redetest.

Ich will es Dir nur ganz offen sagen —, Emil, ich bin sehr böse auf Dich, weil Du mich so bange gemacht hast. Und natürlich ist es für mich ein grosser Kummer, dass Du mir untreu gewesen bist, aber

wenn ich ganz ehrlich sein soll, so muss ich Dir gestehen, dass ich niemals so kindisch gewesen bin, zu erwarten, dass Du mir treu sein würdest. Ich freue mich, dass die Sache zwischen uns zur Sprache kommt, denn nun kann ich Dir doch meine Ansicht darüber sagen.

Ich weiss sehr wohl, — ich habe davon gehört und gelesen — dass es Euch Männern so schwer wird, tugendhaft zu sein. Ihr seid gewiss schrecklich sinnlich, aber dafür könnt Ihr ja nichts. Und dann ist es gewiss nach jeder Richtung hin besser, wenn Ihr Euch amüsiert, so lange Ihr jung seid, denn sonst würde es ja doch nur über Eure Frauen hergehen. Du kennst doch Magna Lund, die sich mit Rektor Knudsen verheiratete, der jetzt Pfarrer in Jütland ist. Sie war in der ersten Zeit ihrer Ehe so schrecklich schwach und elend, und ich hörte, wie die Bürgermeisterin zu Mutter sagte, das käme nur daher, weil Knudsen vor seiner Verheiratung wie ein Mönch gelebt hätte. Damals verstand ich nicht, was sie meinte, seither aber habe ich über die Sache nachgedacht. Sie meinte natürlich, Knudsen sei Magna gegenüber so leidenschaftlich und zügellos, und sie hat ja auch jedes Jahr ein Kind bekommen, und einmal sogar Zwillinge, — die Ärmste! Ich habe auch oft verheiratete Frauen sagen hören, sie wären froh, dass ihre Männer sich in ihrer Jugend ausgetobt hätten. Eines Abends im vorigen Winter, als bei uns Versammlung des Konfirmations-Bekleidungs-Comités war, sprachen die Damen über diesen Punkt. Frau Holst, die Doktorsfrau, sagte, sie hätte nie und nimmer einen Mann genommen, der nicht ein wenig „gelebt“ hätte, „denn es nützt alles nichts,“ sagte sie, „so ein Tugendheld ist dumm und plump“. Darauf erwiderte die Probstin, es sei doch der Wille Gottes, dass sich die Männer ebenso wie die Frauen bis zur Ehe rein bewahren sollten, aber die Bürgermeisterin hielt es mit der Doktorin und sagte: „Alles Leugnen hilft nicht, die Herren, die in ihrer Jugend ein bischen über die Stränge geschlagen haben, werden in der Regel die zuverlässigsten Ehegatten“.

Bei näherem Nachdenken hierüber — und ich habe natürlich viel daran gedacht, namentlich nachdem ich mich mit Dir verlobt hatte, bin ich dann zu folgendem Resultat gekommen: So wie Ihr Herren nun doch beschaffen seid, müsst Ihr Euch einmal in Eurem Leben austoben. Die meisten thun es in ihren jungen Jahren, was entschieden das Beste ist, denn dann haben sie es überstanden, wenn sie sich verheiraten. Die andern aber werden entweder wie Knudsen, der Magna niemals in Frieden lassen konnte, oder auch, sie sind ihren Frauen untreu, was doch schrecklich traurig ist.

Hieraus ersiehst Du, dass Deine kleine Mis eine vernünftige kleine Person ist, und obwohl sie es abscheulich findet, dass Ihr Männer Euch nicht beherrschen könnt, so will sie Dir doch nicht zürnen, weil Du ebenso bist wie die Anderen.

Dafür aber verlange ich, dass Du mir gegenüber ehrlich sein und mir Alles erzählen sollst. Du weisst jetzt, dass ich ganz gut Bescheid weiss, wie sich Alles verhält, deswegen kannst Du ganz ruhig mit mir darüber reden. Da ist namentlich Eins, wovor ich so bange bin, und worauf Du mir sofort antworten musst: Du küsst diese Art Damen doch wohl nicht? Das musst Du auf keinen Fall thun, Emil, versprich mir das, gieb mir Dein Ehrenwort darauf. Denn das würde mich sehr betrüben, und ausserdem soll es so gefährlich sein, darüber habe ich einmal den Vater und den Apotheker reden hören.

Und noch eine Frage möchte ich beantwortet haben, Emil. Ist so etwas nicht sehr kostspielig, und woher bekommst Du das Geld dazu? Ich habe mir etwas ausgerechnet, aber es ist keine Rede davon, dass Du es zu wissen bekommst, ehe wir verheiratet sind. Etwas furchtbar Amüsantes, aber es nützt nichts, dass Du mich fragst. Denn ich kann es Dir nicht sagen, obgleich es zu amüsant ist! Nein, nun will ich nur lieber nichts mehr sagen, denn sonst ist das Ende vom Liede doch noch, dass ich es Dir erzähle!

Aber was Du im letzten Brief über Dein Verhältnis zu Gott schriebst, hat mich sehr erfreut. Ich ersehe daraus, was ich mir auch schon dachte, dass Du Deinen Glauben an Gott nicht ganz aufgegeben hast. Du leidest unter Zweifeln und Anfechtungen, aber das ist sehr gut; selbst ein Mann wie der Hülfsprediger giebt zu, dass es Augenblicke in seinem Leben gegeben hat, wo er zweifelte. Hinterher ist er dann aber doppelt glücklich gewesen.

Leider haben die Leute in letzter Zeit sehr viel über uns Beide geredet. Ich kann nicht begreifen, woher die Gerüchte stammen, denn ich bin verschwiegen wie das Grab, — ausgenommen, dass ich mich Frederiksen, unserm Ladengehilfen habe anvertrauen müssen, nicht so geradezu, sondern nur ganz verblümt. Ich war dazu gezwungen, denn ich musste jemand haben, der mir die Briefe und Pakete für Dich besorgte und Deine Briefe in Empfang nahm, wenn ich des Morgens nicht aufgestanden war. Aber Frederiksen ist so treu wie Gold und hat sicher nichts erzählt. Auch von Deiner Tante Meta kann es doch wohl nicht herrühren, obwohl sie ja eine Ahnung davon hat. Das aber steht fest, die Klatscherei ist im besten Gange, und man stellt mir alle Augenblicke die anzüglichsten Fragen. Ich weise natürlich Alles zurück, aber es ist schrecklich schwer, so geradezu Nein zu sagen, wenn die Leute Einem sozusagen das Messer an die Kehle setzen. Aber Du musst um Gotteswillen nicht glauben, dass ich auch nur das Geringste zugestanden habe.

Denk nur, auch der Hülfsprediger muss davon gehört haben, denn gestern, als ich ihn in den Anlagen traf, und ein wenig mit ihm spazieren ging, fing er von Dir an und fragte, ob ich Dich gern leiden möchte. Das kam mir so überraschend, dass ich gar nicht antworten konnte, obgleich die Frage an und für sich ja eigentlich ganz unschuldig war, und ich glaube, ich bin ganz rot geworden. Ich konnte merken, dass er mich unausgesetzt ansah, obwohl ich das Gesicht abwandte, und dann sagte er: „Der Studiosus Holm soll ein recht begabter Mensch sein!“ Weiter sagte er nichts, aber er war während des ganzen Rückweges sehr schweigsam.

Ja, lieber Emil, wie entzückend es auch sein mag, heimlich verlobt zu sein, so sehne ich mich doch sehr danach, wenigstens Einigen unser Geheimnis anvertrauen zu dürfen. Es ist oft so schwer, niemand zu haben, dem man sein Herz ausschütten kann, namentlich da Alle darüber reden. Würdest Du sehr böse sein, wenn ich es Deiner Tante unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute? Denn dass ich es dem Hülfsprediger sagte, möchtest Du wohl nicht? Ich bin freilich fest überzeugt, dass wir uns auf ihn verlassen könnten, und ich würde am meisten Nutzen davon haben, da ich dann ja mit ihm sprechen könnte, falls ich selber einmal nicht aus und ein wüsste. Aber wenn Du es durchaus nicht willst, so reden wir nicht mehr davon,

Ja, so bist Du mich denn also, wie Du siehst, diesmal nicht los geworden. Ich hänge wie eine Klette an Dir fest, denn ich liebe Dich so innig, mein teurer Emil! Und wenn Du mich nur liebst, kannst Du meinetwegen gern ein wenig untugendhaft sein, — bis wir uns verheiraten, natürlich! Ich bin schrecklich stolz, dass ich so vernünftig bin.

Und nun gieb mir — aber keiner Andern, hörst Du — einen Kuss!

Deine

Emilie.

XVIII.

Rosenvänge, Villa Pax, den 9. Okt.

Lieber Emil!

Ich bedaure sehr, Dir mit dem Darlehen, um das Du mich bittest nicht dienen zu können. Nicht etwa weil meine Mittel es mir nicht erlaubten; auch finde ich es durchaus nicht wunderlich, dass Du mit dem Gelde, dass Du hast, nicht auskommen kannst. Nein, ich will Dir ganz offen sagen, weshalb ich mich nicht darauf einlassen kann.

Du schreibst in Deinem Brief — an und für sich würde ich es passender gefunden haben, wenn Du Dich mündlich an mich gewandt hättest — dass Du Deinen Vater, so weit es Dir möglich ist, der Last überheben willst, Dich während Deiner Studienzeit zu unterstützen, und dass Du aus diesem Grunde grössere Verpflichtungen auf Dich genommen hast, als Du erfüllen kannst. Ich mache Dir deswegen keine Vorwürfe, aber ich lege es Deinem Vater zur Last, dass er auf Dein Anerbieten eingegangen ist. Du weisst, dass ich meine Meinung ganz offen zu sagen pflege, selbst Deinem Vater gegenüber, der keinen Widerspruch duldet und in seinem Hause daran gewöhnt ist, niemals andre Meinungen zu hören, als seine eigenen. Dein Vater ist ein ausserordentlich braver Mann, aber, wie sonderbar es auch klingen mag, in gewisser Hinsicht ist er unbegreiflich leichtsinnig. Ich nenne es Leichtsinn, dass er seinen jungen Sohn nach Kopenhagen schickt, ohne zu ahnen, wie dieser sich hier durchschlagen soll. Er begnügt sich mit einer flotten Äusserung Deinerseits, dass Du selber schon für Dich sorgen willst und ist seelenfroh, so leichten Kaufes davon zu kommen, selber einen Ausweg schaffen zu müssen.

Jetzt, wo Du in Verlegenheit bist, willst Du Deinen Vater immer noch schonen, natürlich auch, weil Du seine Klagen und Vorwürfe fürchtest. Und statt dessen wendest Du Dich an mich; falls die Verhältnisse so lägen, dass Du allein in der Welt da ständest, würde ich Dir meinen Beistand nicht verweigern. Aber ich will nicht dazu beitragen, Deinen Vater der Lasten zu überheben, die zu tragen er doch der Nächste ist. Auf alle Fälle müsste Dein Vater mir vor. erst die Erklärung geben, dass er nicht imstande ist, Dir zu helfen. Dann würde ich ihm das erforderliche Geld leihen. Mein Standpunkt ist also, dass so lange Dein Vater lebt, die Hülfe für Dich durch ihn gehen muss. Er kann und darf nicht ausserhalb dieser Sache gehalten werden.

Du betonst in Deinem Brief wiederholt, dass Dein Vater von Deiner Verlegenheit nichts wissen soll. Ich will Dein Vertrauen, das

Du mir erwiesen hast, nicht missbrauchen, und weil Du es wünschest, will ich ihm nichts über diese Angelegenheit schreiben. Sonst würde ich Dir angeboten haben, ihm einen ganz ernsten Brief zu senden, denn ich glaube, dass er doch ein wenig Respekt vor mir hat.

Jetzt kannst Du Dir die Sache überlegen.

Deine getreue Tante
Caroline.

XIX.

Paulsen & Eriksen,
Kohlen-, Kokes- und Holz-Geschäft.

Kopenhagen, den 10. Oktober.

Herrn Stud. Holm!
hierselbst.

Lieber Emil!

In Erwiderung Deines geehrten Schreibens vom gestrigen Datum, erlaube ich mir zu bemerken: Es ist mein Prinzip, niemals Geld zu verleihen, namentlich finde ich es verwerflich, einem jungen Menschen Geld zu leihen, und ich möchte Dir den ernstgemeinten Rat geben, dass Du Dich vor Schulden hütest. Ich selber schuldete in meiner Jugend Andern eine beträchtliche Summe Geldes und habe das später bitter bereuen müssen; noch jetzt kann ich es den Menschen nicht verzeihen, die mir so unverantwortlich Kredit gaben. Es thut mir leid, dass Du wegen einer Summe von 300 Kronen in Verlegenheit bist, doch kann ich nicht leugnen, dass ich es unerklärlich finde, wie Du, der Du doch erst so kurze Zeit hier in der Stadt bist und alle Deine Mittagsmahlzeiten bei den Verwandten gratis einnimmst, schon eine so bedeutende Summe schulden kannst. Dein Vater, dem es auch schwer wird, mit seinem Gelde auszukommen, ersuchte mich im letzten Termin um ein Darlehn, doch musste ich ihm, wenn auch schweren Herzens, in Anbetracht meines Prinzips, eine abschlägige Antwort geben, was eine augenblickliche Verstimmung seinerseits zur Folge hatte. Hieraus wirst Du ersehen können, wie unrichtig es ist, wenn man in seinen Geldangelegenheiten nicht auf strenge Ordnung hält, und Du wirst es mir nicht verdenken, dass ich Dir dieselbe Antwort gebe, die ich Deinem Vater gab.

Ich benütze diese Gelegenheit, um Dir mitzuteilen, dass wir am Mittwoch einige junge Leute bei uns sehen. Es würde uns deswegen lieb sein, wenn wir auf Dich rechnen könnten.

Präcise 5 ½ Uhr.

Mit frdl. Gruss Dein
Onkel Paulsen.

XX.

Frederiksholmskanal, den 11. Oktober.

Lieber Freund!

Verzeih, aber als ich Deinen Brief las, konnte ich mich des Lachens nicht erwehren. So viel Umstände um einer so geringfügigen

Sache willen! Du sollst und musst binnen 8 Tagen 350 Kronen schaffen, sonst bist Du unglücklich! Ach, wie ich Dich beneidete. Wenn doch 350 Kronen auch einen Einfluss auf mein Glück haben könnten! In Bezug auf Geldangelegenheiten, mein lieber Holm, befindest Du Dich, abgesehen von Deinen übrigen zivilisierten Eigenschaften, auf einem höchst naiven Naturstandpunkte. Wenn ich von Deinen Qualen und Deiner Verzweiflung in Veranlassung Deiner Schuld von 350 Kronen lese, treten mir unwillkürlich meine ersten Kindheitserinnerungen wieder vor die Seele. Darf ich Dich, ganz offen, fragen: wie glaubst Du eigentlich, dass wir Andern es machen? Glaubst Du, dass mein Herr Papa mir die Hundertkronenscheine auf einem silbernen Theebrett serviert! Du kannst Gift darauf nehmen, dass er das nicht thut. Er ist in dieser Beziehung nicht besser erzogen, als es die Väter im Allgemeinen sind.

Wenn Du mich fragst, ob ich Dir helfen kann, so bereitest Du mir damit eine unsinnige Freude. Es ist ein kitzelndes Gefühl für mich, dass Du mich für einen Geldmann hältst. Aber leider bin ich nicht, wofür Du mich hältst. Ich bin — wenn auch in pompöserem Verhältnis — in genau derselben Lage wie Du. Gerade in diesen Tagen bin ich im Begriff, mir „Geld zu machen". Werd' nur nicht bange, es ist nichts Kriminelles dabei, ein Spiel, wenn gebildete Menschen Geld machen.

Und wenn es Dir Recht ist, will ich versuchen, Dir gleich die 350 mit zu machen, die Du haben musst. Ich kenne einen prächtigen Biedermann, der nette junge Leute aus guter Familie protegiert. Ich bin überzeugt, er wird sich glücklich schätzen, mit Dir in Geschäftsverbindung zu treten. Er hat politische und litterarische Interessen und kennt Deinen Vater aus den Zeitungen als angesehenen geschätzten konservativen Mann. Er wird es sich zur Ehre anrechnen, Herrn Oberlehrer Holm's hoffnungsvollem jungen Sohn aus einer momentanen Verlegenheit zu helfen, namentlich wenn der besagte junge Herr Holm von mir, seinem alten Kunden, empfohlen wird. Der Form halber verlangt er aber Bürgschaft. Einmal bin ich nun selber ein erprobter Bürge, und dann kann ich Dir auch leicht einen zweiten schaffen, nämlich Knudsen, der in seiner Eigenschaft als Beamter unter den Bürgen einen hohen Rang einnimmt und infolge seiner Bereitwilligkeit den Ehrennamen „der Universalbürge" trägt.

Deswegen frischen Mut und Schwamm über das Ganze! Komm morgen Vormittag zu mir, da lässt sich das kleine Geschäft leicht arrangieren. Du solltest aber doch lieber gleich 500 Kronen aufnehmen. Da hast Du doch einen kleinen Vorsprung.

Dein getreuer

William Svane.

XXI.

H., den 14. Oktober.

Lieber Emil!

Deine letzten Briefe haben mich mit einer gewissen Besorgnis erfüllt, nicht so sehr auf Grund dessen, was sie berichtet, oder vielmehr auf Grund dessen, was sie übergangen, ja gleichsam mit Fleiss

verschwiegen haben. So z. B. erzähltest Du in Deinem letzten Brief von der Generalversammlung im Studentenverein, wo die Frage über die Aufnahme von weiblichen Studenten zur Entscheidung gelangen sollte. Ich will ja nicht gerade sagen, dass Dein Referat gefärbt war, aber es ging doch durch das Ganze eine Art Bewunderung und Sympathie für diejenigen hindurch, die diesen revolutionären Vorschlag verteidigten. Und ich vermisste eine Mitteilung darüber, wie Du gestimmt hast. Es ist ja möglich, dass Du eine solche Mitteilung für überflüssig gehalten hast, Du kannst mir antworten, dass Du selbstredend die gute, konservative Sache stütztest. Aber so, wie ich Dein Referat auffasste, — vielleicht richtiger nach allem, was ich zwischen den Zeilen gelesen — überkam mich eine gewisse Angst, dass Du, verleitet durch die Beredsamkeit, die die Opposition stets so leicht zu ihrer Verfügung hat, für die Aufnahme der weiblichen Studenten gestimmt haben könntest.

Mir ist es nun aber ganz unfasslich, was junge Damen im Studentenverein zu thun haben sollen. Schon dass sie zum Studium zugelassen werden, ist an und für sich eine bedenkliche Sache, — es streitet gegen die natürliche Bestimmung der Frau, die sie auf die stillen Beschäftigungen im Hause verweist — aber, junge Damen in einem Verein für junge Leute aufzunehmen, selbst wenn die betreffenden Damen ihre Weiblichkeit noch so sehr über Bord geworfen haben — oder vielleicht gerade deswegen — das scheint mir so unvereinbar mit den einfachsten Gesetzen des Anstandes, dass ich wirklich ganz starr war, als ich hörte, dass der Vorschlag in der That grossen Anklang erzielte, wenn er auch — Gottlob — nicht angenommen wurde.

Aus Deinem Referat ersehe ich, dass von Seiten der angesehenen, erfahrenen Männer, die den Vorschlag bekämpften, sehr treffende und witzige Bemerkungen gefallen sind. Doch vermisse ich folgende, wie es mir scheint, auf der Hand liegende Bemerkung, die zu machen ich mir, wenn ich zugegen gewesen wäre, nicht enthalten haben würde, da ja die Verhandlungen ausschliesslich unter Männern geführt wurden: Wie will man sich über die „natürlichen“ Schwierigkeiten hinwegsetzen, die zweifelsohne daraus entstehen müssten, wenn junge Herren und junge Damen demselben Verein angehörten? hat man denn garnicht bedacht, welcher Gefahr das Schamgefühl des jungen Menschen ausgesetzt würde, wenn die Herren und Damen bei den animierten Studentengelagen, wo der Ton doch nicht allemal „salonfähig“ bleiben kann, auf kameradschaftliche Weise mit einander pokulieren?

Dass bei solchen Gelagen Worte fallen, die nicht allemal züchtig sind, ist begreiflich und verzeihlich, darin liegt im Grunde keine Gefahr und auch kein Unrecht. Wenn das nun aber in Gegenwart von jungen Damen geschieht, mögen sie noch so emanzipiert sein, da wird das roh und anstössig, führt zu Liebeleien und vielleicht zu noch Schlimmerem. Denn um zu meinem ursprünglichen Gedanken zurückzukehren: man kann sich ohne Frivolität nicht über die „natürlichen“ Schwierigkeiten hinwegsetzen.

Nein, mein lieber Emil, glaub Du mir, — und ich hoffe doch, dass Du meine Worte noch ebenso hoch stellen wirst, wie die der liberalen Herren Studenten — dies Bestreben, den Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern verwischen und den Frauen Gleichberechtigung mit den Männern geben zu wollen, das sind nur Narrenstreiche, das

ist eine moderne Erfindung, die, dessen kannst Du sicher sein, keine Zukunft hat. Dass aber der Studentenverein auch in diesem Punkt Neigung verrät, den Fusstapfen des radikalen Studentenklubs zu folgen, erscheint mir sehr betrübend und unwürdig. Ich verstehe wirklich nicht, wie ordentliche und anständige Eltern ihren jungen Töchtern erlauben können, an den Bohème-Gelagen in jenem Klub teilzunehmen! Ich weiss, dass es mir widerwärtig gewesen sein würde, wenn ich seiner Zeit Deine Mutter bei einem Studentengelage getroffen hätte! Wo bleiben Schönheit und Poesie, wenn die Frau nicht rein und unwissend bewahrt wird, wenn sie nicht mehr als das Unschuldsideal dasteht, das wir ehren und zu dem wir aufsehen können?

Es würde mich freuen, zu hören, was Du zu diesen meinen Bemerkungen zu sagen hast. Ich würde überhaupt Wert darauf legen, wenn ich aus Deinen Briefen Deine persönlichen Ansichten etwas deutlicher erkennen könnte. Ich habe zuweilen den Eindruck, als fürchtetest Du Dich gleichsam, den Kern der Sache zu berühren, — was eigentlich die Veranlassung zu den Betrachtungen dieses Briefes gewesen ist.

Hoffentlich wird Deine Antwort die Besorgnisse beschwichtigen, die Deine letzten Briefe in mir wachgerufen haben.

Teile mir auch mit, wie es mit Deinen Geldangelegenheiten steht. Solltest Du in grosser Verlegenheit sein, so könnte ich es vielleicht einrichten, Dir im nächsten Monat einen Zuschuss von zwanzig Kronen zukommen zu lassen, — das würde dann sicher für eine Zeit lang Hochflut in Deine Kasse bringen.

Alle Hausgenossen grüssen Dich herzlichst.

Dein treuer Vater.

XXII.

Kopenhagen, den 17. Oktober.

Lieber Vater!

Als ich noch daheim in H. war, bin ich niemals auf den Gedanken gekommen, dass ich eine andere Ansicht haben könnte als Du. Alle Menschen in H. wenigstens Alle, mit denen wir verkehrten, hatten ja so ungefähr dieselben Ansichten wie Du, und Du warst gleichsam der Tonangebende für die Andern. Was Du sagtest, war das Richtige, und damit waren Alle zufrieden, denn sie beugten sich Deiner Bildung und Überlegenheit. Und wenn sich das schon ausser Hause so verhielt, so war es in noch weit höherem Masse daheim bei uns der Fall. „Der Vater hat es gesagt," „Der Vater meint," — das ist, seit wir Kinder noch ganz klein waren, beständig der Orakelspruch gewesen, dem gegenüber alle Einwände verstummten. „Der Vater hat es gesagt," — da musste es sich ja so verhalten. „Der Vater meint," — da wussten wir, was wir zu meinen hatten. Und bis zu meinem 14., 15. Jahre glaube ich, ist nicht einmal der Gedanke in mir aufgestiegen, dass es überhaupt anders möglich sein könne. „Vaters Ansicht" gegenüber hörte jegliches selbständige Denken in meinem Gehirn auf; wenn ich bis dahin gelangte, schloss ich meinen eigenen Verstand ein, und übernahm blindlings die Ansicht, die als einzig richtige fertig vor mir

lag. Ich versichre Dir, ich glaubte buchstäblich, dass es keine andere Ansicht geben könne als die Deine, und als die wunderbarste Begebenheit meiner Kindheit hat sich meinem Gedächtnis auch eine Scene zwischen Dir und Tante Caroline eingeprägt, die bei uns zu Besuch war. Worüber ihr sprachet, weiss ich nicht. Meine Aufmerksamkeit wurde erst erregt, als die Tante plötzlich mit lauter Stimme zu Dir sagte: „Ja, das meinst Du nun, aber Du meinst oft etwas vollständig Verkehrtes, und ich nehme mir jedenfalls die Freiheit, meine Meinung für mindestens ebenso gut zu halten wie die Deine." — Was ich in dem Augenblick empfand, lässt sich schwerlich beschreiben. Dass aber der Tante was ganz Entsetzliches für diese vermessene Rede zustossen müsse, davon war ich fest überzeugt. Aber dann geschah nichts weiter, als dass Du ganz freundlich sagtest: „Na, na, Line, wir wollen uns doch nicht erzürnen!" Da dachte ich bei mir: Der Vater hält Tante Caroline gewiss für sehr dumm, da er es nicht einmal der Mühe wert hält, sie zurechtzusetzen.

Damals war ich noch ein Kind. Im Übergangsalter aber, als ich anfing erwachsen zu werden, konnte es natürlich nicht ausbleiben, dass sich ketzerische Gedanken bei mir einstellten. Doch war die Pietät in mir so gross, dass ich sie immer gewaltsam zurückdrängte. Ich wollte, ich durfte nicht zu dem Resultat gelangen, dass ich andere Ansichten hegte als Du. Und ohne dass Du Dich darüber geäussert hättest, war ich überzeugt, dass Du ganz entsetzt sein würdest, wenn ich eines Tages mit einer selbstständigen Meinung auftreten wollte, d. h. ich glaubte eigentlich garnicht, dass es Dir einfallen könnte, dass ich imstande wäre, etwas Anderes zu meinen als dasselbe, was Du meintest.

Dann kam ich hierher nach Kopenhagen, und über das, was hier mit mir vorgegangen ist, kann ich nur sagen, dass mir zu Mute gewesen ist, als sähe ich im Theater eine Landschaft aus Finsterniss und Nebel in Licht und hellen Sonnenschein übergehen: ein Florvorhang nach dem andern hob sich, heller und heller ward es in mir, — noch jetzt fühle ich, dass noch vieles fehlt, bis Alles offenbart ist, aber das, was ich bereits sehe, ist so viel reicher, strahlender, so viel wechselvoller, zusammengesetzter, als Alles, was ich bisher gesehen habe; mir ist zu Mute, als wäre ich lebendig in einer Höhle begraben gewesen, als schaute ich erst jetzt die Erde, den Himmel, das Leben und die Welt. Wie aber ist die Verwandlung vor sich gegangen? Die Erklärung liegt ganz einfach darin, dass ich erst hier in der Hauptstadt gelernt habe, meine eigenen Augen, meine eigenen Gedanken zu gebrauchen, dass ich erst hier Vertrauen dazu gewonnen habe, dass Alles was Leben heisst, auch für mich angerichtet ist, dass auch ich, wie jeder Andere, Umschau halten, wählen und verwerfen, mit andern Worten: meine eigene Meinung haben darf.

Nur eins that meiner Freude Abbruch. Nämlich der Gedanke an Dich. Sobald ich an Dich dachte, war es mir, als senke sich ein grosser, mächtiger Schatten herab, der Schatten aus meiner Kindheit „Vaters Ansicht", die Autorität, an der niemand zu rütteln vermochte, zu rütteln wagte. Und wieder hiess es: Was wird der Vater sagen? Wird der Vater Dir erlauben, andere Ansichten zu hegen wie er? Wird der Vater es verstehen, dass Du jetzt erwachsen bist und Anspruch auf geistige Selbständigkeit machen darfst.

Du hast vollkommen Recht, wenn Du schreibst, dass meine letzten Briefe ein wenig flau gewesen sind. Jedes Mal, wenn ich eine Ansicht hatte, von der ich annehmen durfte, dass sie mit der Deinen nicht in Einklang stand, dachte ich bei mir: Es wird das beste sein, leicht darüber hinzugleiten. Lügen wollte ich nicht, aber auf der andern Seite war ich zaghaft, ganz wahr zu sein.

Wie freut es mich, dass Du selber mich nun aufforderst, meine Ansicht offen auszusprechen. Denn so wie ich Deinen Brief aufgefasst habe, so wie ich ihn jedenfalls gerne auffassen möchte, wirst Du mein Vertrauen zu schätzen wissen, selbst wenn es sich herausstellen sollte, dass unsere Ansichten nicht allemal in Einklang stehen. Und ich, lieber Vater, hege keinen grösseren Wunsch, als dass das Verhältnis zwischen uns sich so gestalten möchte, dass ich offen und ehrlich mit Dir reden kann. Wir Jungen haben natürlich über mancherlei Dinge ganz andere Anschauungen als Ihr Älteren, aber wenn Ihr nur versuchen wolltet ein wenig Verständnis für uns zu haben, so würden wir mit Freuden die Belehrung und Anleitung hinnehmen, die uns aus dem Gedankenaustausch mit Euch erwachsen könnte.

Dies war eine lange Einleitung zur Beantwortung Deiner Frage, wie ich in der Generalversammlung im Studentenverein in Bezug auf die Aufnahme der weiblichen Studenten gestimmt habe. Du wirst indessen wohl schon herausgefühlt haben, dass ich für die Aufnahme stimmte, dass ich also in diesem Punkte eine andere Auffassung habe als Du.

Du meinst, der Ton im Verein würde roh und frivol werden, wenn die weiblichen Studenten aufgenommen werden. Verzeih, lieber Vater, aber ich finde, dass dies eine gar zu massive Auffassung der Sache ist. Ich kann mir nicht denken, dass die Studenten jemals so wenig gebildet gewesen sein sollten, dass sie nicht mit jungen weiblichen Wesen auf zwanglose Weise zusammen sein könnten, ohne gleich ordinär zu werden. Heutzutage wenigstens würde in der Beziehung keine Gefahr vorliegen, und einen brillanten Beweis dafür liefert uns gerade der radikale Studentenklub, in dem der Ton, gerade weil dort junge Damen zugegen sind, ausserordentlich nobel ist. Das geben selbst die eifrigsten Gegner dieses Klubs zu. Nach dieser Richtung hin würde die Aufnahme weiblicher Studenten nur zum Vorteil des Vereins sein. So handelt es sich denn folglich nur noch um die Rechtsfrage. Und da kann ich wirklich nicht einsehen, dass wir männlichen Studenten irgend ein anderes Recht zur Ausschliessung der weiblichen Studenten aus dem Studentenverein haben sollten, als das des Stärkeren. Es ist ja ein Verein für Studenten, andere Anhaltspunkte haben wir nicht. Damals, als der Verein gestiftet wurde, gab es nur männliche Studenten, ergo wurden damals nur junge Männer aufgenommen. Jetzt aber wo die Studenten teils Männer, teils Damen sein können, muss der Studentenverein konsequent, sowohl allen Herren wie allen Damen offen stehen, die das Abiturientenexamen gemacht haben.

Für Dein edelmütiges Anerbieten, mir vielleicht im Laufe des Monats einmal 20 Kronen senden zu wollen, danke ich Dir vielmals. Natürlich würde eine solche Summe mir sehr willkommen sein; doch musst Du Dir deswegen keine weiteren Umstände machen. Es hat immer Zeit damit, z. B. bis zum December oder auch bis Neujahr.

Mit herzlichen Grüssen für Alle

Dein getreuer Sohn Emil.

XXIII.

H., den 17. Okt.

Mein lieber, guter Junge!

Ich bin ganz aufgeregt über die Neuigkeit, die mir Fräulein Schmidt — oder Emilie, wie ich sie jetzt wohl nennen muss — gestern Abend anvertraute. Es machte einen solchen Eindruck auf mich, dass mir die ganze Nacht kaum Schlaf in die Augen gekommen ist

Wenn ich mir vorstelle, dass Du wirklich verlobt bist! Grosser Gott, es ist mir, als sei es gestern gewesen, als ich dich des Morgens zu Fräulein Fabianson zur Schule brachte! Welch ein prächtiger kleiner Kerl Du damals warst in kurzen Hosen, Winterüberzieher mit Pelzkragen, einer kleinen Pelzmütze, die Dir immer schief auf dem Kopf sass, und einem Tornister auf dem Rücken. Du stolziertest höchst wichtig von dannen und mochtest es im Grunde garnicht, dass die Tante Dir bis an die Schule das Geleite gab.

„Das wäre so görig!" sagtest Du. Und weisst Du noch, als Deine kleine Schwester geboren war, und Du sie durchaus in Deinem Tornister mit in die Schule nehmen wolltest, um sie Fräulein Fabianson zu zeigen? Ach, die gute, dicke Fabianson! Die ist nun auch schon tot und heimgegangen. Sie sollte nur ahnen, dass ihr Liebling Emil, dem sie die Hälfte seines Schulgeldes schenkte, damit er die Theatervorstellungen besuchen könne, — dass er jetzt ein verlobter junger Herr ist!

Ja, wahrlich, ganz wunderbar will es mir erscheinen, und, mein lieber Junge, Du bist ja auch eigentlich noch reichlich jung zum Verloben. Aber ich will nichts dazu sagen. Der Eine findet diejenige, die er lieb hat, in jungen Jahren, und der Andere findet sie erst, wenn er ein reifer Mann ist. Und Beides kann zum Segen sein, wenn die Betreffende ein braves, vernünftiges, liebevolles Mädchen ist, und das glaube ich, ist Emilie. Sie war wirklich ganz reizend, als sie mir das Geheimnis anvertraute; sie weinte und lachte und umarmte mich und bat mich, auch ihr eine gute Tante zu sein — und sie ein klein wenig lieb zu haben. Und dann meinte ich auch, — Du kannst Dir vorstellen, dass, wenn uns jemand in dem Augenblick überrascht hätte, er kaum auf den Gedanken gekommen wäre, dass wir ein freudiges Ereignis feierten.

Nun will ich Dir aber doch sagen, dass mir das Ganze nicht vollständig überraschend kam. Ich hatte mir so allerlei dabei gedacht, als Emilie plötzlich ein so lebhaftes Interesse für mich fasste. Und es wurde mir auch nicht sehr schwer, zu entdecken, dass sie Dich sehr in ihr Herz geschlossen hatte, — was ich ihr keineswegs verdenken kann, denn, offen gestanden, wenn ich ein junges Mädchen wäre, würde ich mich auch bis über die Ohren in Dich verlieben. So habe ich auch niemals an die Gerüchte geglaubt, die hier in der Stadt kursieren, dass sich nämlich Emilie mit dem Hülfsprediger Herrn Möller verloben soll. Sie ist allerdings sehr von ihm begeistert, — ich meinerseits teile diese Schwärmerei nicht, — aber sie bewundert nur den Geistlichen und den Kanzelredner in ihm.

Aber was ist mir denn nur einmal! Ich habe ja gänzlich vergessen, Dir zu gratulieren! Nun, dass ich Dir das allergrösseste Erdenglück wünsche, darüber bist Du hoffentlich nicht im Zweifel. Ich will

von ganzem Herzen hoffen, dass die Liebe, die Du jetzt empfindest, von Bestand sein und wachsen möge, und dass Emilie Dir einstmals eine gute Frau wird, die es versteht, Dich glücklich zu machen, wie Du es verdienst. Dass sie Dich ganz schrecklich lieb hat, davon bin ich überzeugt. Wenn sie nur ein klein wenig ruhiger werden wollte! So einnehmend sie sein kann, so kann sie doch zuweilen ganz wunderbare Dinge sagen, finde ich. Aber man spricht ja überhaupt heutzutage über die wunderlichsten Dinge, und es werden Sachen eingehend beredet, die wir in unserer Jugend uns gehütet hätten, auch nur zu berühren. Viele alte Menschen kommen daher leicht dazu, die jetzige Jugend strenge zu beurteilen; und das möchte ich sehr ungern thun. Wenn man die Sache bei Licht betrachtet, mögen die modernen Sitten ja ebenso gut sein wie die altmodischen, die freilich in der Form anziehender, für unfeste Gemüter aber durchaus nicht ohne Gefahr waren.

Unter den vielen Gedanken, die mir über Nacht durch meinen alten Kopf schwirrten, war natürlich auch der: Was wird Dein Vater doch dazu sagen? Ich bin fest überzeugt, wenn er es jetzt erführe, würde er ganz entsetzt sein. Dein Vater kann so garnicht verstehen, dass Ihr Kinder den Kinderschuhen entwächst. Auf der andern Seite wird er kaum etwas gegen die Partie einzuwenden haben. Emiliens Vater ist ja einer der geachtetsten Männer der Stadt, wenn er auch kein Beamter ist, und ausserdem einer der wohlhabendsten. Ja, mein lieber Emil, man kann ja fast sagen, dass Du eine gute Partie gemacht hast. Und selbst wenn Dein Vater, ebenso wenig wie ich, der Ansicht ist, dass das Glück hier auf Erden vom Gelde abhängt, so lässt es sich doch nicht leugnen, dass es eine grosse Annehmlichkeit ist, nicht jeden Groschen erst dreimal umdrehen zu brauchen.

Nun ja, mit Gottes Hülfe wird sich das Alles schon finden! Vorläufig seid Ihr ja heimlich verlobt, und Ihr könnt Euch darauf verlassen, ich bin schweigsam wie ein Grab. Kann ich Euch aber auf irgend eine Weise behülflich sein, so kommt nur zu mir, selbst wenn ich Gefahr laufen sollte, es mit dem Vater zu verderben. Ich habe mir schon ausgemalt, wie amüsant es in den Weihnachtsferien werden wird, wenn Emilie „zufällig“ in meinem Zimmer mit Dir zusammentrifft!

Ach ja, die Weihnachtsferien! Du kannst mir glauben, das Wort liegt mir in den Gedanken, ebenso wie Dir.

Deine liebe Emilie bat mich, Dir einen Gruss und einen Kuss zu senden. Den Gruss versprach ich zu bestellen, den Kuss glaubte ich, nähmest Du am liebsten direkt von ihr.

Herzlichst

Deine Tante

Meta.

XXIV.

Sölvgade 43 II über den Hof. 20. 10. 1892.

Lieber Mil!

Hoffentlich bist Du nicht gar zu wütend über die Bescheerung gestern Abend, aber das kam daher, dass ich das Glas Bier auf all das andere trank, was ich schon getrunken hatte, und was ich nicht

vertragen konnte. Aber es war auch unrecht von Dir, mich mit diesem Svane zusammenzubitten, der ein so gründlich blasierter, ekliger Herr ist, und der nichts weiter that, als dass er mich neckte. Und zuletzt, als Du hinausgegangen warst, wurde er geradezu unverschämt gegen mich und kniff mich überall, und nahm mich auf den Schooss und liess mich erst los, als er dachte, dass ich schreien würde, was ich auch that, so dass der Kellner hereinkam. Aber das war alles, während Du draussen warst, daher weisst Du nichts davon. Aber weil ein Herr unverschämt gegen einen ist, muss man sich doch nicht so vergessen, wie ich es gethan habe, als ich ihm das Glas ins Gesicht warf, aber dass der Kneifer zerbrach, das hatte ich nicht gewollt, und deswegen kannst Du ihn gern um Entschuldigung bitten, wenn Du Lust dazu hast.

Und nun will ich hoffen, dass Du mir von Herzen verzeihst. Ich will künftig auch ein gutes Mädchen sein, und ich will Dir alle die bösen Worte nicht nachtragen, die Du in der Droschke zu mir sagtest, denn ich weiss sehr gut, dass Du heftig warst. Aber weil Svane Dein Freund ist, musst Du nicht von mir verlangen, dass ich wieder mit ihm zusammenkommen soll, denn dann stehe ich für nichts.

Ich bin den ganzen Tag in fürchterlicher Stimmung gewesen. Erstens war ja die Hölle los, weil ich so spät nach Haus gekommen war, und Vater sagte, er möchte mich nicht mal mehr schlagen, denn ich wär' es nicht wert, dass ein anständiger Mann mich anrührte. Und das Ende vom Liede ist ja, dass sie mich aus dem Haus rausschmeissen, und was dann? Aber daran will ich garnicht denken, wenn Du mich nun wieder so lieb haben willst, wie früher, dann bin ich glücklich, selbst wenn ich Schelte und Prügel kriege und auf der Strasse liegen muss.

Und wenn Du so recht lieb sein willst, dann erlaubst Du mir, heute Abend zu Dir zu kommen. Gieb dem Jungen eine Antwort mit, ich warte an der Ecke auf ihn. Ich bin heimlich ausgerissen, während Vater seinen Mittagsschlaf hielt.

Einen freundlichen Gruss und viele Küsse von

Male.

XXV.

H., den 21. Oktober.

Lieber Emil!

Du kannst mir glauben, bei Euch zu Hause herrscht eine nette Stimmung in Veranlassung des letzten Briefes, den Du an Deinen Vater geschrieben hast. Ich war heute Vormittag bei Tante Meta und traf sie ganz in Thränen aufgelöst. Was Du eigentlich geschrieben hattest, wusste sie nicht, denn Dein Vater hatte den Brief niemand zeigen wollen, aber er soll ganz ausser sich sein und sagen, Du seiest ein verlorener Sohn. Du musst mir umgehend mitteilen, was Du geschrieben hast. Emil! Ist es etwas über Religion? Ja, das ist es natürlich; ich habe die ganze Zeit hindurch ein Gefühl gehabt, dass es ein schlimmes Ende nehmen würde. Und das sage ich Dir ganz offen, Emil, ich verheirate mich nicht mit Dir, ehe Du nicht auf andere Gedanken gekommen bist, das kann ich nicht, wie lieb ich

Dich auch habe. Du ahnst natürlich garnicht, wie entsetzlich solche Freigeisterei im Grunde ist. Mir sind auch erst in der allerletzten Zeit die Augen so recht dafür geöffnet worden. Ich will Dir nämlich sagen, dass der Hülfsprediger am letzten Donnerstag eine Reihe aufklärender, erbaulicher Vorträge für die jungen Damen der Stadt eröffnete. Er kommt abwechselnd in die Häuser; am ersten Donnerstag waren wir bei Bürgermeisters versammelt, gestern waren wir bei uns; wir waren im Ganzen fünfzehn junge Mädchen, und von Älteren ist stets nur die Frau des Hauses anwesend. Er spricht von 7—8, dann essen wir zu Abend und reden über das, was er gesagt hat, oder auch er liest uns ein Dichtwerk vor, etc. Bisher haben wir noch keine Zeit zum Vorlesen gehabt, denn die Diskussionen mit ihm nahmen uns ganz in Anspruch. das ist aber auch sehr lehrreich und interessant. Das Thema für seine Vorträge diesen Winter lautet „der moderne Unglaube", und das sind ja ganz schreckliche Dinge, zu denen der Unglaube führen kann, so wie z. B. diese entsetzlichen Sittlichkeitsverbrechen, von denen die Zeitungen dieser Tage melden, und der Betreffende soll ja ein Opfer der modernen Anschauung sein, dass man nur das thun soll, wozu man Lust hat. Aber darum enden auch alle modernen Bücher mit Selbstmord und Verzweiflung. Jeden Abend, wenn der Hülfsprediger gesprochen hat, schreibe ich aus dem Gedächtnis alles nieder, was er gesagt hat, und wenn das Ganze fertig ist, will ich Dir das Buch schicken, ich glaube, Du wirst Nutzen davon haben.

Aber nun muss ich schliessen, denn ich habe heute noch schrecklich viel vor. Wir hängen neue Wintergardinen auf und ich soll zum Chokoladetrinken zu Franziska Petersen, Konditor Petersens Tochter. Da werden Prämien für diejenigen ausgesetzt, die die meisten Windbeutel essen können. Ich bin schon ganz besorgt um meinen Magen. Im vorigen Jahr bekam ich den zweiten Preis, ein Visitenkartentäschchen.

Von Neuigkeiten ist nur zu vermelden, dass eine Schauspielertruppe in die Stadt gekommen ist. Eine von den Damen ist sehr hübsch, aber man erzählt sich allerlei Schlimmes über sie. Da soll was zwischen ihr und dem Apotheker sein!

Und nun schreibe mir auch gleich, was das ist mit Dir und Deinem Vater, hörst Du, Emil? Und dann denke ein wenig über das nach, was ich Dir gesagt habe. Wenn Du mich w i r k l i c h lieb hättest, könntest Du Deine Ansichten sehr gut ein wenig ändern!

Tausend Küsse, Du böser Junge,

von

Deiner Dich liebenden

Emilie.

XXVI.

Liebes, kleines Fräulein Pastor!

Ich danke Ew. Hochehrwürden für die letzte, schöne Busspredigt. Es thut mir indessen herzlich leid, dass ich nicht darauf reflektiren kann.

Scherz beiseite. Dein letzter Brief, liebe Emilie, hat mich überrascht und betrübt. Was würdest Du mir wohl antworten, wenn ich zu Dir sagte: „Du könntest doch mir zu Liebe gern Freigeist werden?" Wenn ich so etwas zu Dir sagte, würdest Du mich mit gutem Grund

entweder sehr gedankenlos oder sehr rücksichtslos finden. Und Du würdest mir antworten: Verlange von mir, dass ich Dir zu gefallen ein blaues Kleid anziehen soll statt eines grauen, verlange aber nicht als Zeichen meiner Verliebtheit, dass ich meine tiefsten und heiligsten Gefühle ändere.

Es ist vielleicht nicht richtig von mir, dass ich die letzte Bemerkung, mit der Du Deinen Brief beschlossest, so feierlich auffasse. Vielleicht hat meine kleine Mis das Alles nur Scherzes halber geschrieben. Aber ich kann mich nun einmal nicht von dem Eindruck befreien, dass der — wenn auch unbewusste — Gedanke dahinter liegt, dass wir, die wir keine kirchlich Gläubigen sind, weniger überzeugt von unserm Glauben sind als Ihr von dem Euren. Deshalb will ich Dir denn ein für alle Mal sagen, dass, was ich glaube, und was ich nicht glaube, mir eine ebenso heilige Religion ist, wie es das Christenthum den aufrichtigen Christen ist. Ich kann unter Zweifeln und Anfechtungen leiden, ich behaupte ja nicht, dass meine Entwicklung abgeschlossen ist, ich komme vielleicht schliesslich noch dahin, dass ich etwas ganz anderes glaube, als was ich momentan glaube; aber unter allen Umständen verlange ich denselben Respekt für meine Anschauungen, mein Glaubensleben, wie Ihr für die Euren. Ich entsinne mich, dass Du mir einmal schriebst, Du wolltest mich nicht mit Bekehrungsversuchen „plagen“, Du hegtest aber die stille Hoffnung, dass ich durch das Zusammenleben mit Dir zu dem Glauben gelangen möge, den Du für den rechten hieltest. Das, finde ich, ist ein schöner Standpunkt, den Du Dir bewahren solltest. Dass ich nicht glaube, dass Deine Hoffnung in Erfüllung geht, dass ich vielmehr hoffe, Dich zu meinen Anschauungen bekehren zu können, ist ja eine Sache für sich. Wenn ich nämlich meine Meinung ganz offen sagen soll, so will es mir scheinen, als wenn Du eine Bekehrung ebenso notwendig gebrauchen könntest wie ich. Deine Äusserungen haben in letzter Zeit so einen herben theologischen Anstrich, der mir für ein schönes, liebenswürdiges junges Mädchen sehr wenig empfehlenswerth erscheint. Nicht als ob ich Dir jetzt eine Predigt halten wollte; doch möchte ich es Deinem gesunden, natürlichen Urteil in aller Bescheidenheit anheimstellen, ob Du Dich nicht allzu bereitwillig als Sprachrohr des Herrn Hülfspredigers benutzen lässt. Ich kenne ihn ja nicht, aber wenn er sich wirklich dazu hergegeben hat, diesen sehr wenig zartfühlenden Trumpf mit jenem Sittlichkeitsverbrechen auszuspielen, so muss er ein ausserordentlich niedrigstehendes Exemplar seiner Rasse sein. Und in dem Falle bitte ich Gott, er möge Deine unverderbte junge Seele davor bewahren, in seine Klauen zu geraten. Du musst nun aber nicht glauben, dass ich dies sage, weil der Hülfsprediger und ich so ganz entgegengesetzte Anschauungen haben. Eine Äusserung wie die seine über Sittlichkeitsverbrechen und die moderne Litteratur charakterisiert den Betreffenden ganz im Allgemeinen als Menschen. Er würde, wenn er kein Geistlicher, sondern ein Freidenker wäre, genau dieselben Infamien begehen. Er würde z. B. aus der Oftedalschen Affaire, die kürzlich in Norwegen so viel von sich reden machte, die Schlussfolgerung ziehen, dass alle Geistlichen einen schlechten Lebenswandel führen.

Über dies Alles habe ich ganz vergessen, Deine Frage: was ich meinem Vater in meinem letzten Brief geschrieben? zu beantworten.

Ich schrieb gewissermassen dasselbe, was ich in diesem Brief geschrieben habe. Dass ich mir die Freiheit nehme, meine eigenen Ansichten zu haben, und dass ich nur zu sagen gedenke, was ich wirklich meine. Da ich noch keine Antwort erhalten habe, verhält es sich wohl wirklich so, wie Du schreibst, dass nämlich der Vater meine Offenherzigkeit übel aufgenommen hat. Das thut mir natürlich sehr leid, aber ich kann nicht einsehen, dass ich verkehrt gehandelt habe. Wie es auch gehen mag, freue ich mich, dass ich mich ihm gegenüber ausgesprochen habe.

Grüsse Tante Meta tausend Mal. Sie ist die aufrichtigste Christin, die ich kenne. Sie trägt das Gesetz mit sich herum, — nicht in einem kalten, toten Katechismus, sondern in ihrem lebenden, warmen Herzen.

Dein Dich liebender

Emil.

(Fortsetzung folgt.)

PETER NANSEN.

VON

FELIX POPPENBERG.

Vor sechs Jahren schon bin ich ihm begegnet. In einer Zeitschrift wars, die den Namen unseres teuren Vaterlandes trug, und lang vor der Jubiläumsfeier ihres Paten sang- und klanglos verscholl. Gedichte in Prosa waren da gedruckt. Ganz kurze, verklingende Takte voll weicher schwebender Poesie. Die Melancholie der weissen Nächte des Nordens lag warm darüber; einsame Sehnsucht zitterte hindurch, wie verwehter Saitenklang in den Baumzweigen schlummernder Gärten. Das Liebesleid, das hier sich aussprach, war nicht bitterschmerzlich, es war ein süsses, zärtlich gehegtes Leid, ein Notturno des Gefühls, voll wunden Glückes.

Peter Nansen stand zu Häupten dieser lyrischen Suite.

Jahre vergingen, da traf ich ihn wieder. Und er kam als ein lächelnder Ironiker, ein Lebenskünstler und Lebensgeniesser; er plauderte mit spöttischen Lippen, die das Ernstnehmen verlernten, von einer glücklichen Ehe, ein brillanter Causeur. Wir hörten ihm zu, umstrickt von seinem Charme, wie dazumal. Seitdem ward er ein lieber, feiner Gast, der denen, die ihn zu fühlen fähig sind, in kleinen, intimen Büchern zugleich mit seiner Seele einen Teil ihrer eigenen entschleiert. — Von der „glücklichen Ehe" und „Juliens Tagebuch" bis zur „Maria" und dem „Gottesfrieden". In der Künstlerpsyche dieses Dänen grüssen wir, tief berührt, alle jene Mischungen und Widersprüche, jene komplizirten Assoziationen und Nuancen, mit denen die Sensitiven unserer Zeit gezeichnet sind.

Dies quälende Durcheinanderfluten von Skeptizismus, Gefühlsironie und verhaltener Sentimentalität. Der ewige Zweifel an den eigenen Gefühlen,

der zersetzende Hohn und das quälerische Misstrauen, das in achselzuckender Resignirtheit sagt: „Wer kennt sein Herz morgen?“ Daraus resultirend, die stolze, ängstliche Scheu vor Gefühlserklärung und vor innerer Preisgabe, der spröde spöttische Mund. Lebenssucht und Genussdurst wechseln mit tiefster Müdigkeit und mattestem Ueberdruss. Die Nerven sind so zuckend reizbar und verzogen, dass alles, was dem überfeinen Stimmungsmenschen unsympathisch in den Weg tritt, ihm physische Schmerzen bereitet. Menschen, die ihm nicht gefallen, thuen ihm körperlich durch ihre Gegenwart weh. Daher das drängende Unabhängigkeitsbedürfniss, das Grauen vor dem Programm, der Verpflichtung, vor dem Reglementeinerlei des Alltags, vor der Ehe. Er ist ein Aesthet, der sich sein eigenes Leben heimlich und schmeichlerisch einrichtet, und die grobbanale Wirklichkeit ängstlich von den Grenzen seines Reiches wehrt. Er ist ein Aesthet, und vom Gesichtspunkt der Aesthetischen beurteilt er die Dinge dieser Welt; vom Gesichtspunkt des Geschmacks, der Wirkung, ob es ihm wohlthut oder ihn brüskirt.

Er liebt den Luxus des Lebens, die seltenen Kunstreize und das zärtliche Intérieur, das dem Künstler eine eigene selbstgeschaffene Welt ist, ein Werk seiner Individualität, das ihm gleich sei.

Er möchte sich mit Schönheit umgeben und das geringste Gerät, die kleinste Handlung des dürftigen Lebens seinem Feingefühl dienstbar machen. Darum liebt er das Gold. Es ist die edle Goldjagd, die das Gold als solches verachtet, es aber begehrt als Mittel zum Zweck, um das plumpe Wesen der Welt sich zu verfeinern; so rinnen ihm die Kronen durch die Finger für kapriziöse Bibelots, für Seiden und Spitzen, in die er die wechselnden Herrinnen seines Herzens hüllt.

Er ist Erotiker. Immer wieder versucht er das Spiel changirender Gefühle. Ein Liebeskünstler voll Phantasie und Kulturraffinement.

Kein sinnlicher Stürmer mehr, den der Drang des heissen Jugendblutes mit brutaler Stachelpeitsche zur Attake hetzt, sondern ein Stratege voll feiner Geduld, der wartet und lauscht, bis die weisse Fahne Ergebung winkt.

Und in diesem holden Plänkeln, diesem Fackeltanz der Herzen, dem flüsternden Neigen, dem Meiden, Fliehen, Wiederfinden und Umwinden entdeckt er sich eigensten Genuss. Er sucht nicht die Tragödienliebe, nicht die „grande Passion“, er fürchtet viel zu sehr den Ernst und die Verantwortung, das thränenschwere Pathos, die grossen Szenen und die grossen Worte.

Er liebt die Genüsse ausserhalb des Budgets; die lichten, heitren, leichten und zarten Verhältnisse, die Poesie der Sommerfalter, der Frühlingswinde, der duftigen weissen Wölkchen. Nicht die schweren goldenen Reifen sind das Zeichen seines Liebeswappens, sondern die leicht sich lösende Kotillonschleife.

Doch sein Herz tanzt sich müde und sein Ohr hört sich übersatt an dem Froufrou der rauschenden Röckchen, die an seiner Thür rascheln. Der grosse Überdruss senkt sich auf ihn mit all den Leiden, den wohlvertrauten; mit jenen Stimmungen, da die Raffinirten sich in Kindersehnsucht vergraben, in einlullendes, wiegendes, sanftbetäubendes Träumen von Einsamkeit und Stille, von Märchen und Klosterfrieden, von glückseliger Einfalt; in das Erlösungsbedürfniss aus der Treibjagd der Grossstadt, in die Fluchtbegier zur Primitivität, zur Idylle mit dem leise untertönenden Zweifel, ob man sie wohl lange aushalten wird. Auch in diesen Seelenzuständen aber bleibt der Liebes-Planet sein unentrinnbarer Herrscher; nur ist das Herz reiner und reifer in den Krisen geworden, und die Erotik eine andere, nicht mehr spielendgraziös, sondern tiefer und stärker.

Nansen ist ein Sonntagskind. Der grosse Gefühlsverschwender, der nie gegeizt, ist reich geblieben. Er ging nicht bankrott, trotzdem er wie ein König nach allen Seiten gab. Aus der Asche schlagen immer wieder neue Funken, und stärker und feuriger nur sind sie geworden, trotzdem leise Resignation am Schluss seines letzten Buches andeutend klagt, dass das Leben auch den

heiligst empfundenen Flammen, nur den Rang und die Dauer eines Intermezzo gewährt und über sie hinwegschreitet mit gepanzertem Fuss, wie die Klingersche „Zeit“.

* * *

Die Stationen dieser Lebens- und Liebespilgerschaft geben die vier Bücher Nansens, die bisher in Deutschland übersetzt von ihm erschienen sind.*) In den Werken kaum eines anderen modernen Schriftstellers liegt so klar eine Entwicklung vor, wie bei diesem Künstler und ebenfalls bei kaum einem andern hat man ein gleich starkes Gefühl der Untrennbarkeit des Geschaffenen von seinem Schöpfer. Stets ist das Interesse ein doppeltes, ein rein litterarisches an dem Inhalt des neuen Bandes und ein tief persönliches, fast freundschaftliches, daran, wie ist Nansen in diesem neuen Bande, was zeigt er für ein Gesicht. Man möchte diese Bücher nicht von einander scheiden, sie schliessen sich so eng zusammen — Altersringe eines Baumes. Und das persönliche Interesse wuchs, je mehr Nansens überlegene objektive Darstellung seiner ersten Werke sich in der freien subjektiven Ichpreisgabe der letzten löste.

Nansen selbst unterscheidet einmal die „Maskeradenbücher“, in denen die Autoren verkleidet einhergehen, in denen die Kunstfertigkeit häufig das einfach-einfältige Herzensgeständniss erdrückt, von den „kleinen Büchern des Herzens“, die ohne Requisit und Apparate Freuden und Leiden eines Menschenkindes schildern wollen.

Die „glückliche Ehe“ und „Juliens Tagebuch“ haben noch etwas von den Maskeradenbüchern in ihrer Einkleidung, ihrer vorgeschobenen Handlung, hinter der der Dichter selbst steht, aber wohl visirt, als möchte er nicht erkannt sein; als wollte er sich freimachen von Gefühlen und Stimmungen, die ihn umflattern und ihn verwirren, aber unter dem Schutz des Incognito.

Dann aber reift er zu der schönen rückhaltlosen Selbsthingabe seiner wahrsten Herzensbücher, der „Maria“ und des „Gottesfriedens“.

* * *

Mit einem Rondo beginnt das Quartett Nansens. Die „glückliche Ehe“ ist ein pointirt graziöses Kunstwerk, in dem alles, auch das Schwerste, mit tändelndem Lächeln behandelt wird, alles ist Flirt und flimmerndes Reifenspiel, ein ziselirtes, kleines Schmuckstück, das fast nur dazu zu dienen scheint, ein virtuoses Jongleurtalent zu zeigen: eine brillante Technik der zierlichen Worte, die auf leichten Sohlen mit kichernden Schritten über das, was ernste Leute ernst nehmen, elfenzart hinüberhüpfen.

Doch schon aus diesem galant-pikanten Buch, das wirklich in Maskerade dahergeht, ein koketter Liebespierrot, sehen uns durch die Larve die wahren Nansenaugen an. In Jermer, dem dritten der dreieckigen Ehe, in der sich der Gatte am glücklichsten fühlt, hat sich der Dichter verkleidet. Und aus sich heraus verkündet er die Philosophie für die Welt: nichts moralisch, alles nur nach den Wirkungen zu beurteilen; die feinen Unterschiede zwischen dem ruhigen Glück der Ehe, in der der Nichtwissende am wohlsten sich befindet, und dem Glück ohne Ruhe der Liebe ausserhalb der Pflicht. Der Grundton ist skeptisch-ironisch und die Skepsis führt auch zum zweiten maskirten Buch, zu „Juliens Tagebuch“.

Die Rolle der „Tochter“ aus engem Hauswesen, die ein Erlebniss sucht und findet, ist im Ton mit feinster psychologischer Echtheit durchgeführt. Die graue Öde des Alltags, die frostige Stummheit der Umgebung; all das

*) Die zur Zeit erscheinenden Briefe aus der Studentenzeit Nansens stehen auf einem andern Blatt, als die vier Werke, die hier behandelt werden sollen. Sie schildern einen andern Nansen, den Knabenjüngling, der aus der Onkel- und Tantenfurcht zur Freiheit und Selbstständigkeit erwacht, ein Bild das vor dem eleganten Viveurportrait liegt.

empörerische, aufreizende Einerlei des Tageslaufes und die grässliche Zukunftsaussicht in das gleiche Grau jahrein, jahraus gegenüber den phantastischen Bedürfnissen eines hangenden, bangenden Mädchenherzens, das fast erstickt und in schweigenden Nächten laut weint nach Etwas, das Farbe, Glanz, Erleben in ihr Dasein bringe. Bis sich dann alle ihre Märchenprinzideen in dem ersten Mann verkörpern, der auf besondere Weise ihren Weg kreuzt, dem Schauspieler Alfred Mörk, den sie in prunkvollem Scheichgewand eine siegende Verführerrolle auf der Bühne spielen sieht. Diese heimliche Leidensgeschichte des Mädchens aus korrektem Hause ist verwandt mit Arne Garborgs bitterem Werk „Bei Mama“ und Gabriele Reuters revoltirendem aus tiefster Not rufendem Buch: „Aus guter Familie“. Doch was in diesen Büchern Hauptinteresse hat und auch bei Nansen Hauptinteresse zu sein scheint, dürfte bei ihm kaum so stark betont werden.

Die Frauen sind, mit Ausnahme der Müllerstochter im „Gottesfrieden“ nicht allzu sehr bei ihm individualisirt, wir sehen sie meistens durch die Augen der Männer, die um sie werben.

Und die Frauen interessiren Nansen in seinen Büchern lange nicht so sehr als das, was ihr jeweiliger Partner mit ihnen erlebt nnd was dies Verhältniss für den Mann bedeutet. Sie sind Gefühlsauslöser und Gefühlsresonanzen. So ist auch „Juliens Tagebuch“, so viel Anteilnahme für das Mädchen geweckt wird, unendlich interessanter durch die Gestalt ihres Geliebten Alfred, in dem mit einem Nüancenreichtum ohne Gleichen der moderne Liebhaber gegeben ist. Das beste wohl vom Dichter selbst, vom Nansen der überlegenen Flitterliebesperiode.

Das ist ganz die launische, frauenhaft verwöhnte Künstlernatur, voll Feingefühl und bestrickendem Reiz, doch auch voll Eigensinn und Rücksichtslosigkeit; voll Paschaherrschsucht und voll spöttischer Ironie. Immer auf der Hut, dem kleinen Mädchen keine Gefühlsblösse zu geben. Er bisse sich eher die Zunge ab, ehe er sagte „ich liebe Dich.“ Er hat Scham vor dem Innig-Sinnig-Minnigen, es verletzt seinen hyperdiffizilen Geschmack und er fürchtet, es sieht wie Schwäche aus. So hält er immer das zarte, scheue Vögelchen, das ihm ins Haus geflogen, mit dem Lächeln, das um seinen Mund huscht, in Angst und Ungewissheit. Er ist der „Schneckenhausherr“, der sich nie fassen lässt, aber die süssen Früchte, die ihm zuwachsen, mit feinschmeckerischem Verständniss schlürft. Doch, wie er sie in langsamsicheren Anziehen, mit weichen Händen, in sanftem Zuihmgleiten sich gewinnt, ist voll veredelnder Schönheit; alles Grobe, Brutale hat er sich und ihr erspart. So wirbt der Liebeskünstler Nansen.

Und voll schmerzlichster Echtheit ist der Ausklang. Schmerzlich, weil der Mann undankbar und grausam erscheint, und doch nicht anders um seiner Art willen kann; so schmerzlich echt, weil wir den Absagebrief, den er ihr schreibt, zu genau kennen. Wir fühlen alle diese Gründe zu verrätherisch mit. Warum kann diese Natur dem kleinen lieben Mädchen, das nur Zärtlichkeit und Hingebung für ihn ist, nicht treu bleiben, warum erfolgt der Bruch? Dem Mädchen ist das Verhältniss alles geworden, für ihn ist es nur Episode. Er hat zu viel noch zu fühlen und zu empfinden, vor allem seine Kunst. Ihr wird das tägliche Sehen mehr und mehr Bedürfniss, ihn, den Nervenmenschen, peinigt das Programmmässige dieses mit dem Glockenschlag eintreffenden Besuches. Der holde Reiz der Überraschung ist dahin. Das Pflichtmässige drängt sich in sein Leben. Und er beginnt darunter zu leiden, wie nur die Feinorganisirten leiden können. Der mit tötlicher Sicherheit allmorgentlich auf seiner Bettdecke erscheinende Brief verfolgt ihn auf seiner Reise, und der Gedanke antworten zu müssen, macht ihn nervös und fiebernd ungeduldig.

Er wird so müde, so müde all der Liebe . . !

Und da schreibt Peter Nansen, den langen feinen Brief, den der wirkliche Alfred Mörk jedenfalls nie so lang und überlegt geschrieben hätte, für ihn, und dieser Brief ist nicht nur an Julie, er ist an die Mädchen überhaupt. Er beschönigt nichts, er stellt nur fest, wesshalb die Liebe des er-

fahrenen Mannes mit künstlerischem Freiheitsdrang gelähmt wird durch die normale Liebe à la Julie, meint sie es auch noch so gut und zart:

„Ich wollte unser Verhältniss geniessen gleich Oasen in der Wüste des Alltagslebens. Du wolltest, dass es unser ganzes Leben ausfüllen sollte.

Und so kam es ganz natürlich, dass Deine junge, heftige und starke Liebe meine weniger ausdauernden Gefühle müde lief. Unser Verhältniss bildete sich zu etwas Grösserem, Ernsterem aus, als ich gewillt und imstande war durchzuführen. Und das machte mich allmählich bange. Ich sah, wie Deine Liebe von Tag zu Tag wuchs; ich fühlte, wie Du Dich fester und fester an mich klammertest, und, Egoist, der ich war, ging ich unserm stetig inniger werdenden Zusammenleben aus dem Wege. Ich fing an, Unbehagen zu empfinden bei dem Gedanken, für das Leben eines anderen Menschen verantwortlich zu sein; ich fühlte mich in meinen Bewegungen gehemmt, gefesselt, unfrei. Und der Augenblick kam, wo ich mich losreissen musste, wo mich das unwiderstehliche Verlangen überkam, Platz nach allen Seiten hin zu haben, wieder allein, wieder frei zu sein. Auch peinigte und verstimmte mich das Gewohnheitsmässige, das allmählich in unser Verhältniss gekommen war. Menschen wie ich und meinesgleichen fürchten gerade die Ehe, weil es die regulirte und in ein System gebrachte Liebe ist. Aber unser Zusammensein, das im Anfang den Reiz des Unerwachten, des Zufälligen, des Abenteuerlichen hatte, gestaltete sich bald zu einem mehr und mehr geordneten musterhaften Pflichtverhältniss. — — —

Mir war es Flugsand, der meine müde Liebe langsam zu Boden drückte“ . . .

* * *

Den grossen Umschwung und die Wiedergeburt bringt „Maria“.

Dies Buch lässt in seinen ersten Scenen noch einmal alle Liebesgötterchen Nansens aufflattern. Die Grazien tanzen in Seidenstrümpfen und Spitzenunterröckchen. Durch die Luft zieht ein hold-frivoles Parfum, gemischt mit dem ironischen Aroma der Cigarrette, die dem überlegenen Spötter immer noch nicht ausging. Noch einmal tollt die leichtsinnige Liebe flüchtiger Stunden, das sorglose Momentglück. Und der Liebhaber hat kein Arg. Er ahnt nicht die Gefahr, er freut sich der Sekunde. Und als er sich satt geküsst, reicht er dem Kleinchen die Hand und wie über Alfred Mörk kommt über ihn die befreiende Lust des „Vorbei“; das wohlige Gefühl des Aktschlusses, die Möglichkeit eines neuen Spiels.

Doch diesmal läuft es anders aus. Das Glück des „Vorbei“ wird zu einer Unlust der Leere; die Freude der Freiheit zur Sehnsucht nach der, die von ihm ging. So wandelt sich in diesen Blättern die Liebelei zu Liebe, die Ironie und Skepsis zum heissen Herzenston — das ist die neue Phase Peter Nansens.

Und die solch Wunder wirkte, war Maria. Wir sehen Maria hier nur durch verzückte Augen, und wir hören ihren Ruhm nur aus einem Mund, der alle Maskerade von sich gethan, der den Spott verlernt hat und die Kühle und der sich nicht aussingen und sagen kann von der Süsse seiner Liebe. Wodurch hat sie den „Froschkönig“, den „Schneckenhausherrn“ erlöst, dass er sich fand und an sein Gefühl glaubte? Ihre grosse sichere Liebe, die so selbstverständlich sich ihm giebt; so ohne Bedenken; die Mischung von Weib und harmlosem Kinde erobern ihn. Sie hat so gar nichts von jenen Mädchen, die mit ihrer Gabe eine Sprödigkeitspartie spielen, und wenn sie gegeben, die Thränen fliessen lassen und den Mann in die beschämende Lage bringen, sich als brutalen Vergewaltiger zu fühlen. Maria liebt und sie lächelt und sie wird lächelnd sein.

Ein Hauch antiker Sinnenfreude liegt über dieser Liebe, ein Nachklang des selbstverständlichen Geniessens der Zeiten, da Götter und Göttinnen liebten. Und Maria hat ihr Erbteil, sich frei ohne Tugendkomödie zu geben, in natürlicher selbstverständlicher Schönheit. Damit gewinnt sie ihn und hält ihn,

dass er sie nicht mehr missen kann. Alle jene Hüllen der Ironie, die Stachelpanzer des Spottes, die sensitive Menschen zum Schutz gegen das Leben an ihr Herz legen, sie fallen ab von ihm.

Und nur noch das Herz, ohne Maskerade, ohne Künstelei, spricht in einfachsten, ergreifendsten Tönen in Nansens letztem Buch, den „Gottesfrieden“, seinem reifsten Werk bisher.

Die tändelnde Grazie, der feinfingerige künstlerische Goldschmied-Ehrgeiz, Gefühle und Stimmungen, wie kostbare Bijoux in blendende Fassungen zu schliessen, hat der Schlichtheit Platz gemacht.

Er will, dass sein Herz andern Herzen, die dasselbe Sehnen empfunden haben, Botschaft bringe.

Er hat es gethan. Damit Nansen alle Komplizirtheit der modernen Seele berührte, musste er nach den Bildern der Grossstadt-Lebenskunst, die müde Sehnsucht nach Einfalt und Stille bringen; jenes weiche schlafsüchtige Verlangen der in Vergnügen und Arbeit abgehetzten Menschen, „sich in eine warme, trauliche Ecke zu setzen, die von der Umwelt abgeschlossen ist, und wo die Seele für eine Weile ihr Blumenleben in einem Klostergarten leben kann.“

Nicht unser Jahrhunderts Ende erst hat die müde Seele entdeckt, den jeweiligen Zeitverhältnissen akklimatisirt, hat sie immer ähnlich empfunden, wenn auch ihre Ausdrucksform eine andere war.

Ein Wort Jean Pauls an Jacobi voll müder Liebe und Friedenssehnsucht fällt mir ein, das 1799 geschrieben wurde:

„Ich kenne nun das auflösende Leben bei genialen Weibern, die zugleich verwirren und zersetzen; nein, ich will ein einfaches Herz, damit meine Kindheit und das Leben bei meinen Eltern wiederkommt.“

Der Raffinirte, der alles erfahren und alle Erfahrungen mit Schmerzen erkauft, ist abgetrieben von Vergnügungen, von Arbeit, vom Strom des Lebens, von den vielen Reizungen, die man nicht zu entbehren glaubt und die auf die Dauer die Nerven brennen und sengen. Da kommt eine Fluchtstimmung über ihn. Er will hinaus in die alte Heimatstadt, sie soll ihn einwiegen, ihr armes totmüdes, einsames Kind, in ihren Urvaterfrieden, den kein Litteraturgeschwätz und keine neueste Sensation durchbricht. Und wir atmen mit ihm wohlig auf, wenn wir durch die winkligen Strassen gehen, über den verschlafenen Marktplatz mit dem Brunnen. Das Rathaus liegt noch da, wir sehen die kleinen grünen Fensterscheiben des Schankkellers und die alten Häuser, über deren baufällige Poesie der Fliederbusch im angrenzenden Garten ein jugendliches, blühendes Lächeln breitet. Sanft beruhigend, wie Mutterhände, senkt sich über den Friedlosen das Gefühl der Sicherheit, des Geschütztseins vor rauher Wirklichkeit. Dies Aroma des Altmodischen, die Goldlack- und Geranienstöcke hinter den niedrigen Fenstern, der Lavendelduft, die Lieder aus der Grossmutterzeit beschwichtigen so wohlig wie Wiegentöne. Die Stimmung milder Ferne vor den vergilbten Folianten der Stiftsbibliothek, durch deren Bogenfenster das Auge vergessensselig in den verwunschenen Garten mit verwitterten Grabsteinen und früchteschweren Bäumen schaut, dämpft alle Unruhen, Wirrnisse und schafft glückselig dahindämmernde Wunschlosigkeit.

Als aber die Schlacken des wüsten Lebens von ihm abfallen und er rein geworden, da fangen eines Tages die Glocken in seinem Herzen an zu läuten und die Nachtigallen zu schlagen

Er lernt die Müllerstochter Grethe kennen.

Ein Idyll fängt an zu spielen.

Man merkt wieder einmal, dass das Was in der Kunst wenig bedeutet, das Wie alles. Das Motiv des Naturkindes und des blasirten Städters, der sich wunderbar erfrischt fühlt, konnten neue und alte Birch-Pfeifer behandeln. In Nansens Gottesfrieden ist diesem Stoff, der mit nüchternen Worten angegeben, fast bedenklich anmutet, eine tief echte Gestaltung, jeden Zweifel besiegend, ergreifend mächtig gewonnen. Von allerstärkstem Reiz ist er natür-

lich, wenn man ihn nicht isolirt nimmt, sondern ihn logisch den vorangegangenen Akten der Nansenschen Herzenstragikomödie anschliesst.

Grethe ist ein völlig neues Weib für ihn, wie die Natur frisch, herb, rein, kraftvoll, erdgeschaffen. Eine grosse, milde Wärme geht von ihr aus, voll Frieden und Wohlsein wie der Wald.

Und diese köstliche Ruhe, voll der sicheren Gewissheit des Geliebtwerdens umschwingt ihn nun auch. Die zerstörte Brust ruht sich an ihr wieder aus, die hetzende Sinnlichkeit aber steht fern. Seine Sinne liegen „gleich glücklich lächelnden Wiegenkindern und lauschen den Liebkosungen ihrer Stimme."

Grethe bedeutet einen Schritt weiter als Maria. Maria war nur die Liebende, eine Schöpfung des Eros. In Grethe klingt das Frauenhafte, Mütterliche vor. Sie ist nicht das Weib des Jünglings der Schmetterlingsliebe, sie ist die Gefährtin des reifen Mannes, ihre höchste Seligkeit wäre es, ihm Kinder zu schenken. So winkt ihm hier in der Natur eine Naturvollliebe.

Doch vor der Erfüllung bricht alles zusammen. Grethe wird von einem Flügel der alten Mühle, die unerwartet in Gang kommt, erschlagen.

Ein Schluss scheinbar äusserlich, doch tief symbolisch.

Die tote Mühle geht durch das ganze Buch, gleich einer Zola'schen Maschine, als ein Symbol. Die Räder stehen still, sie schlummern, wie Nansens Leben schlummert, hier im Frieden des Mühlbergs. Da beginnt das Leben wieder sein Recht geltend zu machen, es erwacht, es streckt die Glieder, es reisst die Idylle ein und geht darüber hinweg, es geht auch hinweg über Grethe, die „Göttin des Friedens."

Die Symbolik umschleiert zärtlich das Ende der lieben Gestalt; Nansen lässt die Mühle das thun, was er vielleicht oder sicher dem Mädchen gethan hätte. Denn er konnte nicht auf die Dauer den Frieden ertragen. Das ist der Fluch, dass es den Mann doch immer wieder aus der schmerzhaft ersehnten Stille zurückruft in den Kampf, in die Reize des grossen Lebens. Und das grosse Leben muss das stille Mädchen vom Mühlberg brechen.

Mit Resignation klingt es aus, aber mit männlich-herber Resignation. Nansen ist an dem Erlebniss gereift. Er kehrt dorthin zurück, wo ihn die Arbeit erwartet. „Müde, weil sie mir zu nichts zu führen schien, gab ich sie auf. Ich nehme sie wieder auf, ohne zu grosse Illusionen, aber mit dem Gefühl, dass sie auf alle Fälle ihren Wert in sich hat. Die Ruhe schenkt nur den Glücklichen Frieden. Uns anderen lindert die Arbeit das Unglück."

Aus Galanterie und Tändeln, aus graziöser Ironie und Herzensspiel zu tief innerem leidstarkem Erleben und ernstem Erkennen, das ist der Sinn der Lebenswende Peter Nansens, am Anfang seiner dreissiger Jahre.

* * *

Man kann von Nansens Kunst und Leben, in deren Inhalt wir hineingesehen, nicht scheiden, ohne ihrer Form und Art nachgefragt zu haben. Da zeigt es sich, dass dieses Dänen feinste Kunst die gleiche ist, wie die unserer eigenen Dichter, die am stärksten uns ergriffen, die heimliche Lyrik. Hauptmann, Halbe, Georg Hirschfeld haben ihre innigsten Wirkungen in ihrer innern Lyrik, die keine lyrischen Gedichte machte, aber aus ihnen herausleuchtend die Dinge warm und stimmungsumwoben beleuchtet.

Nansen selbst stammt aus dem Geschlecht Jens Peter Jacobsens, dem Geschlecht der Feinhäutigen, an denen alles Nerven, die auf jeden Eindruck reagiren und denen ein Gott gab, in Worte das Zartfädigste Spinnwebdünnste zu bannen. Zur Jacobsenschen Sensitive, die in ihrer eigenen Stimmung schwelgerisch schwimmt, gesellt sich hier aber das Sprunghafte, Kapriziöse des modernen Launenmenschen.

Die Art seiner Kunst ist malerisch, ist Augenkunst. Er giebt gern Situationen und Stimmungen durch ein Bild. Um Marias Reiz zu schildern, zeigt er uns in einem Rokokorahmen in lebenden Bildern Le Coucher de Maria.

Das feine, wohlerzogene Fräulein im Promenadenkostüm; die schelmische Soubrette, nachdem das dunkle Kleid gefallen ist, mit kurzen Aermeln, blossem Hals, im kurz geschweiftem seidenen Unterrock; der entzückende Hosenkobold, als Korsett und Röcke herabgeglitten sind; und endlich das kleine grosse Kind in langem brausendem Hemd, mit mattblauem Seidenband durch die Stickerei am Hals.

Dieser Entkleidung haftet nichts Lüsternes, Kitzelndes an; sie ist mit so delikater Kunst geschrieben, dass rein die ästhetische Lust an einem mit vollendeter Grazie vorgeführten Atelierakt uns erfüllt, vergleichbar an künstlerischer Reinheit der freilich in viel strengeren Linien gezogenen Enthüllungsscene weiblicher Schönheit in Goethes „Briefen aus der Schweiz".

Die Landschaft muss ihm ihre Stimmung leihen, um die eigenen intensiver zu fixiren. Leichte lyrisch-symbolische Schleier weben sich darum. Der Abschied von Maria wird durch solche Bilder voll sanfter Trauer gegeben, ohne dass ein Wort von den handelnden Personen gesprochen wird. —

Eine Frühlingslandschaft, getaucht in weiche, zarte, lichte Farben. In den Gärten wölben die Obstbäume ihre kreideweissen und mattrosa Blütenkuppeln gegen einen hellblauen Himmel. An der Gartenpforte steht das junge schlanke Mädchen in einer Bluse, die wie Seide schimmert, die Obstbäume streuen ihre Blüten auf sie herab. Sie nickt und lächelt und winkt ihm rufend. Er aber wendet seinen Schritt.

Und die Landschaft wandelt sich. Eine graue Wolke zieht herauf, die Obstbäume neigen erschauernd ihre Blütenkuppen . . . Und das Mädchen steht da mit schlaff herabhängenden Armen, der Regen fällt auf sie herab und der Sturm saust durch ihr dünnes Kleid. Und sie steht da, mit angstvoll weiten weinenden Augen . . .

Nansen begnügt sich nicht mit realistischer Peinlichkeit, die in einer Situation gesprochenen Worte zu reproduciren. Der Dramatiker, dem die Worte durch den Mund, die Blicke, die Bewegungen des Schauspielers inhaltsstärker werden, kann sich mit der verhaltenen, sparsamen, andeutenden Sprache begnügen. Der Buchdichter versucht das, was im Klang der menschlichen Stimme liegt, im Ausdruck des Auges, überhaupt den ganzen seelischen Hintergrund der Worte wiederzugeben, und er schafft sich eine Sprache voll Kunst, voll Assoziationskraft, die Menschen in den Erregungen kaum sprechen, die aber doch innere Realität hat, weil sie suggestiv den Gemütsvorgang überträgt.

Diesen Zwecken dienen die Gedichte in Prosa in der „Maria", in Worte gebannte, verschwimmende, sehnsüchtige, klagende, jauchzende Stimmungen. Knut Hamsun in seinem lyrischen Roman „Pan" wirkt mit ähnlichen Mitteln zwingend und umstrickend.

Im „Gottesfrieden" ist das noch reifer und voller klingend.

Im Wald fühlt er und Grethe sich vom Hochzeitsgesang, von den Maienliedern der Natur umtönt; die Bäume, Vögel und Blumen singen lockend und schmachtend, erwartensbang den Brautgesang . . .

Und als die Braut tot ist, kommt keine Totenklage. Nansen lässt einen Frühlingsreigen aufziehen . . .

Der Lenz lacht, im Grase blühen die blauen und die weissen Anemonen, und an den Thoren drängt ein froh Gewimmel . . . Der Lenz steht auf dem Kamm des Mühlenberges. Mit frischem Grün ist der Wall bekleidet und die Flügel schimmern wie Gold in der Sonne . . .

„Da öffnet sich die Thür zum Müllerhaus, auf dem weissen Lager ruht die tote Braut, eine Blumenleiche, kalt und bleich . . . der Frühling ist tot." Wie ein altes Volkslied umschwebt uns die Melodie, es klingt so süss, es klingt so trüb . . .

* * *

Ein stiller feiner Gärtner der Gefühle ist Nansen. In seinem Garten blühen seltene holde Blumen. Eine Märchendornenhecke sperrt ihn gegen die grossen Fragen des Lebens, gegen Krieg und Kriegsgeschrei. Er geht drinnen unter den Bäumen spazieren und horcht und hört auf seine inneren Erlebnisse und er geniesst sich selbst und seine Stimmung. Manche mögen das seine Schwäche nennen, ich nenne es seine Stärke und danke es ihm.

MEIN HERRENRECHT.

EIN PUSTABILD AUS SLAVONIEN

VON

VICTOR VON REISNER.

Donnerwetter, beinahe hätte ich unten gelegen. — Nein, so etwas von Strassen! — Kaum glaublich! — Hopsa, schon wieder. — Loch an Loch — an ein Ausweichen gar nicht zu denken — es ist zum . . .

„Was grienst denn Du Esel?!" — fahre ich meinen Burschen wütend an.

„I, Herr" — dabei zieht sich ihm vor Freude der Mund von einem Ohr bis zum anderen — „hinter Semelce wird das noch viel ärger."

„Halt das Maul!"

Also das ist Semelce — der einzige und Hauptort meiner neuen Herrschaft! Und dahinter — hinter dem Nest soll es noch schlimmer werden! Ach was, das ist ja gar nicht mehr möglich.

„Donnerwetter, zum Kukuk noch einmal — ksch, ksch — nja, nja, nja — werdet Ihr!! — ksch, ksch — br, br — oho, brrr . . .

Kreuzhimmelbombenelement, ich muss wirklich anhalten — das Viehzeug rührt sich ja nicht vom Fleck.

„Eh, gospodine, da kannst Du „ksch, ksch" machen und schimpfen so viel Du willst, die Gänse und Schweine bringst Du aus dem Wässerchen doch nicht heraus" — suchte mich Ivo nach seiner Weise zu beruhigen.

Ich ärgerte mich über den Dummkopf dermassen, dass ich ihm am liebsten eins — aber ich haue prinzipiell nicht. — Und „Wässerchen" nennt der Esel den Morast, der sich die ganze Breite der Strasse entlang zieht.

Nochmals versuche ich es, mir durch Peitschenknall und Zuruf Luft zu schaffen — jawohl, — Prost — das gackert und grunzt und faucht und quieckt ruhig weiter.

„He, Kinder, so helft doch Seiner Gnaden" — höre ich endlich eine heisere Weiberstimme und gleich darauf stürzt eine Horde von 20 bis 30 Kindern mit wahrem Indianergeheul aus einem Hofe heraus. — Alle, Knaben und Mädchen, im Alter von 4 bis 10 Jahren, in der reizendsten, sommerlichen Landestoilette der Kinder — splitternackt.

Mich erblicken und erschrocken am Fleck stehen war eins, und gleichzeitig scholl mir ein einstimmiges „Hvaljen Isus — gelobt sei Christus" entgegen.

„U vieke Amen — in Ewigkeit Amen" — dankte ich meinen kleinen Rettern, die sich nun mit kühner Todesverachtung zwischen das Geflügel und die Schweine stürzten. Ihren vereinten Angriffen gelang es auch nach vieler Mühe, mir eine schmale Strasse frei zu machen.

Zu beiden Seiten des Wagens stand nun, über und über mit Schmutz bedeckt, meine kleine Garde, der ich zum Zeichen meiner Anerkennung einige Kupfermünzen zuwarf.

War das ein Gebalge und ein Sichüberschlagen! Gesichter bekam ich überhaupt nicht mehr zu sehen und konnte ich früher der Tiere wegen nicht weiterfahren, so versperrten mir nun die Kinder den Weg.

Endlich legten sich nun die Wogen des Kampfes und freud- und schmutzglänzend rief es mir zu: „hvala gospodine — Dank, Herr!"

„Jetzt aber Platz" — und warnend liess ich die Peitsche durch die Luft sausen. Meine Rappen legten sich auch gehörig ins Geschirr — eins, zwei ging es vorwärts — und auf drei steckten wir metertief im Dreck.

Kreuzhimmeldonnerwetter, das konnte mir gerade noch passen!

„He, he! — tj, tj — na Alter, allons, vorwärts" — ein paar ermunternde Peitschenhiebe — alles vergeblich, der Wagen ist nicht von der Stelle zu bringen.

„Eh gospodine, das hätt' ich Dir gleich sagen können" — brummt Ivo vorwurfsvoll — „Du hättest eben den andern Weg nehmen müssen."

„Warum hast Du mir das nicht zur Zeit gesagt, Du Esel?!" — ich schreie es mehr, als ich es spreche.

„Eh Herr, Du hast mich ja gar nicht gefragt."

Ich habe ihn gar nicht gefragt! Herr, du meine Güte, wie kann nur so viel Dummheit in einem Menschen stecken! Der Kerl weiss doch, dass ich das erste Mal hier bin!

Na, aber was nützt das! All der Ärger bringt mich doch keinen Schritt vorwärts. — Also, ich springe vom Wagen, um natürlich gleich bis über die Knie in den Schlamm zu sinken — mein Ivo bleibt aber gelassen oben sitzen und schüttelt verwundert den Kopf über die schier unglaubliche Dummheit seines neuen Gebieters.

„Ta, čekaj, gospodine — so warte doch, Herr" — belehrt er mich mitleidig — „sie werden uns schon herausziehen" — und die Hände hohl an den Mund gelegt, ruft er nach Joco und Stevo — und Mirko und Gjuro — und Vaso und Bozo und zwischenhinein streut er die lieblichsten Kosenamen.

Er ist zwar auch nur Bauer, aber doch Leibbursche Seiner Gnaden — und in der Stadt!! Von dieser bevorzugten, nicht allen Sterblichen erreichbaren Höhe machte er denn auch den ausgiebigsten Gebrauch und auf seine „Ihr Lumpenhunde — Ihr verfluchtes Bauernpack" und so weiter kamen auch die Kerle mit Stangen und Stricken von allen Seiten angerannt und zwar mit derart vergnügten Gesichtern, die mich keinen Augenblick im Zweifel liessen, dass ihnen meine Bedrängniss ganz besondere Freude bereitete.

Unter vielem Lärm und fortwährendem, vergnügtem Fluchen waren wir endlich frei geworden und es ging nun weiter — als Nachtrab die ganze Bauernschaar.

Ivo, im Vollgefühl seiner Überlegenheit hatte einfach befohlen, dass sie mitkommen müssten, und er hatte recht — wir blieben richtig noch zwei Mal stecken und wären ohne ihre Hilfe sicher nicht losgekommen.

Endlich langte ich auf meiner neuen Pusta an.

Tuno, der Verwalter, ein „Aufgeklärter", der sogar schreiben konnte — allerdings nur seinen Namen — bemächtigte sich sofort meiner Hände und beteuerte mir, unter fortwährendem Abküssen, seine grenzenlose Demut.

Ich war von der neunstündigen Fahrt derart ermüdet, dass ich kaum noch die Kraft fand mich seiner zu erwehren.

„Pusti ga — lass ihn" — kam mir auch hier Ivo zu Hilfe und so konnte ich endlich aufschnaufen.

Herrgott, noch einmal, ich war gewiss ohne jedwede Illusion herausge-

fahren — aber was ich schon bis jetzt zu sehen bekommen hatte, war fast unglaublich.

Diese Strassen! Man musste ja seinem Schöpfer kniefällig danken, wenn man mit ganzen Gliedern wieder vom Wagen konnte.

Freilich, ich hatte ja die Herrschaft, zu welcher auch das Dorf gehörte, von meinem Freund Jandolić um einen Pappenstiel gekauft und eine vorhergehende Besichtigung konnte ich mir schon aus dem Grunde ersparen, da er mir offen und ehrlich gestanden, dass es das gottverlassenste Stückchen Welt sei, aus dem in absehbaren Zeiten nicht ein Heller herauszuschlagen wäre. Aber trotzdem . . .

Na egal — darauf hatte ich ja nicht gerechnet — es war eben ein Spekulationsgeschäft und wenn in 10, 20 oder 30 Jahren auch hieher die Bahn dringen wird, dann sind schon die 400 Joch vielhundertjähriger Eichenwaldungen das — ach was, das lässt sich ja gar nicht berechnen, was die dann wert sein werden!

Jetzt schmeisse ich in die Waldungen Schweine, die brauchen keine Pflege, die kommen ganz von selber fort und was nicht fortkommt, das fressen eben die Wölfe und Füchse, die ja auch nicht verhungern wollen.

„Das Wasser steht schon drinn" — erweckt mich Tuno aus meinen Reflexionen und geleitet mich nach dem einzigen, halbwegs bewohnbaren Zimmer des Herrenhauses.

In heiliger Scheu schaut er mir zu, wie ich meinen äusseren Menschen ein wenig auffrische. — Das Wasser an und für sich mochte ihm schon etwas komisch vorkommen, aber wie man sich auch noch ausser der Zeit — —

„Bože, bože — mein Gott, mein Gott" — brummte er in den Bart —, „die Herrenleut wissen wirklich nicht mehr, was sie tun sollen!"

„Was giebt es?"

„Eh gospodine, was sollte es geben? Nichts. Ich habe nur geglaubt, dass mich der Jvo mit dem Wasser zum Narren hält — und nun wäschst Du Dich wirklich!"

Ich hatte mich indessen abgetrocknet und schaute mir nun den obersten Verwalter meiner Herrschaft — den Herrn Gutsdirektor etwas genauer an.

Wirklich ein Mordskerl, wie er so in seinem Sonntagsstaat vor mir stand. An den Füssen hatte er primitive, roh gearbeitete Sandalen, die bis über die Waden mit Riemen befestigt waren und der übergrosse, schlanke Körper steckte trotz der tropischen Hitze in einem Schafpelz mit im Rückenteil eingenähten roten, grünen und gelben Lederstückchen in Form von Tieren, Mond und Sonne. Das Imposanteste aber waren entschieden die kleinen, eingelassenen Glasstückchen, die bei jeder Bewegung funkelten und blitzten, dass einem schier die Augen weh thaten.

Sein kunstvoll geflochtener handbreiter Zopf, der nie im Leben zu entwirren ist, war frisch mit Speck eingeschmiert und glänzte ebenfalls kräftig — den übrig gebliebenen Speck hatte er, nach eigenem Geständniss schon verzehrt.

„Na, und wie ist es denn mit dem Gehalt?" — fragte ich meinen von innen und aussen glänzenden Verwalter.

Verständnisslos sah er mich an und begriff entschieden nicht, was ich damit meine.

„Nun, Du musst doch gelebt haben!"

„Uh, gospodine, was für ein Spassvogel Du doch bist" — griente Tuno. — „Unser Herrgott selbst kann nicht besser leben, als wir. Haben wir nicht alles, was wir brauchen? Schweine und Geflügel — Gurken, Paprika und Melonen wachsen auf unserer Pusta — na, und den Schnaps brennen wir uns doch aus unseren Pflaumen. — Kannst Du noch mehr verlangen, mein Täubchen?"

„Das ist ja alles recht schön" — nickte ich — „aber wie ist es denn mit dem Geld?"

„Mit dem Geld? I Herr, das wird wohl wo anders auch nicht wachsen."

„Du bist ein Esel — ich meine wie viel Du von dem Herren Baron bekommen hast?"

„Ja, warum sagst Du denn das nicht gleich. — Eh, unser gnädigster Herr waren die Barmherzigkeit selbst. Jedesmal wenn er hier war, hat er mir fünf Gulden geschenkt."

„Donnerwetter — kam er denn oft?"

„Eh, voriges Jahr waren Seiner Gnaden zwei Mal hier."

„Sooo!"

Mit der Höhe des Gehaltes war ich sofort einverstanden.

Nun wollte ich mich auf meiner neuen Besitzung umsehen und ging mit Tuno hinaus.

Vor der Thüre hatte er seinen Hut liegen, der sofort meine Neugierde erweckte. Er hatte ihn, wie ich nach und nach erfuhr, von seinem verstorbenen Vater bekommen, der ihn wieder von dem seinem geerbt hatte. Ob ihn der Deda, der Grossvater als „neu" getragen oder ob er noch älter sei, das wusste er mir leider nicht zu sagen.

Aus respektvoller Entfernung bewunderte ich dies altehrwürdige Familienstück, das einen Durchmesser von mindestens einem Meter besass. Neu mag der Filz vielleicht ein halbes Kilo gewogen haben, in seinem gegenwärtigen Zustand und mit voller Ausrüstung schätzte ich ihn auf 2 bis $2^1/_2$ Kilo. Die hochaufgestülpten Krämpen benutzte nämlich mein Tuno nach althergebrachter Landessitte als Vorratskammer, darin er so ziemlich alles liegen hatte, was er tagsüber gebrauchte.

Vor allem bemerkte ich ein grellrotes, mit den wunderbarsten Bildern bedrucktes Taschentuch, in der Grösse eines Tischtuches.

Diese einseitige, nur auf die Nase beschränkte Reinlichkeit verblüffte mich anfangs, doch gar bald fand ich Gelegenheit zu beobachten, dass mein Tuno von dem eigentlichen Zweck dieses Artikels nicht die leiseste Ahnung hatte. Es war für ihn nur ein Prunkstück, wie für unsere Ballfeen die Spitzentücher — sonst huldigte er dem Grundsatz, dass unser Herrgott wohl gewusst habe, warum er dem Menschen Finger und nicht Schnupftücher an den Händen wachsen liess.

Weiter entdeckte ich in den Krämpen zwei hölzerne Büchsen, die eine für Salz — die andere für Paprika und etliche Zwiebeln. Diese und das in der Torba (Umhängetasche) befindliche Brod machten sein Mittagsmahl aus. — Eine kurze, hölzerne Pfeife, ein lederner Tabaksbeutel mit getrockneten Nussbaumblättern, Feuerstein und Stahl vervollständigten die Hutausrüstung, auf die mein Gutsdirektor nicht wenig stolz war.

Auf meine Frage, wie viel Leute zur Bewirtschaftung des Gutes angestellt seien, erklärte er mir mit stolzem Selbstbewusstsein, dass er, seine Frau und die Ljubica, seine Tochter — die hoffentlich mein Wohlgefallen finden werde — alles selbst besorgten.

„Siehst Du, Väterchen" — meinte er treuherzig — „mehr als wir brauchen, bauen wir ja nicht an und wir brauchen ja nicht viel."

Als ich trotzdem noch drei Bauern am Hofe traf, die mich mit devoter Unterthänigkeit begrüssten, erwachte meine Neugierde von neuem.

„Was machen denn diese Leute hier?" — forschte ich.

„Wie Du doch fragst, Herr. Was sollten sie denn machen? Nichts. 's sind ehrliche Leute, sie leben halt bei uns. Unser Herrgott sorgt ja für jedes Blümchen, also müssen sie doch auch wo bleiben — und wir haben doch genug."

„Freilich, freilich" — pflichtete ich ihm bei — „wir haben ja genug."

Erst schaute mich Tuno ganz eigentümlich misstrauisch an, dann sagte er pfiffig:

„I, Du bist doch wirklich ein Spassvogel, Herr. Du hast doch von hier gar nichts — was bei uns wächst, brauchen wir doch selbst."

Es war wirklich rührend. Der Gedanke, dass ich von meinem eigenen Grund und Boden etwas beanspruchen könnte, war ihm unfasslich!

Und nun weiter.

Schon über eine Stunde waren wir über den fruchtbarsten Boden, auf welchem aber nur mannshohes Unkraut wucherte, dahingegangen, ehe wir endlich den Wald erreichten.

Selbst meiner Begleiter bemächtigte sich in dieser majestätischen Umgebung, in der man die unmittelbare Allmacht Gottes fühlte, andächtige Scheu. Ein leiser Hauch zog durch die Blätter und erfüllte die Seele wie frommes Kindergebet.

Traumverloren stand ich da und hatte alles Erlebte vergessen.

Tuno, der wohl glauben mochte, dass ich müde sei und nicht mehr weiter könne, reichte mir gutmütig seine mit Slivoric gefüllte Cutura.

Dankend lehnte ich ab, worauf er sich selbst stärkte und auch seine Kameraden nicht vergass.

„Versuche es doch" — redete er mir dann nochmals zu — „so was kriegst Du in der Stadt das ganze Jahr nicht zu kosten."

Mich überflog ein leises Gruseln und auf die Gefahr hin, ihn zu kränken, lehnte ich nochmals ab.

„Eh, kako ti volja — wie es Dein Wunsch" — brummte er ärgerlich und wir gingen zurück.

Schon von weitem sah ich auf dem offenen Herde lustig die Flammen emporzüngeln. Dieser Anblick hätte mich, da ich seit morgens nichts genossen hatte, gewiss erfreuen können, aber nach dem wenig appetitlichen Aussehen meiner Begleiter, schloss ich auch auf die Sauberkeit der Küche und beschleunigte deshalb meine Schritte, um mir mein Mahl, wenn nötig, selbst zu bereiten.

Wie überrascht war ich daher, als mir Tunos Weib mit tiefem Knicks entgegenkam.

Ich hatte ein vor Schmutz und Fett starrendes Ungeheuer erwartet und sah ein stattliches Weib vor mir, das trotz seiner Jahre noch für schön gelten konnte.

Das triumphirende Lächeln, das blitzschnell über ihr Gesicht glitt, liess mich erkennen, dass sie mir meine Verwunderung wohl angesehen haben mochte.

„Du also bist Tunos Weib?" — fragte ich und konnte mir dies Rätsel noch immer nicht erklären.

„Du hast es gesagt, Herr" — verbeugte sich Jana selbstgefällig — „wenn Du erlaubst will ich meine Tochter rufen, die Dich bedienen wird" — und ohne erst meine Antwort abzuwarten, rief sie in die Kammer: „He, Ljubica, schnell, der gnädigste Herr verlangt Dich zu sehen."

Sofort kehrte sie sich aber wieder zu mir und erzählte mit beängstigender Zungengeläufigkeit, dass ihr Vater — Gott hab ihn seelig — früher hier Verwalter gewesen sei und dass sie selbst das Glück gehabt habe dem Spaja — dem gnädigsten Gutsherrn zu gefallen, der ihr auch die unverdiente Gnade erwiesen habe, sie mit sich nach der Stadt zu nehmen.

Sie habe sich auch stets Mühe gegeben dem gnädigsten Herrn jeden Wunsch an den Augen abzulesen und sei auch anstellig, wie irgend eine andere gewesen. Das könne ihr Seiner Gnaden gewiss noch bezeugen — und dann habe sie Seiner Gnaden mit der Ljubica nach Hause geschickt und waren so gnädig sie dem Tuno zum Weibe zu geben und ihn zum Verwalter zu machen.

Und während der ganzen, langatmigen Erzählung machte Tuno das glückseligste Gesicht und war auf die ihm widerfahrene Auszeichnung entschieden noch immer stolz — und Ljubica, die mir bei ihrem Eintritt die Hände geküsst hatte, stand zur Seite und horchte voll Andacht auf der Mutter Worte, sie im stillen beneidend und hoffend, dass auch ihr solch Glück erblühen werde.

Ljubica war trotz ihrer 16 Jahre eine üppig entwickelte Schönheit. In ihrer Nationaltracht, einem hausleinenen, um die Hüften von einem buntgestickten Gürtel zusammengehaltenen und auf der rechten Seite weit über das Knie geschürztem Hemde, machte sie einen berückenden Eindruck.

„Mein Kind wird Dich bedienen, Herr. Du hast über uns zu verfügen — unser Leben gehört Dir“ — beteuerte die Alte und schob das Mädchen vor sich her.

„Ich verlange ja gar nicht Euer Leben“ — hielt ich mir beide vom Leibe — „aber Hunger habe ich, ganz gewaltigen Hunger und will hoffen, dass Du in der Stadt auch ordentlich kochen gelernt hast“ — und damit ging ich auf die Veranda, wo bereits gedeckt war.

Während ich nun speiste und von Ljubica bedient wurde, schlich mein Ivo, der früher bei Jandolié in Dienst gestanden hatte, immer um die Veranda herum.

„He, Mädel, der Ivo ist wohl in Dich verliebt?“ — nahm ich die Cura — die Dirn ins Gebet.

Sie wurde blutrot gab mir aber keine Antwort.

„Möchtest ihn wohl gerne heiraten?“ — drang ich weiter in sie.

Abermaliges Schweigen.

„Zum Donnerwetter, kannst Du nicht antworten?!“

„Wenn Du befiehlst, Herr“ — stotterte sie zaghaft — „so muss ich wohl sprechen.“

„Also?“

„Eh Herr, wir hätten uns schon gern“ — gestand sie verschämt — „aber ein Paar können wir ja doch nicht so leicht werden.“

„Warum denn nicht?“

Sie hob etwas das Hemd empor, spielte damit verlegen, wie mit einem Schürzenzipfel und lispelte:

„Ich habe ja noch keines Herrn Gefallen erweckt.“

„Was soll das heissen?!“

„Eh Herr, das musst Du doch wissen“ — errötete sie wieder — „Du hast ja über uns zu gebieten“ — und weg war sie.

Mir ging ein Licht auf.

Donnerwetter, ich war ja mein Lebtag nicht Vegetarianer gewesen, aber nur deshalb etwas zu erreichen, weil ich „ein Herr“ oder „der Herr“ war, das mochte ich nicht — das war mir sogar widerwärtig — wirklich widerwärtig.

Missmutig stand ich auf, warf das Gewehr über den Rücken und streifte durch Feld und Wald. Eine Wildkatze, zwei Wölfe und ein Fuchs fielen meinem Ärger zum Opfer.

Müde von der Fahrt, der Jagd und den neugewonnenen Eindrücken konnte ich kaum das Abendbrot erwarten und legte mich schnell zu Bett.

Ich konnte noch nicht lange geschlafen haben, als ich durch ein leises, vorsichtiges Geräusch wieder aufwachte. Mein erster Gedanke war, dass es auf einen Überfall abgesehen sei. — Mit einem Satz war ich aus dem Bett und ergriff mit der Rechten das danebenstehende Gewehr, um mein Leben so teuer als möglich zu verkaufen.

Da alles still blieb, langte ich vorsichtig nach den Streichhölzern und machte Licht.

Vor mir stand Ljubica mit verschämten Lächeln.

„Zum Teufel, was hast Du hier zu suchen?“ — fuhr ich sie halb müde, halb ärgerlich an.

„Ich Herr“ — stotterte das arme Ding zitternd — „ich hätte es ja nicht gewagt — aber die Mutter meinte — dass du vielleicht noch etwas befehlen würdest.“

Also die Mutter hatte sie geschickt! Das empörte mich am meisten. — Wenn sie noch aus eigenem Antrieb gekommen wäre, aber so . . . und wütend erklärte ich ihr, nichts weiter zu bedürfen, als Schlaf.

Zornig über mich selbst, über die Störung und noch mehr über den grenzenlosen Mangel an moralischem Ehrbegriff bei diesem zurückgebliebensten Teile unseres Volkes, legte ich mich wieder um, um endlich zur Ruhe zu kommen. — Aber kaum dass ich die Augen geschlossen hatte, erhob sich am Hofe jämmerliches Geschrei und Geheul.

Während ich mich noch notdürftig ankleidete um hinaus zu kommen, hörte ich abwechselnd Tuno's und seines Weibes Stimme:

„Du unnützes Geschöpf, das Gott in seinem Zorn erschaffen hat“ — und — „Also unsern gnädigsten Herrn hast Du gekränkt, dass er von Dir nichts wissen will“ — und dazwischen schienen die tiefbetrübten Eltern ihren Herzen durch eine Tracht Prügel Luft zu machen.

Erst mein Erscheinen bereitete der widerlichen Scene ein Ende.

„Du Lump“ — fuhr ich vor allem meinen Ivo an — „stehst dabei und nimmst das Mädel nicht in Schutz?!“

„Sie wird es wohl nicht besser verdient haben.“

„Ja, liebst Du sie denn nicht?!“

Trotzig schaute er mich an.

„Wenn sie Dir nicht gefällt, gefällt sie mir auch nicht — oder glaubst Du vielleicht, Herr, dass ich, weil ich nur ein Bauer bin, nicht auch meinen Stolz habe?! — Ich brauch kein Weib, dass nur mir allein gefällt.“

Ich war sprachlos. Zwar war mir diese Auffassung von dem Werte der Geliebten nicht ganz unbekannt, aber bei Ivo, der doch schon längere Zeit in der Stadt war, hatte ich sie nicht vermutet.

Und Tunos Weib stürzte sich mir zu Füssen und lamentierte:

„Gnädigster Herr, gnädigster Herr, lass es uns nicht entgelten. — Nein, diese Schande — und wir haben ihr doch alles so gut eingebleut — aber so ein elendes Geschöpf weiss ja gar nicht die Ehre zu würdigen . . .

„Jetzt halte Dein Maul — und das sage ich Dir; dass Du mir das Mädel nicht mehr anrührst, sonst bekommst Du die Prügel“ — drohte ich der Alten, die mit offenem Munde vor mir stand.

„Ja, aber Herr, sie hat sich . . .

„Bist Du still!!“

Sie konnte meine Parteinahme für die Dirn entschieden nicht begreifen und auch der würdige Vater und Ivo gafften mich mit dummen Gesichtern an.

„Die Ljubica ist ein liebes, braves Mädel“ — fuhr ich fort — „und damit Ihr seht, dass ich mit ihr zufrieden bin, nehme ich sie in die Stadt mit und will sie dem Ivo zum Weib geben.“

Herr Du meine Güte, ich fühlte es sofort, was ich damit angestellt hatte!

Nur mit Mühe konnte ich mich nun den überschwänglichen Dankesäusserungen der beglückten Eltern und des seligen Bräutigams entziehen und von meinem Zimmer aus hörte ich, wie Ivo zu den geliebten Schwiegereltern sagte:

„Warum hat denn das dumme Frauenzimmer nicht gleich gesagt, dass es des Gnädigsten Wohlgefallen gefunden hat?! Nein, so ein verfluchter Weiberschädel!“

Am nächsten Tag fuhren wir nach Hause und bald darauf wurde Ljubica Ivos Weib.

Unser Geheimniss scheint sie streng behütet zu haben, denn er ist mir noch heute ein getreuer Diener, der für seinen Herrn durchs Feuer gehen würde — aber in ihrem Blick glaube ich oft einen stillen Vorwurf zu lesen.

Oder hätte ich mein Herrenrecht wirklich geltend machen sollen?!



GERHART HAUPTMANN IN UNSERER ZEIT.

ENTWURF ZU EINER ÄSTHETISCHEN UNTERSUCHUNG.

VON

M. HEIMANN.

Paul Schlenther hat in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift den Inhalt des Florian Geyer mit ruhiger und gelassener Eindringlichkeit entwickelt; er hat unter einem reichen und üppigen Detail, dem, wie sich jetzt gezeigt hat, nicht allzuviele Gehirne gewachsen waren, die geheime Gesetzmässigkeit und Einheitlichkeit erkannt und ihre Linie mit ebenso sicherer Hand und ebenso kühlem Sinne nachgezeichnet, wie sie der Dichter geschaffen hat. Diese Musse in der Besprechung des Buches sticht sonderbar von der wilden Aufgeregtheit ab, die das Drama bei und nach der Aufführung umtobt hat. Der Durchschnitt unserer Presse — die Ausnahmen fielen wohl auf — gewährte ein bitteres Amüsement, fast wie eine Meute, die sich auf die Curée stürzte. „Herr Merker, was doch solch ein Eifer, was doch so wenig Ruh? Euer Urtheil, dünkt mich, wäre reifer, hörtet ihr besser zu.“ Die Herren, wenn sie wenigstens ihr Handwerk ordentlich verstünden! Sie verrathen sich gar zu sehr, wenn sie allzulaut toben. Die Hinze und Kunze von der Mühlen, die zum Fenster hinausrufen: „Sassa! der Florian Geyer ist todt!“ man hört es ihrer Stimme an, wie wichtig sie den Helden nehmen. Schadenfroh sind sie und sind doch nur ihres eignen Schadens froh, des Schadens an ihrer eignen gänzlich knöchernen Seele. Sie reden sich ein, dass sie von des Geyers Fall an ihrer vielgeliebten Ruhe sicher sind und fortan vergnüglich das gemächliche Feld der Mittelmässigkeit umgraben können; und dabei, ganz innen, wissen sie es selber, wie sehr sie sich täuschen.

Gegen diese Leute zu polemisieren, kann nicht in dem Plan eines ästhetischen Versuches liegen; vielmehr genügt ein einziges Wort des Florian Geyer diesem Zweck; nämlich was er zu Tellermann sagt: „Leid' dich, Bruder, es ist Pech und Schwefel genung über meine Rüstung gelaufen.“ —

Der grosse politische Aufschwung, dessen Jubiläum wir in diesen Tagen feiern, hat, wie Jedem bewusst ist, nicht zugleich eine Zeit geistigen Aufschwungs der Nation eingeleitet. Nicht nur auf sozialem, sondern vornehmlich auf moralischem Gebiete wurde das Vaterland mit verderblichem Truggold überschwemmt. Das Wachsen des demokratischen Sozialismus, der Niedergang des liberalen Bürgerthums, die Verflachung des Nationalismus bis zur auftrumpfenden Hohlköpfigkeit, Erscheinungen, deren jede letzten Zieles voll von Keimen der Neubildung ist, stellen sich uns kurzlebigen und kurzsichtigen und auf das kurze Leben und den kurzen Blick eingerichteten Menschen als

Formen eines betrübenden Niedergangs dar. Zwar die geistige Produktion schlief nicht. Das geistige Leben der Deutschen hat nicht eine Tradition im französischen Sinne, sondern hat etwas viel Feineres: nämlich eine verborgene Kontinuität, die wie ein unterirdischer Strom plötzlich und unerwartet und überraschend ans Tageslicht springt. Jene Zeit war die Epoche einer Anzahl von einsamen und ungehörten Denkern und Dichtern; sie umhüllte mit einem grossen Schweigen ihre heimlichen Helden und versagte ihnen die Erlösung durch die Synthese eines machtvollen Gefühls der Einigung.

Zwischen den Gebern und den Empfängern waren die Beziehungen unterbrochen. Für diese Beziehungen, die erst das innere Leben der Gesammt-Nation ausmachen, hat es stets ein untrügliches Wahrzeichen gegeben: das ist die Kunst; und im besonderen, vermöge seiner den Künstler und sein Publicum zu einem einzigen Körper zusammenschweissenden Öffentlichkeit: das Theater. Und eben dieses Theater hat keine Zeit grösserer Erniedrigung und Herabwürdigung durchgemacht als die beiden Jahrzehnte nach dem französischen Krieg. Publikum und Bühne waren einander würdig. Die Bühne bot das sinnloseste, unlebendigste Zeug; das Publikum liess es sich behäbig gefallen; es sass auf seinem Stühlchen, das kein Thron war, und brach, bei seinen kritischen Entleerungen, in den Ruf aus: uti puto, deus fio. Dann, in der Mitte der achtziger Jahre, fingen auf Parnasses Höhn die Knaben an zu lärmen, — Publikus liess sich nicht stören. Aber die Knaben schwiegen nicht, ihnen wuchsen Bärte, ihre Stimmen wurden männlicher; und eines Tages spielte die freie Bühne Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang." Da gab es nun wilde Entrüstung; und da es sich Herrn Publiko um sein gestörtes Verdauungsschläfchen handelte, so gab es natürlich moralische Entrüstung. Aber der gewohnte Schlummer war unwiederbringlich verloren.

Die junge Bewegung, die mit ihrer Aufgabe, die Originalität der Technik zu erneuern und den Konventionalismus der Form zu zerstören, bald fertig war, zersetzte sich schnell. Während das Publikum dem schauspielerischen Primadonnenthum absagte und nach neuen Dramen hungrig verlangte, während dem verliess eine Anzahl der modernen Dichter den Weg, der ihnen in eine Sackgasse zu führen schien, und in Lyrik und Kritik, in Roman und Novelle begann ein neues Suchen nach neuen Werthen, ein Suchen, Finden und Verfehlen. Zwei Bestrebungen vor den übrigen kennzeichnen heute die Lage der Kunst: die eine, mit starker Betonung des rein artistischen Elementes, will Verfeinerung der Sinnlichkeit, Vermehrung der Genüsse, l'art pour l'art; die andere, mit vorherrschend psychologischem Interesse, will, gegenüber der Wissenschaft, als welche das Leben nur in seinen jeweiligen toten Punkten einfangen kann, ein Mittel zur Erkenntnis der lebendigen Menschenseele werden. Die Vertreter dieser beiden und einiger anderen nicht so klar unterschiedener Gruppen stehen sich theilweise nicht nur fremd, sondern sogar mit einer viel grösseren Feindseligkeit gegenüber, als etwa die Modernen den oft geschmähten alten Herren. Dennoch hat auf sie alle die Öffentlichkeit immer wieder den zusammenfassenden Namen des Naturalismus angewandt, gleichsam als ob sie in diesem Begriffe den Grundzug dieser ganzen modernen Kunst sähe, und hat als den Vertreter des Naturalismus und damit zugleich der modernen Kunst Hauptmann angesehen.

In der That, — sei es in Liebe oder in Hass, Hauptmann wurde instinktiv als der einzige monumentale Dichter unserer Zeit betrachtet. Obzwar man oft genug versucht hat, ihn mit einer „Richtung" zu identifizieren, und diese Richtung kritisch und philosophisch totzuschlagen, so hat man sich doch immer wieder vor seinen Werken gebeugt, bezwungen durch ihre wohl unklar aber stark empfundene stilvolle Geschlossenheit und Durchbildung.

Dieses Verhalten des Publikums war in seiner instinktiven Naivetät berechtigter, als es selber ahnte.

Die Psychologie des Naturalismus ist noch nicht gegeben. Es genügt nicht, ihn als eine mehr oder minder planvolle Aneinanderreihung von gut beobachteten Wirklichkeitszügen zu erklären. Sondern man hat sich dessen bewusst zu werden, welch eine starke, klare, unverrückbare Persönlichkeit

dazu gehört, disparate Einzelheiten zur Ruhe zu zwingen, ursprünglich selbständigen Zügen zugleich ihre Wahrheit zu lassen und ihre Zufälligkeit zu nehmen und ihnen dadurch den Stempel der Echtheit aufzudrücken. Nur eine ganz oberflächliche Betrachtungsweise, die sich mit der Bespöttelung des Hja hja und mja mja genug that oder die das Wesen des Naturalismus an seinen unselbständigen Nachahmern ablesen zu können glaubte, konnte sich und andern einreden wollen, der Naturalismus sei eine unpersönliche Kunst, und, da alle Kunst nichts als Persönlichkeitsausdruck sei, gar keine Kunst.

Hier will ich darauf hinweissen, dass ich überall, wenn ich vom Naturalismus spreche, nicht die mitlaufenden Konjekturenausnutzer und nicht einmal die ehrlichen Künstler meine, die seine Bereicherung der Technik ausnützten, sondern nur seine ureigensten Vertreter, im besondern Hauptmann.

Schon die Detailarbeit des Naturalismus hat zwiefache Bedeutung: die eine ein rein artistische, eine stark sinnliche, echt künstlerische Freude am Objekt als solchem, die andere eine im Gegensatz zur analytischen Methode synthetisch psychologische. Denn wem es gelingt, uns die äussere Gebärde des Lebens, Kleid und Körper des Daseins, den Tonfall der Rede, unaufhörlichen Wechsel oder bewusste Stetigkeit des Betragens vor die Sinne zu führen, der giebt uns, die wir keinen trennenden Schnitt zwischen Seele und Körper machen, zugleich mit dem Körper die Seele. Als beliebig herausgegriffene Beispiele nenne ich aus Hauptmanns Werken die Diakonissin in Hannele mit ihrer unpersönlichen, der Resignation entspringenden Güte, und die brave Waschfrau aus dem Biberpelz in ihrem Verhalten dem kleinen Philipp gegenüber. Das sind Töne, die nicht durch die Beobachtung von aussen, sondern durch die Beleuchtung von innen ermöglicht sind. Man könnte Novellen aus jedem solcher Züge machen und dadurch einen Ausspruch Hauptmanns bestätigen nach welchem, „was anderen eine selbstständige Aufgabe ist, dem einen nur ein Detail wird," je nach dem Plan des Kunstwerks und der mikroskopischen oder makroskopischen Auffassung der Dinge.

Nun ist freilich das Arbeiten etwas anderes als das Schaffen. Und die Frage ist aufzuwerfen, inwiefern das Schaffen Hauptmanns unserer Zeit ein Segen und damit der Kultur ein Vorschub ist. Ja, die Frage lautet noch strenger, nämlich ob Hauptmann nicht bloss eine werthvolle, sondern eine nothwendige Erscheinung sei.

Die Antwort auf diese Frage heisst: ja.

Mag er selbst, nach Art der besten Künstler, in Unterhaltungen und Gesprächen das artifizielle Element der Kunst oft allzustark betonen und sich selbst dadurch zu einem Genussfaktor herabmindern, den man annehmen oder verwerfen kann nach seinem Geschmack, in Wirklichkeit ist seine Bedeutung unvergleichlich grösser als rein künstlerisch. Man hat ihm von seiner kühnen Nase unter der Schillerstirn und von der trotzigen Reinheit seiner Mundwinkel gesprochen und von ihm verlangt, dass er nicht für die dumpfen, sondern für die Sonnenpilger, für „uns, die Sonnenpilger", schreibe. Man hat andrerseits seinen Werken die mystischen Tiefen oder die hocheinherschreitenden Dichtungen anderer gegenübergestellt. Nun, wo sind sie, die Sonnenpilger, die Mystischen, die Hocheinherschreitenden? Allerwegen haben wir heute Fertige, ehe denn sie angefangen haben. Das Wachsthum mit seiner Langsamkeit und seiner trägen Schmerzlichkeit passt den Leuten nicht mehr; bequemer ist ihnen eine Hebbelsche Monstrosität; sie zerreissen den Holofernes von gestern und geben ihn dem Holofernes von morgen zu fressen. Ja, es giebt schon Dichter heute, die die Welt umfassen und das ganze Menschengeschlecht und die sonnigen Höhen und die purpurnen Höllenabgründe der Seele, wir stehen erschüttert und geblendet vor ihnen, ja, und morgen ist alles zerplatzt. Wir fragen uns, wie halten jene Männer diese ewigen Explosionen in ihren Herzen aus, ohne auseinandergesprengt zu werden? Nietzsches Trümmer liegen am Boden. Sie aber dürfen sich getrost feistärschiger Gesundheit erfreuen; denn sie spielen uns ein lustiges Quiproquo. Es explodiert nämlich gar nicht in ihnen selber; sondern was sie uns geben, das sind Versuche am

Phantom. Sie konstruieren sich, aus Bestandtheilen ihrer Persönlichkeit und ihrer Lektüre und Studien, eine ideale Figur ausserhalb ihrer, und die lassen sie empfinden und weinen, jauchzen und jubeln, sie selbst aber bleiben unversehrt. Wir glauben Menschenstimmen zu hören und sind betrogen, das übermüthige Geraune der Homunculi dringt an unser Ohr. Doch das ist wahr: sie sind keine Betrüger, sondern Betrogene. Wir sind am Anfange einer Zeit, darum verwirrt uns das Chaos.

Inmitten dieser übereiligen und voreiligen Epoche, dieser sich selbst überschreienden Hast bedeutet Hauptmanns Kunst die Ruhe, welche Zeit zur Reife hat; sie bedeutet den Starken, der sich nicht in den Wirbel mitziehen lässt, den Frommen, den die wilde Jagd kaum einmal aufsehen, geschweige mittoben lässt; er mehr, als jeder andere. Schlaf zum Beispiel, edler Künstler und starker Wirklichkeitszeuge der er ist, ermangelt doch der monumentalen Ruhe, die das Detail restlos in die Stimmung aufgehen lässt. Das holländische Urtheil, das Frau Lou Andreas-Salomé in der freien Bühne bekannt gegeben hat, hat mit Recht darauf hingewiesen, dass, während in der Familie Selicke lyrische Stellen in das Alltagsleben hineingesprengt seien, bei Hauptmann die Realität selber in einem steten eigenen Lyrismus erklinge. Hauptmanns Zeichnung ist zugleich zögernd und unbeirrbar; sie ist wie der Schritt der Zeit, die langsam und scheu den Fuss vorwärts schiebt, aber ihn unerbittlich fest hinstellt. Hauptmann erinnert lebhaft an gewisse Meister des Kupferstiches aus der frühen Epoche dieser Kunst, etwa an Martin Schongauer. Er ist eine leise, klare und feste Stimme mitten in einem sorglosen Geplapper von Paradoxen und Unsinn. Selbst wenn sie Alltägliches spricht, so ist es Wohlthat ihr zuzuhören, ist es Beruhigung, sich wieder und wieder an dem verständigen Ton zu laben, der mehr Zukunft verheisst als der „Geischt, Geischt“ der anderen. Nennt man aus diesem Sinne heraus Hauptmann ein retardierendes Element im Epos unserer Zeit, so ist das ruhig zuzugeben, aber mit dem Zusatz: bitte, abwarten. Bei Hauptmann offenbart die Wirklichkeit ihr Seele, ohne psychologisch zersetzt zu werden, und wird zur Lyrik, ohne dass ihr poetische Fetzen künstlich umgehängt werden. Dieses ist nicht das Resultat des Könnens, der durch fleissige Uebung emporgezüchteten Geschicklichkeit, sondern ist in weit höherem Grade metaphysischer Natur, als etwa der schlaue „höhere Wahnsinn“, in welchem viele Moderne das Auge rollen und zum Himmel auf, respektive zur Erde nieder blitzen lassen. Dieser Umstand ist es, der uns in Hauptmann den nothwendigen Ausdruck einer wohlthätigen Kraft und in seiner Kunst die beste Trägerin des edelsten Ethos unserer Zeit erkennen lässt, jenseits von dem grossen oder kleinen Interesse, das uns die Objekte seiner Kunst einflössen.

In der Verfolgung dieser Andeutungen habe ich nun darauf hinzuweisen. in welchem Sinne der Florian Geyer ein momumental modernes Werk ist, und muss mir eine rein ästhetische eingehende Untersuchung auf eine andere Gelegenheit sparen.

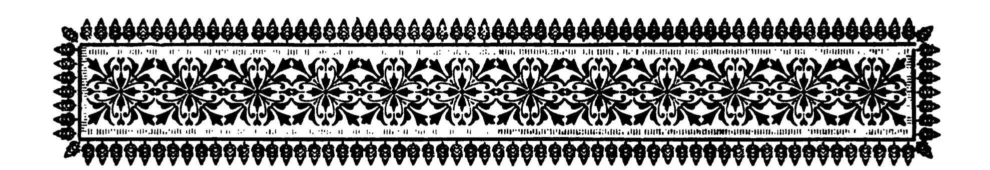
So wie Hauptmann zugleich durch sein Künstlerthum und trotz desselben vor allem als ein moralischer Werth unserer Zeit erscheint, ebenso ist der Geyer nicht bloss ein Drama, das dem einen gut, dem andern schlecht gefällt, nicht bloss die Lebendigmachung grauer Vergangenheit, nicht bloss eine überreiche Folge tief ergreifender Stimmungen, sondern vor allem dieses ein Werk, dessen Bestes durch das Medium des Dichters die Zeit selber geschaffen hat. Ich meine hiermit nicht die interessante Parallele, die die Zeit der Bauernkriege zu unserem sozial und agrarisch aufgewühlten Jahrzent bildet. Sondern Florian Geyer ist die erste durch und durch moderne, nicht durch Analogien früherer Auffassungen und früheren Wirklichkeiten sich selber trübende Darstellung eines Helden. Florian Geyer ist die Zertrümmerung des Renaissance-Ideals eines Helden, sowie Bismarck die letzte Verkörperung dieses Ideals ist. Das Heldische als das Verhältnis eines einzelnen Starken zu den Vielen ist in der Umbildung begriffen. Nicht eine Renaissance der Renaissance beginnt in unseren Tagen, sondern die Auflösung und das Ende der Renaissance, die

bis jetzt gedauert hat. Die neue Zeit, die sich aus der ungewissen Dunkelheit langsam und schwer heraustastet, kann den Helden im üblichen Sinne nicht gebrauchen. Ihre Beziehungen reichen nicht nach Florenz, sondern nach Nürnberg. Peter Vischer ist der bewunderte Lieblingskünstler Hauptmanns.

Hätte Hauptmann, wenn schon die Zeit der Bauernbewegung ihn lockte, ein Stück mit einem üblichen Helden, mit einem starken Centrum schreiben wollen, so hätte er, nach seinem eigenen mir gegenüber gethanen Ausspruch, einen Thomas Münzer geschrieben. Er wählte Florian Geyer, den unzusammengesetzten Charakter, den schwarzen Krieger, dessen Anfänge das Dunkel deckt, dessen Ende die Nacht überschattet.

Florian Geyer ist ein Held, der nicht herrschen will. Er ist nach Schlenthers schönem Wort, ein Edelgewächs inmitten des Unkrauts. In den Webern führt uns der letzte Akt das Beste vor, was diese Unglücklichen, Verkommenden zu sein vermögen, die feinste Blüthe und die grösstmögliche Kultur, die sie hervorbringen können. Im Florian Geyer ist jeder einzelne Akt nach demselben Prinzip gebaut wie das Weberdrama als Ganzes: jeder beginnt mit einer Situation der Vielen; ihre Freude und ihr Leid wirrt sich durcheinander; in jedem erscheint dann Geyer als das Lauterste und Reinste und Stärkste des ganzen Handels. Und von Beginn an ist er dem Niedergang geweiht; von Beginn an sehen wir, nach dem Vorspiel, das uns die erreichte Höhe zeigte, den unaufhaltsamen Sturz in die Tiefe. Ist Geyer zu schade für seine Umgebung, oder ist er zu schwach für seine Umgebung? An dieser Frage hängt die Tragik des schwarzen Ritters. Bei seinem ersten Auftreten, als er von immer steigendem Jubel angekündigt, von begeistertem Prunk umgeben, unter die Bauernführer tritt, und man ein grosses, die Steigerung der Szene fortführendes Wort von ihm erwartet, da beginnt er ganz ruhig, ganz schlicht und sachlich zu reden: „Das alte Kaiserrecht bestädigt es uns. Die Gemeinfreien haben Conföderationsrecht — etc. etc.“ Diese Dämpfung ist ein Zug von wundervoller Grossheit. Er ist ernst, still, gefasst, abwehrend. Er ahnt das Verhängnis. Er empfindet wie sein treuer Löffelholz, dem sich bös Ahnen an die Seele nestelt. Und er weiss, als er sein freiwilliges Gelöbnis spricht: „Hie steh ich und gelob ich, dass ich Amt und Bestallung nit anders will empfahen oder zur Hand nehmen, es sei mir denn übergeben vom Versammlungsrat gemeiner, bäurischer Brüderschaft,“ er weiss, dass diese Worte und diese Gesinnung sein Todesurtheil bedeuten. Dennoch spricht er das Gelübde und hält es und geht zu Grunde, „wie ein Mannskerl,“ er, der die plumpen Neider hätte zu Paaren treiben können, wenn er mit dem edelsten Handel, den Gott in seine Hand gelegt, hätte das Maislen spielen wollen. Moriturum saluto, mortuum saluto. Nein, Florian Geyer ist kein Held. Aber die Helden sind kleiner als er.

Konnten die Bauern nicht ohne Helden- und Höllenzwang zusammengehalten werden, schlimm für sie; und kann unsere Zeit nicht ohne den Helden fertig werden, will sie nie mündig werden, nie lernen, dass es keine Erlösung giebt als von innen, so ist es dreimal schlimm für sie, und das neunzehnhundertjährige Heidenthum muss weiter dauern.



EINE HEIMATLICHE KUNST.

VON

ALFRED LICHTWARK.

Die „Sammlung von Bildern aus Hamburg" ist der erste systematische Versuch in Deutschland, die Interessen der Kunst und der Künstler fruchtbringend zu localisiren. Die Wichtigkeit dieses in wirthschaftlicher Beziehung äusserst segensreichen Prinzipes erscheint gross genug, um darüber statt allgemeiner theoretischer Auseinandersetzungen an dem concreten Beispiel der Hamburger Sammlung auch zu den übrigen deutschen Kunstfreunden zu sprechen, die in ihren jeweiligen künstlerischen Bezirken auf eine ähnliche, nach den entsprechenden veränderten Bedingungen auszuführende gedeihliche Localisirung der Kunstinteressen hinstreben möchten. Lichtwark wird den folgenden Aufsatz dem Katalog der Hamburger Bilder als Einleitung voranstellen. Die Redaktion.

Vielerlei Bedürfnisse und Wünsche führten im Jahre 1889 zur Begründung der Sammlung von Bildern aus Hamburg.

Das Gepräge der Hamburgischen Galerie moderner Meister war schon damals im Gegensatz zu dem der übrigen deutschen Sammlungen stark international. Während man für die fürstlichen Galerien des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ohne Rücksicht auf Nationalität lediglich Kunst zu erwerben, gesucht hatte, fühlte man in unserm Jahrhundert die Verpflichtung, sich auf die nationale Kunst zu beschränken. Erst in jüngster Zeit haben vor Allem München und Dresden, im Auslande sogar Paris den engen Standpunkt verlassen, und Berlin scheint ihnen folgen zu wollen.

In Hamburg, wo die öffentliche Sammlung moderner Meister bisher nicht aus Staatsmitteln sondern aus Geschenken, Vermächtnissen und Erwerbungen aus Legaten vermehrt wurde, bestand nach der Reorganisation des Instituts im Jahre 1886 die Galerie fast zur Hälfte aus Bildern englischer, französischer, niederländischer und nordischer Meister, denn seit der Mitte unseres Jahrhunderts sammelten die Kunstfreunde in Hamburg wie einst die Fürsten, ohne sich um nationale Schranken zu kümmern, ein Zug, der sich übrigens auch in Leipzig und Frankfurt bemerkbar macht.

Da nun diese Ursachen allem Anscheine nach nicht zufällig und vorübergehend die Zusammensetzung unserer Galerie beeinflussen sondern dauernd wirken, so beschloss die Verwaltung der Kunsthalle bereits 1886 die Galerie auf den gegebenen Grundlagen auszubauen.

Aber zugleich machte sich das Bedürfniss geltend, den internationalen Zug durch einen localen zu ergänzen, um so mehr, da in der deutschen Hälfte der Galerie das speciell Hamburgische nur schwach mitsprach.

Diesen Zweck zu erreichen, wurden seit 1889 drei neue Sammlungen angelegt und mit Hülfe der Freunde des Instituts über Erwarten schnell entwickelt.

Die Sammlung zur Geschichte der Malerei in Hamburg, vom 15.—18. Jahrhundert, gegenwärtig über hundert Gemälde umfassend und in zwei Sälen des Erdgeschosses neben der Galerie alter Meister aufgestellt, sollte die ältere Entwicklung der heimischen Malerei vor Augen führen, die im fünfzehnten Jahrhundert einen Zweig der niedersächsischen Kunst bildete, im sechzehnten sich an die Schule Kranachs anlehnte, im siebzehnten und achtzehnten von den beiden Zweigen der niederländischen Kunst befruchtet wurde.

Die Sammlung Hamburgischer Meister des 19. Jahrhunderts, aus alten Beständen und neuen Erwerbungen auf mehr als 150 Gemälde gebracht und 1895 in einem der grossen Säle und fünf Kabinetten des ersten Stockes vereinigt, schildert die Entwicklung der Kunst seit ihrem Aufblühen am Anfang unseres Jahrhunderts in Hamburg und wird den Rahmen für die Einfügung der Erzeugnisse künftiger Entwicklung einheimischer Begabungen abgeben.

Daneben ist seit 1889 als dritte, die Sammlung von Bildern aus Hamburg angelegt, aus gegen 60 Bildern bestehend, die unsere Galerie mit der lebendigen Production des Vaterlandes in enger Verbindung zu erhalten bestimmt ist.

Es wurde geplant, nach und nach die hervorragendsten deutschen Maler einzuladen, Hamburg und das Hamburgische Land zu studiren. Nach Massgabe der Mittel sollten die durch diese Anregung entstehenden Bilder erworben und in einem besonderen Raum der Kunsthalle vereinigt werden.

Hamburgische Kunstfreunde, die Herren L. E. Amsinck, Dr. Antoine-Feill, Eduard Behrens sen., Otto Berkefeld und Friedrich Freiherr von Westenholz traten 1889 mit dem Director der Kunsthalle zusammen, um die Mittel für die Ausführung des Planes zu beschaffen.

Im Fall des Gelingens war auf diesem Wege unserer Galerie ein locales und nationales Gegengewicht gegen die Entwicklung des internationalen Elements, die in den örtlichen Verhältnissen begründet liegt, sowie die stetige Fühlung mit den hervorragendsten lebenden Künstlern auf die Dauer gesichert.

* * *

Den localen Zug im Charakter der Hamburger Galarie zu kräftigen empfahl sich jedoch nicht nur aus sammlungstechnischen Rücksichten. Ebenso dringlich sprechen die Beziehungen des Instituts zu seinen Besuchern dafür.

Während in anderen grossen Städten die Museen vorzugsweise als Sehenswürdigkeiten für die Reisenden betrachtet werden, fällt bei dem namentlich in den Wintermonaten überaus regen Besuch der Hamburger Sammlungen die Zahl der Fremden wenig ins Gewicht. Auch von auswärtigen Beurtheilern wird die enge Fühlung mit dem Publikum, die sich deutlich in der überraschenden Zahl der Stifter ausspricht, als ein Charakterzug aller Hamburgischen Museen betrachtet.

Diesen einheimischen Freunden und ständigen Besuchern der Galerie die Landschaft und das Leben der Heimath durch hervorragende Meister auslegen und verklären zu lassen, erschien als eine köstliche und fruchtbringende Aufgabe.

Von Allem, was die Kunst darzustellen findet, wird am tiefsten erfasst, was in der Phantasie schon lebendig oder was den Augen vertraut war.

Es durfte deshalb erwartet werden, dass die Jahr um Jahr entstehenden Bilder aus Hamburg um so liebevollerem Eingehen und um so tieferer Sympathie begegnen würden, als sie lauter vertraute oder bekannte Stoffe darstellen und sich unmittelbar an das in Allen lebendige Heimathgefühl wenden.

Eine nachhaltige Wirkung auf die künstlerische Bildung des heranwachsenden Geschlechts dürfte sich daraus von selber ergeben. Was nach und nach die feinst organisirten Augen in Deutschland bei uns gesehen haben, wird von allen, die mit Empfindung begabt sind, in der Natur aufgesucht und nachgefühlt werden können.

Damit ist dann wieder ein tieferes Verständniss für die Kunstwerke gegeben, die diesem Land und diesem Leben entnommen sind. Denn gerade das Originellste und Werthvollste in der lebenden Kunst kann ohne eingehende Kenntniss der Natur nicht voll erfasst werden.

* * *

Als Ganzes wird die Sammlung dazu noch den andern Pol des künstlerischen Schaffens augenfällig machen, die künstlerische Individualität.

Wenn zwanzig Künstler, die an dieser Sammlung mitarbeiten, ihre Motive — und oft dieselben Motive — einem und demselben beschränkten Gebiet entnehmen, und jeder in Verhältnissen und Raum, in Farbe und Stimmung der unendlichen Fülle der Möglichkeiten etwas ganz anderes und ihm allein gehöriges entnimmt, so muss dem einheimischen Betrachter, dem die dargestellten Objecte vertraut sind, ohne Weiteres klar werden, dass es sich beim Kunstwerk nicht um eine mechanische Wiedergabe von grösserer oder geringerer Treue handelt sondern um den Ausdruck eines besonderen Wesens, das mit eigenen Augen Form und Farbe empfindet und mit engerer oder weiterer Sympathie für die Dinge dieser Welt begabt ist.

Aus dieser Sachlage ergiebt sich die Forderung, dass jeder Künstler möglichst seinem ganzen Wesen nach zur Vertretung zu bringen ist. Auf den Fremdenbesuch braucht die Hamburger Galerie zwar nicht Rücksicht zu nehmen, aber auch dem auswärtigen Kunstfreund wird sie um so anziehender sein, je mehr sie als ein Product des Bodens erscheint.

* * *

In den wenigen Jahren ihres Bestehens hat die junge Sammlung sich nach Umfang und Inhalt bedeutungsvoller entwickelt als zur Zeit ihrer Gründung gehofft werden durfte.

Ursprünglich war beabsichtigt gewesen, an dem reichsten und an Raum und Stimmung eigenartigsten Punkt unserer Landschaft, dem Hafengebiet, einzusetzen. In einer vertraulichen Mittheilung an die Hamburgischen Künstler und Kunstfreunde wurde dieser Gedanke ausgeführt.

„Mit banger Sorge, hiess es u. a., hat jeder Hamburger dem Abschluss der Arbeiten entgegengesehen, die das herrliche alte Hafengebiet von Grund aus umgestalten sollen. Wohl durfte man in die bewährte oberste Leitung das Vertrauen setzen, dass sie mit schonender Hand ihr Werk der Zerstörung ausführen und das Neue mit Verständniss den Ueberresten des Alten einordnen würde. Aber wie eng schienen den gebieterischen Anforderungen des Bedürfnisses gegenüber die Grenzen ihrer Macht! Denn was blieb noch übrig, wenn die Kajen und der Kehrwieder, das Doven fleeth und schliesslich der Segelschiffhafen, unser höchstes landwirthschaftliches Kleinod, nicht zu retten waren."

„Es würde vielleicht lange gedauert haben, bis wir Hamburger zum unbefangenen Genuss der grossartigen neuen Reize des umgestalteten Hafens gekommen wären, wenn nicht der Kaiserbesuch der ganzen Bevölkerung die Augen geöffnet hätte. Das Bild unseres Hafengebiets war an jenem Tage in seiner Mischung des Uralten und ganz Modernen so eigenartig imposant und in sich geschlossen, dass es den würdigsten Rahmen zu dem nie gesehenen Schauspiel der wimmelnden Ehrenflotte bot, welche dem jungen Kaiser das Geleit gab."

„Seit jenem Tag haben wir uns den Genuss des Neuen durch die Trauer um das Untergegangene nicht mehr verkümmern lassen."

„Wenn jetzt fremde Künstler zu diesem unerschöpflichen Schatz künstlerischer Motive geführt werden und sich den engen oder weiten, mannichfaltig gestalteten, bald von grossartigen modernen, bald von malerischen, alterthümlichen Bauwerken eingerahmten Wasserflächen gegenüber sehen, die

von unsagbar mannichfaltigem Leben erfüllt sind und durch ewig wechselnde atmosphärische Einflüsse beständig neue Stimmungsbilder bieten, so pflegt seine erste Frage zu sein: Wer malt denn das bei Euch?"

„Wir müssen ihm antworten: es wird bei uns fast nie gemalt. Die Hamburger kennen ihren grössten Schatz kaum mehr als vom Hörensagen, sie haben noch nicht das Bedürfniss, sich die unvergleichliche Schönheit ihres Hafengebiets durch die Kunst deuten zu lassen."

„Es erscheint deshalb als eine würdige Aufgabe des Hamburger Patriotismus, das Bild des Hafens in seiner ganzen Vielgestaltigkeit und in allen charakteristischen Stimmungen für uns und unsere Nachkommen durch die Kunst festhalten zu lassen."

„In der Kunsthalle ist ein besonderer Saal zur dauernden Ausstellung vorgesehen. Im Lauf der Jahre könnte auch die weitere reiche Hamburger Landschaft, der wohl kein anderer Ort Deutschlands an Fülle malerischer Motive verschiedenartigsten Charakters gleichkommt, für diese Sammlung aufgenommen werden. Hier würde die Bevölkerung Hamburgs an der Hand des Künstlers in die unvergleichliche Schönheit der nächsten Heimath eingeführt werden, und der Fremde die beste Anleitung erhalten, sich schnell in dem verwirrenden Reichthum zu orientiren. Es bedarf keiner näheren Ausführung, wie weittragend der Einfluss dieser Abtheilung der Kunsthalle werden kann. Hamburger Maler wissen aus Erfahrung, dass unsere Bevölkerung sich für Motive aus der Heimath wenig interessirt und den grössten Künstlern des uns so nahe liegenden Berlin ist Hamburg, das ihnen unendliche Anregung bieten könnte, so gut wie unbekannt. Von besonderer Wichtigkeit könnten diese Bilder für unsere zahlreichen Aquarellisten in Dilettantenkreisen werden, denen die Kunsthalle so gut wie gar keine Vorbilder zu bieten hat."

* * *

Die zunächst befragten Hamburgischen Künstler, Thomas Herbst, Ascan Lutteroth, Carl Rodeck und Valentin Ruths erklärten sich bereit, einer Einladung zu folgen, und das obengenannte Komité von Kunstfreunden trat mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit.

Dieser im Frühjahr 1889 von allen Hamburgischen Tagesblättern veröffentlichte Aufruf konnte das Ziel schon weiter setzen als vorher möglich schien, da von vielen Seiten Beihülfe zugesichert war. Am Tage der ersten Veröffentlichung brachten sämmtliche Blätter im redactionellen Theil Worte warmer Befürwortung des Plans, die dem Unternehmen den Boden bereiten halfen.

Der überaus erfreuliche Erfolg setzte das Comité in den Stand, zunächst Hamburgische Künstler aufzufordern, den Grundstock der Sammlung zu schaffen. Im Herbst 1889 wurden sieben grössere Aquarelle erworben, und es blieben die Mittel, für das folgende Jahr Einladungen an auswärtige Künstler ergehen zu lassen.

Unter den in Hamburg geborenen und auswärts lebenden Künstlern betheiligten sich zunächst Hans von Bartels in München, Ludwig Dettmann in Berlin und Gustav Marx in Düsseldorf.

Von auswärtigen Künstlern kamen in den nächsten Jahren Max Liebermann, Hans Herrmann und Franz Skarbina in Berlin, sowie der Lübecker G. Kuehl aus München, der Holsteiner Momme Nissen und der Norweger Fritz Thanlow hinzu. Im Jahre 1894 folgten Hans Olde und Leopold Graf von Kalckreuth der Einladung, 1895 Gustav Schönleber.

Zu Anfang wurde auf die Pflege des Aquarell und Pastell besonderes Gewicht gelegt, weil diese wichtigen, modernen Techniken in der Galerie nicht vertreten waren. Die Wahl dieser Techniken brachte mit sich, dass das Format der Bilder über ein gewisses Mass selten hinausging und dass die Stoffe sich durchweg auf die Landschaft und die Aussen- und Innenarchitektur beschränkten.

Damit war das Programm aber keineswegs erschöpft. Das Figurenbild und das Bildniss gehörten nothwendig in den Rahmen.

Diesem Ziel, das ganze Leben der Heimath zu schildern ist die Sammlung erst in den letzten Jahren näher gerückt, namentlich durch die Hereinziehung des Bildnisses.

* * *

Seit langer Zeit bildet die Portraitmalerei einen wunden Punkt in unserer künstlerischen Produktion. Von den Leistungen einzelner ganz hervorragender Begabungen abgesehen können wir uns mit dem Besten, was namentlich die Engländer hervorbringen, nicht messen. Die Bildnissmalerei ist bei uns zu sehr eine Spezialität geworden. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts haben viele der grössten, künstlerischen Begabungen sie grundsätzlich nicht für voll angesehen, während vom 15. bis zum 18. Jahrhundert das Bildniss vollkommen gleichwerthig neben den freien Schöpfungen der Phantasie oder der Naturempfindung stand.

Wie die Landschaften und Architekturstücke in der Sammlung nicht als Ansichten sondern als Bilder gedacht waren, so sollten auch die Portraits über den ersten Zweck hinaus, die Züge verehrter Menschen für die Mit- und Nachwelt festzuhalten, zugleich Kunstwerke im höchsten Sinne sein. Denn das allein sichert dem Bildniss unter allen Umständen die Achtung der kommenden Geschlechter. Dieses Ziel schien am sichersten erreichbar, wenn für die Aufgabe Künstler interessirt wurden, denen das Bildniss in demselben Sinne ein künstlerisches Problem bedeutet wie die Landschaft oder das Figurenbild. Es stand dabei zu hoffen, dass die Resultate nach und nach als neue Anregung den einheimischen Besuchern und den Bildnissmalern von Beruf zu gute kommen würden.

Die umsichtige Förderung des monumentalen Bildnisses dürfte überhaupt zu den wichtigsten Massnahmen der deutschen Kunstpflege bilden. Denn das Bildniss ist die höchste unter den jederzeit möglichen, von den jeweiligen Sonderströmungen in der Kunst unabhängigen Aufgaben. In einer Epoche mit idealistischen Tendenzen wird es immer wieder auf das ernste, unmittelbare Studium der Natur führen, wie wir denn von der Hand zahlreicher, nordischer Künstler des sechzehnten Jahrhunderts, deren Nachahmungen der grossen Italiener wir heute keinen Geschmack abgewinnen können, Bildnisse hohen Ranges besitzen, die uns allein die Möglichkeit geben, die künstlerische Veranlagung ihrer Urheber zu würdigen. Und auf der andern Seite wird in Perioden, deren Ziel weniger in der Darstellung bewegender Gedanken als in dem hingebenden Studium der Natur liegt, das monumentale Bildniss fast die einzige Aufgabe sein, die zur Synthese zwingt.

Wenn wir in Hamburg, wie es unsere Pflicht erheischt, für die Kräftigung der lokalen Tendenzen eintreten wollen, so finden wir im Bildniss die einzige Gattung monumentaler Kunst, die immer vorhanden, und die von Zufälligkeiten nicht abhängig ist. Die Verhältnisse liegen bei uns ungefähr wie in den holländischen Städten des siebzehnten Jahrhunderts, wo das Bildniss die hohe Schule der Malerei ausmachte. In unserm Städtestaat giebt es eine Reihe grossartiger Bildnisse zu malen, die ganz lokaler Natur sind. Der Senat hat seine schwarze spanisch-niederländische Amtstracht beibehalten. Was ein Bürgermeisterbildniss für unsere Kunst bedeutet, haben die beiden Portraits unserer Sammlung von Liebermann und Hugo Vogel erst jüngst wieder bewiesen. Aufgaben wie ein Aufzug oder eine Sitzung des Senats sind für die Zukunft denkbar, wenn auch vielleicht jetzt noch nicht möglich. Jede Generation hat ihre um die Vaterstadt verdienten Frauen und Männer, deren Bildniss Mitwelt und Nachwelt willkommen wären. Ein starker Familiensinn und lebendige Familientradition bieten bei uns einen gesunden Boden für das Bildniss grossen Stils. Ueberdies würde die Pflege dieser Kunstgattung die Rückkehr zu althamburgischen Gewohnheiten bilden. Das Bildniss war in unserm Jahrhundert beständig ein Lieblingsgebiet unserer heimischen Künstler. Philipp Otto Runge

stellte es im ersten Jahrzehnt auf eine ganz neue Basis, wie seine Werke in unserer Galerie hinlänglich bewiesen. Jul. Oldach und Erwin Speckter bildeten in ihrer Vorliebe für das Portrait eine Ausnahme unter den deutschen Nazarenern. Und seit den dreissiger Jahren malte Günther Gensler seine merkwürdigen Regentenstücke nach Art der alten Holländer, Gruppenbildnisse, die in unserer Sammlung, in Köln und in Leipzig aus dem Rahmen des zu ihrer Zeit sonst üblichen herausfallen. Dass später Steinfurth, von dessen Vorliebe für mythologische Stoffe seine Gemälde, Handzeichnungen und Skizzen Zeugniss ablegen, bei uns zum hervorragenden Bildnissmaler wurde, weist wiederum deutlich auf die Bedingungen des Bodens hin.

An das Bildniss soll sich sodann die Schilderung des mannigfaltigen Lebens unserer Stadt schliessen. Dass auch hier das eigenartige Leben der Gesellschaft bei den Ruder- und Segelregatten, auf den malerischen Renn- und Spielplätzen, das Volksleben am Hafen, das Leben der Fischer und Schiffer, auf der Elbe, dem Meer oder zu Hause einen unerschöpflichen und bisher kaum berührten Schatz neuer und eigenartiger Motive enthält, ist der deutschen Kunst bisher entgangen.

* * *

Wenn erst das Ziel einer sich selbst erklärenden Sammlung, die mit bedächtiger Schnelle der Entwicklung unserer lebenden Kunst folgt, einigermassen erreicht ist, dann dürften allmählich auch die Wünsche und Hoffnungen in Bezug auf die heimische Production in Erfüllung gehen, die sich an die Wirksamkeit der Bilder aus Hamburg knüpfen.

Künstlerische Begabungen gehören zu den werthvollsten Faktoren in Wirthschaftsleben. Was sie hervorbringen, ist nicht als ein schöner Luxus anzusehen, der sich zur Noth auch entbehren lässt, sondern die Kraftquelle aller künstlerischen Industrie und des sie regelnden Geschmacks. Ist diese Quelle versiegt oder lässt man sie ungenutzt verströmen, so vegetiren die Dekorativen Künste (das Kunstgewerbe) auf dürrem Boden. Wo in alter oder neuer Zeit eine grosse Kunstindustrie ihre Stätte gehabt, in Athen, Venedig, Florenz, Nürnberg, Antwerpen, Paris, England und Japan, da fliesst ihre Kraft aus einer umfassend entwickelten lebendigen Kunst.

Hamburg hat in unserm Jahrhundert nicht weniger und nicht geringere künstlerische Begabungen erzeugt als andere Städte, aber sie haben ihm keinen rechten Vortheil gebracht. Die Mehrzahl suchte und fand den Boden für ihre Entwicklung ausserhalb der Heimath, die Zurückkehrenden hatten schwer zu kämpfen und standen isolirt. Dies gilt namentlich für das letzte Drittel unseres Jahrhunderts. Der decorativen Kunst sind die einheimischen Talente nothgedrungen eher aus dem Wege gegangen.

Dabei erscheinen die Verhältnisse in Hamburg für die Entwicklung einer lebenskräftigen, localen Kunst weit günstiger als in den meisten andern deutschen Städten. Die durchschnittliche Wohlhabenheit und der starke Localpatriotismus könnten einer kräftigen Production den Boden bereiten, und die Möglichkeit einer ganz freien, von akademischen und andern Schranken unbeengten Kunst darf nicht gering angeschlagen werden. Dazu ist Hamburg, wenn es will, immer noch die alte Metropole der Niedersachsen, nach der die umliegenden Provinzen schauen.

Kopenhagen, nicht in demselben Grade wohlhabend, trägt eine der angesehensten und eigenartigsten Malerschulen Europas. Das Einzige, was es vor Hamburg voraus hat, seine Qualität als Hauptstadt, ist für die Entfaltung eines selbständigen künstlerischen Lebens heute, wo der Fürst oft nicht mehr oder nicht einmal soviel Einfluss besitzt wie ein wohlhabender Privatmann — Beweis die Thätigkeit Jacobsens in Kopenhagen — noch weniger nöthig als in früheren Zeiten, wo weder Augsburg noch Nürnberg Hauptstädte waren.

Nothwendig für die Entwicklung einer gesunden Localkunst in Hamburg ist nur eins, dass das Bewusstsein der grossen, ökonomischen Macht, die unser

Städtestaat darstellt, in allen Kreisen lebendig wird und in der bewussten Pflege aller heimischen Kulturkeime ihren Ausdruck findet.

Der Zeitpunkt darf namentlich, was die bildende Kunst angeht, als sehr günstig gelten. Auf manchen deutschen Akademien hat die Kunst ihre Wurzeln nicht im Bedürfniss des Bodens sondern in den Ausstellungen und im Kunsthandel, was sie im letzten Grund heimathlos macht. Der Erdgeruch, der Localcharakter fehlen.

* * *

Wenn wir in Hamburg zur Pflege der localen Tendenzen zurückkehren, so nehmen wir nur die gesunden Ideen wieder auf, die in den dreissiger Jahren der Hamburgische Künstlerverein als Richtschnur für die Thätigkeit seiner Mitglieder aufstellte: „Hamburgs Wesen durch die Kunst auszudrücken."

Dass es ihm im folgenden Jahrzehnt besser, als uns heute bewusst geblieben, gelungen ist, beweisen vor Allem die reifsten Werke Hermann Kaufmanns, die alle Künstler und Kunstfreunde in Deutschland heute als etwas ganz Eigenartiges, von Allem, was auf seinem Gebiet in andern deutschen Kunststädten gepflegt wurde, abweichendes empfinden, und in den ernsten Studien der Gebrüder Gensler erkennen moderne Meister ihre eigene Tendenzen wieder.

Wäre das vom Künstlerverein aufgestellte und, soweit seine Kräfte reichten, durchgeführte Princip rechtzeitig gewürdigt worden und hätten die Hamburger Kreise die Bestrebungen mit ihrer Theilnahme und ihren Mitteln gestützt, so hätten in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts die jungen Talente den Heimathsboden nicht zu verlassen brauchen und ihre Kräfte wären der Vaterstadt zu gute gekommen. Damit wäre nicht nur unserer Kunst sondern auch unserer Industrie eine eigenartige Entfaltung gesichert gewesen. Denn die Ideen, die im Hamburger Künstlerverein aufkamen, umfassten bereits das Ganze der Kunst, Malerei, Sculptur, und die decorativen Künste, die wir heute Kunstgewerbe nennen.

* * *

An diese Tendenzen unseres Künstlervereins möchte die junge Sammlung die neu aufkeimenden Begabungen mahnen.

Die Sammlung von Bildern aus Hamburg kann dazu beitragen, dass sie den unerschöpflichen Reichthum der heimischen Landschaft und des heimischen Lebens kennen und lieben und dadurch der Versuchung widerstehen lernen, in der Fremde zu suchen, was sie in der Heimath in üppigerer Fülle finden. Seit der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sie augenscheinlich in diesem Sinne bereits gewirkt.

Und die einheimischen Kunstfreunde auf die Künstler hinzuweisen, die der Boden hervorgebracht hat, giebt es kein besseres Mittel als diese Sammlung. Zum gesunden Gedeihen der Kunst bedarf es nicht nur der Künstler sondern auch der Kunstfreunde und Sammler, die sich ihnen anschliessen. In Hamburg sollte es jeder Wohlhabende als eine Pflicht fühlen lernen, die heimische Kunst nach Massgabe seiner Mittel zu pflegen. Auch in diesem Punkte können wir auf hocherfreuliche Anfänge hinweisen. Es giebt seit einigen Jahren junge Sammler, die sich die Beobachtung der einheimischen Künstler angelegen sein lassen. Möchten sie zahlreiche Nachfolger finden, denn was kann es für einen Kunstfreund Herrlicheres geben als eine neue Entwicklung mit zu erleben in enger Fühlung mit dem Producirenden? Es ist unmöglich für den Nichtkünstler, auf anderm Wege so tief sich in das Wesen der Kunst hineinzufühlen, und den Hamburgischen Künstlern würden diese Kunstfreunde einen Rückhalt und Sporn bieten, den die deutschen Künstler leider vielfach entbehren müssen. Die weitverzweigten Verbindungen der Hamburger und eine neue Blüte unserer Kunstausstellungen werden schon dafür sorgen, dass diese Pflege der localen Production nicht zur Einseitigkeit führt.

Vielleicht, dass auch die Vertreter der Volkswirthschaft sich entschliessen, der rationellen Ausbildung und Verwendung der Talente ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wenn es erlaubt ist, den Massstab materiellen Werthes anzulegen, so gehören sie jedenfalls zu den wichtigsten Factoren, mit denen die Nationalökonomie zu rechnen hat. Jedes Jahr zeitigt eine neue Ernte, und in jeder Generation finden sie ihre Aufgabe. Es ist eigentlich selbstverständlich, dass wir bestrebt sein müssten, sie dem Wirthschaftsleben der Heimath dienstbar zu machen, wo sie allein die Aussicht auf eigenartige Entwicklung haben. Das Genie ist eine so seltene und so gewaltige Kraft, dass sie von Förderung und Vernachlässigung unabhängig bleibt, wenn es auch keineswegs gleichgiltig ist, ob es in cultivirter oder in uncultivirter Umgebung seine ersten Eindrücke erhält. Aber das Talent, das unter Umständen sehr werthvoll werden kann, ist in seiner Entwicklung von seiner Umgebung abhängig.

* * *

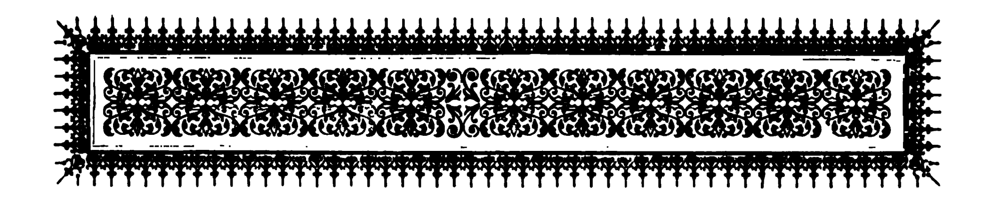
Auf das historische Interesse, das eine Sammlung von Bildern aus Hamburg in kürzester Frist gewinnen wird, besonders hinzuweisen, dürfte kaum nöthig sein. Vom Standpunkt der Kunst kommt es nicht in Betracht. Nicht Hamburgensien sondern Kunstwerke sollen geschaffen werden. Immerhin mag man gern bei der Vorstellung weilen, dass ein späteres Geschlecht mit derselben Pietät vor der Schilderung des heutigen Zustandes unserer Stadt, unseres Landes, unserer Zeitgenossen stehen wird, wie wir sie empfinden würden, wenn uns eine ähnlich umfassende Darstellung Hamburgs aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts erhalten wäre.

Praktischen Nutzen kann die Sammlung vielleicht für die künftige Entwicklung unserer Architektur erlangen, wenn nach und nach vom Standpunkt des Malers die eigenartige Architektur der beiden verflossenen Jahrhunderte dem modernen Gefühl wieder erschlossen wird. Hätten unsere Maler den Reiz der alten grünen Thürme mit ihren einfachen, bis in die weitesten Fernen klar sich aussprechenden Silhouetten, mit ihrem malerischen Verhalten gegen Luft und Wolken erschöpfend geschildert, so würde unsere Architektur schon früher bei diesen Vorbildern wieder anknüpfen und die Experimente haben sparen können. Und Niemand kann uns eindringlicher als der Maler sagen, dass bisher in Hamburg nichts entstanden ist, das für unsere Luft und unser Licht so vortrefflich empfunden ist wie die bürgerliche und ländliche Architektur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

* * *

Das sind kurz angedeutet die Wünsche und Hoffnungen, die die Gründer der Sammlung und ihre zahlreichen Freunde und Gönner beseelt haben. Möge es ferner nicht an Förderern fehlen, die sich der Entwicklung dieser Hamburgischen Abtheilung unserer Anstalt annehmen. Schon in ihrer jetzigen Ausdehnung hat sie sich bei den deutschen Künstlern und Kunstfreunden warmer Sympathien zu erfreuen.

Wenn ihr die Gunst der Hamburger wie bisher erhalten bleibt, wo ihr, was als lebendiger Beweis ihrer beginnenden Volksthümlichkeit gelten kann, bereits Legate zugewendet sind, so wird sich auch ihre politische Bedeutung fühlbar machen. Denn sie wird das Verständniss und die Liebe für die nächste Heimath pflegen und stärken und zur Entwicklung eines gesunden und freudigen Localpatriotismus beitragen helfen, der Wurzel opfermüthigen Eintretens für Stadt und Reich.



MAX HALBE.

VON

ALFRED KERR.

„Es giebt Personen, denen ich wohl will, und wünschte, ihnen besser wollen zu können."

Goethe, Sprüche in Prosa.

Für Max Halbe ist es bezeichnend: dass sein bestes Werk, „Jugend", einen Knacks hat. Hierin liegt sein Schicksal. Wer den ganzen Mann durch sieben Jahre betrachtet, vom „Emporkömmling" bis zur „Lebenswende", von 1889 bis 1896: der wird erstaunt sein über die geringe Zahl durchgängiger Züge; dagegen wird er eine verblüffende Art der Entwicklung finden; ein Ding ohne Prinzip; bald ein Vorstoss, bald ein Rückwärtsgleiten, bald völliges Heraushopsen aus begonnenen Bahnen, ein neues Ansetzen, ein Tasten, ein nervöses und zusammenhangfreies Hin- und Hereilen, ein seltsames Qualitätsgemisch, alles in allem ein wüster Hasard. Halbe ist nicht von der Art des Genies, das neun grosse Werke schafft und beim zehnten furchtbar danebengreift; er zählt zu den nervösen und unberechenbaren Naturen, die Gut und Schlecht immer dicht nebeneinander produzieren. Und doch macht er fühlen, dass er nicht leicht und leichtsinnig schafft, sondern ein Ringer ist. Eben weit mehr ein Ringer als ein Vollbringer. Es blitzt einmal auf, die ganze tiefste Glut seiner Seele ergiesst sich in ein lebensheisses Werk, da kommt die Grenze, wo er plötzlich versagt, und auch dies beste erhält einen Knacks. Das allgemeinste Merkmal Halbes ist: das Nichterreichenkönnen.

Er weckt im Betrachter einen Kampf. Sehen wir klar: in unsrer Seele lebt eine herzliche Dankbarkeit für ihn. Wir bleiben erkenntlich für einmal Empfangenes; gewisse Eindrücke vergessen sich nicht. Und kein Zweifel: Halbe zählt zu den Inseln, die aus der Wassermasse dramatischer Trostlosigkeit emporragen; er hat eine Bedeutung für die Gegenwart. Aber mag man freudigen Herzens bereit sein, diese zerbrechlich-reizbare Gestalt gegen das Banausentum der Tageskritik herauszuhauen; mag man, nicht ohne leisen Schmerz, fühlen, wie grade eine solche Natur kritischer Schonung bedürfte: man wird doch die Wahrheit sagen müssen. Denn unser Ziel ist: als

Kritiker einen Standpunkt einzunehmen, den der Litterarhistoriker in fünfundzwanzig Jahren haben wird. Und darum ist zu sagen: es steht zu befürchten, dass nicht Allzuvieles von diesem flackernden Licht die Jahre überdauern wird. Darum ist zu sagen: es scheint, dass er sich seine Heimat in der zweiten Reihe einrichten will. Darum ist nochmals zu sagen: er ist ein Problematiker von fast vorbildlicher Geltung.

Problematisch an ihm ist, dass seine wenigen, durchgängigen Züge fast alle negativ sind.

Durchgängig ist eine selicke'sche Breite. Durchgängig ist eine auffallende Unklarheit. Durchgängig ist das jähe Auftauchen böse romanhafter oder theatralischer Züge. In gewissem Umfang durchgängig ist ein kindisch-simpler Zug und eine faule Technik.

* * *

Halbe ist ein Problematiker, und wie eine dumpfe Ahnung dieser schmerzlichen Thatsache dämmert es vom Grunde seiner latenten Weltanschauung herauf. Der halb Verzagende, halb Entsagende sieht auch am Leben das Problematische zuerst, das Problematische zuletzt. Nicht nur, dass Halbe Problematiker immer wieder zeichnet! Er giebt in der „Lebenswende" ein Corps von Problematikern. Er giebt im Eisgang einen jungen Problematiker, der die eigne Halbheit und ihren Kampf mit den Forderungen einer neu anbrechenden, sozial durchschüttelten Zeit durch nichts als freiwilligen Tod schliesslich aus der Welt schaffen kann. Er giebt im Ernst Winter, der im Mittelpunkt der „Freien Liebe" steht und kaum eigentlich weiss, was er will, wieder einen Problematiker. Er giebt auch in seinem ersten Drama einen reinen Problematiker: den Sohn des „Emporkömmlings", einen zarten, müden Ruhesucher schon in der Studentenzeit. Aber schärfer tritt das Problematische aus allgemeinen Stimmungen hervor. Der Hauch, der über den Dingen liegt, ist zuweilen merkwürdig trübe. Such is life, sagt Max Halbe: achselzuckend und melancholisch. Er sagt es anklagend und resigniert zugleich. Was er am letzten Ende vertritt, ist wohl die Hühnerleiterphilosophie. Und hier führt eine Brücke vom ersten zum letzten Werk. In der „Lebenswende" ist nicht nur der Student Ebert ein Torso-Mensch, der auf dem Grunde seiner konfusen Bummelseele ein letztes, tragisches Gefühl schlummern spürt. Auch der prachtvollen Olga Hensel, die mit dreissig Jahren noch einmal lieben will, und der es misslingt, hat das Leben böse mitgespielt. Auch Herrn Heyne hat es mitgespielt, dem geprüften, grüblerischen, misstrauischen und empfindlichen Manne, der ganz anders geworden ist, als er hätte werden wollen. Auch dem Techniker Weyland, dem positivsten der Gesellschaft, der nicht rechts, nicht links, nur vorwärts sieht und bei aller Arbeitsheiterkeit doch seinen Teil Schwermut und im Grunde die Fülle der Resignation auf den Weg bekommt. Ja sogar dem tugendspitzen Gouvernantchen aus Graudenz, dem das Dasein nicht bringt, wonach sie sich einmal sehnt. Allen ist das Leben problematisch. Vielleicht ist es kein Zufall, dass diesen Menschen zuletzt ein dicker Greis kontrastiert wird, der kompakte Genüsse, soviel als möglich, mitzunehmen entschlossen ist vor dem Abkratzen aus der Zeitlichkeit. Natürlich: essen, trinken und —. Das Leben ist eben eine Hühnerleiter. Nihilistische Stimmungen solcher Art brechen bei Halbe im ersten wie im letzten Drama durch. Alles geht in die Brüche. Nicht einmal die Freundschaft hält Stand. „Freundschaft, Liebe," heisst es schliesslich zwischen zwei Freunden im Emporkömmling, „glaubst du wirklich, dass sie jemals existiert haben? . . in der Wirklichkeit giebt's nichts dergleichen, da ist Jeder der Feind des Andern, da sucht Jeder den Andern zu vernichten und zu verraten." Und in der Lebenswende ruft der eine von zwei Freunden: „Was ist denn Freundschaft viel Anderes, als Streit, Kampf, Reibung!" So gesteht Halbe bis zuletzt der Freundschaft

keine Geltung zu. Er hat dieses letzte Werk seinem Freunde Otto Erich Hartleben gewidmet.

* * *

Dem Zeitgedanken zu opfern, versucht Halbe gelegentlich sozial zu werden. Er nennt sein erstes Stück ein soziales Trauerspiel. Gleich hier wird er problematisch. In dem Kampf eines emporstrebenden Käthners mit einem alteingesessenen Grossbauern ruht allerdings ein soziales Moment. Aber grade diese Seite des Kampfes ist schwächlich herausgearbeitet. Zwei Männer sind einander kontrastiert. Der zäh strebende, sparsame, harte Kuhn und der leichtsinnige, protzige Max. Dass ein Fleissiger über einen Lässigen siegt, ist ungemein sozial. In Wahrheit war alles aufs Persönliche zugeschnitten, und das wäre gewiss kein Fehler. Nur dass bei Halbe das Persönliche rasch jenen Stich ins Romanhafte bekommt. Von den geschlechtsverschiedenen Kindern der beiden Gegner fühlt sich ein jegliches getrieben, den ärgsten Feind aufs herzlichste zu lieben; unser Problematiker hätte aber nicht nötig, berühmte Muster heranzuziehen, um sein Grössenmass erkennen zu lassen. Romanhaft geht alles aus. Der Sohn des Emporkömmlings hat einen Universitätsfreund mit aufs Dorf gebracht, einen Litteraten. Vor vielen Jahren hat der hartherzige Emporkömmling seine Schwester verstossen, eine arme Dienstmagd, die sich in der Stadt verging („sie war ein kräftiges Mädchen, und so war's natürlich (!) ein Junge"). Dieser Junge — es ist der mitgebrachte Litterat -- tritt theatralisch hohnepiepelnd vor den Oheim, im Augenblick des hereinbrechenden Unglücks. Das Haus des Oheims brennt ab, er schlägt seinen Gegner tot, sein Sohn erhängt sich, die Frau geht auf und davon, und ein Totengräber, welcher ausgerechnet neunhundertachtundneunzig Leichen bisher eingescharrt hat, murmelt, dass es jetzt tausend sind. Das Soziale ist also wirklich etwas in den Schatten gedrängt. Eine furchtbare Technik mit nimmer rastenden Verwandlungen im Akt. Ein Student voll idyllischer Sehnsucht nach dem Lande — dort giebt es keine Kämpfe, meint er, obwohl er eben dort gross geworden ist. Ein Liebesszene in neckisch-kalten gezierten Tönen, ein bischen unausstehlich Kurzum: eine böse Sache.

Von hier lässt sich eine schwache Brücke zum dritten Drama schlagen: „Eisgang". Das ist sozial, wenn es schon nicht so genannt ward. Oder doch: sozialer. Hier ist Halbe zum ersten Mal ein scharfer Beobachter. Hier ist Vieles konzentrierter, Vieles echter in der Farbe, Vieles gereifter. Ein gegensätzliches Verhältnis ist greifbar gestaltet: die tötliche Gereiztheit des geplagten Besitzers und der stumpfe, halb heimliche, schwere Widerstand ländlicher Arbeiter. Der Eisgang, die Riesenbewegung, die zertrümmernd und befreiend anbricht, wird von der Ferne hier gesehen, in ahnendem Beginn, — es ist der Versuch eines sozialen Dramas vor den Webern. Aber mehr in ärgerlichen Einzelheiten als in ihrer Grösse kommt die Bewegung zum Bewusstsein. Sie ist der Schatten, von dem sich die Gestalt eines rassendegenerierten Idealisten abhebt, und man erkennt nicht klar, warum er an ihr zugrunde geht. Dazu ist sie nicht gross genug. Er steht zwischen den überkommenen Forderungen einer überkommenen Lage und den neuen Forderungen der neuen Zeit. Er steht zu dem Neuen und kann das Alte nicht lassen, er ist ein Halbe'scher, ein Halber, ein Ironiker zugleich und ein Pathetiker, und somit eigentlich keins von beidem. Er tritt mit seiner Arbeiterfreundlichkeit nur schwach hervor, und wenn er zuletzt ins Wasser hüpft, ist niemand zu der Ueberzeugung gezwungen: er musste hüpfen. Es war sein guter Wille.

Im übrigen schleichen die Begebenheiten matt und müde hin. Das ist die Kehrseite nervöser Naturen: dass sie in breite, träge, stagnierende Zustände verfallen, in Apathie. Halbe verfällt fast immer dahin. Es ist das Erbe seiner Nervenveranlagung, es ist zugleich sein rassengermanisches Erbe. Er hat nicht tote Punkte, er hat tote Strecken, ja er hat tote Organismen.

Die letzte Eisgangsszene ist nicht frei von Grossartigkeit, das träge Ganze freilich ist es. Halbe hat vor Hauptmann ein soziales Drama beinahe gekonnt. Beinahe: so heisst das Wort, das für die ganze Erscheinung schicksalsvoll ist.

* * *

Vom ersten Drama zum dritten, vom zweiten zum vierten geht ein Weg. Wieder ein ganz dünner. Das Gemeinsame liegt nur darin, dass die Liebe Mittelpunkt ist. Und die Unberechenbarkeit Halbe's zeigt sich, indem er am gleichen Stoff sein erbärmlichstes, am gleichen Stoff sein hinreissendstes Werk formt: „Freie Liebe" und „Jugend." Halbe hatte die Familie Selicke kennen gelernt. Zu aller Nervenerschlaffung und zu aller nationalen Schwerblütigkeit hatte ihm dieses eine grade gefehlt: der Stumpfsinn aus Prinzip. So hat er hier das Unbeschreibliche in Wahrheit gethan: er hat die Liebe selbst verselickigt. Nichts wird geschenkt. Die Notiz der Vossischen, dass ein kleiner Schneefall der Stadt Berlin mehr als fünfzehntausend Mark kostet, muss genossen werden. Eine mit Worten so wenig zu schildernde Langweiligkeit ist kaum je dagewesen. Der Verfasser der Familie Selicke und des Meister Oelze war immerhin ein exakter Beobachter: Halbe ist nicht einmal das. Er übernimmt bloss die Breite. Nicht die Spur eines Dramas ist in diesen Zuständen, die meistens Geschwätz enthalten und dieselben Belanglosigkeiten immer noch einmal bringen. Ein Dichter drängt auf eine halbe Seite das Innigste zusammen. Hier wird ein zweckloses Hin- und Herdalbern geboten, das unerhört ist. Unerhört ist die Interesselosigkeit des Werks. Ein episodiges Mädchen zwar, welches Alice heisst, humoristisch ist und an der man findet, dass sie eigentlich etwas Melancholisches hat, weckt durch die Begriffe „Alice", „Humor", „Melancholie" eine entfernte Stimmung. Aber die Hauptangelegenheit, die freie Liebe zwischen einem unklaren Problematiker und einer Hausfrauenstütze, die schliesslich beide vor einem Schutzmann in noch freiere Zonen fliehen, ist total wirr und wüscht. Eine Technik, so unbeholfen und pedantisch wie vorher. Zu den unerhörten Eigenschaften dieses Dramas gesellt sich eine letzte: dass es in Guben einen Verleger fand.

Drei Jahre später schrieb Halbe die „Jugend". Wenn er dort eine Gestalt skizziert: „In seinem schnellen und abgebrochenen Sprechen offenbart sich ein heftiger und jäh umschlagender Charakter", so erkennen wir den Max Halbe selbst; und selbsterlebt muss dieses ganze wundersame Werk sein. Noch bei der fernen Erinnerung beginnt uns das Herz zu schlagen, es ist als ob die Fenster aufgerissen würden und feuchte Frühlingsluft selig schwer hereinströmte, — „jauchzen möcht' ich, möchte weinen." Diese Stimmung, dieser unbeschreiblich süsse, wehende Reiz, der noch einmal die Seelen öffnet und alles heraufsteigen lässt, was uns einmal hold gewesen, das ganze, tiefe, schmerzvolle Glück: das ist von dieser Dichtung her nicht zu vergessen für die Dauer eines längeren Daseins. Halbe hat eine hinreissende, in ihrer Art geniale That gethan. Nicht nur die herrlich unmittelbare Äusserung des seligsten Triebs: auch Freiheit, Freiheit, — Freiheit! Und wie wundervoll naiv, wenn gleich nach der Ankunft Annchen sagt: „Ich möchte am liebsten immerfort stehen und Dich a n sehen." Hans (mit krampfhaftem Händedruck): „Und ich D i c h !" Dann, als sie schon von halber Tragik umwittert sind, spricht der Junge: „Weisst Du, was ich könnt'! Ich könnt Dich gleich totküssen." Annchen (in seinen Armen): „Und ich Dich aufessen!" Dann dämmert der Untergang herauf.

Dieser Untergang ist eine Schwäche des Dramas. Was würde geschehen, fragten sich Hunderte, wenn nicht eine zufällige Bestie von Bruder einen zufälligen Schuss abgäbe, und Annchen nicht zufällig dazwischen spränge? Die Antwort fehlt. Und doch: sterben soll die junge Liebste! Der tiefe Reiz, der aus dieser Tragik volksliedhaft das Werk umströmt, wäre sonst verloren, und es würde mit einem Schlage ins Bürgerlich-Sentimentalische übersetzt und ver-

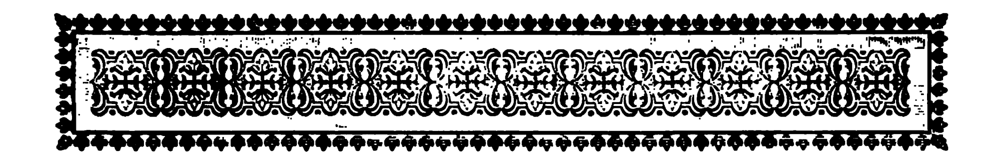
plattet. So seh' ich keinen Ausweg. Es bleibt ein unheilbarer Knacks. Und noch ein anderer Knacks ist vorhanden. Das romanhafte Element fehlt auch hier nicht, und an unpassendster Stelle wird es in der rührseligen Erzählung eines grauen Landpfarrers eingeschmuggelt. Vielleicht wird dieser kleine Überschuss an Empfindsamkeit an dem Werke fressen wie Rost und es langsam, langsam im Laufe der Jahre zersetzen. Halbe hat einen prachtvollen Wurf gethan, und es war beinahe ein Meisterwurf. Beinahe.

* * *

Nervöse Naturen können humorhaft sein; humoristisch sind sie selten. Sie können launig wetterleuchten; der Humor, welcher auf dem Grund der Ruhe aufsteigt, fehlt ihnen. Die Regel ist: ihre Lustigkeit bekommt etwas Krampfiges. Halbe's „Amerikafahrer" ist nicht ganz ohne Humor. Dass der Nachtwächter-Gatte ins Horn bläst, bald näher, bald ferner, während die Frau abendlichen Besuch hat, das ist prachtvoll. Aber nur Halbe'sche Unklarheit kann diesen Eifersüchtigen dem Weib „zur Strafe" nach Amerika gehn, dieses Ekel sich mit ihr versöhnen lassen. Es ist ein Operntext. Das endloseste Geschwätz kehrt auch hier. Und bauchgrimmige Verse (etwa Grünberger Schattenseite Ausbruch) rufen nie zu verwindende Gefühle nach. Mit Wehklagen erfülle ich beim Lesen dieses Scherzspiels mein Arbeitszimmer. Es ist krampfig von vorn bis hinten. Wieder eine sehr böse Nummer.

Unmittelbar darauf Halbe's reifstes und feinstes Werk! Wie bei ihm denn die Dinge nebeneinanderliegen. Ein leiser, zart dunkelnder Nachmittagsschimmer erfüllt die Luft. Ein Abschiednehmen ohne Weichheit. Versunkenes, Aufleuchtendes — und wieder Versinkendes. Die zweite Hälfte beginnt, das Abwärts: Lebenswende. Was zu retten ist, wird gerettet, ohne Jubel, ohne Verzweiflung. Ein seelisches Klimakterium, dann Anbruch der grossen Wurstigkeit. Kein Glaube, kein Begehren mehr: Erkenntnis des Irrtums und Verzichten. Die Fähigkeit, Stimmungen zu zeichnen, ist Halbe's bestes Erbteil. In der Wachtbude, über dem Weichsel-Eisgang, hatte er eine ganz seltsame gezeichnet: voll nächtiger Verschollenheit und voll fernen, ahnenden Heraufdämmerns neuer Dinge. Dann kam die Jugend mit „Lang, lang ist's her", zuletzt „Schier dreissig Jahre bist du alt", an der Lebenswende, — und beide Volkslieder hatten schon in der „Freien Liebe" nebeneinandergestanden. Halbe giebt schon mehr als Lindau im „Johannestrieb" mit den drei Sonnen. Mehr, als jemals der berüchtigte Richard Voss mit seiner Volksliederausschlachtung. Bei Halbe kommen die Weisen aus ehrlicher Tiefe; man fühlt, wenn sie erklingen, nur das Glück, einem Volk anzugehören, das solche Lieder hat. Aber ein drittes Mal dürfte er dennoch nicht wagen, etwa mit der letzten Rose zu arbeiten. Gegen den Schluss des jüngsten nachdenklichen Lebensstücks kommt wieder der übliche Knacks: ein theatralisches Durcheinander mit Nebenzimmern und plötzlichem changez les dames; wie aus der Posse. Der tiefere Knacks liegt in der inneren Energielosigkeit der Arbeit. Interessierend ist sie im höchsten Masse: Herzen wühlt sie nicht auf. Sie droht vor Schlappheit öfter zu zerfallen. Als ob sie in jener nervösen Apathie geschaffen wäre, die gern möchte und doch nicht mit ganzer Kraft bei den Dingen sein kann.

Immerhin, es ist ein vornehmes Werk. Eins von den keimfähigen, von den Vorläufern, und hoher Achtung in jedem Falle wert. Es ist beinahe etwas Vortreffliches.



PAUL VERLAINE (†).

DREI NACHDICHTUNGEN VON RICHARD SCHAUKAL.

DIE NACHTIGALL.

Wie der Vogel vor Schrecken im Fluge schreit,
So raschelt mein Einst, mein vergangenes Leid
Hernieder auf mich durch die herbstenden Blätter
Meines welkenden Herzens. Gebeugt vom Wetter
Der Leidenschaften spiegelt im Bach
Meiner Klagen der Baum sein röthliches Dach,
Im Bache, der murmelnd mein Gestern beweint,
Im Bache, den keine Sonne bescheint.
Allmählich legt sich das Rauschen da drinnen,
Wenn die Wellen ein kühlendes Nebeln spinnen;
Das Rascheln verstummt von Ast zu Ast.
Bald hör ich bebender Lauscher fast
Nichts mehr — nur ein schmachtendes Schluchzen preist
Die ewig Verlorene, die mich verwaist, —
Den mein Glück zu seinem Sänger erkor,
Der Vogel, an den ich die Jugend verlor,
Und sein süsser schmetternder Liebesschlag
Klingt so sehnend wie einst, wie am ersten Tag . . .
. . . Der Mond geht ernst und traurig bleich
Durch die Nacht, die so sommerschwül und so reich
An Julischwermut. Ein dunkles Schweigen
Beginnt von den Sternen herabzusteigen,
Und im streichelnden Winde fröstelt ein Baum
Und oben schluchzt ein Vogel im Traum . . .

GEIGEN DES HERBSTES.

Weiche Seufzer heimlicher Geigen
Verwunden mein Herz, und Sehnsucht
Sinkt leise im Wipfelneigen
Mir in die bebende Brust.
Qualenerstickt, vergrämt,
Klagen- und sinnenbewegt
Horche ich wie verschämt,
Wenn die hastende Stunde schlägt,
Denke an alte Tage und weine . . .
Im schneidenden Winde schreite ich eine
Einsame Strecke, er trägt mich fort
Wie das Blatt, das welk und wetterverdorrt
Raschelnd im Winde weht.
Weiss ich, wohin es geht? . . .

WEIB UND KATZE.

Sie scherzte mit ihrem Kätzchen.
Wunderlich waren zu schauen
Beim Spiele Händchen und Tätzchen
Weiss leuchtend im Abendgrauen.

Grausam verbarg mein Schätzchen
Ihre Nägel, die schneidendsten Klauen,
Unter dem wollenen blauen
Fäustling und trieb ihre Mätzchen.

Auch die Katze gab nun die Devote
Und zog in die sammtene Pfote
Die spitzigen Krallen ein.

Doch half es ihr wenig. Die lachte.
Und im Zimmer das Dämmern entfachte
Vier Augen zum Phosphorschein.



RUNDSCHAU.

ENGLISCH-AMERIKANISCHE REVÜEN.

Die Vorläufer der englischen Monatshefte waren die Pamphlete; sie erschienen bis zu Anfang des Jahrhunderts zwar in unregelmässigen Zwischenräumen, aber doch in einer gewissen, elementaren Reihenfolge, die sie zur ursprünglichen Form der britischen periodischen Presserzeugnisse macht.

Die legitimen Erben der Pamphlete sind die vierteljährlichen Zeitschriften. Die hervorragendste dieser „Quarterly Reviews" war die „Edinburgh Review", die ein Vierteljahrhundert das Organ der streitbaren Whigs, sich deren Verwandlung in eine reaktionäre Bourgeoisie anpasste und jetzt unionistisch und mehr oder minder fossil ist. Mit seiner kampflustigen Kühnheit und Begeisterung hatte das Blatt auch seinen politischen und litterarischen Einfluss eingebüsst.

Die Tories, die bis gegen die zwanziger Jahre unter dem schneidigen Spott der Edingburgh Review seufzten, wie die Whigs unter ihrer Herrschaft, wappneten sich mit der „Quarterly Review", die sich durch die Gediegenheit ihrer politischen und litterarischen Artikel sehr bald einen ausgezeichneten Ruf verschaffte und noch immer ein lesbares Toryblatt ist.

Mit der zunehmenden Schnelllebigkeit des Jahrhunderts schien indess eine dreimonatliche Erörterung brennender Zeitfragen nicht Schritt zu halten und die Quarterly Reviews wurden seit den sechsziger Jahren durch die Monatshefte aus ihrer leitenden Stellung verdrängt.

Im Jahre 1865 griff die „Fortnightly Review" mit bedeutendem Geräusch in die Zeitskizzierung ein, die von George Henry Lewes nach dem Vorbilde der „Revue des deux mondes" veröffentlicht wurde, „als Tummelplatz der Erörterung solcher Gegenstände, die den gebildeten und denkenden Leser interessieren und in Zwischenräumen, weder zu lang um auf Tagesfragen Einfluss zu haben, noch zu kurz für die gesammelte Betrachtung."

Nach Lewes übernahm John Morley, der Litterat und Parlamentarier die Herausgabe des Blattes und gab der neuen periodischen Litteratur ihr Gepräge. — Die „Fortnightly" erschien und erscheint übrigens ohne Rücksicht auf ihren Namen monatlich. Ihre Mitarbeiter waren Huxley, Tyndall und Matthew Arnolds; Chamberlain stellte sich in ihren Spalten der Welt als jugendlicher Radikaler vor, während Frederic Harrison das Lob der Commune in der Fortnightly sang. Radikal und skeptisch stand sie lange Zeit unter dem Zeichen des „Agnosticismus", einer von Huxley unter diesen Terminus gebrachten Art spiritistischer Freigeisterei „Agnosto Theo" — to an unknown God" dem Gewittererzeugnis englischen Rationalismus und Transcendentalismus, das eine grosse Rolle im englischen Leben spielt und solch abenteuerliche Auswüchse zeitigt wie Mrs. Annie Besant, die Mitbegründerin der Fabian-Gesellschaft.

Unter Exot, Frank Harris (der im Anfang seiner Carrière der sozialdemokratischen Föderation angehörte und jetzt die konservative Saturday Review, in der Lord Salisbury zuerst an die Öffentlichkeit trat, herausgiebt) und Courtenay verlor die Fortnightly ihre lebendige Färbung und hüllte sich in mittelalterlich graue Gelassenheit.

Der Erfolg sowohl als die extreme Richtung der Fortnightly Review veranlasste im Jahre 1866 Dean Alford zur Gründung der „Contemporary Review", die Crispi, Gladstone und Max Müller zu ihren Mitarbeitern zählte und auch heute unter Percy W. Bunting einen gewissen christ-

lichen Hauch als Erinnerung an ihren Ursprung bewahrt.

Im Jahre 1877 begann das Nineteenth Centurys eine erfolgreiche Laufbahn. Von Anbeginn ohne bestimmte Färbung ist es die Bühne politischer, litterarischer und religiöser Erörterungen in allen Verrenkungen und allen Tonarten und hat nach der „Review of Reviews" den grössten Umsatz.

Aus den endlosen Quantitäten von Monatsheften mit und ohne Qualitäten kommen noch Blackwood, Macmillan, the New Review und Westminster in Betracht.

In Bezug auf Ansehen und Würde treten indess nur drei amerikanische Monatshefte in Wettbewerb mit den drei englischen Monopolisten. Die verbreiteste derselben ist die „North American Review, die der Fortnightly entspricht, das „Forum" mit einem gemessenen, vorsichtigen und etwas lehrhaften Ton und die fortschrittliche „Arena".

Die populärste aller englischen Zeitschriften ist die 1891 gegründete „Review of Reviews" mit mehr als 150000 Abonnenten. Ihr Herausgeber Stead durchtränkt sie mit einer Art von sentimentalem Socialismus, der bald römisch-katholischen Weihrauch atmet, bald Heilsarmee-Tambourine tönt.

Sie dient ebensowohl dem gehetzten Jahrhundertsmenschen als Leitfaden und bequemer Überblick, wie zersplitterter Oberflächlichkeit als löffelweise Bildungszufuhr.

Zu erwähnen sind für unsern Bericht noch zwei Wochenblätter, der Speaker und die „Saturday Review", denen wir ihres lebhaften und frischen Tones halber einige Mitteilungen entnommen haben.

Im Ganzen haben die englischen Zeitschriften, wenn nicht offiziell, so doch offiziös gegenwärtig ein konservatives Gepräge; konservativ nicht in der Art des deutschen Feudalismus, sondern im Geiste der britischen Demokratie, keineswegs ohne Tadel, aber ohne Furcht und willig allen Parteien Gehör zu geben. Wir erfahren aus ihnen sehr viel über Politik, viel über Schulwesen und wenig über Kunst und Litteratur. Beschaulichkeit und Schwung sind auf ein Hungerminimum herabgebracht. „Der grosse Pan ist tot."

Die amerikanische Zeitschriftenphysiognomie zeigt im Wesentlichen die gleichen Züge.

> „Wo bleibt uns Kindern einer Zeit
> Erregter Ruhelosigkeit,
> Beschaulichkeit, der Musse Schweifen,
> Um uns zur Weisheit auszureifen!"

klagt Matthew Arnolds schon in einem der früheren Jahrgänge der Fortnightly.

* * *

Die englischen Novemberhefte waren zum grossen Teil noch Chöre zum Drama der Juliwahlen. Die folgenden Nummern rangen um ein wenig Weihnachtsweihe unter grauen Dezembernebeln, nachgeborenen, konfessionellen Gelüsten nach Gebietserweiterung auf dem Boden des Elementarunterrichtes und der ehrbaren Beschränkung des Berichtes der Kommission für höheres Schulwesen.

Im Januar verklangen englische und amerikanische Neujahrsstimmen vollends im Drange der kolonialen Erwägungen.

Besprechungen eines neuen Bandes Davidson'scher Eklogen, der Veröffentlichung von Matthew Arnold's und Keat's Briefen, Bühnenberichte und Biographisches ziehen sich als Themata mit mehr oder minder glücklichen Variationen durch die Glossen zum Quartal.

* * *

In der „North American Review" erörtert Dr. P. G. Blaikie die Frage, ob der S o c i a l i s m u s in England trotz der reaktionären Wellenschläge fortschreite, und kommt zu folgendem Resultat: „Als wirkliche Macht im Lande, die an Kraft zunimmt und nur der Zeit bedarf um zum Siege durchzudringen ist der Socialismus nach unserer Auffassung nicht fortschreitend." Allein er thut nach vielen Richtungen hin nützliche Arbeit; er lenkt die Aufmerksamkeit auf die Lebensbedingungen der Arbeiter und die Verpflichtung der Gemeinschaft ihr Leben lebenswerter zu gestalten, zwingt die Kirche, sich der Verbesserung der Lage des Volkes anzunehmen, zwingt die Gesetzgebung, ihr die gebührende Bedeutung einzuräumen und treibt eine Reihe Männer und Frauen ihren Einfluss und ihre Thätigkeit in die Wagschale zu werfen.

E. Dillons Leitartikel in der Dezembernummer der „Contemporary Review" giebt einen guten Einblick in e n g l i s c h e D e n k w e i s e:

Intelligente, ausländische Kritiker nennen eine übermässige Vertiefung in die greifbare Realität der Gegenwart und Gleichgültigkeit gegen Ideale und Zukunft den Hauptcharakterzug unserer Race (die britischen Kolonien und die vereinigten Staaten einbegriffen.)

Stimmt das, so ist es vermutlich dem Übergewicht des schweren, sächsischen Elementes in und mit seiner Verehrung des Materiellen und Praktischen zuzuschreiben. Unter den modernen Lebensbedingungen, die die Energie der ganzen Race auf den Erwerb konzentrieren, verdrängt dieser Faktor mehr und mehr die enthusiastischeren und idealeren Elemente, die in unsern Vorfahren durch die Mischung mit keltischem, skandinavischem oder

normannischem Blute lebendig waren. — Wie dem auch sei, zweifelsohne neigen unsere Staatsmänner zu engherziger, opportunistischer Beschränkung und zur Verschiebung aller, nicht unmittelbar brennender Probleme. Um so wünschenswerter ist es, dass wir von Zeit zu Zeit nach ersten Prinzipien zurückgreifen und die gegenwärtige Lage einer Prüfung unterziehen, nicht im Lichte der vorübergehenden politischen Zweckmässigkeit, sondern an der Hand allgemeiner Thatbestände, und der festen Grenzlinien modernen Fortschritts!

Die wichtigste Thatsache der Gegenwart, die unsere allgemeine Politik in Bezug auf die kommende Generation zu leiten hat, ist die augenfällige Wahrnehmung, dass es in 30 Jahren nur zwei Racen von entscheidender Bedeutung geben wird, die Angelsachsen und die Slaven. Die englisch-sprechende Bevölkerung der Welt wird, so schätzt der Verfasser, in 30 Jahren 600—700 Millionen betragen, wovon zwischen 150 und 200 Millionen auf die Weissen oder Anglo-Amerikaner, incl. naturalisierter europäischer Einwanderer kommen. Dann folgt China mit 500000000, Russland mit 150000000 bis 200000000, in ziemlicher Entfernung Deutschland mit 60000000 bis 70000000 Einwohnern. Österreich-Ungarn mit einer geringeren, aber ebenfalls bedeutenden Volkszahl. Frankreich wird infolge seiner nicht mehr zu bezweifelnden Bevölkerungsabnahme zu einer drittwertigen Macht geworden sein. Gegen das Jahr 1920 wird es unter 40000000 Einwohner haben und weiter zurückgehen — wenn der Verringerung der Geburten nicht Einhalt gethan werden kann. Die Einwohnerzahl Deutschlands wird demgemäss die Frankreichs um 60% übersteigen. Die weisse Bevölkerung Russlands wird doppelt so gross als die Deutschlands, und annähernd so gross wie die der Anglikaner oder englisch-sprechenden Race sein. Daraus ergiebt sich, dass die anglikanische und slavische Race die Mächte der Zukunft sind, bestimmt, sich in die Herrrschaft der Welt zu teilen.

Die wesentlichen Ursachen dieser Zukunftsverteilung sind allerdings die wachsende Ausdehnung des britischen Reiches und die überraschend hohe Geburtsrate Russlands, neben einer bedeutenden, obwohl nicht ganz so grossen Expansionskraft, als die Englands ist. Russlands Bevölkerung vermehrt sich jährlich um 2000000 Köpfe. Keine der andern europäischen Racen hat die erforderliche Ausdehnungsfähigkeit im Raume noch die hohe Geburtsrate zu seiner Ausfüllung. Zweifelsohne, folgert der Verfasser, ergiebt sich aus diesem Überblick, dass es ein unbeschreibliches Unglück für uns und die Menschheit wäre, wenn England und Russland sich befehden und ein unbeschreiblicher Segen, wenn sie Hand in Hand gehen. — Weiter hat Herr Dillon die Güte auszuführen, dass man Österreich-Ungarn und Deutschland im Falle russischer Übergriffe zu unterstützen habe, während er Russland eine Ausdehnung seiner asiatischen Macht mit Ausschluss Indiens gestattet. Frankreich soll mit der Schonung behandelt werden, die seiner Anciennetät unter den Mächten gebührt, aber hinter der Schonung soll eine überwältigende Flotte stehen, als einzige Antwort auf die Flotte mittelst deren Frankreich seine Seemacht zu behaupten für nötig hält. — — — Indess ist es nicht gesagt, dass England die Repräsentantin der anglikanischen Race bleibt. „We must play or pay." Wir müssen handeln oder zahlen, weil keine internationale Frage aufgeworfen werden kann, bei der unsere weitverzweigten Interessen nicht in's Spiel kommen, während Amerika nichts zu riskieren hat. Desshalb müssen wir uns gegen Dreibünde und andere Kombinationen sowie überseeische Festlandsgelüste durch Allianz mit Russland oder durch eine unwiderstehliche Flotte wappnen. (Ebenso drängt Rev. Canon Max Call in der Fortnightly auf eine weise und freundschaftliche Politik Russland gegenüber.) Man sieht, John Bull hat seine grosse, in ihrem zusammenhängenden Gefüge so interessante Vergangenheit nicht vergessen und viel gelernt.

Es ist nicht möglich den Artikeln über die Schulfragen im Rahmen dieser Arbeit gerecht zu werden. Der Gegenstand an sich ist ein zu verwickelter und erfordert ein um so eingehenderes Studium als die englischen Schulverhältnisse von den unsern so durchaus verschieden sind. Nebenbei bemerkt ist deutsches Schulwesen so ziemlich das einzige Gebiet, auf dem man unsere Superiorität allgemein anerkennt, mit der bescheidenen Einschränkung, dass Deutschland Gelehrte und Büreaukraten, England Männer und Selbstverwalter erziehe.

Professor Mossie verteidigt in der Contemporary Review die Vorschläge der Commission für Secondary Education (höheres Schulwesen), während Macnamara, ein Radikaler, der für die Frage in der Tagespresse und mittelst Vorlesungen lebhaft agitiert, den Commissionsbericht in der „Fortnightly" einer Analyse und scharfen Kritik unterzieht.

„Alles in Allem," sagte er, ist der Bericht in Beziehung auf die wichtigsten Punkte verfehlt.

Er verdient aber nach manchen Richtungen hin die grösste Anerkennung. Was not thut ihn zum Werkzeug weiser

Gesetzgebung zu machen, ist eine vollständige Revision der Vorschläge betreffs lokaler Autorität, eine Revision, die dem Lande eine allgemeine Schulbehörde geben wird, in der die Ortsschulbehörde eine einflussreiche Stimme hat und zu einer unbedingten Einheit der Verwaltung der Elementar und höheren Schulen, so wie der technischen Institute führt."

Diese kurzen Notizen können die eigentümlichen Entwicklungskomplikationen, um die die augenblickliche Bewegung spielt, nur andeuten. — In der Frage des höheren Schulwesens steht England vor der Aufgabe eine allzufreie Entwicklung mit weitgehenden privaten Bestrebungen zur Popularisierung der Bildung (University Settlements, University Extension, Abendschulen aller Art) einheitlich zu organisieren. Während das bureaukratische Deutschland früh zu einem strammen Verwaltungssystem gelangte, wurde die individuelle Freiheit auf dem Gebiet des Schulwesens in England mit den wachsenden Bildungsansprüchen immer bedenklicher, das Chaos chaotischer, der Eingriff notwendiger.

In der Frage des Elementarschulunterrichtes sehen wir eine ausserordentlich fortgeschrittene Entwicklung auf anachronistische Widerstände stossen, da im sozialen Leben das Kirchenwesen hier durchschnittlich eine weit grössere Rolle spielt als bei uns. —

Der North American Review entnehmen wir einiges über den in England so bedeutsamen und immer mehr in den Vordergrund der Entwickelung tretenden „Municipal Spirit". Der Berichterstatter „Portern" hat das Land in Zwischenräumen von 15 Jahren behufs des Studiums seiner socialen Verhältnisse besucht, und meint bei seinem letzten Aufenthalt eine ungeheuere Veränderung in den grossen englischen Städten wahrgenommen zu haben. Die Lage des Volkes habe sich, wie Beobachtung und Statistik nachweise, zweifellos gebessert. Den Unternehmungen für die Behausung der Armen, der Ausdehnung und Vermehrung der Parks und offenen Plätze, der systematischen Kanalisierung und Verallgemeinerung der Wasserleitung sei eine befriedigende Abnahme der Sterblichkeit gefolgt. Frühes Schliessen der Geschäfte und verminderte Arbeitsstunden haben die Arbeit und die Gemeinschaft gehoben, öffentliche Badeeinrichtungen, Bibliotheken, Lesehallen, Gemäldegallerien, technische Schulen und Museen das Leben in den grossen Städten lebenswerter gemacht. — — Mit warmen Worten rühmt Portern die Thätigkeit des Grafschaftsrates, der die bis dahin streitenden Elemente der Metropole crystallisiert und humanisiert und mehr zur Ermutigung der Besten und Fortgeschrittensten im lokalen Leben beigetragen habe als Londons 120 Charters in einem Zeitraum von 670 Jahren von William dem Eroberer bis Georg II.

* * *

Als eine der fesselndsten Erscheinungen der modernen englischen Litteratur erscheint uns John Davidson, der der (abgeschmackterweise) sogenannten Armeleutsdichtung gelegentlich einen seltsamen Stimmungsreiz zu verleihen weiss. Er bringt die Unverwüstlichkeit des Willens zum Leben und zur Lust zu packendem Ausdruck, in dem er den Müden tanzen, den Hungernden singen lässt, in wilder, elementarer Heiterkeit.

Die konservative Saturday Review bringt eine interessante Besprechung seiner „Neuen Eklogen", der wir einige Stellen entnehmen.

Die seltene Verbindung von robuster Kraft, prägnanter Diktion, lyrischer Schlagfertigkeit und Anmut, intimer Kenntnis aller Hässlichkeit des Londoner Lebens und Entzücken an der ewig-jungen Schönheit der Natur machen selbst ohne die glückliche Wahl der dramatischen Form die erste Serie der Fleet Street Eklogen zu einem bemerkenswerten Erfolg. Die zweite Serie bleibt nicht nur nicht hinter der ersten zurück, sondern übertrifft sie sogar stellenweise.

In ihr lässt Davidson seine Journalisten sehr glücklich die Stelle der Landleute in „the Shepheros Calendar" (Spenser) einnehmen und sprechen, wie es von wirklichen Journalisten zu erwarten ist, wenn sie gleichzeitig Dichter sind. In der That sind Davidsons Sandy, Basil und die übrigen Gestalten weit weniger idealisiert als Spensers Calm und Cuddie, obgleich die Journalisten der Viktorianischen Zeit, gleich den Schäfern des Elisabetheischen Zeitalters von ihrem eigenen Stande erfüllt sind. Sie nehmen leidenschaftlichen Anteil an brennenden Problemen und die dunkle Freudlosigkeit des Londoner Alltagslebens, von Fleet Street aus gesehen, bildet einen wirkungsvollen Hintergrund für die blumige Lieblichkeit des Landes, dessen Erinnerungsbild den jungen Federhelden Trost und Entzücken gewährt. — Davidson's Stärke ist die kühne Kritik zeitgenössischer Fragen, die er seinen Journalisten in den Mund legt. Die Tiefe des Einblicks in das Elend und die Ungerechtigkeit menschlicher Zustände verleiht ihm Kraft und Feuer.

In einem Artikel des „Forum" wird Keats ein Nachgeborener des Elisabetheischen Zeitalters genannt. „Aber er lebte nicht im bunten Getriebe Shakespeare'scher Gestalten, sondern im Feenlande

Spensers. Er ist Spensers Schüler, in dem schöne Satzbildungen das Gefühl des Liebenden erwecken, Spensers Schüler, der das Princip des Schönen in allem Erschaffenen liebt.

Hier liegt das Geheimnis von Keats Anziehungskraft. -- Er besass ein so verfeinertes Schönheitsgefühl, dass es robustern Naturen krankhaft erscheinen mag, und sein Klangreichtum gab ihm eine Fähigkeit des Ausdrucks, in dem ihm ausser Shakespeare kein englischer Dichter gleichkommt.

Einstimmig wird die Herausgabe seiner Briefe verdammt. Sie sind, sagt der „Speaker“, eine Herabwürdigung des Andenken Keats und der von ihm geliebten Frau. Obgleich Keats sie unter dem Einfluss des Fiebers schrieb, können sie ihm nicht vergeben werden. Die Insulten der ersten Kritiker Keats sind erträglicher und gerechtfertigter als diese Wunden von Freundeshand.

Bailey vertritt in der Fortnightly die Ansicht, dass die Briefe des vor 8 Jahren verstorbenen Matthew Arnolds dem Lorbeerkranze des Dichters, Schriftstellers und Kritikers kein neues Blatt zugefügt haben. — Nach seiner Darlegung war Arnolds unter dem Einfluss Goethe's bemüht dem Leben Würde, Weite und Schönheit zu geben — kurz das Humanitätsideal unserer klassischen Periode für England zu verwirklichen. —

Seine Stärke war die Kritik. Als Dichter stand er hinter Tennyson, als intellektueller Genius hinter Browning, als Feuergeist hinter Carlyle zurück, aber während Tennyson als reiner Lyriker über dem Jahrhundert steht, Brownings künstlerische Unbekümmertheit, Carlyles sprachliche Mängel ihre universelle Bedeutung gefährden, gebührt M. Arnolds als treuestem Spiegel seiner Zeit, ihrer Mängel und Bedürfnisse die Ehre. -- Seine Stellung als Schulinspektor befähigte ihn die Bildung auch im engern Sinne zu fördern; Bailey sieht in ihm den Pionier der Organisation des öffentlichen Unterrichtswesens bis auf die jetzige Schulkommission. — Während er ihn als Dichter und Schriftsteller im einzelnen scharf kritisiert, stellt er ihn als ganze Persönlichkeit in die erste Reihe grosser Zeitgenossen.

Es war M. Arnolds, erzählt uns der Speaker der die Bourgeoisie Philister und die Aristokratie nicht weniger glücklich Barbaren taufte. — Einer unserer fähigsten Barbaren hat uns soeben eine anschauliche Lehre von der Gefahr barbarischer Protektion der Litteratur gegeben. — Walter Scott und seine Zeitgenossen fanden die Würde des „Poet Laureate“ unter ihrer Würde. Das Amt erhielt eine gewisse Wohlanständigkeit durch Southey, wirkliches Ansehen und ehrenvolle Bedeutung durch Wordsworth, durch Tennyson's lange und glückliche Laufbahn besiegelt. So gewöhnte man sich an die Identificierung der „Poet Laureate“ mit dichterischer Grösse. Tennyson sah übrigens im Poet Laureate einen eben so ausgesprochenen Anachronismus wie in einem Hofnarren und scheute sich nicht seiner Meinung privaten Ausdruck zu geben. — Nach seinem Tode konnten nur zwei Dichter, der Lyriker Swinburne und der Ethiker William Morris (Sozialist) in Frage kommen, beide unfähig eine Würde zu bekleiden, die sie verachteten. Lord Roseberry, in weiser Erkennung der Schwierigkeit der Lage verzichtete trotz des zeitgenössischen Drängens auf eine Ernennung. Allein Lord Salisbury, nach M. Arnolds ein gefährlicher Ignorant auf litterarischem Gebiete, hat das Unmögliche möglich gemacht. Der Unzulänglichste, ein höchst prosaischer, gemeinplätziger Federheld ist Poet Laureate geworden. — Wer nicht hinter die Coulissen von Alfred Austin's Lorbeerkrönung sieht, ist erstaunt. Er ist zweifellos ein fleissiger Skribent, und zur Aufnahme seiner gesammten poetischen und prosaischen Ergüsse bedarf es eines geräumigen Bücherschrankes. Er versuchte sich als Romanschreiber, aber eine geschmacklose Mitwelt erwies sich unempfänglich; er versuchte sich als Redakteur und die National Review ging fast sterbend aus seinen Händen in stärkere über. Es ist nicht Austin's Fehler, dass er nach dem Parnass kam, sondern sein Unglück. Im Ernste gesprochen ist Austin ein ganz anmutiger und gebildeter Verskünstler mit gesundem Menschenverstand und in massvollen Grenzen; allein selbst Lord Salisbury konnte ihn obwohl zum Poet Laureate, nicht zum Dichter machen. Noch umschwebt Tennyson's Andenken die Stellung, der er Würde lieh. — Nach einem Emsden oder Pate wäre Austin nicht übel gewesen. Gleich solchen Vorvätern im Amte würde er die gekrönte Tugend ganz annehmbar besungen haben. Verse wie „Ihre Tugend ist weiss wie Alabaster, unbefleckt durch eine Neigung zum Laster“ sind nicht ohne erheiternde Wirkung. Austin's Kunst besitzt dieselben Vorzüge.

„So lange England untersteht
Viktoria's Geschlecht,
Wahrt heilige Loyalität
Ihr erblich Königsrecht.“

Zum Schluss: Von „Trilby“, dessen gegenwärtige Unvermeidlichkeit uns an Heine's Miserere über den veilchenblauen Jungfernkranz erinnert, erzählt uns Vandam im Forum, dass Du Maurier die Fabel des Stückes dem Leben der

Elise Duval, Gerome's und Benjamin Constant's Lieblingsmodell entnommen habe. — Die hypnotische Empfänglichkeit fast aller Modelle erkläre sich leicht genug aus vierstündigen Sitzungen. Mit dem Einfluss, den Svengali auf Trilby in so fürchterlichem Ernst ausübt, spielten einst die Schüler der „Beaux Arts" und „Academies libres" fast täglich; — ein recht bedenklicher Scherz, der denn auch zu den skandalösteten Vorfällen geführt hat.

DAS ENGLISCHE THEATER.

A. Filon hatte in der Revue des deux Mondes vom 15. Juni, 15. Juli, 15. August und 1. November 1895 eine ausführliche recht einseitige, aber interessante Arbeit über das englische Theater, dessen Verhältnisse im Allgemeinen so wenig gekannt sind. Wir geben den Auszug, den die Revue des Revues von diesem Artikel bringt, im Folgenden wieder.

Nachdem der Verfasser uns die Vergangenheit vorgeführt, und nach dem Ursprung der zeitgenössischen, dramatischer Bewegung geforscht hat; nachdem er den Einfluss Ibsens analysiert und gezeigt, welche Rolle diejenigen, die ihn bewundern und ihm folgen, in England spielen, stellt er sich die Frage, wie das englische Drama von morgen beschaffen sein wird.

Herr Filon beginnt damit, das endgültige Absterben Oskar Wildes zu konstatieren. Schon vor einem Jahr, d. h. schon vor dem Ausgang des denkwürdigen Prozesses hätte der Name des Verfassers der „Unbedeutenden Frau" ausgelöscht werden müssen. Heute, wo alle englischen Bühnen der Muse dieses unglücklichen Dichters verschlossen sind, ist es überflüssig von seinem Einfluss auf die Zukunft zu sprechen. Dennoch ist es interessant von seinem früheren Einfluss zu reden, denn Herr Wilde hat ohne Zweifel litterarische Erben und Nachfolger in seinem Werke. Für Herrn Filon war das Unglück dieses Schriftstellers nicht zu wissen, wie es im Herzen der anständigen Leute aussieht. Seine Dramen waren mit seiner Persönlichkeit eng verbunden. Sein „dramatisches System" war auf die Verachtung des Publikums und der dramatischen Kunst, ebenso wie auf den Kultus seines eigenen Geistes gegründet. Für das Publikum hatte er die Wirkungen, die es so sehr liebt: Theatercoups, Situationen und Charaktere, die sich in das Gegenteil umwandeln, Pathos, unwahrscheinliche Bosheiten und übertriebene Ergebenheit. Nachdem er so für die Kanaille gearbeitet, entschädigte er sich und seine Freunde, indem er für sie einen esprit spielen liess, den er für sehr überlegen hielt. Dieser esprit bestand darin, Paradoxe auf Sprichworte zu pfropfen, und alle Grundsätze des gesunden Menschenverstandes auf den Kopf zu stellen. Um diese Paradoxe vortragen zu lassen, führte er unnötige Personen, überflüssiges Beiwerk ein, hielt die Handlung auf und machte seine Zuhörer gähnen. Sein Verschwinden hat der dramatischen Kunst keinen besonderen Schaden zugefügt. Seine Aufgabe bestand darin das Theater wieder in das alte Geleise zurückzuführen, aus dem Ibsen es herausgebracht hatte, nämlich die Übertreibung aller Gefühle und den Missbrauch des Humors.

Die Zukunft des englischen Theaters liegt also anderswo.

Die Jungen, die dafür Hoffnungen erwecken, sind sehr zahlreich. Aber wer wird an ihrer Spitze stehen? Wird es Herr Louis Parker oder Herr Walkome Watson, oder Herr I. Barrick sein, fragt sich Herr Filon. Oder Herr Carton, der Verfasser des liebenswürdigen Stückes Liberty Hall, der Erfolg des Jahres 93, das an dem Wasserstand der Kritik gemessen, den höchsten Punkt des Dramas auf seinem fortschreitenden Wege bezeichnet. Oder endlich wird es Herr Haddon Chambery sein, der schon in Paris bekannt ist? John-a-Dreams, das Stück, das auf sein „Fatal Card folgte ist die verkörperte Tendenz des neuen Dramas.

Ich lasse hier eine der charakteristischsten Szenen folgen:

Kate Cloud liebt Harold Wynn und wird von ihm geliebt. Ehe sie einwilligt, ihn zu heiraten, lässt sie sich dem Vater des jungen Mannes, der Geistlicher auf dem Lande ist, vorstellen. „Sie kennen mich nicht, mein Herr, aber ich kenne Sie. Sie kamen vor 10 Jahren in das Dorf, um dort zu predigen! Ich war damals bei Mrs. Withers." — „O! das ist eine ausgezeichnete Frau! Aber wie seltsam, dass sie mich Ihre Bekanntschaft nicht machen liess." „Nein, das war nicht sonderbar. Sie erinnern sich doch, mit was für einem Werk sie sich beschäftigte?" „Ja, mit der Rehabilitierung gefallener Mädchen." — „Ganz recht!" — „Und Sie halfen ihr ohne Zweifel dabei!" „Nein, erwidert Kate mit ernster, thränenerstickter Stimme, sie hat mir geholfen." Sie erzählt nun, oder lässt vielmehr erraten, die ewig wahre, traurige Geschichte: „Mir hat man geholfen, aber niemand hatte meiner Mutter geholfen. Sie hatte mich ernährt und gekleidet als ich klein war, dann, als die Reihe an mich kam, habe ich sie gekleidet und ernährt." Dann nach jahrelangen Anstrengungen ist sie durch ernste Lehrjahre eine anstän-

dige Frau, die reine und tüchtige Künstlerin geworden. „Wenn jetzt ein Mann von Herz, der meine Vergangenheit kennt, mich zu seinem Weibe machen wollte, hätte ich ein Recht, es anzunehmen?" „Gewiss, mein Kind," antwortet der Greis. „Würden Sie auch dieser Meinung sein, wenn dieser Mann Ihresgleichen, einer Ihrer Freunde, wenn es Ihr Sohn wäre?"

Der Vater Harold's macht eine Bewegung des Schreckens und der Angst, des Zurückweichens. Dann stottert er, versucht sich wieder zu fassen, will die Nachsicht der heiligen Schrift anrufen, die er sein Leben lang auf den Lippen gehabt und die er auch im Herzen zu haben glaubte. Aber Kate wird ihm hierzu nicht Zeit lassen. Eine Bewegung hat über ihr Leben entschieden. Sie hält sich an dieses instinktive Auflehnen des socialen Vorurtheils, das uns zur zweiten Natur, zum zweiten Gewissen geworden ist, und den Gedanken an Vergebung selbst bei denen, die ihre Verkünder sein sollten, auslöscht.

Es ist ein Traum, wie es auch der Titel des Stückes bezeichnet, denn der Autor wagt auf offener Scene zu träumen und das Publikum, ohne sich daran zu stossen, hat Freude an dieser reizvollen, seltsamen Kunst. Allerdings ist die Seele der Engländer, die ihre besondern Bedürfnisse hat, schuld an diesem Erfolg; auch die Inscenierung hat ihren Teil daran bei diesen in „Träumereien" gebadeten Stücken. Anstatt unserer stark erhellten Schauspielhäuser, muss man sich die Londoner Säle vorstellen, in denen ein Halbdunkel herrscht, das mithilft sich und die gewöhnlichen Lebensbedingungen zu vergessen. Die Bühne erscheint da wie eine strahlende Vision und dort ist vielleicht der einzige Ort, wo man das Bewusstsein der Wirklichkeit soweit verliert, um das Unwahrscheinliche zu glauben und das Unmögliche zu lieben.

Neben diesen oben genannten Dichtern giebt es andere, denen das Independent Theatre, eine Art Londoner théâtre libre Gelegenheit giebt, sich vorzustellen. Wenn dieses geschlossen ist, müssen sich die Autoren in die Nachmittagsvorstellungen der grossen Theater flüchten, die ihre Bühnen in mehr oder minder uneigennütziger Art dazu hergeben. Dort spielt man Stücke von unbekannten Autoren mit Schauspielern, die niemand kennt, vor einem Publikum von Freunden oder vor leerem Hause.

Trotz all dieser Schwierigkeiten, mit denen das englische Theater zu kämpfen hat, und vielleicht gerade desshalb, hat das englische Drama seit 30 Jahren erhebliche Fortschritte gemacht.

Erstens einen Fortschritt im Geschmack des Publikums. Die Demokratie hat die Erziehung durchgemacht, sie hat, wenn ich mich so ausdrücken kann, abgesetzt und die Hefe ist zu Boden gefallen. Drei Klassen von Zuschauern haben sich nach und nach gebildet. Die music-halls für diejenigen, die nur eine Augenweide suchen; das Singspiel und die Posse haben ein ungeheures Publikum angezogen und behalten. Das litterartische Drama und die feine Komödie haben ihre eigenen Häuser, in denen man nur künstlerische Reize und erlesene Genüsse sucht.

Die Künstler haben gesehen, wie ihr materielles Wohlbefinden und ihre soziale Stellung sich besserte. Sie sind „gentlemen" und „ladies" geworden. Da das Theater auf gutem Fuss mit der Gesellschaft steht, haben die Schauspieler nach dem Leben die aristokratischen Modelle studieren können, die ihre Vorgänger mit ebensoviel Unkenntnis als Aplomb nachäfften; andrerseits können Leute aus der Gesellschaft die weltbedeutenden Bretter betreten, ohne sich zu erniedrigen und ich habe kürzlich in einem der ersten Londoner Theater die Rolle einer grossen Dame ausgezeichnet von einer Schauspielerin geben sehen, die selbst das Recht hat, ihren Wagen mit einem Wappen zu schmücken. Es gab immer gute Schauspieler, aber das Zusammenspiel war vor den „Bancroft" immer schlecht. Jetzt ist es sehr viel besser und wäre ausgezeichnet, wenn in der Theaterwelt nicht ein fortwährendes Kommen und Gehen der Gleichmässigkeit der Truppen schadete.

Die Kunst der Inscenierung existierte nicht. Heute existiert sie nicht nur, sondern hat schon eine grosse Vollkommenheit erreicht. Ich spreche nicht von der Pracht und dem Augenschmaus des Drury Lane, obgleich ich darob nicht pfui rufe, aber von dem Rahmen, der einem Stücke genau angepasst sein muss; von der strengen Genauigkeit in historischen Einzelheiten; oder bei der modernen Ausstattung von „der Luft die man atmen kann", (wie Irving sagt), mit der ein intelligenter Regisseur die Handlung umgiebt. Ich habe schon der Restitution des Shakespeareschen Styls im Lyceum gedacht. Niemand aber versteht es so gut als Herr Tree vom Haymarket einen wirklichen Ausschnitt aus dem Gesellschaftsleben zu geben, oder unsern Sinnen die poetische Stimmung, die der Dichter in sein Stück legte, fühlbar zu machen. Herr Haddon Chambers sollte ihm dankbar sein für diese Yacht, die so schnell an den Spitzen der Insel Wight, unter einem weissen, glänzenden Mondstreifen vorüberglitt, während die Entwickelung des Dramas der Dekoration eine strenge und feierliche Grösse verlieh.

In demselben Stück, als Harold nach einer schlaflosen Nacht sein Fenster öffnet und man die Felder im Morgendunst eingehüllt daliegen sieht, dringt das Gezwitscher der erwachenden Vögel in das Zimmer. Das war ein stimmungsvoller, seltener Eindruck, der als Andante grossen Gemütsbewegungen voranging.

Es scheint, dass die Dramatiker in Bezug auf die Inscenierung noch nicht den gewünschten Einfluss haben. Es ist dabei Brauch sich über die selbst schauspielenden Direktoren zu beklagen und sie als eine der Hindernisse für die vollständige Entwicklung des nationalen Dramas zu bezeichnen. Das ist nur eine Frage der Zweckmässigkeit. Es ist möglich, dass gewisse Direktoren der Versuchung nachgeben, sich Rollen auf den Leib schreiben zu lassen; aber es genügt, sich neben diesen den schriftstellernden Direktor, der seine persönliche Eitelkeit befriedigt, den kaufmännischen Direktor, für den die Kunstfragen sich nach der Jahresbilanz regeln, und den weltmännischen Direktor der ein Frauenliebhaber ist, vorzustellen, um einzusehen, dass jeder seine Fehler hat, Fehler, die denen des schauspielenden Direktors nicht nachstehen.

Andrerseits wird die Censur, die dem englischen Theater soviel schadete, nach und nach vernünftiger. Es ist wahr, dass es nur ein Mittel giebt, sie vollständig zu modernisieren, das ist ganz und gar sie verschwinden zu lassen Sie wird dies langsam und nach und nach thun, indem sie bei wesentlichen Fällen ihre Befugnisse einschränkt.

Giebt es heute ein englisches modernes Drama? Nach Herrn Filon existiert dieses Drama. Es drückt die Ideen und Leidenschaften der Zeit aus, es bildet die vollständige Wiedervereinigung der Elemente des nationalen Genies. Alle Gründe, die für lange Zeit seine volle Entwicklung hemmten, sind nach und nach verschwunden. Den Dichtern wird es leicht gemacht, die Gesellschaft zu beobachten und zu studieren. Die unverrückbare Anbetung Shakespeares, die früher alle freieren Anstrengungen lähmte, hat aufgehört, despotisch zu regieren. Die englischen Sitten haben ihre Steifheit verloren; das moralische Ideal hat sich erweitert: alle das trägt dazu bei, die Entfaltung des englischen Dramas zu begünstigen. Ausserdem hatten die Engländer mit dem französischen Einfluss zu kämpfen, der verhängnisvoll für ihr Drama wurde. Französische Dramatiker haben allerdings mehrere Londoner Direktoren bereichert, aber sie haben für lange Zeit alle Wiederbelebungsversuche der englischen Dramatik verhindert.

England ist oft von ungeschickten Nachahmern Scribes und Sardons bevölkert worden, die die Orginalität ihrer Landsleute im Keim erstickten.

Jetzt aber hat sich das englische Theater von dem Pariser Einfluss emancipiert und steht auf eigenen Füssen. Nunmehr die beiden Theater, das englische und französische, auf der gleichen Stufe stehen, werden sie sich von Zeit zu Zeit Stücke und Ideen leihen, aber jedes ihrer eignen Entwicklung folgen. England wird sie vielleicht vollenden, dank Ibsen, der für die Engländer geschrieben zu haben scheint, denn er giebt ihnen ungefähr das, was ihnen Shakespeare, wenn er heute lebte, geben würde. Für die nordischen Racen und für die Engländer ist Ibsen also keine Mode sondern eine Aera.

Was das englische Drama sucht und was es im Begriff ist zu schaffen, mit oder ohne Ibsens Hilfe, ist eine neue Form für das Empfinden der keltisch-sächsischen Race. Ich für mein Theil habe mir diese Mischung durch die stürmische aber fruchtbare Vereinigung des Sächsischen mit dem Keltischen, durch die ewigerneuten Anstrengungen, diese widerspenstigen Elemente zu verbinden, zu erklären versucht. Das Drama des sechzehnten Jahrhunderts ist in einer denkwürdigen und schrecklichen Zeit aus einer leidenschaftlichen Umarmung zwischen Jungen und Kräftigen hervorgegangen. Das heutige Drama ist von gealterten Eltern in einer öden traurigen Zeit geboren. Es ist ein zartes Kind und braucht sorgfältige Pflege. Es trägt auch die Züge derjenigen, die es in die Welt gesetzt haben. Dies ist ein Geschlecht von Helden, die zugleich Seeräuber sind, ein handeltreibendes und doch poetisches Geschlecht, das den Tod verachtet und das Geld liebt; das Leidenschaft mit Berechnung, Träumerei mit Handlung verbindet, das den Angriff auf Balaklava und das grosse Suez-Unternehmen gewagt hat, und das seinen Ausdruck in der Litteratur weder in reinem Idealismus noch im lauteren Realismus finden kann. Ein lebendiger Ausschnitt aus dem Leben lässt es ebenso kalt als „die Kunst um der Kunst willen.“ Es ist mit Moralität gesättigt. Es verbringt eine Stunde sinnlicher Betäubung, die nicht ohne Reiz ist, erstaunt und zögernd vor der ermüdenden Aufgabe eine neue Gesellschaft und Kultur aufzubauen. Es will und kann diese Probleme nicht vergessen und diesen schrecklichen, anbrechenden Morgen, der uns überall bedroht. Darum ist seine Sinnlichkeit gemässigt, verfeinert und in Philosophie getaucht.

Und in dieser Zeit verlangt es vom Drama nicht unterhalten und erregt, sondern zum Denken angeregt zu werden.

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

In München bei Georg Hirth erscheint seit dem Januar eine illustrirte amüsante Wochenschrift unter dem Titel „Die Jugend". Aus dem ersten Hefte sind bemerkenswert: eine Amateurphotographie von Böcklin und Bayersdorfer, ein guter Demi-Vierge-Witz, eine feine Zeichnung der ersten Konfektioneuse mit dem cartontragenden graziösen Mädchen von Steinlen, und Valloton's hochgeniale Zeichnung von Schlittschuhläufern, die eine erschütternde Parodie auf menschliche Bewegungen ist. Aber der Text!

* * *

Seit einiger Zeit gehen uns die Wochenhefte der Leipziger Kunstzeitschrift „Die Redenden Künste" zu, welche eine Revue der wichtigsten dramatischen und musikalischen Novitäten unter besonderer Berücksichtigung des Leipziger Kunstlebens sein will. Die Aufgabe wird recht tüchtig gelöst und Aufsätze wie Walter Harlan's „Was ist Handlung?" im Anschluss an Flaischlens Martin Lehnhardt oder Curt Martens Besprechung von Sudermanns Glück im Winkel wirken für Leipzig gar frisch. Wir dachten, die Leipziger „literarische Gesellschaft" würde zu dem Organ in Beziehungen treten. Das wäre zu wünschen.

* * *

Freunde Bruckner's werden mit Vergnügen die Nummer vom 15. Dezember 1895 der österreichischen Musik- und Theaterzeitung lesen, welche in biographischen und kunstkritischen Aufsätzen ganz dem Meister gewidmet ist. Über sein Verhältnis zu Richard Wagner wird mancherlei Interessantes erzählt.

Für Richard Wagner, den er im Juni 1865 gelegentlich der „Tristan"-Aufführungen in München kennen gelernt hatte, empfand Bruckner allezeit eine schwärmerische Verehrung, die wohl in erster Linie auf die Geistesverwandschaft der beiden Tondichter zurückzuführen ist. Wie sehr auch Richard Wagner den Meister schätzte, beweist das innige Freundschaftsverhältnis zwischen Beiden, das sich sowohl im persönlichen Verkehre wie auch in gegenseitigen aufrichtigen Huldigungen äusserte. Bruckner schrieb eigenhändig auf das Titelblatt seiner dritten Symphonie (D-moll) die Worte: „Meister Richard Wagner gewidmet", und sandte das Werk dem Bayreuther Dichterkomponisten zu, der, obzwar er sich bei Widmungen prinzipiell ablehnend verhielt, **sofort** in sehr herzlicher und schmeichelhafter Weise seinem „dritten B", wie er Bruckner in der Reihenfolge seiner Lieblinge Bach und Beethoven nannte, dafür seinen Dank ausdrückte und zugleich versprach, er werde dereinst sämtliche Werke Bruckner's zur Aufführung bringen, sobald er nur erst sein Lebenswerk, das Zustandekommen der Bayreuther Bühnenweihfestspiele, gesichert hätte.

* * *

Der „Kunstwart", dem sein nun schon im 9. Jahrgange verfochtenes Prinzip der Unabhängigkeit eine eigene würdige Stellung unter den deutschen Kunstblättern eroberte, brachte in seinem 6. Heft einen Artikel seines Herausgebers Avenarius, welcher in sehr bezeichnenden Worten die Entstehung und die Gefahren des „Prachtwerkes" ins Licht stellt. Indem er den Unfug, der mit dem „Prachtwerke" getrieben wird und die Erniedrigung des künstlerischen Geschmacks, die dadurch erzielt wird, klarlegt, schildert er sehr anschaulich den Prozess, dem diese Bücher ihr Dasein verdanken. Wobei natürlich der „Blumengarten, der auf dem Tische keiner deutschen Jungfrau fehlen sollte", nicht mit wirklichen Prachtwerken zu verwechseln ist, die nur den Namen mit dieser ominösen Gattung gemeinsam haben.

Das Prachtwerk, sagt Avenarius, hat ursprünglich keinen Lebensgrund, als das Verlangen irgend eines Verlegers, ein Geschäft zu machen. Darum ist sein erstes Merkmal: sein Schaffensgedanke entstammt weder einem Schriftsteller noch einem Künstler, sondern immer einem Buchhändler. Und wenn wir der Anregung von Buchhändlern auch sehr schätzenswerte Unternehmungen verdanken, das Prachtwerk gehört nicht dazu.

Vor seiner Geburt hat solch ein strebsamer Mann wohl lange mit Ernst und Fleiss gesonnen, womit sich Käufer fangen liessen, bis die göttliche Idee sein Herz erleuchtete, die Idee, die allerdings eigentlich für das Ganze nur Vorwand ist. „Wer soll's verfassen?", fragt der Prokurist. Thut's nun nicht irgend ein Buch, das abzudrucken ob des erloschenen Autorrechtes nichts kostet, so leistet sich die Firma in der That einen Verfasser. Und zwar entweder einen „Namen", denn auf den, nicht auf Tüchtigkeit kommt's ja an, oder einen billigen Leibliteraten, der's versteht, mit Begeisterungsbumbum und Gefühlsdudeldei weihnachtsgeschäftsmässig zu kochen, was der Verleger beordert. Weihnachtsgeschäftsmässig — „festlich" muss sich das Gericht ausnehmen, denn das weiss der Mann und darauf baut er seinen Plan; noch nie ist ein Mensch gesehen worden, der ein „Pracht-

werk“ für sich kauft, „Prachtwerke“ kauft man nur zu „Geschenkzwecken“.

Aber wer das Manuskript für den Setzer anfertigt, ist im Grunde bei diesem Ding nebensächlich, der Setzer kriegt doch nur schandehalber dabei zu thun, denn ein fortlaufendes Lesen machen ja die „Prachtwerke“ durch das Riesenmass ihrer Leiber ohnehin fast unmöglich. Oder ist einer da, der zu behaupten wagt, er habe einmal ein Werk gelesen, zumal, wenn er gar neben ihm, das vielleicht 50 Mark gekostet hat, noch dasselbe Buch in schlichtem Volksdruck zu 50 Pfennigen erwischen konnte? Also verlangt man von Prachtwerken was andres. Deshalb denkt also unser Verleger zunächst an die Bilderfabrikation. Und er geht nach Analogie der Textbesorgung wieder entweder „mit vorzüglichster Hochachtung ergebenst“ einen „Namen“ oder „hochachtend!“ einen wohlfeilern Bilderlieferanten an. Der bestellt nun, wenn man über den Preis einig und ihm der erste Vorschuss geworden ist, seine Muse. Und der alte Apulejus oder der gute Heine, oder wer’s sonst ist, muss wieder einmal dran glauben, von solch einer Dame neu gewaschen, gestärkt und aufgebügelt zu werden, auf dass er sich sehen lassen könne im Festsaale. O Schicksal, was wird da zusammen-„illustriert“ — gäb’s im Fegefeuer deutsche Sortimentsbuchhandlungen, so glaubte ich, allein mit dem Ansehen von Thumanns Bildern zu seinem „Buche der Lieder“ hätte Heine seine Sünden abgebüsst! Wer aber von den „Prachtwerk“-Verlegern Illustrationen *anfertigen* lässt, treibt’s immerhin noch fürnehm und nobel. Giebt’s denn nicht Preisverzeichnisse von Clichés nach ausrangierten Familienblattholzschnitten und dergleichen, giebt’s nicht auch in schwerer Menge Photographien nach Ölgemälden, bei denen man aus dem Vollen schöpfen kann? Nun also: hier liegt das Gedichtbuch und dort der Bilderkatalog — „reim dich oder ich fress dich“, ein Paar Dutzend Pärchen werden sich schon koppeln lassen. Wenn ich nur aus meiner kleinen eigenen Erfahrung ein Liedchen davon singen wollte, für was für Gedichte was für Bilder da als „Illustrationen“ geeignet befunden werden!

Was kommt viel darauf an: die wichtigste Arbeit beim „Prachtwerk“ liefert ja auch nicht der Bildermann, die liefert ER, mit dem die entscheidende Konferenz nunmehr gepflogen wird: der Buchbinder. Respekt vor den Buchbindern, ich mache den Stand nicht schlecht, es giebt jetzt in Deutschland welche, die ebenso Gediegenes und Schönes leisten, wie die von Paris und London, und für weniger Geld. Aber etwas Gediegenes *sollen* sie hier gar nicht leisten, denn auf’s Halten kommt’s bei einer Sache nicht an, die nach dem ersten „Nein, wie reizend!“ bald nur noch angefasst wird, wenn die Magd den Salontisch abstäubt; es sei denn, dass sich im Vorzimmer eines Zahnarzts ein Patient die Ängste des Wartens damit dämpfe. Und auf wirkliche Schönheit kommt’s auch nicht an, denn wirkliche Schönheit ist oft so einfach, und dann könnte das arme „Prachtwerk“ später neben seines gleichen vielleicht nicht aufkommen. Nein, protzen und knallen muss der Einband, auf dass er auf Schaufensterbrett und Ladentisch im allgemeinen Geschrei zu den Augen der Vorübergehenden doch noch den Konkurrenten „über“ werde. Natürlich, teuer herzustellen darf’s auch nicht sein, das Ganze, es muss nur aussehen, als hab’s dem Verleger sündhaft viel „Opfer“ gekostet: also Kaliko, lieber Freund, Kaliko, rot womöglich, und dann mächtig mit dem Golddruck darauf — das richtige „Prachtwerk“ hat nur ganz ausnahmsweise einmal Leder am Einbande. Oder auch was „Originelles“: imitiertes Krokodilleder z. B., oder imitiertes Pergament oder sonst was „Imitiertes“ — schwemmt nachher der erste übergelaufene Tropfen Festpunsch die „Imitation“ weg, je nun, so gehört’s *uns* ja nicht mehr.

* * *

In den Nummern 551, 575, 587, 599 der von Schlenther redigierten „Sonntagsbeilage“ der Vossischen Zeitung hat Christian Morgenstern eine ausführliche Abhandlung über die wichtigsten Erscheinungen der *modernen Lyrik*. Otto Julius Bierbaum und Richard Dehmel — Ludwig Scharf und Otto Erich Hartleben — Mackay, Henckell und Wille — Evers, Dörmann und Busse — Jul. Hart, Falke und Liliencron: Das sind die von ihm zusammengefassten Gruppen. Indem er ein Resumé anstellt, spricht er von dem nicht zu verkennenden Aufschwung, der sich hier allenthalben zeigt.

Eine solche Literatur, sagt er, hat — und wenn sie sonst keinen Vorzug hätte — mindestens den, nicht langweilig zu sein. Ihre Repräsentanten sind zumeist interessante Einzelmenschen, ob sie auch untereinander vielfach Fühlung haben und sich beeinflussen. Wollte man sie literaturgeschichtlich gruppieren, wogegen sich ihre Mehrzahl, als zur Zeit noch im Werden begriffen oder doch noch unabgeschlossen, sträubt, so könnte man bei den einen mehr Goethesche Art der naiven Naturanschauung, bei den andern mehr Schillerschen Geist als trennende Grundzüge aufzeigen. Liliencron und Hartleben sind die geschlossensten Persönlichkeiten unter ihnen, wenn auch nicht zugleich

diejenigen, die am ausgesprochensten in die künftige Entwickelung hineinweisen. Diese Keime scheinen mir mehr in Dehmels Werken zu liegen, auch in Evers' mystischen Versunkenheiten, am meisten aber in Schlafs (lange nicht genug gewürdigter) Dichtung „Frühling", in der die Andacht des Künstlers den unendlichen Zusammenhang alles Werdenden in wunderbaren Stimmungen zum Ausdruck bringt. Hier ist jene tiefsinnige Naturempfindung, für die es kein Aussen giebt, die sich in allen Dingen und alle Dinge in sich weiss, und die nur eine Sehnsucht kennt: mit immer feineren Sinnen diese ihre Welt ausschöpfen zu dürfen.

* * *

Die „internationalen Literaturberichte" bringen fortlaufend Revuen und Berichte über die wichtigste ausserdeutsche Literatur. Auf diese bequeme Quelle sei für Interessenten aufmerksam gemacht. In den letzten Nummern finden wir Leopold Katscher's Bericht über die neuere ungarische Belletristik. Der Verfasser spricht von den letzten Arbeiten des Novellisten Koloman Mikzáth, der jetzt Abgeordneter ist, des Karl Vadnai, der früher ein belletristisches Tageblatt (!) herausgab, des Rob. Tabori, der unter den Romanciers immer mehr hervortritt, des Zoltan Ambrus, den Viele für den besten Prosaisten halten, des Feuilletonistenkönigs „Porzo" (Streusand).

Unter den Modernen, die auch dort alle möglichen Richtungen widerspiegeln, treten einige Namen besonders hervor. Der beste und populärste „Realist" unter den neueren Autoren war wohl der 1894 verstorbene Sigmund Justh. Unter seinen letzten Werken verdienen besondere Beachtung: „Die Legende vom Gelde" und „das Buch vom ungarischen Tiefland", obgleich letzteres vielleicht schon zu sehr an die russischen und skandinavischen „Neurastheniker" erinnert. Sein bester Roman ist entschieden „Das Tabakjulchen", in welchem er das einfache Alltagslandleben meisterhaft schildert und wir eine Tabakfabrik-Arbeiterin als Heldin einer ebenso reizenden wie psychologisch vertieften Dorfgeschichte kennen lernen. Hier ähnelt Jusths Art, die Wahrheit belletristisch zu verwerten, gar sehr der besten Manier Tolstois; es ist das ein erfreulicher Idealrealismus.

Als Hauptvertreter der Dekadenten muss Alexander Bródy bezeichnet werden, von dessen früheren Romanen und Novellen 1894 eine zwölfbändige Gesamtausgabe erschien, während er seither bereits wieder mehrere grössere Erzählungen veröffentlicht hat, darunter „Schneewittchen" und „Jizsbi Benoh", letzteres wohl seine allerbeste Schöpfung. Dieser hochbegabte junge Autor behandelt mit grosser Vorliebe den Tod und mit noch grösserer analysiert er pathologische Zustände. Seine recht sonderbare Welt ist bewohnt von seltsamen, hübschen, wohlerzogenen, geschmeidigen, affektierten, launenhaften Männern, die vornehme Umgangsformen haben und in der Mitte stehen zwischen Mann und Weib, Tiger und Löwe, sowie von geheimnisvollen, wunderlichen, unberechenbaren Damen, die ihrer ganzen Umgebung ihren mystischen Einfluss mitteilen. Die unter diesen Einfluss geratenden Männer verlieren jede Unabhängigkeit, um unfreiwillig und verblendet nach der Pfeife jener unbewusst handelnden Weiber zu tanzen. Auf die Fabel hält Bródy nicht viel und seine Subjektivität ist übergross; aber sein bedeutendes Talent macht diese Schattenseiten durch viele Vorzüge wett.

Ein anderer junger Schriftsteller, Franz Herczeg, ist erst seit wenigen Jahren literarisch thätig, erfreut sich jedoch bereits einer ausserordentlichen Beliebtheit. Seine Spezialität ist die „short story", doch schreibt er auch hübsche Romane. Seine bisherige literarische Laufbahn kommt einem Triumphzug gleich — er ist sehr rasch berühmt geworden; jetzt giebt er sogar schon eine grosse, vornehme literarisch-belletristische Zeitschrift heraus. In seiner ganzen Schreibweise erinnert er lebhaft an Guy de Maupassant. Seine Episoden aus dem Leben des ungarischen Landadels sind köstlich und schneidig. Als Ex-Kavallerieoffizier kennt er auch das Leben beim Militär und in den vornehmen Kreisen genau. Am verdientesten war das Aufsehen, welches eine Geschichtssammlung „Mutamur" gemacht hat. In dem Roman „Susanna Simon" steht er nicht auf seiner sonstigen Höhe. Dagegen enthält der Band „Die Gyurkovics-Mädchen" (1893) eine Reihe höchst künstlerischer, feiner und dabei dennoch kräftiger, scharf pointierter Bilder aus der ungarischen Gesellschaft. 1895 liess er als Seitenstück eine prächtige Humoreskensammlung unter dem Titel „Die Gyurkovics-Bursche" erscheinen. Wahrscheinlich seine wertvollste Geschichte dürfte „Sirus" sein, die in seinen „Abendländischen Erzählungen" enthalten ist.

* * *

Die „Kunst unserer Zeit" (Hanfstängl) begann ihren 7. Jahrgang mit zwei Heften, welche unter Ausschluss von Klinger die wichtigsten modernen Radierer, trefflich illustrirt, behandeln.

Den Text schrieb Hans. W. Singer, dessen soeben erschienene „Geschichte des Kupferstichs“ wir schon anzeigten. Maximilian Dasio, Ernst Moritz Geyger, Max Liebermann, Karl Köpping, Hubert Herkomer, Ernst Zimmermann, Paul Helleu, Anders Zorn, William Strang, A. Legros, Peter Halm, D. J. Cameron u. A. werden in ihrem Leben und Wirken geschildert. Die Lektüre bietet ein Vergnügen. Einzelne Bilder wie die weiche helleu'sche Einfädlerin oder die Interieurs des William Strang in ihrem eigentümlichen schwarzkalten Tone ersetzen die Originale. Legros' Totencyclus ist beonders mit neueren deutschen Erzeugnissen verglichen von Interesse. Herkomers Dame im Sommergarten ist ein Kunststück an Lichtbehandlung. Die gewandte Feder Singers trägt das ihrige dazu bei, diesen grossen bedeutsamen Stoff dem Leser nahe zu bringen, der wohl noch niemals in solcher Zusammenfassung behandelt wurde.

* * *

Die Bewegung der Zeit spiegelt sich in den letzten Heften der „Neuen Zeit“ hauptsächlich durch folgende Aufsätze wieder: F. A. Sorge, Arbeiterbewegung in den vereinigten Staaten; Prof. Emil Vinck, Entwicklung der belgischen Arbeiterpartei; S. Leser, Bauernbewegung in Galizien; Max Donald, Probleme der Demokratie in England; Ed. Bernstein, Moral und Politik im Anschluss an Louis Praol, la criminalité politique; endlich ein Aufsatz des Sozialisten-Malers Walter Crane über Nachahmung und Ausdruck in der Kunst, der für die Reaktion gegen den Realismus bezeichnend ist. Mit gar vielen Worten ruft Crane die Heiligkeit der formalen Linie und des gedankenreichen Stoffes wieder ins Gedächtnis.

Um zum Schluss zu kommen, sagt er, möchte ich meine Ueberzeugung dahin fixiren, dass diese ganze heutige Richtung, alles kalt-nüchtern nachzuahmen, im Grunde genommen nur zu einem äusserst oberflächlichen Realismus geführt hat und dass dasjenige, was bei uns unter der vielsagenden Flagge „realistische Darstellung“ Revue passirt, schliesslich weiter nichts ist, als eine objektiv durchaus einseitige Wiedergabe — etwas Reales, das man nur halb realisirte. Im günstigsten Fall mag es wohl noch das wahrheitsgetreue Festhalten irgend eines schnell schwindenden Sondermomentes bedeuten — aber was in aller Welt ist wohl flüchtiger und nichtssagender als ein solcher.

Glauben wir auch gleich einmal die Natur wirklich richtig gepackt zu haben, husch, ist sie uns wieder aus den Händen, um uns von weitem eine Nase zu drehen. Man ändere nur etwas seinen Standpunkt, gehe nur ein klein wenig näher oder weiter, flugs hat sich auch alles verändert und ist falsch geworden, und deshalb bleibt denn auch des Künstlers Jagd nach Motiven wie jedes andere künstlerische Problem schier unbegrenzt. Während aber Idealisten und Realisten sich hin- und herstreiten, erhascht dieser Pluto der Kunst, der Photograph, das liebliche Kind und entführt es im Nu nach seiner dunklen Kammer, und wenn die Kleine von dort auch zurückkehrt ohne den Liebreiz der frischen Farben, so ist ihre sonstige äussere Erscheinung doch so ganz die ursprüngliche geblieben, dass ein Maler darob schier verzweifeln könnte, hätte er sich nicht eben einer Göttin angelobt, die noch unzählige Male schöner ist, denn selbst Persephone.

* * *

Die „soziale Praxis“ hat sich unter Leitung von Dr. J. Jastrow zu einem umfassenden Organ aller modernen sozialen Interessen entwickelt. Teils in Notizen, teils in Originalartikeln ist ein Stoff angehäuft, der geradezu als eine Materialsammlung für den soziologischen Prozess unserer Zeit betrachtet werden kann. Von Aufsätzen finden wir A. Munckel, der Begriff des Vereins; J. Jastrow, die Stellung des Privatdozenten, worin die unerhörte Gefahr des neulichen Gutachten, von Hinschius in scharfen Worten klar gelegt wird; H. Jastrow, die geschäftliche Behandlung des bürgerlichen Gesetzbuches im Reichstag; die Reiseberichte, welche Prof. Schulze-Gävernitz aus der Ukraine und aus Charkoff sendet; Pfarrer Naumann, das Problem der kirchlichen Sozialpolitik, ein Credo der jüngeren sozialpolitischen Theologie mit dem Schlusssatz:

Es streiten sich in der ganzen Geschichte des Christentums zwei Elemente: die Religion tritt auf teils als eine Erziehungsanstalt, teils als neuschaffende Begeisterung. Organisation und Enthusiasmus haben sich immer nur mühsam vereinigen lassen. In den an lebendigem Glauben ärmsten Zeiten haben sich die Kirchen am leichtesten regieren lassen. Jede innerkirchliche Schwierigkeit aber pflegt etwas von diesem Gegensatz in sich zu tragen. Dass heute die Kirchenorganisation von treuen Anhängern des Glaubens als unzureichend empfunden wird, ist ein Zeichen lebendiger Weiterentwicklung, über welche sich auch der Ober-Kirchenrat freuen sollte, sofern ihm der Geist höher steht als Formen.

Eine Übersicht der deutschen Sozialpolitik im Jahre 1895 (Heft 13) fällt nicht sehr ermutigend aus. Es herrscht

Missstimmung über die Unfähigkeit der leitenden Kreise, welche den japanisch-chinesischen Krieg so wenig wirtschaftlich zu benutzen verstanden, dass Deutschland die Rolle eines Mittelstaates spielte. In der Vernachlässigung dieser Rücksichten, da der welthistorische Moment eintrat, dass China sich öffnete, zeigt sich das ganze Übel des heutigen Regierens, welches darum schlecht ist, weil es nicht sozial ist, wie es früher schlecht war, weil es nicht liberal war. Zum dritten Mal schliesst ein Jahrgang des Reichsgesetzblattes ab, ohne einen neuen Akt sozialpolitischer Gesetzgebung zu verzeichnen — seit der Krankenversicherungsnovelle von 92 ist es still. Es ist nur über Fortschritte der Verwaltung und der partikularen Gesetzgebung zu berichten. Nach dieser Zusammenstellung heisst es in dem Überblick weiter: Auch die deutsche **Arbeiterbewegung** ist im Laufe der letzten Jahre ruhiger geworden. Sie beschäftigt sich mit konkreten Aufgaben, mit ihrer eigenen Gliederung und Ausgestaltung. Die organische Verbindung der Gewerkschaften durch die Vermittlung ihrer Zentralkommission, die Gründe für und wider, die Frage der Unterstützung im Falle der Arbeitslosigkeit etc. bilden den fortgesetzten Gegenstand der Erörterungen. Die einseitige Zuspitzung des Interessenkampfes gerade auf Lohnerhöhungen hört allmählich auf. In der neuesten Bewegung im Schneidergewerbe spielt die Lohnerhöhung nicht mehr die Hauptrolle. Neben der festen Lohn-Tarifierung sind es wesentlich hygienische Verbesserungen, um die gekämpft wird. Man verlangt eine Abschaffung des Zwischenmeister- und Schwitzsystems, man verlangt vor Allem den Übergang von der drückenden Heimindustrie zum Arbeiten in Werkstätten mit Luft und Licht. Die deutsche Arbeiterbewegung setzt sich praktische Ziele, denen sozialreformerische Richtungen in den verschiedensten Parteien gleichfalls zustreben. Eine Anerkennung dieses Verhältnisses lag darin, dass die Umsturzvorlage, abweichend von dem früheren Sozialisten-Gesetze, die sozialreformerische Kritik der bestehenden Eigentumsverfassung ohne Unterschied der Partei dem Strafrichter ausantworten wollte. Eine zweite Anerkennung lag sodann in der Ablehnung dieser Vorlage.

Die **Sozialdemokratie** ist unter den so veränderten Verhältnissen längst aus der Arbeiterbewegung herausgewachsen und steht im Begriff, zu einer **politischen Partei** im hergebrachten Sinne des Wortes zu werden; eine Partei, welche ihrem Ursprunge nach die gewerbliche Arbeiterfrage zwar als ihr hauptsächlichstes, aber nicht mehr als ihr einziges Arbeitsfeld betrachtet. Die Ablehnung des vorgeschlagenen Agrarprogramms auf dem sozialdemokratischen Parteikongress in Breslau hat auf die Entwickelung der Partei keinen Einfluss geübt. Die Frage, welche Stellung die Sozialdemokratie zu den ihrem Ursprung so fern liegenden agrarischen Verhältnissen nehmen soll, wird nach wie vor für diese Partei wie für jede, die an dem deutschen Staatsleben theilnehmen will, eine Hauptfrage bilden. — Die Gruppirung der politischen Parteien wird gegenwärtig vielfach durch ihr Verhältniss zur Sozialdemokratie bestimmt. Die Vorschläge zu neuen Gruppirungen gehen zwar durchgehends von den extremen Gegnern der Sozialdemokratie aus, aber in verschiedener Art. Das eine System, das im Königreich Sachsen seinen eigentlichen Sitz hat, betrachtet als Ziel: die Vereinigung sämmtlicher Parteien, ob konservativ, ob liberal, ob antisemitisch (das Centrum kommt in Sachsen nicht in Betracht) gegen die Sozialdemokratie; was einzelne sozialreformerische Elemente in diesen alten Parteien mit der Sozialdemokratie gemeinsam haben könnten, sollten sie im politischen Leben bei Seite setzen, um auf das grosse Ziel einer Ueberwindung der Sozialdemokratie mit vereinten Kräften hinzuarbeiten. Umgekehrt betrachtet das System, welches an den Namen des Freiherrn v. Stumm geknüpft und gegenwärtig in Preussen befolgt wird, gerade als hauptsächlichstes Ziel: jene sozialreformerischen Elemente in den alten Parteien abzustossen und sie dann auf gleichem Fusse wie die Sozialdemokratie zu bekämpfen; das Ziel dieser Richtung ist: die Vernichtung des Arbeitersozialismus zusammen mit dem Pastoren- und Professoren-Sozialismus. Es ist kein Zufall, dass die polizeiliche Auflösung der sozialdemokratischen Organisation in dieselbe Zeit fiel, in der freimüthige Universitätslehrer mit Gerichts- und Disziplinarverfahren heimgesucht wurden und der Oberkirchenrath den evangelischen Geistlichen die Fernhaltung von sozialen Bestrebungen ans Herz legte.

* * *

Die „**Nation**“, welche in erster Linie das Organ der freisinnigen Intelligenz ist, ohne sozialistische Mitarbeiter auszuschliessen (Heinemann, die Schwäche des Kapitalistenpublikums), bringt mehrfach auch Beiträge aus unpolitischem Gebiete, von denen wir heut einen besonders namhaft zu machen haben. Zuvor seien als interessante Aufsätze der letzten Zeit genannt S. Kalischer über die neuen Röntgenschen Strahlen, welche durch Holz, Leder

und Haut photographieren, (man hat soviel davon geredet, dass die Ansicht berechtigt erscheint, das Publikum schätze die Schwierigkeiten noch lange nicht genügend ab, welcher dieser neuen Erfindung anhängen), ferner M. Friedländer, sozialistische Strömungen im Zeitalter Jesu, endlich die Memoirenstücke von L. Bamberger aus der Kriegszeit, welche wohl zu den gewichtigsten und vorurteilslosesten Publikationen gehören unter den vielen Erinnerungen, die das Reichsjubiläum gezeitigt hat.

Paul Schlenther hat einen prächtigen Aufsatz über den scheidenden Friedrich Haase, dessen Abschied eben so thränenreich im Kgl. Schauspielhause gefeiert wurde. In dem Artikel, der recht treffend „Haases Adieu pour toujours" überschrieben ist, stellt der Verfasser die ganze Nichtigkeit der Virtuosenkunst, die mit Haase scheidet (ein typischer Vorgang für unsere Zeit), ans Licht. Die merkwürdige Vordergrundsstellung, welche Menzel bei dieser Huldigung einnahm, giebt ihm Gelegenheit zu einem fein durchgeführten Vergleich zwischen dem wirklichen Menschendarsteller und dem vermeintlichen. Der äusserlich so vornehme Herr mit den hyperaristokratischen Allüren, schliesst er, war der Dichtkunst gegenüber Plebejer. Eine grosse Dichtung galt ihm immer nur als die gehorsame Dienerin seiner theatralischen Virtuosität. Dass er diese Kunstauffassung in der Welt verbreitete, dass er hierin Schule machte, ist für unser ganzes Theaterwesen von verderblichster Wirkung gewesen, und darum gebührt es uns, in diesem jetzt so viel gepriesenen Virtuosen ein System zu bekämpfen. Auch im jungen Deutschen Theater wollte er sein ganzes plattes und seichtes unliterarisches Gastspielregister aufziehen. Als ihm das durch den Widerstand des braven Förster und des tapfern L'Arronge nur teilweise gelang, als der Königsleutnant leere Häuser fand, wurde Friedrich Haase recht krank, und sobald die ersten Lerchen schwirrten, ging er bereits von dannen. Das Wanderdasein hatte ihn wieder, und er zog noch zwölf Jahre so mit seinem theatralischen Wachsfigurenkabinet durch zwei Kontinente.

Es ist schad' um Friedrich Haase. Hätte ihn der Ehrgeiz und der Provinzgeschmack nicht zum Virtuosen degradiert, so wäre aus seinem Talent, kleine feine Genrebildchen zu skizzieren, ein tüchtiger Episodist geworden, der sogar im Burgtheater bestanden hätte. Sein Riccaut war wie von Menzel'schem Stifte entworfen; aber die zudringlichste Effekthascherei und Wichtigthuerei gab auch dieser Figur solche Stösse ins Rückgrat, dass sie kopfüber ins Komödiantentum stürzte. Und wie Komödianterie von Kunst, so unterschied sich Haase von Menzel.

VERSCHIEDENES.

Die bekannte Schriftstellerin Marie Lipsius (La Mara) hat bei Breitkopf & Härtel zwei Bände: Briefe an Liszt veröffentlicht, die zu den wichtigsten Briefpublikationen der letzten Zeit gehören. Alles was eine Rolle spielt von Zeitgenossen Liszts, Musiker, Dichter, Maler, Staatsmänner, Schriftsteller, ist überreich vertreten. Eine glänzende Reihe bilden die Briefe Berlioz' und die Briefe der Bettina von Arnim. Den 179. Brief besonders hervorzuheben, lohnt sich aus dem Grunde, weil es sicherlich sehr interessant ist einen Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha über seine eigenen schlechten Kompositionen und über andere Musiker, wie den „zur Zeit wenig beschäftigten" Rich. Wagner sprechen zu hören. Hier ist der Brief:

Gotha, den 20. Februar 1853.

Bester Liszt,

Soeben erhalte ich durch Lampert*) Ihre an denselben gerichteten freundlichen Zeilen und ersehe mit Freuden daraus, dass Sie nicht abgeneigt zu sein scheinen, den Vermittler zwischen mir und Kapellmeister Wagner zu machen. Wenig Worte werden hinreichen, um Ihnen die Motive zu dem ausgesprochenen Plan zu erklären, wodurch eine mündliche Besprechung der Angelegenheit sehr erleichtert werden wird. Laissez-moi parler franchement: Ich habe entschiedene Lust und hinreichende Wärme des Gefühls und, um mich auf Ihr eigenes Urtheil zu beziehen, eigenes Talent und musikalischen Blick, um nicht selbst bedauern zu müssen, nur Mittelmässiges dem Publikum zuzuführen; ich bin ebenso scharfer Kritiker gegen andere, wie gegen *mich*; ich kenne daher die Mängel der drei Opern, die ich componirt**), sehr genau. Jene Mängel beruhen in der Hauptsache in den ungenügenden Libretto's. Die Handlung ist zu wenig interessant, die Versification trocken, und wahre, das Publikum ergreifende Effecte sind beinahe gar nicht zu finden. Andrerseits ist die Instrumentation überladen, ja oft geistlos, weder dem Gedanken des Dichters, noch dem Gefühl des ursprünglichen Componisten angepasst. Pour dire la vérité, war unser vortrefflicher Lampert nie à la hauteur meiner Gedanken und wusste

*) Hofcapellmeister zu Gotha (1818—1879)
**) „Zaïre", „Toni", „Casilda".

bei aller technischen Fertigkeit alles Geniale zu verflachen, mit einem Wort, die Musik uninteressant zu machen. Er änderte, was er nicht verstand, und besserte dabei nicht. Allem diesen muss nun abgeholfen werden. Ich habe zu dem Ende die dicke Birch veranlasst, mir ein Libretto zu fertigen; ich habe es überarbeitet, so dass es jetzt mit ihrem Einverständniss mir für die Composition mundgerecht vorliegt. Die Handlung ist in drei Acte spannend zusammengedrängt; die Verse sind fliessend und dem Text entsprechend. Ich habe auch bereits über die Hälfte des ersten Actes fertig. Nun tritt die grosse Frage in Bezug auf die Instrumentation hervor. In keiner Weise habe ich Lust, diese schwere Aufgabe Lampert oder einem unbedeutenden Componisten zu übertragen; wer liesse sich aber besser vorschlagen, als unser genialer Wagner? Hier handelt es sich also nur darum, ob er geneigt ist, den bereits fertigen Musikstücken die Instrumentation anzupassen und, so zu sagen, die letzte Hand an's Werk zu legen. Für ihn dürfte es ein Leichtes sein, und wenn er nicht zu viele Änderungen haben wollte, so bin ich dann mit Freuden erbötig, seinen Angaben zu folgen.

So viel ich höre, soll Wagner wenig beschäftigt und nicht in den brillantesten Umständen sein. Vielleicht kommt es ihm gelegen, in wenig Monaten 100 Ld'or zu verdienen; für so viel würde ich gern seine Arbeit honoriren. Alles dies ist jedoch nur Nebensache, wenn es ihm im Ganzen Freude macht, an einem Werk Theil zu nehmen, das ja doch nicht seinen Namen tragen dürfte. Vous comprenez bien, ce qu'il y a de délicat dans cette question.

Obgleich ich Wagner kenne, so glaubte ich doch sicher zum Ziel zu kommen, wenn ich mich Ihrer, geehrter Freund, als Mittelsperson bediente; denn Sie müssen es sich schon gefallen lassen, dass wir Sie mehr oder minder auch als den Unsrigen betrachten. Wenn Sie Zeit haben, so kommen Sie doch im Laufe dieser Woche herüber zu uns! Steigen Sie bei mir ab, lassen Sie mich aber den Tag Ihrer Ankunft zuvor wissen.

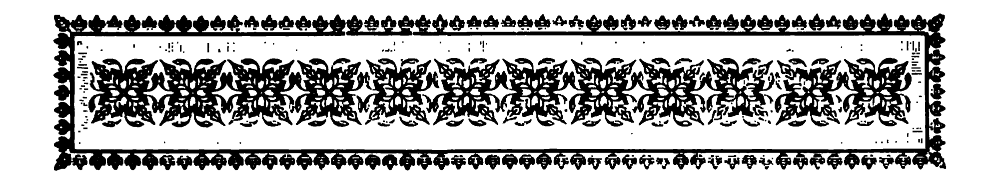
Leben Sie wohl!

Ihr ergebener Ernst.

* * *

Breitkopf und Härtel geben Schwarzkunstblätter von Hans Thoma in billigen, guten Exemplaren zu 2 Mk. heraus. Ein dankenswertes, populäres Unternehmen. Bis jetzt sind erschienen: 1. Bildnis eines Bauern. 2. Quellnymphe. 3. Engelwolke. 4. Paradies. 5. Grossmutter und Kind. 6. Berggreis. 7. Heilige Familie. 8. Märchenerzählerin. 9. Wandervögel. 10. Selbstportrait.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



STAAT UND FREIHEIT.

VON

Prof. J. PLATTER (Zürich).

II. Der Parlamentarismus.

Wir wollen einmal annehmen, dass alle im ersten Theil dieser Abhandlung berichteten Thatsachen in politischer Beziehung von minimaler Bedeutung seien, oder sagen, dass die betreffenden Staatsmänner, Parlamentarier und Aristokraten blos durch einen falschen Schein der Korruption verdächtig geworden, in Wirklichkeit aber stets ihren Grundsätzen gemäss gehandelt haben, dass die verlumpte und bestechliche Presse auf die politischen Angelegenheiten keinen Einfluss übe, oder, dass es eine demoralisirte Presse in dem Sinne, wie aus obigen Darstellungen hervorginge, gar nicht gebe, und nur die zwei Fragen aufstellen: wer macht heutzutage die Gesetze und wer sollte sie nach der Entstehungsgeschichte der bürgerlichen, der modernen Gesellschaft und den aus derselben hervorgegangenen und sie theoretisch beherrschenden Grundsätzen machen?

Die Antwort auf die erste Frage kann, wenn wir die verschiedenen Staaten europäischer Kultur überblicken, nicht einheitlich ausfallen — trotz der berühmten, materialistischen Geschichtsauffassung, die vorläufig noch im Siegeslauf begriffen ist und, wie fast jede neue und siegreiche Theorie, trotz ihrer gewaltigen Lücken und Einseitigkeiten, alle Aussicht hat, auch die fachmännisch-akademischen Kreise, die ihr, wie allem Neuen, zuerst sehr feindselig gegenüberstanden, immer mehr durch hypnotistische Suggestion sich zu unterwerfen. Nach dieser Auffassung müsste nämlich ein gleiches Wirthschaftssystem auch überall ungefähr einen gleichen Staat, gleiche Verfassungen, gleiches Recht erzeugen. In unseren Tagen herrscht nun, wenigstens in Mittel- und Westeuropa sowie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wohl unbestritten der Kapitalismus und man sollte daher, auf Grundlage jener Geschichtsauffassung, annehmen dürfen, dass alle kapitalistischen Nationen auch unter sehr ähnlichen politischen Einrichtungen lebten. Dass dies nicht der Fall ist, zeigt der Augenschein und ein ganz un-

verfänglicher Zeuge, ein glaubensseliger Bekenner der Marxistischen Dogmen, Karl Kautsky, bestätigt glücklicher Weise den Augenschein, wohl ohne sich seiner Ketzerei selbst bewusst zu werden.

„Die Produktionskräfte“, sagt er (Neue Zeit 1892—93, Nr. 30, S. 71), „welche die kapitalistische Produktionsweise entfesselt, sind so riesenhaft, dass ihrem nivellirenden Einfluss gegenüber überall, wo die gleiche kapitalistische Produktion herrscht, alle jene Unterschiede immer mehr zurücktreten, welche ehedem die Technik, das ökonomische und gesellschaftliche Leben auf's Tiefste beeinflusst haben, wie die Unterschiede des Klimas, der Bodengestaltung, der geographischen Lage, der Rasse, der historischen Traditionen (!). Es wird das soziale Leben der modernen Kulturnationen — immer gleichförmiger. In der Politik, im Staatsleben dagegen sind alle die oben erwähnten unterscheidenden Elemente noch in voller Wirksamkeit. Ja man kann vielleicht sagen, dass noch nie in der Geschichte eine Reihe von Staaten bestanden hat, die, ökonomisch auf wesentlich gleicher Höhe stehend, politisch so grosse Unterschiede aufzuweisen gehabt hätten, wie die modernen Kulturstaaten“. — Im kommunistischen Manifest hatten Marx und Engels gesagt: Jede Entwicklungsstufe der Bourgeoisie sei begleitet „von einem entsprechenden politischen Fortschritt“. Sie „erkämpfte sich endlich seit der Herstellung der grossen Industrie und des Weltmarkts im modernen Repräsentativstaat die ausschliessliche politische Herrschaft“. Allgemeiner und richtiger drückt sich Marx im „Elend der Philosophie“ aus, wenn er sagt: „Sowohl die politische wie die bürgerliche Gesetzgebung proklamiren, protokolliren nur das Wollen der ökonomischen Verhältnisse“ (S. 68 der ersten Auflage der deutschen Übersetzung). Interessant ist, dass Engels selbst, der mit Marx alle die kühnen Gesetze der sozialen und politischen Entwicklung im kommunistischen Manifest aufgestellt hat und noch in der am 28. Juni 1883 geschriebenen Vorrede ausdrücklich bemerkt: der durchgehende Grundgedanke des Manifestes sei, „dass die ökonomische Produktion und die aus ihr mit Nothwendigkeit folgende gesellschaftliche Gliederung einer jeden Geschichtsepoche die Grundlage bildet für die politische und intellektuelle Geschichte dieser Epoche“, schliesslich ein neues „Gesetz“ entdeckt, welches, im vollen Widerspruch mit der oben citirten Stelle des Manifestes, die materialistische Geschichtsauffassung mit einem kräftigen Schlage direkt auf den Kopf trifft, wiederum ohne dass der tapfere Fechter sich seines Streiches bewusst wird. So kann der Dogmatismus und Doctrinarismus, sobald er sich einmal in einem Gehirn festgesetzt hat, die logische Struktur desselben zerstören, selbst bei so ausserordentlich hochbegabten und gelehrten Männern, wie Friedrich Engels. „Es scheint“, sagt er (Neue Zeit 1892—93, Nr. 2, S. 48), „ein Gesetz der historischen Entwicklung, dass die Bourgeoisie in keinem europäischen (!) Land die politische Macht — wenigstens nicht für längere Zeit — in derselben ausschliesslichen Weise erobern kann, wie die Feudalaristokratie sie während des Mittelalters sich bewahrte. Selbst in Frankreich, wo der Feudalismus so vollständig ausgerottet wurde, hat die Bourgeoisie, als Gesammtklasse, die Herrschaft nur während kurzer Zeiträume besessen. Unter Louis Philipp, 1830—48, herrschte nur ein kleiner Theil der Bourgeoisie, der bei weitem grössere war durch den hohen Zensus vom Wahlrecht aus-

geschlossen*). Unter der zweiten Republik herrschte die ganze Bourgeoisie, aber nur 3 Jahre; ihre Unfähigkeit bahnte den Weg für das zweite Kaiserthum. Erst jetzt, unter der dritten Republik, hat die Bourgeoisie als Gesammtheit zwanzig Jahre hindurch das Steuer geführt, und dabei entwickelt sie schon jetzt erfreuliche Zeichen des Verfalls. Eine langjährige Herrschaft der Bourgeoisie war bis jetzt nur möglich in Ländern wie Amerika, wo der Feudalismus nie bestand und die Gesellschaft von vornherein von bürgerlicher Grundlage ausging. Und selbst in Frankreich und Amerika klopfen die Nachfolger der Bourgeoisie, die Arbeiter, schon laut an die Thür**). In England hat die Bourgeoisie nie ungetheilte Herrschaft geübt" — obwohl hier der Kapitalismus sich zuerst und am vollkommensten entwickelte. Von anderen Ländern, auf die sein „Gesetz" noch viel besser passt, spricht Engels in diesem „Ueber historischen Materialismus" betitelten Aufsatz zwar nicht. Die beiden Herren, Engels und Kautsky, haben, trotz ihres historischen Materialismus, in diesem Fall entschieden Recht. Zwischen der politischen Verfassung der Schweiz, insbesondere der rein demokratischen Kantone mit Referendum und Initiative, und der Hohenzollernschen Monarchie, zwischen der fast unbeschränkten bürgerlichen Freiheit Englands und dem polizeilichen Willkürregiment Oesterreichs liegt wahrhaftig ein unermesslicher Raum. Hier ist der Wille eines einzigen Menschen, der auf dem Thron sitzt, in allen öffentlichen Angelegenheiten das weitaus wichtigste, ja im Allgemeinen ausschlaggebende Moment, dort giebt es gar kein Oberhaupt und die Entscheidung liegt direkt bei der Majorität aller überzwanzigjährigen Bürger. Hier stellt sich jeder Beliebige auf einem öffentlichen Platze auf einen Stuhl oder eine Bank und haranguirt die zusammenströmende Volksmenge in schärfster, wüthendster Opposition gegen die am Ruder befindliche Regierung, dort sperrt man den Wähler, von dem man vermuthet, dass er seine Stimme einem andern, als dem Kandidaten der Regierung oder ihrer Partei geben werde, am Vorabend des Wahltags ins Gefängniss und lässt ihn ohne alle Spur eines Rechtsgrundes darin, bis die Wahl vorüber ist.

In Bezug auf die Gesetzgebung können wir unter den Staaten

*) Die beiden Herren haben freilich auch nie eine genaue Definition des Wortes Bourgeoisie gegeben. Nach einer Stelle des Manifestes möchte man glauben, dass nur Millionäre dazu gehören. „An die Stelle der Manufaktur trat die moderne, grosse Industrie, an die Stelle des industriellen Mittelstandes traten die industriellen Millionäre, die Chefs ganzer industrieller Armeen, die modernen Bourgeois". Nimmt man dazu die Definition „der modernen Arbeiter, der Proletarier" als Menschen, „die nur so lange leben, als sie Arbeit finden, und nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt" (so auch im „Kapital" I, 3. Auflage, S. 630 in der Fussnote), und erfährt man aus demselben Aktenstücke, dass (schon im Jahre 1847!) in unserer Zeit die Klassengegensätze sich vereinfacht haben, indem „die ganze Gesellschaft sich mehr und mehr in zwei grosse feindliche Lager, in zwei grosse, einander direkt gegenüberstehende Klassen, Bourgeoisie und Proletariat" spalte (bald darauf, in der „Neuen Rheinischen Zeitung" war durch die Februarrevolution der Bourgeoisdespotismus vollendet und die beiden feindlichen Klassen standen sich allein auf dem Schlachtfeld gegenüber, sodass der entscheidende Kampf zwischen ihnen beginnen musste — s. G. Adler, die Geschichte der ersten sozialpolit. Arbeiterbewegung, S. 214), so wird man den Ausdruck „jugendlich unreife Aufschneiderei", mit welchem ich vor circa drei Jahren das politische System des kommunistischen Manifestes charakterisirte, gewiss nicht zu stark finden.

**) Was allerdings wieder Aufschneiderei ist, wenn schon nicht jugendlich unreife.

des eigentlichen Europa (Russland also ausgenommen) etwa drei Typen unterscheiden: scheinkonstitutionelle, parlamentarische und demokratische. Die Grenzlinien sind selbstverständlich hier wie in allen menschlichen Dingen nie genau zu ziehen, als charakteristische Merkmale der drei Typen wird man aber folgende aufführen können. In scheinkonstitutionellen Staaten (Monarchien) ist die Regierung, welche das Staatsoberhaupt nach Belieben einsetzt und entlässt, nothwendig, wie dieses selbst, mindestens hochkonservativ, regelmässig reaktionär. In solchen Staaten wird es noch überall als ein natürlicher und selbstverständlicher Zustand angesehen, dass die Regierung jedem Fortschritt — es handle sich denn um Festungen, Kriegsschiffe, Kanonen oder andere Schiessgewehre, feindselig oder mindestens vornehm ablehnend gegenüberstehe. Bismarck's Spruch „Quieta non movere“ heisst auf deutsch soviel als: seid konservativ auf's Aesserste, solange als möglich, lasst alles beim Alten. Natürlich nur in der inneren Politik und wo es sich um das Volk handelt. Für dynastische Zwecke huldigt er und seinesgleichen der gewaltthätigsten Neuerungssucht, da giebt es nichts Heiliges für die konservativen Staatsmänner. Aber dem Volk gegenüber ist die Regierung resp. das Staatsoberhaupt Partei mit eigenen, in den wichtigsten Punkten denen des Volks entgegengesetzten Interessen, die sie am besten gewahrt glaubt, wenn sie die grösste Macht behält. Die Macht war aber in der unserer konstitutionellen Periode unmittelbar vorangehenden rein absolutistischen am grössten (formell wenigstens), daher ist die reaktionäre Lebensauffassung und Politik die natürliche und ein Thor, der sich darüber wundert. In den Formen des Konstitutionalismus aber, ohne gewaltsamen Bruch des einmal bestehenden Staatsrechts, kann nur regiert werden, wenn im Parlament stets, oder wenigstens bei allen wichtigen Gelegenheiten, eine Majorität für die Regierung d. h. für das Staatsoberhaupt und seinen jeweiligen Willen vorhanden ist. Da nun aber das Staatsoberhaupt immer bleibt und die Regierung nur nach seinem Willen wechselt, also im Grunde genommen stets dieselbe ist, und höchstens — aus Rücksicht auf die besonderen Zeitumstände — eine Nuance mehr oder weniger konservativ oder reaktionär sein kann, so bleibt nichts anderes übrig als entweder auf die Wahlen oder auf die Abgeordneten so einzuwirken, dass immer wieder eine Majorität für die Regierung zustande kommt. Im ersten Fall widersprechen die Wahlen infolge der Eingriffe der Regierung dem eigentlichen Willen des Volks, sind also eine politische Lüge; im andern Fall, also wenn nicht schon eine konservative Mehrheit vorhanden ist, müssen persönliche oder Parteivortheile in Aussicht gestellt oder gewährt, oder auch irgend welche Drohungen angewendet werden (z. B. Kriegsdrohungen oder Konzessionen an die unteren Klassen), um die Abgeordneten zu anderen Entscheidungen zu bewegen, als ihre Wähler zur Zeit der Wahl von ihnen erwarteten. Hier ist also die Vertretung eine politische Lüge. Die ganze parlamentarische Thätigkeit erhält dann leicht den Charakter eines unsauberen Handelsgeschäftes, des Feilschens und Marktens, und wir sind unversehens — wie sollte es auch anders sein? — wieder bei der Korruption angelangt, obwohl wir prinzipiell von derselben absehen wollten. Auf diese Weise wird doch immer nur d a s Gesetz, was die Regierung will, und diese will nichts anderes als ihr Herr und der Herr will seine eigene Herrlichkeit erhalten und vermehren, und da die dazu führenden Wege wenigstens

theilweise — vielleicht gänzlich — abseits von denen liegen, welche zum Volkswohl führen, so liegt hier zwischen Gesetzgebung und Volkswohl eine gewisse Divergenz, welche sich im Allgemeinen zu erweitern tendirt, in dem Maasse, als der sog. Staatswille das Gebiet seiner Wirksamkeit extensiv oder intensiv vergrössert. Ist dies richtig, so kann die Phase des Scheinkonstitutionalismus mit ihrem entschieden reaktionären und korrumpirten Charakter nicht ewig, ja nicht einmal sehr lange währen, da eine auf den Fortschritt angewiesene Gesellschaft dabei zu Grunde gehen müsste.

Der Scheinkonstitutionalismus wird daher, wenn die betreffenden Staaten nicht als selbständige Gemeinwesen verschwinden sollen, die Tendenz haben, in den Parlamentarismus umzuschlagen, und zwar um so eher, je reaktionärer, je autoritärer, je machtblinder und machttoller der gerade regierende Fürst ist, je mehr er Vorsehung spielen, sich persönlich in das Detail der öffentlichen Angelegenheiten mischen, sich als Partei gegenüber anderen Parteien hinstellen will. Die Autorität, die feststehen soll, muss möglichst unsichtbar bleiben und nur in den extremsten Staatsnöthen ihre Blitze werfen oder aus umwölkten Bergeshöhen ihr Donnerwort erschallen lassen. Nichts schadet dem Nimbus mehr als die Alltäglichkeit, an die sich naturnothwendig die Kritik heftet, das absolute Gegenstück der Autorität. So kann gerade der Souverain, der am meisten vom Gefühl seiner Allmacht durchdrungen ist und die irdische Vorsehung in sich verkörpert sieht, zum Revolutionär werden, der den eigenen Thron umstürzt.

Im parlamentarischen Staate werden die Gesetze von der Majorität einer Versammlung gemacht, deren Mitglieder durch Wahlen — wir wollen annehmen seitens der gesammten erwachsenen männlichen Bevölkerung — bestimmt werden. Man nennt diese Mitglieder „Volksvertreter". Dass das eine von den vielen gangbaren politischen Lügen unserer Geschichtsperiode ist, hat u. A. Moritz Rittinghausen eingehend nachgewiesen (Die direkte Gesetzgebung durch das Volk. Früher erschienen als Sozialdemokratische Abhandlungen I.—V. Heft 1868—1872. Zürich 1893). Die Abgeordneten sind nach ihm nicht Volksvertreter, weil die „Vertretung" ein bestimmtes, streng zu befolgendes Mandat voraussetzt, während sie sich weder an den Willen noch an die Wünsche des Volks zu kehren brauchen und ohne Verantwortlichkeit nach dem eigenen Ermessen handeln dürfen. „Sie sind Bruchtheile eines Wahl-Herrscherthums, dessen Majestät hoch über dem Volke thront und es zu einem willen- und rechtlosen Körper herabwürdigt. Wie sollte da die Pflichtvergessenheit sich nicht in ihrer gröbsten Form zeigen; kommt sie doch selbst noch vor, wo man bestrebt ist, sie durch die strengste Verantwortlichkeit in Schranken zu halten! Welches schlagendere Beispiel könnte man hierfür beibringen, als die 1851 in der französischen Republik erfolgte Abschaffung des allgemeinen direkten Wahlrechts durch eine Versammlung, welche demselben ihr Dasein verdankte?" (S. 94). Der Repräsentant soll zudem nach der formalen Auffassung vieler Verfassungen Vertreter des ganzen Volkes sein. Dann müssten aber alle Abgeordneten vom ganzen Volke gewählt sein. Je kleiner der Wahlbezirk ist, desto grösser wird gewöhnlich der Unterschied zwischen der in ihm herrschenden öffentlichen Meinung und der des ganzen Landes sein. Aber mit der Verfassungsbestimmung, dass alle Volksvertreter an keine Aufträge ihrer Wähler gebunden sind und

nur ihrer persönlichen Ueberzeugung gemäss wirken sollen, hört freilich sowohl jede Vertretung der einzelnen Wahlkreise als die des ganzen Staates durch die Abgeordneten auf. „Bei einigem Nachdenken wird man übrigens entdecken, dass es unvernünftig ist, weiss durch schwarz, ein *allgemeines* Interesse durch ein *Privat*-Interesse, das ihm schnurstracks entgegengesetzt ist, vertreten zu lassen. Wären beide übereinstimmend, so bedurfte es des Staates nicht, weil Friede und Gerechtigkeit von selbst herrschen würden; sind sie es nicht, so verbietet die Logik, der Gruppirung von einigen Hundert Privat-Interessen — obgleich sich dieselben meistens innerhalb der Standesinteressen der Bourgeoisie bewegen — ein Gesetzgeberrecht zuzugestehen und diesem letzteren die Pflege des allgemeinen Wohls zu überweisen" (S. 96). Auch die Wahlen sind nichts als eine grobe Täuschung. Verlangt man, dass der Wähler seine Stimme nach seiner *persönlichen* Ueberzeugung abgebe, mithin *selbst* die Kenntnisse und die Moral des Kandidaten prüfe, so verlangt man eine Unmöglichkeit. Lässt er sich durch ein sogenanntes Wahlkomité leiten, dann hat man keine *Wahl* mehr, sondern eine *Ernennung* durch einen kleinen Kreis von Leuten, die sich mehr durch das eigene Interesse, persönliche Vorliebe oder Freundschaft, durch Neid, Leidenschaftlichkeit und Abhängigkeits-Verhältnisse jeder Art leiten lassen, als durch gewissenhafte Erwägung der Sachlage. Der kenntnissreiche Mann wird selbst innerhalb seiner Partei im Nachtheil gegen den Unwissenden sich befinden, der Ränkeschmied wird immer einen bedeutenden Vortheil über den ehrlichen Mann haben. Ehrlichkeit, Ueberzeugungstreue und Talent sind in sehr vielen Fällen die allerschlechteste Empfehlung bei den Führern der Komité's, welche die Wahl vorzubereiten und zu machen haben. Bei jedem Wahlsystem muss der Einfluss des Reichthums und der gesellschaftlichen Stellung schon an und für sich den Ausschlag zu Gunsten des Bürgerstandes geben, beim allgemeinen Wahlrecht zeigt sich aber noch eine ganz besondere Wirkung. Die Bourgeosie glaubt, dass dieses Recht eine bedeutende, ja furchtbare Macht in die Hände der Arbeiterklasse lege (auch die früheren Sozialisten, wie Lassalle, glaubten dies). Sie sieht ihre Habe gefährdet, ihr Schlaraffenleben gestört, verwünscht den Fortschritt, aus dem die Kommunisten und Sozialisten entstanden sind, glaubt gegen diese Feinde alle Kräfte zu einem entscheidenden Schlage zusammenraffen zu müssen und wird dadurch reaktionär. „Und da der Wahlsieg ihr nothwendigerweise zufällt, so hat sie den Staat plötzlich den Händen eines Gesetzgeber-Häufleins überliefert, das die Freiheiten des Volkes bis auf die letzten Keime vernichten möchte, sich vor jeder Gewalt anbetend niederwirft und schliesslich, wenn es über ein an gute Manneszucht gewöhntes Heer verfügt — das allgemeine direkte Wahlrecht abschafft —" (S. 102).

In den gesetzgebenden Versammlungen werden auch ganz achtbare Leute leicht ihren Charakter verändern, ehrliche Männer ihre Ueberzeugungen verleugnen oder abschwören. Es giebt Versuchungen, denen man die Menschen nicht aussetzen darf, wenn man sie nicht unterliegen sehen will, z. B. die Gelegenheit sich emporzuschwingen, sich oder seine Familie zu bereichern und seine Mitmenschen zu Gunsten seiner Klasse zu tyrannisiren, ohne dass irgend eine Verantwortlichkeit damit verbunden wäre. Der Eine streicht den hohen

Sündenlohn einer Konzession ein, der andere bringt sich selbst in ein einträgliches Amt oder verhilft unfähigen Verwandten zu guten Anstellungen oder fetten Lieferungen. „Es ist im Kanton Zürich fast zum Bauernsprichwort geworden,“ sagte zu der Zeit, als es noch kein Referendum und keine Initiative gab, der in Winterthur erscheinende „Landbote“, „dass die Grossrathsmitglieder, wenn sie auf dem Bahnhof in Zürich ankommen, einen neuen Geist erhalten. Man mag wählen, wen man will, er wird immer dem Einfluss der Geldaristokratie, mit der er in Berührung kommt, nur eine relative Widerstandskraft entgegensetzen und etwas anders stimmen, als er zu Hause gestimmt haben würde.“ (S. 105.) Auch der Proletarier entgeht als Deputirter dem Einfluss der Parlamentsluft nicht. „Geht der Proletarier, welcher Abgeordneter wird, nicht ebenfalls zu einem höheren Stande über? Hat er nicht den Fuss im Steigbügel, und kann er nicht jeden Augenblick, wenn er Geschick dazu hat, hoch zu Ross sitzend die Jagd nach dem Glücke beginnen und zu gutem Ende führen?“ (S. 107.)

Und wenn auch die Vertretung mehr als ein blosser Schein wäre, so würde sie doch „durch die zweimalige Spaltung der Wähler und der Abgeordneten in Majorität und Minorität nur die Repräsentation eines verhältnissmässig kleinen Volkstheils sein“ (S. 103).

Soweit Rittinghausen. Es bleibt nicht viel hinzuzusetzen übrig. Wir können heute wohl vor Allem England und Frankreich als parlamentarische Staaten bezeichnen. Die herrschenden Parteien in den betreffenden Parlamenten unterscheiden sich sicherlich am wenigsten durch Grundsätze. Eine feine Nuance heller oder dunkler kann doch nicht als etwas Wesentliches betrachtet werden. Sie sind sich vollkommen gleich in Bezug auf den Quellenreichthum, der von der Rednerbühne herunterströmt, in Bezug auf die Wurstigkeit, mit der alle öffentlichen Angelegenheiten, die nicht persönliche Interessen der Betheiligten direkt berühren, behandelt werden, in Bezug auf die absolute Rücksichtslosigkeit gegenüber den Wünschen und Interessen — zwar nicht der Parteikomitees, aber — der grossen Masse ihrer Wähler, in Bezug auf den Dünkel, der den durchschnittlichen Abgeordneten beseelt und ihm das Gefühl eines Herrn statt eines Organs und Dieners seiner Wähler und des ganzen Volkes einflösst, in Bezug auf die Intriguen, die gesponnen werden, um die Parteizwecke, d. h. die Zwecke der Parteiführer und des kliquenhaften Anhangs, der sie zunächst umgiebt, zu befördern, endlich in Bezug auf das Streben, sich der Regierungsgewalt zu bemächtigen, um aus derselben für einige Zeit allen möglichen Nutzen für persönliche Eitelkeit und andere ähnlich hohe Zwecke zu ziehen. Die Gesetzgebung wird natürlich immer bis auf einen gewissen Grad von den Gesammtverhältnissen der Bevölkerung, also von Momenten beherrscht, die nicht blos im Parlamente liegen und mit denen dieses mehr oder weniger rechnen muss. Aber dass auf das Parlament, welches direkt die Gesetze macht, doch sehr viel ankommt und dass unter den vorliegenden Verhältnissen die Gesetzgebung nicht gerade von der geeignetsten Maschine besorgt wird, giebt fast Jeder zu. Das „öffentliche Wohl“ mag ja durch die Gewalt grosser sozialer Gruppen und deren schreiender Bedürfnisse einigermassen auf den dunklen Hintergrund des Bewusstseins der Gesetzgeber drücken, im hellen Vordergrund desselben spielen jedenfalls ganz

andere Vorstellungen und Einflüsse die Hauptrolle. Wir können getrost behaupten, dass die eigentliche Aufgabe des Parlaments, die Gesetzgebung, im Sinne der meisten Mitglieder reine Nebensache, der Sieg der „Partei", das Streben nach den Ministersesseln dagegen die selbstverständliche Hauptsache ist. Die Gesetze werden von einem (sichtbaren oder unsichtbaren) Parteikomité gemacht, die Parteimitglieder stimmen aus Parteirücksichten dafür, die übrigen Parteien aus Parteirücksichten dagegen. Das ist der regelmässige Verlauf — in den nur hie und da die Gewalt der öffentlichen Meinung einige Abwechselung bringt, im Grunde genommen eine ziemlich klägliche Erscheinung, auf die unsere Kultur nicht besonders stolz zu sein braucht.

Eine absolut reine Demokratie ist eigentlich nur vorhanden, wo das Volk nicht nur über alle Gesetzesvorschläge entscheidet, sie annimmt oder verwirft, sondern auch diese Vorschläge, ohne Dazwischenkunft eines Parlaments, direkt aus dem Volke hervorgehen. Eine solche Verfassung haben nur einige Kantone der Schweiz (und vielleicht auch diese nicht), nämlich Uri, beide Unterwalden, beide Appenzell und Glarus. Hier war von jeher und ist die Landsgemeinde der Träger der vollen Souveränetät, das Volk selbst tritt als Gesetzgeber auf. „Die alte germanische Volksfreiheit hat sich hier zur schweizerischen umgebildet" (A. von Orelli, Das Staatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft, Freiburg i. B. 1885, Seite 98.) Es giebt aber auch hier einen Rath, wenn schon nur als vorberathende Behörde; „alle wichtigen Entscheidungen überliess man dem Souverän selbst".

„Noch heute übt die Landsgemeinde auf den Beschauer einen imposanten und ernsten Eindruck aus" (ebenda S. 107), was auch gar viele Deutsche, die sonst (die Sozialdemokraten bei näherem Zusehen nicht einmal ausgeschlossen) als Unterthanen von Kaisern und Königen und anderen kleineren Landesvätern auf die herrenlosen Schweizer gern mit einem gewissen Domestikenstolz herabsehen, — selbst Preussische Minister, welche die Landsgemeinden mit angesehen haben, aus eigener Erfahrung vielfach bestätigen mussten. Indessen, so schön sich die Sache auch für den Beschauer an einem sonnenhellen Frühlings-Sonntags-Morgen ausnehmen mag, diese reinste Form der Demokratie setzt nicht blos sehr kleine Gemeinwesen voraus, in denen sich das Volk wirklich auf einem Platze versammeln kann, sondern — infolge der Oeffentlichkeit der Verhandlung und Abstimmung — auch lauter unabhängige, insbesondere ökonomisch unabhängige Theilnehmer, also die gänzliche Abwesenheit von Klassenunterschieden. Sonst siegen sicherlich die Reichen und Mächtigen, und so sehen wir denn auch thatsächlich, besonders in den Urkantonen weniger reine Demokratie, als die Herrschaft einiger „Geschlechter", d. h. hervorragender, alt- und hochangesehener Familien. Wir dürfen daher nicht nur, sondern müssen — mit Orelli — vor Allem auch diejenigen Schweizerkantone zu den (relativ) reinen Demokratien rechnen, in welchen das obligatorische Referendum und die Initiative in der Gesetzgebung (das Vorschlagsrecht der Stimmberechtigten) eingeführt ist. Hier kann wenigstens nichts Gesetz werden, was die Mehrzahl der Abstimmenden zurückweist, und jeder Vorschlag, der eine genügende, von der Verfassung bestimmte Zahl von Unterschriften trägt, muss dem Volk zur

Abstimmung vorgelegt werden. Schon das Referendum allein ist ein Recht von kolossaler Bedeutung und verändert die Stellung der vorberathenden Parlamente wesentlich und in allen Punkten, die wir als charakteristische Eigenschaften der Abgeordneten in parlamentarischen Staaten oben angeführt haben.

Dass der durchschnittliche, einfache Staatsbürger über den Sinn und Geist und Werth, die Nützlichkeit oder Schädlichkeit eines ihm im Drucke vorliegenden Gesetzesvorschlags, über die Frage, ob ihm derselbe gut oder schlecht vorkomme, unendlich viel leichter und sicherer, wirklich individueller, urtheilen kann, als über die selbst den nächsten Bekannten nie ganz deutlichen und unzweifelhaften Kenntnisse, Geistes- und Charaktereigenschaften eines ihm regelmässig unbekannten und von ihm unbekannten Leuten vorgeschlagenen Parlaments-Kandidaten, hat auch schon Rittinghausen verschiedentlich betont und muss von jedem ruhig und ein wenig objektiv denkenden Menschen entschieden zugegeben werden. Unendlich komplizirte Gesetze, wie sie heutige Juristen in unseren Parlamenten oder Regierungs-Bureaus fabriziren und nach kurzer Zeit wieder abschaffen oder umschaffen oder durch neue, noch komplizirtere ergänzen, versteht der gemeine Mann in ihrem Detail allerdings nicht. Aber erstens reicht es hin, wenn er ihren Grundton versteht, zweitens wird das Detail auch von den meisten Deputirten nicht verstanden, manchmal sogar von den Autoren selbst nicht, und drittens soll es eine solche höchst unnütze und schädliche Gesetzeskünstelei, die nur den spekulativen Juristen und Rechtsverdrehern Arbeit giebt und ehrliche Leute ruinirt, überhaupt nicht geben und ein Volk, das darüber abzustimmen hat, wird diesem Fabrikationszweig der oberen Klassen dadurch in kurzer Zeit den Lebensnerv durchschneiden, dass es jedes Gesetz, das nicht möglichst kurz, klar und einfach gefasst ist, blos aus diesem Grunde verwirft. Man vergleiche nur z. B. züricherische Gesetze mit preussischen!

Bei der Abstimmung über Gesetzesvorlagen kommt der Wille des Volkes zu unendlich viel reinerem Ausdruck, als bei der Wahl von Abgeordneten. Bei der letzteren kann man unmöglich aus dem ganzen Staat einen Wahlkreis machen — obwohl jeder einzelne Gewählte ein Vertreter des ganzen Volkes sein soll — denn da würde in dem Masse, als der Staat grösser ist, die Wahl immer deutlicher in ihrem wahren Lichte, dem Lichte einer abgeschmackten Komödie erscheinen. Zur Abstimmung über Gesetze hingegen braucht man keine Wahlkreise, die dabei erscheinende Majorität ist, wenn das Volk sich richtig an der Abstimmung betheiligt, die wirkliche Mehrheit des Volkes, wenigstens wie man heute die Mehrheit versteht, — wo in politischem Sinne unter Volk nur Männer verstanden werden, während man die Frauen den Kindern, Wahnsinnigen und Verbrechern gleichstellt oder anreiht, meist mit sehr galanten Phrasen im Munde. Und, was die Hauptsache ist, bei solchen Abstimmungen spielen die politischen und selbst die sozialen Parteien (d. h. immer Kliquen oder Parteiführer, Maulhelden, grosse Herren, Tonangeber, Demagogen, Protzen u. s. w., wie man sie bei den verschiedenen Parteien passend nennen mag) eine unendlich viel geringere Rolle, als bei den Wahlen, und eine immer geringere, je mehr ein Volk an die Gesetzgebung gewöhnt ist und politische Erfahrungen in der Luft voller Freiheit gesammelt hat.

Wer Abgeordneter wird, der Advokat A. oder der Fabrikant B. oder der Eisendreher C., das ist dem gewöhnlichen Manne ziemlich gleichgültig, er kennt keinen von den dreien. Darum muss er sich auf andere Leute verlassen und er verlässt sich natürlich am ehesten auf das Wahlkomité der Partei, der er angehört, oder am nächsten steht. Dies Komité aber kümmert sich nicht im mindesten um seine Wünsche, sondern hat ganz andere Ideen und Interessen im Kopf, meist ziemlich schmutzige. Ein Gesetz hingegen trifft ihn in der Regel ganz unmittelbar oder streift doch sicher in irgend einem Punkte seine Ideen oder Interessen oder Ideale und er kann ganz gut und deutlich sagen, ob er es will oder nicht. Es ist ja möglich, dass er etwas an sich Gutes verwirft, weil es ihm nicht passt; aber das ist ja in Parlamenten aus noch viel unreelleren Motiven täglich der Fall und dort handelt der Abstimmende für Tausende von Wählern, während hier der Bürger nur für sich handelt und ein Gesetz, das weiten Kreisen nützt, doch wohl von diesen weiten Kreisen angenommen werden wird. Wir haben in letzter Zeit in der Schweiz sowohl bei kantonalen als bei eidgenössischen Abstimmungen geradezu herrliche Beweise von der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Schweizervolkes erlebt. Die Leute lesen Parteiblätter, gehen in Parteiversammlungen, hören die Parteiredner, lassen sich von den Parteiführern und -Hammeln nach allen Richtungen bearbeiten, und schreiten dann zur Urne, um ganz nach eigener Ueberzeugung und ganz gegen die Parteischablone zu stimmen, auf Grundlage einer sehr guten Einsicht und eines höchst richtigen Gefühls vom innersten Kern der Sache, der weder von der Presse, noch von den Rednern berührt, im Gegentheil nur bis zur völligen Unkenntlichkeit mit unendlichen bunten Fetzen von politischen Phrasen und allgemein patriotischen oder speziell parteimässigen Schlagwörtern verhüllt und umwickelt wird.

In Deutschland herrscht seit langer Zeit eine schwere politische Krankheit, die in neuerer Zeit einen Boden — man heisst ihn Erfolg, Ruhm und Grösse — fand, auf dem sich ihr eigenthümlicher Stoff, der Bismarck- oder Herrschaftsbacillus ganz gewaltig entwickelte. Die Krankheit ist natürlich ansteckend und verbreitete sich denn auch ein wenig über die Schweizergrenze herüber, insbesondere in den Gegenden, wo viele Geldsäcke germanischer Rasse beisammenstehen, die, wie ihre Kollegen jenseits der Grenze, vor Allem Ruhe und Sicherheit wünschen, und sich um politischen Fortschritt ebenso wenig bekümmern wie um die Freiheit. Ich will die Symptome der Krankheit nicht näher verfolgen, sie nahm die äusseren Merkmale des Centralisationsfiebers an, erzeugte in gewissen Organen Hypertrophie und einige Exsudate mehr dynastischen als demokratischen Charakters.

Der Volkskörper im Ganzen aber blieb kerngesund infolge der althergebrachten gymnastischen Uebungen, die er auf dem Turnplatze genannt „Zur Freiheit“, zu vollziehen gewohnt war, und so reagirte er bald in kräftig-siegreicher Weise gegen die Angriffe des Herrschaftsbacillus und wird denselben hoffentlich in kurzer Zeit wieder gänzlich los werden. Um ohne Bild zu reden: es wurden verschiedene Bundes-Gesetzvorschläge vom Volke verworfen, hauptsächlich um den Räthen zu zeigen, dass man in der von ihnen eingeschlagenen Richtung der Centralisation und Staatseinmischung wenigstens so lange nicht weiter marschiren wolle, als sie sich erlauben, sich als Herren statt als Ver-

treter des Volks zu geberden. Am deutlichsten trat die politische Reife und Selbständigkeit der grossen Mehrheit des Schweizervolks, die Thatsache, dass dasselbe noch Grundsätze und Ideale hat und sich weder durch Phrasen breitschlagen noch durch armselige Opportunitätsrücksichten von seinen wesentlichen und dauernden Interessen ablenken lässt, bei der Abstimmung über die sogenannte Militärvorlage am 3. November 1895 hervor, einer Abstimmung, bei deren Beurtheilung sämmtliche Philister-Blätter insbesondere Deutschlands, aber auch des übrigen Auslandes, ihren ganzen politischen Kretinismus in abschreckendster Blösse zeigten. Bundesräthe, Nationalräthe, Ständeräthe, Regierungsräthe, Parteihäupter von allerlei Farben, hohe Militärpersonen, die weitüberwiegende Mehrzahl der Zeitungen, darunter die grössten, sonst einflussreichsten und bestfundirten Blätter traten mit nie dagewesenem Feuereifer Wochen und Monate lang für die Vorlage ein, schlugen unermüdlich alle jene patriotischen Seiten an, die besonders auf das Schweizerherz gewöhnlich einen unwiderstehlichen Einfluss üben — denn der Schweizer ist und bleibt, trotz gänzlichen Mangels aller von Gott oder durch blaues Blut bestimmten Respektspersonen der aufrichtigste und eifrigste Patriot der Welt —, wiesen, nachdem sie bisher Jahr für Jahr bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit die Fortschritte des schweizerischen Heerwesens und die prächtigen Leistungen der Truppen bei allerlei Uebungen gepriesen hatten, aufs Genaueste und Eingehendste nach, dass die Schweiz im Kriegsfalle ganz wehrlos sei, wenn — um mich eines bundesräthlichen Ausdrucks zu bedienen — die Kantone auch fernerhin noch das Ausklopfen und Flicken der Militär-Hosen besorgen dürften, stellten sich förmlich auf den Kopf, um ihren Mitbürgern darzuthun, dass sie diese Vorlage gar nicht abweisen können: und das Volk hörte das Alles und las das Alles und sagte nicht viel dazu und ging zur Urne und verwarf die Vorlage mit einer Majorität von 70000 Stimmen und 20 Kantonen. Die Neinsager aber fanden sich in grossen Massen in allen Kantonen und in allen Parteien*)! Und die Wirkung war prachtvoll. Obwohl die Befürworter der Vorlage vor der Abstimmung sich natürlich den Anschein gegeben hatten, als glaubten sie, es handle sich lediglich um einen technischen Fortschritt zur Beförderung der Schlagfertigkeit der Armee, weshalb nur Leute dagegen stimmen könnten, die zu dumm wären, diese Massregel zu verstehen, oder vom Geiste eines kleinlichen, engherzigen Lokalpatriotismus und Kantonesenthums so befangen, dass sie aus diesem Grunde jeder, auch der vernünftigsten Centralisation widerstrebten, so zeigten sie, und gerade die massgebendsten politischen Persönlichkeiten und Organe, sofort nach der Abstimmung, dass sie den eigentlichen Inhalt, Sinn und Geist derselben ausserordentlich gut begriffen hatten. „Meine Herren, Sie wollen meine Herren sein? Ich brauche keine solchen, auch

*) So mag wohl K. Kautsky einigermassen Recht haben, wenn er — wir citirten die Stelle schon einmal S. 335 des VI. Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau“ — sagt: „Wäre es möglich, das Repräsentativsystem durch die direkte Volksgesetzgebung zu ersetzen, so würde das zur völligen Auflösung der Parteien führen“. Dass er davon nichts wissen will, ist ein Zeichen, wie schwach sich die Sozialdemokratie, wenigstens vorläufig noch, dem wirklichen Volkswillen gegenüber fühlt, und wirft ein eigenthümliches Licht auf die politische Weisheit derjenigen, die sich zugleich vor der Sozialdemokratie und vor der Freiheit fürchten.

nicht einmal in der Kaserne. Ich ziehe es vor, mein eigener Herr zu bleiben und werde als ein freies Wesen ganz ohne preussischen Drill mein Vaterland im Fall der Noth mit wunderbarer Hingebung und in strengstem Gehorsam gegen befähigte Führer, vertheidigen" — das sagte das Volk am 3. November 1895 und noch Mehreres, was als Variation desselben Grundtones zu betrachten ist. In einem unfreien Herrenstaate hätte nun die hohe Obrigkeit — in einem analogen Falle, der gleiche ist ja nicht möglich — im Interesse der „nothwendigen und unentbehrlichen Autorität" sofort ihr ganzes Streben dahin gerichtet, das Volk oder Parlament gegen seinen Willen zu regieren, für seine Dreistigkeit zu strafen, auf Umwegen durch juristische Kniffe und Unverschämtheiten das eigene Ziel dem Volk zum Trotz zu erreichen, die Volksrechte zu beschneiden, die Armee für sich zu gewinnen und auszunützen und so Gewaltthaten, Blutvergiessen, Revolutionen vorzubereiten, wenn irgend möglich. Hierzulande geschah selbstverständlich nichts dergleichen, sondern man besann sich zuoberst sofort, dass man da und dort gefehlt oder die Fehler untergeordneter Organe geduldet hatte, man rief missliebige Offiziere von ihrem Posten ab, beförderte die durch besondere, fast preussisch-junkerliche Schneidigkeit ausgezeichneten in auffälliger Weise nicht, machte dem Volke allerlei Konzessionen, mit e. W. die Regierung und die Volksvertreter unterwarfen sich dem Volke, dem eigentlichen Souverain, im vollen Bewusstsein, dass sie im Widerspruch mit demselben blosse Seifenblasen wären, die in der freien Luft alsbald zerplatzen müssten. Und das ging Alles vor sich ohne jegliche Störung, ohne dass auch nur ein einziger Bundesrath abtreten oder der Nationalrath aufgelöst werden musste. Denn sich dem Volkswillen unterwerfen gilt hier natürlich nicht als Schande sondern einfach als selbstverständliche Pflicht, da es keine Autorität giebt, die über der des Volkes steht oder auch nur neben ihr. Jede Behörde und jede Volksvertretung musste sich hier wie bei jeder ähnlichen Gelegenheit sagen: wir wollten nur den Willen des Volkes ausdrücken oder thun; zeigt es sich, dass das Volk einen anderen Willen hat, dann haben wir uns einfach geirrt und es ist klar, dass wir den Irrthum eingestehen und aufgeben müssen.

Dass auch in der Schweiz nicht Jeder so denkt, ist selbstverständlich; aber es nützt ihm — wie wir auch für die Zukunft hoffen — nicht viel, nach anderen Gedanken zu handeln, weil er da auf den unwiderstehlichen Willen des Volkes stösst, ein (vielleicht sehr feines und vornehmes aristokratisches) Krystallgläschen gegen den riesigen, wenn auch aus gewöhnlichem, aber sehr hartem Eis bestehenden Aletsch-Gletscher. Hätte das Volk nur Abgeordnete zu wählen gehabt, so würde eine glänzende, kleine Versammlung von Krystallgläschen (vielleicht mit Champagner gefüllt) über das Schicksal des Gletschers von ihrem Krystallgläschenstandpunkt aus entschieden haben, soweit das möglich war. Und damit gelangen wir zu unserer zweiten Frage, die wir nunmehr wohl ganz kurz beantworten können. Die Frage lautete: „Wer *sollte* nach der Entstehungsgeschichte der modernen, bürgerlichen Gesellschaft und den aus derselben hervorgegangenen und sie theoretisch beherrschenden Grundsätzen die Gesetze machen?"

Die bürgerliche Gesellschaftsordnung ist die Nachfolgerin der feudalen. Die feudale oder mittelalterliche beruhte in allen Beziehungen auf Autorität, auf dem Grundgedanken, dass die Einen zum

Herrschen, die Andern zum Dienen, die Einen zum Führen, die Andern zum Folgen, die Einen zu öffentlichen, die Andern zu privaten Funktionen berufen seien. Im religiösen Leben, also was das Geistige, das Innere, das Ewige im Menschen betraf, hatte der Priester ausschliesslich die Führung und Herrschaft vermöge der Weihen, die ihm eine übernatürliche Gewalt und Autorität verliehen. In allen irdischen Dingen hatte sie der Adel, zuletzt in der äusseren Form des absolutistischen Fürstentums, als Erben aller feudalen Rechte, vermöge welcher der Fürst, der oberste Feudalherr, die übrigen, und diese, im Besitz aller höheren Ämter und Würden, das „Volk" regierten. Der Adel herrschte, in theoretischer Formulirung, auf Grundlage seines besseren, blauen Blutes, das sich, angeblich aus uralten Zeiten, von Generation zu Generation forterbte und das er offenbar als eine Gabe Gottes empfangen hatte, durch welche er zum herrschenden Stand designirt wurde. Das absolutistische Fürstenthum mit dem allerblauesten Blute nannte sich daher, indem es die Idee zum deutlichsten Ausdruck brachte, „von Gottes Gnaden". Wie der Adel und das Königthum in Wirklichkeit entstanden und zur Herrschaft gekommen waren, gehört nicht hierher, uns beschäftigen nur die Resultate und deren theoretische Form im Bewusstsein der Menschen.

Man weiss, wie dann in den mittelalterlichen Städten ein neuer Stand erwuchs, der bürgerliche oder dritte, indem durch einen Fortschritt der Arbeitstheilung neue wirthschaftliche Existenzen ermöglicht wurden, die unabhängig vom Boden, d. h. ohne selbst Herren über Grund und Boden zu sein oder solchen Herren anzugehören, blos von industrieller Arbeit für Andere lebten, die ihnen im freien, respektive sozial geordneten Austausch für ihre Arbeit oder deren Produkte alles das als Entgelt boten, was sie in den Städten nicht selbst erzeugten. Man weiss, wie diese neue Klasse wirtschaftlich selbstständiger und unabhängiger Leute durch weitere Fortschritte der industriellen Produktion und durch Erweiterung des Marktes allmälig da und dort zu Wohlhabenheit, ja zu Reichthum gelangte, während die feudalen Herren des Landes als ein überlebter Stand ihre einst natürliche Superiorität verloren und nur durch äussersten Missbrauch der noch immer in ihren Händen befindlichen Gewalt, durch gewaltsame Unterdrückung und Ausbeutung ihrer Volksgenossen, durch die abscheulichsten Privilegien und juristische Frevelthaten ihre Stellung in politischer und ökonomischer Hinsicht aufrecht zu erhalten suchten, so lange es ging. Der dritte Stand wehrte sich dagegen, wie und wo er konnte, empfand die öffentlichen Einrichtungen und Gebahrungen als schweres Unrecht und suchte natürlich auch, dies allmälig zu beweisen, d. h. seine besten Köpfe bemühten sich, Grundsätze zu finden und aufzustellen, nach denen die bestehende Ordnung nur Unordnung, also Unrecht war, und eine neue, den Bedürfnissen des Standes angemessene postulirt werden musste. Die bestehende Ordnung aber beruhte auf der Idee der Autorität. Diese musste also vernichtet werden und ihre Vernichtung war das Werk des Liberalismus, der nichts Anderes ist, als die Philosophie oder allgemeine Lebensauffassung des dritten Standes in demjenigen Stadium seiner Entwicklung, wo er nach der Herrschaft im Staate strebt, oder sich von der Tyrannei der bisher herrschenden (privilegirten) Stände, des Adels und der Geistlichkeit, befreien will. Der Liberalismus dieser ideali-

stischen Jünglingsepoche des Bürgerstandes verwirft die Autorität, „den Glauben an das Hergebrachte als solches“ (L. Stein), auf allen Gebieten, auf dem religiösen, wirtschaftlichen und politischen. Das letztere interessirt uns hier allein und wir können, um zu erfahren, was der Bürgerstand in dieser Periode über den Staat und das Gesetz dachte, und dabei so kurz als möglich zu sein, einfach auf Rousseau und die Grundsätze der französischen Revolution von 1789 hinweisen, von denen die Bourgeoisie Europas und aller Länder europäischer Kultur heute noch zehrt, wenn auch (infolge der proletarischen Bewegung, die zum Theil sich auch auf jene Grundsätze beruft) — mit abnehmendem Appetit und zunehmender dunkler Vorliebe für politischen Despotismus und eine neue, kapitalistische Form des Feudalismus.

Rousseau erklärt, dass es keine andere Souverainetät giebt, als die des Volkes, dass diese Souverainetät unveräusserlich und die alleinige Quelle alles wahren Rechtes ist. Die Regierung ist nur der Beauftragte des Volkes; hat sie einen anderen Willen, als den Volkswillen, so braucht derselbe nicht beachtet zu werden. Die Staatsgewalt entsteht durch den Volkswillen, beruht also auf diesem und handelt nur in seinem Auftrage. Darum kann das Volk sie auch absetzen, ihr das Mandat abnehmen, jeden Augenblick, sobald es dies für gut findet, sich eine neue Verfassung geben. Das Volk kann allenfalls durch Gewalt von seinem Mandatar gezwungen werden, aber das ist nicht Recht. „Dem Gesetze gehorchen, das man sich selbst gegeben, ist Freiheit“, und Freiheit ist es vor Allem, wonach der dritte Stand und seine Philosophen streben und die sie als ein ursprüngliches und unveräusserliches Recht zu bezeichnen nicht müde werden. Tous les hommes naissent et demeurent libres, sagt die Erklärung der Menschenrechte, und „das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens.“

Heute noch ist es ein billiges Vergnügen der Rechtsphilosophen und Staatsrechtslehrer, nachzuweisen, dass der wirkliche Staat auf ganz andere Weise entstanden sei, als durch Vertrag, wie einst der politische Liberalismus im sog. Naturrecht behauptet hatte. Historisch genommen war diese Behauptung allerdings höchst unhaltbar, aber für den emporstrebenden dritten Stand handelte es sich gar nicht um die graue Vorzeit, von der man ja sehr wenig wusste (wir wissen auch heute nicht viel davon, wie die Litteratur der Urehe- und Urfamilie beweist, in der gewöhnlich jedes neue Werk so ziemlich alles anzweifelt und umstürzt, was bis dahin als das Neueste und Sicherste gegolten), sondern um Gegenwart und Zukunft, nicht um eine Thatsache, sondern um ein Prinzip. Wenn die Menschen von Natur frei und gleich sind — und diese Urfreiheit und Urgleichheit spricht ihnen auch die neueste prähistorische Forschung nicht ab, sondern zu — und wenn sie, wie der dritte Stand und seine Theoretiker wünschen und verlangen oder wenigstens eine Zeit lang zu wünschen glauben, frei und gleich bleiben sollen, so giebt es in der That keinen anderen rechtmässigen und moralischen und menschenwürdigen und zugleich möglichen Weg zur Herstellung nothwendiger allgemeiner und bindender Lebensregeln der menschlichen Gesellschaft, als die Vereinbarung aller Betheiligten, das als allgemeines Gesetz gelten zu lassen und durchzuführen, was die Mehrheit jeweilen will. Auch darin liegt schon ein gewisses Mass von Unfreiheit, obwohl man annehmen kann, dass die

Interessen der Mehrheit in der Regel mit den allgemeinen so ziemlich zusammenfallen werden. Aber man hatte von diesem Standpunkt aus nur die Wahl zwischen dem Unmöglichen und dem Möglichen, zwischen Anarchie und Staat. So erscheint denn auch in diesem Gedankensystem der Staat stets als ein nothwendiges Uebel, nothwendig, weil die Menschen nie vollkommen sittlich sind, daher der Eine den Andern verletzen und unterdrücken könnte, wogegen die Selbsthilfe nicht ausreicht, und ein Uebel, weil naturgemäss Jeder am liebsten in all seinen Handlungen vollkommen frei bliebe. Daraus folgt aber der weitere Grundgedanke des Liberalismus, dass die Macht und Aufgabe des Staates nicht weiter gehen dürfe, als im Interesse der Sicherheit von Person und Eigenthum unbedingt nothwendig sei.

Giebt es nun nach dieser ganzen Auffassung, die kein Hirngespinnst, sondern einem sehr deutlichen Bedürfniss entsprungen war, nach diesen Dogmen von der Volkssouverainetät und vom Staatsvertrag, die allein den dritten Stand zur politischen Freiheit, zur bürgerlichen Gleichheit und zur selbständigen Gestaltung der Gesetzgebung nach seinen Bedürfnissen (also nach den Bedürfnissen des „Volkes“, denn der dritte Stand war, wie Sieyès folgerichtig erklärte, Alles, er war die Nation) führen konnte, geborne Gesetzgeber oder Leute, die die Aufgabe haben können, für andere, für die Gesammtheit nach Belieben und unverantwortlich die Gesetze zu machen? — Der bürgerliche Liberalismus war, weil er im Grunde niemals ganz ehrlich verfuhr, nie, wie er behauptete, die Bedürfnisse d e s Menschen, sondern nur einer Klasse, der besitzenden Bürgerklasse vertrat, auch nie vollkommen konsequent. Er anerkennt ein R e c h t aller Menschen auf ein glückliches Dasein, ohne etwas anderes als Garantie dieses Rechts aufzustellen, als die freie Konkurrenz, die doch nur dem Besitzenden und Starken helfen kann. Er will (in der Erklärung der Menschenrechte) keinen Unterschied, als den der Tugend und des Talents, schwärmt von der Souverainetät des Volkes, nennt das Gesetz den Ausdruck des Gesammtwillens, und stellt dann in der Verfassung von 1791 ein allmächtiges Parlament auf, gewählt auf Grundlage eines Zensus, der die armen Leute vom Wahlrecht ausschloss. Und so erklärt er auch heute noch die Gleichheit Aller vor dem Gesetze und konstituirt dann alle möglichen Grade von politischer Berechtigung und Rechtlosigkeit. Und dennoch, wenn er sich selbst nicht einfach aufgeben will, kann er keine ein für alle Mal gegebene, von selbst resp. durch Gott entstandene politische Autorität anerkennen. Sich selbst als solche Autorität aufstellen kann er nicht, dazu ist seine Geschichte nicht geeignet. Liegt sie aber ausser ihm, so ist er unterworfen, unfrei, preisgegeben. Nun mag er sich, besonders in seinen (in Gold gemessen) schwerwiegendsten Vertretern im Einzelnen aus Interesse, Eitelkeit, Furcht, auch noch so sehr preisgeben, unterordnen, erniedrigen, prinzipiell kann er das nicht thun, der Trieb der Selbsterhaltung steht dem entgegen. Wollte man ihn wieder gesetzlich zu einem dienenden Stande herabdrücken, so m ü s s t e er sich empören. Er mag also seinen eigenen Grundsätzen noch so erbärmlich entgegenhandeln, sie sind und bleiben dennoch seine Grundsätze, aufgeben kann er sie nicht.

Aber auch eine Gesetzgebung durch unverantwortliche, an keinen Auftrag gebundene Abgeordnete steht im Widerspruch mit der Grund-

idee der bürgerlichen Gesellschaft, mit der Rechts- und Staatsauffassung des Liberalismus, mit dem Prinzip der Volkssouverainetät, des Staatsvertrags (oder auf Uebereinkommen beruhenden Staatsrechts) und der Freiheit, wesentlichen Grundlagen der modernen Kultur, dauernden Errungenschaften, an denen auch die fortgeschrittensten Parteien in unserer Gesellschaft festhalten müssen, und die im Grunde nichts weiter sind, als eine Rückkehr zu der Urverfassung der arischen, speziell der germanischen Stämme, nach einer langen Periode der Unterdrückung, der Gewaltthat, der Unfreiheit und des Unrechts in allen Formen, — allerdings in ihrer äusseren Gestalt modifizirt nach den Verhältnissen einer dichten Bevölkerung mit hoher materieller Entwicklung auf grossen Gebieten.

Wir wollen keine Herren haben, die nach ihrem persönlichen Belieben über uns verfügen. Ich glaube nicht, dass jemand diesen Satz für sich leugnet oder sein Gegentheil im eigenen Lande als allgemein geltendes Recht aufgestellt sehen möchte, etwa diejenigen ausgenommen, die von vornherein sich selbst als die selbstverständlichen Herren betrachten.

Nun denn, eine gewählte Versammlung, welche ganz auf eigene Faust und nach eigenem Gutdünken die politische Verfassung und die allgemeinen Regeln des Zusammenlebens der Menschen, die Ordnungen und Schranken des gesellschaftlichen Verkehrs feststellt, ist keine Vertretung des Volkes, sondern sein Herr. Sie betrachtet es nach der ganzen Sachlage und nach den immanenten Rechtsgrundsätzen des Parlamentarismus gar nicht als ihre Aufgabe, den Volkswillen als Gesetz auszusprechen, sondern den eigenen. Das Volk, das blos Gesetzgeber zu wählen hat, sagt zu etlichen Hundert durch allerlei Intriguen und Schliche und falsche Vorspiegelungen und Uebertölpungen und Zufälle zum Amt der Gesetzgeber gekommenen Männern: Sagt Ihr uns, was wir wollen! — Und das ist Unsinn, es ist ebenso unsinnig, wie wenn Jemand zum Andern spräche: Sage mir doch, was ich fühle -- denn Fühlen und Wollen sind gar nicht von einander zu trennen. Man komme uns hier nicht etwa mit dem Begriff des Sachverständigen! Abgesehen von der Frage, ob derselbe auf die Gesetzgebung überhaupt anwendbar ist, so ist es doch klar, dass kein normaler Mensch einem Sachverständigen Vollmacht giebt, ganz nach seinem Belieben und mit freier Gewaltanwendung über ihn — auch gegen seinen Willen — zu verfügen. Ein Sachverständiger macht, wo es sich um einen fremden Willensakt handelt, Vorschläge, weiter nichts, er bietet also dem Konsultirenden Motive für den Intellekt, aber nicht Zwang für den Willen. Doch der Sachverständige ist überhaupt nicht mit der gesetzgebenden Versammlung zu vergleichen, wenn die liberale Staatsidee — und eine andere moderne haben wir nicht — gelten soll. Nach dieser ist das Gesetz der Ausdruck des Volkswillens und kann mithin nur durch den Volkswillen ausgesprochen werden. Wer sich seine Lebensordnung von einem Andern bestimmen lassen muss, der ist unfrei, und der Liberalismus hat zum Grundprinzip die Freiheit, soweit sie möglich ist.

Daraus folgt zum mindesten das Referendum. Man komme uns nicht mit dem schalen Einwand: dies sei in einem grossen Staate unmöglich. Ich habe nie bemerkt, dass eine eidgenössische Abstimmung schwieriger war als eine kantonale, und diese schwieriger als eine

städtische. Der Staat besteht aus lauter Gemeinden; kann man in jeder einzelnen Gemeinde abstimmen, so kann man es vermuthlich ebenso gut in allen zusammen. Und so gut man in der schweizerischen Eidgenossenschaft abstimmen kann, kann man es auch in einem oder zwei Dutzend ebenso grossen und ebenso bevölkerten Gebieten. Und wie das im Detail einzurichten sei, darüber wird man sich bei einigem guten Willen leicht klar werden.

Dass ein Referendum ganz von selbst grösste Freiheit der Rede, der Presse, der Vereinigung, der Versammlung voraussetzt, ist selbstverständlich. Grösstmöglichste Freiheit wünscht ja auch jeder Mensch von Natur aus, nur gerathen Manche in den Widerspruch, dass sie sie nur für sich, nicht aber für Alle wollen. „Keinen Herrn, aber möglichst viele Knechte," ist ihr Wahlspruch; aber nur der erste Theil desselben eignet sich zu einem allgemeinen Prinzip, wie wir es doch als Grundlage für die öffentlichen Einrichtungen mündiger Nationen brauchen. Vor der allgemeinen Freiheit verschwindet auch sicher ganz von selbst die unser Leben beherrschende Tendenz der Ausdehnung der staatlichen Kompetenzen, die mit den Anschauungen des Liberalismus in schroffstem Widerspruch steht. Ein Volk schafft sich nie freiwillig eine bureaukratische Verfassung und Verwaltung, wie sie der Despotismus der Könige und der Bourgeois-Parlamente schuf. Es mag eine Zeit lang durch Täuschungen auf diesem Wege erhalten werden, aber es muss, da es den Druck einer wachsenden Bureaukratie nothwendig bald empfindet, auch bald zum Bewusstsein kommen und Halt gebieten. Und so wird die Volksgesetzgebung nicht, wie kurzsichtige Konservative und noch kurzsichtigere „Sozialrevolutionäre" glauben, zur Verstaatlichung aller möglichen Lebensgebiete führen, sondern auf höchst praktische Weise den Völkern die Ueberzeugung beibringen, dass ihr Glück und ihr Fortschritt nicht auf dem Wege der Gesetzgebung durch Mehrheitsbeschlüsse dekretirt werden könne, sondern durch freies Zusammenwirken in der Form allgemein zugänglicher, dem Bedürfniss sich fort und fort anschliessender genossenschaftlicher Organisation von unten herauf in langer, mühsamer, aber von Erfolg zu Erfolg führender Arbeit geschaffen werden müsse. Der freie Geist der Zukunft, der aus wahrer und ernsthafter Demokratie hervorgeht und heute am meisten (aber, vermöge der Nachwirkungen einer aristokratischen Geschichte und der Einwirkungen einer aristokratischen Umgebung und Volkswirthschaft*) noch bei weitem nicht vollkommen) in der schweizerischen Bevölkerung entwickelt ist, wird also neue Bahnen einschlagen, die in entgegengesetzter Richtung der heute betretenen laufen, welche, noch länger fortgesetzt, nicht nur ins Verderben, sondern geradezu ins Absurde führen. „Es geht ein militaristischer Zug durch die Welt — ein auf Bevormundung und zwangsweise Organisation hinstrebendes Defensivbedürfniss —.

*) Auch ein gewisser, vermuthlich aus grauer Vorzeit ererbter, übermässiger, fast kritikloser Respekt vor der selbstgesetzten Obrigkeit steht der vollen Entwicklung demokratischer Freiheit entgegen. Man kann wohl überhaupt annehmen, dass auch die Demokratie nur in grossen Verhältnissen zur vollen Blüthe gelangen kann. In kleinen Gemeinwesen müssen die individuellen Beziehungen, Gevatterschaften, Rücksichten auf persönliche Vortheile, Befürchtungen für das Behagen und Fortkommen von Kindern und Verwandten u. s. w. immer eine gewisse Rolle spielen, wenn auch die daraus hervorgehenden Schwächen und Missverhältnisse beiweitem nicht an den Jammer monarchischer Kleinstaaterei heranreichen.

Dieser Zug macht sich in dem allseitigen Bestreben geltend, die Machtsphäre des Staates auf Kosten des Individuums zu erweitern und die wirthschaftlichen Probleme auf eine der Heeresorganisation analoge Weise zu lösen. — Die Staatsgewalt profitirt von der sozialistischen Bewegung, die sie als Sozialdemokratie bekämpft, zunächst am meisten. — Die Freiheit wird in ihrer kulturellen und civilisatorischen Bedeutung vollständig verkannt, unterschätzt, für eine müssige Träumerei gehalten. — Ob das Ende vom Lied der sozialdemokratische Volksstaat oder die sozialistische absolute Monarchie sein wird, ist nebensächlich". (Aus „Der Anarchismus. Kritik und Geschichte der anarchistischen Theorie" von E. V. Zenker, Jena 1895, einem übrigens nicht sehr werthvollen Buche. Das obige Citat ist nur ein beliebiger Beleg dafür, dass in den verschiedensten Köpfen der Gedanke von der Verkehrtheit der augenblicklich noch herrschenden politischen Tendenzen auftaucht.) Nun denn! in den übrigen Staaten von Europa ist der Militarismus noch in vollem, üppigem Wachsthum begriffen; das Schweizervolk, als ihm deutlich wurde, dass er eine freiheitsfeindliche Herren-Physignomie aufsetze, gab ihm einen kolossalen Nasenstieber, und wird ihm noch mehr geben, wenn er sie nöthig hat. Und ich zweifle keinen Augenblick, dass die übrigen Völker, sobald sie selbst, und nicht mehr die Parlamente oder gar die Könige ihre Gesetze machen, ganz ebenso verfahren und eine Menge fundamentaler Schwierigkeiten, die heute der Einheit der Kulturvölker und damit dem Frieden und der Freiheit entgegenstehen, spielend lösen werden. Die politischen Fragen bilden, sobald ihre Lösung nicht in den Händen von Menschen liegt, die das dringendste persönliche oder Klasseninteresse haben, sie ewig ungelöst zu lassen, durchaus nicht mehr die eigentliche Schwierigkeit. Die sozialen Probleme aber sind in einer Welt von Kanonen und Bajonetten, in welcher das Kommando und der blinde Gehorsam die Hauptrolle spielen, überhaupt ganz unlösbar; in einer Atmosphäre des Friedens und der Freiheit aber wird ihre Lösung zwar mit unendlicher Arbeit und Schritt für Schritt, aber ohne alle gewaltsamen Erschütterungen und Umwälzungen vor sich gehen. Ob sich die Völker Europa's frei machen und dann auf geebneter Bahn gemeinsam fortschreiten, oder dem kriegerischen Herrschaftsgelüste preisgeben und verkommen, weiss Niemand. Nur das kann man wohl mit Sicherheit behaupten, dass die Freiheit und der Fortschritt und das Glück der Nationen nicht in den oberen, sondern in den mittleren und unteren Regionen der Gesellschaft ihre Vertreter und Vorkämpfer finden wird.



EINE HIMMELFAHRT.

VON

FERDINAND HEITMÜLLER.

Lange Jahre hatte er in der Anstalt für einen besonders verstockten Sünder gegolten. Er hatte nicht bereut, die erlittene Strafe hatte ihn nicht gebessert. Eine sechsundfünfzigjährige Strafe!

Im vorletzten Jahr der Regierung Friedrich Wilhelms III. war's gewesen. Er war in jungen Jahren Meister geworden und hatte auch bald eine junge Meisterin gefunden. Fast zwei Sommer hatte das Glück gedauert. Ein Sohn war ihm geschenkt, ein schreiendes Glück mit strampelnden Beinchen und kugelrunden Armen, das später einmal, wenn es ausgewachsen war, studieren sollte. Nun war es zwar erst acht Monate alt, dieses Glück, aber das hatten sie denn doch längst weg, dass es ein aussergewöhnlicher Junge war. Die Schlosserei, welche diese Glückspilze sorglos ernährte, ging flott, sie kamen vorwärts und machten Pläne für die Zukunft.

Aber es kam ein Tag oder vielmehr ein Abend, der warf alles über den Haufen: Zukunft, Glück, Existenz, die ganze Welt. Man hatte, die zudrängende Kundschaft zu befriedigen, einen Gesellen ins Haus nehmen müssen. Aus Böhmen war er zugewandert und ein lustiger, übermütiger Bursche. Ein Kerl mit schwarzgesträhntem Haar, das an den Schläfen zu kleben schien, und ein paar Fäusten, in die sich der Meister selbst verliebt hatte, denn sie versprachen tüchtige Arbeit zu thun. Und ein paar Augen hatte er im Kopf, schwarze, lachende Augen, und in die hatte sich die Meisterin verliebt, die blonde, rosige Kathi. Als der Fremde drei Wochen an ihrem Tisch gegessen hatte, vergass sie sich mit ihm. Hinten in der Laube von wildem Wein, der gerade anfing, rot zu werden. Der Meister hatte sie ertappt und, wahnsinnig vor Schmerz, die Leichtfertige niedergeschlagen. In der dämmernden Laube, die rot war vom Blute des wilden Weins und der wilden Liebe, hatte er sich willenlos greifen lassen. Der Geselle und der Lehrling, den der Böhme einzuschüchtern verstanden hatte, zeugten gegen ihn: In Unfrieden sollten sie gelebt haben und der Meister habe nach einem andern Weibe Begehr getragen. Das Gericht glaubte ihm den Todschlag nicht. Ihm war es auch einerlei; ohne sie würde er doch nicht mehr leben können. Wegen Mordes war er zum Tode verurteilt worden. Friedrich Wilhelm III. begnadigte ihn im Januar 1839 zu lebenslänglichem Zuchthaus. Er erhielt die Nummer 333.

Das war nun genau sechsundfünfzig Jahre her! In den ersten zwanzig Jahren hatte er Fluchtgedanken gehegt, in den folgenden zwanzig Begnadigung erhofft. Nun hoffte er auf den Tod — bald schon wieder zwanzig Jahre! Nicht dass er sich eigentlich unglücklich fühlte. Er hatte sich hierher gewöhnt, er kannte es nicht anders. Mit der Welt draussen hatte er sich längst

abgefunden, und nur selten noch gingen seine Wünsche über die vier Mauern, die ihn umschlossen, hinaus. Er war fleissig und ordentlich, bei seinen Vorgesetzten und den Aufsehern war er wohl gelitten. Die hatten auch mehrere Male von Begnadigung gesprochen und in die Liste derer, welche dem Monarchen auf gegebenen Befehl vorzuschlagen seien, war auch die Nummer 333 eingetragen. Aber es war nie dazu gekommen. Vielleicht weil er seine That nie bereut hatte. Zwar hatte der Anstaltsgeistliche der Wahrheit gemäss zu den Akten gegeben, er finde keine Sünde an ihm, aber er hatte hinzugefügt, nur in dem einen Punkte sei er verstockt und habe erklärt, er würde gegebenen Falls gewiss genau so wieder handeln.

Dieser Pfarrer war sein Freund geworden und geblieben — nun schon über ein Menschenalter hindurch. Als ein noch ziemlich junger Herr hatte er Mitte der fünfziger Jahre das schwere, dornenvolle Amt in der Anstalt angetreten. Das gefestigte Wesen, die ruhige Milde dieses im besten Mannesalter stehenden Sträflings hatte zuerst sein Interesse, sein rein psychologisches Interesse geweckt. Es war ihm ein Rätsel, wie dieser so fest und sicher in sich selbst ruhende Mensch, dessen Kraft ungebrochen war und der doch mit der Welt schon so völlig abgeschlossen zu haben schien, in diese Gesellschaft von Mördern und Buben geraten konnte. Er wusste, dass jener selbst getötet hatte, und nahm sich vor, ihm an's Gewissen zu rühren, diese schlummernde Seele zum Leben zu erwecken und der Ewigkeit zu gewinnen. Er verstand nicht, wie dieser Mensch, der ein so weiches Herz hatte und, wie er bald merkte, nicht eine Fliege zu töten vermochte, eine so unselige That hatte thun können. Er fasste eine lebhafte Teilnahme für ihn und liess sich die Akten No. 333 geben. Aber alles, was er daraus entnahm, war der Schluss, dass Gottes Wege unerforschlich seien. Er war ein frommer Mann, aber er hatte sündhafte Augenblicke, wo er mit Gott über die Prädestination haderte. Erst in späten Jahren, als er dieser wunderbaren Kreatur, die Gott verstossen hatte, längst ein Vertrauter und Freund geworden war, hatte er von dieser selbst in einer gesegneten Stunde erfahren, wie das Entsetzliche sich vollzogen hatte. Aber zu oft war er in diesen Mauern schon belogen worden, als dass er ihm hätte Glauben schenken dürfen. Und doch zählte diese Stunde, in der ein zitterndes Vertrauen, das so lange in diesem keuschen — oder, wie der geistliche Herr es in seiner theologischen Sprache nannte, in diesem verstockten — Herzen unsichtbar gewohnt hatte, sich zaghaft aus halbwiderstrebendem Munde losrang, zu den schönsten seiner ganzen Berufsthätigkeit, ja seines ganzen Lebens. Sein wissenschaftliches Interesse, seine mitleidsvolle Liebe wandelte sich in menschlich teilnehmende Hingabe an dieses Schicksal. Er wurde sein Freund.

Eine so selbstlose Freundschaft wäre in der Welt draussen vielleicht nicht möglich gewesen; hier war sie beiden bald etwas Selbstverständliches geworden. Nur e i n Schatten fiel darauf und beide litten darunter. Der Gefangene unter dem Gefühl, dass jener sein vertrauendes Geständnis nicht für schlichte Wahrheit hinnahm; der geistliche Herr unter dem Gedanken, dass, hätte jener doch wahr gesprochen, er selbst mit seinem Unglauben vor Gott vielleicht eine schwerere Sünde als jener auf sich geladen hätte. Und doch durfte er ihm nicht glauben. Die blutige That war gewiss vor den Menschen und auch vor Gott längst gesühnt; die glatte Lüge jedoch, mit der er sie noch immer zu beschönigen suchte, war ein neues Verbrechen, das vor dem letzten Richter nicht geringer wog als das alte und den Entsühnten wieder in die Reihe der gewöhnlichen Missethäter zurückwarf. Aus diesem Zwiespalt kam er nicht heraus.

Aber er wollte die Wahrheit um jeden Preis herausbekommen, um jeden, und eine kleine Notlüge war in diesem Falle, bei dem es sich letzten Endes um seine eigne Seelenruhe handelte, gewiss auch kein Verbrechen. Und eines Tages sagte er zu ihm: Wenn er seine Schuld vor Gott, an dessen Stelle er vor ihm stände, reumütig und der Wahrheit gemäss bekenne, würde er — so hätte der Herr Direktor versprochen — begnadigt und schon am

nächsten Tage entlassen werden. „Herr Pfarrer“, hatte da die Nr. 333 ganz ruhig geantwortet, „nicht in Gottes, in Teufels Namen stehen Sie hier, dass Sie mich so in Versuchung führen wollen. Das steht Ihnen gar schlecht und es ist nicht schön, dass Sie zu solchen Mitteln greifen. Mein Weib hab' ich erschlagen, aber gelogen hab' ich noch nimmer. Grad' weil ich die Lüge hasse, hab' ich ja das mit mein'm Weib thun müssen. Ja müssen hab' ich's, und ich würd's wieder müssen, wenn's noch einmal so käm' wie damals.“ Darauf hatte er sich umgedreht und der Pfarrer war sich selbst wie ein Verbrecher vorgekommen. Das war die schwerste Versuchung für den Armen gewesen, denn es war noch in der Zeit, wo er sich mit Fluchtgedanken trug und im Frühling, wo er damals noch immer eine so wahnsinnige Gier nach dem Leben da draussen hatte. Seit jenem Vorfall sprachen sie über diesen Punkt nicht mehr.

Das war nun aber lange her. Auch der Pfarrer war nun schon fast vierzig Jahre in der Anstalt und ein alter Mann darüber geworden. Verschiedenen Rufen, die ihn in die Welt zurücklocken wollten, hatte er widerstanden: die harte, aber erfolg- und deshalb segensreiche Thätigkeit unter diesen verlorenen Schafen war ihm lieb geworden. Wie über seinen Freund hatte das Leben draussen auch über ihn keine Macht mehr. Sie waren ihm abgestorben, weil sie beide sich unsicher fühlten in dem brandenden Strudel, dessen Wellen sich mit dumpfen Grollen an den hohen Mauern brachen, die den Hof umzirkten. Beide hatten das Kämpfen verlernt, den Kampf mit dem Leben. Zwar der Pfarrer hatte ja von Amtswegen des öftern in der Stadt zu thun, aber er fühlte jedesmal deutlicher, dass er nicht mehr hierher tauge und nicht hierher gehöre. Genau wie sein Freund, der Schiffbrüchige, der nichts mehr sein eigen nannte als den Glauben an Gott. Er hatte zu viel Elend gesehen, zu vielen Jammer erlebt in der Welt und es schauderte ihn bei der Erinnerung, wie er selbst in jungen Jahren sie so sündhaft geliebt hatte. Denn die Welt, das waren die Leute „draussen“. Und die jetzt „drinnen“ waren, die waren auch einmal „draussen“ gewesen. Sünde in tausendfacher Form — das war die Welt! Nicht dass er den Glauben an die Menschheit verloren hätte — es wäre eine Lästerung an Gott gewesen! Aber da draussen, wo das angebliche Glück, von dem die Menschen immer so viel sprachen, wohnte, hauste auch die Sünde. An Gottes Statt und in seinem Namen sollte er die Menschen von ihr erlösen, aber dazu musste er sie kennen. Was hier in diese Mauern einzog, hatte gesündigt, schwer gesündigt meistens; sie konnte er erlösen, weil er ihre Sünde kannte. Es kamen Stunden, wo er die Welt hasste, weil er ihre Sünde, die sie so geschickt zu verbergen wusste, nicht kannte. Er konnte sie nicht erlösen . . . . . .

Es war eine Welt für sich hier drinnen, eine stille, vergessene Welt. Gar vielen, die hierher kamen, öffnete der Tod: Wenn er das schwere eiserne Thor hinter ihnen krachend in's Schloss warf, lag das Leben hinter ihnen. Sie sahen es nie wieder. Und nur selten drang eine Kunde von draussen hier ein. Nur an der Arbeit merkten die Menschen hier, dass sie noch waren. Zeitlos glitt das Leben an ihnen vorbei. Auch dem Schlosser waren lange Jahre so hingedämmert. Erst spät, als der geistliche Freund ihn häufiger aufsuchte, trat mit diesem gelegentlich die Kunde von allerlei Neuem im Wandel der Welt über die Schwelle des Alten, der noch immer in der Schlosserabteilung, der er als Werkmeister vorstand, seinem Berufe nachgehen konnte. Durch ihn erfuhr er von den grossen Ereignissen der Zeit, von dem Wechsel auf den Thronen, von siegreichen Kriegen, von dem neuen deutschen Reiche und den sozialen Gährungen einer jungen Zeit, die er nicht recht mehr verstand. Er hatte sie alle überdauert, die Könige und Kaiser, von denen er kaum etwas wusste und die immer nur ein schemenhaftes Schattenleben in seinem Geiste gelebt hatten. Die ganze Welt dämmerte ihm nur noch in nebelhaften Umrissen, aber mehr und mehr verwischten sich die Linien in seiner Erinnerung. Nur mit Mühe konnte er sie sich noch als eine wirkliche vorstellen — genau wie die Philosophen, die ihre Realität läugnen.

An Sonntagen zuweilen geschah es wohl, dass der Freund ihm ein Buch oder Zeitungen auf den Tisch legte; aber auch die grossen Kulturthaten und Erfindungen der neuen Zeit, von denen er darin las, brachten es nur bis zu dieser papierenen Existenz in seinem alten Kopfe. Nur eine einzige hatte er seit über einem Menschenalter mit dem unermüdlichsten, verbissensten Interesse verfolgt — die Eisenbahn. Seine Phantasie stellte sich etwas ganz Grosses und Wunderbares darunter vor, aber über diesen allgemeinen Gedanken des Grossen und Wunderbaren kam er nicht hinaus. Als er eines Tages Abbildungen einer Lokomotive in einem technischen Buche fand, konnte er sich eines schmerzlichen Gefühls der Enttäuschung nicht erwehren, und auch das, was er gelegentlich von neuangekommenen Berufsgenossen davon erzählen hörte, konnte ihn nun schon gar nicht befriedigen. Was all den neuen Menschen so gewöhnlich und selbstverständlich war, erschien ihm, je länger er darüber nachdachte, als etwas Überirdisches. Die Schlosser zu seiner Zeit waren doch auch nicht dumm gewesen, aber . . . . Und zuweilen kam ihm das Gefühl, das schmerzlichste, dessen sein entweltlichtes Herz noch fähig war, dass er sterben sollte, ohne dieses geflügelte Fabeltier gesehen, ohne von seiner Existenz sich überzeugt zu haben. Er meinte, er müsse mit ihm geraden Wegs in den Himmel hineinreiten können. —

Es wollte wieder einmal Frühling werden. In den Zweigen der alten Akazie drunten im Hof hing seit der letzten Woche ein leiser, grüner Glast. Wie eine Sehnsucht nach Lenz und Licht. Aber sie war schon alt und gebrechlich nnd stand auch fast den ganzen Tag im Schatten. Nur zwei kurze Stunden kam die Sonne des Morgens zu ihr. Fast einen ganzen Monat war sie deshalb immer zurück. Es war, als ob der Frühling sie in ihrem Winkel vergessen hätte oder doch nur zögernd und unwillig in diese düsteren Mauern trete.

Heute war ein Sonntag. Kurz vor Mittag. Da trat der Pfarrer ein mit ein paar Zeitungen unter'm Arm.

„Gelobt sei Jesus Christus! Hier bringe ich wieder etwas für den Feiertag,“ sagte er mit seiner milden Stimme. „Nimm, mein alter Freund! Es sind wahrscheinlich die letzten, die ich Dir bringen kann.“

Der Alte war aufgesprungen. Die Blätter, die er eben aus der Hand des Geistlichen empfangen hatte, sanken bei den letzten Worten flatternd auf den Estrich der Zelle. Er begann am ganzen Körper heftig zu zittern.

„Das verhüte Gott!“

„Gott will es.“

„Und warum?“ fragte er fast trotzig. „Was habe ich“ —

„Gott hat sich Deiner erbarmt. Du wirst begnadigt werden.“

Unwillkürlich, wie wenn ein Blitzstrahl ihn träfe, streckte er abwehrend seine mageren Arme gegen den Boten aus. Er war bis zu Tode erschreckt. Leichenblässe, mit grünlichen Schatten untermischt, fuhr ihm flackernd über das entseelte Antlitz.

Dem Pfarrer wurde bange. Er fürchtete, der Schlag rühre den Alten, der ihm in der That wie leblos im Arme hing.

Aber nach einer Weile schlug er die Augen wieder auf. Ein kalter, feindlicher Blick suchte und fand das Auge des Priesters. Aber kein Wort brachte er hervor, nur ein trockener, heiserer Schrei gurgelte ihm aus der verkrampften Kehle.

Erschrocken suchte der Pfarrer an ihm vorbeizusehen, er hatte zum ersten Mal in seinem Leben Furcht vor ihm. Der Gedanke, dass jener schon einmal getötet, wirbelte ihm blitzartig durch den Kopf. Doch nur einen Augenblick. Dann trat er rasch zurück und goss ihm Wasser ein. Aber er fühlte, wie des andern brennendes Auge in dumpfem Groll auf ihm ruhte.

Er brachte ihm den Napf.

„Trink!“ sagte er ruhig. „Es wird vorübergehen.“

Der Alte that willig ein paar Züge, dann setzte er das Gefäss auf den Boden und trat entschlossen auf den Besucher zu.

„Herr Pfarrer," brachte er stossweise hervor und seine Stimme klang wie zersprungenes Metall, „ich habe Sie nun bald schon vierzig Jahre als einen Freund, wie einen einzigen Freund gehalten. Sie werden mich jetzt nicht verlassen."

„Gewiss nicht."

„So helfen Sie mir!"

„So wahr Gott mir hilft."

„Lassen Sie Gott aus dem Spiele!"

„Gott ist barmherzig!"

„Eben deshalb. Sie haben es immer gesagt. Sorgen Sie, dass ich meinen Glauben nicht verliere!"

Der Geistliche sah ihn erschüttert an. Hatte der Wahnsinn sich in diese Mauern gestohlen?

„Du versündigst Dich."

„Ich will diese Gnade nicht."

„Du willst —?"

„Ich will nicht begnadigt werden."

Es war klar, die Freude hatte den Alten verwirrt. Der Pfarrer begriff ihn nicht und zum ersten Male kam er sich hülflos in seinem geweihten Rocke vor.

„Sagen Sie dem Herrn Direktor," fuhr der Schlosser in befehlendem Tone fort, „dass ich nicht begnadigt sein will. Hören Sie? Ich will nicht."

„Dazu ist es nun zu spät. Die Akten liegen schon beim König. Sie können jeden Tag zurückkommen."

„So sagen Sie es dem König!"

„Bis zu ihm reicht mein Mund nicht. Und selbst wenn er es thäte, so hülfe es nichts. S. Majestät hat schon vor Wochen befohlen, ihm geeignete Kandidaten vorzuschlagen — aus Anlass des grossen Friedenswerkes, des gewaltigen, Meere und Völker verbindenden Kanalbaues, der unter seiner Regierung zu Ende geführt worden ist."

Der Alte hörte nur mit halbem Ohr zu. Was ging das ihn an?

„Der neue Direktor hat Dich, mein Freund, in erster Linie und dringend genannt. Ein Zweifel ist nicht mehr möglich. Und hat der König gesprochen," schloss der Erzähler ernst, „so wird sein Wille Recht und der Deine ist Unrecht und Sünde."

Der Alte brach von neuem zusammen. Ja, wäre diese entsetzliche Gnade vor zwanzig Jahren gekommen, wo er noch Tag um Tag auf sie gehofft hatte! Da war er erst siebenundfünfzig gewesen und er hätte sich jung genug gefühlt, mit seinen Ersparnissen ein neues Leben zu beginnen. Aber jetzt?! Jetzt wurde dieses Recht, auch wenn es der König übte, Unrecht und die Gnade härteste Strafe.

Durch das Gitterwerk des geöffneten Fensters fuhr ein warmer Luftstrom auf die beiden, die sich zum ersten Mal seit vierzig Jahren fremd gegenüber standen, nieder. Der trug einen leisen Duft, eine zitternde Ahnung von Frühling und Licht auf seinem weichen Fittich. Ein Staar, der im nächsten Augenblick weiter fliegen wird, zwitscherte oben in der alten Akazie, deren Gipfel noch in der Sonne stand, und schlug lustig mit den Flügeln dazu.

Der Pfarrer legte die Hand fest auf die Schulter des Verzweifelnden. Ihm war ein Gedanke gekommen.

„Karl," sagte er leise und nun zitterte seine Stimme, „draussen ist Frühling und es ist dort jetzt besser als hier. Hast Du denn gar keinen Wunsch, den Dein alter Freund Dir erfüllen kann?"

Der Alte sah ihn verständnislos an. Was sollte er mit dem Frühling? Er hatte ihn vergessen wie die Welt. Er wollte sie nicht, er mochte sie nicht. Ruhe wollte er und Arbeit — und die hatte er beide hier.

Er schüttelte energisch den Kopf. Wie der Pfarrer doch heut' so komisch war! Der dachte doch im Grunde genau so wie er selbst! Sie hatten hundertmal darüber gesprochen.

Aber mit einem Male füllten sich seine erstorbenen Augen mit Glanz, mit einem fast überirdischen Glanz. Er trat an den Geistlichen heran und streckte ihm die Hand entgegen.

„Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, aber Sie haben mich ja vorhin so erschreckt. Ich weiss, Sie meinen es gut mit mir. Unter uns: Die Gnade des Königs will ich nicht. Und er selbst kann sie nicht wollen, wenn er weiss, dass sie für mich keine mehr ist. Ich kann nicht mehr in die Welt zurück, ich weiss kaum noch, was das Wort bedeutet. Es hat für mich allen Sinn verloren. Ich werde wahnsinnig bei dem Gedanken, dass ich hierher nicht mehr zurück könnte."

„Aber Du wirst zu Deinem Sohn ziehen und ich werde Dich dann dort besuchen."

„Haben Sie mir nicht selbst erzählt, dass mein Sohn nichts von meiner That weiss? Dass er mich verschollen glaubt, in Amerika verschollen? Und es ist gut so. Jetzt segnet er vielleicht seine fromme Erinnerung an mich, denn er betrauert mich als einen Toten. Ich will und kann ihn nicht sehen. Ich darf nicht. Ich habe kein Recht in seinen Kreis zu treten — und auch mir selbst ist er ja schliesslich ein Fremder," fügte er bitter hinzu.

„Ja freilich, es ist wahr. Da kann die Welt Dich nicht mehr locken."

Der Alte suchte des Andern Auge.

„Und doch," brachte er stotternd hervor, „einen Wunsch hätte ich doch noch."

„Nun also," atmete der Pfarrer auf, „Du weisst, was ich für Dich thun kann —"

Und ganz zögernd, fast unhörbar kam es da heraus. Einmal noch — aber nur einen Tag — um Gotteswillen nicht länger — möchte er in das Leben draussen zurück.

Der Pfarrer lächelte ermutigend und konnte doch zugleich eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen. Er wusste nicht, wo das hinaus wollte.

Eine Eisenbahn möchte er sehen, eine ordentliche Eisenbahn — mit einer richtigen Lokomotive davor — — —

Nun konnte der geistliche Herr ein erstauntes Lachen wirklich nicht unterdrücken.

Also das war es!

Aber diese Dinge werde er ja, wenn er erst frei sei, jeden Tag sehen können.

Der Alte wollte nichts davon hören. Nur einmal, morgen schon, wenn's ginge, und er bäte sich aus, dass der Pfarrer ihn begleiten dürfe. Mit einem Aufseher würde er nicht gehen und fliehen würde er ja gewiss auch nicht. Er sei alt und könne nur noch wie eine Schnecke kriechen.

Das war nun zwar nicht wahr, denn er schritt noch immer fest und aufrecht für seine Jahre einher, und der beredte Eifer, fand der Pfarrer, strafe fast seine weissen Haare Lügen. Aber er fühlte, wie die Erfüllung dieses einen Wunsches jenem wirklich wie eine königliche Gnade erscheinen würde. Selbstverständlich wolle er sein Möglichstes thun und versprach sogleich mit dem Direktor zu reden . . . .

Der hatte nun zwar Bedenken, hauptsächlich formeller Natur. Aber der Pfarrer liess nicht nach, und da dieser letzten Endes selbst für die Rückkehr des Gefangenen, dessen hohes Alter ja ohnedies jeden Gedanken an Flucht ausschloss, sich verbürgte, so gab er schneller, als der Fürbitter es eigentlich erwartet hatte, seinen Widerstand auf. Auch war es möglich, dass morgen früh schon das Begnadigungsdekret da sei. Am schwersten wurde es ihm, von der Begleitung eines erfahrenen Aufsehers abzusehen, aber auch das bewilligte er schliesslich. Auch hatte sich der beredte Pfarrer ausbedungen, dass sein Schützling an diesem Tage die Sträflingskleider ablegen dürfe.

* * *

Eine schwerfällige Droschke führte sie am andern Morgen zum Bahnhof, der so ziemlich am entgegengesetzten Ende der stillen Provinzialstadt lag. In zwei Stunden würden sie in der Residenz sein. Ja, dahin wollten sie.

Beiden war es wie im Traum. Der Alte in seinem verschossenen Frack, den er nicht einmal mehr zuknöpfen konnte, und der geblümten Weste mit den grossen Metallknöpfen kam sich selbst wie ein aus dem Grabe Auferstandener vor. Des Pfarrers mildes Auge fiel immer wieder auf den seltsamen Begleiter zurück, der ihn heute so sonderbar und fremd anmutete. Er war darauf aus, ihm alles zu erklären, aber an das Nächstliegendste, das ihm so selbstverständlich war und keiner Erklärung zu bedürfen schien, dachte er fast niemals. Dann gab der Andere nicht nach und für eine schnell nachgeholte Antwort warf er ihm hundert schnellere Fragen hin und meistens wartete er die Antwort gar nicht einmal ab. Der Pfarrer hatte wirklich das Gefühl, als ob jener vor fünfzig Jahren verstorben und jetzt auf einmal auf die verwandelte Erde zurückgekehrt sei. Und eigentlich war es ja auch so.

Die Droschke hielt, aber sie kamen noch viel zu früh. Der Zug war noch gar nicht einmal signalisiert und war erst in zwanzig Minuten fällig. Dem Alten, dessen Auge in fiebernder Erregung glühte, dehnten sie sich zu zwanzig Jahren aus.

Ob sie nicht in den Wartesaal treten und ein Glas Bier trinken wollten. Aber der Alte lehnte fast barsch ab. Er hätte jetzt nichts geniessen können. Als er sah, wie die Restauration voller essender, trinkender und schwatzender Menschen war, wurde er fast böse darüber. Es schien ihm geradezu sündhaft und er verachtete sie, weil sie so ruhig waren. Er war in einer heiligen Erwartung und ganz Sehnsucht. Wenn er nur jetzt in diesem höchsten Augenblick nicht stürbe! Er erschrak heftig vor dem Gedanken und suchte zitternd den Arm des Pfarrers.

Sie traten auf den Perron hinaus, wo erst wenige Leute waren. Die schritten teilnahmslos und offenbar gelangweilt an einander vorbei. Nur ein altes Mütterchen mit einer altmodisch gestickten Reisetasche trippelte mit hastigen Schritten auf und ab. Die spähte auch immer nach der Richtung, aus der das erwartete Wunder auf den eisernen Schienen daherkommen sollte. Sie gefiel dem Alten und er machte den schweigenden Freund darauf aufmerksam. Ob die wohl auch noch nie in einer Eisenbahn gefahren sei, meinte er. Der Pfarrer aber kannte zufällig die Alte aus der Stadt. Sie wollte zu ihrem Sohn, der in der Residenz ein gelehrter Herr war. Als er das dem Schlosser sagte, wandte sich der enttäuscht ab und gönnte ihr keinen Blick mehr.

Seine Aufregung wuchs. Immer noch fünf Minuten . . . fünf Minuten. Und als die endlich herum waren, hiess es, der Zug habe wahrscheinlich Verspätung. Die Frühjahrsüberschwemmungen draussen auf den Feldern hätten an Stellen den Damm und die Schienen unterwaschen.

Da wurde er wütend. Eine wilde Leidenschaft flammte drohend in seinen Augen auf, dass der geistliche Herr, peinlich berührt, verlegen über ihn hinwegzusehen sich alle Mühe gab.

Ein Versuch, ihn zu beruhigen, misslang völlig. Die Leute wurden schon auf die Beiden aufmerksam. Da war es denn ein Glück, dass der Portier in dienstfertiger Eile erschien und die Glocke riss. Nun wurde es lebendig, die Reisenden drängten aus den Wartesälen und füllten schnell die Halle.

Aus der Ferne schob es sich heran, rasselnd und brausend und schnaufend. Ein geschuppter Drache schien es zu sein, dessen fliegende Füsse die zitternde Erde kaum berührten. Schon war es nahe herangekommen und er sah, wie aus den grossen, in der Sonne funkelnden Augen dräuende Blitze zuckten. Aber dann liess es nach in seiner rasenden Eile und stampfte einen dampfenden Feueratem aus Rachen und Nüstern und brüllte wie ein verwundeter Löwe.

Der Pfarrer merkte, wie des Freundes Arm sich krampfhaft zitternd in den seinen presste. Mit schier unglaublicher Kraft zerrte ihn der Flüchtende

zurück, als käme der Tod dort auf den Schienen gefahren. Er hatte Furcht, wirkliche Todesfurcht.

Der Zug brauste in die Halle; die Reisenden drängten heran und verschwanden in den Wagen. Hilflos stand der Pfarrer und es war ihm nie im Leben so schwer geworden wie jetzt, ein richtiges Wort zu finden. Er fand auch keins. Die rufenden Schaffner trieben zur Eile — der Schnellzug hielt nur zwei Minuten. Dem Schlosser sass der Schrecken in allen Gliedern, zum Einsteigen war er nicht zu bewegen. Das würde er niemals thun. Die Thüren wurden zugeschlagen, der Portier sprang an die Glocke, das Zeichen zur Abfahrt zu geben.

Der Pfarrer wurde ärgerlich und riss sich los. Instinktiv schwang er sich in drängender Eile auf ein Trittbrett. Das half. Der andere in unendlicher Angst um den Freund, den er in den sicheren Tod rennen sah, hinter ihm drein. So wollte er wenigstens mit ihm gemeinsam sterben. Ehe er recht wusste, wie das gekommen, befand er sich im Bauche des Ungeheuers. Hinter ihnen donnerte ein fluchender Schaffner die Thür zu, der Zugführer pfiff — prustend und wie unter der vermehrten Last unwillig ächzend setzte sich das Ungetüm in Bewegung.

Sie hatten Glück gehabt, wie der noch ganz atemlose Pfarrer mit stiller Freude bald bemerkte. Nur das alte Mütterchen, das ganz verklärt dreinschaute, befand sich mit im Koupée. Sie setzten sich auf die andere Seite — und da war die Angst des Alten auch schon verschwunden und hatte einem wortlosen Erstaunen Platz gemacht. Er war ganz ruhig geworden.

So fuhren sie hinein in das Land und den Frühling. Die Wiesen standen noch meistens unter Wasser, aber wo die Flut schon zurückgetreten war, sprosste ein erstes, dünnes Grün und die Weiden hingen voller Kätzchen. An den Abhängen des Bahndammes grüssten, wie grosse Klexe hingestrichen, gelbe Butterblumen und dazwischen, hie und da, rosige Marmelblumen, und alles schimmerte und glitzerte wie an einem richtigen Frühlingstage. Glanz und Glück überall, soweit das Auge schweifte. Auf einzelnen Feldern arbeiteten schon die Leute, die sahen dann wohl von der Erde auf, wenn der Zug heran brauste, und winkten grüssend und alle schienen lustig und guter Dinge. Dörfer und Städte schossen vorbei — überall Menschen — Menschen — arbeitsame, glückliche Menschen. Und über all' dem Glück ein Sonnenschein, wie der Alte noch keinen gesehen zu haben sich erinnerte. So ein jauchzender Sonnenschein!

Kein Wort wurde laut. Der Schlosser hatte die Hände gefaltet und sah mit verklärten Augen in die Wunder der Welt und des Frühlings. Sein Gefühl hatte ihn nicht betrogen: Es war ihm, als müsse er so geraden Wegs in den Himmel hineinfahren. Und er spürte, wie ihm im Herzen etwas losblutete....

* * *

Spät am Abend trafen sie wieder ein.

Der Tod stand an der Pforte und öffnete. Während der Rückfahrt war der Alte, wie es schien, schwer erkrankt und gab auf keine Frage eine Antwort mehr. Als das Thor sich hinter ihm schloss, brach er zusammen und musste in seine Zelle getragen werden. Er war völlig zum Greise geworden. Der Arzt kam und verordnete Ruhe. Er zuckte die Achseln und murmelte etwas von unverhoffter Freude, welche die Menschen töte. Als der Kranke um ein Uhr die Augen aufschlug, machte der Priester das Zeichen des Kreuzes über ihn und rief dem Scheidenden das erlösende „Absolvo te“ nach. Gott hatte ihn begnadigt.

Er starb am Frühling.

Sechsundfünfzig Jahre hatte er die Welt vergessen und überwunden. Als er sie wiedersah, hatte er keine Kraft mehr, Glanz und Schönheit des Erdenfrühlings zu ertragen.

Am nächsten Morgen traf das Reskript mit der Begnadigung des Königs ein. Aber da war er schon längst mit der Eisenbahn im Himmel angekommen......



APHORISMEN

UEBER DIE

RASSENFRAGEN IN DER VÖLKERGESCHICHTE.*)

VON

Dr. BENEDICT FRIEDLAENDER.

Fast eben so gut hätten die folgenden Betrachtungen auch als Aphorismen zur Geschichtsphilosophie bezeichnet werden können; denn die Rassenfragen sind nur einer unter mehreren Gesichtspunkten, die uns für eine causale, also eigentlich wissenschaftliche Historik von grundsätzlicher Bedeutung zu sein scheinen. Dagegen müssen wir auf das Wort „Aphorismen" ganz besondern Nachdruck legen und den Leser bitten, dies im Laufe der Auseinandersetzungen nicht zu vergessen. Denn sonst würde er, wenn er etwa eine streng disponirte und abgerundete Abhandlung erwartete, mit Recht enttäuscht werden. Jedoch dürfte uns billigerweise hieraus kein Vorwurf erwachsen. Die hier behandelten Fragen und Problemgruppen gehören zu den verwickeltsten, die es überhaupt giebt und hängen ausserdem mit sehr verschiedenen, weit voneinander liegenden Dingen zusammen. Sachlogische Beziehungen verbinden sie einerseits mit der Biologie, anderseits mit der National- und Sozialökonomie, also zwei Haupttummelplätzen der verschiedensten Meinungen, auf denen ein wirklich solides wissenschaftliches Gebäude, wie etwa in der Chemie oder Physik, bisher noch nicht aufgeführt ist. In der Nationalökonomie, die zudem nur ein zwar sehr wichtiges, aber denn doch äusserst beschränktes Gebiet umfasst, mag man freilich immerhin von dem Vorhandensein wenigstens eines Fundamentes reden; was uns für die Biologie nicht zuzutreffen scheint. Uebrigens aber ist die Geschichtsphilosophie, mit oder ohne besondere Berücksichtigung der Rassenfragen, so recht ein Gegenstand, von dem man ganz unvermerkt zu dem Räthsel unsres Daseins und der fraglichen Frage nach einem Zwecke des Menschenlebens und der ganzen Menschheit geführt wird, zu jenem alten Sauerteig, den Niemand von der Wiege bis zur Bahre so recht verdaut; gleichviel ob er die unvermeidlichen Zweifel mit Begeisterung und sittlicher Aufraffung, oder mit Skepsis und Frivolität zu betäuben sucht.

II. THEIL.

ALLGEMEINES. DER WETTSTREIT DER RASSEN UM DIE MACHT.

Eines der voraussichtlich bleibenden Verdienste des Darwinismus ist die kritische Zersetzung des Artbegriffes. Der Nachweis, dass die Arten nicht konstant seien, ist zwar nur bis zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit geführt worden; hingegen muss es, trotz aller zum Theil hochmoderner Anfechtungen, wohl als wirklich bewiesen angesehen werden, dass es zwischen den Begriffen der Spezies, Unterart, Spielart und Varietät keine

---

*) Vgl. Jahrgang VI, S. 354.

ganz scharfe und zuverlässige Grenze giebt. Von einem umfassenderen Standpunkte aus betrachtet mögen so in manchen Fällen sogenannte Arten zu blossen Spielarten herabsinken; und umgekehrt werden bei einem weniger umfassenden, dabei aber eindringenderen und genaueren Zusehen Unterschiede, die sonst nur als Merkmale von Spielarten gelten, schärfer hervortreten, verhältnismässig bedeutender erscheinen und die Neigung erzeugen, auch da von eigentlichen Artunterschieden zu reden, wo sonst meist nur Rassenunterschiede zugelassen werden.

Eine besonnene Kritik wird daher der Forderung: „Gleichheit für alles, was Menschenantlitz trägt“ sofort die Frage entgegnen, ob denn wirklich eine natürliche Gleichheit bei allem, was menschliche Gesichtszüge hat, vorhanden sei. Ja, man wird sich erst zu fragen haben, ob beispielsweise ein Chinesengesicht ein „Menschenantlitz“ sei. Und wenn nun auch gewisse Schwärmer diese Frage mit Emphase bejahen, ja sogar die blosse Aufwerfung einer solchen Frage als eine Art Lästerung des heiligen Geistes der Menschlichkeit ansehen werden, so würde sich doch die Sachlage jedenfalls in dem Augenblicke ändern, wo etwa die schiefäugigen Mongolen uns unsre Eigenschaft als vollberechtigter und und gleichwerthiger Menschen streitig machen und den Gleichheitsschwärmern selbst nur Barbaren-, aber keine eigentlichen Menschenantlitze zugestehen sollten. Es ist ja freilich wahr und erfreulich, dass sich das Band einer gewissen Solidarität, wenigstens die Verzichtleistung auf gewaltsame Feindseligkeit im Laufe der Geschichte von der Familie zum Stamme und gegenwärtig zur Nation erweitert, also auf immer umfangreichere Gruppen ausgedehnt hat, und es ist möglich und zu hoffen, dass dasselbe Prinzip auch noch weiterhin wirksam sein werde; aber gegenwärtig sind wir jedenfalls noch nicht so weit; und bei alledem bleibt doch eine allen moralisirenden Betrachtungen so gut wie unzugängliche, praktisch aber um so wichtigere Frage bestehen: Wer, d. h. welche Rasse, bleibt schliesslich übrig?

Ehe wir hierauf eingehen, müssen wir nochmals darauf hinweisen, dass die Verschiedenheit der Menschenrassen, trotz ihrer im allgemeinen bestehenden gegenseitigen Fruchtbarkeit, doch eben eine Thatsache und zwar eine der allerhartnäckigsten Art ist, die sich weder durch Sophismen, noch durch Vertuschung, noch endlich durch das so oft unbequemen Thatsachen gegenüber wirksame „heroische“ Mittel der Abläugnung mit dreister Stirn, beseitigen lässt. Da wir nun aber allen Grund haben, den Unterarten gerade unsrer eignen Spezies einen besonderen Werth beizulegen, also auf die Rassenunterschiede beim Menschen eher mehr, als weniger Gewicht zu legen, als etwa bei Insekten, so wäre es trotz aller Aehnlichkeiten der Rassen fast gerechtfertigt, lieber von Menschenarten als von Rassen zu reden. Denn wenn auch die Unterschiede in sozusagen absolutem Maasse gemessen, ziemlich geringfügig sein mögen, so haben sie doch gerade in diesem Falle eine solche Wichtigkeit für uns, dass wir gut thun, sie eher durch ein Vergrösserungs-, als durch das hier meist beliebte Verkleinerungsglas zu betrachten; am besten wäre natürlich freilich eine wirklich objektive Schätzung, wenn sie möglich wäre. Die Verhältnisse der Körpermaasse, die Hautfarbe und ähnliche Dinge, sind zwar in dieser Beziehung unverfänglich, ja manche von ihnen wirklich einfach messbar; für die ungleich wichtigeren moralischen und intellektuellen, also für alle sogenannten geistigen Anlagen fehlt aber ein brauchbarer Maassstab und zwar um so mehr, in je höhere Gebiete des geistigen Lebens man aufsteigt. Das Fehlen eines genauen Maasses ist aber durchaus nicht etwa ein Beweis für das Fehlen des Dinges selbst; es ist im Gegentheil von vorn herein wahrscheinlich, dass sich die Artunterschiede der verschiedenen Menschen nicht auf das körperliche beschränken werden; und die alltägliche Beobachtung, wenigstens in stärker rassengemischten Ländern, bestätigt das auch vollständig.

Bei der Betrachtung nationaler Verschiedenheiten erhebt sich vor allem die Frage, wie viel von ihnen wirklich auf physiologisch erblicher Basis ruhe und wie viel auf blossen Gewohnheiten, Sitten, kurz der gleichsam

zozial erblichen Erziehung. Würde beispielsweise ein in Europa geborener und erzogener Chinese nach geistiger und moralischer Beschaffenheit ganz und gar, in jeder Beziehung und ohne Einschränkung ein Europäer werden? Uns scheint, dass diese Frage so gut wie unlösbar ist, da sie nur durch einen Massenversuch entschieden werden könnte, unter Ausschliessung aller störenden Umstände; das ist aber natürlich unmöglich. In unsren Betrachtungen können wir aber diese Frage auf sich beruhen lassen; denn für uns ist sie hier in den meisten Fällen gleichgültig. Wir können die historisch entstandenen Sitten, Gebräuche und Erziehung als etwas sozial erbliches ansehen, und ebenso betrachten, wie das physiologisch erbliche, das sich ja nach der herrschenden Ansicht gleichfalls historisch entwickelt haben soll; eine Trennung beider Arten von Erblichkeit ist unnöthig und meist unmöglich. Doch sei darauf hingewiesen, dass eine der wichtigsten und auffallendsten Völkereigenschaften anscheinend gänzlich zu den bloss sozial und nicht physiologisch erblichen Charakteren gehört: Die Sprache. — Der nationale Standpunkt wird übrigens leicht dazu verführen, das eigentlich physiologische in dieser Frage zu überschätzen; kosmopolitische Tendenzen werden umgekehrt zu einer entgegengesetzten Haltung, nämlich zur Verkleinerung oder Leugnung der streng naturwissenschaftlichen menschlichen Artunterschiede führen. Die Wahrheit dürfte in diesem Falle wirklich in der Mitte liegen, und wenn auch, wie gesagt, eine bestimmte Sonderung unthunlich ist, so mag doch daran erinnert sein, dass auch der Inbegriff der Völkersitten, d. h. dasjenige, was wir als das sozial erbliche bezeichneten, in letzter Linie nichts anderes sein kann, als ein Ausfluss der angeborenen Natur der Menschenrassen, wie sich diese je nach der Beschaffenheit der Umgebung in den verschiedenen Fällen ausgestaltet hat. — Auf diese kurze Andeutung muss ich ganz besonderes Gewicht legen, da nur durch sie eine Reihe von Einwänden entkräftet wird, die man mir sonst mit einigem Rechte machen könnte; es handelt sich hier wie die Überschrift besagt, eben um Aphorismen und nicht um eine streng systematische und auf Vollständigkeit Anspruch machende Abhandlung.

Zu denjenigen geistigen*) Rasseneigenthümlichkeiten, die sich noch am allerleichtesten feststellen lassen, gehört nun namentlich auch die rassenmässige Ab- und Zuneigung. Ob diese von einem sogenannten sittlichen Standpunkte „berechtigt" sei, das ist eine Frage ganz anderer Ordnung, mit der wir es hier nicht zu thun haben, und die übrigens auch eine der allerschwierigsten Fragen ist; denn zwischen streitenden Rassen fehlt die höhere Instanz, wenigstens Rechtsinstanz; wenn nicht etwa Dinge wie Fruchtbarkeitsgrade, commercielle Schlauheit oder die ultima ratio, kriegerische Tüchtigkeit, als Instanzen eines Natur-„Rechtes" gelten sollen. Doch hiervon wird später die Rede sein.

Die Völkergeschichte bildet bekanntlich trotz der beliebten anmassenden Bezeichnung als Weltgeschichte nicht nur einen sehr kurzen Abschnitt der Geschichte der Welt, des Sonnensystems oder wenigstens Planeten, sondern auch nur unserer Species. Man muss sich daher einigermassen hüten, aus den Thatsachen der Völkergeschichte allzuweittragende Verallgemeinerungen construiren zu wollen. Immerhin sind wir vorzugsweise auf sie und ihr verhältnissmässiges Licht und ihre relative Durchsichtigkeit gegenüber dem Dunkel und den Nebeln der Prähistorie angewiesen. Eine der wichtigsten Thatsachen der Menschengeschichte besteht nun darin, dass die Träger desjenigen, was man die Cultur nennt und was den wesentlichsten Theil, zwar nicht der schulmässigen, aber der wirklichen Völkergeschichte ausmacht (oder wenigstens ausmachen sollte,) nicht immer eine und dieselbe Rasse, sondern nacheinander mehrere Rassen gewesen sind. Freilich waren das vielleicht

*) Man möge hier nicht etwa den Einwand machen, es handle sich dabei um physiologische Dinge etwa im Anschluss an G. Jäger; das mag alles sehr wohl richtig sein, aber wir müssen für jede geistige Eigenthümlichkeit eine physiologische Grundlage annehmen.

niemals, soweit eigentliche Geschichte reicht, in dem Grade voneinander abweichende Rassen, wie etwa die Neger und die Kaukasier; aber immerhin wie Egypter, Griechen, Romanen, Germanen; und wenn man die ältesten Denkmäler oder gar ein Stückchen Vorgeschichte mit heranzieht, so wird es wahrscheinlich, dass die noch früheren Kulturen von noch viel weiter abweichenden Rassen getragen worden sind.

Allein, wir reden schon von einem Begriffe oder vielmehr, wir wenden ein Wort an, das dringend einer genaueren Definition bedarf; was ist denn eigentlich Kultur? Man wird hier kaum eine andere Definition geben können, als das allgemein gültige Schema in solch verzweifelten Fällen, wie sie ja bei einer ganzen Anzahl moderner Kunstausdrücke vorliegen (vgl. „Kapital", „Socialismus", „Freiheit", etc.) Wir werden daher sagen, dass Kultur ein — — Wort sei, unter dem verschiedene Menschen verschiedenes verstehen! Ich empfehle dieses allgemeine Definitions-Schema angelegentlichst; man vermeidet damit manchen scholastischen Streit. In diesen Fällen kann von einer richtigen oder einer falschen Definition natürlich nicht die Rede sein, sondern höchstens von einer mehr oder minder praktischen. Nur das kann und muss man verlangen, dass innerhalb eines und desselben logischen Zusammenhanges mit dem gleichen Wort auch immer der nämliche Begriff bezeichnet werde. Wir wollen nun hier unter Kultur den Inbegriff alles desjenigen verstehen, was die Macht des Menschen über die Natur vermehrt. Technik und Wissenschaft sind hiernach sicherlich die ersten und wichtigsten Bestandtheile der Kultur. Die soziale und politische Verfassung wird gleichfalls als einer der allerwichigsten Kulturbestandtheile gelten müssen; denn es ist aus inneren Gründen klar, wie auch historisch als Thatsache nachweisbar, dass die vorher genannten Bestandtheile der Kultur zwar nicht ausschliesslich, aber sehr wesentlich von den an zweiter Stelle genannten Verhältnissen abhängen.

Wer meine Definition dadurch anfechten wollte, dass er etwa einen Kulturzustand mit roher Gütergemeinschaft, und äusserst primitiver Technik unserer Kultur mit ihrer entwickelten Technik und auf die Spitze getriebenen ökonomischen Ungleichheit vorzöge, dem würde ich hier nur das zu entgegnen haben, dass die Wahl der Definition jedem frei steht und dass hier nun einmal die Definition gewählt wurde, oder mit anderen Worten, die Völkergeschichte eben gerade unter dem angedeuteten Gesichtspunkte betrachtet werden soll. Aber auch nach Abweisung jenes zwar sehr beliebten, aber thörichten Einwandsschemas bleiben manche Schwierigkeiten übrig, wenigstens wenn es sich um Aufstellung von Sätzen handelt, die sofort allgemeine Zustimmung erfahren sollen. Hat beispielsweise die Religion direct oder indirect einen Einfluss auf die Cultur? Wir meinen, ja, und zwar ganz unparteiisch betrachtet einen vorwiegenden negativen; wenigstens hat sich die herrschende Religion Europas, mindestens aber deren um nur wenige Jahrhunderte zurückliegende Phasen, als wissensfeindlich, also kulturhemmend im denkbar höchsten Grade erwiesen; und das einzige, das Vertheidiger der Religion hier einwenden könnten, wäre etwa die Ansicht, dass es sich in jenen Fällen nicht um die Religion schlechthin, sondern um besondere Ausprägungen, oder gar Verzerrungen gehandelt habe. Dass die Religion auf Verbesserung der sozialen Verhältnisse gewirkt habe, können wir trotz alles Scheins und aller Scheinheiligkeit nicht zugeben; obwohl das sicherlich die Absicht der meisten Religions-Stifter, besonders aber des Begründers des Christenthums gewesen ist. Die verbreitetste aller Religionen der Erde, die bei den europäischen Kulturvölkern freilich nur wenig direkten, aber infolge gewisser Bestandtheile der christlichen Lehre und mancher Philosophie-Systeme einen ziemlich starken indirekten Einfluss besitzt, der Buddhismus, ist weniger wissens- als wollensfeindlich. Er behauptet die Nichtigkeit und den völligen Unwerth der Welt und des Lebens und lähmt auf diese Weise das Streben nach Beherrschung der Natur, während das mittelalterliche, also das floride Christenthum vielmehr das Wissen und seine Verbreitung verpönte, ja die Vorbedingung des Wissens, die innerlich gänzlich autoritäts-

lose und äusserlich vollständig freie Kritik selbst zu unterbinden versuchte und zwar oft genug mit nur allzuviel Erfolg. Wir schaudern, wenn von dem Menschenfresserthum aus Aberglauben einiger Südseeinsulaner etc. die Rede ist; wie lange ist es denn aber her, dass die Arier Menschen verbrannten aus Glaubensrücksichten? Sind 2—300 Jahre eine lange Zeit in der Völkergeschichte? Ist der Unterschied so gross zwischen dem Braten und dem Verzehren?

Was übrigens meine Definition des Wortes „Kultur" betrifft, so glaube ich, dass sie einigermaassen auch mit dem alltäglichen, meist nicht gerade scharf gefassten Sinne des Wortes übereinstimmt, was ja nicht nothwendigerweise der Fall zu sein brauchte. Die Macht des Menschen über die Natur und alles was darauf Bezug hat, nämlich diese fördert, das soll hier also unter Kultur verstanden sein.

Es muss dabei sogleich der wichtige Umstand hervorgehoben werden, dass die einzelnen Hauptbestandtheile der Kultur in einer Art von verwickelter Wechselwirkung stehen. So ist es klar, dass beispielsweise die Technik von der Wissenschaft abhängt, umgekehrt aber die Wissenschaft sehr oft von technischer Seite die allerfruchtbarsten Anregungen erfährt. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, dass die Technik an sich, d. h. abgesehen von gerade gegenwärtig sehr mächtigen kreuzenden Einflüssen zweiter Ordnung, veredelnd auf die soziale Organisation wirken muss, und dass auch umgekehrt die soziale Ordnung, nämlich eine wirkliche und nicht nur sogenannte Ordnung, das Bestehen und den Fortschritt von Wissenschaft und Technik verbürgt, während eine soziale Barbarei mit ihrem Gefolge von Verdummung, Verkümmerung, Bürgerkriegen, Furcht vor Bürgerkriegen und zugehörigem Zäsarismus, die Wissenschaft zwar indirect, aber äusserst wirksam hindert, also kulturfeindlich ist.

Ein weiteres, sehr in die Augen fallendes Merkmal der Kultur ist die Stetigkeit und ansehnliche Geschwindigkeit des Fortschritts, ja der Veränderung überhaupt. Die Blüthe griechischer Kunst und Wissenschaft hat sich in wenigen Jahrhunderten entfaltet; die Fruchtbarkeit an genialen Bahnbrechern allerersten Ranges in den italienischen Städten der Wiedergeburt entwickelte sich verhältnissmässig schnell aus dem mittelalterlich scholastischen Dunkel; diejenigen Kulturerrungenschaften endlich, die unsrer Epoche ihren Stempel aufdrücken, die technischen Anwendungen physikalischer und chemischer Kenntnis, durch die wir die Herrschaft über die Natur zu einem früher niemals auch nur annähernd erreichten Grade gebracht haben, ist wesentlich die gereifte Frucht von Erkenntnissen, die ihre Wurzeln im Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts haben, wenn freilich ihre letzten Ausläufer bis zur Renaissance-Zeit reichen, ja sogar zum Theil sich bis in das Alterthum verfolgen lassen. Wie sehr hat sich unser ganzes Leben,das gesammte Aussehen unsrer Städte mit ihren modernen Häusern und Fabriken, ja man könnte fast sagen, unsres Planeten mit seinen tausende von Meilen langen Schienen- und Telegraphen-Netzen im Laufe dieses einzigen Jahrhunderts verändert! Nach unsrer Definition kann man also behaupten, dass sich aller sozialen Mängel ungeachtet, die Kulturhöhe, ganz objektiv betrachtet, auf einer früher niemals erreichten Stufe befinde; ein Satz, von dem die Frage sorgfältig getrennt zu halten ist, ob die Geschwindigkeit des Steigens der Kultur dabei constant bleibe und ob nicht bereits gegenwirkende Kräfte ihre Wirksamkeit vorbereiten; Kräfte, die namentlich in dem Zurückbleiben der sozialen Verfassung wurzeln, und die vielleicht wirklich unsere Kultur durch Bürgerkriege, unheilbaren Cäsarismus oder eine chinesenhafte Bürokratose socialistischer oder anderer Art erst zum Stillstande und dann zum Rückgange bringen werden. „Nel moto stà la vita", — das Leben beruht auf der Bewegung, oder wie wir sagen können, auf dem Wechsel, der Beweglichkeit, Mannigfaltigkeit, Veränderlichkeit der Einzelnen, wie der Gesellschaftsgruppen, ist ein so allgemeiner Satz, dass man diese schnelle Veränderlichkeit im Gegensatze zum ewigen Einerlei der Versteinerung, mindestens als äusseres Merkmal, wenn nicht geradezu als Bestandtheil, der Kultur auffassen muss.

Dies hat übrigens auch seinen erkennbaren Grund: Jede neue Erkenntnis der Natur, jeder Schritt auf dem Wege zu ihrer Beherrschung erleichtert an sich die folgenden und kann und muss unter normalen Umständen der Ausgangspunkt anderer, ebenso weit oder weitertragender Fortschritte werden. Wenn also die Kultur auf irgend einem Stadium halt macht, oder gar rückwärts schreitet und zerfällt, so müssen andere, entgegenwirkende Kräfte im Spiele sein, die das zu Wege bringen; wie nun die Geschichte lehrt, sind diese entgegenstrebenden Kräfte ganz besonders in Verkehrtheiten der sozialen Verfassung, namentlich der Unfreiheit, oder der Abnahme der Freiheit des Einzelnen zu suchen; diese Freiheitsminderung aber ist meistens die Folge der zunehmenden sozialen Beraubung und Spannung ohne Möglichkeit eines geeigneten Ausgleichs; Bürgerkriege und Revolutionen sind zwar oft die unmittelbaren, aber nicht die entgültigen und letzten Folgen, sondern nur Uebergangsphasen; sie bringen oft als Endresultat eine Minderung, nicht aber eine Vermehrung der Freiheit, und jedenfalls fast immer eine Schwächung des von ihnen betroffenen Volkskörpers hervor.

Gerade in Europa ist das Verständnis für Rassenverschiedenheiten und die daran anknüpfenden Fragen geringer, als in den übrigen Theilen der civilisirten Welt, schon deswegen, weil in Europa die Erfahrung fehlt. Es giebt ja freilich auch in Europa Rassenunterschiede, nämlich die theilweise wenigstens auf physiologischer Grundlage beruhenden Verschiedenheiten der germanischen, romanischen, angelsächsischen, slavischen oder auch aus Rassenmosaiken bestehenden Staatsgebilde. Aber diese Verschiedenheiten kommen aus zweierlei Gründen weniger in Betracht; erstens, weil die fraglichen Verschiedenheiten denn doch vergleichsweise ziemlich unbedeutend sind, indem sie ja fast nur Unterabtheilungen einer einzigen Haupt-Rasse betreffen, zweitens deswegen, weil die einzelnen Nationen getrennte Landgebiete bewohnen und von einander gesonderte politische Einheiten bilden. Hier können also die Rassenverschiedenheiten nur in den internationalen Beziehungen zu Tage treten, während die Verhältnisse innerhalb einer jeden der europäischen Nationen keinerlei durchgreifende Rassenfragen aufweisen, höchstens mit Ausnahme Oesterreichs und etwa der sogenannten Judenfrage, die aber im ganzen doch mehr zur Verwirrung als zur Klärung der bei Rassenfragen geltenden Grundsätze geführt hat; denn es besteht auf der einen Seite das wissenschaftlich wie practisch gleich verfehlte Bestreben, die Verschiedenheiten womöglich überhaupt in Abrede zu stellen, und auf der andern Seite die Tendenz, die bestehenden Verschiedenheiten, und ihre Consequenzen gewaltig zu übertreiben und zudem mit fanatischer Einseitigkeit zu Gunsten der einen und zu Ungunsten der andern Rasse politisch und social zu verwerthen.

Anders liegt die Sache schon in Nordamerika. Etwa der zehnte Theil der amerikanischen Bürger besteht aus Afrikanegern und Negermischlingen. Ursprünglich als Plantagen-Sklaven in die Südost-Staaten eingeführt, haben sie durch den amerikanischen Bürgerkrieg in den 60er Jahren das volle Bürgerrecht erhalten und sich seitdem namentlich in mehr untergeordneten Berufsstellungen über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten verbreitet, wenn auch die Negerbevölkerung noch immer in den südöstlichen Staaten viel dichter ist, als in den übrigen Theilen der Union. Ferner hat sich in den westlichen Staaten eine ansehnliche, aber schwer controlirbare Zahl von Chinesen festgesetzt, deren Concurrenz auf dem Arbeitsmarkte bekanntlich sogar zu besondern, nichts weniger als „freiheitlichen“ Gesetzen geführt hat. Die Hauptmasse des amerikanischen Volks hingegen besteht aus einem Amalgam wohl sämtlicher europäischer Völker, das nach und nach durch Rassendiffusion immer einheitlicher wurde und wird, und in dem das angelsächsische und das deutsche Element bei weitem vorwiegen. Bei Beurtheilung amerikanischer Zustände ist ferner der Umstand weder zu vergessen, noch auch zu gering anzuschlagen, dass bei der Ueberschreitung des atlantischen Oceans eine Art zwar nicht natürlicher, wohl aber sozialer Auslese stattgefunden hat; wenn sich nämlich auch die grosse Mehrzahl der Auswanderer nicht wesentlich von ihren im

Mutterlande zurückgebliebenen Stammesgenossen unterscheidet, so ist es doch ein wohlbekanntes Factum, dass früher und auch noch jetzt zur Auswanderung nach Amerika ein ansehnliches Contingent von solchen gestellt wurde, die ihr Mutterland aus guten oder vielmehr aus schlechten Gründen verlassen mussten. Reisende Cassierer, unmöglich gewordene Officiere, dunkle Ehrenmänner, Diebe und Gauner aller Art und jeglichen Grades bildeten unter den Auswanderern denn doch unzweifelhaft einen merklich stärkeren Prozentsatz, als dem sonst durchschnittlichen Gaunerprozentsatz der europäischen Bevölkerung entspricht. Wenn man nun, wozu man viele Wahrscheinlichkeitsgründe hat, auch solche Charactereigenthümlichkeiten als erblich ansieht, zwar nicht in dem Sinne, als ob jeder Spitzbube ein homo criminalis besonderer und erblich unveränderlicher Art sei, wohl aber als eine bei grossen Zahlen statistisch zur Geltung kommende Durchschnittsregel, so wird die Thatsache aus naturwissenschaftlichen Gründen verständlich, dass Amerika bekanntlich auch jetzt noch betreffs der Spitzbubenhäufigkeit und verwandter Erscheinungen entschieden an der Spitze der Kulturnationen marschiert. Das blosse coloniale Leben, das durch ein höheres Maass von Freiheit aller Art natürlich auch den Gaunerneigungen ein breiteres Feld der Bethätigung verstattet, als Länder von alter Kultur, sowie die grössere Leichtigkeit, durch List und skrupellose Rücksichtslosigkeit in kurzer Zeit ein reicher und angesehener Mann zu werden, würden nämlich das amerikanische Spitzbubenwesen doch nur unvollkommen erklären, und so wird man zu der angegebenen, von vorn herein sehr wahrscheinlichen und auch wohl ziemlich einwandsfreien Hypothese naturwissenschaftlicher Art seine Zuflucht nehmen müssen.

Auch die widerliche religiöse Heuchelei sowie die völlige Schamlosigkeit bei der Handhabung der Lüge blüht in Amerika in höherem Grade, als in irgend einem andern Lande. Dass auf der andern Seite der Import europäischer Kultur mit Riesenschritten geeilt ist, dass ferner die Amerikaner in einigen Beziehungen, besonders in allen Dingen, die sich auf die Technik des Transportwesens beziehen, Europa sogar entschieden überflügelt haben, dass endlich als Folge der Lohnhöhe in früheren Zeiten — (die selbst wiederum die Folge des Vorhandenseins grosser, unbesiedelter aber besiedelbarer Strecken Landes war) — die Technik überhaupt eine Reihe von Erfindungen geschaffen hat, die in Europa aus dem sehr einfachen Grunde fehlen, weil ihre Einführung wegen des niedrigeren Standes der Löhne nicht rentabel war, — alles das darf den besonnenen Beurtheiler nicht blenden. Namentlich aber wird die Prognose der nächsten Zukunft Amerikas dadurch nicht wesentlich verbessert. Gerade im Rahmen der politischen Freiheit wird der unausbleiblich steigende soziale Druck in absehbarer Zeit zu Zuständen führen, die voraussichtlich einer völligen Anarchie in des Wortes schlimmer Bedeutung sehr nahe kommen werden. Bei der ganzen Beschaffenheit des Durchschnittsamerikaners wird vermuthlich auch der nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit liegende amerikanische Bürgerkrieg der Zukunft besonders wüste Formen annehmen. Freilich hat man auch mit der Möglichkeit zu rechnen, dass eine solche besonders stürmische Entwicklung der Dinge in Amerika schliesslich, d. h. bei Veranschlagung sehr langer Zeiträume, doch auch zu dauerhafteren Fortschritten führen könnte, wie die in Europa etwa drohende soziale Versumpfung oder Socialburokratie, bei der es wahrlich wenig Unterschied machen würde, ob der Oberste der Staatsknechtshierarchie den Monarchen- oder Präsidenten-Titel führte.

Emporkommen, Blüthe und Niedergang ganzer Völker und Rassen ist eine allgemeine Thatsache der Geschichte; und solche Nebenumstände, dass beispielsweise die Nachkommen der alten Hellenen noch nicht gerade gänzlich ausgestorben sind, darf darüber nicht täuschen; denn erstens giebt es wirklich Rassen, die thatsächlich so gut wie ausgestorben sind, und deren Blut höchstens noch in überwiegender Mischung mit andern Nationen ein kümmerliches Dasein fristet und zweitens ist es doch unläugbar, dass das erwähnte Beispiel, die Griechen, die einst das wichtigste Kulturvolk waren, jetzt nur noch etwa

auf dem Gebiet des Staatsbankerottes als classisch gelten können, übrigens auch wenig Aussicht haben, jemals wieder auch nur entfernt im Verhältniss zu andern Völkern diejenige Rolle zu spielen, deren sie sich vor zwei Jahrtausenden erfreuten.

So allgemein diese Thatsache des Auftauchens der Rassen in der Völkergeschichte, ihrer aufsteigenden und absteigenden Entwicklung, sowie des schliesslichen Völkertodes zu sein scheint, so schwer, ja vorläufig unmöglich, ist es, diese historisch verbürgte Regel aus inneren Gründen als notwendig einzusehen. Hier drängt sich die Analogie zwischen Geburt, Leben und Tod des einzelnen Menschen und des Völkerindividuums auf. Dass alle Menschen sterben und zwar nach einer einigermaasen bestimmten Lebensdauer, ist bei dem gegenwärtigen Stande der biologischen Wissenschaft ja auch nichts weiter als eine aus unzähligen Thatsachen abgeleitete Erfahrungsregel; aber noch vermag Niemand einen inneren Grund dafür anzugeben, aus dem sich jene Regel als notwendiges Gesetz erkennen oder irgend wie verstehen liesse. Beide Thatsachengruppen, die des Einzel- und die des Völkerschicksals haben auch das gemeinsame, dass sich in den meisten Fällen allerdings eine unmittelbare Todesursache angeben lässt, oder sogar sehr verschiedenartig aussehende Todesursachen, unter dem die bei dem einzelnen Menschen sogenannte Altersschwäche erstens nur eine seltene Ausnahme und zweitens auch absolut unverständlich ist. Erschöpfung der Lebenskraft, senile Degenerationen und ähnliche Ausdrücke sind ja nur Umschreibungen der Thatsache und noch dazu theilweise irreführende, mit dunkeln Worten operirende, aber keine Erklärungen. Was ist diese Lebensenergie? Warum muss sie sich regelmässig binnen höchstens 100 Jahren, und wenn man die allerseltensten Ausnahmsfälle mit in Betracht ziehen will, wenigstens binnen 150 Jahren, meist aber schon viel früher, unvermeidlich erschöpfen?

Doch wir haben es hier mit den Todesursachen nicht des einzelnen Menschen, sondern denjenigen der Völker zu thun. Da ist nun vor allem die Thatsache von Belang, dass wohl niemals ein Volk ganz ohne Einmischung anderer Völker ausgestorben ist. Ob nun diese Einmischung andrer Rassen eine unumgänglich nothwendige Bedingung des Völkertodes ist, muss freilich dahingestellt bleiben; denn bei der herrschenden Concurrenz der Rassen ist es selbstverständlich, dass der freiwerdende Raum meist sofort von andern eingenommen wird; wir wissen nicht, und können es nicht wissen, ob irgend ein ausgestorbenes Volk auch dann von diesem Schicksal ereilt worden *wäre*, wenn es nicht der mannichfachen Einwirkung anderer Völker ausgesetzt gewesen wäre. Hier also ist die Analogie des Einzel- und des Rassenschicksals jedenfalls nicht ohne weiteres anwendbar.

Bei Untersuchung der zum Völkertode führenden Umstände muss also fast durchwegs auf die Beziehungen der verschiedenen Rassen untereinander Rücksicht genommen und ferner die Concurrenz, d. h. ein mehr oder minder feindliches, wenn auch nicht gerade immer kriegerisches Verhalten der Rassen untereinander als die ausnahmslose Regel angesehen werden. Es ist wohl nicht erst nothwendig, dabei daran zu erinnern, dass wir es hier *mit Thatsachen* der Vergangenheit und Gegenwart, nicht aber etwa mit *Wünschen* und Prophezeiungen zu thun haben.

Es kommt also darauf an, diejenigen Umstände zu prüfen, von denen die *relative* Macht einer Nation oder Rasse abhängt, oder wie wir ruhig sagen können, von welchen Umständen ihre Kraft im „Kampfe ums Dasein“ bestimmt wird. Auch können wir von vornherein einen Faktor ausscheiden, der darauf den grössten Einfluss haben müsste, wenn er nicht in den meisten Fällen ausgeglichen würde, indem seine Wirkung einigermassen international ist; oder wenigstens sein könnte, wenn nicht eben tiefer liegende Unterschiede diesen Ausgleich unmöglich machten. Wir meinen die *Technik*. Wenn wir nämlich von speciellen Ausnahmen absehen, die z. B. bei sogenannten Wilden, besonders aber bei Inselbewohnern mit sehr beschränkten natürlichen Hilfsquellen zutreffen, so können wir sagen, dass die Technik,

deren Entwicklung ja in jeder friedlichen wie kriegerischen Concurrenzgestaltung von grossem Einflusse sein muss, in höherem Grade international mittheilbar erscheint, wie irgend ein anderer der die Machtverhältnisse beeinflussenden Factoren. Sobald man aber die allgemeine Kenntniss der Technik als überall erlangbar betrachtet, so sieht man, dass in dieser Beziehung, bei sonst gleichen Umständen, ein Ausgleich eintreten müsste.

Die nunmehr des näheren zu besprechenden Ursachen sind besonders aus dem Grunde verwickelter Natur, weil zwischen den einzelnen von ihnen Wechselwirkungen bestehen. Da nun Schopenhauer gelegentlich bemerkt, dass das Wort „Wechselwirkung" eigentlich die Rolle einer Alarmkanone spielen könne, um den Leser auf das Vorhandensein von Unklarheiten aufmerksam zu machen, so ist es angezeigt, diesen Begriff, der hier unvermeidlich und ausserdem scharf bestimmbar ist, vorher zu erläutern. Ein sehr populäres Beispiel für dasjenige logische Schema, das ich hier mit dem angegebenen Worte bezeichnen will, liefert die Gestaltung der Einkommensverhältnisse bei der gegenwärtigen Eigenthumsordnung. Wir brauchen nämlich nur die Abhängigkeit der Begriffe des (privaten) Besitzes und der jährlichen Einkünfte zu betrachten. Die Einkünfte des sogenannten Kapitalisten hängen von seinem Vermögen („Kapitale") ab; je grösser dieses ist, um so reichlicher fliessen auch die jährlichen Einkünfte, wobei wir hier des rein logischen Schematismus wegen den Zinsfuss als unveränderlich ansehen, auch von andern kreuzenden Einflüssen, die mit dem Schema nichts zu thun haben, absehen. Während also die Rente offenbar von dem Kapitale abhängt, so hängt umgekehrt auch das Kapital von der Rente ab, insofern ein normaler Kapitalist jährlich einen Theil der Rente „kapitalisiren" oder neu „anlegen", d. h. sein Kapital vergrössern wird. Eine Verallgemeinerung des Schemas, nach dem Kapital und Rente einander gegenseitig beeinflussen, ist nun dasjenige, was wir hier unter einer Wechselwirkung verstehen wollen.

Aus dem gekennzeichneten Schema ergeben sich ohne weiteres einige wichtige, eben so allgemein geltende Folgerungen, die wir wiederum an unserm populären, ökonomischen Beispiele erörtern können. Bei diesem Beispiele ist es nämlich klar, dass das Kapital, wie auch die jährliche Rente mit einer bestimmten Zahl multiplicirt werden muss, welche gefunden wird, indem man die Einheit um den angenommenen Zinsfuss vermehrt. Ist der Zinsfuss beispielsweise 5%, so ist das Kapital wie auch die Rente jährlich mit dem constanten Factor, also 1,05 zu multipliciren. Man sieht so, dass in diesem Falle das Kapital, wie auch die jährliche Rente im Laufe der Jahre wächst, immer um denselben Theil des bereits vorhandenen Werthes an Kapital oder an Rente, so dass also Rente wie Kapital alljährlich nicht etwa um dieselbe, sondern um eine steigende Grösse zunehmen. Sobald man aber annimmt, dass der jährliche Zuwachs nicht positiv, sondern negativ oder mit andern Worten, dass der constante Factor nicht grösser, sondern kleiner als die Einheit sei, so sieht man, dass in diesem Falle zwar unser Beispiel im übrigen unverändert bleibt, dass aber überall anstatt Vermehrung Verminderung zu setzen ist. Der Fall, dass der betreffende Factor gerade genau gleich eins ist, wobei also weder eine Vermehrung noch eine Verminderung, sondern Constanz des Vermögens und der Rente die Folge wäre, ist ein specieller Fall unter unbeschränkt vielen möglichen; so ist denn auch in der That selbst eine nur einigermassen genaue Annäherung an diesen Fall seltener als die beiden andern, wie auch von vorn herein die Wahrscheinlichkeit für ihn sehr gering war. Aus diesen Ueberlegungen ergiebt sich, dass es hier, wie bei dem Schema der Wechselwirkung überhaupt, sozusagen einen schlimmen und einen guten Kreislauf, einen circulus bonus wie einen circulus vitiosus geben müsse. Je schlimmer die Vermögensverhältnisse bereits sind, indem beispielsweise regelmässig mehr als die Rente verausgabt wird, um so mehr Gefahr liegt vor — (wir betrachten hier einen reinen Kapitalisten oder vielmehr Rentier und sehen von der Möglichkeit von Einnahmen ausser Kapitalrenten ab), — dass sich die Vermögensverhältnisse weiter und zwar mit beschleunigter Geschwindigkeit verschlechtern

werden; je besser aber umgekehrt die Lage des Kapitalisten ist, um so mehr kann er eine noch weiter zunehmende Steigerung seiner Einkünfte, wie seines Kapitalbesitzes erwarten.

Nachdem wir so den Begriff der Wechselwirkung gehörig erläutert haben, können wir zu unserm Thema zurückkehren und werden nunmehr zu untersuchen haben, welche Umstände es denn sind, die die Macht einer Rasse ausmachen oder bewirken. Hier ist nun offenbar das A und das O die Bevölkerungsziffer.

Das ist ja von vorn herein klar, dass wir bei Beurtheilung der Macht einer Nation oder Rasse jedenfalls in erster Linie nach ihrer Kopfzahl fragen werden. Wir werden ferner zusehen, ob diese Zahl im Zunehmen oder im Abnehmen begriffen ist, und wie schnell die Veränderungen der Zahl vor sich gehen; ja, wir werden bei einer starken Veränderung, wie sie etwa die Statistik der letzten Jahre oder Jahrzehnte ergeben hat, vielleicht auch noch die Frage stellen, ob gegründete Aussicht auf Veränderung der jährlichen Zuwachsquote dieser wichtigsten aller statistischen Ziffern vorhanden sei; allein, in den meisten Fällen wird hier eine einigermassen sichere Voraussage nicht möglich sein. Ein Volk, dessen Zahl von Jahr zu Jahr abnimmt, geht natürlich dem Aussterben entgegen, wenn nicht etwa die Bevölkerungsabnahme zum Stillstand kommt. Das erscheint leicht wie eine Trivialität, es muss aber dennoch ganz besonders hervorgehoben werden, weil man häufig verabsäumt, sich klar zu machen, dass die Bevölkerungsziffer mit ihren Aenderungen verschiedener Ordnung schliesslich alle andern Umstände an Wichtigkeit für die Macht einer Rasse bei weitem übertrifft. Die Ausbreitung eines Volks über möglichst weite Landstrecken und die Vermehrung zu einer möglichst grossen Kopfzahl mag sogar gleichsam als der letzte oder wenigstens der Hauptlebenszweck eines Volks erscheinen; das „seid fruchtbar und mehret euch“ gilt nicht nur für die Juden, sondern für alle Völker die überhaupt leben und fortfahren sollen, zu existiren. Man mag getrost einwenden, dass es nicht sowohl auf das nackte Leben, sondern vor allem auch auf dessen Ausgestaltung, also alles dasjenige ankommt, was man als Veredlung des Lebens bezeichnen kann. Das ist ja gewiss richtig, aber ehe eine Verbesserung der Lebensverhältnisse in Frage kommen kann, muss offenbar das Leben und seine Erhaltung selbst gewährleistet, vor allem aber erst einmal vorhanden sein und bleiben. Jede Verfeinerung, jeder scheinbare Fortschritt, der auf die Bevölkerungsziffer ungünstig wirkt, ist deshalb als nachtheilig zu betrachten.

Sobald mehrere, miteinander irgend wie concurrirende Völkerindividuen in Frage stehen, so kommt es nicht nur auf die absoluten, sondern auch auf die relativen Ziffern an, sowohl auf die relativen Zahlen der Mitglieder der verschiedenen Nationen, als auch auf deren jährlichen Zuwachse. Ein Volk, das sich dauernd langsamer vermehrt, als seine hauptsächlichsten Concurrenten, geräth unfehlbar in das Hintertreffen und wir wüssten kaum einen Umstand, der ein solches Verhältniss ausgleichen oder wenigstens auf die Dauer wettmachen könnte. — Wir hoben hervor, dass die blosse Kopfzahl für das Bestehen und die Zukunft einer Rasse wichtiger, ja ganz unvergleichlich belangreicher sei, als jede irgend wie beschaffene Gestaltung der Lebensbedingungen der Rasse. Der Umstand, dass die Lebensbedingungen selbst wieder die Chancen für die Veränderung der Kopfzahl mitbestimmen, gehört offenbar bereits in das verwickeltere Kapital der Wechselwirkungen; hier sei unser Satz vorerst noch an einem besonders markanten, ja vielleicht einzig dastehenden Beispiele der Völkergeschichte dargethan. Welches Volk hat schlimmere Schicksale durchgemacht, als die Juden? Welches Volk war geknechteter und verachteter? Wie viele andere Nationen oder Rassen wären unter solchen Umständen ausgestorben! Die Juden aber haben es verstanden, im ganzen ihre Bevölkerungsziffer durch alles Missgeschick hindurch zu retten und wohl zweifelsohne sogar zu vermehren; ich vermuthe, dass es niemals mehr Juden gegeben habe, als gegenwärtig; und wie hat sich die Lage der Juden verändert! Sie sind nicht nur dem Durchschnitte der andern Nationen

an Wohlstand und im ganzen wohl auch an sozialer Stellung durchaus ebenbürtig, sondern man wird, obwohl darüber kaum zuverlässige Statistiken vorhanden sind — wir reden natürlich von der Rasse und nicht etwa von der für unsern Gesichtspunkt ganz gleichgültigen Religion — kaum fehl gehen, wenn man annimmt, dass die Juden im Durchschnitte sogar in einflussreicherer und geachteterer, vor allem ökonomisch besserer Lage sind, als der Durchschnitt der andern europäischen Rassen. Die antijüdische Bewegung übertreibt zwar wohl diese Thatsache gewaltig; allein, trotz des Vorhandenseins einer wenn auch nicht sehr starken natürlichen Rassenabneigung wäre jene Bewegung gegen die Juden kaum aufgekommen, wenn diese nicht wirklich den andern Völkern in einigen Beziehungen über den Kopf zu wachsen Miene machten. In Europa ist die sogenannte Judenfrage fast das einzige Beispiel einer Annäherung an eine wirkliche Rassenconcurrenz; ich sage Annäherung, weil die verschiedenen Rassen, die hier in Frage kommen, bei weitem nicht so sehr sozial und durch natürliche Verschiedenheiten getrennt sind, wie etwa die Neger und die Weissen in Nordamerika. Den Antisemiten wäre es gewiss ganz recht, wenn die Juden nicht nur schwarze Haare und krumme Nasen — zum Unglück der Judenfeinde giebt es ja sogar in dieser Beziehung zahlreiche Ausnahmen! — sondern etwa schwarze oder sonst deutlich unterschiedene Hautfarbe hätten.

Die Wechselwirkungen, die zwischen der Bevölkerungsziffer und den beiden andern Hauptfaktoren der Macht einer Nation bestehen, sollen später besprochen werden; hier ist aber vorher noch auf einige Erscheinungen einzugehen, die allem Anschein nach, wenigstens theilweise. primär, d. h. keine Rückwirkungen der sozialen und politischen Verhältnisse auf die Bevölkerungsziffer sind, sondern aus andern Quellen stammen. Sie sind im allgemeinen ein besonders dunkles Kapitel, was schon deshalb zu erwarten ist, weil sie eigentlich biologische Fragen sind, also zu einem Wissenschaftbereiche gehören, in welchem trotz der kolossalen Verbreitung der Einzelforschung die Fundamente so gut wie ganz fehlen. Was für den einzelnen ein guter Gesundheitszustand ist, das ist für ein Volk eine hinreichende Vermehrung;*) freilich kommt ja auch sonst die physische Tüchtigkeit der einzelnen Volksmitglieder, auch abgesehen von der gesunden Vermehrung, beispielsweise im Kriege, in Betracht. Die physische Beschaffenheit des Volksdurchschnittes und der Volksvermehrung ändert sich in unsern Ländern meistentheils zu langsam, um ohne weiteres bemerkt, oder doch gewürdigt zu werden. Anders steht die Sache aber bei dem mitunter ganz unglaublich schnellen Aussterben farbiger Rassen unter dem Einflusse der weisen Kultur. Die Einführung von giftigen Völkergewohnheiten, wie des Alkoholismus, möglicherweise auch des Tabaksgebrauchs, auch von Volkskrankheiten wie Syphilis, Pocken u. a. sind oft denuncirte, angebliche Hauptursachen der fraglichen Erscheinung; aber ich halte es für zweifelhaft, ob sie wirklich die einzigen, oder auch nur die wichtigsten sind. Wo Dunkel und Unkenntniss herrscht, mus man sich vor der Mystik besonders hüten; aber eine direkte, gleichsam giftige Einwirkung der Weissen auf manche farbigen Rassen wäre, wenn sie bestünde, schliesslich eine kaum unverständlichere Sache, wie vieles andere in der Biologie. Dass eine schnelle und tiefgreifende Aenderung der Lebensbedingungen, auch wenn sie nicht in irgend einem erkennbaren Grade für das einzelne Individuum schädlich sind, die Fortpflanzungskraft beeinträchtigen kann, ist ja eine aus den Erfahrungen der zoologischen Gärten bekannte Thatsache; man hönnte an etwas analoges und ebenso dunkles bei den fraglichen Rassenangelegenheiten denken. Im ganzen aber thut man wohl besser, diese Möglichkeiten zwar nicht ganz aus dem Auge zu verlieren, aber sich

*) Die sexuelle Korruption in ihren mannigfachen Formen wird mitunter als eine der letzten Hauptursachen des Rassenniedergangs angeführt; es ist unmöglich, die Richtigkeit dieser Ansicht zu beweisen oder zu widerlegen; jedenfalls aber bleibt auch hier die Frage bestehen, woher denn jene Verirrungen, die früher nicht oder nur vereinzelt bestanden, zu einer gewissen Zeit an Ansdehnung gewannen.

doch lieber an die nachweislichen und verständlichen Ursachen zu halten, um so mehr, als oft das heuchlerische Bestreben besteht, das Aussterben von sogenannten oder auch wirklich „Wilden“ lieber auf Rechnung dunkler Ursachen, als auf diejenige der zügellosen Habsucht und Rücksichtslosigkeit der Weissen zu setzen. Wenn ein Volk an Zahl und in andern Hinsichten zurückgeht und schliesslich ausstirbt, in dem Grade, wie ihm sein Boden mit List oder Gewalt abgenommen wird, — so braucht man sich doch eigentlich nicht besonders zu wundern und nach halbmystisch aussehenden Dingen zu suchen, um das angeblich unerklärliche Wunder aufzuhellen. — Immerhin mag aber doch etwas an der verderblichen Wirkung einer schnellen Aenderung der Lebensgewohnheiten richtig sein. Man sollte sich also davor hüten, den Bewohnern der Tropen ohne weiteres unsre Lebensgewohnheiten als alleinseligmachend aufzudrängen, namentlich wenn es sich um Sachen handelt, die sich mit dem Klima schlecht vertragen. Oft hört man so beispielsweise auf Hawaii von den Hawaiiern selbst, dass sie das Zurückgehen ihrer Rasse grossentheils auf die ihrer Rasse schädliche Art der europäischen Bekleidung zurückführen. Solchen Volksmeinungen mag oft genug etwas richtiges zu Grunde liegen; wer möchte auch leugnen, dass es möglicherweise auf die Gesundheit und Fortpflanzung einen Einfluss ausüben könnte, ob ein Volk in Angemessenheit zum Klima seiner Heimath und uralter Gewohnheit, so gut wie nackt geht, wie das die alten Kanaken thaten, oder ob es die Wirkung von Licht und Luft auf den Körper durch Kleidung nach europäischer Mode beeinträchtigt? Es bedarf für den Eingeweihten keines besondern Hinweises darauf, dass der theilweise sogar gewaltsam polizeiliche Import der europäischen civilisirten Gewohnheiten, weniger die Frucht unsrer Ansichten oder Vorurtheile über das sogenannt Anständige ist, als vielmehr, wie beispielsweise auf Hawaii, die Folge einer von den Missionären im Interesse der Zeug und Kleider verkaufenden Rassengenossen propagirten Prüderie. Allein wir wollen uns bei diesen schwer feststellbaren und zudem im Falle ihrer Nachweisbarkeit ganz unerklärlichen Einwirkungen auf Volksgesundheit und Vermehrung nicht aufhalten und lieber auf verständlichere Dinge zu sprechen kommen.

Nächst der Bevölkerungsziffer ist der für die Macht einer Nation wichtigste Umstand der relative ökonomische Einfluss. Es käme also darauf an, diesen Umstand des weitern zu analysiren. Da wir aber hier kein ganzes Lehrbuch der Nationalökonomie schreiben können, muss es genügen, hervorzuheben, dass in ökonomischer Hinsicht Nichts, (selbst Handelsmonopole nicht) auch nur entfernt so einflussreich ist, wie die Landfrage. Die Wichtigkeit des Bodeneigenthums und seine fundamentale Verschiedenheit von allen andern Arten des Eigenthums nachgewiesen zu haben, ist trotz gewisser Vorgängerschaften das unvergängliche Verdienst des Amerikaners Henry George. Freilich betrachtet George mehr die Folgen, welche aus der Vertheilung des Bodeneigenthums innerhalb einer Nation hervorgehen; und man muss zugeben, dass diese in gewisser Beziehung allerdings wichtiger, jedenfalls aber aus actuellen Gründen näher liegend sind, als die internationale Vertheilung des Bodeneigenthums. Der Boden ist kein besonderes „Productionsmittel“; er ist die unumgänglich nothwendige Vorbedingung nicht nur für alle und jede Production, sondern für die blosse Existenz. Wem der Boden gehört, dem gehören nicht nur seine Früchte, sondern auch die darauf wohnenden arbeitenden Menschen, wenigstens bis zu einem Grade, der von dem Maasse der Unbeschränktheit des Eigenthumsrechts abhängt, und bei einem wirklich unbeschränkten (d. h. so gut wie unbesteuerten) Bodenmonopol in allen Hauptsachen der eigentlichen Sklaverei nahe kommt. Das trotz der formellen politischen Gleichberechtigung sklavenartige Dasein des europäischen Proletariats ist mit Nichten, wie die Staatssocialisten monarchistischer oder demokratischer Richtung und andere mehr oder minder kommunistisch angehauchte Secten wähnen, eine Folge des Lohnsystems, sondern eine Wirkung des Lohnsystems auf Grundlage des Bodenmonopols. Es ist in der That ziemlich dasselbe, ob ein einzelner

oder eine Gesellschaftsklasse oder auch unter Umständen eine Rasse die andern Menschen zu directen Sklaven macht, oder ob sie im Stande ist, ihnen das zum Leben unumgänglich Nothwendige, nämlich die in Betracht kommenden Theile der Erdoberfläche, vorzuenthalten, und ihnen deren Benutzung nur gegen Erlegung eines kolossalen Tributs zu gestatten. Man wende nicht ein, dass die Classe der Bodenherren umgekehrt auch der Arbeit der andern eben so nothwendig bedürfe, wie diese des Bodens; das ist zwar natürlich an sich ganz richtig, aber von leider nur zu geringer Tragweite. Das äusserste Mittel der Arbeiter ist die Arbeitseinstellung; das läuft dann auf die Frage hinaus, welche von beiden Parteien länger warten könne; und aus unschwer einzusehenden Gründen ist das im Durchnitte, auf den es bei so allgemeinen Betrachtungen allein ankommt, immer die Classe der Bodenherren; dass diese gegenwärtig meist mit dem Namen der „Kapitalisten" bezeichnet wird, ist theilweise eine Folge des Umstandes, dass die Bodenherren und die Kapitalisten thatsächlich im wesentlichen dieselben Personen sind, theilweise aber eine Folge der Verwirrung, die durch den äusserst verschiedenartigen Gebrauch des Wortes Kapital entstanden ist. Der Antagonismus zwischen sog. Agrariern und Leihkapitalisten ist trotz seiner zeitweiligen Lebhaftigkeit und auch Wichtigkeit eine Erscheinung zweiter Ordnung und kommt hier nicht in Betracht.

Da es sich bei unsern Erörterungen, die nicht auf scholastischen Wortstreit oder auch nur auf juristische Feinheiten ausgehen, nur um thatsächliche Verhältnisse und nicht um blosse Worte handelt, so kommt es offenbar nicht darauf an, wer Eigenthümer des Bodens heisst, sondern wer es in ökonomischer Hinsicht thatsächlich ist. Deswegen ist z. B. ein verschuldeter Bodeneigenthümer, vom ökonomischen Gesichtspunkte aus betrachtet, eben nicht mehr der wahre Eigenthümer; dieser heisst heute vielmehr Hypothekengläubiger oder Besitzer von Pfandbriefen, also „Kapitalist". Das Kapital, im Sinne der besseren Nationalökonomen also das producirte Produktionsmittel, ist eine gar vergängliche und ephemere Sache; sein Besitz ist daher trotz der bekannten Schlagworte nicht geeignet, eine dauernde sociale Herrschaft zu etabliren. Selbst der so gewaltig überschätzte Marx hat das theilweise eingesehen, leider aber nicht näher ausgeführt, als er schrieb, dass das Bodenmonopol die Basis des Kapitalmonopols sei.*)

Betrachten wir nun anstatt der intranationalen Beziehungen, die George vor allem in unübertrefflicher Weise auseinandergesetzt hat, vielmehr die internationalen Machtfragen, so kommt es nicht nur darauf an, wie gross und wie werthvoll der von einem Volke occupirte Boden sei, sondern auch auf die Art und das Maass, in welchem der Boden ausgenutzt wird, wobei wir unter Ausnutzung selbstverständlich nicht nur an die landwirtschaftliche Bodenbenutzung denken, sondern ebenso auch an die industrielle. Bei dem Worte „Grund und Boden" denken leider nämlich noch immer sehr viele ausschliesslich oder doch vorzugsweise an den landwirtschaftlichen Boden, gerade als ob Fabriken, Wohnhäuser und Städte in der Luft schweben könnten, und als ob nicht der auf einem Morgen industriell benutzten Bodens producirte ökonomische Werth den auf gleichem Areal von Roggenland erzeugten Werth meist um das vielfache überträfe. Der Grad, in dem ein Volk seinen Boden ausnutzt, kann nun aber äusserst verschieden sein; es hängt das im höchsten Grade von der Technik ab, deren Entwicklung aber wiederum von einer Menge anderer Faktoren. Hier, wo wir von Südseeinsulanern absehen, können wir aber, wie schon bemerkt, die Sache so betrachten, als ob die Technik international ohne weiteres mittheilbar wäre. „Mittheilbar" soll aber zunächst nichts weiter als erlernbar heissen. Ehe die Technik und ihre Fortschritte aber mitgetheilt werden können, müssen sie offenbar erst einmal vorhanden sein, und auf der andern Seite nützt die theoretische Erlernbarkeit nichts, wenn die practische

*) Erst im dritten Bande des „Kapital" finden sich ein paar eingehendere Bemerkungen hierüber.

Einführung der technischen Verbesserungen durch andre Umstände verhindert wird.

Von diesem äusserst verwickelten Probleme, das in mehreren Beziehungen Wechselwirkungen in dem erläuterten Sinne einschliesst, können hier nur einige der wichtigsten Gesuchtspunkte hervorgehoben werden. Die Entwicklung der Technik steht in den meisten Beziehungen auf einer Stufe mit der Entwicklung der Wissenschaften und Künste überhaupt. Diese hängt wiederum, nächst der natürlichen Beanlagung der Rasse, im höchsten Grade von der socialen Verfassung ab, deren wichtigster Einzelbestandtheil in der Vertheilung der Einkünfte zu suchen ist, d. h. in dem, was meist als die ökonomische Lage und thörichter Weise auch wohl als die „Productionsweise" bezeichnet wird; thörichter Weise, sagen wir, weil dabei meist gerade nicht die Art und Weise der Produktion, sondern diejenige der Vertheilung gemeint wird; denn sonst hätte es schlechterdings keinen Sinn, von einer „kapitalistischen" und „sozialistischen Produktionsweise" zu reden, da ja sogar der Staatssozialismus selbst, einschliesslich der Socialdemokratie, keineswegs die Produktion, sondern die Vertheilung der erzeugten Werthe zu ändern strebt, — was dann ganz indirect und auf einem weiten Umwege allerdings auch auf die eigentliche Produktion zurückwirken würde, woran aber bei diesem Ausdrucke oder besser Schlagworte, nicht gedacht wird.

So wichtig nun auch die ökonomischen Verhältnisse für die Entwicklung der Völkerschicksale sind, so ist es doch unmöglich, etwa die gesammte Völkergeschichte unter diesem einzigen Gesichtspunkte zu verstehen. Gar viele Dinge, die sich weder unter die ökonomischen Verhältnisse oder die von den Marxisten sogenannte Produktionsweise, noch auch unter deren Folgen subsumiren lassen, haben in der Geschichte einen Einfluss ausgeübt, den nur ein gänzlich sektenmässig verblendeter oder scholastisch verschulter Kopf übersehen kann. Wenn wir aber von dieser Frage, deren Ausführung hier viel zu weit führen würde, absehen, so bleibt doch noch die weitere, unvermeidliche Frage bestehen, wo denn die ökonomischen Verhältnisse, (oder nach der marxistischen Ausdrucksweise, die „Produktionsweise") herrühren. Diese sind nämlich doch offenbar, wenn auch eine sehr wichtige, so doch jedenfalls nicht die letzte Ursache des Völkerschicksals. Eine wirkliche causale, oder wie der Kunstausdruck der Marxisten lautet, eine „materialistische" Geschichtsforschung kann sich unmöglich dabei begnügen; sie wird erstens, wie gesagt, gewisse andere Faktoren nicht geflissentlich übersehen, und, was die ökonomischen Dinge betrifft, wiederum nach deren Ursprunge forschen. Der einzige Versuch eine wirklich causale Geschichtsforschung anzustellen, der trotz aller ihm anhaftenden Mängel die marxistischen Meinungen an ächter Wissenschaftlichkeit weit übertrifft, ist Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Es lassen sich in der That als letzte treibende Kräfte in der Völkergeschichte sogar von vorn herein, keine andern Umstände auch nur ausdenken, als die erblichen Eigenschaften der Rassen und die Einwirkung der Umgebung, also des Klimas in dem weitesten Sinne dieses Wortes. Von ihnen muss in letzter Linie auch die „Produktionsweise" und deren Entwicklungsgang abhängen.

Was die Entwicklung der Wissenschaft und Technik betrifft, so kann hier nur darauf hingewiesen werden, dass unter sonst gleichen Umständen, nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsveranschlagung, offenbar das an Kopfzahl stärkere Volk auch in dieser Beziehung einen Vortheil haben muss. Unter sonst gleichen Umständen haben zehn Millionen Menschen mehr Chancen zu fruchtbaren Entdeckungen, als etwa nur hunderttausend. Dann kommt es offenbar auch auf die Qualität dieser Menschen an. Die blosse natürliche Intelligenz wird der wichtigste Umstand hierbei sein; allein diese kann namentlich in der Richtung auf die hier maassgebende Naturforschung durch die verschiedenen Arten des Aberglaubens ganz ausserordentlich gelähmt werden, wie die Geschichte des Mittelalters zeigt.

Allein, wenn auch alle Umstände eine Entwicklung der Technik begünstigen, so giebt es doch rein ökonomische Umstände, die eine Benutzung der

technischen Möglichkeiten vereiteln. Jede Form der Verknechtung der Arbeit, z. B. der niedrige Stand der Löhne, wird die Einführung einer Menge nützlicher Erfindungen hindern, da sie sich eben wegen des niedrigen Lohnstandes nicht rentiren würden. Alle technischen Erfindungen laufen ja auf den Ersatz von Menschenkraft und Menschengeschicklichkeit durch maschinelle Vorrichtungen hinaus. Für die Rentabilitätsveranschlagung des Unternehmers kommt es also darauf an, welche Lohnmenge erspart wird; und je niedriger die Arbeit bezahlt wird, um so weniger wird auch das Streben dahin gehen, diese durch maschinelle Vorrichtungen zu ersetzen. Das ist, wie schon erwähnt, das Geheimniss, warum mancherlei Erfindungen in Amerika rentabel waren, die es bei uns nicht sind, namentlich wenn man an die nicht allzufernen Zeiten zurück denkt, in denen es in Amerika noch eine Menge freien Landes gab, dessen Vorhandensein die ökonomisch versklavende Wirkung des absoluten Eigenthums an dem schon vergebenen Boden schwächen musste.

Nächst der Occupation einer möglichst grossen und brauchbaren Landfläche ist der Grad der Ausnutzung, wie wir sahen, der wichtigste Umstand; und wenn man bedenkt, dass diese Ausnutzung überall nur einen gar geringen Bruchtheil derjenigen darstellt, die bei besseren socialen Verhältnissen möglich wäre, so dass also für die Kopfzahl einer jeden der Kulturnationen ihr nationaler Boden zur Ernährung und gesammten Lebensausstattung bei weitem ausreichen würde, so muss man sogar dem Grade der Benutzung unter den gegenwärtigen Umständen einen noch wichtigeren Platz einräumen, als der blossen Occupation. Was nützt das grösste und beste Areal, wenn es infolge des Bodenmonopols nicht entsprechend ausgenutzt wird? Nur in einer Hinsicht ist die blosse Occupation wichtiger, als die Benutzung, nämlich weil die Inbesitznahme jedenfalls vorhergegangen sein muss; man kann nicht benutzen, was man nicht hat, und dasjenige, was eine Nation an Bodeneigenthum besitzt, das wird vielleicht von kommenden Generationen ausgenutzt werden, auch wenn es die gegenwärtige nicht thut. Diese Betrachtung ist namentlich mit Rücksicht auf die Vertheilung der aussereuropäischen Länder unter die Kulturnationen von Wichtigkeit und in diesem Sinne ist sogar die Kolonialpolitik die weitsichtigste von allen und steht so hoch über allen andern politischen Meinungsunterschieden, dass sich hierüber sogar die exstremsten Richtungen verständigen können.

Der Grad der Ausnutzung des Bodens steht in unmittelbarstem Zusammenhange mit der Bevölkerungskapazität einer gegebenen Bodenstrecke unter sonst ganz gleichen Umständen. Je mehr ein bestimmtes Stück Land ausgenutzt wird, um so mehr Menschen vermag es zu ernähren. Sobald die sozialen Einrichtungen aber eine äusserst geringen Grad der Ausnutzung hervorrufen, dessen handgreiflichstes und ausgesprochenstes, aber nicht einziges Beispiel in dem Festhalten weiter Landstrecken ohne jegliche Benutzung durch die Bodenspekulation ist, muss eine scheinbare Uebervölkerung eintreten, wie dies gegenwärtig bekanntlich in allen Kulturländern der Fall ist. Wir bezeichnen diese Uebervölkerung, die sich durch niedrige Löhne und Mangel an Arbeitsgelegenheit charakterisirt, als eine scheinbare, deshalb, weil alle in Frage stehenden Länder bei geänderten sozialen Verhältnissen ganz ausserordentlich viel mehr Menschen einen komfortabeln Lebensunterhalt gewähren könnten, und weil eine verbreitete Meinung im Gegensatze hierzu und im Anschluss an Malthus glaubt oder zu glauben vorgiebt, Mangel und Armuth sei durch die Kargheit der Natur hervorgerufen und daher eine durch keine noch so tief greifenden Veränderungen zu verbessernde Erscheinung. Von einem andern Standpunkte betrachtet, handelt es sich aber allerdings um ein nicht nur scheinbares, sondern wirkliches Uebermass der Bevölkerung. Die Bevölkerungsziffer ist über die Schranken zwar nicht der natürlichen Nahrungsquellen, wohl aber der bestehenden Eigenthumsordnung und damit zusammenhängender Einrichtungen thatsächlich hinausgewachsen; es sind mehr Menschen vorhanden, als bei der bestehenden Eigenthumsordnung erhalten werden können; die Bevölkerung „drückt", zwar nicht gegen die „Grenze der Lebensmittel", nach

der widerlegten Malthus'schen Vorstellung, wohl aber gegen die Schranken der sozialen Einrichtungen. Eines von beiden, nämlich die Bevölkerung (oder deren Zunahme) auf der einen, oder die sozialen Einrichtungen auf der andern Seite muss weichen.

Wem diese Ueberlegungen, die hier unmöglich näher begründet oder im einzelnen ausgeführt werden können, nicht geläufig sind, der sei nur daran erinnert, dass die scheinbare Uebervölkerung sich ja auch in solchen Ländern, wie den Vereinigten Staaten bemerklich zu machen längst angefangen hat, obwohl die Einwohnerzahl dieses ungeheuern Landes nur etwa 70—80 Millionen beträgt, während einige der Einzelstaaten der Union so gross oder grösser als ganz Deutschland mit seinen rund 50 Millionen sind. Man denke beispielsweise an Californien, das nicht sehr viel mehr Einwohner hat, als Berlin allein, und dabei nicht so sehr viel kleiner ist, als ganz Deutschland.

Dieses Beispiel sei auch manchen Biologen und Hauptdarwinisten warm empfohlen, die sich gelegentlich, beim Versuche der Anwendung des darwinistischen Kampfes ums Dasein auf unsere soziale Verfassung durch eine ganz erstaunliche Ignoranz in ökonomischen Dingen blossgestellt haben; als ob für sie Forscher, wie Carey, Dühring und George gar nicht existirt hätten.

So sehen wir die ausserordentliche Wichtigkeit der sozialen Verhältnisse, und insbesondere ihrer Grundlage, der juristischen Gestaltung und thatsächlichen Vertheilung des Bodeneigenthums, klar genug. Die Latifundienbesitze, selbstverständlich diejenigen städtischer, hypothekarischer und pfandbrieflicher Art mitgerechnet, denen schliesslich jede soziale Verfassung zustreben muss, die auf absolutes und unbeschränktes Bodeneigenthum gegründet ist, schnüren die Volksvermehrung ein und bilden die Grundlage der sozialen Gegensätze. Das ist nicht nur gegenwärtig der Fall, sondern ein näheres Zusehen zeigt bei allen sozialen Katastrophen der Geschichte, so weit die Ueberlieferung reicht, im Grunde das gleiche Verhältniss, wenn auch in etwas verschiedenen Formen. Die französische Revolution hatte es im wesentlichen mit den Vorrechten der Bodenherren zu thun; und die gegenwärtige Geldfeudalität hat ganz ebenso, wenn auch auf Grundlage formell verschiedener juristischer Gestaltungen, ihre Wurzeln im Bodeneigenthum und dessen Uneingeschränktheit.

Aber nicht nur direkt wirkt das absolute Bodenmonopol in der Richtung auf geringe Ausnutzung des Bodens, damit auf Verminderung der Arbeitsgelegenheit, scheinbare Uebervölkerung, Einschnürung der normalen Volksvermehrung, also schliesslich auf Verminderung der Volkskraft; sondern das gleiche Resultat entsteht auch durch eine mehr indirekte, aber kaum minder wichtige Wirkungsart derselben Ursache. Die Massenarmuth wirkt verthierend, während zugleich der Klassenreichthum, d. h. der übermässige und arbeitslose Reichthum durchschnittlich die Thatkraft lähmt. So leiden eigentlich beide Theile, wenigstens was ihre Lebenskraft anbetrifft, wenn auch das Wohlleben als beneidenswerther Vorzug jener Bevölkerungsklasse erscheinen mag; es ist auch für diese das soziale Missverhältniss ein direkt an ihrer Lebenskraft nagendes Gift, wenn auch ein Gift von süssem Geschmacke.

Noch wichtiger aber, besonders im Hinblick auf die internationalen Beziehungen der Völker und Rassen, ist der Umstand, dass jenes Missverhältniss die Einigkeit innerhalb der Nation stört; aber nichts ist wahrer, als dass Einigkeit stärkt und dass ihr Gegentheil schwächt. Der Bürgerkrieg ist zwar die äusserlich sichtbarste Folge, aber nicht die letzte. Diese muss man vielmehr in der definitiven Schwächung des Volkskörpers sehen, wie sie die unvermeidliche Folge der „Wechselfieber von Revolution und Reaktion" ist, nach Dührings treffender Ausdrucksweise. Dass ein Volk unter Umständen in der ephemeren Begeisterung der Revolution auch einer grossen Mehrzahl die Spitze bieten kann, ist zwar richtig und die französische Revolution mit dem Gefolge der Napoleonischen Kriege hat das gelehrt; aber der Vortheil ist nicht nachhaltig; so wenig, wie es die Errungenschaften des Bürgerkrieges zu sein pflegen. Die Unklarheit der Volksmassen, die mit einem Male aus künstlicher Vorhaft zur massgebenden politischen Bethätigung gelangen, ist viel zu

gross dazu: die revolutionäre Begeisterung eines Volkes ist, genau so wie das zornige Aufwallen des einzelnen, gar bald verflogen; die gesellschaftliche Rache mag sich an ein paar tausend Köpfen der herrschenden Klasse gütlich thun; ein bleibendes Gutes, ein bleibender Fortschritt zur Freiheit wird in der Regel nicht herauskommen, wohl aber eine allgemeine Erschlaffung und Schwächung der von einem solchen Unglück betroffenen Nation im Vergleich zu andern Völkern. Ist es nicht offenbar, dass Frankreich, das klassische Land der Revolutionen in Europa, trotz oder gerade wegen so vieler gewaltsamer Ausgleichungen innerer sozialer Spannungen, einen bleibenden und wahrscheinlich unheilbaren Schaden an seiner Volkskraft davon getragen hat? In welchem Lande Europas ist der Zuwachs der Bevölkerung kleiner? In welchem Lande ist die künstliche Einschnürung der Bevölkerung nach des Gottesdiener Malthus' Lehren eine verbreitetere Praxis? In welchem europäischen Lande ist die Korruption des öffentlichen Lebens zu einer schwindelnderen Höhe gediehen?

Der Klasse der wirklichen, (nicht nominellen!) Eigenthümer des Bodens fällt mit der ökonomischen Uebermacht auch die politische Vorherrschaft zu, die nach dem Schema der Wechselwirkung wiederum zur Stärkung der ausbeuterischen Monopolstellung gebraucht wird. Die Handhabung der Gesetzesklinke ist ein sehr wichtiges Mittel zur Herrschaft auch in ökonomischer Beziehung; wer die Macht hat, der hat auch das Geld; der Satz „Macht ist Geld“ ist richtig, welches der beiden Worte man auch als Subjekt und welches man auch als Prädikat ansieht. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist es freilich in die Augen fallender, dass der Besitz des „Geldes“ oder besser der ökonomischen Macht (die wesentlich auf dem direkten oder indirekten Eigenthume am Boden beruht) auch die politische Herrschaft im Gefolge hat; aber der umgekehrte Satz ist genau so richtig, findet sich auch oft genug verwirklicht und würde z. B. bei der etwa erreichten Herstellung eines marxistischen, also sozial-büreaukratischen Gemeinwesens nur allzu deutlich werden. Aber auch jetzt schon, und auch in unserm Vaterlande, kann man ausser an ganzen sozialen Gruppen auch an manchen einzelnen Parteiführern die Richtigkeit des Satzes bestätigt finden, demzufolge politischer Einfluss ein wirksames Bereicherungsmittel ist. Wem aber etwa diese Andeutung aus irgend einem Grunde anstössig ist, der mag sein Augenmerk auf italienische und französische Minister und Politikanten richten.

Bisher haben wir so diejenigen innerpolitischen und sozialen Umstände skizzirt, von denen uns die Gesundheit des Volkskörpers vorzugsweise abzuhängen scheint; werfen wir nun einen Blick auf die Formen, die der Wettstreit oder gar der Kampf der Nationen anzunehmen pflegt.

Es ist dies so recht eigentlich das Gebiet der Nationalökonomie im engeren Sinne des Worts, namentlich aber der politischen Oekonomie aus jüngst vergangener Zeit; gegenwärtig wird nämlich diese Wissenschaft auch im wesentlichen von der „sozialen Frage“, d. h. also dem Klassenwiderstreit und seinen Folgen, beherrscht. Früher in vorwiegendem, und auch jetzt noch in ansehnlichem Maasse, drehen sich aber gerade die Hauptstreitfragen der ökonomischen Schulen und Interessenvertretungen um jenen internationalen ökonomischen Wettstreit, dessen Hauptschlagworte bekanntlich „Schutzzoll“ und „Freihandel“ sind. Wir können hierauf natürlich eben gerade nur kurz hinweisen; ist doch allein die Untersuchung jener in den Grundzügen so einfachen und den mannigfachen Anwendungen und Combinationen so ausserordentlich verwickelten Probleme der Gegenstand einer umfangreichen Litteratur! Ebenso können wir auch die allermodernsten, international-ökonomischen Beziehungen nur streifen, die von grossem Interesse, für unser Thema auch von erheblicher Bedeutung, im ganzen aber dem grossen Publikum nur wenig geläufig sind. Dadurch, dass man den Boden ebenso freihändig handelt, wie eine andere Waare, speziell aber durch das Hypothekenwesen und verwandte, darauf gegründete Einrichtungen wie die Pfandbriefe, ist der Grund und Boden „mobilisirt“ worden, wie der Lieblingsausdruck besonders der feudalen Gegner jener Gestaltung der Dinge

lautet; ein wesentlicher, ja der wesentlichste Bestandtheil des Eigenthumsrechts am Boden ist auf diese Weise nicht nur veräusserlich, ohne dass man des Besitzwechsels deutlich gewahr würde; sondern der nationale Boden ist in papierner Gestalt auch sozusagen exportirbar. Ganz ähnlich sind die Staats- und anderen öffentlichen Schuldtitel anzusehen, bei denen es sich eigentlich um ein verbrieftes Recht auf die Steuerkraft einer Gesammtheit handelt. Bei der in einigen Fällen grossentheils verwirklichten Annahme, dass solche nationale Schuldtitel im wesentlichen in den Händen ausländischer Gläubiger seien, führt das Wesen oder Unwesen der öffentlichen Schulden in ein wahres Labyrinth naturrechtlicher, aber im Falle des Staatsbankerottes auch praktisch rechtlicher Erwägungen. Wie äusserst bedenklich die Sache für die schuldende Nation werden kann, hat man z. B. damals gesehen, als vor nicht langer Zeit der Vorschlag gemacht wurde, das Hellenenreich durch einige Kriegsschiffe zur Zahlung geneigter zu machen. Durch diese Einrichtungen ist also eine Form mehr geschaffen worden, nach der eine ganze Nation in eine Art von Abhängigkeit von einer oder auch einer Mehrzahl von andern gerathen kann.

Was es mit dem Kriege und der eigentlich sogenannten „Fremdherrschaft" auf sich hat, das ist so klar und jedermann geläufig, dass einige kurze Andeutungen genügen. Der herrschende Staat wird den beherrschten aus zwei Hauptgründen schädigen: erstens, mit der direkten Absicht, ihn zu schwächen, was er schon behufs Aufrechterhaltung und Sicherung seiner eigenen Herrschaft thun muss; zweitens aber, weil er doch auch die Früchte seiner Herrschaft in klingender Münze sehen will. Die verschiedenen Formen der politischen Niederhaltung und der ökonomischen Aussaugung hier zu schildern, hat keinen Zweck; ist der ganze Fall — namentlich wenn die politische Herrschaft des einen Staats über den andern mit Waffengewalt erreicht wurde — doch einer derjenigen, die zu allgemein und populär bekannt und durchsichtig, in den speziellen Formen aber zu mannigfach sind, als dass sie einer näheren Erläuterung bedürften. Das Wort Patriotismus hat nur dadurch einen reaktionären Beigeschmack erhalten, weil mit ihm allzuviel unehrlicher Missbrauch getrieben wurde; nüchtern und ehrlich gefasst hat es einen sehr guten Sinn; wobei man gut thut, etwa an die Perserkriege der Griechen zu denken, die von einer rein „patriotischen" Begeisterung getragen wurden, ohne dass dabei dynastische oder soziale Klasseninteressen mit ihrer üblichen Verlogenheit das Wort und den Begriff vergiftet hätten. So etwas wie Patriotismus oder Vaterlandsliebe von proletarischen Lohnarbeitern zu verlangen, die nichts zu verlieren haben, ist freilich eine arge Verblendung oder Heuchelei; könnte doch ein moderner Gracchus unseren Proletariern mit fast dem gleichen Rechte wie damals zurufen, dass sie auch nicht an einem Fuss breit des deutschen Vaterlandes Eigenthumsrecht hätten!

Das Resultat unserer Ausführungen, die sich nothwendigerweise auf Andeutungen beschränken mussten, lässt sich nunmehr ziemlich kurz zusammenfassen. Vermehrung der Bevölkerungsziffer, ökonomischer Wohlstand und politische Macht sind die drei grossen Klassen von Faktoren, welche die Ausbreitungs- und Widerstandskraft einer Nation oder Rasse ausmachen. Es sind dieselben Umstände, auf denen auch in letzter Linie der Einfluss von Gesellschaftsklassen innerhalb einer und derselben Nation, und mutatis mutandis im grossen und ganzen auch dieselben, auf denen die Machtstellung des einzelnen beruht; nur muss man im letzteren Falle an Stelle der Erhaltung und entsprechenden verhältnissmässigen Vermehrung der Kopfzahl die physische Gesundheit des einzelnen setzen. Vor allem aber darf man bei Betrachtung der ökonomischen Macht nie deren Grundlage vergessen; es ist dies das Bodeneigenthum, seine juristische Gestaltung und thatsächliche Vertheilung. Die genannten drei Gruppen von wichtigsten Umständen stehen nun in den mannigfachsten Wechselwirkungen. Jeder einzelne von ihnen wirkt auf die beiden andern zurück, sodass sich verschiedene circuli vitiosi oder umgekehrt verschiedene, einander stärkende Umstände günstiger, d. h. die Volkskraft steigernder Art ergeben können.

Immer von neuem aber muss darauf hingewiesen werden, dass die Erhaltung der Bevölkerungsziffer in längeren Zeitperioden der wichtigste aller Umstände ist, so selbstverständlich diese Ueberlegung auch aussieht, oder vielmehr wirklich ist.

Die elendesten Verhältnisse einer Nation können nämlich später, bei günstiger Gelegenheit, rückgängig gemacht werden, wenn es nur dem betreffenden Volke gelang, die blosse Existenz aus der Krisis zu retten, d. h. seine Kopfzahl aufrecht zu erhalten oder womöglich zu vermehren, oder wenigstens das Aussterben hintan zu halten; wobei man wieder daran denken muss, dass es hier, wie auch sonst so oft, heisst: „principiis obsta". Je weiter ein Volk schon heruntergekommen ist, um so mehr ist nämlich auch die Wahrscheinlichkeit gesunken, dass es sich wieder erhebe; so lange aber die Bevölkerungsziffer aufrecht erhalten wird, ist doch noch Hoffnung vorhanden, dass die Zukunft einen mitunter ganz ungeahnten Aufschwung bringe, eine Möglichkeit, die sich wohl nirgends in dem Grade verwirklicht findet, wie bei den Juden, die im Mittelalter wirklich verachtet waren, während jetzt ihre Gegner mitunter zwar aus Neid und Hass Verachtung heucheln, aber ohne sonderlichen Erfolg.

(Ein Schlussteil folgt.)

AUS DEM ERSTEN UNIVERSITÄTSJAHRE.

ROMAN IN BRIEFEN

VON

PETER NANSEN.

(Schluss.)

XXVII.

H., den 25. Oktober.

Lieber Emil!

Dass ich Dir schreibe, weiss weder Dein Vater noch sonst jemand. Es war ein sehr unbesonnener Brief, den Du dem Vater neulich sandtest. Du solltest nur ahnen, wieviel Unheil der angerichtet hat. Vater ist in der schrecklichsten Laune, und darunter haben wir Alle zu leiden. Ich kann auch wirklich nicht begreifen, wie Du dazu gekommen bist. Du kennst den Vater doch, und Du weisst, wie heftig er werden kann, wenn ihm jemand widerspricht; seine Ansichten sind stets klug und richtig, deswegen kann er sich schwer darein finden, wenn Andre das nicht einsehen; auf alle Fälle meint er, dass seine eigenen Angehörigen sich ihm nicht widersetzen sollten, und darin könntest Du Dich ihm doch fügen, so wie wir Alle es ja thun. Mein Gott, man braucht doch nicht bei jeder Gelegenheit mit seiner eigenen Ansicht hervorzutreten, wenn man weiss, dass daraus Unfriede und Kummer entstehen kann. Man muss sich ja stets ein wenig nach einander richten, und lieber

schweigen, als dass man verletzt und beleidigt. Ich weiss sehr wohl, dass es der Jugend schwer wird, sich einen solchen Zwang aufzuerlegen. Ich selber war zu Anfang meiner Ehe auch wohl kaum so vorsichtig und rücksichtsvoll, wie ich hätte sein sollen; aber ich lernte gar bald, meinen Eigenwillen der Liebe und Achtung für Deinen Vater unterzuordnen, und ich habe allen Grund, glücklich darüber zu sein.

Ich glaube auch, Du würdest anders gehandelt haben, wenn Du so recht wüsstest, wie lieb Dein Vater Dich hat. Seit Deiner frühesten Kindheit bist Du sein Stolz, seine Hoffnung gewesen. Er gehört ja nicht zu den Menschen, die ihren Gefühlen einen so überströmenden Ausdruck verleihen, aber unzählige Male, wenn er und ich, nachdem Ihr Kinder zu Bett gegangen waret, in seinem Studierzimmer beieinander sassen, erzählte er freudestrahlend, wie tüchtig Du in der Schule seiest, wiederholte die lobenden Äusserungen, die seine Kollegen über Dich gemacht hatten, und las mir Deine Aufsätze vor. Und wenn Du selber so wenig von seiner Freude über Dich verspürtest, wenn er Dich mehr um der schlechten Zeugnisse willen tadelte, die Du hin und wieder einmal erhieltest, als dass er Dich der vielen guten wegen lobte, so geschah das — davon kannst Du überzeugt sein — nur aus Ehrgeiz in Deinem Interesse.

Aber gerade weil er so grosse Hoffnungen auf Dich gesetzt hatte, ist sein Kummer und seine Enttäuschung jetzt so gross. Was nützt es auch, dass der liebe Gott Dir die guten Fähigkeiten verliehen hat, wenn Du sie nicht im Dienste des Guten verwendest.

Und dann meine ich auch, Du hättest, ehe Du Deinen Brief absandtest, ein klein wenig an uns hier zu Hause denken sollen. W i r, und namentlich i c h, haben unter der Missstimmung zu leiden, die Du bei Vater erregt hast. Du sitzest in Kopenhagen und merkst nichts von den Folgen Deines Briefes. Aber Du kannst mir glauben, es ist nicht leicht für mich, wenn Vaters Zorn wie eine Gewitterwolke über dem ganzen Hause hängt. Ich befinde mich in einer unausgesetzten Angst; ich wage nicht einmal, den Versuch zu machen, seinen Zorn zu mildern, denn dann glaubt er, dass ich mit Dir unter einer Decke stecke.

Aber wenn Du Vater nun einen neuen Brief senden wolltest, in dem Du ihn auf irgend eine Weise verstehen liessest, dass Du Deinen letzten Brief bereutest, so würde Alles wieder gut werden, denn Vater wartet wirklich nur auf ein Wort von Dir, um Dir zu verzeihen. Und dann musst Du in Zukunft wirklich vorsichtiger mit dem sein, was Du schreibst, hörst Du, lieber Emil, das musst Du mir versprechen, auch um meinetwillen. In der Hoffnung, dass Du jetzt thust, um was ich Dich bitte, grüsst Dich freundlichst

Deine treue

Mutter.

XXVIII.

Pfarrhaus zu H., den 28. Oktober.

Herrn Studiosus E. Holm!

'ch mich entschlossen habe, an Sie zu schreiben, so genach vielen Bedenken und reiflicher Überlegung.

Wir haben ja niemals miteinander gesprochen, kein Freundschafts- oder Bekanntschaftsverhältnis kann diesen Brief rechtfertigen. Und doch ist es mir, als wären wir schon alte Bekannte. Ich habe so viel von Ihnen gehört, und ich habe Grund, anzunehmen, dass auch Sie allerlei von mir gehört haben werden. Und die Persönlichkeit, die also Bindeglied zwischen uns gewesen, ist uns beiden teuer, wenn auch auf verschiedene Weise. Jetzt müssen Sie mir nicht zürnen, weil ich so rückhaltlos in Ihr Geheimnis eindringe. Ich bin dazu ermächtigt, Ihnen mitzuteilen, dass Fräulein Schmidt selber mir anvertraut hat, dass sie Ihnen Hand und Herz geschenkt hat. Möge dieser jugendliche Bund zum Segen gereichen!

Wenn Fräulen Schmidt mir ihr Herz erschloss, so geschah das, weil sie in mir nicht nur einen aufrichtigen Freund, sondern auch ihren Seelsorger erblickt. Sie ist ja ein selten empfängliches Gemüt, weich wie Wachs, auf dem alle Ereignisse des Lebens tiefe Spuren hinterlassen. Sie ist dabei trotz ihrer grossen Tugend auf religiösem Gebiet ganz wunderbar entwickelt. So kam sie denn vorgestern zu mir, zitternd und bebend wie eine Frühlingsblüte unter einem Aprilschauer, ganz im Zweifel mit sich selber, geteilt zwischen ihren Gefühlen für Sie und ihrer Pflicht gegen das, was höher ist als alles Irdische. Sie hatten ihr einen Brief geschrieben, den sie mir nicht zeigte, dessen wesentlichen Inhalt sie mir aber, so gut ihre Bewegung dies zuliess, wiederholte.

Was Sie in diesem Brief geschrieben, hatte, wie das ganz begreiflich ist, sie, das gläubige, junge Weib, gar tief erschüttert; wohl war sie nicht im Zweifel darüber, dass Sie die trostreiche Gewissheit, die allen Verstand übertrifft, noch nicht gefunden haben, aber sie hatte doch nicht geahnt, wie kühl, ja wie geradezu feindlich Sie sich der Lehre der Kirche gegenüberstellen. Die angsterfüllte Frage, die das junge Mädchen nun an mich richtete, lautete: Darf ich um meines Seelenfriedens willen mein Herz einem Gottesleugner schenken? Kann wahres Glück und Segen aus einem Verhältnis zwischen zwei Menschen erspriessen, von denen der eine auf dem Grund des Glaubens steht, während der andre auf den dunklen Wegen des Unglaubens umherirrt?

Seien Sie versichert, lieber Herr Holm, dass niemals eine Frage an mich gestellt worden ist, die mein Gemüt in eine so heftige Erregung versetzt, und es mit so qualvoller Unruhe erfüllt hat. Ich sollte hier mit einem Wort über das Lebensschicksal zweier junger Menschenkinder entscheiden, ich sollte nicht nur als Freund raten, ich sollte auch als Seelsorger richten. Vielleicht glauben Sie, dass wir Geistlichen in solchen Fällen nichts von Skrupeln und Bedenken kennen, dass wir unser Gewissen beruhigt fühlen, wenn wir uns nur an das Wort des Gesetzes halten können. Nein, auch wir sind Menschen mit Angst und Zweifeln und verwirrenden Fragen; auch wir sehen das Leben menschlich — und zwar menschlich nachsichtig — an, und wir haben schwere Kämpfe zu bestehen, wenn die Eingebungen unseres Herzens sich scheinbar mit dem Willen Gottes nicht vereinigen lassen.

Wie hätte ich es wohl übers Herz bringen können, diesem jungen Weibe, das mich mit so flehenden Augen ansah, ein verdammendes Wort zu sagen? — ich tröstete sie so sanft und gut ich konnte, ich

bat sie, ihr Herz unter Gebet zu Gott genau zu prüfen, sich nicht zu übereilen, sondern vorerst die Sache liebevoll mit Ihnen zu behandeln. Es wäre ja möglich, dass sie Sie nach irgend einer Richtung hin missverstanden hätte, ja es wäre gar nicht so undenkbar, dass Ihnen, wenn Sie nun einsähen, wie ernst ihr die Sache sei, wie viel auf dem Spiel stände, gleichsam durch einen Blitzstrahl die Augen für die Wahrheit erschlossen würden, wie dies dem Paulus auf dem Wege nach Damaskus geschah.

— — — Aber seit Fräulein Schmidt hier gewesen ist, hat meine Seele keine Ruhe gehabt. Fortwährend hat mir eine innere Stimme gesagt, dass ich meiner Pflicht nicht so leicht genügen könne; dass ich diesem jungen Weibe, das sich hülfesuchend an mich gewendet hatte, nach Kräften zu helfen und beizustehen schulde. Und da kam mir der Gedanke, an Sie zu schreiben.

Was ich dadurch zu erreichen hoffe? Ich weiss es selber nicht so recht, aber es will mir scheinen, als sei es notwendig, dass wir beide einmal mit einander sprächen, nicht als Gegner, als Feinde, sondern als Freunde. Lieber Herr Holm, Sie sind ja noch so jung, noch muss Ihr Herz zu beeinflussen sein. Es scheint mir, als bedürften Sie eines etwas älteren Freundes, an den Sie sich getrost wenden, mit dem Sie über Alles reden könnten, was Ihnen Zweifel und Unruhe verursacht. Wollen Sie mir das Recht geben, Ihnen dieser Freund zu sein? Wie schön wäre es nicht, wenn wir eines Tages gemeinsam vor das junge Mädchen treten und zu ihr sagen könnten:

Wir schliessen in Jesu Namen den Bund,
Wir ankern nun beid' auf des Glaubens Grund!
In einigem Glauben, in einigem Hoffen,
Unterm Zeichen des Kreuzes der Himmel steht offen.

Und damit will ich schliessen. Nehmen Sie diese Zeilen in Liebe auf, wie sie auch in Liebe geschrieben sind, und lassen Sie mich bald von sich hören. Sollten Sie Verlangen nach einer mündlichen Unterredung mit mir haben, so könnte sich vielleicht Mitte November eine Begegnung in Kopenhagen bewerkstelligen lassen.

Mit freundlichem Gruss

Ihr ergebener

Halfdan Möller.

XXIX.

Kopenhagen, den 30. Oktober.

Meine liebe Mutter!

Sehr leid thut es mir, dass ich Deinen Wunsch nicht erfüllen kann. Ich habe keine Veranlassung, den Vater um Verzeihung zu bitten. Was habe ich denn im Grunde gethan? Ich habe, als mich der Vater aufforderte, frisch von der Leber weg zu schreiben, ihn beim Wort genommen, habe ihm herzlich für sein Entgegenkommen gedankt und habe die denkbar möglichste Rücksicht auf ihn genommen. Ist es denn meine Schuld, dass der Vater, als die Sache schliesslich zum Klappen kam, meine Aufrichtigkeit wünschte? Aber nun hat er meine Ansichten einmal erfahren, und dabei ist nichts mehr zu machen.

Weder um meiner selbst, noch um des Vaters willen, will ich meine Worte zurücknehmen. Es würde das ebenso demütigend für mich wie beleidigend für den Vater sein.

Mein liebes, gutes Mütterchen, ich weiss sehr wohl, dass Du diesen Brief kalt, starrsinnig, herzlos finden wirst. Du, mit Deiner weichen, nachgiebigen Natur, wirst nicht verstehen können, weshalb ich so handle, wie ich es thue! Du meinst, weil ich des Vaters Sohn bin, müsse ich ihm in allen Dingen unterthan sein. Ich meine, dass der Vater, der stets ein Mann mit eigenem Willen und eigenen Zielen gewesen ist, einen besseren Sohn verdient als so einen charakterlosen Ja-Bruder. Aber auch um meiner selbst willen, will ich nicht länger artig auf den Hinterbeinen sitzen und Pfot' geben. Soll ich zum Dank dafür, dass Ihr mich in die Welt gesetzt habt, Euch mein Leben unterordnen, da möchte ich wünschen, dass Ihr mir das Leben nicht geschenkt hättet.

Du schreibst, dass ich mich ebenso gut wie Du nach dem Vater richten könne. Nein, liebe Mutter, da ist denn doch ein grosser Unterschied vorhanden! Bedenke, Du hast gewissermassen hier im Leben erreicht, was Du erreichen wolltest. Du hast den Vater aus freien Stücken zum Gatten erwählt, und Du hast, in Übereinstimmung mit Deiner Natur, Dein Glück darin gefunden, Dich unter seinen Willen zu beugen. Du verlangst und erwartest nichts weiter vom Leben. Ich hingegen, ich bin jung! Begreifst Du denn nicht, dass ich mich nicht darein finden kann, mit einer Tüderleine am Bein zu gehen? Ich muss schnell vorwärts, und ich will weit hinaus! Für mich ist Alles noch Pläne und Hoffnungen. Ich trage eine sehnsuchtsvolle Last mit mir herum, Ihr dürft mich nicht zurückhalten, Ihr dürft mich nicht bitten, daheim zu bleiben. All' mein Sinnen und Trachten geht in die weite Welt hinaus. Hinaus in die schimmernde, lichte Zukunft. Ach, wie von Herzen gern möchte ich, dass Ihr mich so recht verstehen könntet, dass Ihr mir Recht geben und liebevoll sagen wolltet: „Ziehe in Gottes Namen hinaus, mein Kind, lebe Dein Leben, wie Du es kannst und willst, nur mache uns und Dir selber keine Schande!“ da würde ich Euch danken und Euch segnen, und Ihr würdet stets meiner Liebe gewiss sein.

— — Ich lege diesen Brief zusammen mit dem Wäschezettel in den Wäschekorb. Wenn Du es für richtig hältst, so kannst Du ihn dem Vater zeigen.

Dein Dich liebender Sohn
Emil.

XXX.

Kopenhagen, den 2. November.

Liebe Emilie!

Zu meiner grössten Verwunderung erhielt ich vor einigen Tagen einen Brief von Herrn Hülfsprediger Möller. Und meine Verwunderung stieg, als ich den Brief las. Er geberdete sich wie ein von Dir in mein Heidenland ausgesandter Missionar, und er bemühte sich nicht nur, mein Herz durch Prosa zu gewinnen, sondern erging sich auch

in Poesien. Da Du ja seine Dichterwerke sammelst, sende ich Dir beifolgend den mir dedicierten Vers.

Es wird Dich kaum wundern, dass ich auf den Hülfsprediger pfeife. Er ist mir vollständig gleichgültig. Dahingegen ist es mir durchaus nicht gleichgültig, dass meine Braut Dinge, die nur mich und sie angehen, einem ganz gleichgültigen dritten anvertraut und einen jungen Herrn besucht, der wenn er auch sein theologisches Examen gemacht hat, doch deswegen wohl nicht aufgehört hat, ein Mann zu sein.

Meine kleine Mis, kannst Du denn nicht begreifen, dass diese Einmischung in unser Verhältnis seitens einer mir wildfremden Person mich peinlich berührt? Und Du musst doch einsehen können, dass dies der allerverkehrteste Weg ist, so auf mich einwirken zu wollen, wie Du es wünschest. Ich wiederhole, wie ich Dir bereits früher gesagt habe: lass uns unsre gegenseitigen Anschauungen milde und nachsichtig beurteilen und unsere junge Liebe nicht durch gegenseitige Verketzerungen ertöten. Ich schlage Dir folgende Übereinkunft vor: in Zukunft kein Religionskrieg zwischen uns; wir beten jeder unsern Gott in aller Stille und in dem festen Glauben an, dass er — sowohl Dein als auch mein Gott — ein guter Gott ist, der zwei Menschenkinder, die sich lieb haben, nicht von einander trennen will. Und wollen wir nun diese Übereinkunft durch einen Kuss besiegeln?

Dein Emil.

P. S. Du brauchst nicht besorgt zu sein, dass ich dem Hülfsprediger irgendwie unliebenswürdig geantwortet habe. Ich schrieb in aller Höflichkeit nur folgende Zeilen: Sehr geehrter Herr Pastor! Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Schreiben und für Ihr Anerbieten, mir mit Rat und Anleitung beistehen zu wollen. Natürlich kann eine solche Teilnahme Ihrerseits, da ich Sie garnicht kenne, mich nur erfreuen; vorläufig aber ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, dass ich Verwendung für Ihren Beistand haben könnte. Ich werde einstweilen ganz gut allein und mit Beistand der Freunde, die ich kenne, fertig. Nochmals besten Dank für Ihre Freundlichkeit.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener
E. H.

Das war doch ein netter, liebenswürdiger Brief?

XXXI.

H., den 4. November.

Lieber Emil!

Dass ich so lange nicht an Dich geschrieben habe, wirst Du wahrscheinlich nicht unbegreiflich finden. Dein letzter Brief an mich war in einem solchen Ton abgefasst, dass ich wirklich allen Ernstes einen Augenblick dachte, der Brief ist sicher im Rausch geschrieben. Ich finde es tragikomisch, dass ein junger Bursche wie Du, der eben aus der Schule gekommen ist, sich berechtigt — ja verpflichtet — glaubt, über Alles zwischen Himmel und Erde eine selbständige Ansicht zu haben. Und doch liesse ich es mir noch gefallen, wenn Du

Deine Ansichten, von denen Du doch wissen musstest, dass sie mich betrüben würden, in einer Deinem Alter und dem Respekt, den Du mir schuldest, angepassten Art und Weise vorgebracht hättest. Statt dessen gestaltetest Du Deinen Brief zu einer Klageschrift gegen mich.

Es kam Dir nicht in den Sinn Dich zu entschuldigen, dass Du mir diesen herben Schmerz auf so schonungslose Weise bereitetest, nein, Du betrachtetest es als etwas ganz Selbstverständliches, dass einem Sohn, der fast noch ein Knabe ist, die Freiheit zusteht, alles das, was sein Vater ihn gelehrt hat, für altes Vorurteil, Aberglaube, Erdichtung, falsche Lehre zu erklären, und Du erblicktest in meinen Bemühungen, Dir Liebe zu dem Wahren, Edeln, Erhabenen einzuprägen, nur eine tyrannisch selbstsüchtige Bestrebung, eine bornierte Verstocktheit. Ja, mein Junge, wenn Du mir nicht einräumen willst, dass dies die umgekehrte Welt ist, so weisst Du wahrhaftig nicht mehr, was oben und unten, was recht und unrecht ist.

Hatte ich eine kurze Weile glauben können, dass Dein Brief an mich in einem Augenblick der Verwirrung geschrieben sei, so musste Dein Brief an Deine Mutter mich auch dieser Illusion berauben. Offen gestanden, mein lieber Emil, verstehe ich nicht, wie Du es hast über's Herz bringen können, einen solchen Brief an Deine Mutter zu schreiben, die eine so weiche, feine Natur ist und die alle Gemütsbewegungen so schlecht verwinden kann. Wenn Du nicht im Voraus Herz genug besassest, den schmerzlichen Eindruck zu bedenken, den Dein Brief auf sie machen musste, so will ich nicht versuchen, Dich durch eine Schilderung des Zustandes zu rühren, in den Du sie versetzt hast. Überhaupt wird es mir schwer, in Dir noch den liebevollen, guten, braven Sohn zu erblicken, über den Deine Mutter und ich so glücklich, auf den wir so stolz waren. Wenn ich das Bild, das ich früher von Dir hatte mit demjenigen vergleiche, das mir aus Deinen letzten Briefen entgegentritt, so will es mir scheinen, als habest Du bisher eine Maske getragen, die Du jetzt hast fallen lassen, um mir ein fremdes, kaltes und — so entsetzlich es klingen mag — ein fast gehässiges Antlitz zu offenbaren. Finden wir uns darein, dass Du selber kein Vertrauen zu meinen Ansichten hast, dass Du Dich darüber erhaben glaubst, noch länger Rücksicht auf mich nehmen zu müssen, — finden wir uns darein, obwohl es schwer zu fassen ist! — — Dass Du aber Deine Mutter noch obendrein verhöhnst, weil sie als pflichtgetreue, liebevolle Gattin bestrebt gewesen ist, in Übereinstimmung mit mir zu sein, das ist, gelinde gesagt, ein starkes Stück.

Zu alle diesem kommen nun noch gewisse Nachrichten, die ich vorgestern durch einen Brief von Tante Kathinka erhielt. Was ich hieraus erfuhr, traf mich nach Deinen letzten Briefen nicht ganz unvorbereitet. Und es reifte in mir die Überzeugung, dass Du noch zu jung und unentwickelt für einen Aufenthalt in Kopenhagen bist, falls Du nicht unter steter Familienaufsicht stehst. Deswegen habe ich beschlossen, dass Du nur noch bis zum ersten November bei Frau Petersen wohnen sollst. Falls es mir bis zu dieser Zeit nicht gelingt, Dich in Verhältnissen unterzubringen, die ich für völlig beruhigend halte, so beabsichtige ich, Dich vorläufig wieder nach Hause zu nehmen, und Dich hier, so gut es sich machen lässt unter meiner oder eines Andern Anleitung zum Philosophikum arbeiten zu lassen. Dies Arrangement wird Dir wohl kaum gefallen; aber, mein lieber Emil, hierauf habe

ich nur die Antwort: Wie man sich bettet, so liegt man. — Du hast nicht in Gutem verstehen wollen, dass Du, solange Du nichts bist und, wenigstens pekuniär, von mir abhängig bist, Dich nicht so ohne Weiteres von allen Rücksichten und Verpflichtungen gegenüber Deinen Eltern und Andren, denen Du zur Last liegst, befreien kannst. So muss denn diese Wahrheit Dir auf eine fühlbare Art und Weise eingeprägt werden.

Doch sollst Du auch wissen, dass meine Liebe zu Dir trotz alledem unverändert ist. Ja, wenn ich Dich nicht so lieb hätte, würde ich mich, das musst Du doch begreifen, nicht so für das ereifern, was ich für Dein wahres Wohl halte. So ist es denn auch meine aufrichtige Hoffnung, dass Du, wenn Du nun dem unheilvollen Einfluss entrückt wirst, unter dem Du Dich offenbar momentan befindest, wieder unser guter, lieber Emil werden wirst. Ich lege eine Abschrift des Teils von Tante Kathinka's Brief ein, der Dich betrifft, u. A., damit Du daraus ersehen kannst, dass sie sich nur in der liebevollsten Weise über ihre Dich betreffenden Sorgen ausgesprochen hat.

Auch Deine Mutter hat mir die herzlichsten Grüsse für Dich aufgetragen.

Dein treuer

Vater.

Beilage zu Brief XXXI.

(Auszug aus Tante Kathinka's Brief.)

— — Wenn ich nun, mein lieber Bruder, dazu übergehe, Dir etwas über Emil zu erzählen, so geschieht dies infolge einer Verabredung mit der übrigen Familie.

Als wir vorgestern Abend bei Paulsens zusammen waren, wurde es mir, als der Ältesten in der Familie, übertragen, diese ein wenig fatale Angelegenheit zu Deiner Kenntnis zu bringen. Nach Deinem letzten Brief scheinst Du ja in dem Glauben zu sein, dass Emil noch immer Mittagsgast der Familie ist. Ich muss Dir nun sagen, dass dies eigentlich nicht der Fall ist. Wohl bleibt unser Anerbieten Emil gegenüber nach wie vor in Kraft, und wir wünschen nichts sehnlicher, als dass er Gebrauch davon machen möchte; aber während des letzten Monats hat niemand von uns — Deine Schwester Caroline vielleicht ausgenommen —, das Vergnügen gehabt, ihn zu sehen. Ich will indessen sogleich bemerken, dass er uns niemals vergebens hat warten lassen. Er sendet seine Absage regelmässig rechtzeitig durch einen Dienstmann, ein Telegramm oder einen Brief; dadurch aber wird dies Mittagsessen bei der Familie für ihn ja freilich nur eine Ausgabe, statt eine Ersparnis für ihn zu sein.

Überhaupt ist es uns Allen unbegreiflich, wie es Emil möglich ist, mit seinen Mitteln auszukommen. Von verschiedenen Seiten hören wir, dass er sich in teuren Cafés und Vergnügungslokalen in Gesellschaft flotter Freunde sehen lässt, und das thut uns Allen sehr leid. Ich glaube auch, dass er vor einiger Zeit den Versuch gemacht hat, von Paulsen Geld zu leihen, doch darüber musst Du nicht reden, denn Paulsen betrachtet das wohl als Geschäftsgeheimnis und hat es nur seiner Frau anvertraut, die es mir wieder erzählt hat.

Doch das Alles ist nicht so schlimm wie der Umstand, dass man ihn des Abends in Damengesellschaft gesehen hat, einmal sogar in einer offenen Droschke. Auch weiss ich durch Frau Petersen, die mich neulich besuchte, dass Emil oft nicht vor dem hellen Morgen nach Hause kommt.

Lieber Schwager, wir Alle haben Emil so lieb, aber wir fürchten, dass es ihm schlecht ergehen kann, wenn er so fortfährt, wie er begonnen hat; und deswegen meinten wir, dass Du wissen müsstest, wie es mit ihm steht, damit Du rechtzeitig einschreiten kannst. Aber vielleicht thun wir ihm Unrecht, und das würde uns Allen eine grosse Freude sein. —

XXXII.

H., den 6. November.

Hierdurch teile ich Dir mit, dass ich nicht länger mit Dir verlobt sein will. Ich bitte Dich, überzeugt zu sein, dass ich dies erst nach reiflicher Überlegung schreibe. Aber Du kannst Dich nicht darüber wundern, dass ich nicht an einen Mann gebunden sein kann, der stets das entgegengesetzte von dem findet, was ich finde, der alles verhöhnt, was mir heilig ist. Ich sende Dir also Deinen Ring zurück, und auch die Briefe, die Du mir geschrieben hast. Dass ich Dir nicht auch die Gypsfigur zurücksende, die Du mir zu meinem Geburtstag geschenkt hast, bitte ich Dich zu entschuldigen, aber ich habe sie neulich zerbrochen. Von dem Augenblick an fühlte ich, dass sich etwas betrübliches zwischen uns ereignen würde; ich war fest überzeugt, dass es ein böses Omen sei, und das ist denn ja auch eingetroffen.

Ich habe mit diesem Brief gewartet, bis ich ganz ruhig war. Ich wollte nicht in Heftigkeit und Zorn von Dir scheiden. Jetzt habe ich drei Tage geheult und alle die Thränen ausgeweint, die ich auf Lager hatte, und nun bin ich vernünftig. Eigentlich ist es mir ganz wunderbar, dass ich die Sache so ruhig auffassen kann. Es ist beinahe, als ginge mich das Ganze gar nichts an.

Siehst Du, Emil, wir sind ja beide noch sehr jung; es würde schrecklich lange währen, bis wir uns verheiraten können. Wenn wir nun aber viele Jahre lang verlobt sein sollten, ohne uns jemals einigen zu können, so würden wir einander sicher gar bald überdrüssig werden. Du sagst ja freilich in Deinem letzten Brief, dass wir es unterlassen könnten, über Religion und dergleichen zu reden, früher aber sagtest Du gerade das Gegenteil, was Du selber aus Deinen Briefen ersehen kannst, die ich Dir anbei zurücksende. Früher sagtest Du, wenn man einander liebe, so solle man offen und ehrlich über alles sprechen, und darin hattest Du Recht. Wenn Du jetzt also sagst, das es Dinge giebt, über die wir nicht zusammen reden wollen, so geschieht das, weil Du mich nicht mehr so liebst, wie Du es früher thatest.

Sonst hättest Du es auch nicht über's Herz bringen können, so spöttisch und höhnisch zu schreiben wie in Deinen letzten Briefen. Das war sehr hässlich von Dir, ich hätte niemals geglaubt, dass Du so boshaft sein könntest. Aber ich merke sehr wohl, dass Du dort in Kopenhagen ein ganz anderer geworden bist. Ich kenne Dich garnicht mehr.

Was nun aus mir werden soll, weiss ich wirklich nicht. Es ist ja schrecklich für ein junges Mädchen, wenn ihre Verlobung aufgehoben ist. Dir kann es ja einerlei sein, aber auf mich werden sie alle mit den Fingern zeigen, denn was nützt es, dass wir nur heimlich verlobt waren, — alle Menschen hier in H. wissen Bescheid und jeden Tag muss ich eine Menge anzüglicher Bemerkungen herunterschlucken. Hier in H. kann ich wirklich nicht bleiben. Wenn ich dann doch wenigstens einen grossen, edlen Wirkungskreis hätte! Am liebsten würde ich mich als Krankenpflegerin ausbilden lassen; wenn dann nur die Cholera käme, damit ich als barmherzige Schwester wirken könnte!

Ich möchte Dich noch bitten, mir meine Briefe zurückzusenden. Wenn Du mir dabei schreiben solltest, so versuche, bitte, nicht, mich versöhnen zu wollen. Mein Beschluss steht unerschütterlich fest. Gott gebe, dass Du einstmals auf andere Gedanken kommen mögest.

Emilie.

XXXIII.

Kopenhagen den 7. November.

Lieber Vater!

Dein Brief war klar und deutlich. In wenige Worte zusammengefasst, würde er lauten: Du bist pekuniär von mir, Deinem Vater, abhängig, ergo hast Du blindlings zu gehorchen und zu glauben, was ich glaube. Du hast nicht die Mittel, Dein Leben auf eigene Rechnung zu leben.

Ich will ebenso deutlich antworten: Ich danke Dir für die Zeit, da ich Deine 35 Kronen per Monat genossen habe; ich wünsche sie nicht länger zu empfangen. Wie ich fernerhin existieren werde, das ist meine Sache. Das, worauf es ankommt, ist, dass Du fortan keine Unbequemlichkeit durch mich haben sollst; ich will Dir nicht länger zur Last fallen. Und damit fällt Dein schöner, pädagogischer Plan, mich aus der Hauptstadt mit ihren Verlockungen und ihrer Gottlosigkeit zu entfernen, von selber in sich zusammen.

Gleichzeitig mit diesem Schreiben sende ich Tante Kathinka einen Brief, in welchem ich ihr als der offiziellen Bevollmächtigten der Familie mitteile, dass ich mich mit gebührendem Dank von der wohlthätigen Mittagsspeisung zurückziehe. Offen gestanden, hingerissen von Dankbarkeit bin ich dieser Armenhülfe gegenüber eigentlich niemals gewesen, musste ich sie mir doch auf langen Expeditionen in die verschiedensten Teile der Stadt verdienen, und mit einem bescheidenen, tadellosen Lebenswandel honorieren. Wenn ich nun obendrein noch erfahre, dass die Familie sich berechtigt glaubt, in ihrer Eigenschaft als meine Mitversorger mein Leben auch ausserhalb der Mittagszeit zu kontrollieren, und dass man Anstoss daran nimmt, dass ich, der ich gratis abgefüttert werde, „feine Cafés“ besuche, ja sogar in einer Droschke gesehen worden bin, so — das gestehe ich, — vergeht mir der Appetit völlig.

Ich wünsche nach keiner Richtung hin irgend etwas zu beschönigen. Ja, Tante Kathinka hat Recht: ich habe Onkel Paulsen um ein Darlehen gebeten. Dass ich es nicht erhielt, führe ich nicht als mildernden

Umstand an, sondern um Dir zu beweisen, dass der Kohlenhändler Herr Paulsen in der Beziehung wirklich ein Mann mit festen Grundsätzen ist. Dahingegen solltest Du Dich doch nicht so ganz unbedingt auf Tante Kathinkas Versicherung verlassen, dass Herr Paulsen die Gesuche um ein Darlehn als Geschäftsgeheimnis behandelt.

Was nun die berüchtigte Droschke mit weiblicher Begleitung anbetrifft, so muss ich auch hier die Richtigkeit der Anklage zugeben. Ich bin wirklich vor einigen Wochen eines Abends in einer offenen Droschke gefahren, in der u. A. eine Dame sass. Ausser der Dame und mir befand sich in besagtem unmoralischen Beförderungsmittel der junge Herr Svane, und die Dame war — seine Schwester. Wir kamen von einer unanständigen Belustigung, — wir hatten nämlich den „Orpheus in der Unterwelt" im Volkstheater gesehen.

Im Übrigen will ich mich durchaus nicht damit rühmen, dass ich nur mit so feinen Damen wie Fräulein Svane verkehre. Aber dies gehört in engstem Sinne zu meinem Privatleben, und ich habe keineswegs die Absicht, mich in Bezug darauf in detaillierte Rechtfertigung einzulassen.

Schliesslich will auch ich mein Herz sprechen lassen. Obwohl Du mich ja als scheinbar kaltes und verhärtetes Gemüt stempelst, kannst Du Dich doch nicht entschliessen zu glauben, dass alle besseren Gefühle bei mir völlig erloschen sein sollten. Nein, lieber Vater, darin hast Du Recht. Du brauchst mich nicht auf ciceronianische Weise als einen Catilina zu behandeln. Mein Herz steht allen guten, liebevollen Worten offen, es verschliesst sich aber störrisch der Rede, die sich Eintritt erzwingen will, indem sie auf selbstangemasste Forderungen pocht.

In Wirklichkeit ist mein Herz voll Kummer über die Bitterkeit und den Streit, der zwischen uns getreten ist. Nachgeben kann und will ich jedoch nicht, denn jetzt kämpfe ich buchstäblich um mein Leben.

Ich glaubte, der Streit würde sich vermeiden lassen. Ich glaubte, Du würdest meinen Anspruch auf persönliche Selbstbestimmung verstanden und anerkannt haben. Von diesem Glauben ausgehend, schrieb ich s. Z. den Brief, der Dich — zu meiner grossen Überraschung und Enttäuschung — so erbittert hat.

Jetzt sehe ich ein, dass wir Beide zwei verschiedene Sprachen mit einander reden, in denen die Worte dieselben sind, stets aber mit einer verschiedenartigen Bedeutung. Von einer gegenseitigen Verständigung kann natürlich keine Rede sein.

Für mich kommt jetzt ja eine ernste, angestrengte Zeit. Aber ich fühle mich stark und energisch genug, um auf eigenen Füssen stehen zu können. Ich habe bereits verschiedene Pläne gemacht, um das erforderliche Geld zu verdienen. Ob ich meine Wohnung bei Frau Petersen behalten werde, weiss ich noch nicht. Natürlich erhaltet Ihr Nachricht, sobald etwas Bestimmtes abgemacht ist.

Herzliche Grüsse an Alle.

Dein treuer Sohn

Emil.

XXXIV.

Den 9. November.

Liebe Emilie!

So ist es denn also vorbei! Ja, Du hast gewiss Recht, es ist so am besten — für Dich und für mich. Wir sind jung, zu eckig, zu eifrig, zu halsstarrig, um mit unsern verschiedenen Ansichten zusammen in demselben Gespann zu gehen. Wir würden unsere jugendliche Verliebtheit in Bitterkeit darüber vergehen lassen, dass der Eine nicht so ist wie der Andere.

Und doch, — nicht wahr — es ist schwer zu scheiden. Meine liebe, kleine Mis — zum letzten Mal nenne ich Dich so — es that mir ein klein wenig weh zu sehen, wie besorgt Du in Deinem „Absagebrief“ warst, Deinen Gefühlen Luft zu machen. Ich stimme völlig mit Dir darin überein, dass wir Abschied von einander nehmen müssen; aber ich kann nicht mit einem kühlen, fremden Gruss von Dir gehen. Wenn ich Dich bei mir hätte, würde ich Dich auf meinen Schoss ziehen, ich würde Deine kleine, warme Hand lange in der meinen halten, ich würde noch einmal in Deine dunklen, graublauen Augen schauen, die so kindlich leicht vom Lächeln in Betrübnis übergehen, und ich würde, selbst wenn Du ein klein wenig Widerstand leistetest, Deinem Mund und Deinem Hals und Deinen neugierigen, kleinen Ohren einen Abschiedskuss geben, der Dir sagen sollte: Leb wohl und hab Dank! Leb wohl und auf Wiedersehen! Denn wenn wir uns jetzt auch trennen, so ist es doch nicht notwendig, dass wir uns niemals wiedersehen sollen. Wenn Jahre darüber hingegangen sind, wenn das Leben einen Jeden von uns an seinen Bestimmungsort geführt hat, sollen wir einander da nicht in freundlicher Erinnerung an diese unsere Frühlingssonne begegnen können, an die Zeit, als wir uns in leichten, glücklichen Sonnenschein-Hoffnungen fanden und von schweren Frühlingsschauern auseinandergetrieben wurden, die uns freilich nicht allzuarg zerzausten, so dass wir unsern Federschmuck schnell wieder in Ordnung bringen konnten?

Du sagst, Dein Leben sei zerstört. Das kannst Du nicht im Ernst meinen. Natürlich verstehe ich Deinen Wunsch, eine Wirksamkeit zu haben, die Deine Gedanken beschäftigen und Dein Leben ausfüllen kann. Aber selbst ohne dem wirst Du, frisch und gesund wie Du bist, wieder zu Kräften kommen. Und Du sollst sehen, Du wirst bald einen Anderen, einen „Würdigeren“ finden, der Dir das ruhige Glück, das hülfreiche Verständnis zu bieten vermag, das Du bei mir hast entbehren müssen, — wird es mir selber doch schwer genug, mich hindurchzuringen.

Mir wird die nächste Zeit viel Ernst und viel Arbeit bringen. Ich gehe ihr mit frohem Mut entgegen. Mich erfüllt eine heisse Sehnsucht, mich mitten in die Wellen des Lebens hineinzustürzen, ich brenne vor Ungeduld, mir einen möglichst grossen Teil der Welt zu erobern. Ich würde lügen, wenn ich leugnen wollte, dass ich es für das Beste für mich halte, ohne Band, ohne Verpflichtungen in die Welt hinaus zu ziehen. Gleichzeitig aber bin ich voll Dankbarkeit in Erinnerung alles dessen, was Du für mich gewesen bist. Wenn ich Dir meiner Kinderbraut Lebewohl sage, so geschieht es mit tiefer Wehmut. Es ist mir, als wäre ich im Begriff, eine grosse Seereise

anzutreten, während mir vom Lande her ein liebes, süsses Antlitz Lebewohl zunickte, und ein weisses flatterndes Taschentuch mir einen letzten Gruss aus einer Zeit brächte, die nie wiederkehren wird. Zum ersten Mal fühle ich, dass ich etwas verlasse; dass ich anfange, eine Vergangenheit zu haben, dass ich mit der Zukunft geizen muss.

So leb denn wohl, mein süsses Lieb, hab Dank für Alles Gute!

Dein Dich liebender

Emil.

XXXV.

Den 15. November.

Lieber Svane!

Dein Billet mit der Nachricht, dass Du nach Jütland gereist bist, um die goldene Hochzeit Deiner Grosseltern zu feiern und acht Tage fort zu bleiben, war mir eine grosse Enttäuschung. Ich wollte gerade in diesen Tagen gern über eine sehr wichtige Angelegenheit mit Dir sprechen. Es scheint mir, als fühltest Du Dich ein wenig dadurch gekränkt, dass Du so lange nichts von mir gesehen hast. Aber ich hege die Hoffnung, dass Du mir verzeihen wirst. Ich bin in dieser ganzen Zeit nicht normal gewesen. Ich habe mich in einem recht peinlichen Kampf mit mir selber und meinen nächsten Angehörigen befunden, in einem Kampf, der alle meine Kräfte in Anspruch genommen hat. Wie ein Rechtsanwalt habe ich mich in zahlreichen, langen Schriftstücken verteidigen müssen. Schliesslich wurde die Verhandlung — was noch weit anstrengender war — mündlich geführt, indem mein alter Vater mich neulich morgens im Bett überraschte.

Du weisst, dass das Verhältnis zwischen mir und meinem Vater in letzter Zeit sehr gespannt war, und Du kennst die Gründe. Es kam zu einer grossen Auseinandersetzung, bei der wir Beide hartnäckig auf unserer Ansicht bestanden; es wurden harte und bittere Worte zwischen uns gewechselt. Schliesslich kündigte ich ihm Treue und Ergebenheit. Ich erklärte, dass ich in Zukunft mein eigener Herr sein wolle, auch insofern, als ich fortan für mich selber sorgen würde. Nach diesem Salut hing der alte Hüne sein Fell über die Schulter und zog nach der Hauptstadt, um seinen widerspenstigen Sohn durch einen coup de main zum Gehorsam zu zwingen. Dies misslang vollständig. Nach einer ebenso betrübenden wie hässlichen Szene schieden wir in Unfrieden von einander. Ich aber behauptete die Walstatt.

Soweit habe ich meinen Willen durchgesetzt. Und im Grunde bereue ich auch nicht, was geschehen ist. Aber was nun? Ich lasse meinen Blick über die Walstatt gleiten, die ist öde und leer. Als kläglicher Sieger stehe ich da, aller Hülfsmittel entblösst. Diesen Monat habe ich freilich noch ein Dach über dem Haupte; vom ersten Dezember an bin ich aber darauf angewiesen, von den 20 Kronen monatlich zu leben, die ich in meiner Schule verdiene. Bei den Neigungen, die mir von Natur angeboren sind und bei den Gewohnheiten, die ich mir allmählich zugelegt habe, und die ich infolge meiner Neigungen sehr schwer und sehr ungern ablegen werde, wirst Du begreifen, dass diese 20 Kronen nur gleichsam ein Tropfen im

Meere sind. Dass meine Lage von vornherein recht bedrückt war, weisst Du. Ausser meiner Angelegenheit mit dem Biedermann Carlsen habe ich bedeutende — wenn auch weniger drängende Verpflichtungen, dem Schneider, dem Schuster und andern barmherzigen Samaritern gegenüber; daneben hie und da noch kleinere Klackerschulden, die mit andern kleinen Bächen zusammen einen ganz ansehnlichen, unüberkommbaren Fluss bilden.

Also: ich soll und muss Geld verdienen, und zwar garnicht so wenig. Ich habe folgenden Überschlag gemacht: Ich ziehe in ein Pensionat; für 60 Kronen monatlich kann ich wohl eine einigermassen gemütliche Bude und eine nicht ganz ungeniessbare Kost bekommen. Das macht 720 Kronen im Jahr. Für Kleider, Taschengeld und „unberechenbare“ Ausgaben veranschlage ich 580 Kronen. Meinst Du nicht auch, dass ich damit auskommen kann? Aber von den 1300 Kronen habe ich vorläufig nur 240. Es fehlen mir also noch 1060 Kronen.

Weisst Du irgend eine anständige Art und Weise, wie ein Student 1060 Kronen verdienen kann? Meiner Familie gegenüber habe ich mir den Anschein gegeben, als sei es eine Kleinigkeit für mich, ganz bedeutende Summen zu verdienen. Dir kann ich es aber gestehen, dass es Prahlerei war. Ich habe gesonnen und gesonnen; des Nachts mache ich Pläne, die mir grossartig erscheinen, bis der Morgen kommt und sie beleuchtet; da grinsen sie mich denn ganz lächerlich an. Einige von diesen Plänen indessen kehren mit einer wahren Unermüdlichkeit wieder und wieder. Obgleich ich darauf vorbereitet bin, dass auch Du mich auslachen wirst, wenn Du sie vernimmst, so will ich sie Dir doch in meiner Herzensnot mitteilen.

Der eine Plan ist, Deinen Vater zu fragen; ob er nicht in seinem Kontor Verwendung für mich hat. Ich bin ja freilich nicht für den Handelsstand erzogen, und ich möchte ja auch ungern den ganzen Tag gebunden sein. Aber trotzdem! Glaubst Du nicht, dass er einen „akademisch gebildeten“ jungen Mann als Privatsekretär oder dergleichen gebrauchen könnte? Würdest Du ihm eventuell einmal auf den Zahn fühlen?

Mein zweiter Plan ist, — nun ja, ich will nur lieber gleich mit der Thür ins Haus fallen — Journalist zu werden. Du kennst ja diesen oder jenen meiner dichterischen Versuche. Du hast Dich mit wohlwollender Nachsicht über meine Fähigkeit, die Feder zu führen, ausgesprochen. Ich selber habe stets eine brennende Lust gehabt, unter's „Federvieh“ zu gehen, — doch dem lege ich keine grosse Bedeutung bei, da ich weiss, dass ich diese Lust mit den meisten jungen Studenten teile; auch würde ich nur dann Journalist werden, wenn ich wirklich Aussicht hätte, es zu etwas Tüchtigem zu bringen.

Was sagst Du nun hierzu? Und hast Du einen Begriff davon, wie man es anfängt, Journalist zu werden? Ich bin in der Beziehung grenzenlos naiv. Soll man ohne weiteres zu dem Herrn Redakteur gehen und sagen: „Gestatten Sie einem jungen Manne jährlich 1060 Kronen zu verdienen, indem er für Ihr wertes Blatt schreibt? Hochachtungsvoll ergebenst Emil Holm“ — — oder was soll man thun?

Ach, wenn Du doch nur hier in der Stadt wärest! Ich bedarf, wie Du siehst, gar sehr eines Freundes und Ratgebers.

Von fröhlichen Dingen ist nichts zu berichten. Selbst in bezug auf die Liebe steht es traurig um mich. Infolge aller dieser ernsten

Scherereien, von denen mir der Kopf ganz eingenommen war, habe ich die kleine Amalie gänzlich vernachlässigt, sie ist hierüber beleidigt und giebt ihrer Verstimmung Ausdruck in zahlreichen Briefen, mit deren Beantwortung ich es nur so ganz sachte angehen lasse. Offen gestanden, ich bin ihrer ein wenig überdrüssig. Es ist gewiss Unrecht gegen sie, aber ich kann nichts dabei machen: ihre Leidenschaft für gebratene junge Hühner und schwedischen Punsch sowie ihre orthographischen Fehler verderben mir in gleichem Masse die Laune.

Grüsse Deine Schwester herzlichst, lass ihr gegenüber aber, bitte, nichts von meinen Nöten verlauten.

Dein getreuer

Emil Holm.

XXXVI.

Kragholm bei Viborg, den 17. November.

Lieber Freund!

Das also ist das Ende vom Liede! Nun denn, in Gottes Namen! Möge es für Dich zum Segen werden. — — Du musst Dich nicht daran stossen, dass ich Dir gegenüber in diesen biblischen Ton verfalle; Du selber hast mich dazu veranlasst. Du übst überhaupt immer einen religiösen Einfluss auf mich aus. Zu sehen, wie sich ein Vater und ein Sohn, den gebildeten Klassen angehörig, heutzutage um ihres Glaubens willen gegen einander erheben, das ist für mich etwas so fremdartiges, feierliches, dass mich eine förmliche Bewegung dabei überkommt.

In meiner Familie, die ja doch auch eine ganz nette Familie ist, und in der selbst mit Bischöfen und Probsten ein flotter Verkehr unterhalten wird, könnte ich mir einen Streit über Anschauungen — weder in religiöser noch in moralischer Beziehung — überhaupt gar nicht vorstellen. Papa's Verhältnis zur Kirche äussert sich darin, dass er alljährlich drei Mal — an den Festtagen erster Rangklasse — in die Frauenkirche geht, und dass er mindestens ebenso oft seinen Seelsorger zu einem besseren Mittagsessen bei sich sieht. Was mich selber anbetrifft, so bin ich nach jeder Richtung hin standesgemäss getauft und konfirmiert, und ich stehe auf dem allerbesten Fuss mit Sr. Hochwürden, der auf unserm letzten Diner, nachdem er mir in einem kleinen bescheidenen Whist zu 10 Öre, 10 Kronen 50 Öre abgeknöpft hatte, auf mein spezielles Wohl trank und mich versicherte, ich sei einer seiner liebsten Konfirmanden gewesen. Ich kenne die Kirche und alles, was dazu gehört, überhaupt nur von der liebenswürdigsten Seite. Dass wir unsere häusliche Gemütlichkeit durch aufreibende Streitigkeiten über das was wir glauben oder was wir nicht glauben aus dem Gleichgewicht bringen sollten, wäre ebenso undenkbar, als dass Papa die Nerven meiner Mama durch seine Geschäftsangelegenheiten beunruhigen könnte.

Mein einziger — wenn ich mich so ausdrücken darf — kirchlicher Konflikt mit Papa entstand bei meiner Schwester Konfirmation, als ich auf ihrer Seite war, mit meiner Ansicht, dass sie zu dieser

Feier eine weisse Crêpe de Chine Robe tragen müsse, während Papa mit wirklich imponierender Heftigkeit behauptete, es sei unpassend, wenn junge Mädchen in etwas anderm als in einem schwarzen seidenen Kleid konfirmiert würden.

Du musst diese ganz persönlichen Bemerkungen verzeihen. Aber jetzt wirst Du mein Erstaunen über Deinen Fall besser begreifen können.

Gehen wir nun über zu der Erwägung dessen, was Du thun musst.

Vorerst eine kleine Frage. Wenn Du sagst, dass Du von 1300 Kronen jährlich leben willst, alles einberechnet, so ist das doch wohl nur ein liebenswürdiger Scherz? Du erwähnst selber Deine keineswegs sparsamen Neigungen und Gewohnheiten. Ja, wahrlich, die Anerkennung muss man Dir zollen, dass Du Dich mit überraschender Geschwindigkeit zu einem Kulturmenschen mit ausserordentlich feinem Verständnis für die Güter des Lebens entwickelt hast. Aber für 1300 Kronen erhält man in unserem betrügerischen Zeitalter nur ein sehr kärgliches tägliches Brot. Du weisst, dass ich im innersten Innern meiner unsterblichen Seele ein fanatischer Sozialdemokrat bin. Ich begreife so gut die Erbitterung darüber, dass neun Zehntel des Menschengeschlechtes ein elendes Dasein fristen müssen, während das eine Zehntel mit dem fetten Bissen davongeht. Ich sympathisiere durchaus damit, dass diejenigen, die wenig haben, mehr haben wollen. Und ich finde es unsagbar komisch, wenn mein Papa und andere Matadore sich über die zunehmende Genussucht der unteren Klassen aufregen. Wenn die Arbeiter und diese Art Leute trotzdem einigermassen zufrieden sein können, so hat das seinen Grund darin, dass sie niemals einen Begriff davon gehabt haben, was es heisst, gut zu leben. Aber ein Mensch wie Du, der mit gesundem Appetit von der Frucht am Baume der Erkenntnis gekostet hat, würde elend und unglücklich werden, wenn man ihn plötzlich auf schmale Kost setzen wollte. Selbst wenn Du die allerbesten Vorsätze in Bezug auf Sparsamkeit hast, wenn Du jetzt auch fest entschlossen bist, Dein knappes Budget inne zu halten, so wirst Du es gar bald überschreiten. Du wirst nicht die Resignation einer armen Arbeiterfrau besitzen, die, nachdem sie sich in den leckeren Anblick aller der Herrlichkeiten vertieft hat, die im Fettwarenkeller ausgestellt waren, ruhig — und ohne einen Einbruch zu verüben — nach Hause geht zu ihrem kärglich besetzten Tisch, fest überzeugt, dass das Fette in dieser Welt nicht für sie geschaffen ist.

Also, ich glaube nicht daran, dass Dein Budget sich halten wird. Aber, kommt Zeit, kommt Rat. Kannst Du Dir nur eine einigermassen feste Einnahme verschaffen, so wirst Du Dich mit Hilfe von Kredit, der ja ebenso wie andere Annehmlichkeiten dieser Welt für die besseren Stände und für die hoffnungsvollen Kinder dieser besseren Stände eingerichtet ist, schon zu behelfen wissen, bis Dir bessere Zeiten lächeln.

Wenn Du Dich nun in Bezug auf Deine Geldspekulationen u. A. auf meinen Papa vertröstet hast, da rate ich Dir gleich von vornherein ganz energisch, diesen Gedanken aufzugeben. Papa hat allerdings Verwendung für eine ganze Reihe von jungen Menschen, aber für Leute wie Du und Deinesgleichen ist sein Kontor nicht eingerichtet. Er ist ein prächtiger Kerl, — ich, der ich ihn beerben soll, klage nicht über ihn — ein Sozialdemokrat aber ist er nicht. Seine Geschäftsprinzipien, die seiner Überzeugung nach in schönstem Einklang

mit dem Willen Gottes und den staatserhaltenden Ideen stehen, könnte man in den kurzen Satz zusammenfassen: so viel wie möglich und so billig wie möglich zu kaufen. Diese Grundsätze hält er auch unerschütterlich in Ehren, wo es sich um Anschaffung seines Kontorpersonals handelt. Vielleicht liegt dieser Auffassung ein schöner, moralischer Gedanke zu Grunde. Das steht fest: er kann es durchaus nicht leiden, wenn seine jungen Menschen träge sind, deswegen fesselt er sie täglich 10 Stunden ans Pult, und er bezahlt diese Arbeit in einer Weise, dass er sicher sein kann, dass die Betreffenden des Abends in ihren Mussestunden kein schwächendes, zügelloses Leben führen. Ich weiss, dass Du sein Herz gewonnen hast. Aber gerade deswegen würde er sich niemals entschliessen können, Dich auf sein Kontor zu nehmen. Er ist, wie gesagt, ein prächtiger Kerl.

Aber ganz im Ernst, es wäre auch wirklich nichts für Dich. Du eignest Dich garnicht für das Geschäftsleben. Nein, — aber für die Journalistik bist Du wie geschaffen. Ich glaube, Du hast hier das Richtige gefunden.

Es soll dies kein Hohn sein. Ich weiss sehr wohl, dass die Journalistik heutzutage für eine ganze Menge junger Leute, die zu sonst nichts zu gebrauchen sind, das gelobte Land geworden ist. Aber die Leichtmatrosen der Presse zähle ich nicht zu den Journalisten. Sie kommen und gehen, ohne eine Spur zu hinterlassen, sie können an einer Zeitung ja zu einer Art Arbeit verwendet werden, die weder Kenntnisse, Ernst noch Kunst erfordert, aber sie werden niemals etwas anderes als Statisten. Ich weiss auch, dass die Journalistik oft auf höchst unappetitliche Weise betrieben wird. Ich habe zwei Journalisten gekannt, beides ursprünglich ein paar tüchtige Burschen, die etwas zu werden versprachen. Der eine arbeitet jetzt träge an einem Blatt, über das er sich in offenherzigen Augenblicken — wenn er ein paar Gläser getrunken hat — mit der ganzen Verachtung seines bessern Menschen äussert. Er giebt zu, dass er in Wirklichkeit mit den Personen sympathisiert, die er, der Parole seines Blattes folgend, angreifen muss; er schlägt mit der Faust auf den Tisch und schwört, dass das jetzt ein Ende haben soll. Am nächsten Morgen aber schleicht er mit seinem Katzenjammer wieder auf die Redaktion und fährt fort, sich alle Ehre und alles Anstandsgefühl von der Seele zu schreiben. Der andere gehört zu der bösartigeren Spezies. Er verkauft sich aus kalter Berechnung dem Meistbietenden und bedeckt seine Schande nicht einmal mit einem Feigenblatt. Er trägt sie vor aller Welt offen zur Schau. Im Laufe eines Jahres hat er die Runde in allen Anschauungen gemacht, und er wird fortfahren, Caroussel zu fahren, so lange es noch Ringe zu stechen giebt.

Lieber Holm, wenn ich nicht glaubte, dass Du Talent hättest, und wenn ich Dich nicht für einen grund-anständigen Menschen hielte, so würde ich zu Dir sagen: Bleibe um Gotteswillen der Journalistik fern, sie kann das schönste aber auch das hässlichste Metier sein.

Die grösste Schwierigkeit liegt in Deiner Jugend. Hättest Du wenigstens nur einen Dr. phil., den Du auf Deine Visitenkarte setzen könntest! Auch bist Du natürlich in Politik und allen den öffentlichen Verhältnissen, die ein Journalist kennen muss, wohl nicht gerade sehr bewandert. Aber das könntest Du wohl alles allmählich lernen. Vorläufig handelt es sich für Dich ja nur darum, den betreffenden Herrn

Redakteur davon zu überzeugen, dass Du die nötige Bildung und Federgewandtheit besitzest. Hast Du erst einen Fuss im Steigbügel, so hängt es nur von Deiner eigenen Energie und Tüchtigkeit ab, wie fest Du im Sattel sitzen wirst.

Was meinst Du, wenn Du der betreffenden Zeitung als Probe einen Auszug Deiner Briefe aus dem ersten Universitätsjahre sendetest? Es müssen sich zweifelsohne sehr lesenswerte und pikante Sachen darunter befinden.

Dies ist ja selbstredend nur ein Scherz, aber irgend etwas müsstest Du doch wohl herausfinden können, wodurch Du das Interesse des Redakteurs gewinnen könntest.

In wenigen Tagen bin ich wieder zurück; da können wir die Sache mündlich weiter bereden. Bis dahin halte den Kopf nur hoch! Hunger sollst Du auf alle Fälle nicht leiden, so lange Konferenzrat Svane noch etwas mehr als das trockene Brot zur Verfügung hat.

Meine Schwester erwidert Deine Grüsse auf das freundlichste. Sie hat es schon lange kommen sehen, dass Du als Poet oder dergleichen enden würdest, seit dem Moment nämlich, als sie Dein allerliebstes Vielliebchen-Gedicht erhielt, in dem Du ihre „Sammetaugen" besangest. Das naive Kind ahnt nicht, dass diese Sprachblüte aus dem Kräutergarten der landläufigen Poesie gestohlen war, und da sie schöne Kleider über alles liebt, ist sie ganz entzückt von ihrem Sammet.

Die goldene Hochzeit wurde in stillem Familienfrieden und mit gesunder, ländlicher Beköstigung gefeiert. Diese acht Tage fern von den Aufregungen des hauptstädtischen Lebens haben auf mich dieselbe Wirkung wie eine gelinde Karlsbader Kur.

Dein getreuer Freund

William Svane.

XXXVII.

Den 17. November.

Liebe Amalie!

Es thut mir leid, dass Du mich mehrmals vergebens aufgesucht hast. Ich war in letzter Zeit sehr in Anspruch genommen. Deine Pläne, von Hause fortzuziehen und zusammen mit Deiner Freundin Augusta ein paar Zimmer zu mieten, billige ich nicht so ganz. Du sagst freilich, dass Du Dich durch Mäntelnähen ernähren kannst; aber selbst wenn Du durch Augusta's Verlobten Arbeit bekommst, wie Du es hoffst, so ist es doch allemal eine riskante Sache. Natürlich würde es angenehm sein, wenn wir uns ungenierter treffen könnten; aber ich kann ein so grosses Opfer von Dir nicht annehmen. Eine andere Sache wäre es, wenn ich so gestellt wäre, dass ich Dir eine einigermassen sorgenfreie Existenz sichern könnte. Nun trifft es sich aber leider so unglücklich, dass ich gerade in der nächsten Zeit selber grosse Schwierigkeiten haben werde, mich durchzuschlagen. Infolge dessen bin ich auch so beschäftigt, dass ich leider nicht oft werde mit Dir zusammen sein können. Ich muss meine Zerstreuungen nach jeder Richtung hin einschränken und muss, wie leid mir es auch thut, darauf verzichten, so häufig mit Dir zusammen zu sein wie bisher.

Ich rate Dir deswegen eindringlich, zu Hause wohnen zu bleiben und ein gutes Verhältnis mit Deinen Eltern zu bewahren. Wenn wir uns nicht mehr so oft sehen, wird das ja auch sehr viel leichter für Dich sein. Und selbst wenn es nicht immer so amüsant für Dich ist, zu Hause zu sein, so hast Du doch einen Anhalt — bis Du einmal einen braven Mann findest, mit dem Du Dich verheiraten kannst.

Überlege Dir nun meine Ratschläge, und wenn Du ein vernünftiges kleines Mädchen bist, so wirst Du mir Recht geben. Ich habe Dich so von Herzen lieb und Du bist so gut gegen mich gewesen, dass es mich aufrichtig betrüben würde, wenn es Dir jemals im Leben schlecht gehen sollte.

Während der nächsten 8—14 Tage wird es mir wohl kaum möglich sein, Dich zu sehen. Zu all meiner Arbeitslast kommt noch die Unbehaglichkeit eines Umzuges. Ich werde Dir indessen bald einmal wieder schreiben.

freundlichst

Dein Emil.

P. S. Du sagtest neulich, dass Du jetzt, wo es Winter wird, gern eine Muffe haben möchtest. Willst Du vielleicht 15 Kronen zu der Erfüllung dieses kleinen Wunsches benutzen?

D. O.

XXXVIII.

Pilesträde 89 III links, den 20. November.

Wenn ich Dir schreibe, so geschieht es nur, um Dir zu sagen, dass Du mir keinen Brief wieder in die Sölvgade senden sollst. Ich bin gestern von Hause fortgezogen und wohne nun zusammen mit Guste in der Pilesträde, was Du aus der Adresse ersehen kannst.

Du hast Dich recht ordinär gegen mich benommen und ich hätte niemals geglaubt, dass Du so ordinär sein könntest. Denn selbst wenn ich nur ein armes Mädchen bin, so hast Du mich doch verführt und mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin. Aber das wäre Alles ganz egal, wenn Du mich nur noch lieb haben wolltest. Aber ich habe es schon lange gemerkt, dass ich Dir über bin, und es war auch furchtbar dumm von mir, dass ich Dir Deinen Willen that. Und seit jenem Abend, als wir mit Svane zusammen waren, von dem ich lieber nicht sagen will, was er ist, bist Du schlecht und hässlich gegen mich gewesen.

Ich weiss auch recht gut, weshalb Du willst, dass ich bei meinen Eltern bleiben soll, aber das ist mir ganz egal, denn selbst wenn Du nichts mehr mit mir zu thun haben willst, so giebt es genug Andre, die mich gern haben wollen, und ich bin zu stolz, um zu Hause zu bleiben und mich von Mutter hunzen und von Vater schimpfen zu lassen, weil ich Dich gekannt habe, und das würde noch viel schlimmer werden, wenn Du nichts mehr mit mir zu thun haben willst.

Du brauchst auch nicht zu glauben, dass Du mir einbilden kannst, dass Du nur, weil Du so viel zu thun hast, nicht mehr mit mir zusammen sein willst. Ich will Dir nur sagen, dass ich vorgestern vor Deinem Haus aufgepasst, und Svane's alte Liebste, Toinette, zu Dir

hinaufgehen sah. Dass Du Dich aber mit der Dirne abgeben magst, verstehe ich wirklich nicht. Sie ist, wie alle Welt weiss, nicht wählerisch in ihrem Umgang, und ich kann nicht begreifen, was Du an der haben kannst. Denn sie ist doch der reine Seelenverkäufer, und ihr Benehmen ist mehr als roh. Aber man sagt ja, dass Du Svane's abgelegte Kleider tragest, wozu ich mich an Deiner Stelle wirklich zu gut halten würde.

Was aus mir werden wird, weiss ich noch nicht, aber das ist mir auch ganz egal. Es ist ja recht hübsch von Dir, dass Du jetzt so besorgt bist, dass es schief mit mir gehen könnte, aber das hättest Du lieber damals bedenken sollen, als Du mich verführtest, und als ich noch ein anständiges Mädchen war. Damals aber sagtest Du, es wäre dumm von mir, wenn ich mich nicht amüsieren wollte, so lange ich noch jung wäre, und ich konnte ja auch nicht auf den Gedanken kommen, dass Du, der Du so süss und so lieb warst, Dich so gegen mich benehmen würdest. Ach, Emil, wie kannst Du doch nur so hässlich gegen mich sein, ich hab' Dich ja doch immer so lieb gehabt, und habe Alles gethan, was Du wolltest.

Aber ich will Dir wünschen, dass Dir nie im Leben ein solcher Kummer zustossen möge, wie Du ihn mir jetzt bereitest hast, und ich möchte Dich bitten, hin und wieder einmal mit Liebe an Deine kleine Male zu denken, wie ich trotz Allem auch an Dich denken will. Und wenn Du mich mal besuchen willst, so komme am liebsten zwischen 3 und 5 Uhr, denn dann ist Gusta aus.

Jetzt nur noch einen Gruss, dann will ich Dich auch nicht weiter belästigen.

Amalie.

Nachschrift. Deine 15 Kronen sende ich Dir anbei zurück. Ich kann die Muffe, die ich habe, gut noch tragen.

D. O.

XXXIX.

Rosenvänget, Villa Pax, den 20. November.

Lieber Emil!

Das sind ja nette Sachen, die in der Familie über Dich kursieren! Mir summen die Ohren noch von all dem Schrecklichen, das Du begangen hast, und das ich gestern erfuhr, als ich Paulsens besuchte.

Ja, ja, mein Freund, trotz alledem spreche ich Dir meine Glückwünsche aus. Ich will nicht darüber urteilen, ob Du Deinem Vater gegenüber wirklich ein so grosses Unrecht begangen hast, wie man sagt. Das Du Dich jugendlich und leichtsinnig benommen hast, daran zweifle ich nicht. Aber das gefällt mir nun gerade. Ich glaubte schon, dass unsere Familie auf dem besten Wege sei, vor lauter Tugend und Artigkeit zu verkümmern. Niemals werde ich den trübseligen Eindruck vergessen, den ich, als ich Euch das letzte Mal in H. besuchte, von der blinden Unterthänigkeit des Hauses gegenüber dem von den Vätern Ererbten erhielt. Ihr Alle schlichet auf Filzschuhen um den Thron Eures Vaters herum und lauschtet mit gespannter Andacht den weisen

Worten, die von dort ausgingen. Und, Du lieber Gott, was für entsetzte Gesichter Ihr machtet, wenn ich einmal mit einem kleinen Donnerwetter dazwischen platzte!

Du magst nun Recht haben oder nicht, — jedenfalls hast Du das Herz Deiner rebellischen Tante gewonnen .Und das war's, was ich Dir sagen wollte. Und obwohl ich mir habe erzählen lassen, dass Du dich allein durchkämpfen willst, so möchte ich Dir trotzdem mitteilen, dass die 300 Kronen, die ich Dir vor einiger Zeit abschlug, für Dich in meiner Schatulle liegen. Du kannst sie Dir abholen, wann Du willst. Nur stelle ich die Bedingung, dass Du mir gleichzeitig einen Abend schenkst, an dem wir beide ein Gläschen auf Dein Wohl trinken wollen.

Deine Dich liebende Tante
Caroline.

XL.

H., den 23. November.

Lieber Emil!

Fürchte nicht, dass dieser Brief die „Attentate“ auf Deine Freiheit zu erneuern beabsichtigt. In der Beziehung habe ich mich nach unserer Unterredung in Kopenhagen resigniert. Dass Du mich schliesslich noch verstehen liessest, dass Du über das Alter hinaus seiest, in dem ich Dich „mit juristischem Recht und unter Zuhülfenahme der Polizei“ zwingen könnte, fühlte ich, dass Alles verloren war: Du warst der Stärkere.

Das fühlte ich, nicht weil Du das Gesetz und die Polizei auf Deiner Seite hattest, sondern weil Deine Worte von einer Jugend Zeugnis ablegten, die sich selber genügt und rücksichtslos alles bei Seite drängt, was sie beengt; — weil Du meiner, Deines Vaters, nicht mehr bedarfst, während ich immer noch an Dir hänge.

Ja, mein Junge, das ist der Unterschied zwischen uns. Für mich bist Du Teil meines Fleisches und Blutes gewesen und wirst es auch stets sein, Du bist aus mir herausgeschnitten, und ich entbehre Dich beständig; ich aber, was bin ich Dir? Du schildertest selber einmal in einem Brief den Eindruck, den Du von mir bewahrtest. „Der Schatten der Kinderjahre“ nanntest Du mich, mit andern Worten: das Schreckbild. Sollte aber Deine Erinnerung nicht doch vielleicht ein wenig ungerecht gegen mich verfahren? Hast Du die guten Zeiten aus Deiner Kindheit, wo Du bei mir auf dem Sofa spieltest, wo ich Dir Geschichten erzählte, denn ganz vergessen? Oder wenn Du Kindergesellschaft hattest und Du mich dann immer holtest, damit ich Eure Spiele in Gang bringen sollte?

Nein, dessen erinnerst Du Dich wohl nicht mehr, denn die Sache ist die: Alles, was wir Eltern unsern Kindern an Liebe geben, das nehmen die Kinder als etwas Selbstverständliches hin, auf das sie einen rechtmässigen Anspruch haben. Wir machen Euch das Nest so gemütlich und traulich wie nur möglich; kaum aber fangen Euch die Schwingen an zu wachsen, als Ihr auch schon vor Ungeduld flattert, auf eigene Hand hinauszukommen, selber zu bestimmen, die Wege zu

fliegen, die Euch die anziehendsten zu sein scheinen. Und Gott sei uns gnädig, wenn wir es versuchen, Euch Hindernisse in den Weg zu legen. Da werden wir, so wie ich jetzt in Deinen Augen, Despoten oder altmodische Pedanten, die kein Verständnis mehr für die Jugend und für die Forderungen der Jugend haben. Da vergesset Ihr all die Liebe und alle die Liebkosungen, alle die Fürsorge, alle die Mühen, mit denen wir Euch überschüttet haben, Ihr entsinnt Euch nur noch der Strafen, der Zurechtweisungen, des Ernstes, der Autorität.

Ich hoffe, Du wirst nicht in Zorn geraten, wenn ich noch einmal Dein jugendliches Alter berühre. Du schärftest mir mit vielen und schneidigen Worten ein, dass Du kein Kind mehr seiest. Nein, mein lieber Emil, ein Kind bist Du freilich nicht, aber Deine Besorgnis, als reifer Mann dazustehen, ist doch nicht ohne Kindlichkeit. Wie kannst Du Dich nur darüber wundern, dass ich, Dein Vater, gern die Erlaubnis haben möchte, Dir noch ein Stück Wegs das Geleite zu geben? Und findest Du es denn so unbegreiflich, dass ich, wenn ich Dich auf Alles das zusteuern sehe, was ich infolge meiner Lebenserfahrung für verkehrt und hässlich halte, meinen jungen Sohn beim Arm erfasse und ihn bitte, sich doch zu besinnen? Ist es wohl so sehr merkwürdig, wenn ich ein wenig bitter raisonniere: Jetzt habe ich meinem Jungen, seit er in der Wiege lag, alle meine Liebe geopfert; ich habe ihn zu dem erzogen, was ich für wahr und gut halte; ich habe mich über die Fortschritte gefreut, die er gemacht hat; ich hegte von ganzem Herzen die Hoffnung, Alles das, was ich ihn lehrte, was ich ihm einschärfte, in seinen Jugend- und Mannesthaten Blüten und Früchte treiben zu sehen, — und dann: kaum ist er meinen Händen entronnen, als Andere schon in wenigen Tagen Alles das herunterreissen, was ich im Laufe langer und vieler Jahre aufgebaut habe. Kaum wird meinem Sohn die Wahl zwischen seinem Vater und fremden Menschen gestellt, als er mir, ohne sich zu besinnen, Lebewohl sagt und sich den Fremden anschliesst.

Du führtest während unserer letzten Unterredung ein Argument gegen mich an, dass Du selber völlig überzeugend fandest und dass Dir für den Augenblick plausibel erscheinen mochte. Du erinnertest mich daran, dass auch ich ja in meiner Jugend meine eigenen Wege gegangen sei; dass ich, obgleich mein Vater Nationalist war, mich der starken neuen Bewegung angeschlossen hatte. Freilich that ich das, und das hatte nicht den Beifall meines Vaters. Aber das möchte ich denn doch behaupten, irgend welchen Kummer, irgend welche angstvolle Sorge verursachten meine Anschauungen meinem Vater nicht. Wie wäre das auch möglich gewesen? Er glaubte freilich nicht, dass meine Anschauungen die rechten seien, aber er konnte meinetwegen nicht die Angst empfinden, die ich nun um Deinetwillen hege, — die Angst vor der ewigen Verdammnis. Das ist der tiefe Unterschied zwischen der Freigeisterei und dem Christentum.

Ja, Emil, dies war ein kleiner Epilog, den unter unsere grosse Abrechnung zu setzen ich das Bedürfnis empfand. Erst jetzt habe ich die Bedeutung eines Wortes erfasst, das mir vor langen Jahren bei irgend einem Schriftsteller aufstiess, ein Wort, das mir in dieser Zeit lebhaft vor der Seele gestanden hat: „Ein Vater, der seine Kinder liebt, hasst sich selber.“

Mein Sohn, ich rede nicht so in der Absicht, Dein Mitleid wach-

zurufen. Ich rechne überhaupt nicht darauf, dass Du in einer naheliegenden Zukunft diesen Brief verstehen wirst. Ich bitte Dich nur um Eins! Hebe ihn auf! — Und wenn viele Jahre vergangen sind, wenn Du selber erst Vater geworden bist und die Vaterangst empfunden hast bei der Entdeckung, dass die Kinder alles das im Stich lassen, was Du sie einst lehrtest, — da nimm meinen Brief zur Hand, und Du wirst milder und liebevoller urteilen über

Deinen

Vater.

XLI.

H., den 29. November.

Mein lieber Emil!

Jetzt kommt die Zeit heran, in der ich glaubte, dass ich mich auf Dein Kommen freuen würde. Aber in diesen Weihnachtsferien sehe ich Dich also nicht. Wann wirst Du denn wiederkommen? Ja, wann?

Ich kann es nicht fassen, dass zwei so herzensgute Menschen wie Du und Dein Vater so uneinig sein können. Ihr wollt ja Beide das Rechte und das Gute, das ist doch die Hauptsache. Das Unglück ist aber, dass Ihr beide ein paar hitzige Naturen seid und stets auf Eurem eigenen Kopf bestehen wollt. Ja, mein lieber Emil, ich hätte wirklich nicht geglaubt, dass Du Dich so auf die Hinterbeine stellen könntest, und obwohl ich eigentlich nicht umhin kann, Dich zu bewundern, weil Du den Mut hattest, Deinem Vater zu trotzen, so hätte ich doch gewünscht, dass Du einen etwas nachgiebigeren Charakter hättest. Es ist ja doch Dein Vater und ein älterer Mann.

Und das will ich Dir nur sagen, die ganze Sache hat Deinen Vater sehr mitgenommen. Er will es ja freilich nicht zugeben, und wenn er mit uns über Dich spricht, so versucht er sich stark und kalt zu machen. Aber ich versichre Dich, er ist im Laufe dieser Wochen um viele Jahre älter geworden. Er sieht wirklich zeitweise recht müde und elend aus, und des Abends kann ich hören, wie er unablässlich in seinem Zimmer auf und nieder wandert. Und da kann ich denn nicht umhin, das tiefste Mitleid mit ihm zu empfinden, obwohl ich einräume, dass er selber nicht ohne Schuld daran ist, dass Alles so gekommen ist. Aber mit Gottes Hülfe werdet Ihr Euch bald wieder in Liebe gegenübertreten. Wenn Du älter wirst und zeigst, dass Du ein tüchtiger Mensch bist, auf den wir Alle stolz sein können, wird sich das Herz des Vaters erweichen, und er wird auch geneigter sein zu verstehen, dass Dir das Recht zusteht, Dein Leben so zu regeln, wie Du selber es am Richtigsten findest. Und auch Du, mein lieber Junge, wirst im Laufe der Jahre Deinen Vater milder beurteilen und es wird Dir leichter werden, ihm Rücksicht zu erweisen.

Bis es soweit ist, wird das Haus hier trübe und traurig sein. Ach, mir graut förmlich vor diesem Weihnachtsabend, wo Dein Platz leer steht, wo Dein Name nicht genannt werden wird, während unsere

Gedanken doch alle bei Dir weilen. Denke auch Du ein wenig an uns, denke nicht zum wenigsten an Deinen Vater, der Dich trotz alledem so unaussprechlich liebt, und wenn sich dann unsere Gedanken in der schönen Weihnachtsnacht begegnen, da wird diese Begegnung uns allen die Vorbedeutung für ein gesegnetes neues Jahr sein.

Ja, in jungem Alter hast Du den Ernst des Lebens kennen gelernt, nach verschiedenen Richtungen hin. Mit Emilie Schmidt's Benehmen kann ich mich garnicht aussöhnen. So leicht darf ein junges Mädchen ihre Gelöbnisse und Verpflichtungen nicht aufgeben. Du schriebst mir freilich, Du billigtest ihre Handlungsweise, Du hättest ihr nichts vorzuwerfen. In dem Punkt bin ich nun aber einmal altmodisch. Ich würde vielleicht gar nichts dazu gesagt haben, wenn dies mit dem Hülfsprediger nicht wäre. Aber hier behaupten alle Leute, dass Emilie und Pastor Möller sich miteinander verloben wollen. Als sie mich nun vor acht Tagen besuchte, konnte ich mich nicht enthalten, ihr meine Ansicht recht deutlich zu sagen. Seither habe ich sie nicht wieder gesehen.

Und nun leb wohl, mein teurer Emil, und vergiss nie, wie es Dir auch ergehen mag, gut oder schlecht, es nimmt stets den gleichen Anteil in Treue und Liebe an Deinem Schicksal

Deine alte Tante

Meta.

XLII.

Den 29. November.

Herrn Peter Nansen!

Hochgeehrter Herr!

Ich wende mich an Sie, da ich weiss, dass Sie ein Freund meines Vetters Fritz Holm sind, der sich seit einigen Jahren im Ausland befindet. In dieser Vetterschaft zu einem Ihrer Freunde suche ich einen mildernden Umstand, wenn ich Sie mit beifolgendem Päckchen belästige, das einen Auszug aus der Korrespondenz enthält, die ich im Laufe meines ersten Universitätsjahres geführt habe. Würden Sie sich der Mühe unterziehen, diese Briefe zu lesen und mir Ihre Ansicht darüber zu sagen? Ich wüsste gern, ob sie irgend welches Interesse für Unbeteiligte haben könnten, und, falls Sie dieser Ansicht sind, ob Sie glauben, dass ich diese Briefe auf irgend eine Weise veröffentlichen könnte?

Wahrscheinlich werden Sie fragen: Ist das wirklich eine richtige Korrespondenz? Ist das nicht etwas, was Sie selber gemacht haben?

Hierauf will ich ganz ehrlich antworten, wie sich die Sache verhält. Die Korrespodenz ist in allem Wesentlichen so geführt, wie sie hier vorliegt. Doch habe ich, um ihr eine Art künstlerische Form zu geben, hie und da etwas gestrichen und hinzugefügt, wie ich auch den Stoff in einzelnen Punkten ein wenig umgearbeitet habe.

Seien Sie nun so liebenswürdig, mir so bald wie möglich ein Paar Stunden zur Durchsicht der Briefe zu opfern und mir Ihre Ansicht ohne jeden Vorbehalt mitzuteilen.

Vom 1. Dezember an ist meine Adresse: Stormgade 77.

Hochachtungsvoll ergebenst

Emil Holm.

XLIII.

Den 1. Dezember.

Herrn stud. Emil Holm.

Sehr geehrter Herr!

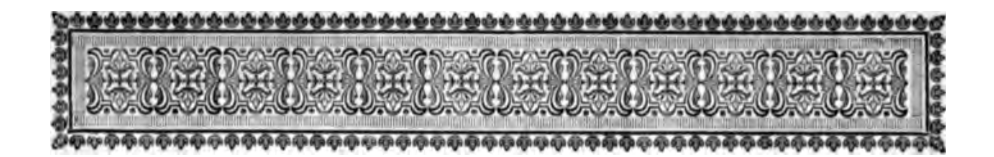
Ihrem Wunsche gemäss habe ich das mir von Ihnen zugesandte Manuskript „Aus dem ersten Universitätsjahre" gelesen und möchte mir folgende Bemerkungen darüber erlauben:

Vom litterarischen Standpunkt aus steht der Veröffentlichung Ihrer Briefe nichts im Wege; inwiefern aber private Rücksichten hier hinderlich sein könnten, müssen Sie selber beurteilen. Der Vorzug Ihres „Romans in Briefen" liegt meiner Ansicht nach gerade in dem Stempel der Wirklichkeit, den er trägt. Doch hat er nach dieser Richtung hin einen sehr in die Augen fallenden Fehler. Sie lassen sich im Laufe von wenigen Monaten einen Entwicklungsprozess abspielen, der sich schwerlich in einem geringeren Zeitraum als ein paar Jahren vollziehen könnte. Jedenfalls würde es eine starke Ausnahme sein, wenn ein junger Student aus der Provinz, der im August naiv und unselbständig in die Hauptstadt kommt, sich im Laufe von 3—4 Monaten zu einer selbstbewussten, sicheren Persönlichkeit entwickelte. Vom künstlerischen Standpunkt aus hat dies indessen wenig zu bedeuten. Ob die Entwicklung in ein paar Monaten oder in ein paar Jahren vor sich geht, dürfte künstlerisch betrachtet ganz unwesentlich sein. Das, worauf es ankommt, ist, ob die Entwicklung an und für sich wahrscheinlich ist und einen wahrscheinlichen Eindruck macht. Und insofern will es mir scheinen, dass Sie Ihren Zweck erreicht haben.

Ich werde mit Vergnügen die Verantwortung der Veröffentlichung übernehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Peter Nansen.



DAS REICHSGERICHT UND DIE PRESSFREIHEIT.

VON

Dr. J. LEUTHOLD.

Mit verfehlten Urtheilen ist es wie mit einem Rudel Hirsche. Hat erst einer die Netze durchbrochen, so folgen ihm die übrigen bald nach, und setzt sich erst ein Richter im besten Glauben von der Welt mit kühnem Deductionssprunge über die Grenze der Gesetzgebung hinweg, so tritt der nächste ebenso unbewusst sofort in seine Spuren. Dieses juristische Naturgesetz hat kein Institut in dem letzten Jahre so auffällig oft an seinem Leibe erfahren müssen, wie die deutsche Presse. Wenn man wirklich nicht blos in dem Verbrauch von Seife sondern mit noch viel grösserer Zuverlässigkeit in der Art, wie die Presse behandelt wird, den Gradmesser der Kultur eines Volkes erblicken kann, so muss es augenblicklich um den Kulturzustand des deutschen Volkes sehr schlecht bestellt sein. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, dass von den meisten Richtern schon die Zugehörigkeit des Angeklagten zur siebenten Grossmacht als ein erschwerender Umstand betrachtet wird, und manch armer Kerl, der noch immer leichtsinnig an dem Glauben festhält, dass die Freiheit der Meinungsäusserung nach der preussischen Staatsverfassung gewährleistet sei, kann ein Liedchen singen von einer Behandlung, schlimmer als wenn er silberne Löffel gestohlen hätte. Mag die Ursache hierzu liegen wo sie wolle, mag die geringe Theilnahme, die der deutsche Richter der modernen socialen und Kulturentwicklung entgegenbringt, hieran Schuld sein, oder mag dies nur ein Ausfluss sein jener grossen Kluft, die sich auch auf anderen Gebieten der Rechtsprechung zwischen einem formaljuristischen verkünstelten und doctrinären Richterspruch und der gesunden aus der Praxis des Lebens schöpfenden Volksüberzeugung aufthut, die den Unabhängigkeitssinn und die sittliche und geistige Widerstandskraft des Richterthums immer tiefer von ihrem hohen Postament herabdrängt: jedenfalls wird man es nach den Proben, die die oberste Rechtsprechung in der letzten Zeit von ihrer Auffassung über die Presse gegeben hat, auch dem Unbefangensten nicht verübeln, wenn sich immer fester in ihm die Ansicht festsetzt, dass er es hier mit einer Tendenzrechtsprechung zu thun habe, die auf den Gerechtigkeitssinn der grossen Menge geradezu verderblich einwirken muss. Hat doch eines der hervorragendsten Mitglieder des Reichsgerichts, Herr Melchior Stenglein, offen der Tendenzrechtsprechung die Wege zu ebnen gesucht, indem er mit ernster Würde erklärt, dass die Socialdemokratie sich in einen Kriegszustand gegen die bürgerliche Gesellschaft gesetzt habe, der „Ausnahmegesetze“ gegen sie sehr wohl rechtfertige, dann aber in einfachster Weise nachweist, dass man zu diesen Ausnahmegesetzen gelangen könne, ohne auch nur ein Steinchen

an dem Bau der bestehenden Gesetzgebung zu lockern. Man brauche eben nur die massgebende Unterscheidung nicht wie bisher in die objektive sondern in die subjektive Seite der Handlung zu legen und die „Tendenz" der Handlung als das ausschlaggebende Moment anzusehen. Wenn ein Mitglied des obersten Gerichtshofs sich nicht scheut, derartige Anschauungen öffentlich kund zu geben, dann freilich kann man sich auch nicht über die Auffassung wundern, welche die Praxis den Organen der Oeffentlichkeit entgegenbringt.

Typisch für die Anschauungen, mit denen die oberste Rechtsprechung der Natur und den Aufgaben der Presse gegenüber steht, ist die immer weitergehende Ausdehnung, die das Reichsgericht in neuerer Zeit dem „groben Unfugsparagraphen" in seiner Anwendung auf Presserzeugnisse gegeben hat. Obgleich aus der Entstehungsgeschichte dieses „Paragraphen" der in Wirklichkeit nur aus einem an die elfte Nummer eines Paragraphen angehängten, aus drei Worten bestehenden Zipfelchen besteht, deutlich hervorgeht, dass damit nur ein muthwilliger Unfug, der sich als Angriff gegen die Ruhe und Sicherheit der Allgemeinheit darstellt, getroffen werden soll, so hat das Reichsgericht, und nach ihm die gesammte Rechtsprechung mit wenigen Ausnahmen, eine Grenze nach der andern überschreitend schliesslich alle Handlungen unter den Begriff des groben Unfugs gebracht, die „an sich ungebührlich sind, und geeignet, das Publikum als solches zu beunruhigen". Immer neue Fälle sind construirt, immer neue Thatbestandsmerkmale unter die dehnbaren Bestimmungen eingereiht worden, bis schliesslich das ganze politische Leben von dem Unfugsbacillus durchseucht und der kleine Kobold zum gefährlichsten Spielball ungeläuterter Tagesmeinungen geworden war.

Um auch diejenigen Fälle in den Rahmen des groben Unfugs bringen zu können, die bei dem betheiligten Publikum kein Gefühl der Beunruhigung erwecken, wohl aber bei einem andersgesinnten und andersgewohnten Publikum erwecken könnten, hat das Reichsgericht den Grundsatz aufgestellt, dass ein grober Unfug verübt werden könne, auch wenn er „in Folge eines durch Gewohnheit verbildeten (!) Urtheils als solcher nicht empfunden werde." Die unteren Gerichte und noch viel mehr die lernbegierigen Polizeiverwaltungen haben die „Verbildung", wie vorauszusehen war, sofort auf das politische Gebiet hinübergespielt, als „durch Gewohnheit verbildet" besonders die socialdemokratischen Parteimitglieder als solche angesehen und danach zu strafwürdigen Handlungen gestempelt, was man selbst unter dem Zeichen der Ausnahmegesetze kaum für fassbar gehalten hatte. Das Hochrufen auf einen Abgeordneten, selbst unter Umständen, welche weder eine Ruhestörung, noch eine Belästigung oder Beunruhigung zur Folge gehabt haben, das Austragen von Wahlzetteln und Wahlprogrammen, ja sogar die blosse Ankündigung von Vorträgen, die mit der Glaubenslehrmeinung des Stadt- oder Polizeioberhauptes nicht im Einklang standen, alles hat schon zu Polizeimandaten, Anklagen und Verurtheilungen wegen „groben Unfugs" geführt, und man darf sich nicht wundern, wenn schliesslich das Oberlandsgericht München den Thatbestand des groben Unfugs in Umständen findet, „welche die politischen Begriffe der nicht gebildeten Menge verwirren."

Endlich hat aber auch das Reichsgericht noch die letzte Schranke welche bisher noch der ungehinderten Entfaltung des groben Unfugsparagraphen entgegenstand, fallen gelassen: das Bewusstsein der Strafbarkeit auf Seiten des Thäters. Ein Redacteur hat Manövermisshandlungen veröffentlicht und wird wegen groben Unfugs auf die Anklagebank gebracht. Die Strafkammer spricht ihn frei, weil er von der Wahrheit der ihm überbrachten Mittheilugen nach Lage der Sache überzeugt sein musste. Das Reichsgericht hebt das Urtheil auf, weil ein Bewusstsein des Angeklagten, dass seine Handlung eine ungehörige und beunruhigende sei, nicht erforderlich sei; es genüge eine objectiv unrichtige Nachricht, sobald sie auch nur geeignet sei, Beunruhigung zu erregen. Trotzdem diese Ausdehnung in striktem Gegensatz zu der Entwicklungsgeschichte der groben Unfugsbestimmung steht, aus der klar hervorgeht, dass

nur der eigentliche **Muthwille** getroffen werden sollte, hat das Berliner Kammergericht diesen Grundsatz nicht nur sofort adoptirt, sondern auch dahin ausgestaltet, dass grober Unfug überhaupt fahrlässiger Weise verübt werden könne.

Von diesem Standpunkte, der den Richter über die Pflicht des Nachweises eines strafbaren Bewusstseins hinweghebt, die Stelle des Richters mit der des Censors vertauscht und von dessen subjectivem Ermessen die Entscheidung abhängig macht, ob eine Handlung oder Nachricht zur Beunruhigung geeignet sei, gehen auch die vor kurzem dicht hintereinander ergangenen und über die Grenze Deutschlands hinaus lebhaft besprochenen Urtheile aus, durch welche die Veröffentlichung von **Boykottbeschlüssen** als grober Unfug hingestellt wird.

Die Verrufserklärung ist bekanntlich nach Lage der heutigen Gesetzgebung weder auf civilrechtlichem noch auf strafrechtlichem Wege zu fassen. Die Gewerbeordnung stellt den Boykott nur in dem Falle unter Strafe, wenn derselbe angewendet wird, um Arbeiter zur Betheiligung an Streiks zu nöthigen, also nur dann, wenn die Verrufserklärung gegen **Arbeitnehmer** gerichtet ist. Auch unser Strafgesetzbuch weist keine bezügliche Vorschrift auf. Andererseits aber nimmt die Verrufserklärung einen hervorragenden Platz in dem wirthschaftlichen Waffenarsenal der Arbeiterpartei ein und ist so recht geeignet, die Klassenmacht eines geschlossenen Proletariats gegenüber dem Uebermuth lohndrückender Arbeitunternehmer zum Ausdruck zu bringen. Die Reichsregierung ist bekanntlich bisher vergeblich auf die „klaffende Lücke" in der Gesetzgebung hingewiesen worden, hat aber keine Anstalten getroffen, um mit drakonischen Strafsanctionen zu Gunsten des gefährdeten Unternehmerthums gegen die geschlossene Masse der Arbeitnehmer zu Felde zu ziehen.

Aber wozu haben wir ein Reichsgericht? Dort bedarf es nicht der lästigen Zustimmung der Volksvertretung. Dort wird auf „interpretative" Weise ergänzt, wo nach der Meinung aller gutgesinnten Bürger „etwas geschehen muss". Das Reichsgericht sagt einfach: „Es genüge zum Thatbestand des groben Unfugs eine Handlung, die an sich ungebührlich ist, gegen Sitte und Ordnung verstösst und **geeignet** ist, unter Verletzung der öffentlichen Ordnung und Ruhe das Publikum in seiner Allgemeinheit zu gefährden. Dazu aber sei eine solche öffentliche Verrufserklärung völlig geeignet." Die Zukunft wird es bald zeigen, ob Recht hat, wer in dieser Deduction den Ausfluss einer Tendenzrechtsprechung zu erblicken vermeint, oder ob das Reichsgericht gewillt ist, die Consequenzen des einmal aufgestellten Satzes auch auf andere Gebiete des socialen Lebens zu übertragen, ob sie gegen die schwarzen Listen der Arbeitgeber und die geheimen Erlasse amtlicher Verwaltungsstellen ebenso den groben Unfugsparagraphen anwenden wird, wie gegen die Aufforderung „trinkt kein Ringbier". Denn dass die schwarzen Listen der Arbeitgeber oder die Verrufserklärungen, welche bald die Postverwaltung, bald die Militärverwaltung gegen gewisse Wirthschaften erlässt, sich von Boykotterklärungen nur durch den Namen unterscheiden, und dass durch derartige amtliche Verrufserklärungen in den davon betroffenen Kreisen der Wirthe, Geschäftsleute u. s. w. eine „Beunruhigung" hervorgerufen ist, wird doch niemand leugnen wollen.

Ob aber das Reichsgericht diese Consequenzen auch zieht oder nicht, jedenfalls ist klar, welche weitgreifenden Beschränkungen der Pressfreiheit eine derartige bei Schaffung des Strafgesetzbuches nie geahnte Auslegung des groben Unfugs nach sich ziehen muss. Man denke, in welcher Hast und Eile die Herstellung einer modernen Tageszeitung vor sich geht und vor sich gehen muss, wenn sie den Ansprüchen ihres Leserkreises gerecht werden will. Wenn über dem Redacteur für jede von einem noch so vertrauenswürdigen Mitarbeiter stammende objektiv unwahre Nachricht, die auch nur „geeignet" ist, jemand zu beunruhigen und zu belästigen, das Damoklesschwert einer sechswöchigen Haftstrafe droht, so ist damit die Herstellung einer Tageszeitung geradezu zur Unmöglichkeit gemacht.

Während also hier eine ungemessene Gefahr denjenigen Personen droht,

die an dem Inhalt eines periodischen Druckwerkes berufsmässig mitwirken, ist eine weitere, ebenfalls der jüngeren Zeit angehörende oberstrichterliche Entscheidung geeignet, diese Gefahr, und zwar nicht nur die aus dem Unfugsparagraphen, sondern aus allen die Presse berührenden Strafgesetzen, auch auf alle diejenigen Personen auszudehnen, die das Mittel herstellen, dessen sich der Gedankensünder zur Begehung der Strafthat bedienen muss, die also an dem technischen Pressbetriebe in irgend einer Weise betheiligt sind.

Das Urtheil behandelt die Frage, ob neben dem Verfasser und dem verantwortlichen Redacteur eines Blattes auch der Drucker, der das Blatt herstellt, für das haftbar gemacht werden kann, was der Redacteur druckfertig gemacht hat, und die Setzer und Drucker in die Presse geschafft haben. Es handelte sich um das Märzblatt des socialdemokratischen Centralorgans. Das Reichsgericht hat es als erwiesen angenommen, dass der Angeklagte vor der Ausgabe des Blattes keine Kenntniss von seinem Inhalte erhalten hatte, nimmt aber an, dass ihm, als dem ständigen Drucker, die Tendenz der Zeitung und ebenso der Inhalt der früher zum 18. März veranstalteten Druckschriften bekannt war und fährt also fort: Unter diesen Umständen hatte der Angeklagte das Bewusstsein, dass im Falle eine rothe Nummer zum 18. März 1895 bestellt werden sollte, dieselbe geeignet sein würde, Gewaltthätigkeiten verschiedener Bevölkerungsklassen gegeneinander hervorzurufen und so den öffentlichen Frieden zu gefährden. Folglich hat der Angeklagte mit „eventuellem Dolus" gehandelt, folglich ist er straffällig.

Diese Deduction ist, wie man sieht, sehr einfach, so überraschend einfach, dass man wirklich in Verlegenheit kommt, was man an diesem Urtheil zuerst bewundern soll: Die Kühnheit, mit welcher das Luftgebilde des dolus eventualis in die Wirklichkeit umgesetzt wird, den handgreiflichen Verstoss, der gegen die Bestimmung und den Geist des Pressgesetzes vorgenommen wird, oder die den Spott geradezu herausfordernde Unkenntniss, welche dem technischen Pressbetrieb entgegengebracht wird.

Der dolus eventualis ist ja bekanntlich ein altes Rüstmittel der Justiz, um Versäumnissen der Gesetzgebung im Einzelfalle nachzuhelfen. Das Gesetz verlangt für vorsätzliche Delicte ein strafbares Bewusstsein. Den Nachweis dieses zu erbringen erfordert aber oftmals viel Zeit und viel Scharfsinn. In solchem Falle giebt es wohl kaum etwas Bequemeres, als sich über den Nachweis eines derartigen Bewusstseins mit der Deutung hinwegzusetzen, dass der Angeklagte unter den obwaltenden „Umständen" das Bewusstsein der Strafbarkeit gehabt haben müsse. Welches gefährliche und die Rechtssicherheit geradezu erschütternde Moment in dieser büreaukratischen Deutung liegt, ist klar. Doppelt gefährlich aber muss die Theorie des eventuellen Dolus in ihrer Anwendung auf Pressdelicte wirken, weil diese Theorie ihrer Natur nach der freien Deduction des Richters den weitesten Spielraum lässt, gerade Pressdelicten gegenüber aber sich auch der Richter niemals von politischen Parteimeinungen fern halten kann, wie verschiedene eclatante Beispiele der neuesten Zeit beweisen.

Dreifach bedenklich wirkt dieses ganze Luftgebilde des Dolus eventualis endlich dann, wenn es, wie im vorliegenden Falle, nichts weiter sein soll, als ein klägliches Aushülfsmittel, um den handgreiflichen Verstoss gegen Wort und Geist des Pressgesetzes zu verdecken. Denn die mangelnde Erkundigung über den Inhalt eines bestellten Druckwerks würde — selbst wenn man dem Drucker eine, bei grössern Betrieben geradezu unmögliche, Erkundigungspflicht auferlegen würde — immer nur eine Fahrlässigkeit des Druckers begründen. Fahrlässige Pressdelicte aber machen nach dem Pressgesetz den Drucker erst in dritter Reihe hinter dem Redacteur und dem Verleger, und zwar nur dann haftbar, wenn der Verfasser nicht zu ermitteln ist. Vorliegend aber waren sowohl der Verfasser wie der Redacteur mit angeklagt.

Und gesetzt selbst das Reichsgericht hätte mit Recht dem Drucker einen dolus eventualis in die Tasche geschoben. Von welcher Verkennung der Natur eines Pressdelicts und der Vorschriften des Pressgesetzes zeugt es,

den Drucker selbst in diesem Falle als Mitthäter zu behandeln? Bedarf es wirklich nach der Hervorhebung, dass nur in dem Inhalt eines Druckerwerkes, in den mittelst der Druckerpresse wiedergegebenen Gedanken der Sitz der strafbaren Handlung zu finden ist, dass der Druck und das Papier aber nur das Mittel sind, um das Vergehen zu vollenden? Mit demselben Rechte könnte heute der Papierhändler als gemeinsamer Thäter behandelt werden, der dem Urkundenfälscher das Papier oder die Tinte zu seinem Vorgehen geliefert hat. Der Drucker könnte nur dann als gemeinsamer Thäter behandelt werden, wenn er an der Abfassung des incriminirten Blattes betheiligt gewesen wäre. So lange er an dem Inhalt des Flugblattes nicht mitgewirkt hat, ist es undenkbar, ihn als Mitthäter zu bestrafen. In diesem Falle könnte nur der Begriff des „Gehülfen" in Betracht kommen. Vor der Anwendung dieses Begriffes hat sich aber das Reichsgericht mit gutem Grunde gescheut, denn der § 49 des Strafgesetzbuches droht klar und bestimmt dem Gehülfen nur dann Strafe an, wenn er dem Thäter zur Begehung des Verbrechens durch Rath oder That wissentlich Hülfe geleistet hat.

Nachdem das Reichsgericht bereits früher gegen den Correktor einer Zeitung denselben Versuch gemacht hat wie jetzt den noch viel weitergehenden gegen den Drucker, so ist nicht mehr daran zu zweifeln, dass die oberste Rechtsprechung auch für die Zukunft die Folgerungen aus dem einmal aufgestellten Grundsatz gegen alle an dem Pressgewerbe betheiligten Personen zu ziehen beabsichtigt. Damit ist aber die Zukunft dieses Gewerbes in Frage gestellt. Wie heute der Drucker zur Verantwortung gezogen wird, obgleich er den incriminirten Artikel überhaupt nicht zu Gesicht bekommen hat, so kann morgen der Setzer mit noch grösserem Recht strafbar gemacht werden, weil er das von ihm Hergestellte auch gelesen hat. Jeder Maschinenmeister, jedes Falzermädchen, jeder Laufbursche, ja jede Austragefrau kann von dem uferlosen Strom des dolus eventualis mit fortgerissen werden. Auf jede einzelne dieser Personen kann die Begründung des Reichsgerichts wörtlich zur Anwendung gebracht werden, man braucht eben nur auf die Art ihrer „Mitthäterschaft" die gebührende Rücksicht zu nehmen und z. B. bei der Austragefrau den Satz „wenn er Drucksachen in Auftrag nimmt" in die Worte „wenn sie Drucksachen zum Austragen nimmt" umzuwandeln. Beide Thätigkeiten stehen zu der Thäterschaft im gleichen rechtlichen Verhältniss, nur giebt sich die eine vorher, die andern nachher kund.

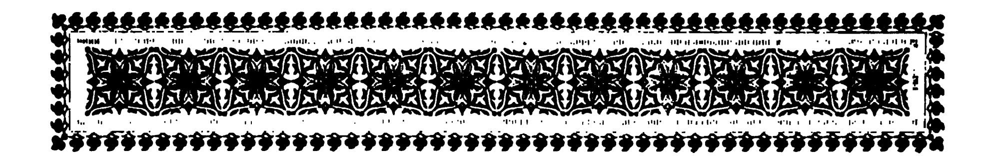
Eine erhebliche Verschärfung aller dieser der Presse drohenden Gefahren wird aber noch dadurch hervorgerufen, dass das Reichsgericht wie bekannt den Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches, der von der Wahrnehmung berechtigter Interessen handelt, für die Presse vollständig illusorisch gemacht hat. Mit überraschender Schnelligkeit hat sich die seltsame Auffassung des Reichsgerichts, dass der Presse kein Recht zustehe, im öffentlichen Interesse Uebelstände zu rügen, dass vielmehr ein Redacteur nur dann auf den Schutz des § 193 des Strafgesetzbuchs Anspruch machen könne, wenn er sein eigenes individuelles Interesse vertheidigt habe, auch bei den unteren Gerichten ein dauerndes Heimathsrecht erworben, und so, ohne irgendwelche Aenderung der Gesetzgebung, dazu geführt, der Presse dasjenige Bollwerk unter den Füssen zu entziehen, das von der Gesetzgebung gerade dazu ausersehen war. den öffentlichen Organen in ihrem politischen Berufe eine gewisse Immunität zu verleihen. Es würde unnöthigen Raum einnehmen, wollte man an dieser Stelle vor einem Forum verständiger Leute alle die Angriffe wiederholen, die gegen diese Auffassung des Reichsgerichts von dem Beruf der Presse laut geworden sind. Wer sollte die legitime Instanz für die Wahrnehmung berechtigter Interessen sein wenn nicht die Oeffentlichkeit selbst? Wo kann man aber, wenn man nicht das Vorhandensein von Interessen einer Gesammtheit überhaupt leugnen will, eine andere Instanz für die Vertretung dieser Interessen finden als in der periodischen Presse? Der Weg, auf dem das Reichsgericht zu seiner Auffassung gelangt ist, verliert allerdings etwas von seinem logischen Dunkel, wenn man aus der Rechtsprechung dieses Gerichtshofes feststellt, dass

die Zubilligung des § 193 durch das Reichsgericht immer weitere Rückschritte gemacht hat, je mehr sich die Macht der Presse und ihr Einfluss auf das öffentliche Leben auszubreiten begann. Noch vor einem Jahrzent hatte das Reichsgericht in einer Strafsache gegen eine Breslauer Zeitung der Presse das volle Recht, öffentliche Missstände zu rügen und durch Wahrnehmung der allgemeinen Interessen des Volkes den Schutz des § 193 zu erwerben, zugestanden. Einige Jahre darauf will das Reichsgericht diesen Schutz nur denjenigen Blättern gewähren, welche den Interessen eines bestimmt abgegrenzten Kreises von Personen zu dienen bestimmt sind und in Wahrnehmung dieser Interessen öffentliche Aeusserungen bringen. Der Redacteur einer Wäschezeitung würde sich also auf den § 193 berufen können, wenn er Missstände in der Wäscheindustrie geisseln würde, während für den Redacteur eines allgemein politischen Blattes, der dieselben Aeusserungen bringt, vielleicht nachdruckt, die Berufung auf den § 193 unstatthaft wäre. Wenn durch diese Fehlsprechung schon im Interesse einer geordneten Rechtspflege gefährlich wirkende und die Rechtsgleichheit verwirrende Zustände herbeigeführt worden sind, so ist der ganze Schutz des § 193 für die Presse jetzt dadurch ganz werthlos geworden, dass das Reichsgericht ein individuelles Interesse des betreffenden Redacteurs an der inkriminirten Aeusserung als nothwendige Voraussetzung für die Zubilligung des § 193 aufstellt.

Um aber endlich der Presse auch den Weg zu denjenigen Gerichten zu verlegen, welche den Anschauungen des Reichsgerichts bisher nicht beizupflichten vermocht haben, ist der öffentlichen Anklagebehörde durch die neue Rechtsprechung ein geeignetes Mittel an die Hand gegeben, jedes Pressdelict vor dasjenige Gericht zu bringen, vor das sie es bringen will. Seitdem die oberste Rechtsprechung auf Grund einer nimmer verständlichen Unterscheidung zwischen einem „vollendeten“ und „beendeten“ Vergehen zu dem Resultat gelangt ist, dass für die Aburtheilung eines Pressdelicts nicht nur der Ort des Erscheinens der Zeitung, sondern jeder Ort, an dem auch nur ein Exemplar des strafbaren Artikels gelangt ist, einen Gerichtsstand begründet, kann jeder bayrische Redacteur, der sich sonst vor den Geschworenen zu verantworten hätte, vor einer preussischen Strafkammer zur Rechenschaft gezogen, überhaupt jedes Mitglied einer irgend verbreiteten Zeitung so ziemlich vor jedes Gericht des Deutschen Reichs geladen werden, an dem sich ein Staatsanwalt seiner anzunehmen beabsichtigt.

So sieht sich die moderne Presse in Deutschland einer Strömung in der Rechtsprechung gegenüber, der sie sich mit aller Macht entgegenstellen muss, bevor es zu spät ist. Die „gutbürgerliche“ Presse ist heute noch wenig beunruhigt. Sie beruhigt sich dabei, dass die oben besprochenen Urtheile zum grössten Theil lediglich gegen Blätter der socialdemokratischen Partei ergangen sind, dass der Richter also nur als Vorkämpfen gegen den Umsturz auf den Platz geschoben werde. Aber — so müssen wir doch fragen — wird der oberste Gerichtshof wirklich auf die Dauer die in dieser Auffassung offen ausgesprochene Erwartung einer bewussten Tendenzrechtsprechung verwirklichen können? Wird das Reichsgericht nicht, um die schwersten Conflicte zu vermeiden, sich gezwungen sehen, mit oder ohne seinen Willen die einmal aufgestellten Grundsätze auch auf die übrige bürgerliche Presse zu übertragen?

Jede Presse hat das Los, das sie verdient. Und wenn die deutsche Presse sich nicht bei Zeiten ermannen wird, gemeinsam gegen den neuen Feind und gegen derartige ihr Leben bedrohende Verirrungen vorzugehn, wie sie ihr in der modernsten Rechtsprechung entgegentreten, so mag sie nicht darüber klagen, wenn die Freiheit der Presse in nicht allzuweiter Ferne ein leerer Schall sein wird, ohne dass dazu auch nur ein Rädchen der Gesetzgebungsmaschine in Bewegung gesetzt zu werden braucht.



FRAUEN-LITTERATUR.

VON

HANS PAULI.

Von verschiedenen Seiten wird uns in geheimnisvollem Geraune versichert, dass ein neues Weib zu werden beginne und demnächst mit festgeprägten Gesichtszügen ausgestattet in die erstaunte Kulturwelt treten werde. Die schnellfertige Mittelmässigkeit hat eilends, ehe es zu spät wird, einen Roman daraus gemacht: „Der alte Adam und die neue Eva". Dieser Versuch ist juristisch nicht strafbar, weil er mit unzureichenden Mitteln unternommen ist. Frau Marholm aber hat uns sogar verrathen, worin die jüngste Differenzierung des Weib-Typus bestehe, nämlich in dem Bewusstsein seiner Weibeigenthümlichkeit, während doch ein flüchtiger Blick in die Vergangenheit lehrt, dass dieses ganz und gar kein neuer Zug ist, sondern höchstens einer, der jetzt wiedergewonnen wird, nachdem er durch die allerletzten, so überaus philiströsen Jahrzehnte verschüttet war. Aber Frau Marholms Darstellungen, deren historische Streifzüge so wenig zu überzeugen vermögen, enthalten, vermöge ihrer grandiosen Schamlosigkeit, vermöge ihrer kühnen, durch einen letzten Rest von Trug, der eben die Aufrichtigkeit ist, doch nicht verhüllten Aufrichtigkeit, eine überreiche Fülle psychologischer Erkenntnis. Die Frauenfrage als Massenfrage wird vor ihr zu nichte, das Weibproblem wird von ihr als ein individuelles Problem stabiliert. Und wenn sie schliesslich das Weib auf ein Organ und das Leben auf die Funktionierung dieses Organs reduziert, so mag das noch so einseitig sein, aber die Männer haben alle Ursache, ihr für das Misstrauen dankbar zu sein, das sie in ihnen gegenüber den objektiven Leistungen der Frau erregt.

In der That ist so ziemlich in der gesammten Frauenlitteratur das ästhetische und das objektiv psychologische Interesse gering neben der reizvollen Art, wie sich eine Autorin mit Bewusstsein selber offenbart oder unbewusst selber verräth. Daraufhin angesehen bekommen sogar die schlimmsten Gartenlaubenromane einen allerliebst spitzbübischen Wert. Da wird zum Beispiel bei einer Verfasserin dem edlen blonden Helden die blonde Jungfrau von dem schuftigen Gegenkandidaten mit dem stechenden Blick vor der Nase weggeschnappt, aber zwischen Standesamt und Kirche einerseits und die — Verzeihung für das harte Wort — Vollziehung der Ehe andererseits, schiebt sich die starke Hand der Dichterin, sodass nach erfüllten Abenteuern und Schicksalen der Blonde die Blonde doch noch als Jungfrau heimführt; eine andere hingegen lässt es zum Äussersten kommen, sodass sich der Held mit einer Witwe begnügen muss. Dadurch dass das Weib in sich selbst kein Centrum hat, also excentrisch ist, fehlt auch seinen Werken der feste Schwerpunkt, nach welchen sich die Einzelheiten ästhetisch ordnen, der so unwider-

sprechbar überzeugt und durchaus etwas anderes ist als die konstruktive, äusserliche, ja erlernbare Komposition. Dadurch aber auch wirken diejenigen Werke von Frauen am lebhaftesten, die den Mangel an stilistischer Geschlossenheit durch allerhand liebenswürdige und reizende Oberflächeneigenschaften vergessen machen: durch ein funkelndes Geglitzer von Laune und Witz, das dem Sonnenschein auf schwätzendem Bächlein ähnlich ist, durch barocke Beweglichkeit, und durch eine gewisse Art von Milde und Güte, die Männer fast niemals haben. In diesen Dingen liegt der grosse Zauber, den Frau Rosmer ausübt; eine grundehrliche und grundliebenswürdige Koketterie, die alle Konturen ausputzt, indem sie an ihnen herumzupft; mehr Lebhaftigkeit als Lebendigkeit. Hierher gehört auf dem Gebiete des Romans die sehr sympathische Helene Böhlau, deren letzter Roman zum Beispiel, „ein Rangierbahnhof,“ *) trotz des hervorragend geschmacklosen Titels eine sehr erquickliche Lektüre bildet.

Geschmacklosigkeit, das ist in diesem Falle missratene Originalität. Denn eine Scylla und eine Charybdis bedrohen beständig das schmale Fahrwasser der weiblichen Litteratur; die Scylla heisst Marlitt, die Charybdis Friederike Kempner. Jene wird den Romantisch-Edelmütigen, diese den Originell-Kühnen gefährlich; und es ist eine Frage, ob ganz ohne Schaden die Fahrt überhaupt möglich ist.

Die drei Frauen, an die ich mich hier langsam heranplaudere, bejahen nicht durchaus diese Frage. Auch sie zahlen in manchen Kleinigkeiten dem allgemeinen Schicksal den spasshaften Tribut; aber am Ende bleiben sie doch siegreich, sei es durch eine mit grösstem Raffinement verheimlichte Überlegenheit und unaufgebrauchte Reserven, sei es durch ein hochgeschwungenes Pathos oder durch einen zähen, hartnäckigen Willen.

Lou Andreas Salomé ist vielleicht die eigenartigste, am schwersten zugängliche Schriftstellerin, die die deutsche Sprache hat. Sie ist gar nicht männisch, aber noch weniger ist sie weiblich im gewöhnlichen Sinn. Sie giebt viel, aber sie giebt sich nicht; und es macht den Eindruck, als ob sie sich versagt, nicht weil sie schnöde, nicht weil sie temperamentlos ist, sondern aus heimlicheren, gar komplizierten Gründen. Ihre Darstellungsart ist ganz sachlich, wird nie von dem Moment über den Haufen geworfen; ihre Sprache ist ruhig, unnüanciert, aber diskret und zart nüancierend, von keinen kleinen Eigenmächtigkeiten durchsetzt, immer Dame, aber immer eine kluge, tief und ungewöhnlich gebildete Dame, immer sauber und unberührt und mit einem frischen kühlen Hauch, wie ihn der Körper nach dem Bade hat. Es ist, als stiege einem aus dem Grunde ihres Buches eine Gestalt hervor, die davor warnt, die Schleier von den Gesichtern und von den Seelen der Menschen zu reissen, die aber aus Klugheit und nicht aus Feigheit warnt.

Und so wird uns ihre Erzählung „Ruth“ **) allmählich und unmerklich zu einem fernen, farbengedämpften Gebilde und schreitet auf leisen Sohlen in die Region des Märchens. Mit vermuthlich klarer Absicht macht Lou Andreas-Salomé den Roman in ihrer Erzählung konventionell und romantisch: Erik Matthieux, ein Lehrer, der unter anderem Privatstunden an einer petersburger Mädchenschule giebt, nimmt eine seiner Schülerinnen, ein hochbegabtes, allein und ohne Liebe dastehendes Kind, namens Ruth, zu sich ins Haus. Sie giebt ihrem Erzieher ihre ganze junge, trotzige, leidenschaftlich durchschüttelte Seele zu eigen: und in ihm schlägt allmählich die Liebe zu dem Kinde in die Liebe zum Weibe um. Eriks Gattin, eine gute und sanfte, leidende Frau, die ihren Mann liebt, entsagt und tritt zurück; und Erik, der so lange mannhaft gekämpft und Ruth sein Gefühl verborgen hat, nimmt sie beim ersten Wiedersehen als das Weib, das er liebt, in die Arme, küsst sie als der Mann, der das Weib liebt. Aber ihr ist der Mann, der ihrer begehrt, ein Anderer, ein Fremder, ein Schlechterer als der Mann, der ihre Seele und

*) Berlin. Fontane & Co. 1896.
**) Stuttgart. J. G. Cotta. 1895.

ihren Charakter geprägt hat, der sie durch seine Kraft und seinen Willen erschaffen hat; in ihr kämpft der Erik, der Hoheitsvolle, den sie liebt, gegen den Erik, der sie liebt, und sie verlässt ihn. — Diese Geschichte wäre ein Roman wie viele Romane, wenn sie nicht dazu diente, Hintergrund zu sein, von dem sich Ruths Gestalt plastisch und eindringlich abhebt.

In Ruth ist zweierlei. Ruth ist das Märchen. Eine erfahrene Weltdame sagt von ihr: „Es ist etwas an ihr, das nicht in das Leben gehört, — Poesie. Poesie im Konflikt mit dem Leben, — was ergiebt das wohl? es ist, wie wenn man die erste Seite eines Romans aufgeschlagen hätte; — o, pfui, nein! — oder: die letzte eines Märchens." Ja eben, die letzte Seite eines Märchens. Und wenn das Buch zugeklappt ist, und das Blut, das von der Erregung in die Augen getrieben war, zurückgeebbt ist, dann schaut die Wirklichkeit herein, mit nüchternen, frostigen Augen, und unter ihrem Blick erschrickt das Märchen bis auf den Tod. Was Ruth ihrem Lehrer auf Gnade und Ungnade unterwirft, was sie ihm mit gebundenen Händen ausliefert, das ist ihr heisses, unberührtes, unbewusstes Geschlechtsempfinden, das in seiner rückhaltlosen Geradheit sie treibt. Als der Schleier reisst und sie den Mann sieht, geht sie, weil sie dem Feinsten, Unsäglichsten, was in ihrem Verhältnis zu Erik war, nicht seine Feinheit und seine Unsagbarkeit nehmen will, weil sie ihr Mädchenmärchen intakt halten will.

Das zweite in Ruth ist ihr intellektuelles Leben; seine Schilderung ist das Vorzüglichste und Tiefste in dem Buch. Ruth ist von einem stürmischen Lerneifer erfüllt, sie hat unter Eriks Suggestion einen starken, stetigen Willen, und hat eine ungewöhnliche Intelligenz. Oft regt sich in ihr das Verlangen, selber ein Gärtner zu werden, statt das Bäumchen zu sein, das der Gärtner hegt; aber immer wieder fügt sie sich, giebt nicht ihren Willen auf, sondern lässt den fremden Willen ihren Willen modeln. Und der Wesensunterschied zwischen dem Wissensdurst des Weibes und dem des Mannes ergiebt sich aus der sehr feinen Darstellung der Frau Lou Andreas Salomé ganz deutlich: während im Manne der Doktor Faust rumort, während der Mann zur Ewigkeit, zu den grossen Müttern kommen will, will das Weib ihre Beziehungen zur Umwelt vermannigfachen und verfeinern, um, wenn es sich einst gefunden haben wird, sich nicht leer, sondern ausgefüllt, nicht einfach, sondern nüanciert zu finden. —

Zufällig behandelt auch ein neueres Buch von Maria Janitschek das Thema des unberührten Weibes vor dem Manne als Erzieher. Aber wie anders ist hier alles gewendet!

Das Buch führt den Titel: „Gott hat es gewollt. — Aus dem Leben eines russischen Priesters." *)

Der russische Priester Maxim Maximow Kralopin, ein fanatischer, von religiösem Wahnsinn beherrschter Mann, will das Wunder erneuern, das vor 1900 Jahren in Bethlehem geschah. Christus soll zum zweiten Male geboren werden; Christus soll zum zweiten Male von einer Jungfrau geboren werden. Zu diesem Zwecke nimmt Maxim ein vierzehnjähriges unschuldiges Mädel zu sich, namens Petrowa, die er aber Maria nennt. Er will sie langsam zu ihrer Mission vorbereiten, aber ihre passive, gesunde Schlichtheit widersteht ihm und durchschaut seine missglückten Versuche zur Wunderthäterei. Als er von seinen ihm beinah entgleitenden Pfarrkindern gezwungen wird, sie zu heirathen, enthält er sich ihrer. Und ihre gänzlich unwissende Phantasie verstrickt sich in tausend Räthsel, die ihr aus den Augen und aus den Händen ihres Mannes tückisch entgegenspringen. Maxim in seiner religiösen und sinnlichen Perversität nimmt wahnsinnige Experimente mit Maria vor, und immer qualvoller sinkt sie in den Abgrund ihrer Träume. Sie geht viel einsam spazieren. „Es war eine ungeheure Einsamkeit, voll von Geheimnissen, räthselhaften Lauten, voll von zagendem, zögerndem Schmeicheln in ihrer Herbheit. Und Maria fühlte die Luft ihre Wangen kosen, die Luft, die

*) Leipzig 1895. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

man nicht sah, und fühlte ihre jungen Brüste etwas entgegenhüpfen, das man nicht sah, und hörte das stille Aechzen eines Messers, das jemand schliff, den man nicht sah. Und sie ging hin in ihrer Blässe, stumm vor Liebe und Hass, stumm vor übergrosser Neugier auf die Zukunft, die ihr einer eröffnen sollte, den sie nicht sah." — In diese Spannung führt der Zufall einen vornehmen jungen Mann, Wladislaw Petrowitsch Santinoff. Er verliebt sich in Maria, erkennt Maxim als den Quäler des geliebten Weibes und erschiesst ihn. Aber es geschieht etwas, was er nicht erwartet hat. Maria stürzt sich über den Gefallenen: „Du musst erwachen, hörst Du, Geliebter? hast Du mir nicht die Nacht versprochen? . . . wartete ich nicht treulich auf Dich . . . all die Jahre, all die Jahre . . . Du warst mein Gott, meine heimliche Sünde, meine ewige Begehrung —." Sie verfällt in eine schwere Krankheit. Genesend schon, lehnt sie Wladislaws Annäherung ab. Er hofft noch, dass die Gesundheit ihrer Natur den Sieg davontragen wird; aber Marias Mutter zuckt die Schultern.

Marias Mutter hat Recht. In Maria ist das Märchen nicht intakt geblieben, sondern zu einem wüsten, wilden Spuk geworden, der alles neue Leben davonscheucht.

Wie in diesem Falle, so ist immer bei Maria Janitschek das Thema von einer grotesken Grösse, von einer abenteuerlich riesenmässigen Verzerrtheit. Es ist, als ob sie dicht an ihre Personen ein Licht hielte, sodass ungeheure spukhaft sich bewegende Schatten an die Wand fallen. Oftmals ist es, als ob in einer stürmischen, drohend feindlichen Nacht, aus den hellen Fenstern eines finster zusammengekauerten Hauses die gespentischen Schatten einem späten Wanderer sich entgegenreckten. Dazu ist ein einziger, immer sich gleich bleibender Ton in ihren Büchern; zuerst hören wir ihn als einen tiefen, erzenen Drommetenton, und immer wieder, und immer wieder, bis er schliesslich wie ein schrilles, nicht nachlassendes Gellen uns die Nerven zerschneidet. Ist Frau Lou Andreas-Salomé's Buch wie ein mildes Märchen, so tritt uns Maria Janitschek wie die wilde Sage entgegen, mit Schlangen im Haar und mit bannenden, brennenden Augen. Kühn und sorglos schlägt sie sich durch die Sprache hindurch, immer sprungfertig, niemals lasch. Und wenn Euch der schrille Ton ihrer Novellen nervös macht, und Ihr Euch zu ihren Gedichten flüchtet, so könnt Ihr das wunderlichste Zeug erleben: Blutheisse Bilder, stolze Gedanken, dazwischen mal etwas wie eine revolutionär verschobene Nachthaube; Verse wie die liebe Prosa, und Verse beträchtlich schlechter als die liebe Prosa, und plötzlich Verse, die gar nicht die einzelne Dichterin gemacht haben kann, sondern die wie aus einem geheimnissvollen Urzusammenhang herausgeblüht sind:

„Mädchenfrage.*)

Als Kind hab ich oft geweint,
wusst nicht, warum,
nun muss ich oft heimlich lachen,
weiss nicht, warum.

Es greift in meine Saiten
eine räthselhafte Hand,
ein Fremdes will mich leiten
in ein unbekanntes Land.

Seltsam wunderliche Gedanken,
die mein Wort nicht nennen kann,
baun um mich purpurne Schranken,
und halten mich in Zauber und Bann.

*) Siehe: Im Sommerwind. Gedichte. Verlag Kreisende Ringe. 1895.

Ich fasse Dich nicht, o Leben,
weiss nicht, wer wir beide sind,
weiss nicht, wohin wir streben,
wo ich mein Ziel wohl find.

Als Kind hab ich oft geweint,
wusst nicht, warum . . .
nun muss ich oft heimlich lachen,
weiss nicht, warum."

Auf einem ganz andern Blatt steht Gabriele Reuter, die dritte der Dichterinnen, auf die ich heute hinweisen will. Sie erzählt keine Märchen und spinnt keine Sage, sondern berichtet nüchtern, klar und deutlich von den grausam kalten Erlebnissen des hellen Tages; sie erzählt die Leidensgeschichte eines jungen Mädchens. *) Aber auch hinter ihrer pragmatischen und nur zuweilen durch einen flüchtigen Ton satirischer Bitterkeit unterbrochenen Darstellung verräth sich zuweilen, schnell vorüberhuschend und kaum zu erfassen, etwas Intimes, was sich nicht offenbaren will.

Das Schicksal, das sie schildert, ist typisch. Und dass sie es typisch und, sei es mit Absicht, sei es aus Unvermögen, wenig individualisirt schildert, macht die Darstellung um so wuchtiger und bitterer. Ein junges Mädchen aus guter Beamtenfamilie, klug, hübsch, spät und langsam reifend. Wie es im Florian Geyer heisst: die Ehrbarkeit geht herum. Das Leben auf der Walze der Wohlanständigkeit, der bürgerlichen Friedfertigkeit, — welche Melodieen sich da ableiern, ist ja bekannt. — Die Geschichte beginnt, übrigens etwas anfängerhaft, mit der Konfirmation; und dem armen Mädel wird dabei zum ersten Mal das Leitmotiv seines ganzen Lebens gepfiffen. Herweghs Gedichte, die der Vetter Martin der heimlich angebeteten Agathe schenkt, müssen umgetauscht werden, und den Ehrenplatz auf dem Geschenktisch nimmt das Prachtwerk: „Des Weibes Leben und Wirken als Jungfrau, Gattin und Mutter" ein; mit Illustrationen von Paul Thumann und anderen deutschen Künstlern. Das Leben, das die junge Konfirmandin mit grossen, fragenden Augen erwartet, bringt unter einer Oberfläche von mehr oder minder annehmbaren Surrogaten nichts weiter als eine Enttäuschung nach der andern; Illusionen, die schwinden, Liebe, die nicht erwidert wird, Krankheit, Siechthum, Hysterie, Verdorrung. Und immer ist über den Moder und alles Teufelszeug der reinliche Teppich bürgerlicher Tadellosigkeit gebreitet.

Gabriele Reuters Schilderung ist stark und wahr. Es ist ein ehrliches und muthiges Buch, das neben Garborgs klassischem Romane „Bei Mama" wacker besteht, obgleich es, wiewohl von einer Frau geschrieben, doch nicht die Grenzen der Garborgschen Untersuchung erweitert. Der Ton der Erzählung ist sehr glücklich getroffen, und wird nur an wenigen Stellen prekär und sentimental. Aber etwas höchst Sonderbares ist die Bemühung der Verfasserin, zu verbergen, dass ihre Heldin sehr temperamentlos ist. Diese Agathe bleibt einem im Grunde ziemlich uninteressant. Man bedauert sie wohl, aber in ihrer Natur sind keine Wirbel, die einen mit fortreissen. Ihre Entwicklung zum Weibe geschieht langsamer und später, als ihre Entwicklung zur Dame, ein Umstand, der manche ihrer kleineren und grösseren Enttäuschungen verschuldet. Aber oft hat man das Gefühl, als ob ihre Weibentwicklung gar nicht vollendet genug sei, dass es zu solchen Eruptionen des unterdrückten Triebes kommen könnte. Wie denn überhaupt ihr Wahnsinnsausbruch nicht überzeugend erscheint, da, wie schon bemerkt, ihr gesammtes Schicksal einen mehr typischen als individuellen Stil hat.

In einem freilich kann sich Gabriele Reuter mit Garborg nicht messen. Vielleicht war es eine revolutionäre Absicht, die sie daran hindert. Sie offenbart nicht, dass der fortwährende Kampf, der einerseits die Persönlichkeit zermürbt, sie andrerseits wieder vertieft; dass die Kraft, deren Entfaltung

*) Aus guter Familie. 2 Theile. Berlin. S. Fischer. 1896.

durch den beständigen Kampf erzwungen wird, dem ganzen Menschen einen verborgenen Stolz und einen subtilen, durchaus nicht werthlosen Adel verleiht. Gabriele Reuters Buch ist nur, und es will auch wohl nichts anderes sein, ein bitter ernst gemeintes Wort in einem bitter ernsten Handel. Es zeigt das Weib unserer Tage, das in dem Kampfe des Tages Schulter an Schulter mit dem Manne stehen, das die Rednertribüne und den Dozentensitz erobern will, während Lou Andreas Salomé und Maria Janitschek an das Weib als an die grosse Mutter gemahnen, welche den Mann, der sein Haupt in ihren Schoss legt, mit leisen und dunklen Worten in Träume lullt. —

MODERNE MONUMENTALMALEREI.

VON

FRANZ SERVAES.

Ein jüngst entstandenes Gemälde, Lesser Urys „Jerusalem“, giebt mir Anlass zu den folgenden Betrachtungen.

Breit, mächtig, vieldeutig, klar, ist es ein Markstein in der Entwickelung dieses Künstlers, wird voraussichtlich ein Markstein werden in der Entwickelung der berliner Malerei.

Immer noch ist Berlin das Aschenbrödel unter den europäischen Kunststädten. Man will es ihm nicht gestatten, dass es eine eigene freie Kunst haben soll. Was in der ganzen Welt gilt, hier soll es noch nicht gelten. Wer als junger Künstler hier etwas werden will, der muss vor allem gegen seine eigenen Lehrer Front machen. Er muss es sich gefallen lassen, dass er für talentlos und ruchlos erklärt und überall in den äussersten Hintergrund gedrängt wird. Er muss sich auf eine lange Leidenszeit vorbereiten, in der er entweder stahlhart werden oder — untergehen wird. Er wird sich der Einsamkeit ergeben müssen und bald allein sein. Er wird lernen müssen, seine Farben mit Lebensblut zu mischen.

Was aus solcher Daseinsweise und Kunstübung entsteht, das wird mit Notwendigkeit zunächst einen experimentellen Charakter tragen und überall den Autodidakten verraten. Es ist gleichsam am Rande des Abgrundes geschaffen, mit Hast und mit Angst. Es giebt nur fragmentarisch einiges Wenige wieder, das den Künstler vorübergehend einmal lebhaft erregt hat. Es ist ein Gestammel, hinter dem sich eine grosse Leidenschaft mehr verbirgt als verrät. Das letzte Wort bleibt immer unausgesprochen, die Zusammenhänge meist verborgen. Sogenannte Genieblitze wechseln vielleicht mit auffallenden Plattheiten und wüsten Absurditäten. So können zehn und mehr Jahre dahingehen, und dem Künstler wird nicht einmal vergönnt, sich zu ganzem Werke zu sammeln.

Ähnliches ereignet sich ja in der ganzen Welt, aber nirgends schärfer als in Berlin. Und in Berlin hat es wohl Keiner schärfer an sich erlebt als Lesser Ury.

Man nannte ihn in wohlwollenden Kreisen ein Talent, wartete aber immer noch auf das, was er leisten würde, auf das Werk, das seine Signatur

im Grossen tragen würde. In übelwollenden Kreisen — und das waren die breitesten — stritt man ihm jegliches Talent und jegliche Leistungsfähigkeit überhaupt ab.

Nun hat er doch sein „Werk“ geschaffen und hat ihm den Stempel seines Temperaments und seines Schicksals in einer Weise aufgeprägt, dass es ausser dem künstlerischen noch einen dokumentarischen Wert besitzt. Es ist ein monumentales Werk geworden.

Trauernde Juden — die Parias der Weltgeschichte — darin konnte Ury nichts anderes erblicken, als ein Symbol seiner ureigensten Lebenserfahrungen. Der ewige Fluch, der auf Israel ruhen soll, auf sich fühlte er ihn lasten, auf sich vor allen, — den ewigen Fluch, aber auch den ewigen Trotz! Was ist ihm der Jude als weltgeschichtliche Erscheinung? Ein Ausgestossener, ein Geprügelter, ein Getretener, aber kein Zertretener. Wähnt man ihn völlig am Boden, dann steht er mit doppelter Spannkraft wieder auf. Aber die Spur des Leidens ist unvertilgbar, tiefgegraben in Leib und Seele, eine Narbe, ein Stigma.

Und wie der Jude, so der Proletarier, der Leidensheros des vierten Standes. Ein besonderes Zeitpathos tritt mit ihm in das Kunstwerk ein. Die Erniedrigten und Beleidigten der ganzen Menschheit stehen hier vor uns in ehrwürdigen Repräsentanten.

Sie alle sind des Künstlers nächste Brüder. In Jedem von ihnen wohnt ein Stück seiner Seele. Aus jedem tönt ein eigenes tiefes Bekenntnis.

Es war eine kritische Zeit für Ury, die der Schöpfung dieses Bildes vorausging. Not und Missachtung schnürten ihm fast die Kehle zu. Seine Erregbarkeit, seine Verbitterung schwollen bedrohlich und fast beängstigend an. Mit Besorgnis fragten sich die Freunde, was da kommen werde. Wenn er jetzt nicht mit gewaltigem Ruck über sich selbst hinausschnellte, dann war er offenbar dem Untergange geweiht.

Er hatte schon früher, im Vorbeigehen, davon gesprochen, dass er später einmal ein grosses Bild malen wolle. Er sprach auch jetzt wieder davon. Man redete ihm zu, eigentlich ohne viel Hoffnung. Er lachte, mit jenem ätzenden Kichern, das einem Wimmern gleichklingt. Er wolle malen, habe er gesagt? Ein grosses Bild? Ach Gott, er werde das Malen lieber ganz aufstecken. Es sei aus mit ihm. Er könne sich an die Strasse setzen und Steine klopfen. „Fünfzehn Jahre kämpf' ich nun schon. Es kommt nichts dabei heraus. Ich geb's auf.“ Und wieder kicherte er fatal vor sich hin. Dann sass er und brütete endlos, lamentierte dazu, verklagte und verdächtigte alle Welt, kam auf sein Bild wieder zurück, schrieb es mit Worten in die Luft, und schliesslich —: „Ich gebs doch nicht auf!“ das war dann stets der Refrain. Aber wirklich zu malen, dazu entschloss er sich noch lange nicht.

Mit einem Male hiess es, Ury habe sich auf seinem Atelier eingeschlossen und sei eifrig beim Werke. Er leugnete nicht, blieb aber völlig unzugänglich. Kein Mensch sollte das Bild sehen, als bis es fix und fertig dastehe. Sein Eigenstes wollte er geben. Da durfte kein fremder Richter dazwischenschwatzen. Tadeln und womöglich gar raten, auf alle Fälle also irre machen?! Die schöpferische Unberührtheit war dann zum Teufel. Er blieb allein.

Dann kamen wir hin auf das Atelier und sahen das fertige Werk. Es machte einen unbeschreiblichen, überwältigenden Eindruck, gerade auf der Stätte, wo es in einsamen Kämpfen entstanden war, auf derselben Stätte, die vorher so viel zerreibende Kämpfe gesehen hatte, all jene Tragik, von der das Gemälde erschütterndes Zeugnis ablegte.

Sein Leiden und seine Verzweiflung hat er in diesem Bilde niedergelegt, zugleich seinen unerschütterlichen Zukunftsglauben.

Unter all den Gequälten, vom Schicksal Zerriebenen ragt ein Einzelner, Ungebrochener mit stählernem Rassekopf in den Abendhimmel auf. Auch er sieht die Sonne im Meer versinken, im Meer, das sich endlos dehnt, ohne Rettungsinsel, ohne Heimatsküste. Und doch weiss er, dass er einst hinübergelangen wird. Und wenn er nicht, dann seine Kinder, oder seine Kindes-

kinder, oder fernsten Nachkommen. Vielleicht aber doch — er! Er wird nichts unversucht lassen.

Ury selbst hat mit diesem Bilde die Küste erreicht. So leicht wird man ihn nicht mehr zurückstossen in den unwegsamen Ozean, nicht mehr verschlagen in unwirtliche Fremde. Indem er die Tragödie seines Stammes und seines Lebens gemalt hat, hat er zugleich diese Tragödie besiegelt.

An Widerspruch gegen das Bild fehlts ja noch keineswegs. Es wäre schlimm, wenn nicht widersprochen würde. Aber mag man im Einzelnen nörgeln, mag man im Ganzen verdammen, dumpf fühlts ein Jeder, dass er vor einem machtvoll-persönlichen Werk steht und zugleich vor einem Werk eminentesten Könnens.

Das konventionelle Pathos der Gebärde, die theatermässige Aktschluss-Gruppierung sind hier einer strengen Natürlichkeit, einem bittren Lebensernst gewichen. Von langer Wanderschaft ermüdet, nach schwer durchpilgertem Tag, sind diese Menschen hier, auf hohem Küstensaum, zusammengebrochen. Der Jammer liess sie nicht lange wählen. Jeder setzte sich, kauerte sich, krümmte sich zusammen, wo er gerade stand. Die Weiber weinen und sind widerstandslos erstarrt. Die Männer ringen noch, oder brüten düster. Der Wahnsinn schwebt und streckt seine Krallen aus Ein einzelnes Kind, des Jammers noch unkundig, fühlt doch den Druck der furchtbaren Stimmung und presst die Lippen trotzig zusammen.

Das alles hat etwas Gespenstisches. Zwar hinten glüht und funkelt der Abend. Aber vorn schleicht und schlingt dumpfe Dämmerung. Das Elend hockt im Schatten. Nur irrende Lichter spielen mit mattem Schein, dort über eine Hand, hier über ein Antlitz. Man müsste Maler sein, um die ungeheuren technischen Schwierigkeiten, die hier siegreich bewältigt wurden, gebührend zu schildern.

So ruht alles in einer starken, bannenden Stimmung. Das giebt erst dem Bilde die tiefe Einheit, die imposante stilvolle Grösse. Nichts Einzelnes tritt ungebührlich hervor. Ein Ton schwebt über allem, giebt mit Sicherheit die zwingende Dominante. Kein Verstandeskalkül braucht sich das Ganze erst zu entziffern. Es spricht unmittelbar zu uns, mit der Macht elementarer Entladung.

Dies ist der entscheidende Punkt. Hier ruht das Schwergewicht der künstlerischen Leistung. Hier haben bewusstes Können und unbewusstes Empfinden zusammengewirkt, um ein Ganzes von monumentaler Grösse zu schaffen.

* * *

Ein modernes Werk und ein monumentales Werk, — man wäre versucht, darin einen Widerspruch zu erblicken. Denn das Moderne scheint dem Monumentalen von Wesens Grund aus zu widerstreben.

Der Widerspruch scheint mir bedeutsam genug, um nicht mit dem blossen Hinweis seiner praktischen Lösung in diesem Einzelfalle darüber hinweg zu gehen. Ich ergreife vielmehr die willkommene Gelegenheit, die Begriffe „modern" und „monumental" in ihren Beziehungen zu einander und zur neuen Kunst abzuwägen, sie in aller Kürze neu zu beleuchten.

* * *

Die ältesten Monumente, die wir kennen, sind die Pyramiden. Zweierlei sichert ihnen eine unvergängliche Wirkung. Einmal, rein-materiell, ihre ungeheure Massigkeit, sodann aber, geistig, der fest ruhende Schwerpunkt, durch den diese Masse beherrscht und in eine klare, strenge, unverrückbare Form und Einheit gebannt wird.

Damit ist das Wesen des Monumentalen für alle Zeiten gegeben und ausgesprochen. Zwei Forderungen kennt es, die unverbrüchlich und damit

ewig sind: Mächtigkeit des Inhalts und Gesetzmässigkeit der Form. In allem Übrigen herrscht Freiheit.

Die Mächtigkeit des Inhalts ist völlig relativ. Sie wird bestimmt durch das Verhältnis zur Umgebung des Monuments. Die Pyramiden lagern in der Wüste. Dadurch wird Kolossalität erforderlich. Anders wirds, wenn ein geschlossener Platz oder gar ein beschränkter Innenraum die Dimensionen bestimmt. Die äussere Kolossalität weicht dann einer inneren Bedeutsamkeit. Ein mächtiger Geistesinhalt wird zur Naturoffenbarung und ertrotzt sich so die Monumentalität.

Die Gesetzmässigkeit der Form wird nicht von aussen bestimmt. Sie ruht einzig auf dem Schwerpunkt, den das Monument in sich selber trägt. Von dort aus werden alle Kräfte regiert, die grossen wie die kleinen. Willkür ist damit ausgeschlossen. Auch die bizarrsten Formerscheinungen tragen den Stempel innerer Notwendigkeit.

Es entspricht den Anfängen menschlicher Kunstübung, dass zunächst von irgend welcher individuellen Freiheit nicht die Rede ist. Man thut einfach das Notwendige, nichts drunter und nichts drüber. In dieser Hinsicht bleiben die Pyramiden ewig die klassischen Zeugen einer primitiven Monumentalität.

Aus dem Primitiven aber sind wir heraus. Der Künstlergeist ist sich seiner Freiheit bewusst geworden. Er verlangt Raum, auch für seine Launen und Phantasien. Der moderne Geist gar besteht in einem ewigen und unersättlichen Suchen nach Weiterschieben der Sinnes- und Geistesgrenzen. Er will hinausschwärmen ins Unbekannte, neue Eindrücke, neue Gemütsbewegungen, neue Kräfte, zum mindesten doch neue Abtönungen des bereits Bekannten entdecken.

Dieser Schwarmgeist, wie leicht verliert er den festen Boden unter sich! Wie lockend mag es ihm erscheinen, als bunte Leuchtkugel empor zu schwirren ins Dunkel und in der ewigen Nacht glitzernd zu zerplatzen! Das hat etwas Abenteuerliches, gewinnt mitunter fast den Anschein des Ruhmvollen. Wird im Moment des Zerplatzens die Nacht nicht erleuchtet? wenn auch für das Tausendstel einer Sekunde? Steigt nicht die Ahnung des Ewig-Unbekannten blitzend in uns auf? Doch die leuchtende Ahnung versinkt wieder in der schwarzen Nacht. Das Bodenlose vermag niemals festen Grund zu gewinnen, und der Mensch, der den Grund unter seinen Füssen nicht vermissen kann, bleibt ewig unbelehrt.

Eine Seifenblase ist zerplatzt. Nichts weiter. Und die Welt geht zur Tagesordnung über.

Damit ist wohl der äusserste Gegenpol des Monumentalen bezeichnet: das Körperlose und Schwerpunktlose. Oft scheint es, als habe unsere Zeit zu Diesem mehr Talent als zu jenem Anderen.

Ein Stück Tragik des Geistes, von dem wir Alle mehr oder weniger etwas in uns fühlen. Die Künstler aber um so mehr, je mehr sie Sucher sind. Doppelt wichtig wird es dann für sie, dass sie sich, inmitten ihres verwegenen und sehnsüchtigen Experimentierens, des Endzieles aller grossen Kunst, der Monumentalität, bewusst bleiben.

Der Geist des Monumentalen wird damit zum Erzieher für den Geist des Modernen.

Denn jegliches „Monument“ steht nur auf der „festgegründeten dauernden Erde“. Wer sie verlässt und zeitlos ins Kosmische sich verliert, kann allenfalls ein interessantes Meteor werden. Ein monumentaler Künstler von bleibendem Wert wird er niemals.

Doch damit ist der Gegensatz erst bezeichnet, keineswegs gelöst.

Denn der Künstler darf nicht aufhören, „modern“ zu sein, wenn er „monumental“ werden will. Indem er sich der Erde angelobt, darf er seine Sehnsucht nicht begraben. Indem er dem Grossen und Dauernden zustrebt, soll er den Reiz des Feinen und Flüchtigen nicht vernichten. Sein ganzes unabsehbares Spiel der Nüancen soll er frei entfalten können, nur muss er ihm einen formbildenden Schwerpunkt geben und einen bedeutenden Inhalt unterlegen.

Jede Zeit besitzt ihre eigene Monumentalität. Unsere Zeit kann weniger als irgend eine andere auf Borg leben und schaffen. Ihr Schwerpunkt liegt im Persönlichen. Im Persönlichen wird daher auch ihre Monumental-Kunst den Schwerpunkt haben müssen.

Ich brauche an früher Gesagtes nur zu erinnern, um zu Bewusstsein zu bringen, wie sehr in diesem Sinne gerade Urys Gemälde monumental ist.

Ferner hat es als Hintergrund unsere gesamte Kultur, die kompliziert, wissend und tragisch ist. Eine Mächtigkeit des Inhalts kann das Einzelne blos dadurch erlangen, dass es zu einem grossen Ganzen in Beziehung tritt und hierdurch von seiner Isoliertheit gewissermassen erlöst wird.

Von einem modern-monumentalen Kunstwerk wird somit zu verlangen sein, dass es unsere Zeit wiederspiegele, zugleich aber den Stempel des Persönlichen trage. Das Eine ist so wichtig wie das Andere, und Beides muss unter sich in ein festes Gleichgewicht gebracht sein.

Auf dieser Grundlage wird die Freiheit des Künstlers ein Recht haben zu möglichst reicher und üppiger Entfaltung. Es wird ihr geradezu eine Pflicht, ein innerer gebieterischer Drang werden.

Grenzen giebt es dann nicht mehr und keinerlei Gebote. Auch bindet sich die Monumentalität nicht an irgend welche Gattung oder Art. Jedes Gewand, jeder Blütenkelch, jede Schellenkappe sagt ihr zu. Sie mag den Menschen, mag die Natur, mag die Fabelwelt wiederspiegeln. Sie mag in Farben oder Linien, so gut wie in Worten, Tönen und Steinen zu uns reden. Gleich wie die Basis überall dieselbe ist, es sei für Malerei, Dichtung, Plastik oder Musik, so ist die Verästelung unendlich, unermesslich wie die Natur und unberechenbar wie der Menschengeist.

Nehmen wir beispielsweise eine Beethoven'sche Symphonie. Ihr Wesen ist streng gesetzmässig, ihre Wirkung unendlich. Die ganze Welt liegt darin und das Ringen des Menschengeistes mit der Welt. Damit wird die ganze Skala gewaltigster und differenziertester Empfindungen entfesselt und alle rotieren um einen festen Mittelpunkt: das Individuum des Tondichters, von dem sie ihren Ursprung nehmen. Eine herrschende Stimmung wird sich der in ihr ruhenden Gegensätze bewusst. Sie nimmt die einzelnen Elemente und gestaltet sie reicher aus, betrachtet jedes als einen Lebenskeim voll unbegrenzter Möglichkeiten. Aber alle sind untereinander unlösbar verbunden. In der Tiefe der Lebensfreude schlummert das Bewusstsein des Tragischen, aus der Fülle der Tragik blitzt mit sieghaftem Leuchten eine göttliche Zuversicht. Vita activa und vita contemplativa ziehen sich in buntem Reigen durcheinander; giebt die eine den Grundton an, so schwebt die andere darüber als stille Ahnung oder stürmische Sehnsucht. Der Wunderblüten Fülle wird um uns ausgegossen, aber alle duften von e i n e m Stamm.

Für mich ist Beethoven der Typus des modern-monumentalen Künstlers. Was er in seiner Sprache, der Musik, gedichtet hat, das brauchen die Andern in ihrer Sprache, mit Worten und Farben, blos nachzudichten. Die Musik durfte hier vorangehen, als die modernste aller Künste. In ihr kann sich die moderne Seele mit der Unendlichkeit ihrer Schattierungen und Widersprüche am unmittelbarsten und nacktesten enthüllen. Sie braucht keinerlei feste Realitäten zur Vermittelung zu wählen. Sie redet unverhüllt zu uns, durch den Ton gewordenen Weltwillen.

Alle anderen Künste haben es schwieriger. Sie haben einen spröderen Stoff, in dem sie sich auszusprechen vermögen. Sie stehen rätselhafteren, verborgeneren Kunstgesetzen gegenüber. Sie leiden endlich unter einem stärkeren Druck formaler Tradition, der ihnen die beste Bewegungsfreiheit schmälert.

Mit anderen Worten, und um wieder auf die Malerei zurückzukommen: Der moderne Maler hätte es leicht, ein momumentales Bild zu malen, wenn er sich dabei einfach an gewisse Vorbilder halten könnte. Er brauchte ja dann blos ein bereits Geschaffenes mit wenigen „zeitgemässen“ Veränderungen zu wiederholen. Dies ist ja wohl auch die Meinung der Meisten, die über Mangel an Monumentalität der modernen Künste klagen. Sie sagen etwa: „Monumental

ist Tizian, monumental ist Velazquez: malt wie Tizian und Velazquez!" Dies ist ein Trugschluss. Weit eher könnte man sagen: „Velazquez und Tizian haben ihre eigene und ihrer Zeit Seele in ihre Bilder gebannt und diesen dadurch Monumentalität gesichert: lernt von ihnen, wie ihr euch eurer Zeit und eurer Person gegenüber zu verhalten habt."

Doch einen wahren Künstler braucht man solches nicht zu „lehren." Er fühlt es viel zu tief als unzerstörbares Gesetz in sich. Er weiss, dass wenn er in unserer Zeit ein monumentales Werk schaffen will, er sich erst die Ausdrucksmittel erwerben muss, die es ihm ermöglichen. Mit den alten Ausdrucksmitteln geht es nicht. Denn er hat Neues zu sagen.

Dies ists, was unsere vielgeschmähte Kunstperiode im ganzen wohl verstanden hat. Fast zwei Menschenalter hindurch hat sie all ihre Leidenschaft, all ihren Fleiss darauf verwandt, sich jene neuen Ausdrucksmittel zu erkämpfen, mit denen sie einem neuen Inhalt gerecht werden könnte. Im naturwissenschaftlichen Zeitalter hat sie es nicht verschmäht, auch ihrerseits zu „experimentieren." Und sie hat Recht daran gethan.

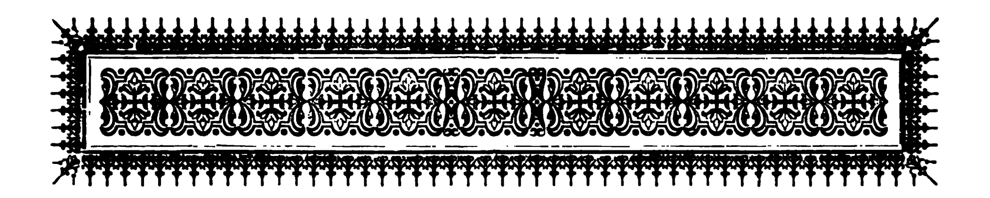
Nur wird es allmählich Zeit, dass wir einmal innehalten und uns besinnen: was denn die Kunst in diesem Leben eigentlich wolle? Experimentieren? Gewiss nicht, — obgleich sie niemals völlig aufhören darf zu experimentieren, wenn sie sich eine Weiterentwickelung offen halten will. Andererseits läuft sie aber gar zu leicht Gefahr, Kunststückchen für Maler zu machen und lediglich zur „Atelierkunst" zu werden. Das Malen wird dann eine schöne Handgelenkübung, und „zum Teufel geht der Spiritus." Wo aber der verfeinerte Handwerker aufhört, da fängt der Künstler von Gottesgnaden erst an. Dieser geht darauf aus, die Totalität seines Zustandes zu erfassen, sich aus der Zeit, die Zeit in sich neu zu gebären. So giebt er, ohne nach „Popularität" zu buhlen, unbewusst doch dem Volke was des Volkes ist. Indem er das Mächtigste und Tiefste der eigenen Individualität enthüllt, hat er zugleich ein Stück Volksseele offenbart. In beiden erst liegt die Gewähr zu wahrer Monumentalität.

Wir dürfen uns darum nochmals freuen, dass Ury aus einem fast allzu reichen Experimentieren heraus den Weg gefunden hat zu seinem grossen Werk. Er schliesst sich damit dem Kreise würdiger anderer Meister an, die ihrerseits in gleicher Weise sich heroisch durchgerungen haben.

Es sind ihrer nicht viele, aber doch einige. Sie alle zeigen jenen symbolischen Zug, der bei dem Einzelnen und Individuellen hinausweist auf ein Allgemeines, auf ein Typisches, Unvergängliches. Das findet sich so gut bei den „Armeleut-Bildern" eines Millet, Israels und Liebermann, wie auf den phantastischen Naturvisionen eines Böcklin oder in der märchenblassen Gobelinkunst eines Puvis de Chavanne. Es sprüht uns entgegen aus den wogenden Farben Besnards wie aus Thomas spröden, eigenwilligen Linien. Als ahnungsvoller Duft schwebt es über den Traumgebilden Whistlers und als klagende Sehnsucht in den Naturschwärmereien der Schotten. Ernst blickt es uns an aus so manchen Porträts, namentlich der Engländer, und verhüllt sich dann wieder mystisch-tief in den Allegorien von Watts oder Burne-Jones. In Uhdes keuscher Andacht, in Stucks satyresker Laune, in Kalckreuths herbem Mitleid, in Menzels kühler Sachlichkeit ist es zuhause. Und weit breitet es seine Schwingen aus über den einsamen Lebensweg Max Klingers.

Sie alle haben sich (und vielleicht noch einige mehr!) aus dem Wogengedränge modernen Lebens, den wirren Strudeln der Leidenschaften, Ideen, Könner- nnd Kennerschaften, gerettet auf einzelne stille Inseln, wo sie Sonne und Menschheit aufgehen und versinken sehen im ewig wallenden unermesslichen Meer. Sie schauen und lächeln, sinnen und schaffen.

Den Übrigen aber sei gesagt: Ihr habt euch mit der Axt ein gut Stück Weges in den Urwald hineingehauen. Wir wissen euch dafür Dank. Nun aber mögt ihr auch Umschau halten, wie ihr das neugewonnene Land — bebauet!



ARTHUR SCHNITZLER.

VON

ALFRED KERR.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — und erzählten noch allerhand Trübes und Freudiges. Da klangen aus Florestans Stube weiche Töne herüber, die Freunde wurden still und stiller, da sie die Sonate erkannten. Und wie Florestan aufgehört, sagte der Meister: und nun kein Wort mehr! — — — — — — — — — — — — — — —

Robert Schumann.

I.

Da ich den Namen dieses Dichters niederschreibe, sinkt es wie Erinnerung still auf die Gegenwart herab. Mit leisem Zauberschlag erscheint eine schmerzlich-süsse Welt, voll traurig-schalkhafter Grazie, voll ironischer Melancholie, voll leiser, lachender Innigkeit. Sie ist von zartem Leichtsinn durchweht, von schwermütigem Zweifel umwittert, von holdem Betrug umspielt. Voll süssesten Elends und stummen Schluchzens; voll sterbender Liebesworte, voll verschollener Thränen und toter Seligkeit. Schumann mag die allgemeine Stimmung angeben; aber bei besondrem Hinhören umklingt sie in der Ferne, von Geigen gespielt eine wiegende Walzermelodie, traurig-lustig; oder auch das schmeichelnde wiener Lied vom guten Himmelsvater (zuweilen, wie wenn ein Snob Variationen darüber spielte) — es stockt und bricht ab.

Dämmernde kleine Stuben mit Blumen vor dem Fenster; schlichte Schattenrisse tauchen auf, liebe blasse Mädchengestalten, zarte, gesenkte Köpfe, lautlos öffnet ein blasser, eleganter Herr die Thür und blickt hinein mit melancholisch-witzigem, etwas müdem, aber innigem Ausdruck.

Alles flutet durcheinander: Innigkeit und Eleganz, Weichheit und Ironie, Weltstädtisches und Abseitiges, Lyrik und Feuilletonismus, Lebensraffinement und volksmässige Schlichtheit, Oesterreichertum und Halbfranzösisches, Schmerz und Spiel, Lächeln und Sterben.

Ein junger Meister, ein glücklicher Götterfreund, ordnet mit weicher, leiser, spielend vollbringender Hand die Bestandteile.

Das ist die unvergleichliche Welt Arthur Schnitzlers.

* * *

Seltsam, wie eng wir in unsrem Kunstfühlen zusammenhängen mit eignen Erlebnissen. Im Jahre 1894 hatte ich Berlin verlassen, um für drei Monate dieser Stadt fern zu bleiben und allerhand Zerwühlendes los zu werden.

Es war hohe Zeit, dass ich fortkam; wäre ich damals ein „Klugerfahrener" gewesen, so hätte ich mit Mephistopheles sprechen können:

> Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
> Der Klugerfahr'ne sich beschäftigt,
> So ist fürwahr die Thorheit nicht gering
> Die seiner sich am Schluss bemächtigt.

In einem schlesischen Gebirgsdorfe, wo mein Schwager Arzt ist, sass ich die ersten Wochen vor der Abreise nach Italien. Es war der schlimme Zustand eingetreten, wo die Natur, Luft, Berge nicht die geringste Wirkung mehr üben; wo man gepresst, totengleichgiltig, voll verhaltener Ausbrüche ist, von keinem Weib etwas wissen will und nur das unstillbare wütende Verlangen fühlt nach dem einzigen Körper des verfluchten geliebten Frauenzimmers, das man verlassen hat, für die man mit Bräutigam und Mutter auf seiner Bude sich herumgeschlagen hat, und die man aus dem Wasser holte, da sie aus Wut und Jugend und Liebesbestialität und Komödie hineinhopste.

In dieser Stimmung, abwesend, willensgelähmt und voll drohender Raserei las ich eines Morgens „Die Frage nach dem Schicksal". Es war das erste Stück eines „Anatol" benannten schmächtigen Bandes. Julius Petri, den ich dann bei der Rückkehr schon auf dem Sterbebett traf, hatte mir ihn kurz vor der Abreise aus den Rezensionsexemplaren der Deutschen Rundschau geschenkt; ohne den Inhalt zu kennen. Als ich jetzt die ersten zwanzig Seiten las, sank eine leise, entzückende Stimmung herab, wie laue Regentropfen im Juni, es löste sich etwas in mir, die Seiten kos'ten mich, und ich dachte nun wieder, nach all den wilden Auftritten, an jene unvergesslich süssen Nächte zurück, auch an die abendliche Pfaueninsel und an die späten Fahrten auf der wipfelstillen, dunkelgrünen Havel mit dem schwachen, roten Schein, — und an ihre besten Liebestage und ihre schlichteste Hingebung.

Dann, beim ersten Frühstück, als meine Schwester den Thee eingoss, sprach ich zu ihr in seltsamen Empfindungen: „Annchen, hier hab' ich ein Buch — — — das ist der wunderbarste Kerl, den ich kenne. Und heisst ‚Schnitzler'!"

II.

Wie oft habe ich den Anatol seitdem vorgenommen, wie oft bin ich in diese witzig süsse Flut getaucht und habe, hingerissen in lachendem Entzücken geschwelgt. Ja, ich kann sagen: ich frass dieses Buch. Und alles, was dem elenderen Teile unsrer selbst, dem Kritiker, widersprach, das frass ich schliesslich mit. Nicht bloss der Zauber eigener Erinnerungen, die nicht allzuweit zurücklagen, wirkte; es wirkte in diesen Szenen die Gegenwart eines träumerischen seltenen Kenners, der zarte Wunder schuf; die Nähe eines sehr geistvollen Empfinders. Die sieben Szenen, aus denen der Anatol besteht, sind sieben Szenen. Mögen sie mit einander durch dieselbe Sphäre verbunden sein: das Buch als etwas Organisches zu fassen, wäre Thorheit und Pedanterie. Sie schwebten heran, wie ein leichter Zufall sie entstehen liess, und allenfalls mag nachträglich eine Abrundung, eine Vervollständigung den Schein des planvoll Angelegten geweckt haben. In der Mitte ein leichtsinniger Melancholiker; hinter ihm, neben ihm, vor ihm Weiberchen. Nur diese eine Seite des Lebens wird in's Auge gefasst; und an dieser einen Seite nur einige Seiten. Aber wie es geschieht: das ist unvergleichlich und unvergesslich. Ich weiss, dass viele Köpfe, — und nicht die schlechtesten die wir haben, — dieser Kunst unschlüssig, ja achselzuckend sich gegenübergestellt haben; ich fühlte, wie sie auch dem reifsten Werk dieses jungen Meisters nur kargen Beifall widerwillig und halb zweifelnd schenkten. Es liegt hierin eine Verachtung so durchsichtiger, leichtgewebter, flüchtig ent-

schwebender, entgleitender Episodenpoesie. Aber mag Schnitzler nicht mit wuchtigen Accenten und nicht als ein Promethide kommen: er giebt nachdenkliche Lebensausschnittchen, auch er hält aus dem allgemeinen Dahinrauschen der Erscheinungen bald ein ironisches, bald ein gedankenvolles Seelenbild fest, das nur durch eines wahren Dichters Hand dem Strom entrissen werden kann, auch er ist ein Menschheitskünder. Dass man doch in Deutschland noch immer zu wenig Ehrfurcht vor den Grazien hat, die häufiger als der Tasso festgestellt, „leider ausgeblieben" sind. Von der besonderen Art der Grazie, wie sie dieser Oesterreicher besitzt, und von der besonderen Art seiner entzückenden Feinfühligkeit haben Gewaltigere unter den Zeitgenossen keine Ahnung. Hier ist ein Grieche gekommen. Was keiner erwerben kann, erhielt er im Schlaf. Jawohl, es giebt Tiefere: aber sie können nicht das, was er kann.

Auch die Wiener Symbolisten mögen gegen Schnitzler eine schiefe Stellung haben. Das liesse sich begreifen. Er hat von ihrer Kunst manches Beste abgeschöpft, das er brauchen konnte. Der Symbolismus war ihnen Selbstzweck: er nutzte ihn als sehr gelegentliches Mittel; und er verquickte ihn mit dem Realistischen. Fast steht er ihrer vorbereitenden Kunst gegenüber wie Heinrich Heine dem Clemens Brentano, dem Tieck dem Achim Arnim. Auch die Romantiker lieferten ein zauberisch herrliches Rohmaterial, — ein Spätling nahm es und dämmte es ein zu festeren Formungen. Loris wird gepriesen und bewundert: wir preisen und bewundern ihn gleichfalls, doch wir können nicht hinweg über das Auseinandergehende, das Zerfliessende seiner Poesien, die keine Rippen zu haben scheinen. Schnitzler arbeitet nur diskret mit symbolistischen Kräften, ohne ein Symbolist zu sein. Er entnimmt dieser Kunstrichtung gerade soviel oder sowenig als nötig ist, um ein willkommenes, dreimalgesegnetes Gegengewicht gegen die tiefe Verbohrtheit des Holz-Schlaf-Naturalismus zu bieten. Er verzichtet auf die Vollständigkeit — hosiannah! — und setzt die künstlerisch feine Andeutung an ihre Stelle. Er setzt das Verschweigen an die Stelle des Quatschens. Endlich wieder! Er giebt ein Bild, ein einziges Wort, das eine Stimmung heraufzaubert, statt diese Stimmung schweisstriefend und langwierig zu malen. Er ist ein Dichter, kein Ausarbeiter. Er stammt aus Griechenland, nicht aus Friedrichshagen.

III.

Kehren wir sachte zum Anatol zurück.

Ein leichtsinniger Melancholiker in der Mitte, ringsherum Weiberchen. Sie kommen aus der Vorstadt, vom Theater, aus dem Modistengeschäft, vom Ballet, aus der üppigen Wohnung des Gatten, eine sichere Bianca sogar von dort, wo man durch Reifen springt. Aber die herrlichste bleibt das süsse Mädl aus der Vorstadt, die mit den zerstochenen Fingern; von der man dunkel nur erfährt, dass sie zuletzt einen Tischlermeister geheiratet hat. Sie hört Anatols Schritte schon auf der Treppe, sie steht an der Thür, wenn er kommt, sie küsst ihn und spricht: „Ich bin so froh, dass ich dich wieder hab'!" Oder in der Dämmerung tritt sie in sein Zimmer — „Guten Abend! Ei, im Dunklen? . ." Anatol: „Ach, es dämmert ja noch. Du weisst, das liebe ich." Sie streichelt ihm die Haare: „Mein kleiner Dichter!" Anatol erzählt ihr: sie habe in der Hypnose gesagt, dass sie ihn liebe; sie ruft: „Aber schau . . . das hätte ich Dir ja auch im Wachen sagen können!" Was ist er ihr? Ist er ihr Alles? Die melancholische Antwort sagt: „. . . Möglich! . . . Heute . . ."

Neben der Liebe zu so schlichten Geschöpfen wird in nichtige Herzen manches hineingeheimnisst, was nicht in ihnen liegt, Dirnen enthüllen ihre Seele, Theaterfrauenzimmer werden beim Abschied brutal offen in kostbarem

Humor, eine Ehebruchsliebe die am Ende ist, eine andre, die nie bis zum Anfang gedieh, und ein letzter Nachtgast vor der Heirat, der unbequem ist und vorübergehend zur Disposition gestellt wird. Epigrammatisches, Betrug, Selbstbetrug, psychologisch feiner Witz, oft ein wundervolles, gelegentliches „frevles Spiel“ mit „heiligen Gütern“ und überall schleierzarteste Stimmung.

Schade, dass manches eingestreut wird, das zwar fein geprägt, aber zu abgerundet ist. Etwa: „Unglücklich sein — ist erst das halbe Unglück, bedauert werden — das ist das ganze!“ „Man hat Ihnen zu viel verschwiegen, als Sie junges Mädchen waren — und hat Ihnen zu viel gesagt, seit Sie junge Frau sind!“ „In der kleinen Welt werd' ich nur geliebt; in der grossen — nur verstanden.“ Das ist Feuilletonismus grade wie Gabrielens jedesmalige Bitte um die Packetchen, sobald Anatol dreister wird. Es nähern sich solche Wendungen der Konvention. Und ihre Form — sie ist ja schliesslich ein fremder Tropfen in unsrem Blut.

Der Mann, der durch alle sieben Situationen geht, ist ein Verfallsmensch. Wie thöricht, dem Dichter einen Vorwurf daraus zu machen. Als ob wir nicht in gewissen Verhältnissen des Lebens Alle Verfallsmenschen wären. Von der Müdheit französischer Abwärtslinge ist Anatol durch sorgloseren Humor geschieden. Die trübe Grazie, mit der er, weit mehr ein Verwöhnter denn ein Verkommener, seine süssen Missgeschicke trägt, erhebt ihn über die matten, glanzäugigen Selbstquäler vom Stamm der Bourgetmänner. Was jene mit gekniffenen Schwänzen beweinen, umklingelt er mit leiser Thorenschelle. Den Zweifel freilich und die Reflexion hat dieser Zärtling mit ihnen gemein. Vielleicht weil er Schriftsteller ist, wie sie selber so oft. Bourget weiss am besten, „que l'homme de lettres, par exemple, aime ou désire, qu'il hait ou regrette autrement que le commerçant etc. So hatte Schnitzler schon früher einen zweifelnden Helden zum Schriftsteller gemacht, den nervösen Fedor Denner im „Märchen“, der alle Pein und alle Grausamkeit misstrauischer Liebe fühlt und fühlen lässt, der an das Märchen von der Gefallenen nicht mehr glaubt und, als Bräutigam, an das Märchen von der Erhobenen noch weniger glauben will, der sich und sie zweifelnd zugrundegerichtet. Aber hier war der Zweifel von eigensinnigem Ernst. Spasslosere Schmerzen, eine mindere Stimmung, etwas Unpersönlicheres. Noch fehlte dem tastenden Dramenversuch die höllische Süsse und die himmlische Bitterkeit jener unnachahmlichen späteren Szenen.

IV.

Aus der Welt des Anatol ist die „Liebelei“ erwachsen. Dennoch ist es eine verschiedene Welt. Alles ist hier zu hörerer Schlichtheit gereift, das Spielerische ist verschwunden, eine einfache Tragik greift ans Herz, — hinreissend, Tiefinnerstes aufrührend. Mit einem Schlage rückt der Dichter in dieser innig menschlichen Lebenstragödie in den engen Kreis der Besten unserer Gegenwart. Christin' ist die reinste und höchste Frauenseele, die er geschaffen hat. Sie ist mehr als ein süsses Mädl. Diese blasse Violinspielerstochter, die noch nicht geliebt hat und eine tiefe, unüberwindbar tiefe Neigung zu einem leichtsinnig-schwermütigen Menschen fasst, der ihr in den Weg kommt — sie leuchtet in so wunderbarster Schlichtheit, dass sie die Geltung einer Einzelpersönlichkeit abstreift und zu einem wohlvertrauten, halbumdämmerten, holden Urbild wird, wie es unsre Träume in Volksgestalten an glücklichen Abenden sehen. Diese lautlos hingegebene Gestalt, die innig und zurückhaltend, glücklos und selig und in jeder leisesten Regung Mädchen ist: sie stammt aus dem Gefild, auf dem die herbere Schönheit früher und liebster Goethescher Mädchen wuchs. Wen soll man neben ihr heut nennen? Fontane's Lene. Die weiblichen Erscheinungen moderner Dichter sind, gegen Christine gehalten, fast alle reflektiert und mittelbar. Wie schade, dass schliesslich,

als der Geliebte im Duell für eine Andre gefallen ist, die Zeichnung dieses Bürgerkinds sich an einer Stelle verwirrt. Statt dem tiefsten, stummsten Schmerz hingegeben zu sein, beginnt sie das Unrecht zu erwägen, das der Tote an ihr gethan; dass sie ihm nichts gewesen im Grunde, obgleich sie ihm alles gab; sie reflektiert. Hier ist eine Schwäche des Stückes; das Unbewusste darf von diesem Haupt nicht schwinden. Eine zweite liegt in dem leisen, kaum wägbaren Ueberschuss an Sentimentalität. Und ein unbestimmter, abrundender Zug nähert das Werk in Kleinigkeiten der Konvention. Es sind Reste, die schwinden werden.

Wie Schnitzler in diesem süssen Denkmal moderner Liebespoesie überall zur Einfachheit durchgedrungen ist, so auch in der Gestalt des trüben Helden Fritz. Hier ist der snobisme mehr und mehr gewichen; und mag der Student auch innere Leere fühlen und in jeder besten Stunde zweifeln, ob diese Stunde ihm nicht lügt: er ist doch in ungewundenen Linien gezeichnet, nichts Spielerisches haftet ihm an; er macht sich nicht interessant.

V.

Als Novellist hat Schnitzler zweimal verwandte Männertypen vorgeführt. In der „Kleinen Komödie“ ist Alfred von Wilmers der übersättigte, leere Lebensbummler, — der es mit der Einfachheit in der Liebe wieder versuchen will und dabei auf eine Demimondaine stösst, welche dieselbe Komödie vollführt wie er. Ein allzu genauer Parallelismus zwischen den beiderseitigen Gefühls- und Handlungsstadien wirkt hier unwahrscheinlich und fatal. In der jüngsten Skizze, „Ein Abschied“, wird der Held von der Liebe zu einer Verheirateten ausgefüllt. Ein tragischer Humor liegt darin, dass er an ihrer Leiche mit dem Gatten zusammentrifft. Freilich war in der Anna Karenina dieser Humor potenzierter und, für das Zusammentreffen eines Mannes mit dem Ehebrecher blutiger: es ist nicht das Sterbebett, sondern das Wochenbett. Auf Maupassant'schen Spuren etwa ging Schnitzler in einer früheren Skizze „der Sohn“, die im Stoff interessierend, in der Ausführung ziemlich gleichgiltig ist; ein Muttermörder, den seine Mutter einst morden wollte. Die Höhe als Erzähler hat Schnitzler in keiner dieser Arbeit erreicht; sondern in „Sterben“.

Das ist ein krankes, müdes und weiches Buch. Eine Stimmung darüber wie etwa bei dem Jungfranzosen François de Curel in der schönsten, mattesten Szene der „Fossiles“. Wieder stille Schlichtheit. Nichts andres wird geschildert als der Abschied eines Schwindsüchtigen von der Welt. Dass er eine Geliebte hat, ist bei unsrem Dichter selbstverständlich. Es wird hier etwas sehr andres gegeben als bei Paul Heyse, in jener Schwindsuchtsnovelle, die in der Mitte einen optimistischen Punkt hat: es war eigentlich nur Spass, Heyse'sche Patienten dürfen am Leben bleiben! Bei Schnitzler schreitet das Sterben, das Absterben, das langsame Erblassen und das Ringen der Seele Schritt für Schritt vorwärts, bis zum dunklen Ende. Ohne überflüssige Details wird die Psychologie des Scheidenden gegeben. Das hoffnungslose Bewusstsein, die Rührung mit sich selbst, Menschenfeindseligkeit, schliesslich der furchtbare Wunsch, das Liebste mitzunehmen und zu töten, den einst Mariamne in Herodes weckte, — das alles wird in einem tieftraurigen, blassen Schmerzensbuch von der sicheren Hand eines Beobachters gezeichnet. In der Seele des Weibes, die neben dem Sterbenden kniet, lebt widerwillig, aber unzerstörbar die Neigung zum Dasein. Und in dieser grauenvollen Erscheinung offenbart sich der letzte Schmerz aller Erdenkreatur, wie ihn Niels Lynhe einst ausgesprochen: „Es war das grosse Traurige, dass eine Seele stets allein ist. Es war eine Lüge, jeder Glaube an die Verschmelzung von Seele und Seele. Nicht die Mutter, die uns auf den Schoss nimmt, nicht der Freund, nicht das

Weib, das an unsrem Herzen ruhte . . ." Dass diese Erkenntnis unausgesprochen aus Schnitzlers Buch redet, das bildet seine melancholische Grösse.

* * *

„Und nun kein Wort mehr!" sagte der Meister als Florestans Spiel aufgehört. Wir aber, die verklungenen Töne tief im Herzen, schreiten leise zur Schwelle und reichen „dem stummen Spieler" einen Kranz.

X-STRAHLEN-PHANTASIEN.

VON

EGON P. STOLL.

Die Natur, welche mit Vorliebe „Mutter" genannt wird, geberdet sich dem Naturforscher gegenüber durchaus, wie eine höhere Tochter aus der besten Gesellschaft. Furchtbar spröde! Nicht nur, dass sie sehr „zugeknöpft" ist, umhüllt sie sich mit einem dichten Schleier und noch keinem sterblichen Bewerber war es gegönnt, ihr voll ins Antlitz zu blicken. Aber die Naturforscher sind nicht anders, wie alle anderen Männer! Das Unbekannte, Geheimnissvolle, Unerreichte und Unerreichbare reizt sie am allermeisten. Trotzdem die Natur nun immer älter und älter wurde, büsste sie an ihrer Sprödigkeit nicht ein, so dass es gar vielen ihrer Bewerber schliesslich an Mut und Geduld zum Weiterforschen gebrach und sie sich auf das viel bequemere Raten und Combiniren verlegten, was denn wohl hinter dem Schleier stecken möge. Dem Laienpublikum gegenüber aber thaten sie so, als ob sie nicht nur ein wenig aufs Geradewohl hin geraten, sondern den Schleier wirklich gelüftet hätten und zu der Natur in ganz nahen Beziehungen ständen. Sie renommirten. Solche Leute nannte man „Naturphilosophen."

Erst in den letzten fünfzig Jahren gelang es einzelnen begnadeten Forschern ganz kleine Zipfel des Schleiers zu heben und dahinter einen Blick zu thun. Das Gesetz der specifischen Energien der Sinnesorgane, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, die Spectralanalyse, die Verwandschaft zwischen Licht und Electricität und schliesslich die X-Strahlen, — all' diese Entdeckungen bedeuten einen so gewaltigen Fortschritt auf dem Gebiete der Naturkenntniss, dass Alles, was in vorigen Zeiten auf diesem Gebiete geleistet wurde, dahinfällt im Vergleich zu den naturwissenschaftlichen Errungenschaften der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Und ebenso wie vor wenigen Jahren das „Hertz"fieber alle Gelehrten ergriff, so hält jetzt das „Röntgen"fieber alle Köpfe in Aufregung. Nur mit dem Unterschiede, dass die Röntgen'sche Entdeckung viel eher geeignet ist, das Laienpublikum für sich gefangen zu nehmen, während die Hertz'schen Versuche doch nur vom Fachmann gewürdigt werden können. Es schien zuerst ganz toll! Hindernisse, wirkliche und wahrhaftige Hindernisse verschwinden einfach vor der magischen durchdringenden Gewalt der X-Strahlen! Die grünliche Fluorescenz einer evacuirten „Crookes"'schen Röhre, welche bisher nur als interessanter Schulversuch betrachtet wurde genügt auf einmal, die ganz unglaublichen durchsichtigen photographischen Aufnahmen zu ermöglichen.

Aber gar so einfach ist die Sache denn doch nicht! Denn da handelt es sich vor allem um eine tadellos hergestellte Röhre, mit vorzüglich isolirten Elektroden; und da die bestevacuirte Röhre schon nach Verlauf einiger Stunden,

und wenn sie dem Strom ausgesetzt wird, schon innerhalb einiger Minuten lufthaltig wird, so bedarf man ferner einer Quecksilberluftpumpe, welche fortwährend und selbstthätig funktionirt und erst dann kann man an die Erzeugung der Kathoden-Strahlen mit einiger Hoffnung auf Erfolg schreiten.

Doch was will all das sagen im Vergleich zu der grossartigen Perspective, welche uns durch die Röntgen'sche Entdeckung eröffnet wird. Was liegt dran, dass die Sache jetzt noch unvollkommen und tastend erscheint, dass jeder einzelne Forscher, der mit X-Strahlen experimentirt auf andere Weise dazu gelangt, „wie man es am besten macht". Denken wir nur an die Anfänge der Photographie. Was brauchte es da für Umstände und Vorbereitungen, um so ein Daguerrotyp herzustellen: die Vorbereitung und Präparirung der Platte, dann die enorm lange Expositionszeit, schliesslich die complicirte Entwickelung etc. etc. Und heute!? Heute giebt es kaum einen normal angelegten Mann, der nicht Amateurphotograph wäre, geradeso wie man schwer auf eine wohlerzogene junge Dame trifft, die nicht Clavier spielt.

Kurz, die Zukunft gehört zweifellos Röntgen und seinen X-Strahlen. Schon jetzt, wo die Entdeckung kaum zwei Monate bekannt ist, sind wesentliche Vervollkommnungen zu verzeichnen; die Form der Röhre soll knie- oder birnförmig sein, die Elektroden müssen auf der Rückseite einen Glasüberzug tragen, der Punkt auf den die X-Strahlen auftreffen wird am besten mit einem Schweinsblaseüberzug versehen.

Welche wird nun wohl die nächste wichtige Errungenschaft auf diesem Gebiete sein? Ich glaube die Abstufung der Durchdringungs-Intensität der Röntgen-Strahlen. Dies ist so zu verstehen. Die X-Strahlen durchdringen alle Körper mit Ausnahme der Metalle und Knochensubstanz; ein dickes Brett bietet ihnen ebensowenig Hinderniss, wie Weichteile des menschlichen Körpers. Aber eben in dieser ihrer wunderbaren Kraft liegt zugleich ihr grosser Nachteil; denn eben dadurch ist es bisher nur möglich geworden Skelett-Photographien herzustellen, ohne das man im Stande wäre Weichteile dieser „introspectiven" Behandlung zu unterwerfen. Dies kann jedoch nur eine Frage der Zeit sein; und wenn es wirklich einmal gelingt die Durchdringungs-Intensität der Strahlen nach Belieben zu modificiren, dann wird wohl die Percussion und Auskultation stark auf den zweiten Plan verdrängt werden.

Der Arzt, welcher bis dahin keine Krankenvisite ohne Sthetoscop und Perkussionshammer machte, wird von nun ab diese veralteten Instrumente gar nicht mehr benutzen wollen. Denn wozu auch?! Es wird sich zum Beispiel darum handeln eine Lungentuberculose zu constatiren; der Arzt nimmt seine Crookessche Röhre zur Hand, modificirt die Intensität der Strahlen so, dass sie die Thoraxwand zwar durchdringen, vor der Lunge aber „Halt" machen; nach Entwickelung der Platte wird sich dann zeigen, ob das Bild der Lunge hellere Flecken aufweist, oder nicht, und danach wird der Heilkünstler seine Diagnose stellen.

Ebenso könnte er zum Behufe der Feststellung eines carcinomatösen Magengeschwüres vorgehen. Und wieviele Leiden könnten dem armen Verwundeten auf dem Schlachtfelde erspart bleiben, wenn sich die Röntgen-Photographie auch im Militärsanitätswesen ihren Platz sicherte. Bis jetzt musste der Kranke das qualvolle Suchen des eingedrungenen Projectils vermittelst der Sonde über sich ergehen lassen, viel qualvoller vielleicht als die Extraktion selbst; die Röntgenstrahlen ermöglichen die Photographie des verletzten Gliedes in toto und, da ja die X-Strahlen in ihrer vollen Intensität die Weichteile ohne Weiteres durchdringen, so wird sich der Sitz der Kugel oder des Granatsplitters mit grösster Präcision bestimmen lassen.

Auch bei Knochenerkrankungen dürfte die X-Strahlen-Photographie als von nicht zu unterschätzendem diagnostischen Werte sich herausstellen; würde z. B. die Photographie einer Extremität, an einen Orte, wo sich kein Gelenkband befindet, eine hellere Stelle zeigen, so wird der Arzt ohne Weiteres das Vorhandensein eines Sarkoms annehmen dürfen, ebenso, wie dem Zahnkünstler

ein lichter Punkt innerhalb der Photographie eines Zahnes den Beweis für eine beginnende Caries liefern wird.

Viel grösseren Nutzen als die Diagnose von pathologischen Veränderungen beim Menschen, dürfte in Zukunft die Veterinärkunde aus unserer Entdeckung ziehen. Eine sehr wichtige, vielleicht die wichtigste Hilfsquelle für den Arzt bildet die Selbstaussage des Kranken; der Patient ist im Stande den Sitz des Uebels mehr oder weniger zu localisiren. Dem armen Thier gegenüber, welchem die Gabe der Mitteilung durch die Sprache fehlt, ist der Heilung oder Linderung bringende Arzt oft gänzlich hilflos, sehr oft fällt die Diagnose der Krankheit mit der Constatirung der Todesursache zusammen. Hier eröffnet sich für die Röntgen-Photographie ein Feld der Thätigkeit, welches vielleicht ermöglichen wird, dass der Procentsatz der Heilerfolge des Thierarztes zu einer kaum absehbaren Höhe steigt. --

Aber nicht nur Medizin und Chirurgie werden von der „unsichtbaren Photographie" Nutzen ziehen, auch andere Disciplinen haben von ihr reichen Segen zu erhoffen. Wird man erst im Stande sein eine genaue Skala für die Durchlässigkeit der einzelnen Körper aufzustellen, so wird man offenbar die Dichtigkeit eines Metalles durch Vergleichung mit der Skala ohne weiteres bestimmen können, welche Bestimmung bis jetzt complicirte Messungen und Wägungen erfordert hat. Auch das specifische Gewicht wird sich auf diese Weise bestimmen lassen und für die Photometrie könnten die X-Strahlen zu einem wesentlichen Hilfsmittel werden.

Practisch könnte man die Erfindung zu Constatirung von vermuteten Geldfalsificaten verwenden. Bis jetzt besitzen wir nur eine Methode, die uns erlaubt ohne Schwierigkeit ein noch so geschicktes Banknotenfalsificat sofort zu erkennen: man legt eine echte und eine verdächtige Note unter den Stereoskop. Sind nun beide Noten echt, d. h., sind sie Abzüge ein und derselben Platte, dann werden sie im Stereoskop ebenfalls als Flachzeichnung erscheinen. Ist aber die eine Banknote nur mit in einem mikroskopisch kleinen Punkte von dem Originaldruck verschieden, was ja bei zwei verschiedenen Platten einfach nicht anders möglich ist, so wird dieser Punkt körperlich d. h. aus der Fläche heraustretend erscheinen und wir wissen nun sicher, dass hier eine Fälschung vorliegt.

All' unsere Weisheit scheint uns aber im Stiche zu lassen, wenn es sich um das prompte Konstatiren einer Münzfälschung handelt; hier bedarf es erst der chemischen Reaktion, um sich Sicherheit zu verschaffen. Ist aber einmal die Röntgenphotographie so weit, dass sie im Stande sein wird, auch einzelne Metalle, je nach Durchlässigkeit, zu durchdringen, dann genügt ein Photographiren der verdächtigen Münze, um sofort zu wissen, ob sie Edelmetall oder Komposition ist.

Und könnte nicht auch der öffentliche Sicherheitsdienst sich der Erfindung bemächtigen? Es ist eine ziemlich bekannte Thatsache, dass Pretiosendiebe die gestohlenen Wertsachen mit Vorliebe verschlucken, damit man bei der Leibesvisitation nichts bei ihnen vorfinde; auf diese Weise hat schon mancher Langfinger sein Schäfchen ins Trockene gebracht, da ihm nichts Bestimmtes nachgewiesen werden konnte. Nun, ich glaube, die Herren Gauner werden sehr betrübt sein, wenn ich ihnen verrate, dass auch sie durch die Entdeckung Professor Röntgens hart betroffen werden; denn kaum aufs Revier gebracht, werden sie vor den Sicherheitsbeamten geführt, der, mit einer evakuiten Röhre ausgerüstet, sofort ein Photogramm aufnimmt und im „Bauche des Ungeheuers" erscheint das Bild einer — goldenen Broche oder eines wertvollen Siegelringes, wodurch der Bösewicht zweifellos überwiesen ist.

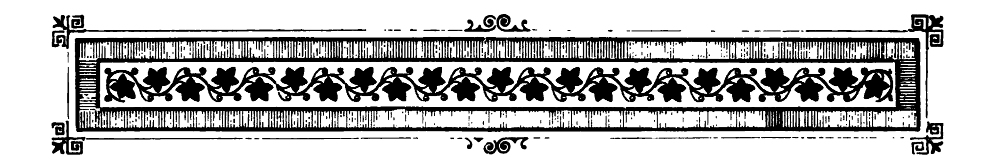
Und das hat mit seinen Strahlen
Professor Röntgen gethan.

Aber, meint so mancher, wie schade, dass das menschliche **Auge** nicht ebenfalls für Röntgenstrahlen empfindlich ist; man denke nur: keine Mauer könnte dem Blick des Forschers widerstehen, und was der Mensch jetzt nur

mit seinem geistigen Auge sieht, wird er auch als Fleisch und Blut wahrnehmen können. Ja, so denkt der Mensch in seinem Vorwitz und bedenkt nicht, dass er, trotz der enormen Befriedigung, nicht mehr durch Schlüssellöcher gucken zu müssen, sondern gleich durch die verschlossene Thüre hindurchsehen zu können, keine halbe Stunde leben könnte. Er würde sich nur tastend fortbewegen können, da er ja sonst, infolge seines alles durchdringenden „X-Auges", kein Hindernis sähe und daher gegen alle Thüren, Pfosten etc. mit dem Kopf anrennen würde, er könnte kein Buch lesen, wenn die Lettern nicht aus Metall hergestellt sein würden, und auf der Strasse sähe er nichts als Gerippe lustwandeln. Nein, die Natur hat gut gethan, ihm den Röntgen-Sinn vorzuenthalten; sie hat ihn den Menschen nur ahnen lassen, wie sie ihn die vierte Dimension und das Ultraviolett im mathematischen Rechenexempel ahnen lässt.

Aber was wohl möglich wäre: wenn es gelänge, die Beziehungen zwischen Lichtätherschwingungen und elektrischen Wellen soweit an das Tageslicht zu ziehen, dass man die eine Form der Energie in die andere umsetzen könnte! Erst dann könnte man von einer wirklichen Teleskopie, einem Fernsehen sprechen. Die kurzwelligen Lichtstrahlen, welche sich durch ihre chemische Wirkung auszeichnen und die Reproduktion auf einer empfindlichen Platte ermöglichen, würden dann in elektrische Wellenbewegung umgesetzt durch Vermittelung des Telegraphendrahtes, tausende von Meilen durchlaufen und dann wieder in Lichtwellen rückübersetzt, uns das Bild einer Person oder Situation in der treuesten Wiedergabe zeigen. Wir könnten dann mit jemandem nicht nur auf grosse Entfernungen per Telephon sprechen, wir könnten ihn auch sehen . . . . . .

Welch eine Utopie, wird man sagen! Aber was heute in der Naturwissenschaft noch wie ein Märchen klingt, kann morgen zur Wahrheit werden. Waren denn die X-Strahlen vor einem halben Jahre nicht ebenfalls Utopie? Und darum ist eine Phantasie so viel wert, wie die andere.



RUNDSCHAU.

RUSSISCHE REVÜEN.

Wenn der äussere Umfang für den Wert einer Zeitschrift massgebend wäre, dann müsste man den russischen Monats-Revüen einen der vornehmsten Plätze in der Zeitschriftenlitteratur anweisen. Monatsbände von 5-600 Seiten in Gross-Oktav bilden die Regel, das russische Publikum will für sein schweres Geld auch etwas haben. Der Leserkreis dieser dickleibigen Zeitschriften ist ein recht ausgedehnter. Auf den Tausenden von Adelshöfen, wie in den Zirkeln und Salons der kleinen Städte erwartet man jedesmal mit Ungeduld ihre Ankunft, sind sie doch mit das vornehmste Bindeglied zwischen der zivilisierten Welt und dem in glücklichem Dornröschenschlaf versunkenen russischen Plattland. Der Tagespresse sieht die Zensur gar zu scharf auf die Finger, hunderte von brennenden Fragen darf sie überhaupt nicht erwähnen oder höchstens ganz oberflächlich streifen. Eine Broschüren- und Pamphlet-Litteratur, wie man sie in den Ländern mit freier Verfassung kennt, giebt es in Russland fast gar nicht. So bleibt denn nur die Revüe, die im feierlichen Gewande der Wissenschaftlichkeit die Erörterung gewisser heikler Fragen wagt, deren öffentliche Verhandlung den Hütern der staatlichen Ordnung sonst bedenklich erscheinen würde. Vor dem Zauberwort „Wissenschaft“ hat selbst der russische Zensor einen gewissen Respekt.

Das russische Zeitschriftenwesen ist etwa um die Mitte der fünfziger Jahre entstanden, als beim Regierungsantritt Alexanders II. auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ein freiheitlicher Umschwung sich geltend machte. Zu Nikolaus I. Zeiten war der „Syn Otjetschestwa“ („Sohn des Vaterlandes“) das einzige bemerkenswertere Organ dieser Art. Den fortgeschritteneren Elementen behagte freiwillig sein loyaler Zuschnitt recht wenig, sie hielten sich an die im Ausland erscheinenden Kampfblätter, namentlich an Herzens „Kolokol“ („Glocke“), der mit gewaltigen Tönen die neue Zeit einläutete. Als dann nach dem Krymkriege die Reformbewegung mit aller Macht einsetzte und die Regierung selbst sich an ihre Spitze stellte, schossen die Wochen- und Monatsschriften wie die Pilze nach dem Regen auf. Zum weitaus grössten Teil waren es Eintagsfliegen, die von selbst wieder eingingen oder mit Gewalt unterdrückt wurden, als anfangs der sechziger Jahre in den oberen Regionen ein schärferer Wind zu wehen begann. Auch Fedor Dostojewski litt damals mit zwei Monatsschriften Schiffbruch, die er mit seinem älteren Bruder zusammen herausgab. Und Dostojewski gehörte wahrlich nicht zu den Radikalsten unter den Radikalen: er war massvoll und mild im Vergleich zu den Tschernyschewski, Nekrassow, Pypin u. s. w., die mit ihrer herben Kritik die extremen Zeitschriften beherrschten. Die panslawistische Hochflut schwemmte schliesslich diese ganze progressistische Revüen-Litteratur hinweg. Nur der vor dreissig Jahren begründete „Wjestnik Jewropy“ („Europäische Bote“), der die Treue gegen die alten Ideale des Liberalismus mit kluger Mässigung zu verbinden wusste, hat bis auf den heutigen Tag seine angesehene Stellung gewahrt.

Der „Wjestnik Jewropy“ ist für die später entstandenen Revüen ähnlicher Art vorbildlich geblieben. Er hatte mit seinem Instinkt die Grenzen der öffentlichen Diskussion, soweit eine solche in Russland überhaupt möglich ist, abgesteckt; die jüngeren Konkurrenzorgane brauchten nur in den festgelegten Bahnen zu folgen. Sie machten denn auch das Programm des „Wjestnik“ ganz zu dem ihrigen, wobei

sie höchstens da oder dort ein klein wenig nach links oder rechts ausbogen, je nach dem sie es mehr auf die Radikalen oder die konservativen Leser abgesehen hatten. Der Grundzug der russischen Revüen, soweit sie nicht ausdrücklich dem Panslawismus dienen, ist ein gewisser, unbestimmter Liberalismus, der mit den Fortschritten der westeuropäischen Kultur sympathisiert, sie mit Eifer verfolgt und dem Verständnis des russischen Publikums nahe zu bringen sucht. Es ist eine stark ausgeprägte Familienähnlichkeit in allen diesen Zeitschriften, unter denen „Russkoje Bogatstwo" („Der russische Reichtum"), „Russkaja Mysl" („Der russische Gedanke") und „Sjewerny Wjestnik" („Der nordische Bote") in erster Reihe neben dem „Wjestnik Jewropy" zu nennen sind. Die Form der Monatsschrift ist ihnen allen eigen; das Wochenblatt vermochte neben ihnen nicht recht aufzukommen. „Russkoje Bogatstwo" ist nach mannigfachen Richtungsänderungen endlich unter Wladimir Korolenko's Leitung gelangt, der in Gemeinschaft mit N. W. Michailowski die Zeitschrift auf vornehmer Höhe hält. Ein „Name" bedeutet in Russland sehr viel — und Korolenko ist, abgesehen von Tolstoj, seit Garschin's Tode thatsächlich der „letzte russische Dichter". Auch der „Wjestnik Jewropy" stand einstmals, als noch Turgenjews köstliche Novellen in seinen Spalten erschienen, grösser und stolzer da als heute, wo ihm nicht nur Korolenko's, sondern auch die im 17. Jahrgang erscheinende „Russkaja Mysl" und der sechs Jahre jüngere „Sjewerny Wjestnik" erfolgreich Konkurrenz machen. Es sieht beinahe spassig aus, wenn so allmonatlich die vier Revüen vor dem Publikum antreten: man fühlt sich unwillkürlich an vier Traber aus demselben Marstall erinnert und denkt bei sich: „Na, welcher von den Gäulen wird diesmal zuerst durch's Ziel gehen?"

Konservative Tendenzen verfolgt der seit zwanzig Jahren erscheinende „Russki Wjestnik" („Russische Bote"), zu dessen Mitarbeitern die „alten Herren" der russischen Schriftstellerwelt, die Grigorowitsch, Gnjeditsch, Majkow, Wiskowatow u. s. w. neben einem Rudel loyaler junger Streber gehören. Alte historische Ausgrabungen finden hier neben blütenreichen Gedichten ihren Platz, ab und zu wird auch durch irgend eine schreibselige Excellenz dem sündhaften „Westen" der Text gelesen oder dem Radikalismus und Sozialismus der Garaus gemacht. — Der gleichfalls in Monatsheften erscheinende „Mir Bozij" („Die Welt Gottes") ist mehr in populärem Tone gehalten und wendet sich an ein breiteres Publikum, namentlich an die reifere Jugend. Seit dem letzten Herbst giebt Mad. Popowa eine neue Monatsrevue unter dem Titel „Nowoje Slowo" („Das neue Wort") heraus, die sich für russische Verhältnisse ziemlich modern ausnimmt. Sie bringt, neben einer Übersetzung von Zola's „Rome" und einer ausführlichen, aus dem Englischen entlehnten Abhandlung über die Frauenfrage einen Vortrag des französischen Sozialisten Jaurès über den „historischen Materialismus" der marxistischen Schule.

Der Inhalt der russischen Zeitschriften ist neuerdings mehr von rezeptiver als von selbständig produktiver Art. Die üppige Produktivität der fünfziger und sechziger Jahre ist versiegt, ein nicht immer erfreuliches Epigonentum ist, soweit rein litterarische Erzeugnisse in Frage kommen, an ihre Stelle getreten. Eine bescheidene Objektivität hat die zügellose, nicht selten unreife Kritik abgelöst, die namentlich von der panslawistischen Richtung in den russischen Zeitschriften geübt worden war. Man hat eingesehen, dass man von dem „absterbenden Westen" noch sehr, sehr viel zu lernen hat. Ein grosser Teil dieser dickleibigen Monatsbände wird denn auch von ausführlichen Studien über französische, englische, deutsche, italienische u. s. w. Erscheinungen eingenommen. In den uns vorliegenden Heften finden wir neben zahlreichen Übersetzungen Arbeiten über Lionardo da Vinci („Russk. Mysl"), über Sandro Boticelli („Wjestnik Jewr."), über Torquato Tasso, Lord Byron, Napoleon I., Napoleon III., Maupassant, Pasteur, Rénan, Taine, Ihering, die jungdeutsche Litteratur u. s. w. Von Gerhart Hauptmann sagt Kowrow in „Russk. Bog.": „Eine ungewöhnliche Schärfe der Beobachtung und Kraft der Individualisierung bildet den hervorstechendsten Zug dieses jungen Dramatikers. Von der Vielseitigkeit seines Talents giebt eine Übersicht der von ihm geschaffenen Gestalten eine Vorstellung: reichgewordene Bauern und im Elend verkommende Weber, schwächliche Phantasten und geniale Künstler, die vorwärtsstrebende Jugend und das beschauliche Alter, die Märchenwelt der Vision, die Psychologie der Kindesseele, das Verhältnis des Führers zu den erregten Massen, das alles sind Erscheinungen, die in Hauptmann's Dramen Gestalt gewonnen haben. Von einem Talent, das innerhalb sechs oder sieben Jahren in so reicher Fülle erblüht ist, darf man für die Zukunft noch viel erwarten."

Im allgemeinen herrscht das ehrliche Bestreben vor, in das innere Wesen der fremden Erscheinungen einzudringen, ohne durch vorschnelle Abgabe der eigenen Meinung das Urteil des Lesers zu verwirren. Recht bezeichnend ist ein Wort

der Selbstkritik, das Iw. Iwanow in seinem Aufsatz über Taine („Russk. Bog.") sich leistet. Er geisselt die Unbeständigkeit des Russen, der sich für alles neue bis zum Enthusiasmus erhitzt, um es im nächsten Augenblick verächtlich mit Füssen zu treten.

„Er liest ein neues Buch, hört einen interessanten Vortrag — und in seinem Hirn beginnt sogleich ein merkwürdiger Prozess. Es ist, als ob er durch ein Teleskop schaute: der Stern wird ihm zur Sonne, blendet sein Auge und bewirkt, dass er die Lichtstrahlen nicht mehr in ihrer natürlichen Farbe sieht. So ging es uns von Anfang an mit allen Ideen, die aus Europa zu uns herübergekommen sind. Wir könnten von unserem russischen Standpunkte eine recht merkwürdige Geschichte der west-europäischen Kultur schreiben, die in keinem einzigen Zuge dem Original ähnlich sein würde. In dem Kapitel über Voltaire würden wir z. B. beweisen, dass dieser Philosoph ein Atheist und Materialist war, wie unsere „Voltairianer" es waren. Um die zahllosen Zweifel, Schwankungen und Vorbehalte, von denen Voltaires Kritik begleitet ist, würden wir uns ebenso wenig kümmern, wie um seine Bemühung, eine sichere Grundlage für die Religion zu finden. Auf Buckles Autorität hin würden wir dann behaupten, dass das 19. Jahrhundert auch den letzten Rest von künstlerischer Schaffenskraft eingebüsst hat, ja, wir würden überhaupt das Vorhandensein eines besonderen dichterischen Talents negieren und gar kein Gewicht darauf legen, dass Buckle alles, was er über diesen Punkt gesagt hat, nur in sehr relativem Sinne verstanden wissen will. Ähnlich würden wir es auch mit Darwins Hypothese halten. Auf jedem Schritt würden wir überhaupt triumphierend alle gordischen Knoten durchhauen, und wo unsere westeuropäischen Lehrmeister „wahrscheinlich" und „vielleicht" sagten, da würden wir ohne weiteres „unbedingt" und „unzweifelhaft" setzen. Schliesslich hätten wir es mit lauter Propheten und starren Prophetenlehren fast religiösen Charakters zu thun, und mit dem leichten Sinn eines poetisch veranlagten Jünglings würden wir einfach eine „erste Liebe" mit der andern vertauschen. Die Hauptsache wäre uns, dass alles einfach, durchsichtig, kategorisch sei, und dass alle Fragen des Seelenlebens, der Gesellschaft, der Geschichte mit einem Schlage ihre Lösung finden. Nicht umsonst ist gerade bei uns der Ausdruck „Herrscher im Gedankenreich" für einen Mann von selbständiger, geistiger Bedeutung entstanden. Wir stellen uns einen solchen Mann etwa so vor, wie den Erfinder eines Elixiers oder den Entdecker des Steins der Weisen. In den meisten Fällen will er selbst diese Rolle gar nicht spielen, aber wir drängen sie ihm auf, wir befreien seine Lehre von allen bescheidenen Zweifeln, logischen Lücken, vorsichtigen Umschreibungen und bekleiden ihn mit dem Mantel eines Hohenpriesters, eines Propheten, der für jede Kritik unzugänglich ist."

Die selbständigen Arbeiten über Themata aus dem spezifisch russischen Gesichtskreise interessieren mehr durch den Stoff als durch die Art der Behandlung. Das ungeheure Staatsgebilde, das die mannigfachsten Elemente zu einem Ganzen zusammenfasst, bietet dem Geographen, dem Ethnographen, dem Kulturhistoriker dem Naturforscher auf Schritt und Tritt interessantestes Material. Ganze Partien seines Riesen-Vaterlandes hat der Russe sozusagen für seinen eigenen Bedarf zu entdecken. Abhandlungen wie „Das Schicksal von Islam", „Das jungfräuliche Turkestan", „Opfer und Feste der Wotjaken", „Altrussische Häuserbauten" erregen unsere Aufmerksamkeit und bieten mancherlei Neues.

Wie eine Botschaft aus einer andern Welt berührt uns die Mitteilung, dass man irgendwo in einem centralasiatischen Kloster eine Selbstbiographie — — Tamerlans entdeckt hat. Man wähnt einen Blick zu thun in die endlosen Weiten des nordischen Länderkolosses, dessen Bewohnern nach den Prophezeiungen unserer Schäfer-Thomasse die Zukunft gehört.

Dass dieses zukunftsfrohe Naturvolk gleichwohl eine litterarische Schule aufzuweisen hat, die sich mit Stolz als „dekadent-symbolistisch" bezeichnet, gehört auch nur zu den schier unzähligen Kontrasten, die uns im Leben der russischen Gesellschaft begegnen. Weit her ist es mit der Dichterei dieser Herren Brussow, Dobroljubow, Fofanow u. s. w. übrigens nicht, sie sind nichts weiter als schüchterne Nachtreter unserer westeuropäischen Symbolisten. Der alte Tolstoj hat kürzlich, als er zur Aufführung seiner „Macht der Finsterniss" in Moskau war, über dieses Epigonentum ziemlich summarisch abgeurteilt. „Ich habe mir in letzter Zeit," sagte er zu einem Freunde, der über seine Gespräche mit Tolstoj im „Sjewerny Wjestnik" referiert, meine eigene Theorie über dieses Thema gebildet. Ich nenne alle heutigen Schriftsteller ‚Dekadenten', weil in ihrer Kunst nur die Form übrig geblieben ist, die freilich in technischer Hinsicht solche Vollendung erlangt hat, dass sie durch sich selbst einen Eindruck auf den Leser hervorbringt und ihn den Mangel an innerem Gehalt vergessen lässt. Bei unseren heutigen Belletristen, auch bei den weniger talentvollen, hat die

Fähigkeit, auf die Phantasie des Lesers einzuwirken sich auf Kosten des inhaltlichen Wertes entwickelt. Die ganze Begabung des Autors, seine ganze Kunst ist nur darauf gerichtet, wie er dies oder das darstellen, wie er das eine oder andere Sujet aus der Wirklichkeit mit allen noch so unbedeutenden Details wiedergeben soll. Und so vortrefflich gelingt ihnen dies, dass, wenn man in irgend einer Erzählung des A. zum Beispiel liest, wie der Held sich, sagen wir, zu einem grossen Diner anzog, man förmlich die weisse Kravatte und die Weste und den Frack vor Augen zu haben meint. Früher machten alle Beschreibungen selbst bedeutenderen Talenten Schwierigkeit, jetzt ist das für jedermann ganz leicht geworden. Und diese Herren Schriftsteller echauffieren sich gar nicht beim Schreiben, sie bleiben ganz kühl während des Arbeitsprozesses, und bringen doch Effekte hervor, welche die Phantasie des Lesers bezaubern, obschon sie doch nichts auf dem Herzen haben, das sich zu sagen lohnte. Dieselbe Beobachtung habe ich auch bei unserer heutigen Musik und in allen übrigen Kunstgattungen gemacht. Ihr Herz ist leer — und sie dichten und schreiben doch mit vollem Erfolge. Die Kunst hat aufgehört, eine ernste Sache zu sein, wie sie es früher gewesen ist. Als Sophokles dichtete, wähnte er an einem göttlichen Werke zu schaffen, ein Priesteramt auszuüben, und brachte in seinen Dramen das Edelste und Höchste, das nur in seiner Seele lebte, zum Ausdruck. Darum verstand ihn auch das ganze Volk. Er behandelte Fragen, die von allgemeiner Bedeutung waren und einen höheren, religiösen Sinn hatten. Ebenso war Beethoven, wenn er komponierte, von Begeisterung erfüllt und legte seine erhabensten Empfindungen und Gedanken in seine Schöpfungen. Er war selbst voll edlen Feuers, und darum vermag er auch uns zu entflammen, wenn wir ihn hören. Unsere Künstler von heute aber haben nichts zu sagen, und sprechen dennoch — jedenfalls deshalb, um einen Eindruck auf das Publikum zu machen. Und darum ist alles, was heut in der Kunst hervorgebracht wird, tot und nicht lebendig, und es ist nur auf bestimmte Klassen der Gesellschaft zugeschnitten, nur für sie begreifbar, da die Künstler unserer Tage ihre Sujets aus einem nur diesen Klassen verständlichen Milieu entnohmen. Darin aber liegt für die Kunst überhaupt eine grosse Gefahr. Die Leute, die man allgemein als „Dekadenten“ bezeichnet, gestehen es wenigstens offen, dass sie das Hauptgewicht auf die äusseren Eindrücke, das Spiel der Effekte legen, die den innersten Kern des Seelenlebens nicht erfassen. Der Impressionismus ist in diesem Punkte wenigstens ehrlich, während bei anderen unserer zeitgenössischen Dichter sich genau dieselbe Sache hinter dem sogenannten Realismus versteckt. Und wie es möglich ist, dass das so schnell gekommen ist, da doch unsere Kunst noch vor kurzem, zu Puschkins und Gogols Zeit so hoch gestanden hat? Nun denn, ich meine: die Kunst war damals noch so zu sagen in der Ausgestaltung begriffen, sie hatte erst die rechte Form zu finden, die Form bot sich nicht gleichsam als etwas Fertiges dar, das für jeden zum Gebrauch bereit stand, der sich nur die nötige technische Routine aneignete. Die Form stand damals in untrennbarem Zusammenhang mit dem Inhalt, weil sie erst durch die mühevolle, innere Arbeit gewonnen wurde, in der der Inhalt zu Tage trat. Deshalb macht auch die Kunst jener Tage einen so frischen Eindruck. Unsere Kunst hat inzwischen gewisse fertige Formen ausgearbeitet und für jedermann zugänglich gemacht, was mit dem Anfang des Verfalls gleichbedeutend ist . . . Allerdings haben wir auch Sachen, in denen der Autor einen Grundgedanken, eine „Tendenz“, wie man es nennt, zu Tage treten lässt. Aber diese Tendenz grinst uns dann skelettartig wie ein Draht an, auf den künstliche Blumen aufgereiht sind. Der eine packt einen ganzen Haufen des bunten Zeugs auf den Draht, der andere lässt gar den nackten, leeren Draht sehen. Diese Art Tendenz hat nichts gemein mit dem tiefen gedanklichen Inhalt, den eine wahre Kunst darbieten muss.“

VERSCHIEDENES.

EIN BRIEF D'ANNUNZIO'S

Ein sehr fruchtbarer, aber wenig erfolgreicher Romanschriftsteller, Namens Thovez, hatte D'Annunzio in einer litterarischen Zeitschrift beschuldigt, er hätte bei seinen ersten Arbeiten, besonders bei Il Piacere, französische und andere Autoren plagiiert. D'Annunzio antwortet darauf in einem, an André Manuel, Figaroredakteur, gerichteten amüsanten Brief, dessen Publikation er uns gestattete und dessen Wortlaut gerade jetzt in Deutschland interessieren muss, wo zum ersten Mal ein grösserer Roman des berühmten Italieners erscheint.

Werter Herr und lieber Kollege!

Sie wollen sich um das Geschwätz kümmern, das sich mit meinem Namen verknüpft und das in Italien beinahe das patriotische Geschrei gegen den hinterlistigen König Menelik zu übertönen droht?

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre gute Absicht, aber mir scheint, dass, abgesehen von dem lächerlichen Pathos meiner Angreifer, die ganze Sache nicht des Aufhebens wert ist.

Als ich Il Piacere schrieb, war ich sehr jung; und als guter Lateiner liebte ich die geschnittenen Steine, übersetzte Catull und Marzial und hegte eine besondere (und, wenn Sie wollen, beklagenswerte) Vorliebe für eine gewisse erotische Bilderkunde. Ich entnahm dem Buche eines Zeitgenossen, das mir zufällig unter die Augen kam, einige Bilder und einige Einzelheiten, wie ich andere in den römischen Chroniken des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts oder in den übermütigen toskanischen Erzählern oder auch in besondern Fällen in Unterhaltungen der modernen Gesellschaft suchte. Es giebt genug sonderbare Ausdrucksweisen und wunderliche Worte, was aber haben sie mit der Komposition oder dem Begriff eines Kunstwerks zu thun? So wenig, dass, als ich wegen der französischen Ausgabe gezwungen war, mein jugendliches Piacere noch einmal durchzusehen (und ich muss es noch einmal wiederholen, dass weder mein ausgezeichneter Übersetzer, noch irgend ein anderer je auch nur an eine einzige Seite meiner Werke Hand angelegt hat), ich selbst jene überflüssigen Einzelheiten und auch noch andere, die meinem verfeinerten Geschmack nicht mehr genügten, strich.

Nun handelt es sich — für die Kunst — doch nur um eine Frage. Habe ich es verstanden, auch jenen entliehenen Einzelheiten meinen persönlichen Stempel aufzudrücken? Diejenigen, die den italienischen Text kennen, können darauf die Antwort geben. Die wahre Originalität eines Schriftstellers besteht in der Kunst, so zu arbeiten, dass alles, was er berührt, ihm für immer anzugehören scheint.

Von Horaz bis Ronsard, von Virgil bis Racine, von Dante bis Goethe, von Bocaccio bis Balzac (si parva licet..) haben alle grossen Prosa- und Versdichter geschöpft, wo sie gefunden haben; und alle ihre scholastischen Kommentare, die unsere fleissige Jugend ermüden, sind sie denn nicht gewissenhafte Auslesen aus Stellen von Schriftstellern, ähnlich denjenigen, die man jetzt mit soviel Bosheit und Dummheit zu einigen Seiten meines ersten Romans macht?

Aber was soll all das beweisen? Wollt Ihr die Originalität Eures Rabelais anzweifeln, weil Ihr in den grossen, dichten Wald seiner Werke einige duftige Blumen aus dem Wundergarten der italienischen Renaissance verpflanzt findet?

„Wenn ich einen flüchtigen Blick in die Vergangenheit werfe — schrieb Theodor von Banville in seinen lichtvollen Lettres chimeriques, die man von neuem lesen müsse — so sehe ich beim ersten Blick, dass der dreisteste Plagiator gerade der grösste französische Dichter ist: der göttliche, der angebetete, der unvergleichliche, der wunderbare La Fontaine.“

Man müsse diese Briefe — Du Plagiat — wieder lesen, die, wie mir scheint, diese Frage mit scharfer, funkelnder Klinge zerteilen. Aber ich rufe nicht die gewandte Grazie dieses berühmten Poeten wegen eines gemeinen Provinzgeschwätzes zu meiner Entlastung an.

Die zeitgenössische italienische Litteratur ist nur ein liebenswürdiges Gewäsch, das in den Apotheken und in den Cafés des holden Königreichs ein mühseliges Dasein fristet. Früher war das Lieblingsthema die verabscheuungswürdige Unregelmässigkeit meiner Jugendzeit: heutzutage ist es meine unerklärliche Liebe zur Einsamkeit. Was thut er da in der Verborgenheit? Zweifellos würgt er die Frauen und die Kinder seiner Nachbarn und frisst sie dann auf. Und Herr De Vogüé nimmt ihn in Schutz . . . . Ah! Wann werden wir uns entschliessen können, ihn zu zermalmen!? Delendus! Delendus!

Wie Sie sehen, ist bei alledem nichts Litterarisches zu holen.

Und so haben meine guten Freunde in Italien — die mir weder die freundliche Aufnahme verzeihen können, die meiner Kunst in Frankreich zuteil wurde, noch meine aufrichtige Verachtung, vor allem die glühende Beständigkeit meiner Geisteskräfte inmitten der allgemeinen Dummheit — geglaubt, dass sie schnell vermittelst der leichten Schrammen ihrer abgenagten Fingernägel ein Werk vernichten könnten, das heute aus 20 Bänden besteht. Braucht Ihr Phrasen oder Bilder, meine guten Freunde, Ihr, die Ihr ganze Tage von den Brosamen lebt, die von meinem Tische fallen? Gestattet, dass ich ruhig lache, wie ich es zu thun pflege, ich sage „wie ich es zu thun pflege“, denn dieser kindische Lärm dauert jetzt schon zehn Jahre, wie der trojanische Krieg, obwohl leider die schöne Helena dabei fehlt!

Zum Glück bin ich ein Baum, der mit all seinen unversehrten, kraftvollen Wurzeln in der mütterlichen Erde haftet. Und da der Frühling naht (ich konnte gestern in der Villa Medici zwischen den rauschenden Lorbeerhainen sein klares Antlitz schauen) so rufe ich noch einmal der blinden, leeren Wut entgegen wie in dem heitern antiken Sang der Goliardi:

o! o! totus floreo!

Ich glaube, dass ich meinen guten Freunden keine grössere Freude bereiten kann, als ihnen ein Buch zu überreichen, das nur Frühling atmet.

Genehmigen Sie, lieber Kollege, mit meinem besten Dank, den Ausdruck meiner aufrichtigen Sympathie.

Gabriele D'Annunzio.

* * *

LEIPZIGER MATINÉEN.

Die Litterarische Gesellschaft zu Leipzig, welche im Dezember in drei Matinéen Flaischlens „Martin Lehnhardt", Weigands „Vater" und Rosmers „Dämmerung" aufgeführt hatte, brachte in ihrer Matinée vom 26. Januar drei Einakter, die grundverschieden in Geist, Technik und Wirkung, noch völlig bühnenfremd, doch in der Litteraturgeschichte als Keime dreier ersehnter Richtungen einst ihre Stelle finden dürften: das Stimmungsdrama, die prickelnde Komödie, das nationale Schauspiel. Eingeleitet durch einen Prolog von Loris, ging zuerst Maeterlinck's „L'intruse" in Szene. Der Tod als ungebetener Gast dringt in den Park eines alten Schlosses, steigt zur Terrasse hinan, betritt den Saal und setzt sich an den Tisch, mitten unter die Angehörigen der jungen Frau, die im Nebenzimmer stirbt. Niemand bemerkt ihn ausser dem blinden Grossvater, der mit verfeinerten Nerven jede seiner Bewegungen verfolgt. Um Mitternacht erhebt sich der Tod. Zum ersten Male vernimmt man das Weinen des Neugeborenen, und die barmherzige Schwester meldet mit dem Zeichen des Kreuzes das Ende. Dies alles hatte die Regie des Dr. Heine mit den raffiniertesten Mitteln in Szene gesetzt und sich dabei vorzugsweise den stilisierten Geschmack der englischen Prärafaeliten zum Vorbild genommen. Die weiche Müdigkeit in Haltung und Ausdruck der trois jeunes filles war so vollendet dargestellt, dass man die Rosa triplex des Rossetti leibhaftig vor sich zu sehen glaubte. Alle Sinne wurden in fortwährender Erregung gehalten. Man hörte das Rauschen der Wipfel, das Fallen der Blätter, das Knirschen des Kieses, während dünne Weihrauch-Wolken von der Bühne wehten und das Parquet erfüllten. Mit einem lautlosen Schweigen wurde das Stück aufgenommen. Man war erschüttert, verblüfft oder entrüstet, aber man begriff, dass eine laute Kritik dieser Dichtung gegenüber nicht am Platze war. Es folgte „die Frage an das Schicksal" aus dem Cyklus „Anatol" von Arthur Schnitzler, die Idee von der Liebe, die gern blind bleiben möchte, mit Hilfe einer hypnotischen Sitzung amüsant expliziert. So anspruchslos das kleine Ding auftritt, es finden sich alle Elemente darin, die das moderne Lustspiel verlangt: die starke Spannung bei einfacher Entwicklung, der echte, flotte Dialog, in dem eine humoristisch bedeutsame Erscheinung unsres Lebens sich spiegelt, vorgetragen mit glühendem Esprit und packendem Witz. Als dritter Einakter erschien „das Siegesfest" von Franz Adam Beyerlein. Das Drama spielt am Sedan-Tage 1895 unter sozialdemokratischen Arbeitern und behandelt in gewandter Hauptmann'scher Technik die Macht einer grossen Erinnerung, die die Helden mit der kleinlichen Partei-Misère der Gegenwart in Konflikt bringt. Der so lange vernachlässigte und arg missbrauchte Begriff der Königstreue wird neu empfunden und begründet, die bornierte Schablone der Patrioten sorgfältig vermieden. Besonders erfreulich berührt das Geschick für starke, äussere Wirkungen, deren Mangel so viele unsrer besten Stücke der Bühne entzieht. Schlag auf Schlag kommen die Effekte, wahrheitstreu, weder aufdringlich noch billig, bisweilen oberflächlich motiviert, aber dann so mächtig, dass der Hörer die Schwäche übersieht. Der wohlverdiente Beifall wurde am Schlusse zu einer stürmischen loyalen Demonstration, die das Zischen einiger Partei-Fanatiker übertönte. Am 9. Februar wurde Hartlebens „Hanna Jagert" aufgeführt. Die Diskussion über die Komödie selbst ist geschlossen, und ihr bedeutender litterarischer Wert wohl nirgends bestritten. Dies Mal gewann es den Anschein, als ob die Zeit allmählich herangekommen sei, in der „Hanna Jagert" mit neuem, und dauerndem Erfolge Repertoir-Stück werden soll. Das Publikum, dem der Individualismus schon lange nicht mehr so befremdlich ist, war ganz bei der Sache und begleitete jeden Akt mit einer frischen, verständnisinnigen Fröhlichkeit. Der anwesende Dichter wurde mehrmals gerufen. Selbst die Presse, die hier noch gern den Zionswächter spielt, sang einstimmig ihr gönnerhaftes Lob.

M.

* * *

GUSTAVE KAHN.

Am Freitag, den 14. Februar vereinigte sich zu Paris die litterarische und künstlerische Jugend Frankreichs, um einen seiner bedeutendsten Lyriker, Gustave Kahn, in einem Bankett zu feiern.

Gustave Kahn, dessen Werke in Deutschland vielleicht noch nicht nach Verdienst gewürdigt sind, war der erste Dichter, der den vers libre benutzt hat. Durch diese That in Worten hat er das von Verlaine begonnene Werk vollendet und den fran-

zösischen Vers von den pedantischen Vorschriften einer lächerlichen und veralteten Ästhetik befreit. Der hierbei von ihm zuerst betretene Weg ist dann von andern gleichfalls beschritten; Henri de Regnier und Francis Viellé-Griffin, um nur die Namen der zwei bedeutendsten zu nennen, sind Gustave Kahn gefolgt.

Das Bankett selbst hatte einen in jeder Hinsicht befriedigenden Verlauf. Von der alten Generation war nur Catulle Mendès erschienen. Sein Toast wär aber auch altertümlich genug für zwanzig gewesen. Mallarmé zeigte im Gegensatze hierzu, dass man trotz grauer Haare ein jugendliches Herz haben kann und dass nicht alle Alten wirklich alt sind.

In den nächsten Monaten werden von Gustave Kahn mehrere Bändchen Verse erscheinen: le roi fou, limbes de lumière, le livre d'images sowie eine Studie über Jules Laforgue. Der Verfasser der Palais nomades, der chansons d'amant, des domaine de fées und von la pluie et le beau temps wird, nach einzelnen, in der Revue blanche erschienenen Proben zu urteilen, auch in diesen Werken sich als einen Dichter bewähren, der in der vordersten Reihe im litterarischen Kampfe steht.

A. H.

* * *

DER PROTEST DER DEUTSCHEN FRAUEN.

Eine Vereinigung von Frauen Münchens, der andere Vereinigungen gefolgt sind, hat sich mit dem künftigen deutschen Familienrechte nach dem Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches eingehend beschäftigt und hat folgende Resolution einstimmig angenommen.

Wir protestieren dagegen, dass in Bezug auf die Frau die künftige Reichs-Zivil-Gesetzgebung auf einem anderen Standpunkte steht, wie die Strafgesetzgebung, nämlich auf dem Standpunkte einer Unterscheidung der Geschlechter, welche das Strafrecht nicht kennt.

(Anm: das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich zieht jede Frau für ein begangenes Delikt zur Verantwortung und straft sie wie jeden Mann, es erkennt also der Frau volle und unbeschränkte Handlungsfähigkeit zu und lässt alle Wirkungen ihrer Handlungen zu Recht bestehen. Im bürgerl. Gesetzb. mangelt dagegen diese Gleichstellung. Die verheiratete Frau soll nämlich nicht befugt sein, ohne Einwilligung ihres Gatten über ihre Person oder ihr Vermögen zu disponieren. Rechtsgeschäfte, die sie trotzdem in Bezug darauf vornimmt, können vom Manne in ihren rechtlichen Wirkungen wieder aufgehoben werden. **Sie hat also alle Pflichten eines verantwortlichen Menschen ohne dessen Rechte.**)

Wir protestieren im Speziellen dagegen, dass — ausser in Fällen besonderer, testamentarischer Bestimmung — die Frau von der Bestellung zur Vormundschaft und von der Teilnahme am Familienrate ausgeschlossen werde.

Wir protestieren dagegen, dass der verheirateten Frau zivilrechtliche Befugnisse genommen werden, deren die unverheiratete teilhaftig ist.

Wir protestieren im Speziellen dagegen, dass die Handlungsfähigkeit der verheirateten Frau dadurch beeinträchtigt werde, dass der Mann seine Einwilligung zu jedem von ihr vorzunehmenden Rechtsgeschäfte geben muss, resp. das ohne dieselbe vorgenommene annullieren kann.

Wir protestieren dagegen, dass das Vermögen und der Erwerb der Frau nach dem gesetzlichen Güterrechte der Verwaltung, Nutzniessung und dem Besitze des Mannes unterstellt werde.

Wir protestieren dagegen, dass die Ehe und ihre Wirkungen für die Frau anders normiert sind, wie für den Mann und dass die Frau nur durch Ausnahmeverträge eine vermögensrechtliche Gleichstellung erlangen kann.

Wir protestieren gegen das gesetzliche Güterrecht als unsittlich, indem es die Ehe zu einem Erwerbsgeschäfte für den Mann stempelt und wir verweisen darauf, dass alle zivilisierten Nationen in ihren modernen Gesetzgebungen die Gütertrennung als gesetzlichen Güterstand teils besitzen, teils anstreben, so Belgien, Holland, England, Skandinavien, Amerika, Schweiz, Russland, Türkei, u. a. Wir machen darauf aufmerksam, dass auch in vielen deutschen Distrikten jetzt Gütertrennung besteht und dass für diese die Fassung des gesetzlichen Güterrechtes des Entwurfes einen direkten Rückschritt bedeutet. Wir verweisen insbesondere auf das englische Gesetz von 1882 „Married women's property act" (45 u. 46 Victoria, Ch. 75).

Wir protestieren gegen die früher vielleicht berechtigte, heute aber ein Vorurteil darstellende Behauptung einer sozialen Unreife der deutschen Frau gegenüber der Berechtigung der Frauen anderer Nationen zu gesetzlich günstigerer Stellung.

Wir protestieren endlich dagegen, dass die Notwendigkeit einer Gesetzgebung, welche denjenigen anderer Nationen nachsteht, begründet werde mit dieser angeblichen, sozialen Inferiorität der deutschen Frauen und somit des grösseren Teiles der deutschen Nation!

* * *

„GÄA.“

Da die Verhältnisse der heutigen Bühnen, eine Darstellung der „Gäa“ von Adalbert von Goldschmidt nicht erlauben, haben wir uns verbunden, um ihr durch ein besonderes Unternehmen zu dienen. Das gewaltige Werk, das die Mittel aller Künste zu einer neuen vereinigend, das ewig Menschliche so mächtig gestaltet, soll durch eine eigene, nur künstlerischen Trieben allein gehorsame Gesellschaft aufgeführt werden. Wir fordern alle Freunde der grossen Kunst auf, unseren Plan nach Kräften zu fördern.

Charpentier, Paris. Alphonse Daudet, Paris. Lamoureux, Paris. Massenet, Paris. Catulle Mendès, Paris. Marcel Schwob, Paris. Emile Zola, Paris. Maurice Kufferath, Brüssel. Maurice Maeterlinck, Brüssel. Leoncavallo, Mailand. Vittorio Pica, Neapel. Sidney Whitman, London. Reinhold Begas. Berlin. Otto Julius Bierbaum, Bozen. George Davidsohn, Berlin. Max Halbe, München. Baron Knigge, Hannover. Dr. E. Lassen, Weimar. Dr. Arthur Levysohn, Berlin. Detlev Frhr. v. Liliencron, Hamburg. Paul Lindau, Meiningen. Moritz Moszkowski, Berlin. Felix Mottl, Karlsruhe. Emanuel Reicher, Berlin. Hermann Sudermann, Berlin. Hermann Wolff, Berlin. Hermann Bahr, Wien. Julius Bauer, Wien. Alfred Frhr. v. Berger. Wien. Direktor Burckhard, Wien. Ludwig Bösendorfer, Wien. Ernest van Dyck, Wien. Wilhelm Kienzl, Wien. Josef Lewinsky, Wien. Rud. Lothar, Wien. Ferdinand v. Saar. Wien. Johann Strauss, Wien. Victor Tilgner, Wien.

Im Anschlusse an diesen Aufruf ist der Wiener „Neuen Freien Presse“ folgende Mitteilung zugegangen: „Der von 38 Namen unterzeichnete Aufruf hat ausser der Bildung des Wiener Komités die Formirung von gleichartigen in **Berlin** und **Paris** bewirkt. An der Spitze des Berliner Komités stehen der Musiker Moritz **Moszkowski** und der Schauspieler Emanuel **Reicher**. In ihrer Vereinigung sollen diese drei Ausschüsse die Finanzirung des Unternehmens durchführen. Als Dirigent des Orchesters ist ein bekannter österreichischer Musiker in Aussicht genommen. Das Berliner Komité gedenkt in ganz Deutschland eine Reihe von Vorträgen über die „Gäa“ zu veranstalten, die von Rezitationen aus dem Werke begleitet werden. Die **erste** Aufführung der „Gäa“ dürfte in **Berlin** stattfinden.“

* * *

NEUE BÜCHER.

Richard Linde hat unter dem Titel **„Aus dem Sachsenwald“** bei O. Meissner, Hamburg ein Werk erscheinen lassen, welches für die moderne Landschafts-Anschauung so charakteristisch erscheint, dass es einer besonderen Hervorhebung würdig ist. Der Text ist von einem intimen Natursinn durchtränkt und die Bilder sind Selbstaufnahmen des Verfassers, welche nur auf eine andere Weise dieses moderne zarte Nachempfinden der Schönheiten einer Ebene aussprechen, als es die dichterisch angehauchten Worte thun. Das Werk ist eine Frucht der Anregungen, welche aus der Hamburger photographischen Ausstellung hervorgingen. Nicht nur, weil der Sachsenwald die Perle norddeutscher Landschaft ist, sondern weil sich hier ein modernes Naturempfinden in voller Freiheit ausgiebt, verdient das passend ausgestattete Buch ein Muster seiner Gattung zu heissen.

* * *

W. **Martens** hat bei Manz u. Lange, Hannover eine **Weltgeschichte** herausgegeben, deren Vorzüge sind eine Vereinigung von Kürze, Vollständigkeit und moderner Auffassung.

* * *

In einer Broschüre (Wilh. Friedrich, Leipzig) behandelt S. S. **Epstein** den **Lyriker Paul Bourget**, der ja vor dem Erzähler gewöhnlich vernachlässigt wird. Ein Porträt und ein Autogramm schmücken das Heftchen.

* * *

Die Etappen des Jahres 1895 — unter dem Titel „Wohin?“ fasst sie Frau W. v. **Suttner** in einem Hefte (bei „Gutenberg“, Berlin W.) zusammen. Monat für Monat die Ereignisse und Stimmungen des vergangenen Jahres unter dem Gesichtspunkt des Friedensglaubens vorbeigleiten zu sehn, das hat nicht bloss Reiz für die Fanatiker der Fanatismuslosigkeit.

* * *

Max Osborn hat die Taendler'sche Sammlung der Schriften zum „Existenzkampf der Frau“ um eine sehr wichtige vermehrt: **die Frauen in der Litteratur und der Presse.** Es ist eine Revüe, die nicht bloss recht vollständig ist, sondern auch historisch zurückgreift und von allgemeinen Betrachtungen eingeleitet ist.

* * *

Drei Anklageschriften. Herr **Hugo Pohle** wendet sich (so scheint es, denn

es ist nicht möglich das schlecht geschriebene Buch zu lesen) gegen den Merkantilismus von W. Pollini (Selbstv., Hamburg).

K. W. Diefenbach, der Maler, sendet uns den zweiten (!) Band (624 S.) seines „Beitrages zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege“ — zur Rettung seiner vom Österr. Kunstverein ihm entwundenen und zur executiven Feilbietung ausgeschriebenen Gemälde (natürlich auch Selbstverlag). Lange Klagen sind verdächtig.

Endlich Ludwig Bauer: „unser Theaterpublikum“. (Wien, A. Bauer): eine interessante und scharfe Satire auf allerlei Wiener Theaterzustände, die sich von hier schlecht kontrolieren lässt. Wenn man liest, Wien sei in seinen Theatern keine litterarische, sondern eine Komödiantenstadt, wird man von Berlin aus immer zustimmen.

* * *

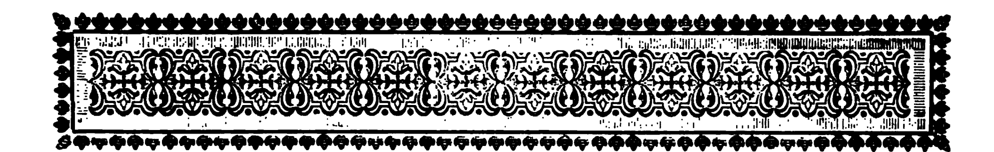
C. L. Thieme (bei C. Wild, Leipzig) hat „Richard Wagner im Dienste französischer Maler“ in einer noch viel zu höflichen Form behandelt.

* * *

Bei O. Payer, Prag ist eine Broschüre über Richard Strauss erschienen, die von Arthur Seidl angelegt und von W. Klatte bearbeitet ist und eine feinsinnige Entwicklung der Strauss'schen Werke enthält, ohne in unkritische Verhimmelung zu verfallen.

Unverlangte Manuscripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



DIE GRUNDLAGEN DER MODERNEN PSYCHOLOGIE.

VON

Dr. S. S. EPSTEIN.

Als Descartes vor mehr als 250 Jahren den Wunsch äusserte, „alle Funktionen der thierischen Maschine ausschliesslich und allein „aus der jedesmaligen Anordnung der Organe ebenso natürlich zu be-„greifen, wie die Bewegungen von Uhren oder ähnlichen Automaten „aus der Stellung der Räder und Gewichte" konnte er diesen seiner Zeit so vorauseilenden Gedanken nur mit Hilfe der Idee fassen, dass körperliches und geistiges Element beim Menschen mit einander nichts gemeinsames haben; die Thiere sind nach ihm blosse Maschinen, welche an dem geistigen Elemente keinerlei Theil haben.

Wenn auch die heutige Wissenschaft grundsätzlich auf einem anderen, geradezu diametral entgegengesetzten Standpunkt steht, wenn der moderne Naturforscher zugeben muss, dass der Unterschied zwischen Mensch und Thier durchaus kein substanzieller, sondern bloss ein gradueller ist, wenn schliesslich der Biologe nicht nur dem Protoplasma, sondern geradezu jeder einzelnen Zelle Bewusstsein zuspricht, so kann man dennoch behaupten, dass in Bezug auf Methode die Wissenschaft in jenem Ausspruch Descartes' noch immer ihren Wegweiser sieht.

Dass ein „influxus physicus" existirt, darüber waren bei weitem die meisten Philosophen einig; ja, es gingen manche so weit, zu behaupten, dass all' unsere geistigen Vorgänge nichts anderes seien, als eine arge Täuschung, die uns von den körperlichen Zuständen suggerirt wird.

Woher aber diese körperlichen Zustände? Darüber blieb man die Antwort wohlweislich schuldig.

Wie sehr aber das Problem der seelischen Vorgänge das Denken aller Zeiten gefangen nahm, geht daraus hervor, dass es eine Psychologie gab, so lange eine Philosophie existirt.

Jedoch unterschied sich diese Psychologie ganz wesentlich von derjenigen, welche nun zwar in die meisten, aber doch immer noch nicht in alle Gelehrtenstuben Eingang gefunden hat.

Ich meine die physiologische Psychologie. Wollte man die frühere und die moderne „Seelenkunde" auf zwei Schlagworte bringen, welche deren Wesen erschöpfen, so könnte man jene introspektiv, diese extraspektiv nennen.

Die beiden Schlagworte werden aber am besten dadurch verstanden, dass man das Verhältniss der Psychologie zur Physiologie beleuchtet.

Es ist noch nicht so lange her, dass man die Physiologie die Lehre von den Funktionen des thierischen Organismus, die Psychologie als die Wissenschaft von den Bewusstseinsvorgängen definirte. Diese Definitionen zogen eine scharfe Grenze zwischen den beiden Wissenschaften. .

Während sich der Physiologe zu seinem Gegenstande verhielt, wie Subjekt zum Objekt, d. h. er dessen Bewegungen und Äusserungen unter die objektive Lupe der naturwissenschaftlichen Methode stellte, vereinigte der Psychologe wesentlich Subjekt und Objekt in einer Person; er war zumeist auf die eigene, nach innen gerichtete, Beobachtung des Inhaltes seines apriorisch angenommenen Bewusstseinsinhaltes angewiesen, ja selbst der Beobachtung anderer Personen konnte kein objektiver Wert beigemessen werden, da diese Beobachtung nur unter Voraussetzung gewisser begrifflicher Postulate und Schemen geschehen konnte und demnach den recht zweifelhaften Wert eines auf deduktivem Wege gewonnenen Resultates hatte. Aber noch ein anderer Unterschied bestand zwischen dem Thun des älteren Psychologen und demjenigen des Physiologen.

Der Physiologe kümmerte sich wenig oder gar nicht um die seelischen Vorgänge, der Psychologe wollte mit den körperlichen Zuständen nichts zu schaffen haben.

Wohl blieb auch dem Naturforscher nichts übrig, als manche Lebensäusserungen mit Hilfe des Bewusstseins zu erklären, aber dieses Bewusstsein wurde von ihm als etwas rein hypothetisches angenommen, dessen man sich in Ermangelung eines besseren zur Erklärung bedient, dessen Wesen und Mechanismus aber noch viel unerklärlicher ist, als z. B. der des Lichtäthers.

Dem Psychologen älteren Datums kam es vor allem an auf den ursächlichen Zusammenhang innerhalb des Ablaufes unserer seelischen Erscheinungen, und um diese zu erklären, griff er kühn und unverzagt zur Einführung von hypothetischen psychischen Vorgängen.

Alles wurde nach innen verlegt und verteilt; man brauchte z. B. zur Erklärung irgend eines Vorganges den Begriff der Lebenskraft; flugs war sie zur Hand. Es stellte sich die Forderung nach Aufstellung „unbewusster Vorstellungen" heraus; sie wurden ohne Weiteres aufgestellt.

Und dann erst die Seele! Mit ihr liess sich am leichtesten operiren, denn sie war für den älteren Psychologen das reinste „Ueberall und Nirgends" (anima est tota in toto corpore et tota in qualibet parte corporis).

So kam es denn, dass die introspektive Psychologie zu nichts anderem wurde, als zu einer Analyse durch Vermittelung sprachlicher Begriffe, d. h., es wurden Messungen mit Hülfe von Maassstäben ausgeführt, deren Verlässlichkeit erst selbst durch die experimentelle Methode ihrer Bestätigung oder Widerlegung harrte.

Kurz, ich möchte behaupten, dass die introspektiven Psychologen die Spätlinge der Naturphilosophie waren, deren Erbe sie, vielleicht „unbewusst", zum Theil noch bis heute mit wenig Erfolg, aber vieler Ausdauer verteidigen. —

Nachdem aber die Physiologie den Ausbau und den Einblick in

die centripetalen Lebenserscheinungen vollendet hatte, musste sie selbstverständlich das Studium der centrifugalen Vorgänge innerhalb des thierischen Organismus dazu führen, sich nach dem Sitz der sogenannten „Seele" umzuschauen.

Das Bewusstsein hörte auf eine Hypothese zu sein, es wurde Gegenstand des eifrigsten Studiums; ist auch das Zustandekommen des Bewusstseins für den Physiologen noch immer ein Buch mit sieben Siegeln, in welchem es ihm wohl schwerlich gegönnt sein wird klar und deutlich zu lesen; so durfte er dennoch nicht davor zurückschrecken, dessen Mechanik so weit wie möglich zu analysiren und den übrigen immanenten Naturgesetzen unterzuordnen.

Und hier vollzog sich die so bedeutsame Synthese zwischen Physiologie und Psychologie. Es entstand eine „physiologische Psychologie".

Diese neue Wissenschaft musste, wie gesagt, logischerweise auf der Bildfläche erscheinen in demselben Momente, da sich die Ueberzeugung Bahn brach, dass, wenn auch das Zustandekommen des Bewusstseins für uns ein Räthsel bleiben wird, es immerhin feststeht, dass dieses Zustandekommen keinen anderen, als den allgemein giltigen Naturgesetzen unterworfen ist.

Wurden sämmtliche Aeusserungen des Pflanzenlebens durch chemische und physikalische Vorgänge innerhalb des vegetalen Organismus erklärt, so musste der Naturforscher sich schliesslich sagen, dass auch die „seelischen" Aeusserungen des thierischen und menschlichen Körpers, durch rein mechanische Vorgänge innerhalb des Gehirnes erklärbar sein dürften.

Insofern die moderne Psychologie Anspruch darauf erhebt, eine exakte Naturwissenschaft zu sein, und zu einer solchen muss sie ja in dem Augenblicke werden, wo wir zur Einsicht gelangen, dass auch die seelischen Aeusserungen den allgemeinen Naturgesetzen unterworfen sind, muss sie sich streng an das unmittelbar Gegebene halten; und nur die Veränderungen innerhalb dieses Gegebenen, die Aeusserungen der Seele, wie die ältern Psychologen sagen würden, dürfen Gegenstand einer psycho-physiologischen Untersuchung bilden.

So sehr dies auch dem „metaphysischen Drang" der spekulativen Psychologen wehe thun dürfte, so darf sich die physiologische Psychologie, ähnlich wie die moderne Physik, nur auf die Beschreibung von Veränderungen der Aeusserungen der Gehirnthätigkeit oder der Sinnesorgane während der Gehirnthätigkeit beschränken.

So sehr der spekulative Drang, das Sehnen nach der Erklärung der Urgründe des Daseins in jeder menschlichen Brust ruht, so muss eine solche dennoch in das Gebiet der Metaphysik und Spekulation verbannt werden; wir verlangen doch von einer Erklärung zum mindesten, dass sie complicirte Erscheinungen auf weniger complicirte zurückführt; das Einführen eines neuen, nicht durch experimentelle Thatsachen erhärteten Begriffes bewirkt aber gerade das Gegentheil, indem es an Stelle des Complicirten etwas noch Complicirteres setzt.

Nennen wir nun die Lehre von der mechanischen Erklärung seelischer Vorgänge physiologische Psychologie, so wird letztere nichts anderes sein, als eine Physiologie der Sinne und des Centralnervensystems.

In dieser Bedeutung wird auch der Ausdruck „psychologie physiologique“ allgemein von den Franzosen verstanden, während er bei uns in Deutschland lange Zeit zur Bezeichnung eines Mitteldinges zwischen Spekulation und Naturwissenschaft angewendet wurde, so dass ein geistreicher französischer Gelehrter sich zu dem Ausrufe hinreissen liess: „Un Allemand, qui ne sait faire ni de la psychologie, „ni de la physiologie, fait de la psychologie physiologique.“

Das ist nun in den letzten drei Jahrzehnten erfreulicher Weise ganz anders geworden und der deutsche Gelehrte, welcher Anspruch auf den Namen Psychologe macht, pflegt mit dem ganzen Rüstzeug der Naturwissenschaften versehen zu sein.

Welches sind nun die speziellen Aufgaben, die von der modernen Psychologie ihrer Lösung harren?

In allererster Linie wird sie darauf bedacht sein müssen, sämmtliche Bewusstseinsvorgänge auf centripetale Impulse zurückzuführen; ferner wird es dem physiologischen Psychologen nicht mehr genügen, seine Objekte unter gegebenen Bedingungen zu beobachten, sondern er wird diese Bedingungen selbst herbeiführen, modifiziren und abstufen, kurz er wird seine Objekte dem wissenschaftlichen Experiment unterworfen, um ein möglichst umfangreiches induktives Material zu bekommen, welches ihm dann erlauben wird, die beobachtete Erscheinung zu deuten. Oder, um mit Exner*) zu sprechen, er wird es als seine Aufgabe betrachten, „die wichtigsten psychischen Erscheinungen „auf die Abstufungen von Erregungszuständen der Nerven und Nerven-„centren, demnach alles, was uns im Bewusstsein als Mannigfaltigkeit „erscheint, auf quantitative Verhältnisse und auf die Verschiedenheit „der centralen Verbindungen von sonst wesentlich gleichartigen Nerven „und Nervencentren zurückzuführen“.

Es wird demnach der Gelehrte, welcher sich mit der Erforschungen der „seelischen“ Aeusserungen des thierischen und menschlichen Körpers befasst, sich vor allererst mit dem Bau und den Leistungen des Sitzes der „Seele“, des Gehirns, zu befassen haben. Der Methoden, die ihm dabei zur Verfügung stehen, giebt es zweierlei: die physiologische und die anatomische.

Beide Methoden bestehen und arbeiten ganz getrennt von einander, und beide ergänzen einander zu einen harmonischen Ganzen.

Bestechend und die wunderbarsten Resultate gebend, ist auf den ersten Blick die erste der zwei erwähnten Methoden, nämlich die physiologische; da sie dem Experimentator einen unmittelbaren Eingriff in das thierische Leben gestattet, da der Forscher sich selbst von den Folgen dieser Eingriffe, mögen sie nun Extirpationen oder mögen sie Reizungen sein, überzeugen kann, so ist die physiologische Methode diejenige, welche über die motorischen oder sensorischen Leistungen der „Seele“ am unmittelbarsten Aufschluss geben wird. Aber gerade die raschen Resultate, welche vom Thierexperiment geliefert werden, können den Gehirnphysiologen leicht dazu führen, seine Beobachtungen als Bausteine für ein Gebäude zu benützen, welches eines soliden Fundaments entbehrt.

Ganz abgesehen davon, dass jeder, selbst der feinste Eingriff in

*) Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen. I. Theil. 1894. Wien und Leipzig, Franz Deuticke.

das Gehirn, nicht im Verhältniss steht zu derjenigen Zartheit der Gliederung, welche das Centralnervensystem zeigt, so dass ein gelehrter Physiologe die operativen Eingriffe in das Gehirn mit der Zergliederung einer Taschenuhr durch Pistolenschüsse verglich; ganz abgesehen davon, sage ich, darf man niemals vergessen, dass die auf dem Wege des Thierexperiments gewonnenen Resultate und Sätze bloss — Analogiesätze sind.

Die Unterschiede zwischen der Gehirnausbildung selbst der höchsten Thierklassen und des Menschen sind jedoch noch viel zu gross, als dass man so ohne Weiteres von dem einen auf das andere schliessen könnte.

Hier können nur die Beobachtung am Krankenbette, und die bei der nachherigen Sektion zum Vorschein tretenden Degenerationen Aufschluss geben.

Diese Gehirnsektionen jedoch, welche das Wesen der anatomischen Methode bilden, sind durch Stilling in Deutschland und Golgi in Italien zu einem derartigen Grade der Vollkommenheit gebracht worden, dass uns jetzt die feinsten Verzweigungen und Faserungen jedes einzelnen Nerven bekannt sind.

Die Golgi'sche Methode, welche in das wüste Durcheinander von Nervensträngen und Fasern innerhalb des Gehirns Licht und Ordnung hineinbrachte, verdient es wegen ihrer Genialität näher erklärt zu werden. Härtet man ein frisch extirpirtes Gehirn in einer chemischen Lösung, wie z. B. Chromsäure, carminsaurem Ammoniak und in neuerer Zeit Goldosmium, so wird man das sonderbare Schauspiel erleben, dass die gesunden Partien der Gehirnsubstanz eine dunkelgrüne Farbe annehmen, während die erkrankten Theile gelb werden; die in der Gehirnsubstanz verlaufenden Nervenfasern werden jedoch hellroth, so dass man sie unter dem Mikroskop bis in ihre feinsten Zergliederungen verfolgen kann. — Schliesslich steht dem Gehirnforscher noch die sogenannte entwicklungsgeschichtliche Methode zu Gebote, deren hervorragendster Vertreter Flechsig in Leipzig ist; von der Thatsache ausgehend, dass die einzelnen Nervenleitungen beim im Entstehen begriffenen thierischen Organismus nicht alle zur selben Zeit angelegt werden, verglich Flechsig Foetalgehirne in den einzelnen Stadien der Entwickelung und es gelang ihm auf diese Weise, den den Verlauf der wichtigsten Nervenbahnen auf unzweifelhafte Weise herzustellen.

Der Verbindung all' dieser Methoden ist es zu danken, dass die Kenntniss des Gehirnes und seiner Leistungen, in der kurzen Zeit von 1870, welches Jahr einen Markstein in der Geschichte der Gehirnforschung bedeutet, bis zum heutigen Tage an Umfang derartig zugenommen hat, dass die einschlägige Litteratur kaum mehr zu übersehen ist.

Wollen wir nun zu den Leistungen des Seelenorgans übergehen, so ist hier vor allererst zu bemerken, dass die Lebenserscheinungen durchaus nicht nur an denjenigen Theil gebunden sind, welchen der Laie gemeiniglich als „Gehirn“ bezeichnet; auch das Rückenmark spielt hier eine grosse Rolle, und in einem Falle, nämlich beim Lanzettenfisch, welcher keine wie immer nachweisbare Spur von Gehirn zeigt, sind wir sogar gezwungen, den Sitz dieses „Fischbewusstseins“ ins Rückenmark zu verlegen.

Wenn der Physiologe von „Gehirn“ spricht, so schliesst er in diesen Begriff Grosshirn, Mittelhirn, Kleinhirn und Rückenmark ein;

kurz, es wäre in jeder Beziehung richtiger, statt des Ausdrucks „Gehirn“ die Bezeichnung „Centralnervensystem“ zu gebrauchen.

Schon Plato und noch vor ihm Alkmaeon sahen das Gehirn als den Sitz der Seele an, und Plato bemerkt, dass, weil das Gehirn das Göttlichste und Herrschendste in uns sei, die Götter ihm nach dem Muster des Weltalls die kugelige, als die vollkommenste Gestalt verliehen hätten.

Diese Hirnkugel ist aber durchaus nicht mit einheitlicher Struktur erfüllt, sondern recht komplizirt und giebt noch heute den Gehirnanatomen nicht wenig zu thun. Ich will aber hier vom Bau des Centralnervensystems nur so viel sagen, als zum Verständniss von dessen Funktionen nothwendig ist.

Vor allererst können wir uns das gesammte Centralnervensystem in fünf grosse Abschnitte zerlegt denken und zwar in das Grosshirn, Mittelhirn, Kleinhirn, Hirnstamm und Rückenmark.

Die Struktur des Grosshirns vergegenwärtigen wir uns am besten, wenn wir etwa an eine Apfelsine denken; die Schale der Frucht wird im Grosshirn durch die aus grauer Substanz bestehende Rinde (cortex) repräsentirt; zahlreiche Windungen und Furchen durchziehen diesen Theil des Centralnervensystems und eine grosse Furche theilt das ganze Grosshirn in zwei Hemisphären.

Je nach der Lage der einzelnen Theile spricht man von Hinterhauptlappen, Stirnwindungen, Schläfenlappen etc. an beiden Halbkugeln, welche durch Markfasern, sogenannte Commissurfasern verbunden sind, die zur Vermittelung zwischen den beiden Hemisphären dienen.

Aber auch die einzelnen Lappen und Windungen einer Hemisphäre sind durch reichliche Faserzüge verbunden, welche wahrscheinlich die Association verschiedener Empfindungen vermitteln; man nennt sie Associationsfasern.

Die Verbindung zwischen dem Grosshirn und den sogenannten subkortikalen Gebilden wird durch Fasern besorgt, welche radiär gegen die Mitte der Kugel zustreben und das Stabkranzsystem bilden.

Das Mittelhirn wird hauptsächlich durch die Vierhügel repräsentirt, welche einen Sammelplatz der meisten Gehirnnerven bilden.

Quer unter den Vierhügeln liegt das Kleinhirn, dessen Funktionen wie wir sehen werden, äusserst komplizirter Natur sind.

Die Verbindung zwischen Gehirn und Rückenmark besorgt der sogenannte Hirnstamm, ein Theil des verlängerten Marks, in welchem die meisten Hirnnerven entspringen. Für die Funktionen des thierischen Organismus ist das Rückenmark von sehr hoher Wichtigkeit, da es den einzigen Vermittler zwischen unserem Rumpf und dem Gehirn vorstellt.

Seiner Struktur nach ist es nun allerdings viel weniger komplizirt, als das eigentliche Gehirn.

Während bei letzterem die graue Substanz die Umhüllung und die weisse den Kern bildet, verhält es sich beim Rückenmark umgekehrt: hier wird das Innere von grauer Substanz gebildet, während die weisse zur Umhüllung dient, und die Rückenmarksnerven durchleitet, deren jeder in zwei Wurzeln entspringt: einer vorderen und einer hinteren.

Charles Bell, ein genialer Forscher, fand im Jahre 1811, dass die vorderen Wurzeln anderen Funktionen dienen, als die hinteren und sprach das nach ihm benannte Bell'sche Gesetz in der Form aus, dass die vorderen Wurzeln zur Erregung motorischer, also zentrifugaler, die hinteren zur Vermittelung sensibler, zentripetaler Impulse dienen.

Zeigen auch die Entdeckungen Bell's von weittragendem Blick und hohem Verständniss, so muss man sich andererseits verwundern, dass eine Lehre von einer Wichtigkeit, wie diejenige vom Gehirn, so lange brach liegen konnte, und dies umsomehr als man schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt das Gehirn als Sitz der Seele ansah.

Aber eine ganz unbegreifliche Scheu hielt selbt so kühne Experimentatoren, wie Albrecht von Haller, von operativen Eingriffen in das Gehirn ab; es dürfte dies damit zusammenhängen, dass man die Hirnmassen weniger als wirklichen Sitz, sondern vielmehr als Träger der Seele ansah; also müsste der kleinste Eingriff genügen, damit sich die immaterielle, ihrer Fesseln ledige Seele auf Nimmerwiedersehen verflüchtige.

Wie sehr jedoch das Bedürfniss nach einer solchen Lehre bestand, geht am besten daraus hervor, dass eine Theorie, wie die im Jahre 1796 aufgenommene Gall'sche Phrenologie, welche die seelischen Eigenschaften aus der äusseren Formation des Schädels erklären wollte, eine ungeheuere Masse von Anhängern in allen Schichten der Gesellschaft fand. Gab es auch unter erleuchteten Köpfen jener Zeit solche, die ein aufrichtiges „nescimus" jener sinnwidrigen Doktrin vorzogen, fand sich auch ein scharfsinniger Witzling, der über Galls Auditorium einen Zettel mit der Inschrift anbrachte: „Hier lehrt ein leerer Schädel leeren Schädeln Schädellehre" — die Phrenologie konnte erst in dem Momente als abgethan gelten, da Flourens in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts kühn die schwierigsten operativen Eingriffe in das Gehirn von Versuchsthieren wagte. Die Flourens'schen Versuche hatten in doppelter Weise eine grosse Tragweite. Denn erstens war Flourens der erste, welcher in unzweideutiger, unwiderlegbarer Weise konstatirte, dass die Grosshirnhemisphären den Sitz der Empfindung und der Wahrnehmung bilden.

Trug nämlich der vorgenannte Forscher Vögeln oder kleineren Säugethieren umfangreiche Theile des Grosshirns ab, so verloren sie zwar nicht das Leben, reagirten aber absolut nicht mehr auf äussere Reize oder Impulse; sassen wie schlafend da, kurz, führten ein förmlich maschinenmässiges Dasein; geradeso wenig, wie es möglich ist, mit einer komplizirten, prompt arbeitenden Dampfmaschine in Verkehr zu treten, ebenso war es undenkbar, die Aussenwelt in irgend einer Weise auf Flourens' Versuchsthiere einwirken zu lassen.

Dieser oben beschriebene, schlaftrunkene Zustand traf aber zweitens ein, an welcher Stelle immer die Laesion erfolgte, er verschwand jedoch mehr oder weniger rasch, wenn die Defekte nicht zu sehr ausgedehnter Natur waren.

Aus all' diesen Versuchen schloss Florens, dass sämmtliche seelischen Funktionen, an alle Theile der Hirnrinde gleichmässig gebunden sind und dass bei Verletzung oder Abtragung eines Theiles, die übriggebliebenen sämmtliche zeitweise verloren gegangenen Funktionen übernehmen.

Beinahe fünfzig Jahre lang galt diese Lehre für ebenso richtig, wie seinerzeit die Gall'sche, nur mit dem Unterschied, dass jetzt auch die Hochgelehrten offen Flourens beistimmten.

Der Versuch Broca's, das Centrum der Sprache in die untere Stirnwindung zu verlegen (1861) stiess nicht nur bei den Aerzten, sondern auch zum Theil bei den Philosophen auf Widerspruch. Lange, der geniale Verfasser der „Geschichte des Materialismus", sagt bei Besprechung des Broca'schen Sprachcentrums, die Beobachtung, dass nach Verletzung des betreffenden Gehirnbezirkes Sprachunvermögen (Aphasie) auftrete, sei nicht massgebend, denn „die Verletzung eines Rädchens an einem Uhrwerk könne das Schlagwerk zum Schweigen bringen, ohne dass deswegen eben dieses Rädchen schlage."

Lange, einer der wenigen Philosophen, die auf der Höhe der Naturwissenschaft ihrer Zeit standen, konnte diesen Ausspruch nur darum thun, weil ihm, sowie allen anderen damaligen Gelehrten, nur Ausfallserscheinungen, nicht aber Reizerscheinungen bekannt waren.

Aus übereinstimmenden Versuchen hatten Forscher aller Nationen wie Longet, Magendie, Mateucci, Weber, Budge und zum Theil noch lebende, wie Schiff, bestätigt, dass die blossgelegte Hirnrinde sich allen Reizen gegenüber, wie mechanische, thermische und elektrische, völlig negativ verhalte, d. h. unerregbar sei.

Diese Ansicht war im Verein mit der Flourens'schen Lehre die herrschende, bis im Jahre 1870 die beiden Forscher Hitzig und Fritsch, deren Namen eine Epoche in der Geschichte der Gehirnforschung bedeuten, durch zahlreiche Versuche an Kaninchen, Hunden und Affen bewiesen, dass die Hirnrinde für elektrische Reize äusserst empfänglich ist, ferner, dass durch Reizung gewisser Hirnbezirke Zuckungen in gewissen und immer denselben Muskelgruppen hervorgerufen werden.

Von da ab war der Bann, welcher so lange auf der Gehirnforschung lastete, gelöst, und die junge Wissenschaft reihte Arbeit an Arbeit, wobei es nicht ohne heisse Kämpfe abging.

Heute spricht man zwar noch immer von Lokalisten, als deren extremster Vertreter der Berliner Forscher Munk genannt wird, und welche jeder einzelnen, sensiblen und motorischen Funktion eine eigene streng umschriebene Stelle auf der Rinde zuweisen, sowie von Anti-Lokalisten, welche unter der Aegide des Strassburger Professors Fr. Goltz noch immer zäh an der alten Flourens'schen Lehre halten.

Doch sind die Unterschiede zwischen den beiden Schulen durchaus nicht so schroff, wie deren Bezeichnungen, und man kann getrost einen objektiven Ueberblick über die Ergebnisse der Gehirnforschungen geben, ohne sich deswegen auf die eine oder andere Seite zu stellen.

Die logisch nächste Frage, die sich uns beim Ueberblick über die Leistungen des Gehirns aufdrängt, ist die, wie überhaupt der Uebergriff vom Physischen aufs Psychische vor sich geht.

Wenn wir durch einen Impuls, der einzig unsern scheinbar freien Willen zum Ursprung hat, im Stande sind, Körperbewegungen hervorzurufen, so muss dieser psychische Impuls, nach den Gesetzen der Erhaltung der Kraft, wiederum von Bewegungen herstammen; denn wäre dem anders, so würde die Summe der vorhandenen Energien im Weltall fortwährend vermehrt werden und wir sähen in unserem Gehirn das unlösbare Problem des „perpetuum mobile" scheinbar gelöst.

Um also, wie gesagt, den „Influxus physicus“ zu erklären, können wir nicht anders, als Gehirnbewegungen annehmen, welche wiederum, sei es durch centripetal eindringende Reize, sei es durch vorher bedingte dauernde Veränderungen (Erinnerungsbilder) ausgelöst werden.

Dieser an und für sich naturwissenschaftlich unwiderlegbaren Hypothese widerspricht aber die Erfahrungsthatsache, dass wir uns bei unseren Entschlüssen doch von oft rein innerlichen Motiven leiten lassen, und dass wir, bei sonst gleichen Umständen, auf dieselben centripetalen Impulse in einer ganz verschiedenen Art und Weise reagieren.

Hier befinden wir uns vor einem Dilemma, welches wiederum einen Platz neben den „Sieben Welträthseln“ beanspruchen darf; was hier auch an Lösung oder Lösungsversuch zu Tage gefördert wird, kann nur den Wert einer geistreichen Spekulation haben; aber unter diesen verdient diejenige Du Bois-Reymonds wegen ihrer scharfsinnigen und präcisen Fassung Erwähnung.

Kurz und dem Sinne nach gefasst, meinte Du Bois-Reymond Folgendes: könnte der Mensch, unabhängig von seiner Umgebung, von der Aussenwelt, seine Entschlüsse nach freier Wahl fassen, so müsste das Universum zu Grunde gehen. Würde sich aber der Mensch jeden Augenblick bewusst sein, dass er in seinem Thun und Lassen nichts anderes ist, als Sklave der allgemeinen Gesetze der Materie, so müsste die Menschheit in Folge Stagnation zu Grunde gehen.

Darum hat die Natur es eingerichtet, dass der Mensch zwar unfrei ist, in seinem Bewusstsein jedoch jeden Augenblick nach freien Entschlüssen handelt.

Und da alles innerhalb der Materie dem grossen Gesetz der Entwickelung unterworfen ist, so schlägt obenerwähntes zum Heile des Menschen aus, denn er besitzt, wie Meynert sagt, die grosse Unfreiheit — nicht fortzuschreiten. —

Mechanisch viel verständlicher und in ihrem Zusammenhang mit den seelischen Erscheinungen viel durchsichtiger liegen die Ernährungsverhältnisse innerhalb des Centralnervensystems.

Um jedoch diese zu erläutern, müssen wir uns vor allem mit den, ihrer Dignität nach, verschiedenen Lebensäusserungen unseres Organismus bekannt machen.

Zweifellos ist es, dass alle diese Aeusserungen, selbst die allerverwickeltsten, wie z. B. Kunsttrieb, oder Sinn für musikalische Harmonie, sich in letzter Linie aus den zwei Urbedingungen: Aggression und Abwehr ableiten lassen.

Jede einzelne Bewegung, ein Lidschluss bei zu intensivem Licht, das Augenblinzeln, das Ausweichen einem Hinderniss, der Aufschrei bei plötzlicher Verletzung, Hunger und Durst, sind nichts anderes, als Aeusserungen von Aggressionen oder Abwehr oder — kurz gefasst — des Selbsterhaltungstriebes.

Denken wir uns aber — rein hypothetisch — Organismen, bei welchen jede dieser Aeusserungen der Ueberlegung und eines eigenen Willensimpulses bedürfen würde. Wie sähe es nun mit der Entwickelung solcher Organismen aus? Ich glaube sehr schlimm! Denn dadurch, dass sie fortwährend und immer auf die Ausführung jener Bewegungen bedacht sein müssten, die zu ihrer Erhaltung notwendig sind, erscheint

bei ihnen eine Entwicklung a priori ausgeschlossen, sie würden bald von zweckmässiger organisirten Individuen überholt werden, und müssten im Kampf um's Dasein zu Grunde gehen.

Aber selbst diesen Fall ausser Acht gelassen, könnten sie sich nicht erhalten, denn es wäre ihnen ganz unmöglich — und dies infolge der vorhergehenden Wahrnehmungs-, Ueberlegungs- und Entschlusszeit — ihre Aggressions- und Abwehrbewegungen mit derjenigen Geschwindigkeit und Promptheit auszuführen, wie es die äusseren Reize erforderten.

Entwickelungsgeschichtlich betrachtet, konnten sich also nur diejenigen Organismen erhalten, fortpflanzen, beziehungsweise weiterentwickeln, bei welchen die primären Aggressions- und Abwehrbewegungen, infolge ihrer Organisation, rasch und unfehlbar vor sich gingen und den Weg der Ueberlegung und des Entschlusses gar nicht zu betreten brauchten.

Solche, rein maschinenmässige Nervenreactionen, oder klarer ausgedrückt, unwillkürliche Erregungen motorischer Nerven durch eine unmittelbar vorhergegangene Erregung sensibler Fasern, ohne jedes Dazuthun des Bewusstseins, nennt man Reflexe.

Diese können sich in der allerverschiedensten Art und Weise äussern, ja manchmal so komplizirter Natur sein, dass man dasjenige Organ, in welchem die Reflexe ihren Sitz haben, nämlich das Rückenmark und das verlängerte Mark, beinahe als selbstständiges Seelenorgan ansprechen möchte. Sehen wir nun z. B. welcher Lebensäusserungen ein enthirnter Frosch fähig ist, d. h. ein solcher, dem das gesammte Gehirn zerstört und nur das Rückenmark belassen ist.

Wird ein solches Thier in die Pfote geklemmt, so macht es Abwehrbewegungen, tropft man ihm Säure auf den Rücken, so versucht es bei völlig zweckmässiger Verwendung der Pfote den Tropfen wegzuwischen. Schneidet man jedoch dem Frosch das eine Bein mit der Scheere weg, so wird er mit dem Stumpf eine Zeit lang weiter Abwehrbewegungen machen, dann aber, bei offenbarer Erfolglosigkeit, das andere, intacte Bein zu Hülfe nehmen.

Ja, man kann sogar bei dem Thier auf gewisse Lustempfindungen schliessen, denn wenn man dem enthaupteten Frosch sanft mit der Hand über den Rücken streicht, so lässt er regelmässig ein Quaken vernehmen, welches beim gesunden Thierchen der Ausdruck des Wohlbehagens ist.

Noch viel merkwürdiger ist das Verhalten des berühmten Hundes „ohne Grosshirn".

Nach jahrelangen, vergeblichen Versuchen gelang es dem schon oben erwähnten Strassburger Gelehrten Prof. Fr. Goltz einem Hund vollständig und bis auf den letzten Rest das Grosshirn zu entfernen.

Schreiber dieser Zeilen hatte selbst Gelegenheit, das betreffende Thier, sowie mehrere andere von Prof. Goltz operirte Hunde, zu beobachten, von denen der „Hund ohne Grosshirn" mehr als $1^1/_2$ Jahre am Leben erhalten und am Baseler Physiologenkongress behufs Feststellung des Hirnbefundes getötet wurde.

Der Laie wird sich hier natürlich des Gedankens nicht erwehren können, dass das $1^1/_2$jährige Leben eines solchen Thieres nichts anderes vorstellte, wie ein fortgesetzes Siechthum, und elendes Fortvegetiren.

Nichts von alledem war thatsächlich der Fall.

Dem Beschauer bot sich ein gesundes, kräftiges, wohlgenährtes Thier mit klaren, glänzenden Augen, welches fortwährend in seinem Käfig auf und ab ging, Speise und Trank zu sich nahm und auch sonst sämmtliche vegetativen Verrichtungen mit vollständiger Regelmässigkeit erfüllte.

Interessant war es zu sehen, dass wenn dem Hund seine Mahlzeit nicht zur Zeit gereicht wurde, er immer unruhiger wurde, und schliesslich, wie suchend, auf seinen Hinterbeinen sich aufrichtete und die Vorderbeine auf den Rand des Käfigs legte. Jetzt wird ihm die Speise gebracht und der Hund vom Wärter aus dem Käfig gehoben; er wehrt sich wüthend, beisst um sich und beruhigt sich erst, wenn er auf den Tisch gestellt wird, auf welchem das Futter liegt.

Trotzdem ihm die Fleischstücke direkt vor die Nase gehalten werden, lässt nichts darauf schliessen, dass er auch nur irgend eine Ahnung von ihrer Existenz hat; kratzt man ihn aber in der Gegend der Schwanzwurzel, so werden dadurch reflektorisch Kaubewegungen ausgelöst und nun geht das Fressen so lange regelmässig von statten, bis das Thier satt ist und nichts mehr zu sich nimmt. Nun wird es unter denselben wütenden Abwehrbewegungen in seinen Käfig zurückgehoben, wo es von neuem sein ruheloses Auf- und Abwandern beginnt.

Dass der Hund keine Spur von Bewusstsein oder Wahrnehmung hat, geht aus Folgendem hervor: tritt man ihm während seines Umherwanderns auf die Pfote, so schnappt er wütend nach dem ihn insultirenden Fuss, wie jeder normale Hund; der Hund mit Grosshirn wird aber das Schnappen nach seinem Herren unterlassen und nur auf einen ihm völlig Fremden losfahren, während unser „Hund ohne Grosshirn", bei dem das Schnappen eine rein reflektorisch verlaufende Abwehrbewegung ist, nach Jedermann schnappt, ob bekannt oder fremd. Auch Gesichts- oder Gehöreindrücke haben auf ihn keinerlei Wirkung; heulen sämmtliche Hunde in seiner Umgebung, so heult er niemals mit, fährt man drohend mit der Faust gegen sein Auge, so irritirt ihn das nicht im Mindesten. Nur sehr starke optische und akustische Reize wirken auf ihn ein und lösen Reflexe aus; so z. B. ist der intensive Ton einer Radfahrertrompete im Stande, ihn aus dem Schlafe zu wecken, und das plötzliche, grelle Licht einer Blendlaterne erzeugt Pupillenverengung. Der „Hund ohne Grosshirn" ist wohl die komplizirteste Reflexmaschine, die es jemals einem genialen Gelehrten herzustellen gelang, und sie giebt uns den deutlichsten Beweis, dass diejenigen Verrichtungen, welche einzig unser Triebleben repräsentiren, durchaus mit dem Bewusstsein nichts zu thun haben und ausschliesslich an die niederen Gehirntheile geknüpft sind.

Ich halte es bei dieser Gelegenheit für wohl angebracht, über diejenigen Lebensäusserungen einige Zeilen zu verlieren, welche man gerne zwischen Reflex und bewusste Willenshandlungen stellt, nämlich die Instinkte. Von diesen ganz sonderbaren Handlungen lässt sich wirklich passend das alte Verslein mit geringer Veränderung gebrauchen:

Was man nicht definiren kann,
Das sieht man als Instinkte an.

Und doch liegt eigentlich in dem Begriffe und der Definition des Instinktes, wie ihn die übertriebenen und übertreibenden Darwinisten

verstanden haben wollen, ein Gedankengang, der nichts weniger genannt zu werden verdient, als naturwissenschaftlich.

Die ganze, bis ins kleinste Detail durchgebildete Staatenorganisation der Ameisen beruht nach ihnen — auf Instinkt, das Nesterbauen der Vögel ist wiederum Instinkt, und das Fliehen eines Thieres vor dem Jäger — instinktive Furcht.

Müssen wir aber ohne Weiteres behaupten, dass der Ausdruck „Instinkt" gar nichts anderes vorstellt, wie ein nichts erklärendes Wort, so sind andererseits die versuchten Erklärungen dieses Wortes, wie „unbewusste Willenshandlungen", „vererbte Gedankengänge" nicht nur ein naturwissenschaftliches Nonsens, auf das hier nicht näher eingegangen werden kann, sondern sie sind auch total überflüssig.

Bezeichnen die Hyper-Darwinisten die Flucht eines Thieres vor dem Jäger als eine instinktive Furcht, d. h. als einen vererbten Bewusstseinvorgang, so erklärt der Biologe Weissmann diesen Vorgang rein physiologisch einfach dadurch, dass er sagt: die Flucht ist eine Reflexbewegung. Die mit prompteren Reflexapparaten versehenen Vögel entgingen überwiegend den Schüssen der Jäger, wesentlich diese blieben also zur Fortpflanzung übrig, ihre Nachkommen erbten dieselben Reflexapparate und wirkten zugleich auf die bewusste Nachahmung der aus anderer Zucht entstammenden Vögel. —

Der aus der empiristischen Schule hervorgegangene Naturforscher, d. h. der Naturforscher „par excellence", wird sich niemals entschliessen, den Begriff „Instinkt" zu acceptiren. Für ihn giebt es Reflex oder bewusste Willenshandlung, ein Drittes wird er stets und immer verwerfen.

Allerdings lässt sich nun andererseits nicht verkennen, dass der Ausdruck „Reflex" viel zu weite Grenzen hat, als dass ihm nicht engere gesteckt werden könnten.

Stellen wir zwei Beispiele einander gegenüber; wenn meine Pupille durch zu grelles Licht getroffen wird, so wird sie sich verengen; es ist dies ein Reflex; wenn mir jemand mit der geballten Faust drohend gegen das Auge fährt, so werde ich dasselbe unwillkürlich schliessen; wir haben es hier ebenfalls mit einem Reflex zu thun.

Und doch sind diese beiden ihrem Wesen nach sehr verschieden, denn während ich den reflektorischen Lidschluss durch Willensanspannung verhindern kann, so liegt es völlig ausserhalb des Bereiches meiner Macht, die Pupillenverengung bei plötzlichem, intensiven Licht zu hemmen.

Es wäre also vielleicht richtiger, wenn man die unserem Willen völlig entrückten Bewegungen als automatisch, und solche, welche zu unserem Bewusstsein in irgendwelchem Korrelat stehen, als reflektorisch ansprechen würde. —

Kehren wir zu unserem „Hund ohne Grosshirn" zurück. Wie wir sahen, reagirt er auf äussere Eindrücke, macht Abwehrbewegungen, schnappt nach der ihn beleidigenden Hand seines Herren oder eines Fremden; dies alles thut er mit einer maschinenmässigen Regelmässigkeit.

Wenn aber ein völlig normaler Hund im Stande ist, seinem Herren gegenüber den „Schnappreflex" zu unterdrücken, so vollbringt er damit offenbar eine Willenshandlung, d. h. dieser Reflex wird durch

eine bewusste Thätigkeit gehemmt. Diese Hemmung ist aber nicht mehr eine Funktion des Rückenmarkes oder etwa des Mittelhirnes, sondern an die Grosshirnrinde gebunden, welche wir demnach als Sitz der bewussten Hemmungen bezeichnen können.

Allerdings giebt es auch solche Hemmungen, welche von unserem Willen unabhängig sind, und vielmehr die Rolle von Regulatoren gegenüber den Reflexen spielen.

Die normale Zeit, welche z. B. dazu gebraucht wird, damit ein gesunder Hund auf einen mechanischen Insult seine Hinterpfote zurückzieht, beträgt 0,027—0,032 Sekunden: wird jedoch dem Hunde der Stirnlappen operativ entfernt, so tritt der Reflex schon nach einer erheblich kurzen Zeit, nämlich nach 0,04—0,015 Sekunden ein; daraus kann man schliessen, dass der Stirnlappen auf diejenigen Rückenmarktheile, welche den „Pfotenreflex" auslösen, eine Hemmung ausübte.

Das Wesen dieser unwillkürlichen Reflexhemmung ist noch nicht völlig klar, und lässt vorderhand bloss hypothetische Erklärungen zu, von denen diejenige Goltz's am meisten Beachtung verdient.

Goltz, welcher die „Hemmungscentren"-Theorie Setschenow's verwirft, fand nämlich jedesmal nach ausgedehnten Gehirnzerstörungen eine erhöhte Reflexthätigkeit, welche sich darin äusserte, dass früher ganz gutmüthige Thiere plötzlich bösartig wurden, ferner, dass das gesammte Nervensystem sich in einer Art labilem Gleichgewicht befand, so dass ein heftiger Stich mit einer Nadel, welcher sonst nur mit bald verstummendem Geheul beantwortet wurde, im Stande war, allgemeine Reflexkrämpfe hervorzurufen, an denen das Thier auch oftmals zu Grunde ging.

Goltz erklärt nun die Hemmung, beziehungsweise Erhöhung der Reflexerregbarkeit dadurch, dass er annimmt, jede reflektorische Wirkung eines Centralorgans werde durch gleichzeitige andere zentripetale Erregungen vermindert und zwar kann die Inanspruchnahme des betreffenden Organs so gross sein, dass sie unter Umständen zu völliger Erschöpfung, d. h. zum Versagen des Reflexes führen kann. Fehlt aber dasjenige Organ, welches die sensiblen Reize der Aussenwelt vermittelt, so werden sie natürlich auch das reflexvermittelnde Centralorgan nicht mit in Anspruch nehmen können und die Reflexe haben freies Spiel.

Aber noch ein interessanter Zusammenhang existirt zwischen Reflex und Bewusstseinsthätigkeit; sie verhalten sich zu einander, wie antagonistische Muskeln; wo der eine die Herrschaft hat, muss die andere schweigen; niemals kommen beide zu gleicher Geltung.

Dies hängt aber mit dem Prozess der Ernährung der Hirngefässe zusammen. Das Herz besitzt nicht Stosskraft genug, um das Blut bis in die feinsten Capillaren der Grosshirnrinde zu senden; es gelangt nur bis in das Mittelhirn, welches im Verein mit dem Rückenmark das Centralorgan für die meisten Reflexe vorstellt. Befindet sich nun das Grosshirn in reger Thätigkeit, so wird es sich durch seine Capillaren aus den unteren Hirnpartien Blut saugen, und dieses dem Mittel- und Kleinhirn entziehen.

Mangelhafte Ernährung jener Zellen wird einerseits die Reflexauslösung verlangsamen; während die Blutfülle des Grosshirns die Hemmungen begünstigt, so dass die Lebhaftigkeit der Reflexe auf ein sehr tiefes Niveau herabsinken wird.

Anders verhält es sich, wenn aus irgend welchen Gründen die Blutgefässe des Grosshirnes schlecht ernährt werden; die notwendige Folge davon wird eine Uebererernährung der Gefässe niederer Hirnteile sein, was notwendiger Weise ein sehr lebhaftes Antworten auf jeden sensiblen Reiz zur Folge haben muss.

Beim Menschen nennt man einen solchen Zustand gewöhnlich Nervosität; dieselbe kann entweder durch Erschöpfung des Grosshirns infolge angestrengter, geistiger Arbeit oder durch andere trophische Verhältnisse entstehen. —

Wir haben gesehen, welch' wichtige Rolle das Grosshirn für die Willenshandlungen spielt.

Viel wichtiger ist jedoch diejenige Funktion der Rinde, welche wir Bewusstsein nennen. Durch die Nerven und die niederen Hirnteile empfangen wir die Signale von der Aussenwelt, in der Rinde werden sie erst gedeutet; die Grosshirnrinde ist dasjenige Organ, welches erst die Verbindung zwischen uns und der Aussenwelt herstellt, Schlüsse, Urteile und Associationen, Wahrnehmungen etc. bildet.

Aber all diese Funktionen könnten nicht zustande kommen, wenn dem Grosshirn nicht eine Eigenschaft anhinge, auf der alle übrigen beruhen; ich meine nämlich die Fähigkeit Erinnerungsbilder aufzunehmen, das Gedächtniss. So schwer es ist, den Ausdruck „Bewusstsein“ zu definiren, so einfach gestaltet sich die Erklärung des Erinnerungsbildes.

Nennen wir das Bewusstsein die Fähigkeit empfangene Sinneseindrücke zu deuten, zum Zwecke der Selbsterhaltung zu verwerthen, und wieder nach aussen zu projiciren, so wäre das Sichbewusstwerden dieser Sinneseindrücke einfach unmöglich, wenn sie nicht in einer Grosshirnzelle eine bleibende Veränderung hervorrufen, so zu sagen ein Depositum hinterlegen würden, welches wir Erinnerungsbild nennen. Unsere Messmethoden und Messwerkzeuge sind noch nicht fein genug, um eine solche Veränderung innerhalb einer Zelle zu konstatiren, wir zweifeln aber nicht daran, dass eine solche Veränderung thatsächlich existirt. —

Die einzelnen Zellen, welche Erinnerungsbilder tragen, sind durch Fasern verbunden, welche man Associationsfasern nennt und welche die Leitung der Erregung von einer Zelle zur anderen vermitteln.

Die Verbindung der einfachen Wahrnehmung eines Objektes mit dem Erinnerungsbild genügt zur Erklärung der schwierigsten Gedankenprozesse.

Wie gelangen wir z. B. zum Begriff eines Apfels? Denken wir uns ein Individuum, welches zum ersten Mal in seinem Leben einen Apfel zum Verspeisen bekommen; es wird vor allem sein Sehnerv erregt und durch dessen Vermittelung seinem Grosshirn die runde Form der Frucht zugeführt, welche nun als Erinnerungsbild innerhalb einer Zelle verbleibt; ferner werden noch Tasteindrücke, Geschmacksempfindungen etc. als Erinnerungsbilder deponirt, welche, da sie gleichzeitig in das Bewusstsein eintreten, den einheitlichen Begriff „Apfel“ erzeugen. Nun associiren sich aber diejenigen Zellen am leichtesten, die primär gleichzeitig erregt wurden. Es brauchen daher bei unserem supponirten Individuum wieder diejenigen Zellen primär erregt zu werden, welche ihm die Geschmacksempfindung des

Apfels vermittelt haben, und sofort werden vermittelst der Associationsfasern wieder diejenigen Zellen sekundär erregt werden, in welchen die Erinnerungsbilder der Form, Farbe etc. deponirt waren, und so wird der Apfel als Erinnerungsbild wiedergegeben.

Soll der Begriff „Apfelbaum" gebildet werden, so werden neben den vorherbesprochenen Erregungen, noch Fasern beansprucht werden, welche Form des Stammes (a), der Zweige (b), Farbe (c) und Form (d) der Blätter etc. vermitteln: sehen wir aber einen Birnbaum, so werden einestheils ganz andere Fasern erregt werden, zum Theil aber wiederum die Fasern (a), (b), (c), (d), welche mit den schon beim Apfelbaum erregten identisch sind; es wird auf diese Weise durch Erregung gemeinsamer Fasern, bei sonst verschiedenen, der schon allgemeinere Begriff „Obstbaum" entstehen; werden noch weniger gemeinsame Fasern erregt, so werden wir schliesslich zum ganz allgemeinen Begriff „Baum" gelangen. —

Auch das Deuten der Sinneseindrücke beruht ausschliesslich auf Verwertung von Erinnerungsbildern; denn wir deuten stets entweder nach Identität oder nach Analogie eines z. B. schon früher geschehenen Gegenstandes.

Wie liegen nun die Zellen, welche die Erinnerungsbilder aufbewahren? Der Versuche von Fritsch und Hitzig, Munk, Luciani, etc. deuten darauf hin, dass die Erinnerungsbilder, je nach dem Sinnesorgan, welches dieselben vermittelt, auf einer bestimmmten Region der Grosshirnrinde gruppirt sind. Man nennt solche Regionen „Centren".

So liegt das Centrum für die Gesichtseindrücke auf dem Hinterhauptlappen, dasjenige für die Gehöreindrücke auf dem Schläfenlappen, das Centrum für die Sprache in der unteren Stirnwindung etc.

Aber nicht nur die sensoriellen Funktionen sind an abgegrenzte Rindenbezirke gebunden; auch motorische Impulse, insofern sie bewusst entstehen, haben ihre bestimmte Regionen; durch Reizung bestimmter Centren auf dem vorderen Theil der Rinde kann man Kau- und Fressbewegungen, Schluckakt, Contraction einzelnen Gliedmassen etc. auslösen.

Interessant ist es aber jedenfalls, dass diejenige Lehre, welche von Alters her die Stirne als den Sitz der Intelligenz bezeichnete, gerade das Verkehrte gewählt hatte, da wir nunmehr durch Reiz- und Extirpationsversuche ganz bestimmt wissen, dass der vordere Theil der Rinde die motorische Zone darstellt, während die hinteren Partien an diejenigen Funktionen gebunden sind, welche mit Intelligenz oder Bewusstsein zusammenhängen.

Dass die Funktionen der einzelnen Rindenbezirke wirklich abgegrenzt sind, geht aus klinischen und pathologischen Beobachtungen hervor.

Wird nämlich das Sprachcentrum verletzt, so gehen sämmtliche Erinnerungsbilder an die Worte, welche bekannte Begriffe oder Gegenstände bezeichnen, verloren; der mit „Aphasie" behaftete Kranke nimmt die Gegenstände vollständig richtig wahr, weiss auch, wozu sie benutzt werden, ist aber nicht im Stande, die entsprechende, ihm früher geläufige Bezeichnung für den Gegenstand, zu finden, seine eigene Muttersprache klingt ihm vorgesprochen, wie völlig fremd, er hört Laute, weiss sie aber nicht zu deuten; man muss einem mit „Aphasie" behafteten Kranken das Sprechen ganz von Neuem lehren, indem man ihm die Gegenstände vorhält und die Bezeichnung dazu sagt.

Ist aber, anstatt der unteren Stirnrindung, der Hinterhauptlappen verletzt, so entsteht „Seelenblindheit“, d. h. der Patient hat die Erinnerungsbilder an früher gesehene Gegenstände völlig verloren, und da die Fähigkeit des Erkennens, beziehungsweise Deutens von Gesichtseindrücken, eine durch Erfahrung erworbene ist, so wird der „Seelenblinde“ trotz völliger Intaktheit seines optischen Apparates und des Sehnerven, sich nicht mehr unter die Sehenden zählen dürfen, da er eben die erworbene Fähigkeit verloren hat, Gesichtseindrücke zu verwerten.

Aehnliche und in ihrer Art nicht weniger merkwürdige Krankenbilder geben die sogenannte „Alexie“ und „Agraphie“ d. h. es besteht bei sonst ganz normaler Sprache die Unfähigkeit Gedrucktes zu lesen oder die gesprochenen Worte zu Papier zu bringen.

Diese verschiedenen Krankheiten können natürlich auch combinirt auftreten; so kann es z. B. vorkommen, dass der Patient wohl vollkommen im Stande ist vorzulesen, aber vom Vorgelesenen kein Wort versteht, oder aber er kann sprechen und schreiben, versteht aber das gesprochene Wort nicht, weiss jedoch sofort, was man von ihm will, sowie man das Gewünschte auf einen Zettel schreibt.

Aus all' dem Gesagten geht hervor, dass die Annahme Flourens' über die gleiche Dignität sämmtlicher Gehirnteile vor dem Forum der heutigen Wissenschaft absolut nicht mehr Stand hält. — Wir haben gesehen, wie man durch elektrische Reizung gewisser Stellen Bewegungen einzelner Extremitäten und auch noch complicirtere Akte hervorrufen kann; wir haben uns in Fernerem davon überzeugt, dass die Läsion eines umgrenzten Rindenbezirkes ganz bestimmte und keine anderen Ausfallerscheinungen mit sich bringt; es leuchtet schliesslich aus der kurz gegebenen Skizze der Ernährungsverhältnisse innerhalb des Gehirnes ein, dass schon mangelhafte Ernährung der Rinde die Bewusstseinsthätigkeit ausserordentlich herabsetzt.

Was geschieht nun aber, wenn die Ernährung der Rinde völlig ausbleibt? Geschieht dies unter dem Einfluss irgend einer intensiven centripetalen Erregung, wie z. B. des Schreckens oder der Freude, dann nennen wir es „Ohnmacht“; vollzieht es sich aber unter dem Einfluss der periodisch eintretenden Erschöpfungen der Rinde, dann bezeichnen wir die Erscheinung als „Schlaf“.

Dass der Schlaf wirklich ein Rindenphänomen ist, geht schon aus einer ganz einfachen Betrachtung hervor; würde die nächtliche Ruhe nur zur Kräftigung und zum Ausruhen der Gliedmassen dienen, so wäre es doch ganz unerklärlich, wieso es kommt, dass gerade Schlaflosigkeit bei sonst vollkommener Ruhe den Menschen viel mehr herunterbringt, als kurzer, kräftiger Schlaf, ferner dass Leute, die nur körperlich angestrengt sind, quantitativ viel weniger der Nachtruhe bedürfen, als geistige Arbeiter.

Die näheren Ursachen der periodisch eintretenden Rindenerschöpfung sind unbekannt; es giebt darüber eine Unzahl Hypothesen, al[illegible] che den Schlaf auf chemische, trophische oder mecha[illegible] gen im Gehirn zurückgeführt wissen wollen, sind [illegible] esen, zum Theil unbeweisbar. Eine feststehende [illegible], dass wir nur durch die dem Gehirn mittelst der [illegible] ufliessenden Erregungen in wachem Zustand er[illegible] r durch die Vermittelung der Sinnesreize zum

Ein interessanter, diesbezüglicher Fall stand Strümpell zur Verfügung; er hatte einen Patienten, einen Schneidergesellen, welcher an der gesammten Körperoberfläche unempfindlich, ferner auf einem Auge blind, und auf einem Ohre taub war. Wurde er nun in ein dunkles Zimmer gebracht und ihm das gesunde Ohr mit Watte verstopft, so schlief er sofort ein, und schlief so lange, bis er durch Licht oder Schallreize erweckt wurde.

Aber auch in völlig wachem Zustand, und bei sonst ganz normalen Individuen, befindet sich nicht die gesammte Rinde in fortwährender Thätigkeit. Ein Theil der Rinde liegt immer im partiellen Schlaf, und die 600 Millionen Gehirnzellen, welche Meynert und Bain, unabhängig von einander, berechnet haben, sind immer nur zu sehr geringem Theile unserem Bewusstsein gegenwärtig.

Der Inhalt unseres Bewusstseins wechselt überhaupt mit der Intensität der darin momentan vorhandenen Vorstellungen; den Grad der Intensität bezeichnet man als Aufmerksamkeit. Ueber diese existiren eine unendliche Menge von Theorien, von denen jedoch keine das Wesen derselben erschöpft. Exakt angestellte Versuche haben ergeben, dass die Aufmerksamkeit dort als solche empfunden wird, wo Sinnesreize oder Erinnerungsbilder unter möglichst günstigen physiologischen Bedingungen einwirken; es können z. B. mehrere solcher Vorstellungscomplexe von geringerer Intensität gleichzeitig in unserem Bewusstsein vorhanden sein; wir werden dann diesen Zustand „geringe Aufmerksamkeit“ oder „Zerstreutheit“ nennen; ist ein Vorstellungscomplex sehr intensiv, wogegen die anderen schwach sind, so sagt man, wir wenden unsere „Aufmerksamkeit“ dem betreffenden Complex zu, sind aber in Bezug auf die anderen „zerstreut.“ Es kann schliesslich ein Vorstellungscomplex so intensiv sein, dass alle anderen Zellen schlafen, und nur die diesem Vorstellungscomplex bedingenden wach sind; jemand der, auf der Strasse wandernd, mit der Lösung einer schwierigen, mathematischen Aufgabe beschäftigt ist, wird wohl reflectorisch den Hindernissen am Wege ausweichen, wird vielleicht sogar die ihm begrüssenden Bekannten wiederbegrüssen, ohne jedoch bewusst eine Ahnung davon zu haben, was er thut.

Es kann aber auch vorkommen, dass er erst einige Minuten später sich bewusst werden wird, er sei vom N. N. gegrüsst worden; dies ist nur vermittelst des „Nachbildes der Erinnerung“ möglich. Es erklärt sich gehirnphysiologisch am Besten dadurch, dass man annimmt, der durch den Gruss des N. N. erregte Zellencomplex war im Vergleich zur Intensität des unter der Herrschaft der Aufmerksamkeit stehenden Complexes so gering, dass er im gegebenen Fall unterhalb der Schwelle des Bewusstseins lag; sowie aber jene Intensität nach kurzer Andauer nachliess, oberhalb der Schwelle gehoben wurde und auf diese Weise, wenn auch verspätet, ins Bewusstsein eintrat. —

Ist schon das Zuwenden der Aufmerksamkeit an einzelne Zellengruppen ein recht complicirter Rindenprocess, so ist es noch viel schwieriger das Wesen desjenigen Complexes zu erkennen, welcher bei jeder Lebensäuserung mitschwingt, nämlich des „Ich“.

Philosophisch und psychologisch giebt es dafür der Erklärungen eine schwere Menge, streng naturwissenschaftlich giebt es nur eine und diese geht von der Grundlage aus, dass die Fähigkeit sein „Ich“ vom „Nicht-Ich“ zu sondern, eine nicht angeborene, sondern erworbene ist.

Was vor allem auf die Bildung des „Ich" fördernd einwirkt, ist der Muskelsinn, welcher uns genaue Kenntniss von der momentanen Lage eines jeden unserer Glieder im Raume giebt, ferner diejenigen Gefühle, welche die Bewegung eines jeden Gliedes begleiten, nämlich die „Innervationsgefühle".

Schon das Kind lernt durch Erfahrung, dass das Angreifen eines fremden Körpers in ihm ganz andere Empfindungen hervorruft, als das Betasten eines eigenen Gliedes; denn, während es im ersten Falle bloss das Gefühl des Tastenden hat, wird es im zweiten gleichzeitig das des Tastenden mit demjenigen des Betasteten verbinden; das Innervations- und Muskelgefühl, welche jede Bewegung begleiten, werden in seinem Gehirn die genaueste Vorstellung über Lage und Beschaffenheit eines jeden seiner Glieder hervorrufen; der Schmerz schliesslich, welcher den Insult eines jeden Körpertheiles begleitet — all' das wird auf assoziativem Wege zu einer einheitlichen Vorstellung, dem „Ich" verbunden.

Dass aber unser „Ich" keinen Gegensatz zur Aussenwelt, sondern nur einen Theil derselben bildet, dass es keine Monade, sondern eine zusammengesetzte Mannigfaltigkeit ist, geht schon daraus hervor, dass das „Ich" einestheils eingeschränkt werden kann, andererseits erweiterungsfähig ist.

Eine gelähmte, empfindungslose Hand ist nicht mehr „meine" Hand, geradeso wie ein eingesetzter, falscher Zahn nicht „mein" Zahn ist, sondern immer Fremdkörper bleibt, obwohl er mir vollständig dieselben Dienste leistet, wie ein eigener und noch dazu den Vortheil besitzt, niemals zu schmerzen.

Auf der anderen Seite können aber geistiger oder materieller Erwerb ein Theil meines „Ich" werden, sofern ich mein Wohlergehen und meine Existenz an sie knüpfe.

Eine wissenschaftliche Entdeckung, die jahrelanges, mühevolles Studium gekostet hat, ein mit liebevoller Sorgfalt verfertigtes Kunstwerk, eine geliebte Person, können ebenso das Bestandtheil des „Ich" werden, wie das erworbene Geld zum „Ich" des Geizhalses wird. —

Ebenso, wie das Tastgefühl uns die primäre Vorstellung unseres „Ich" vermittelt, so haben wir auch dem Tastgefühle im weitesten Sinne die Raumvorstellung zu verdanken.

Hier ist nun allerdings der Punkt, wo die einzelnen Schulen innerhalb der Naturwissenschaft hart aneinanderprallen. Nehmen die in der exakten Naturwissenschaft jetzt herrschenden Empiristen die Raumvorstellung als etwas Erworbenes an, so sollten die naiven Realisten den Raum als etwas wirklich Gegebenes ansehen; am geschicktesten ziehen sich die Nativisten aus der Affaire, indem sie behaupten, die Raumvorstellung sei nicht erworben, sondern angeboren.

Kant war der erste, welcher im Begriff des Raumes nichts Anderes erblickte, als eine Form unserer Anschauung, und Schopenhauer sprach das ebenso richtige, wie geistreiche Wort aus: „Vor Kant stak unser Kopf im Raume, jetzt steckt der Raum in unserem Kopfe."

Aber wie das Erwerben der Raumvorstellung psychophysiologisch erklären?

Auch hier werden uns die Tast- und Innervationsgefühle heraushelfen.

Vor allem ist es durch peinlich genaue Beobachtungen konstatirt, dass Blindgeborene und dann operirte Menschen, insofern sie vom Tasten keinen Gebrauch machten, gar keine oder eine höchst mangelhafte Raumvorstellung besassen. Ein blindgeborener und dann mit acht Jahren operirter Knabe konnte, trotz mehrtägiger Einübung, ein Tintenfass von einem Hirschgeweih nicht unterscheiden; ferner hatte eine Dame, die Helmholtz anführt, und welche ebenfalls operirt war, 18 Tage nach der Operation noch so wenig Raumsinn, dass sie zur Prüfung eines vorgelegten Gegenstandes mit dem Auge danach tastete, ungefähr wie wir es thun würden, wenn wir prüfen sollten, ob ein Gegenstand hart oder weich sei.

Schliesslich wird schon so mancher die Beobachtung gemacht haben, dass ein kleines Kind nach dem glänzenden Mond hascht oder ihn auszublasen sucht.

Das Raumbild wird demnach durch Tasten, u. z. sowohl mit unserer Hautoberfläche, als auch mit dem Augapfel gewonnen. Letzteres verdient jedoch eine nähere Besprechung, da es uns einen klaren Einblick in die Gehirnthätigkeit zum Zwecke der Bildung einer Raumvorstellung gewährt.

Wollen wir z. B. zwei verschiedene Punkte in einem Raume deutlich wahrnehmen, so müssen wir sie fixiren, d. h., sie jeweilig mit dem Punkte des deutlichen Sehens betrachten.

Das Einstellen des Punktes des deutlichsten Sehens auf jeden dieser Punkte im Raume wird von einem eigenen Innervationsgefühl begleitet sein, welches uns die Entfernung beider Punkte von einander schätzen lehrt, oder, wie M e y n e r t sich ausdrückt, die Raumvorstellung beruht auf dem Ausmessen und Associiren distinkter Netzhaut-Eindrücke.

Da aber die Netzhaut z. B. beim Betrachten einer geraden Linie durch ein Continuum von Punkten gereizt wird, so werden auch die Innervationsgefühle in unserem Bewusstsein ein Continuum bilden und auch das „Nichts“ wird sich in unserem Gehirn darstellen. —

Wir sehen aus all' dem gesagten, dass die vornehmste Aufgabe der Hirnrinde darin besteht, Schlüsse zu bilden.

Diese Schlüsse beziehen sich jedoch nicht nur auf die innere Welt der Associationen, sondern auch auf die Aussenwelt. Alles das, was wir als Farbe, Ton, Wärme, Licht etc. deuten, giebt uns kein wie immer geartetes Analogon zum Vorgang, der sich wirklich in der Aussenwelt abspielt; all' das, was wir als schillernde Farbenpracht der Natur sehen, was wir als eine erhebende Sinfonie hören, als angenehme Wärme empfinden, ist nichts anderes, als longitudinale oder transversale Schwingung des Aethers; das Gehirn aber giebt uns Symbole für diese Schwingungen, damit wir dieselben für unsere Selbsterhaltung verwerten können.

Und so ist denn das Gehirn nicht, wie der naive Realismus, der jetzt in der Philosophie wieder von den Toten aufzuerstehen droht, meint, nichts anderes, als ein Spiegel der Aussenwelt, sondern es ist vielmehr geradezu der Schöpfer dessen, was wir Aussenwelt nennen, ein Umschaltungsapparat, der es zu Stande bringt, dass die **Q u a n t i t ä t e n**, nach denen sich all' die Erscheinungen des Universums abspielen, als **Q u a l i t ä t e n** in unser Bewusstsein eintreten.

Und denen, die im naiven Glauben leben, dass eine Aussenwelt

bestehen würde, auch wenn es keine Gehirne gäbe, möchte ich das Wort des verstorbenen Wiener Gelehrten Karl Rokitansky entgegenhalten: „das Objekt wartet nicht als ein irgend gegebenes erst ein erkennendes Subjekt ab, sondern es ist erst durch das erkennende Subjekt bedingt".

DIE SCHWERE NOT.

EIN BERLINISCHES ZEITBILD AUS DEM JAHRE 1348.

IN EINEM AKT.

VON

ERNST VON WOLZOGEN.*)

PERSONEN:

Herzog Rudolf von Sachsen.
Erzbischof Theodorich von Magdeburg.
Hans von Lochen, der Landeshauptmann von Brandenburg.
Heinz Wildenbruch, ein junger Ritter.
Zabel, Geheimschreiber des Erzbischofs.
Johannes Wieprecht, Bürgermeister von Berlin.
Thyle von Brügge, der Münzmeister.
Renata, seine Tochter, Gattin des
Wilke Rode, Gildenmeister und Ratmann.
Wedigen, Stadtsäckelmeister.
Jüterbok, Stadtschreiber.
Doller, Beisitzer.
Eine Gerichtsperson.
Krägenfuss, der Stadtbüttel.
Ronneboom,
Stroband,
Petrejakob,
Schneider Hasse, } Bürger.
Dessen Frau.

1. Bürgerfrau.
2. Bürgerfrau.
1. Böses Weib.
2. Böses Weib.
Ein Schusterjunge.
Ein Stadtknecht.
Ein alter Pförtner.
Ein Page aus dem Gefolge des Erzbischofs.
Ein Possenreisser.
Ein Kameeltreiber.
Ein Reliquienverkäufer.
Prisek, ein wendischer Fischer.
Ein alter Jude mit seinem Enkel.

Gefolge des Herzogs und Erzbischofs. Bürger und Bürgerfrauen, Ehrenjungfrauen, Kinderchor, Kalandsbrüder, Trompeter und andre Musikanten, Gaukler und Hausirer.

*) Geschrieben für das „Theater Alt-Berlin" der Berliner Gewerbeausstellung 1896, und zugleich als Vorspiel zu einem Drama vom falschen Waldemar.

Der vordere Theil der Bühne stellt den alten Molkenmarkt dar, welcher in der Mitte ungepflastert und mit Rasen bewachsen ist. Ganz vorn links (vom Zuschauer) befindet sich das stattliche Haus des Münzmeisters von Brügge, mit dem Giebel nach dem Platz. Ein Paar steinerne Stufen führen zur Hausthür hinauf, ein leichter hölzerner Vorbau mit stark geneigtem Schindeldach, bis zur Höhe der Hausthür reichend, springt etwa 2 Meter über den Fuss der steinernen Treppe auf die Strasse vor, nimmt jedoch in der Breite nur etwa die Hälfte der Stirnseite des Hauses ein. Ganz vorn im Erdgeschoss das Fenster des Pförtners. Unter dem Vorbau ein Zahltisch, eine Geldtruhe und drei Sessel. Vor und hinter dem Brügge'schen Eckhaus werden enge Gassen angenommen. Rechts gegenüber, ganz vorn das Haus des Gildenmeisters Rode, ein ersichtlich neu aufgefrischter, prunkender Bau. Sehr hohe und schmale Giebelfront. Zum Hausthor führen gleichfalls steinerne Stufen hinauf; steinerne Sitze in den vorspringenden Nischen zu beiden Seiten des Thores. Metallener Thürklopfer. Hinter dem Rode'schen Hause geht es in die Stralauerstrasse hinein. Das andere Eckhaus derselben bildet eine Schenke „Zum Roland". Unter der Laube, nach dem Markt zu, Tische, Bänke, Fässer etc. Die anschliessenden Häuser ziehen sich ein wenig nach der Mitte hin, so dass man den Einblick in die Spandowerstrasse, welche nach der rechten Ecke des Hintergrundes zu hinunterläuft, von der linken Seite des Zuschauerraums aus scheinbar auf ihre ganze Länge freibekommt. Links am Eingang der Strasse ein steinernes Kreuz, woran eine rothe Ampel (ewiges Licht) angebracht ist. Etwa in $^2/_3$ Tiefe der Bühne vom hinteren Eckhaus der Spandowerstrasse ragt das Haus des Bürgermeisters Wieprecht fast bis in die Mitte hinein, ein altehrwürdiger, stattlicher Bau mit vielem Holzwerk. Vor dem Bürgermeisterhaus, gerade in der Mitte der Bühne, die steinerne Rolandsäule. Kleine Häuschen und Fischerhütten ziehen sich hinter dem Bürgermeisterhaus quer über die Bühne mit einer Neigung nach der linken hinteren Ecke zu. Dahinter wird die Spree angenommen. Man sieht einige Schiffsmasten über die Hütten am Ufer emporragen. Die lange Brücke (Mühlendamm) führt gerade von der Mitte der Bühne, dicht neben dem Roland, gleichfalls etwas links von der Mittellinie abweichend, über den Fluss. Rechts der Brücke am andern Ufer das Rathaus, welches also von der Mitte des Zuschauerraums aus gesehen links neben dem Bürgermeisterhaus und gerade hinter der Rolandsäule perspektivisch verkleinert erscheint. Auf der linken Seite wird der Raum zwischen dem Brüggeschen Hause und dem Zugang zur Brücke durch verschiedene unbedeutendere Bürgerhäuser mit Kramläden, Handwerksbuden etc. ausgefüllt, zwischen welchen noch 2 oder 3 enge Gässchen laufen. Ueber die Giebel der niedrigeren Häuser ragt links hinten der „Thurm an der Spree" empor, mit hölzerner Galerie, welche unter der Dachhaube herunterläuft. Der Prospekt zeigt die dicht zusammengeschachtelten Dächer und Giebel von Berlin, aus welchen links hinten das „Schloss an der Spree" und, ziemlich in der Mitte, also hinter dem Bürgermeisterhaus, die Nikolaikirche emporragen. Sonniger Frühlingsnachmittag. Im Verlaufe des Stückes wird es dunkler Abend.

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man einzelne geringere Bürger, Frauen und Kinder, festlich gekleidet, aus den Häusern kommen. Sie begrüssen einander, deuten vielfach nach rechts hinten und ziehen in kleinen Trupps die Spandowerstrasse ab. Unter dem Vorbau vor dem Brüggeschen Hause sitzen hinter dem Zahltisch Wedigen, der Stadtsäckelmeister Jüterbok, der Stadtschreiber und Doller, ein Ratmann. Vor dem Tische steht in demüthiger Haltung mit abgezogener Mütze, Prisek, ein wendischer Fischer.

Jüterbok
(aus einem grossen Buche lesend).

Karpfen, Karauschen, Schleihe und Aale,
Dem hohen Rate zum Festenmahle
Von Exaudi bis Ostern geliefert,
Wird auf ein Schock Groschen beziffert
Und noch drei Schillinge.

Prisek (kratzt sich hinterm Ohr).

Dobje Pan ....

Wedigen (auszahlend).

Stimmt auf den Heller. Nimm's man an.
Prisek, Du wendischet Dusselthier,
Ick soll doch nich sitzen und warten hier
Bis Du 't an den Fingern Dir abgeklaubt?
Nee so ne Dummheit is unerlaubt!
Tag ok Mann! Wünsch gesegneten Fang.
(Verabschiedet ihn mit ironischer Verbeugung.)

Prisek
(macht einen Kratzfuss, brummt etwas auf wendisch in den Bart und geht, sein Geld zählend, durch eine der kleinen Gassen ab).

Doller (achselzuckend).

Dat lernt nich Deutsch sein Leben lang.

Wedigen
(klopft auf den Deckel der Geldtruhe, ruft):

Zum letzten Mal: wer von de Stadt
Noch rechtens wat zu fordern hat,
Der stell sich schlünig ein. He — nu?!
Ick mache gleich die Klappe zu!

Doller.

Dat is en dollet Volk, potz Daus!
Rennen alle zum Thor hinaus —
Am Zahltag — puch! Giebts wat zu sehn
Lassen se Geld und Essen stehn.
Des Herzogs Gunst, dass Gott erbarm!
Macht Euch noch keene Stube warm,
Und der Bischof hat Euch noch nie wat gebracht
As Buss und Blutgeld, Bann und Acht.
Müsst ick nich ex officio mit,
Ick thät um die Bande keenen Schritt.

Jüterbok.

Pst Doller, Du red't Dir rein um den Kragen!
Wie kannt Du als Ratmann zu schimpfen wagen,
Wenn der Markgraf kommt und hält bei uns Hof —
Und gar der Hochwürdigste Erzbischof!

Wedigen.

Kollege Doller treibts täglich döller.

Doller.

Ach wat, der dicke Borger und Völler,
Der Herzog von Sachsen wat geht der mir an,
Als Berliner Bürger und märkischer Mann?
Heut schickt uns der Kaiser den Bayern her —
Und morgen steht er mit dem verquer —
Denn möcht's en Böhm oder Pollack sein —
Und allen sollen wir Vivat schrein!
Ein Vierteljahrhundert der schweren Not
Durch Kirchenbann und schwarzen Tod,
Det war am Ende Plage genung.
Gloobt Ihr, die bringen uns wieder in Schwung,
So ne vazierenden Landesväter,
Oder gar die geistlichen Herrn Wohlthäter?

Wedigen.

Din Mulwerk in Ehren — ick bleibe stumm.
Ick meene, der Klügere stellt sich dumm.
(Tritt hinter dem Zahltisch hervor und schaut sich auf den Platz um, der jetzt menschenleer ist.)
Zins- und Gerichtstag sind, scheint's, aus.
Kommt, Gevatter, wir gehn nach Haus.

Rechts hinter der Bühne erhebt sich, rasch näher kommend, ein wüstes Geschimpf, Gejohl und Gelächter von einem grossen Volkshaufen.

Jüterbok (hat sich gleichfalls erhoben).

He, Dunnerschlag! wat geht da vor?
Sind etwa die Herren schon am Thor?

Wedigen.

Is een Gejohl und een Gebraus
As räucherten se wo en Juden aus.

Doller.

I wo! Berlin is judenrein.
Werden de Marktfieranten sein:
Affen, Kameele und Firlefanz
Von allerlei Art.

Jüterbok.

Hui, seht den Tanz!
Dat hochnotpeinliche Halsgericht
Hat dem Volk en Gaudium angericht!
Wat giebt's Gevatter?

Bürger Stroband

(kommt, sich vor Lachen krümmend, dem Zuge vorausgerannt).

Der Liese Hasse,
Der Schneidersfrau aus de Bollengasse,
Die 'm Mann mit der Elle 'n Buckel gebügelt,
Der hat 'm se den Esel verkehrt ufgezügelt.
Und von 't Stralauerthor zwee böse Weiber,
Wees nich wie se heessen, Herr Stadtschreiber,
Die müssen mitsammen den Lästerkragen
Von Köln bis hieher zum Molkenmarkt tragen.

Von rechts vorn aus der Stralauerstrasse, wo während der kurzen Rede des Bürgers eine Stockung entstanden war, wälzt sich jetzt ein bunter Volkshaufe heraus, meist Leute der niederen Stände. Inmitten desselben gewahrt man eine lächerlich wichtig thuende Gerichtsperson, mit dem Stabe in der Hand, hinter derselben schreiten die zwei bösen Weiber, eine lange Dürre und eine kurze Dicke, welche zwischen sich einen Mühlstein schleppen und sich dabei unablässig schimpfen. Hinter ihnen, auf einen Esel verkehrt reitend, den Schwanz als Zügel in der Hand haltend, die böse Schneidersfrau. Neben dem Esel der kleine, arg buckelige Schneider Hasse, fortwährend auf die Frau und den Esel losprügelnd. Hinterdrein schreitet Krägenfuss, der Stadtbüttel mit einer Ruthe. Stadtknechte begleiten zu beiden Seiten den Zug und wehren das Volk ab, besonders vorwitzige Kinder. Während der folgenden Scene strömen noch Leute aus allen Seitengassen herzu. An einzelnen Fenstern zeigen sich alte Männer und Weiber. Aus dem Rodeschen Haus treten Wilke Rode und Renata, seine Gattin, festlich gekleidet heraus und bleiben zuschauend oben auf der steinernen Treppe stehen. Renata wendet sich bald angewidert von dem Schauspiel ab und will ins Haus zurück, ihr Mann, der sich sichtlich daran ergötzt, hält sie zurück.

Volk (durcheinander).

Kiss, kiss Mutter Kuntzen! Man druf Mutter Hassen!
Man jo sich nischt gefallen lassen!

1. Böses Weib.

Du Aas, Dir sall ick och noch abbitten?
Du hast mi man blot in de Patsche geritten.
De Pest in Dine giftige Schnauze!

2. Böses Weib.

Du belle man zu, denn platz Dir de Plautze
Du olle ecklige runzlige Padde,
Du besendürre eckige Latte!

1. Böses Weib.
I schimpfe Du Di Din Karpenmul fusslig,
Du büst ja gerade so dicke wie dusslig!
Gegen mir da kommste noch lange nich an,
Mir bringste nich um wie Din' seligen Mann!

2. Böses Weib.
Wat sagste, min Mann hätt ick umgebracht?
Pass Achtung, Dir fass ick, Du Niedertracht!
(Fährt auf die erste los, wobei ihr der Mühlstein gegen den Schenkel schlägt.)
Autsch mi'n Been!

1. Böses Weib.
Det kommt von de Hitze.
Ick lach mir dot! (lacht kreischend.)

2. Böses Weib (zerreisst ihr das Kleid).
So, ratsche, ritze!
(Sie fahren einander in die Haare und zerraufen sich fürchterlich. Das Volk lacht und johlt.)

Gerichtsperson (den Stab hebend).
Halt! Trennt sie Meister Krägenfuss!

Ein Schusterjunge.
Die haun sich noch zu Appelmuss.

Krägenfuss (nimmt den Weibern den Stein ab).
Ho, potz Kaldaun! Ihr Satansbraten,
Lasst Ihr nu los!? Ick will Euch raten;
Sonst hau ick, bi unse liebe Frau,
Euch den Hintern noch braun und blau!
(Bringt sie mit Gewalt auseinander.)

Gerichtsperson (näselnd, feierlich):
Gerecht Gericht ist nun ergangen,
Ein Exempul ward statuirt.
Gelinde Straf' habt Ihr empfangen,
Die ist nun hiemit exequirt.
Hinfüro büsst Ihr Eu'r Geschimpf
Und Läst'rung nicht mit solchem Glimpf.
Die Zungen werden Euch ausgerissen
Und vor des Schinders Hunde geschmissen.
Zur Schneidersfrau:
Und Ihr, Frau Meistrin merkt Euch dat,
Ihr kriegt mit der eisernen Ruthe wat,
Lasst Ihr Euch durch dat Eselsreuten
Nicht zu sanfterem Mut bedeuten.

Krägenfuss.
Nun steigt man runter von Euer Beest.
(Hilft der jammernden Frau vom Esel herunter.)

Gerichtsperson.
Lobt Gott! Justitia facta est.
(Er schlägt das Kreuz über sich und geht nach dem Rathaus ab.)

Schneider Hasse
(den Büttel am Arm fassend.)
Een Mal noch, Meester Krägenfuss,
Vergönnt mir Armen den Genuss,
Nur Eenen noch möcht ick ihr überziegen —
Drei Heller geb ich Euch mit Vergnügen.

Krägenfuss.
Ne Meester, dat helpt nicht — nu is erst mal Pause.

Die Schneidersfrau.
Wart Haderlump, komm Du mir man zu Hause!
Der Schneider flieht vor ihr, sie rennt hinterdrein und wirft ihm einen Holzpantoffel nach. Das Volk lachend und johlend hinterher. Der Haufe zerstreut sich rasch. Die Meisten entfernen sich in die Spandowerstrasse, nur Krägenfuss bleibt zurück, wischt sich den Schweiss ab und holt sein Kerbholz aus dem Wamms hervor, rechnet und überlegt.

Wilke Rode
(noch auf der Treppe, seines Hauses.)
Dat is 'n Spass, — den Deubel auch!
Halt mich Frau Liebste, mir wackelt der Bauch!
Eselsreiten und keifende Weiber
Sind mir lieber als alle Possentreiber,
Bänkelsänger und Musikanten
Die je hierher zu Markte sich wandten.
Wat zieht Du mir so en schiefes Gesicht?

Renata.
Ei nun, ich versteh Euch wieder nicht.
Widriger Vetteln Schimpfen und Keifen —
Kann den Spass dabei nicht begreifen.
Die Scham mir auf den Wangen brennt,
Dass Ihr der Schande lachen könnt —
Ein Mann von Euren Würden und Jahren
Gildenmeister in grauen Haaren! —

Rode.
Bläst aus die Ecke wieder der Wind?
Thyle von Brügges hochmütig Kind
Verachtet des Bürgers gemeines Vergnügen —
Is ja zu mir herabgestiegen!
Blos weil sie g'rade kein Fürst gewollt,
Nahm sie vorlieb mit meinem Gold.
Renata von Brügge, die Schönste der Stadt!
Nu frag ich, wat man im Ehstand von hat?

Graue Haare kriegt man dabei —
Sind aber ein Schock erst oder zwei.
Frag nur ringsum bei den Jungfern an:
Ein reicher ist immer ein schöner Mann!

Renata.

O was ein eitler Gauch ihr seid!

Rode.

Mach wat Du willt. Du bis nich gescheidt.
Ich geh auf's Rathaus. Willt auf der Gassen
Dich mit Wilke Rode nicht sehen lassen,
So bleib zu Hause von meinetwegen.
Kannt Dir ja später int Fenster legen,
Wenn der Herzog kommt mit dem Erzbischof
Und Pfaffen und edlen Herrn vom Hof,
Und wenn die hinauf Dir zwinken und blinken
Gnädiglich mit de Patschhand winken.
Erlaubt mir, Fraue, Euch zu grüssen.
(Macht ihr eine hofmässige Verbeugung und geht dann lachend nach links hinüber.)

Renata.

Hilf Gott, wofür muss ich also büssen!
Sinkt, die Hände vor das Gesicht schlagend, auf den Steinsitz nieder. Krägenfuss ist inzwischen an den Zahltisch getreten und weist sein Kerbholz vor. Die 3 Männer nehmen ihre Plätze wieder ein.

Wedigen.

Nu Büttel, weis man Dein Kerbholz her.
Det heesst — eigentlich giebt's nischt mehr.

Krägenfuss.

Ick war im Amt, kann nischt davor.

Wedigen.

Ja, sein Geschäft ist stets im Flor.
Schlagt nach, ich bitt Euch Herr Stadtschreiber,
Wat kriegt der wackre Eselstreiber?

Rode (im Vorbeigehen).

Ho, ho, der Herr Stadtsäckelmeister!
Immer wat Neut zum Lachen weiss der!
Verwahrt die Bundeslade gut.
(Auf die Geldtruhe deutend.)
Seid vor die hohen Herrn auf der Hut —
Ob Herzog, ob Bischof von Magdeburg —
Mit baaret Geld gehn se beide durch!
Mit Gott, Herr Wedigen.
(Ab nach dem Rathaus.)

Wedigen.

Dank der Ehr.

Jüterbok (lesend).

Zweee gehenkt und eener am Speer
Gespiesst und denn lebendig begraben:
Sollt Du fufzehn Schilling für haben.
Eener gerichtet mit das Schwert
Is auch seine 6 Schilling werth.
Schlechtbrennen von sieben Malefikanten:
Zwee und vierzig zu oben genannten.
Für Stäupen etlicher Weibspersonen
Sollen Dich ihre Kleider belohnen,
Dazu neun Pfennige baaret Geld.

Doller.

Käm ick noch eenmal uf de Welt,
Ick würde Büttel von Berlin.

Jüterbok.

Zum Schluss: Zehn Schilling zu beziehn
Für in der Küpe am Tage Josefi
In Öl zu sieden den Juden Levi.

Wedigen (lachend).

Zehn Schillinge! I det nenn ich bitter
Für eenen eenzigen Israeliter!

Krägenfuss.

War doch 'n hartgesottener Sünder,
That Brunnen vergiften und Christenkinder
Reinweg aus Bosheit blos ermorden —
Der is so fix nich weech geworden!

Jüterbok.

Summa Summarum siebzig und drei
Schillinge und neun Pfennig dabei.
Stimmt's so Büttel, seid Ihr so weit?

Krägenfuss.

Det hat wohl so seine Richtigkeit.

Wedigen (ihm das Geld aufzählend):

Kommt aus der Münze blitzeblank.

Krägenfuss.

Vergelt's Euch Gott. Gu'n Dag.
(Mit Kratzfuss ab durch eine Seitengasse.)

Wedigen.

Schön Dank.
(Er und Jüterbok ergreifen Truhe und Buch und gehen damit in Brügges Haus ab.)

Schusterjunge

(rennt aus einer Gasse links quer über die Bühne).

Se kommen, se sind schon am Spandower Thor!

Doller.

I dass Dich Junge, Du lügt uns wat vor.
Der Herzog sagste, mit Ross und Gewaffen?

Schusterjunge.

Nee, erst mal die andern Kameele und Affen.

(Rasch ab in die Spandower Strasse.)

Doller, sowie Wedigen und Jüterbok, die gleich wieder aus dem Hause getreten sind, entfernen sich lachend und plaudernd durch die Spandowerstrasse. Man hört ganz von fern Trompetenfanfaren, lustige Musik, Volksgeschrei. Doch wird es bald nach Beginn der folgenden Scene wieder still. Aus einer der Gassen hinten links neben der Brücke kommt, in schwarzer Rüstung mit geschlossenem Visir auf gleichfalls gepanzertem Pferde, Heinz Wildenbruch geritten. Er schaut sich vorsichtig um, reitet bis vor den Ausguck des Pförtners am Brüggeschen Hause und klopft dort an die Scheibe.

Heinz.

He da!

Alter Pförtner (drin).

Wat soll't?

Heinz.

Schaut nur heraus.

Pförtner (drin).

I durch de Thüre geht't int Haus.

Heinz.

Komm alter Freund, sei nicht so faul!
Wir sind zu zwei'n, ich und mein Gaul.

Pförtner (drin).

Wer ist der Ich?

Heinz.

Geht Dich nichts an,
Mein lieber Pförtner und Grobian.
Herr Thyle von Brügge wohnt doch hier?

Alter Pförtner (schaut heraus).

En Ritter in Waffen, hintern Visir?
Jesus Maria, wo kann dat sein!
Wie kommt denn Ihr zur Stadt herein?
Is nich erlaubt, durcht Thor zu reiten
In Wehr und Waffen ohne Begleiten
Zweeer Stadtknechte zum hohen Rat.

Heinz.

Wo man sich auszuweisen hat
Nach Nam' und Herkunft, Zweck der Fahrt—
Bis die Unschuld wird offenbart.
Gelt Alter, ich kenn Euern löblichen Brauch?
Nun lass mich herein und mein Rösslein auch. —
Kann Deine Himmelangst nichts bannen?
Potz Wetter! Ich bin von des Herzogs Mannen.
Für mich und mein Ross Dach, Atzung und Rast —
War schon öfter des Münzmeisters Gast.

Pförtner.

Hier is keene Herberge. Dörf't nich wagen.
Könnt't ja dem Herren selbst vortragen,
Er is auf dem Rathaus.

Heinz.

So sagt's der Frau:
Ein fränkischer Ritter — sie kennt' ihn genau.

Pförtner.

Herr Ritter, wie seid Ihr schlecht bericht':
Hier giebts keene Frau im Hause nicht.
Die holte vor Jahren der schwarze Tod.

Heinz (rasch auffahrend).

Und Jungfer Renata?

Pförtner.

Schwere Not!
Eure Bekanntschaft scheint lange her —
Renata is längst keene Jungfer mehr.

Heinz (sprengt drohend auf das Fenster los).

Das lügt Du in Deinen grauen Bart!

Pförtner.

Ick danke, Herr Franke, nich uf die Art!

(Schlägt das Fenster zu. Ab.)

Heinz.

So hör doch Alter, gieb mir Bescheid! —
O Gott, was schafft Du mir Herzeleid!
Du heilige Jungfrau, Mutter der Schmerzen,
Lass mich nicht so von hinnen ziehn:
Ich gelobe Dir sieben Kerzen
Auf dem Hochaltare von Sankt Marien.
Sieben Ave und Kyrieleise
Will ich beten durch sieben Tag,
Wohin mein Rösslein auf meiner Reise
Zur Nachtherberge mich tragen mag.
Sieben Kapellen will ich bedenken
Wo meine Strasse vorüberführt,
Sieben Gewänder will ich Dir schenken,
Wenn meines Herzens Pein Dich rührt,
Wenn ich die Liebste, die Schönste der Frauen,
Der ich gedient durch sieben Jahr,
Wenn ich sie darf mit Augen schauen,
So wird Deine Gnade mir offenbar.
Renate, Renate!

Renata
(hat die ganze Scene mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und ist während der letzten Worte die Treppe heruntergekommen).

Der Herr mich kennt?
Ich bin es, die Ihr mit Namen nennt.

Heinz.

Ihr seid's! Gelobt seist Du Marie!
(Springt vom Pferde und kniet vor ihr nieder.)
Herrin, ich beuge vor Euch das Knie.

Renata.

Herr Ritter, um Gott! so steht doch auf —
Es strömt das Volk hierher zu Hauf.

Heinz (fasst ihre Hand).

Zu Deinen Füssen will ich knien
Und säh's die ganze Stadt Berlin.
Vor meiner Herrin knie ich hier, —
O wende Dich nicht fort von mir! (Steht auf.)
Um die ich sieben Jahre stumm
Gross Herzleid trug in der Welt herum,
Um die mein Sehnen Ruh nicht fand —
Halt ich nun wieder Deine Hand?
Ich frag Dein Herz ob's für mich spricht?

Renata.

Sah ich Euch doch mein' Tage nicht.
Ihr habt Euch zu Herzog Rudolf bekannt.
Und doch ein fränkischer Ritter genannt —
Wie deut' ich so seltsamen Widerspruch?

Heinz (sein Visir öffnend).

Schau her!

Renata.

Das ist — Heinz Wildenbruch!

Heinz.

Heinz Wildenbruch, ja, Dein Jugendgespiel —
Ein irrender Ritter — und nun am Ziel.
Dich zu gewinnen zog ich aus
Arm und verwaist vom Vaterhaus.
Als Knappe dient ich manchem Herrn,
Bis dass ich kam gen Süden fern.
Von Kaiser Ludwig in Bayern dann
Ich grosse Huld und Gunst gewann.
Den Ritterschlag und ein Lehn in Franken
Hab ich dem gnädigen Herrn zu danken.
Nun komm ich heim und frag Dich schnell:
Bist Du mir gut?

Renata.

Mein Trautgesell!
Ich höre Dich mit zagem Staunen —
Es klingt mir wie ein heimlich Raunen
Aus wunderholder Kinderzeit —
Wie liegt die ach! dahinten weit.
Sprich weiter Heinz!
(Sie liebkost während des Folgenden sein Ross.)

Heinz.

In Acht und Bann
Fiel mein Vater, der wackere Mann,
Weil er im Dom unserer lieben Frau
Geschlagen den Pfaffen von Bernau,
Von dem der Stadt gross Unheil kam
Und alle Not den Ausgang nahm.
Mein Vater wich da ausser Land,
Weiss Niemand, wo er sein Ende fand.
Meine Mutter ein arme Wittib blieb —
Sie und alle Geschwister lieb,
Die hat der schwarze Tod gerafft.
Ich ward, was ich bin aus eigner Kraft.
Darf ich nun stolz um die Stolze frein?
Willt Du mein Ein und Alles sein?

Renata.

Wie Dir die Rede lieblich fliesst
Und Balsam mir ins Herze giesst,
Wie Du mein Ohr mit Zauber bannst —
Sprich, wie Du so holde Kunst gewannst?

Heinz.

An Kaisers Hofe Birschen und Jagen
Lernt ich mit Pfeil und Federspiel,
Lernte Singen und Saiten schlagen,
Minniger Sänger Künste viel.
Unter meinem Fenster baute
Ihr Nest einst eine Nachtigall,
Die lehrte mich manch Madrigal
Singen auf meine Traute.
An meiner Seite träumt ich Dich
Sehnend in langen Stunden —
Da hab ich, eh die Nacht verwich,
Manch Tagelied erfunden.
Die Nacht verwich, nun lacht der Tag,
Ich halte die Traute wieder,
Und meines Herzens Harfenschlag
Stimmt an das Lied der Lieder:
Ich liebte Dich, ich liebe Dich,
Dich werd ich ewig lieben!
Schau mir ins Auge, Lieb, und sprich:
Bist Du mir treu verblieben?

Renata (das Ross weinend umhalsend).

Herr Gott verbirg Dein Angesicht!
So wildes Weh ertrag ich nicht!
Ach, ich unseligste der Frauen!
Dir Rösslein will ich's anvertrauen:

Er soll sich erbarmen und mich nicht fragen —
Dir will ich heimlich in's Ohr es sagen,
Dass ich so gut, so gut ihm bin!
(Küsst das Ross.)
Nimmer treulos ward ihm mein Sinn.
Einsam, in grausamer Herzensnot
Ersehnt ich mir einzig erlösenden Tod.
Hätt er nur einmal mir Kunde gegeben,
Dein lieber Herr, dass er am Leben
Und dass er mein in Treuen denkt,
Nimmer hätt ich Gehör geschenkt
Des Vaters Bitten und hartem Drohn.
Wär lieber aus der Stadt geflohn,
Bettelnd gewandert von Land zu Land,
Bis ich den Liebsten wiederfand.

Heinz.
Was muss ich hören? O der Qual!

Renata.
Bin Wilken Rodes Ehgemahl.

Heinz.
Herr des Himmels, so ist es wahr?!
Du konntest nicht warten sieben Jahr?
Ich eitler Fant, ich blöder Thor,
Der ich so Lieb wie Treu verlor
An Eine, die wie Rohr zerbricht . . . .

Renata.
O Heinz, Du weisst nicht, was Du sprichst!

Heinz.
Ach Weib, ich seh Dich vor mir stehn
Gleich einer Göttin anzusehn!
Dein Aug von Thränen überquillt —
Erhöre mich Du Engelsbild:
Entflieh aus Pein und Ungemach,
Aus liebeleerer Ehe Schmach,
Entflieh mit mir auf mein Geschloss —
Uns Beide trägt mein gutes Ross.
Wo willtu hin?

Renata
(ergreift das Ross am Zügel und schickt sich an, es nach links vorn abzuführen).
Euch nicht mehr hören!
Heinz, glaubt Du, so mich zu bethören?
So mit mir Armen Dein Spiel zu treiben!
Will elend, aber ehrbar bleiben.

Heinz.
Oh bleib! Was solls?

Renata.
Dein Ross versorgen.
Ich pflege sein und Dein bis morgen
In meines Vaters Hof und Haus.
(Ab mit dem Ross links vor dem Hause.)

Heinz.
Weh mir, so ging mein Träumen aus!
(Ihr nach, ab.)

Musik und Volksgeschrei sind während der letzten Worte bereits lauter geworden. Durch die Spandowerstrasse wälzt sich nun der Jahrmarktszug herauf. Vorweg einige Knaben mit Querpfeifen und Handtrommeln, auf Giesskannen blasend und mit Topfdeckeln Becken schlagend. Dahinter ein Kinderchor, kleine Mädchen mit Feldblumenkränzen im Haar, Knaben mit bunt bebänderten Stäben. Dann ein orientalisch aufgeputzter Mann mit einem Kameel und einem Affen. Verschiedene buntscheckig herausgeputzte Gaukler. Ein Possenreisser, ein Reliquienverkäufer, Hausirer pp. Um sie herum und hinterdrein allerlei Volk, meist niederen Standes, darunter Ronneboom, Stroband, Petrejakob, Prisck, Schneider Hasse, dessen Frau, zwei andere Bürgerfrauen und der Schusterjunge:

Kinderchor
(noch hinter der Szene, nach einer lustigen Marschmelodie zu Begleitung der Querpfeifen u. s. w. die Spandowerstrasse herauf und um den Platz marschirend:

Eia, heia, Lenz ist da!
Blümeken die gälen,
Hahnenpoot und Löwenzahn
Dürfen itz nich fehlen.
Weiden schneiden wir am Bach
Eene ganze Kiepe,
Kloppen uns de Pelle los —
Giebt ne feine Fiepe!
Fiepe, Piepe, tütürü —
Giebt ne feine Piepe!

Eia, heia, Lenz ist da!
Häseken am Raine
Legen Eier roth und blau —
Die blauen die sind meine.
Die rothen kriegt der dumme Hans,
Die Mandel kost'n Heller —
Die trägt die Katze up den Schwanz,
Braucht dazu keen Teller.
Miezekatze freet se up,
Braucht dazu keen Teller.

Ronneboom
(ein stattlicher, älterer Handwerksmeister).
Kinder hört uf mit Euer Gequarre,
Da rasselt schon Eener mit de Knarre.

Kameelführer
(führt sein Thier in die Mitte des Vordergrundes. Kinder und Volk gruppiren sich drum herum).

Ihr lieben Leut, kommt eilend geloffen,
Das grosse Kameel ist eingetroffen!
Hab gerades Wegs aus dem heiligen Land
Mich nach Berlin und Köln gewandt,
Damit hier lerne jedes Kind
Wie die Kameele beschaffen sind.

Schneider Hasse.

Gevatter Stroband, det glob ick nie —
Det giebt' doch nirgendwo, so'n Vieh!

Stroband (streicht ihm den Buckel).

Nu, eenen Buckel trägt mancher Mann —
Wie käm't unsen Herrgott uf zweee an?

Eine Bürgersfrau
(ihren kleinen Knaben vorführend).

Kann da mein Karle mal druf reiten?

Kameelführer.

Wenn Ihr drei Heller mögt bestreiten.

Während des Folgenden wird der Kameelführer mit der Frau handelseinig und setzt den Knaben auf das Kameel.

Reliquienverkäufer
(bei einer andern Gruppe).

Ihr Leut bedenkt Euer Seelenheil,
Kräftigen Zauber halt ich feil:
Hier sind Splitter vom Kreuze des Herrn —
Mein — die behielt ich selber gern!
Schützen wider das höllische Feuer.
Kauft ihr Sünder!

2. Bürgerfrau (altes Weiblein).

Die sind wohl theuer?
(Reden leise weiter.)

Kameelführer.

Hier seht ihr Leut den geschwänzten Affen,
Den der Satan dem Herrgott zum Spott erschaffen
Dieweil der Herr im Paradies
Nach seinem Bilde uns werden liess.
(Er setzt den Affen auf das Kameel.)

Schusterjunge
(zu dem Knaben, der auf dem Kameel reitet):

Komm runter, Karle, sonst weess gewiss
Mancher nich, wer nu der Affe is.

Gelächter im Volk. Der Knabe auf dem Kameel schreit und wird heruntergenommen. Kameelführer mit seinen Thieren während der folgenden Scene ab. Vor der Schenke zum „Roland" hat man inzwischen ein Fass aufgestellt, auf welches ein Possenreisser hinaufsteigt. Er ist in eine weite, schwarze Mönchskutte gehüllt, trägt auf dem Kopf eine spitze Magiermütze. Läutet mit einer grossen Kuhglocke.

Possenreisser.

Pax vobiscum! Freden im Lande!
Verdoet häwt jü't nich, jü Schwofelbande!

Ronneboom.

Holla! ick globe, der Pfaffe will schimpfen.

Stroband.

Wat? friedliche Bürger verunglimpfen?

Petrejakob
(bresthafter Alter mit Stock und Krücke).

Komm runter, Schwarzer, von Deinem Fass!
Droht mit dem Stock.)

Zweite Bürgerfrau.

Nee lass man, Petrejakob, lass.

Ein grösserer Haufe sammelt sich um den Possenreisser.

Possenreisser.

Jü Karpenfräter un Strüsandpötter,
Jü ganz miserablichten Hundsfötter,
Jü Wief un Mansen vun Köln un Berlin —
Weet jü, warum ick daherkamen bin?

Schusterjunge.

Ick gloobe, der wollte mal Kloppe kriegen!

Stroband.

Kannt gleich wieder zum Thor rausfliegen.

Possenreisser.

In'n römischen Rike weit und breit
Kennt man jire Gottlosigkeit.
Un weet, dat den Düwel sin Höllenbraten
An de Spree besonders gaud gerathen.
Nu, Kinnings, häw ick bi mi dakt,
Wo man dat Ding am schläusten makt,
Dat man de Berliner vun'n höllischen Füer
Erlösen dheit — un mich tau düer!
De Pabst to Rome, dat weet jü all,
Dheit' nich för'n Schilling in solken Fall,
Un goar iorst Bischop und Erzbischop,
De kreegen juch anners glik bi'n Kopp.
Ick bün de billige Heelverkünner —
Immer ran, immer ran, jü armen Sünner!
Een Schilling lat' in de Büchs hier droppen,
Dunn war ick den Düwel den Raken stoppen. —

Erste Bürgersfrau.

Wat meenste Gevatterin?

Zweite Bürgersfrau.

Nu man zu.

Petrejakob.
Denn hat de liebe Seele Ruh.
Die drei Letztgenannten und etliche Andere lassen kleine Münzen in die Büchse fallen, die auf dem Fass aufgestellt ist.

Ronneboom.
Nee wisst Ihr Leute, Ihr seid zu dumm,
Lasst Euch fangen mit so'n Brimborium.

Possenreisser.
Bün Nekromant und Schiromant,
Ick vertell juch ut de Hand,
Woans mit de Tokunft is bewandt.
Bin Philosauf und Astrolog,
Dat Horoskop stall ick juch ook — —
Wat, darut wart jü no nich klog?
Awerst wat helpt mi all min Snacken,
Kann ick juch dat nich dütlich maken,
Wat für Wetenschapt un Gewunst,
Juch vermeddelt min swarte Kunst.
Nu kümmt man 'n bäten dichting ran,
Dat ick juch himlik vertellen kann,
Wat in'n Starnen ick schräwen fand,
Vun jiren Brannenburger Land.
Nu seggt mi, Lüd, is dat nich woahr,
Dat an de fifuntwintig Joahr,
Met Stadt un Land nix is, nix ward,
As ob de höllische Fiend juch narrt?
De Kaiser wier in'n Babst sin Bann,
De Fürsten geihn juch goarnix an,
De sitten buten farn im Rik.
Und denen is dat all ganz glik,
Ob Pfaffenunbill, ob Ritterschrecken,
Juch dat Hemd öwern Kopp wegtrecken.
Jü häwt de schwere Not in'n Magen.

Ronneboom.
Dat braucht Ihr uns nich erst zu sagen.

Stroband.
Gevatter Ronneboom seid man still,
Der Mann uns de Zukunft künden will.

Possenreisser.
Nu seggt mi mal, jü Gauden un Frommen,
Woans het dat Unheel sin Usgang genommen?

Ronneboom (seufzend).
Mit Waldemar unserm theuern Herrn,
Verloren Wir Märker Glück und Stern.

Petrejakob (schmerzlich ausbrechend).
Ja woll, dat is nu mal so wahr....

Possenreisser (flüsternd).
Hei is nich dot, uns' Waldemar!
Hei läwt, hei kümmt, hei is schon nah,
Keen vörtein Dag, dunn is hei da!
Fernes Glockengeläut hebt an.

Stroband.
Der Markgraf Waldemar is nich dot?

Volk (durcheinander).
Der Markgraf lebt? — Ihr hört'. — Die Not
Is aus. — Nee sagt.... Gelobt sei Gott!

Ronneboom.
Er treibt mit Eurem Glauben Spott,
Der freche Gaukler und Possentreiber,
Hält uns für Kinder und alte Weiber,
Will uns Honig in's Maul reinschmieren.

Stroband (drohend).
Lassen uns nich übern Löffel balbieren!

Possenreisser.
Jü wöllt nich glöwen un nich betahlen?
Dunn sall juch all de Düwel holen!
Er zieht seine Kutte rasch über den Kopf, steht in scheusslicher Teufelsmaske mit Schwanz und Hörnern da, springt vom Fass herunter und packt den Schneider Hasse beim Kragen. Das Volk stiebt schreiend und lachend auseinander.

Schneider Hasse.
Jesus Maria! (hält sich an den Röcken seiner Frau, die gerade vor ihm steht, fest).

1. Bürgersfrau.
Los meen' Rock!

Prisek (läuft schreiend davon).
Hej! boze pomóz mnie Czarnebog!

Frau Hasse
(hat sich mit den Ellbogen Bahn gebrochen und packt den Teufel beim Kragen).
Wat Satan, Du wilt meenen Mann Dir holen?

Schusterjunge.
Die kann'n sich schon alleene versohlen!

Frau Hasse
(den fliehenden Teufel mit Schlägen verfolgend).
Die Pest in dine verklamten Gelenker,
Du Affenschwanz, Du schweflichter Stänker!
Mit Gelächter und Gejohle drängt das Volk nach dem Hintergrunde zu. Auf der Gallerie des Thurmes an der Spree sind Trompeter erschienen, welche eine schmetternde Fanfare blasen. Aus der Spandowerstrasse sieht man einige Stadtknechte, gefolgt von einem Haufen Bürger, kommen, unter welchen Wedigen, Doller und Jüterbok.

Ein Stadtknecht
(das Volk mit der Hellebarde zur Seite drängend).
Platz da, Gesindel, lasst Eure Faxen!

Wedigen.

Der Erzbischof kommt.

Jüterbok.

Und der Herzog von Sachsen.

Ronneboom.

Ick denke, der Bayer is Herr im Land.

Doller (ihm auf die Schulter klopfend).

Der Sachse hat auch ene offene Haud —
Lässt den Stadtsäckel gerne bluten.

Zweite Bürgersfrau (zu Petrejakob).

Nu horch blos, wie se vom Thurme tuten!

Stroband.

Der Landeshauptmann sprengt vornein.

Hans von Lochen, der Landeshauptmann zu Pferde, die Brandenburgische Standarte tragend. Waffenrock über der Rüstung, sprengt, aus der Spandowerstrasse kommend, in die Gasse hinein, welche die Stadtknechte inzwischen durch den Haufen hindurch frei gemacht haben.

v. Lochen.

Wollt ihr Flegel gleich Vivat schrein!

Volk.

Vivat! Hurrido! Heiljo! Hoch!

In festlichem Zuge erscheinen jetzt die Spandowerstrasse heraufkommend der Herzog Rudolf von Sachsen, ihm zur Seite der Erzbischof Theoderich von Magdeburg zu Pferde, mit glänzendem Gefolge von Rittern, Geistlichen, Knappen, Pagen und Hofbeamten, unter letzteren der Geheimschreiber Zabel. Ein Theil der Ritter ist gleichfalls zu Pferde, sitzt jedoch ab, sobald die Spitze des Zuges, einen Halbkreis beschreibend, den Vordergrund erreicht hat. Die Pferde werden hinten links abgeführt, so dass im weitern Verlauf der Scene nur noch der Herzog, der Erzbischof und der Landeshauptmann beritten sind. Es folgen der Bürgermeister und die Ratsherrn, darunter Thyle von Brügge und Wilke Rode. Vornehmere Bürger und Bürgersfrauen, geputzte junge Mädchen, ein Zug Kalandsbrüder (arme Priester in schwarzen Kutten), zum Schluss Volk. In Bogen die Bühne umziehend, hält die Spitze des Zuges links vorn. Von Lochen in der Mitte der Bühne. Die Ritter und das sonstige Gefolge nehmen die linke Seite, Rat und Volk die rechte Seite der Bühne ein. Auf die Treppe des Rodeschen Hauses treten Wedigen, Doller, Ronneboom, Petrejakob u. A. An den Fenstern der übrigen Hauser werden Köpfe sichtbar. Im ersten Stock des Bruggeschen Hauses schaut Renata heraus, auch Heinz Wildenbruch wird von Zeit zu Zeit sichtbar.

Bürgermeister

(ehrwürdiger Greis, tritt vor und verneigt sich gegen den Herzog und den Erzbischof).

Hochwürdigste und grossgünstigste Herrn,
Johannes Wieprecht heisst Euch gern
Willkommen in Köln und in Berlin.
Da nun die alte Schuld verziehn,
Blutgeld und Auflag ward entrichtet,
Böser Unthat Gedächtniss vernichtet,
Das Kreuz mit dem ewigen Licht am Ort
Gesetzet, wo einst geschah der Mord,
In gleichem, nach dem Beding genau
Im Dome zu unserer lieben Frau
Der Altar errichtet, der Bann gehoben,
So lasst beim Herrn im Himmel droben,
Uns wieder in Gnaden empfangen sein.
Wollt uns, o Herr, Euren Segen verleihn.

Die Herren vom Rat und das Volk knien nieder und entblössen die Häupter.

Erzbischof

(hagerer, strengblickender Mann. Unter dem kirchlichen Obergewand schauen Beinschienen hervor).

Dieweil Ihr demütigen Sinn bezeugt
Und Euch vor Gottes Zorn gebeugt,
Soll nun die Kirche sich zu Euch wenden
Und ihre Gnadenmittel spenden.

(Er erhebt sich im Bügel und schlägt drei mal das Kreuz über das Volk.)

In nomine patris, filii et spiritus sancti.
Nun stehet auf von Sünden rein.

v. Lochen

(mit der Standarte gegen den Thurm winkend).

Drommeter und Pauker fallet ein.

Trompetenfanfaren und Pauken vom Thurm, Glockengeläute von Fern und Nah. Das Volk erhebt sich, umdrängt den Erzbischof und sucht ihm die Hände zu küssen.

Herzog Rudolf

(unförmlich dicker, jovialer Herr in den Fünfzigern, trägt mit Pelz verbramten Scharlachmantel, grünweisse Federn auf dem Baret. Er sächselt stark. Flüstert von hinten dem Erzbischof zu:)

Hochwürdigster, is das nu ausgestanden?
Mir ist ein höllischer Durscht vorhanden.
Wie lange soll ich noch trocken sitzen
Und wie so ä Bär im Bälze schwitzen?

Erzbischof (unwillig die Stirn runzelnd).

Dem Volk zu verkündigen erst geruht.

Herzog Rudolf (mit einem Seufzer).

Herr Ritter von Lochen, seid so gut.

von Lochen.

Ihr Bürger von Berlin und Köln:
Wichtige Zeitung zu bestelln
Ward, als Euerm Landeshauptmann hier,
Von Herzog Rudolf geheissen mir.
Kaiser Ludwig, der schlimme Mann,
Den der Papst gethan in Bann
Weil er Margarethen, Maultasch genannt,
Getrennt rechtmässiger Ehe Band

Aus eigner Macht und dem Papst zum Hohn
Sie vermählet dem eigenen Sohn,
Dem Herzog Ludwig, dass der gewinne
Das Land Tirol durch unheilige Minne —
Kaiser Ludwig starb, der Krone ledig —
Gott sei seiner armen Seele gnädig.

Volksgemurmel.

Petrejakob.
Der Kaiser starb im Sündenwahn?

Ronneboom.
Uns hat er nie nischt Böset gethan.

von Lochen.
Karl von Böhmen, der vierte zugleich,
Regiert als römischer Kaiser im Reich.
An Herzog Ludwigs des Bayern statt
Er den Herzog von Sachsen bestellet hat,
Um unsere Brandenburger Mark
Zu schützen und schirmen treu und stark.

Ronneboom.
Nu wieder der Sachse?

Doller.
Is einerlei —
Giebt doch keen Ende der Zankerei.

Erzbischof.
Der alten Eide sprech ich Euch los.
Ihr schuldet Treue dem Herzog blos.

Herzog Rudolf (reitet einige Schritte vor).
Hem! Ich wär' Euch ämal was sagen:
Ich meine, wir könnten uns gut vertragen.
Ich geb Euch mein ferschtliches Wort zum Pfand,
Ich schaff Euch Frieden in Stadt und Land.
Gott straf mich, wenn ich Eure Rechte
Und Brivilegien nich verfechte,
Münzrecht etcädera, was sie seind,
Wider innern und äussern Feind.
Am liebsten in Frieden, wenn's sein kann —
Kotz Dunner! ich bin ä gemietlicher Mann.
Müsst nur nich wieder muckschen und bocken. —
Herrjemersch, is mir die Kehle trocken!

Bürgermeister.
Dank Herr für Euer gnädig Wort!

Zwei Jungfrauen mit gefüllten silbernen Pokalen in der Hand treten hinter den Ratsherrn aus dem Volk hervor.

Herzog Rudolf.
Herr Bürgermeister, was seh ich dort?
Zwei holde Jungfrauen züchtiglich —
Ist wohl ein Willkummentrunk für mich?

Bürgermeister (die Mädchen heranwinkend).
Beliebts Euer Gnaden, Muskateller —
Das Beste aus des Rathes Keller!

Herzog Rudolf
(nimmt einem der Mädchen den Pokal ab, wobei ein wenig verschüttet wird).
Hopsa! Schön Dank! (Trinkt auf einen Zug aus).
Das schmeckt — potz daus!
(Bemerkt, dass der Erzbischof seinen Pockal, an dem er nur genippt hat, zurückgiebt.)
Herr Erzbischof, lehrt Ihr den Kelch nicht aus?
Ein Christenmensch darf solchermassen
Die Gottesgabe nicht umkommen lassen.
(Nimmt dem Mädchen den zweiten Becher ab.)
Der weltlichen Herrschaft das mehrschte Teil —
Berliner und Kölner Euch zum Heil!
(Trinkt wieder auf einen Zug aus und giebt den Pokal zurück.)

Der Erzbischof steigt, von Pagen unterstützt, vom Pferde.

von Lochen.
Drommeter und Pauker fallet ein!
(Tusch vom Turm.)
Wollt ihr Flegel wohl Vivat schrein!
(Sitzt ab.)

Volk (mit Gelächter untermischt).
Vivat Rudolfus! heiljo! Hoch!

Herzog Rudolf.
Nu wär'n mer wieder frisch und munter —
Wer hilft mir jetzt vom Gaule runter?

Einige Ritter und Knappen springen zu und helfen dem dicken Herzog beim Absteigen. Er wälzt sich schwerfällig vom Pferde herunter und verschwindet dann in der Gruppe von Rittern und Rathsherrn in der Mitte der Bühne. Unterdrücktes Gelächter im Volk.

Doller (zu Wedingen).
Pardauz! die sächsische Gnadensonne
Wälzt sich vom Ross wie so ne Tonne.

Wedingen.
Nu giebt't gut Regiment in't Haus:
Der regiert sein Land vom Spundloch aus.

Er und die anderen auf der Rodeschen Haustreppe befindlichen Leute kommen herunter und treten zu den Gruppen an der Seite rechts, so dass die Vorderbühne frei wird.

Erzbischof (ganz vorn, winkt Zabel heran).
Ich sage, das Volk gefällt mir nicht:
Zieht dem Herzog ein widrig Gesicht.

Zabel
(verschlagenes Intrigantengesicht, glatt rasirt, schwarz gekleidet).
Der Herr beliebt, sein Spässchen zu machen.

Erzbischof.
Nein Zabel, wenn sie des Fürsten lachen,
So werden sie sich auch fürder erdreisten,
Nicht Kirche noch Kaiser Gehorsam leisten.
Wie steht mein Plan?

Zabel (heimlich).
Gut angezettelt:
Ein entwichener Mönch, der durch's Land
sich bettelt
Mit mancherlei Possen und Gaukelspiel,
Mir zum Glück in die Hände fiel.
Der Mann hierher zu Markte zog
Als Chiromant und Astrolog,
That dem Pöbel sein Weisthun kund,
Dass Markgraf Waldemar auferstund
Das Saamenkorn ist gut aufgehoben.

Erzbischof
(klopft ihm mit gnädigem Lächeln auf die Schulter).
Die Erndte mag der Sämann loben.
Und Jakob Rehbock?

Zabel.
Lernt seinen Part
So gut, dass er bald Klügere narrt
Als nur dies Volk. Fehlt wenig dran
Glaubt an sich selber der frumbe Mann.
Die mittlere Gruppe um den Herzog öffnet sich, so dass man diesen, sowie die Ratmänner wieder sieht. Der Erzbischof tritt wieder zum Herzog, Zabel rasch einige Schritte rechts zur Seite.

Bürgermeister.
Beliebts den Herrn, im Rathaussaal
Richten wir Euch ein festlich Mahl.

Rode
(aus der Ratsgruppe hervortretend, mit tiefer Verbeugung).
Vorerst doch mag es Euch ergetzen
Eure edlen Glieder im Bade zu netzen.
Mit Seifen und duftigen Spezerein
Sollt Ihr artlich bedienet sein.

Herzog Rudolf.
Ä warmes Bad, än leckeren Schmaus
Schlägt ä Weiser mit nichten aus.
So kommt Ihr Herrn. - - Ich hoffe frei,
Eure schönen Frauen sind auch dabei?
(Plaudert leutselig mit den Ehrenjungfrauen.)

Zabel (macht sich an Rode heran, leise).
Beim baden meint der gnädige Herr.

Rode (unterwürfig kichernd).
Herr Schreiber, dat wär zu viel der Ehr.
Die beiden treten im Gespräch etwas weiter nach vorn.

Zabel.
Bin weit im Reich herumgekommen,
Ward überall also aufgenommen.
Hoff, dass es hier artige Jungfern giebt.

Rode.
Wenn't dem Herrn Schreiber so beliebt.
(Reden leise weiter.)

Heinz Wildenbruch
(am Fenster zu Renata).
Mein Seel, das muss der Zabel sein,
Dem schlug ich einst drei Zähne ein.
Ein böser Gesell, ein verschlagener Kopf,
Hatt' immer die Nase in anderer Topf.
Sitzt nun so nah an Bischofs Stuhle!
Ging mit ihm in die Klosterschule.
Hat Exercitia von mir abgeschrieben —
Beim Abschreiben ist der wohl auch ver-
blieben.

Renata.
Wollt Euch nicht so am Fenster zeigen.
(Heinz verschwindet.)

Rode (zu Zabel).
Wollt Euer Ohr mir günstig neigen:
Wennt etwa bei Hofe an Tuch gebricht
Besseres find't Ihr nirgend nicht
Als Wilke Rode wirkt und schafft —
Ist wohlfeil, fein und dauerhaft.
(Verlieren sich in der Mittelgruppe.)

Herzog Rudolf.
Ihr Leut und lieben Herrn vom Rat,
Dieweil ich mich ergetz' im Bad
Lasst Euer Fest- und Lustbarkeiten
Keinerlei Unterbrechung leiden.
Hoff Euch mit Euren schönen Frauen
Hernachen noch beim Danz zu schauen.
Bewegung unter dem Gefolge links im Hintergrunde. Aus einer der kleinen Gassen kommt ein alter Jude, ehrwürdiger Greis in zerfetztem Gewande, Asche aufs Haupt gestreut, mit seinem Enkel, einem etwa 10 jährigen, elend aussehenden Knaben, drängt sich durch den Haufen und wirft sich dem Herzog zu Füssen.

Jude.
Graussmächtiger Herzog! Waih geschrien
Über de gottlose Stadt Berlin!

Volk.
Hep, hep, ein Jud! Stadtknecht fasst!

Herzog Rudolf.

Dass Ihr den Mann mir in Frieden lasst!
Was willtu Alter? sprich frei heraus!

Jude (mit bebender Stimme).

Waih, goldiger Ferscht, die Not is grauss!
Unschuldig Blut ssum Himmel schreit —
Ich bin der letzte von unsere Lait!
Meine ganze Meschpoke — Gott über de Welt —!
Haben se vor Gericht gestellt.
Auf falschen Eid is Urtheil ergangen,
Gespiesst, gerädert, gebraten, gehangen,
Gesteinigt und gor lebendig begraben . . .

Stimmen aus dem Volk.

Weil se de Brunnen vergiftet haben!

Petrejakob.

Zogen den schwarzen Dot herbei
Durch satanische Zauberei.

Zweite Bürgerfrau.

Mit Hostienblut und Igelspucke!

Jude (fährt sich verzweifelnd ins Haar).

Gott Gerechter! Was seid Er meschugge!
Nennt' ich so kostbare Kinste meine,
Ich ssaubert' Euch alle ssu Esel und Schweine!

Volk (bricht in Wuthgeheul aus).

Jude (schreiend).

Wären wir Ssaub'rer und Hexenmeister
Bannten wir doch Eure beesen Geister!
Denkt Ihr, wir blieben ruhig sitzen
Lasst Ihr in siedendes Oel uns schwitzen?
(Rutscht auf den Knieen zum Herzog, küsst den Saum seines Gewandes.)
Graussmächtiger Ferscht! Du werscht Dich bedenken,
Du werscht Deinen mächtigen Schutz uns schenken.
Haben wer doch verbriefte Rechte
Als Euer Herrlichkeit Kammerknechte.
Ich und mein lichtiges Enkelkind
Einzig der Hetze entgangen sind.
Schmulche, Du sollt vor dem Herren knieen.
(Zieht das Kind neben sich nieder, welches weinend mit der Stirn den Boden berührt. Indem er auf sich und den Knaben deutet, in heftiges Schluchzen ausbrechend:)
De ganze Jüdenschaft von Berlin!

Unwilliges Gemurmel im Volk. Einige wenige jedoch, besonders unter dem Gefolge sind sichtlich ergriffen.

Herzog Rudolf
(indem er dem Juden die Hand reicht und ihm beim Aufstehen hilft).

Hans von Lochen, mit Eurem Kopf
Haftet Ihr mir für den armen Tropf.
Ein Ferscht muss für die Juden sorgen —
Wer thät sonst Unser Einem borgen?

Volk (murmelnd).

Dat passt uns nich, dat soll nich sein.
Der lässt de Juden wieder rein.

von Lochen (die Standarte schwenkend).

Drommeter und Pauker fallet ein!
Ihr Flegel, wollt Ihr wohl Vivat schrein!

Herzog, Erzbischof mit Gefolge, Ratmänner, der Jude mit seinem Enkel dazwischen, und ein Theil des Volks ziehen nach dem Hintergrunde, über die Brücke, nach dem Bürgermeisterhaus und durch die verschiedenen Gassen ab. Das Volk schreit nicht Vivat, sondern murrt, lacht und stösst unartikulirte Drohungen aus. Die Trompeter verlassen die Thurmgalerie, eine andere Musikbande, Holzbläser und Lautenschläger stellen sich vor der Schenke auf. Junge Bürger, Söhne und Töchter bleiben zurück. Es bilden sich Paare, die während des Folgenden zum Tanz antreten, ebenso auch Kinder. Einige wenige andere Bürger zuschauend im Hintergrunde. Zabel ist auch zurückgeblieben und treibt sich vor der Schenke herum. Rode und Thyle von Brügge gehn auf ihre Häuser zu.

Brügge.

Sag Wilke, mein Kind, Dein Ehgemahl,
Begleitet Dich doch zum Rathaussaal?
Liess sich am Fenster gar nicht sehn.

Rode.

Der Henker mag Euer Kind verstehn!
Mault wieder ohn Ursach.
(Bemerkt Renata am Fenster des Brüggeschen Hauses.)
I den Daus —
Da guckt ja die Schöne zum Fenster raus!

Brügge.

Renata, Kind, was schafft Du dort?

Renata.

Herr Vater, ich bitt Euch auf ein Wort.
(Verschwindet.)

Rode (achselzuckend).

Glaubt Ihr nur ihren Mordgeschichten.
Ach wat, ich geh mich zum Feste richten.
(Ab in sein Haus.)

Brügge
(schaut Rode kopfschüttelnd nach, betritt dann rasch sein Haus.)

Die Musik hat inzwischen bereits zu spielen angefangen. Die Paare haben sich zum Reigen auf

dem Rasenplatz in der Mitte der Bühne geordnet. Die Dämmerung bricht rasch herein. Sterne flammen nach und nach auf. Hinter einigen Fenstern wird es hell. Etwas später werden vor der Schenke Laternen angezündet. Der alte Pförtner kommt aus dem Brüggeschen Hause und befestigt am Vorbau eine brennende Wachsfackel.

Chor der Mädchen und Jünglinge.

(Wechselgesang zum Reigentanz.)

Hahei! nun geht ein neues Lied
Froh aus jedem Munde.
Isegrauer Winter flieht,
Blauveiglein stehn im Grunde.
Stehn am Grund im grünen Gras
Mit heimelichem Prangen.
Liebste(r) Buhle saht Du das
Wie Du vorbei gegangen?
Ich sah nicht die Blauveigelein,
Ich sah nicht wo ich ging —
Da droben auf dem Zweigelein
Da sang ein loser Fink.
Fink, pink zükütt, twitwit:
:,: Bring doch Dein Buhle'(n) mit. :,:

Der Kinderchor rechts vorn ahmt mit komischer Würde den Tanz der Erwachsenen nach und singt den Kehrreim mit.

Chor.

Hahei! nun geht ein neues Lied.
Tanzet in die Runde
Wer mich mit meinem(r) Buhle(n) sieht
Wohl lacht mit Aug und Munde.
Drunt am Bach im grünen Gras,
Dort wo die Weiden ragen —
Wissen denn die Leute das,
Was sich dort zugetragen?
Ich sah nicht die Blauveigelein,
Ich sah nicht wo ich ging —
Ein Fink sang auf dem Zweigelein
Wo ich mein Lieb' umfing.
Fink, pink, trallallera!
:,: Wie wohl mir da geschah. :,:

Kinderchor wiederholt.

Zabel

(hat unterdessen mit lüsternen Blicken die Tanzenden umschlichen und ist ganz in den Vordergrund gekommen. Während der Gesang noch fortdauert:)

Blitz, die allerliebsten Mädel!
Wippt und dreht sich wie ein Rädel.
Könnt ich mir nur eine haschen —
Hätt sie balde in der Taschen!
Mein Zabel wohl die Kunst versteht —
Hat doch schon andern den Kopf verdreht!

(Er wiegt sich in den Hüften und singt den letzten Kehrreim mit.)

Fink pink, trallallera!
:,: Wie wohl mir da geschah. :,:

Die Vesperglocke läutet. Die Mädchen und Kinder fallen auf die Kniee, die jungen Männer ziehen ihre Kopfbedeckung ab. Alle beten leise murmelnd das Ave Maria.

Gebet.

Gegrüsset seist Du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir, Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes, Jesus Christus. Heilige Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen.

(Renata ist bei dem ersten Glockenzeichen aus dem Brüggeschen Hause getreten und schreitet, gleichfalls leise vor sich hinbetend, quer über die Bühne nach dem Rodeschen Hause zu.)

Zabel.

Hui, die könnte mir wohl gefallen!

(Geht dicht hinter Renaten her und flüstert rasch auf sie ein:)

Fraue! Ihr seid die Schönste von Allen!
Bei meinem Eid und Ritterwort,
Es giebt kein herrlicher Weib am Ort —
Was sag ich? — selbst im wälschen Land
Ich keine also hold erfand.

Renata (unwillig zur Seite tretend).

Ihr habt Euer Buhle schlecht erwählt,
Mein kecker Herr — ich bin vermählt.

Zabel

(dringender, sucht ihre Hand zu fassen).

Vermählt? Was thut's? Ein leidiger Brauch!
Man dreht dem Herrn eine Nase auch.
Heimliche Minne lieblich mundet!
Ihr habt mein Herz so hart verwundet —
Kann Eurem Zauber nicht entrinnen.
Mögt leicht Absolution gewinnen,
Wenn Ihr fürchtet die leichte Schuld —
Steh bei dem Bischof in grosser Huld.
Was wollt Ihr Euch noch länger bedenken?
Will Euch ein stattlich Verehrung schenken.
Ein köstlich Bad steht mir bereit —
So schaff Du mir die Seligkeit!

(Er ist ihr bis auf die Stufen nachgefolgt und sucht sie bei diesen letzten Worten von hinten zu umfassen.)

Renata

(stösst ihn vor die Brust, so dass er die Treppe hinunter taumelt):

Hinab mit Dir! — Ergreift den Wicht!
Führet ihn vor des Rats Gericht.

(Klopft heftig mit dem eisernen Thürklopfer.)

Helft! Wilke Rode, seid Ihr da?
Eurem Weibe Schand und Schmach geschah!

Die tanzenden Paare, Kinder, Volk sind schon während des Gebets auf den Vorgang aufmerksam geworden und nach Aufhören des Abendläutens neugierig nach vorn gekommen. Bei Renatens Aufschrei ergreifen die Kinder erschrocken die Flucht, die Männer kommen näher heran und bilden einen Halbkreis um das Rodesche Haus, so dass Zabel nicht entfliehen kann. Während des Folgenden tritt auch Thyle von Brügge aus seinem Hause und bleibt lauschend auf der Treppe stehen.

Volk.

Um Gott, was ist geschehen? So sprecht!

Zabel (knirschend, zu Renata):

Ihr schweigt!

Rode

(tritt aus der Thür, bleibt mit ängstlicher Geberde oben stehen.)

Renata.

(zum Volk, auf Zabel deutend):

Der Gauch hat sich erfrecht . .

Rode (flüstert ihr zu):

Bistu bei Sinnen Weib?

Renata:

Ha gut!
Nun geb ich mich in Eure Hut,
Bitt Euch, dass Ihr mir Beistand leistet.
Der geile Wicht hat sich erdreistet
Auf Eures eignen Hauses Schwellen
Schändlichen Antrag mir zu stellen!
Bist Du ein Mann, so schlag ihn nieder!

Rode.

Mir fährt der Schreck in alle Glieder.
Weib, sei doch still — wie geht dat an!
Herr Zabel is en mächtiger Mann —
Dat ick de Fingern mir verbrenne!

Renata.

Pfui Feiger! Wie ich nun Dich kenne!

Brügge (ist weiter vorgekommen):

Was will der Lärm? Was ist Dir Kind?

Renata

(die Treppe hinuntereilend und ihrem Vater um den Hals fliegend):

Vater, wie wart Ihr doch so blind,
Dass Ihr mich dem ins Haus geführt,
Den seines Weibes Schmach nicht schiert.

Heinz

(ist bei ihren letzten Worten rasch aus dem Brüggeschen Hause getreten. Er ist waffenlos, ohne Helm und Rüstung, in einem weissen Obergewande)

Wer ist's, von dem Dir Schmach geschah?

Volk.

Des Bischofs Schreiber. Dieser da!

Heinz

(auf Zabel zutretend, welcher vergeblich gesucht hat die Reihen des Volkes zu durchbrechen.)

Ha Bube, hab ich Dich recht erkannt!
Ist Veit Zabel wieder im Land?
Treff ich Dich wieder auf krummen Wegen?

Zabel.

Wag's nicht an mich die Hand zu legen!
Fürchte des Erzbischofs Richterspruch —
Ich kenne Dich wohl, Heinz Wildenbruch!

Heinz.

Was, Kirchenlicht, drohst Du mir mit dem Bann?
Waffenlos bin ich. Steh Dein Mann!

Er packt ihn, sie ringen eine kurze Weile. Heinz wirft ihn zu Boden. Zabel zieht sein Dolchmesser aus der Scheide und stösst es blitzgeschwind Heinz von unten ins Herz. Er fällt mit einem dumpfen Stöhnen rücklings zu Boden, zuckt ein paarmal auf und stirbt. Renata bricht mit einem lauten Aufschrei zusammen. Zabel benutzt die erste Verwirrung um, mit seinem Dolch durch das Volk sich bahnbrechend, zu entfliehen.

Volk.

Mordjo, mordjo! Setzt ihm nach!

(Ein grosser Theil der Männer verfolgt den Fliehenden durch die Stralauerstrasse.)

Rode

(tritt zu Brügge, auf die Leiche deutend, giftig):

War das ihr Buhle?

Brügge.

Schand und Schmach
Über Dich Elenden! Wehe mir,
Dass ich mein Kind vertraute — Dir!

Rode

(weicht furchtsam vor Brügge zurück bis vor die Leiche.)

Renata (aufblickend, wird ihn gewahr):

Bist Du noch da? Sie rufen Mord.
Das ist Dein Werk. Geh, heb Dich fort!

Rode.

Was rast das Weib?

Brügge.

Ich sage, flieh
Unsauberer Geist und wage nie
Dich wieder meinem Kind zu nahn —
Sonst, Memme, ist's um Dich gethan!

Er geht mit geballten Fäusten auf ihn los. Rode weicht rasch vor ihm zurück und entflieht nach links hinten, von verächtlichem Gemurmel des Volks be-

gleitet. Einige der jungen Mädchen treten näher und wollen Renata von der Leiche wegführen. Renata weist sie sanft zurück, richtet sich halb auf und nimmt Heinzens Haupt in ihren Schoss. Alle stehen stumm ergriffen, die Mädchen weinend.

Renata.

Ein Röslein liess der jache Tod
An Deiner Brust erglühen —
Das ist Dein Herzblut purpurroth —
Das ist ein heisses Blühen.
Mit Weinen will ich Nacht und Tag
Der theuren Blume warten,
Bis mir das Herze brechen mag
In meinem Rosengarten.
Horch, horch! Es läuten in die Rund
Die hellen Totenglocken —
Ich küsse Deinen stummen Mund
Und Deine goldnen Locken.
Zwei Finger tauch ich in Dein Blut
Und schwöre Dir mit Eiden:
Dir war ich so viel gut, so gut —
Uns soll der Tod nicht scheiden!
(Verbirgt weinend ihr Haupt an Heinzens Brust.)

Volksgeschrei (von rechts hinten).

Wir haben den Schurken! Zum Roland-stein!

Die Männer kehren, Zabel in ihrer Mitte führend, durch die Stralauerstrasse zurück. Der Haufe vorn tritt auseinander, sodass man sieht, wie Zabel nach der Rolandssäule hingeschleppt wird.

Ronneboom (vorweg).

Dort soll ihm das Bad gesegnet sein!

Das gesammte Volk.

Mordjo! Haut ihn!

Stroband.

Blut um Blut!

Volk.

Schlagt zu!

Zabel (in Todesangst schreiend).

Ich stehe in des Bischofs Hut!

Von seinem Hause her kommt jetzt der Bürgermeister, begleitet von einigen Ratsherrn, worunter Rode und Doller. Einige Stadtknechte mit Fackeln schaffen ihm Bahn durch das Volksgedränge.

Bürgermeister.

Was will das Volk am Rolandstein!
Hör' durch die Gassen mordjo schrein —
(bemerkt Renata mit der Leiche.)
Hilf Gott! Wer schuf die neue Not?
Wer liegt in seinem Blut dort tot!

Brügge (tritt vor den Bürgermeister).

Um schwere Unthat klag ich an
Veit Zabeln, des Erzbischofs Schreibersmann:
Hat sich zu meinem Kind gesellt,
Unzüchtgen Antrag ihm gestellt.
Heinz Wildenbruch hier, der Schmach zu wehren,
Wollte den Buben Sitte lehren.
Ergriff ihn mit Händen, waffenlos —
Da führte der Schurke den Todesstoss!
Gerecht Gericht ruf ich nun an.

Volk.

Zum Blutgericht mit dem Schreibersmann!

Rode (leise zum Bürgermeister).

O Herr, bewahrt die Stadt vor Schaden,
Er steht bei dem Bischof in hohen Gnaden.

Bürgermeister.

Wie soll ich so schlimmen Handel schlichten?
Mag ihn der Erzbischof selber richten!

Volk (drohend).

Ho! Nee, dat lassen wir nich geschehn!

Stroband.

Wir habens alle mit Augen gesehn.

Ronneboom.

Hat doch der Hund den Blutbann gebrochen.

Erste Bürgersfrau.

Uf offenen Platze Eenen erstochen.

Doller (leise zum Bürgermeister).

Wenn Ihr dem Volk nich den Willen thut
Kehrt sich gegen uns selbst die Wut.

Bürgermeister (zu den Stadtknechten).

Führt den Mörder in sichere Haft.

Murren des Volkes.

Renata

(erhebt sich von der Leiche, leidenschaftlich).

Was steht ihr Männer müssig und gafft!
Seid Ihr so ganz der Ehre bloss,
Dass Euere Söhne waffenlos,
Auf offenen Markt Ihr fallen seht
Von Bubenhand und ratlos steht?
Seid Ihr so ganz und gar entehrt,
Dass Ihr's nicht achtet der Mühe wert
Schimpf und Schmach mit raschen Händen
Von Euren Frauen abzuwenden?
Hei Weibesehr ist wohl beschützt,
Wo Wilke Rode im Rate sitzt!

Herr Wilke Rode, der wackere Mann,
Grossen Ruhm davon gewann,
Dass eines Bischofs Schreiber wert,
Mit seinem Weibe zu baden begehrt!

Hohngelächter des Volks.

Rode (ausser sich, laut).

Herr Bürgermeister, dat Weib is doll!
Befehlet, dass man sie binden soll.
Hilf Himmel, jetzt wird es an mir gerochen,
Dass ihr der Schreiber den Buhlen erstochen,
Den blonden Fant, der ihr Lust erweckt,
Den Herrn Thyle im eigenen Haus versteckt!

Brügge.

Meine harte Faust Dir in's Gesicht
Du Lügenmaul! Du feiger Wicht!

Will auf ihn zu.

Renata (tritt dazwischen).

Du sollt so niederen Amts nicht walten. —
Ein Volksgericht sei hier gehalten.
Was hat der feige Mund verwirkt,
Der eigne Schand in Lügen birgt.
Und Lästrung häuft auf seine Eh'?

Stroband.

Werft doch den Tuchmacher in die Spree!

Renata.

Wie rächt Ihr schnöden Meuchelmord?

Ronneboom.

Wir treffen den Mörder am nämlichen Ort.

Wilder Tumult. Alles ballt sich zu einem Knäuel zusammen. Man hört mehrfach wiederholt die Rufe: „Stadtknechte, helfjo! Mordjo! Racha!“ Man sieht, wie der schreiende Wilke Rode in die Höhe gehoben und nach der Brücke zu geschleppt wird. Das Hauptgedränge um die Rolandsäule, wo Zabel mit Fäusten und Fusstritten totgeschlagen wird. Einige Weiber kreischen im Gedränge. Renata weist zwei Männer an Heinz Wildenbruchs Leiche aufzuheben und auf den Zahltisch vor dem Brüggeschen Hause zu legen Brügge und der alte Pförtner bleiben bei der Leiche. Renata nimmt durch Geberden von ihr Abschied, ergreift dann rasch die Fackel vom Vorbau und eilt damit durch die nächste Seitengasse davon. Gleichzeitig kommen von hinten links der Herzog und der Erzbischof mit ihrem Gefolge, alle noch mit Ankleiden beschäftigt, sodass man sieht, dass sie aus dem Bade aufgeschreckt worden sind. Ritter und Knappen hauen mit Schwertern auf das Volk ein.

von Lochen.

Platz da, Gesindel! Habt wohl Acht —
Wer nicht weicht, wird niedergemacht!

Volk flieht mit Geschrei nach allen Seiten. Man sieht Zabel tot am Rolandstein liegen, das Gesich zu Boden gekehrt.

Herzog Rudolf (ohne Mantel und Hut).

Hör' mordjo durch die Gassen schrein —
Lasst Ihr mir so das Bad gedeihn?
Ihr Luder!

Ein Page (an der Rolandsäule).

Hier liegt Herr Zabel tot!

Herzog Rudolf.

Da haben wir wieder schwere Not!

Das Rathaus beginnt zu brennen. Bald schlagen aus den Fenstern des oberen Stockwerks Flammen. Sturmglocken läuten. Volk rennt aus allen Gassen herbe. und über die lange Brücke. Man sieht während des Folgenden, wie aus der Spree Wasser heraufgezogen, Feuereimer von Hand zu Hand gereicht werden.

Volk.

Feurjo, feurjo! 't Rathaus brennt!
Bürger raus! Nach Wasser rennt!

Zweite Bürgersfrau
(humpelt betend vorüber).

O Du heiliger Florian,
Beschütz mein Haus, zünd andre an!

Erzbischof
(führt den Herzog ganz nach vorn; auf Zabels Leiche deutend).

Der dort liegt, hält reinen Mund. —
Herzog, so thu ich Euch denn kund:
Waldemar, den wir tot gewähnt
Den sich dies Volk so heiss ersehnt,
Ist von den Toten auferstanden,
Weilt allbereits in Euren Landen.

Herzog Rudolf.

Was? Soll der Spuk nun doch gelingen?
Ich trete nicht in Eure Schlingen.

Erzbischof.

Ein Mühlenknapp ist's, aus der Mark,
Ein grauer Kopf, im Glauben stark,
Und was die Hauptsach: auf ein Haar
Gleicht er dem Grafen Waldemar.
Bei Gott! Ihr helft mit gutem Fug
Mir bei so weisem, frommem Trug.
Soll hier im Lande Friede walten,
Und wollt Ihr's Eurem Stamm erhalten,
So seid mir hold und gebt Euch drein.
Könnt anders hier nicht Markgraf sein,
Als wenn Euch Waldemars Testament
Zum rechtmässigen Herrn ernennt.

Herzog Rudolf (seufzend).

In Gottes Namen dann!

von Lochen (kommt von der Brücke hergerannt).
Ihr Herrn zu Ross!
Das Feuer bedreuet Stadt und Schloss.
Ein tolles Weib hat den Brand geschürt,
Den rasenden Pöbel angeführt,
Hat gelacht und ein wildes Lied gesungen
Und ist zuletzt in die Flamme gesprungen.
Fort, fort! Hier seid Ihr nicht sicher mehr,
Rast das wüthende Volk hierher.

Volk (von fern).
Feurjo!

Ritter und Gefolge
(rathlos durcheinanderlaufend).
Helfjo!

Herzog Rudolf
(nach der Spandowerstrasse davoneilend).
Haltet das Maul!
Wer hilft mir auf meinen guten Gaul?

Herzog, Erzbischof und Gefolge in wirrer Flucht durch die Spandowerstrasse ab. Man gewahrt jetzt erst, dass der Bürgermeister, von Wedigen und Doller gestützt, ganz hinten nahe seinem Hause am Boden liegt. Die Flammen schlagen aus dem Dach des Rathauses hoch empor. Ein Funkenregen treibt über die Spree. Die Dächer der Hütten am Ufer fangen Feuer.

Wedigen.
Da schlagen die Flammen zum Dach heraus.

Doller (den Greis aufrichtend).
Herr Bürgermeister, bewahrt Euer Haus.
Die Hütten am Wasser, gedeckt mit Stroh,
Brennen schon alle lichterloh.

Bürgermeister
(wankt bis ganz nach vorn und bricht dort in die Knie).
Hilf Gott im Himmel! hier sieh mich knien —
Schütze die arme Stadt Berlin!
Soll sich die Not denn nimmer enden?
Wann wirst Du uns den Retter senden?
Herr Gott! ich hab an Dich geglaubt —
So trifft doch dies mein greises Haupt!
Was soll'n wir noch in Furcht und Beben,
In Schand' und Gräueln weiterleben?
Herr, sende den Retter — ich flehe Dich an!
Und wär er gleich ein eiserner Mann,
Und wollt er mit eisernen Zähnen stark
Sich festbeissen in unsere Mark —
Herr Gott, wie sollt' er willkommen sein,
Führt' er den Frieden nur herein!
Ich bin, o Herr, zum Tode bereit —
Gieb mir ein Zeichen der neuen Zeit!

Mit einem furchtbaren Krachen stürzt die ganze Vorderseite des Rathauses vornüber in die Spree. Dampfwolken steigen auf. Unter einem durchdringenden Aufschrei des Volkes auf der Brücke fällt der Vorhang.

Ende.

JESUS DER JUDE.

VON

LOU ANDREAS-SALOMÉ.

Einst sagte man schlankweg: „alle Religion entsteht aus der Wechselbeziehung zwischen Gott und Menschen.“ Heute, nachdem die wissenschaftliche Betrachtungsweise des religiösen Phänomens längst zu erklären versucht hat, wie in den primitiven Religionen die Gottheiten durch die Menschen selbst entstanden sind, beschränkt man sich darauf, anstatt der „Wechselbeziehung“, nur diese Eine Seite des Prozesses zu betonen. Dadurch wird man leicht dazu verführt, die andere Seite desselben in ihrer psychologischen Bedeutung zu unterschätzen. Indem man vom Menschen ausgeht, anstatt wie einst vom Gott, übersieht man

fast unwillkührlich, dass das eigentliche religiöse Phänomen in der That erst gegeben ist in der Rückwirkung einer, gleichviel wie entstandenen, Gottheit auf den an sie glaubenden Menschen. Nur wo es sich um die Erklärung der allerprimitivsten Religionszustände, — um diejenigen also handelt, die uns, streng genommen, nirgends historisch vorliegen —, da genügt es einigermaassen, die Götter ausschliesslich auf ihren anthropomorphen Charakter hin anzusehen, und nach den Bedingungen zu fragen, unter welchen die Menschen sie in jedem einzelnen Fall so und nicht anders gebildet haben. Hingegen genügt dies nicht mehr, sobald die Religionen sich cultiviren und compliziren, sich verinnerlichen und ein persönlicheres Gepräge annehmen, bis sie endlich, aus den dumpfen Glaubenssuggestionen der Masse, an die Führerschaft einzelner grossen Persönlichkeiten übergehen, um in den Talenten, Genies und „Stiftern" der Religionen ihre höchste Fortentwicklung zu finden. Denn in allen diesen Fällen ist das Wesentliche die Einwirkung der längst zu Recht bestehenden, konkret bestimmten und gläubig anerkannten Gottheiten auf die Gesinnung eines Menschen, den sie allmählich so ergriffen, so „gottdurchtränkt" haben, dass er nur in ihnen sich selbst lebt und erträgt. Die Frage lautet dann eben: wie hat die ursprünglich menschenerschaffene Gottheit durch ihren Einfluss den Menschen so in ihren Dienst genommen, wie ist sie, sein Geschöpf, zum schöpferischen Prinzip seines gesammten innern Lebens geworden? Und erst in dem Maasse, als sich ein solcher Prozess schon vollzogen hat, kann man im engern Sinn von religiösen, d. h. sich auf die Gottheit beziehenden Empfindungen sprechen, denn diejenigen Gefühle, die ursprünglich aus dem Drang menschlicher Furcht, Noth, Hoffnung, Schwäche zur Götteranbetung getrieben haben mögen, fallen durchaus zusammen mit den Gefühlen, die das Dasein mit seinen Wechselfällen überhaupt erregt, — haben sich nicht auf diesem besonderen Gebiet spezialisirt. Ja, man kann sagen: die ursprünglich götterbildenden Regungen und die von schon vorhandenen Göttern gebildeten Regungen, die sich allmählich im Verlauf der Religionsentwicklung nothwendig ergeben, verhalten sich, logisch und historisch betrachtet, wie zwei ganz von einander verschiedene Empfindungskomplexe, und beinahe wie Ursache und Wirkung. Psychologisch betrachtet, spielen sie dagegen natürlich in jedem einzelnen Fall in der ganzen Geschichte der Religionen und des menschlichen Seelenlebens fortwährend ineinander über. Schon in den ältesten uns erhaltenen Hymnen stossen wir auf Ausdrücke hingebender Gottbegeisterung, und andererseits erkennen wir unschwer noch innerhalb des durchgeistigtesten Kultus überall die Motive unreligiösen Charakters, — d. h. der Benutzung der Gottheit als eines Mittels für menschliche Zwecke. Es giebt ebendeshalb auch keinen Maassstab für die Prüfung eines mehr oder minder rein religiösen Fühlens auf den verschiedenen Kulturstufen und bei den verschiedenen Völkern; die Religiosität, als ganz auf Gott gerichtete Seelenverfassung, erscheint wohl als die Blüthe einer gewissen mittlern Entwicklung, aber sie blüht und welkt nicht nothwendig mit der steigenden oder sinkenden Kulturhöhe eines Volkes, ja, sie ist nicht einmal nothwendig abhängig von dessen rohern oder geistigern Gottesbegriffen. Nicht wie ein Volk sich seinen Gott gestaltet oder ihn von Andern übernommen hat, sondern nur in welcher Weise und in welchem Grade dieser Gott auf dieses Volk zurück-

wirkt, entscheidet darüber; was uns die abgeklärteste, vergeistigteste Gottesvorstellung zu sein scheint, kann sich zu Zeiten als religiös völlig unfruchtbar erweisen, oder kann, — wie dies z. B. der islamitische Monotheismus unter den polytheistischen arabischen Stämmen gethan hat, — geradezu die Innigkeit der Religion schädigen. Ebenso kann unter bestimmten Umständen die grobsinnlichste Gottesvorstellung eine Fülle religiösen Lebens in einem Volk zeitigen. So entzieht sich das religiöse Phänomen der Möglichkeit seiner wissenschaftlichen Durchdringung desto mehr, je mehr es zur Reife kommt, d. h. je mehr es sich conzentrirt und seelisch vertieft, denn es verliert damit zugleich seine gröbern, historisch fixirbaren Aeusserungsformen, seine allgemeinen und gleichmässig geltenden Normen, — es wird heimlicher, individueller, und schliesslich nur noch erfassbar in der feinen psychologischen Monographie oder dem persönlichen Erleben. In Bezug auf die Seelenprobleme der Religion gilt eben das, was von so manchem Gebiete der Wissenschaft gilt, dass in dem Maasse, als ihre Erkenntnissmethoden immer strengere und reinere geworden sind, sie ihre Beute gerade in dem Augenblick loslassen muss, wo diese anfängt am interessantesten, am problematischesten zu werden.

Nun kann es sich aber ereignen, dass das, was ein religiöses Genie ganz heimlich und individuell in seinem Innern erlebt, durch ein besonders glückliches Zusammentreffen von Zeiten, Umständen und historischen Zufälligkeiten, ausnahmsweise einmal in seinen Gottesvorstellungen völlig nach aussen gelangt, — sich den absolut adäquaten Ausdruck in Worten und Bildern schafft, so dass also, wie etwa in dem Werk eines Dichters dessen höchster künstlerischer Traum, der höchste religiöse Traum der Menschheit uns in seiner ganzen Vollendung gleichsam greifbar, plastisch geworden, entgegentritt. Von allen Zaubern, die der ursprünglichen Lehre Jesu, oder dem was der Hauptsache nach dafür gilt, anhaften, ist dies wohl einer der grössten Zauber, den sie selbst auf die glaubenslosesten Menschen auszuüben vermag: dass in ihr das tiefste Sehnen und Bedürfen der religiösen Seele, des auf Gott gerichteten Gemüthes, nackt und restlos ausgesprochen zu sein scheint. Im Menschen, der ganz in der Liebe zum Gott aufgeht, kann der Gott sich natürlich auch nur spiegeln als Liebe, wenn keine fremden Vorstellungen oder Zuthaten dieses Bild verwischen oder trüben, — und der Mensch, der sich in diesem Einheitsgefühl mit seinem Gott ganz als dessen Kind empfindet, kann ihn auch nur als seinen Vater erfassen und begreifen. Insofern ist in dem Vater- und Kindschaftsverhältniss, in welchem die Jesu-Lehre Gott und Welt in Einem Liebesbilde zusammenschloss, für alle Zeiten die höchste Religiosität auf ihren klassischen Ausdruck gebracht worden. Und damit zugleich der vollkommenste Gegensatz zur ursprünglichen Entstehung der Götter durch die Menschen: Damals lehrte, brutal geredet, die Noth den Menschen beten, veranlasste ihn, sich hülfeheischend an die Götter als an die mächtigsten Hülfsmittel zu wenden, — hier dagegen ist das „Eine das Noth thut“ Gott selbst und seine innigste Nähe geworden, alles Andere aber, das ganze Leben nur Mittel zur Erfüllung dieses höchsten Zweckes. Mit einem Wort: hier erst ist der seelische Widerspruch gelöst, der darin liegt, dass der Mensch vor dem menschenerschaffenen Gott, seinem eigenen Geschöpf, kniet, dieser Widerspruch, der nothwendig tief im Herzen aller Religion steckt und nur in den Augenblicken der

unermesslichsten, unbedingtesten Hingebung und Begeisterung dem Gott gegenüber seelisch überwunden werden kann. Deshalb ist auch das Neue, was die grossen Religionsstifter zu Stande bringen, eigentlich nie ein neues Erschaffen von Gottheiten, sondern vielmehr eine neue Herzensstellung zu ihnen, ein Zurechtrenken der schiefen und zweideutigen Stellung, die von vornherein, durch den irdischen Gott-Ursprung, gegeben ist. Daher verkörpert sich jedesmal dann die neue Lehre in einem einzelnen gotterfüllten Menschen, welchem der Gott sich klarer und wahrer als bis dahin enthüllt, offenbart, und welcher als der natürliche Vermittler zwischen Gott und den andern Menschen angesehen wird. Denn nur für ihn fallen alle die Verkleidungen und Scheidewände wahrhaft fort, die sich um die Gottheit herum gebildet haben, weil die anbetenden Menschen diese nicht liebten, sondern nur brauchten, und sie darum durch jeden göttlichen Machtzuwachs, den sie ihr im Laufe der Entwicklung aus unbewussten Nützlichkeitsgründen zugestanden, immer weiter von ihrem Gemüthe entfernten. Erst die grossen religiösen Charaktere sind dann wieder nöthig, um den machtvoll, aber nicht liebevoll gewordenen Gott der von ihm beherrschten Welt zu nähern, und in der tiefen Intimität des religiösen Verhältnisses, in dem innigen Einheitsgefühl, durch welches sie das ermöglichen, kommt an ihnen noch einmal, auf der Spitze der Religion, naiv und grossartig zu Tage, was von Urbeginn der Zeiten die grobe Basis aller Religion ausmacht: nämlich die faktische Einheit von Göttern und Menschen, — die Thatsache, dass beide gleichen Wesens, dass sie identisch sind.

Dieser irdische Boden, auf dem die Religion erwachsen ist, kann also unter solchen Umständen der Grund zu ihrer höchsten Blüthe werden, kann am weitverzweigten Stamm der Religionsentwicklung die herrlichste Frucht zur Reife bringen. Aber nur seelisch ist damit die Stellung des Menschen zum Gottwesen des ihr anhaftenden innern Widerspruchs enthoben, zu einer positiven Gemüthswahrheit erhoben, — theoretisch betrachtet aber bleibt das Illusorische des ganzen Prozesses nicht nur bestehen, sondern verstärkt sich noch. Denn Anfangs, wo die menschliche Geistesthätigkeit noch gering ist, wo Alles noch phantastisch verschwommen oder stumpfsinnig beschränkt bleibt, wo das meiste Erkennen noch ein unsicheres Verkennen der Dinge darstellt, da fällt es nicht in's Gewicht, dass auch der Gott dem Wirklichkeitsbilde nicht entspricht. Später aber unterscheidet sich dieses Bild, so wie der Verstand und die tägliche Erfahrung es allmählich zusammensetzen, in immer zahlreichern Punkten von dem religiösen Weltbild, wie es von Gott aus besehen sich ausnimmt. Und je inniger und souveräner der religiöse Mensch sich die Wirklichkeit aus seinem Gottesgefühle heraus schafft, desto verkehrter müssen seine Anschauungen über sie in allen ihren natürlichen Beziehungen ausfallen, bis zwischen beiden ein unversöhnlicher Gegensatz, eine unüberbrückbare Kluft entsteht. Denn das ist gerade die Art des wahrhaft naiven religiösen Genies, dass es sich bei seinem Schaffen von nichts bestimmen lässt als von dem, was ihm sein religiöser Genius einflüstert, dass es dagegen alle Erwägungen zweiten Ranges, alles was daneben Einfluss gewinnen will, ebenso rücksichtslos von sich weist, wie der grosse Künstler bei seinem Werk. Denen, die nach ihm kommen, überlässt das religiöse Genie es dann, seine Visionen in bessern Einklang zu

bringen mit den Erfahrungen des Lebens und Verstandes. Und wo dies geschieht, wo die spätere Entwicklung glücklich ergänzt und vermittelt zwischen der Welt der Wirklichkeit und der Welt der religiösen Illusion, da thut sie auch immer schon in demselben Masse dem beseligenden Inhalt der ursprünglichen genialen Conception Abbruch. Gewöhnlich redet man dann freilich mit Befriedigung von der spätern, „geistigern" Auffassung der ursprünglich vom Stifter noch ganz kindlich und positiv gemeinten Dogmen oder Lehren, und diese „Vergeistigung" geht dann weiter und weiter, bis endlich alle Glaubensideen in eine blasse Philosophie einmünden, deren Begriffe dehnbar genug sind, um jene in irgend einer geistreichen Deutung unterzubringen. Das religiöse Gemüth lehnt sich denn auch nicht direkt gegen diese Einmischung des Verstandes auf, obschon durch sie das vollendete Werk zerstört wird, das ein Genius ihm schenkte, denn es ist schon dazu erzogen, sich nur so weit auszuleben, als der Verstand es ihm in halbwegs aufgeklärten Zeiten gestattet. Wo es kräftig religiös veranlagt ist, da versucht es, die neuen, weit unbequemern und ungeeignetern Glaubensformen, die man ihm noch erlaubt, mit dem alten, schönen Glaubensinhalt zu füllen, aber immer schwerer gelingt dies, immer mehr und immer Wesentlicheres fällt dabei zu Boden, immer grösserer Kraftanstrengung bedarf es, um mit den ihm angelegten Fesseln und Verstandesapparaten so hoch in die zuversichtliche Glaubensstimmung aufzufliegen wie einst. Daher die allgemeine Erscheinung, dass religiöse Genies alter Zeiten, wie auch Jesus eines war, etwas so überaus Schlichtes und Kindliches haben, und selbst noch in ihren Extasen etwas Naives und Natürliches bewahren, als verständen sich die ausserordentlichen Dinge, die sie verkünden, ganz von selbst, — während die religiösen Menschen späterer Zeiten nur allzuleicht der Schwärmerei und Exaltation anheimfallen und gewissermassen aus dem Gleichgewicht ihrer Seele herausmüssen, um überhaupt auf die Höhen ihres Schauens und Glaubens zu gelangen: in diesem bewussten Gegensatz zwischen ihrer täglichen und ihrer religiösen Stimmung,* zwischen den Gegenständen ihrer Verstandeserfahrung und denen ihres Glaubens liegt schon ein Ansatz zum Zweifel.

Ob man deshalb sagt: Jesus, — oder sonst irgend ein grosses religiöses Genie, — stellte seinen Gott dar in dessen ganzer innerer Wahrheit, oder in dessen ganzem äussern Verstandeswahn, ist fast dasselbe. Vielleicht haben Andere den Gott ebenso wahr und lebendig empfunden, aber nicht in jedem Fall durfte ihnen dies lebendige Gefühl ebenso reiche und passende Farben auf die Palette reiben, um das Gottesbild, unbekümmert um alles andere, in seiner ganzen Herrlichkeit und Güte auszumalen, — und so empfing es denn nach aussen hin seine Züge nur zum Theil vom Gefühl, zum Theil aber von andern Rücksichten. Dass es gerade Jesus gelang, seinen Gott so unvergleichlich zu schauen und zu gestalten, hängt eng mit dem Charakter des gesammten Judenthums zusammen, der ihm diese That erleichterte. Die jüdische Religion unterschied sich von allen übrigen nicht am wenigsten durch ihre tiefreligiöse Eigenthümlichkeit, dass sie sich eigentlich niemals mit Verstandeskämpfen befasste. Sie liess jedesmal die theoretischen Widersprüche, die sich etwa ergaben, getrost stehen, und ihr ganzer Gehalt ging ausschliesslich auf in den praktischen Herzensfragen und Herzenssorgen zwischen Gott und Menschen. „Wie stehen wir innerlich zuein-

ander? und was folgt aus unserer Stellung zueinander?“ hiess ihre Kernfrage. Der Jude grübelte nicht über seinen Gott, er litt und lebte und fühlte. Gerade hierin erscheint Jesus als der schärfste Ausdruck des Judenthums selbst, und keineswegs als dessen „Ueberwinder“. Man vergleiche damit die Religionsentwicklung arischer Völker, die ja neben den Semiten den zweiten grossen Religionsstamm der Vergangenheit darstellen. Daher bei den Juden die naive, hartnäckige Voraussetzung, dass jede Verheissung Gottes sich selbstverständlich schon auf Erden, im wirklichen Leben, auf das Unzweifelhafteste erfüllen müsse. Gewiss liegt ja hierin viel von dem kräftigen, auf das Irdische und Lebensvolle gerichteten Sinn aller semitischen Völker, die schon einst, als sie ihre Sprache schufen, nicht wie die Arier die Seele im Athem (Hauch, Geist), sondern im Blute sahen. Aber es liegt zugleich darin die echte Gewalt eines wahren, kindlichen Glaubens, dem ein Zweifel garnicht nahe kommt, und der sich deshalb auch garnicht davor fürchtet, dass das Leben ihn am Ende Lügen strafen, und die Gottessegnung ausbleiben könnte. Man hat so viel vom „Kontraktgeist“ der jüdischen Religion gesprochen, aber soweit man nicht eine ganz bestimmte Periode der Verknöcherung und des Gealtertseins dieser Religion darunter versteht, fällt er doch wohl nur deshalb so stark in die Augen, weil das Eingreifen Gottes unmittelbarer und irdischer erwartet wird. Die himmlischen Güter des Jenseits spielten bei den Juden keine Rolle, da sie innerhalb ihrer eigenen Religion niemals selbständig eine Jenseitslehre ausgebaut hatten, sondern diese erst spät, namentlich auf Grund persischer Einflüsse, zugleich mit der Engel- und Dämonenlehre rein äusserlich aufgenommen haben. Alle Religion beruht schliesslich auf einer Art von Kontraktverhältniss, d. h. auf einer irgendwie geordneten Gegenseitigkeit der Beziehungen zwischen Gott und Menschen; ich finde aber, dass der Jenseitsglaube, der bei den andern Völkern die Belohnungen und Bestrafungen, oder, religiös gesprochen: die Seligkeit der Gottesnähe und die Unseligkeit der Gottesverlassenheit, bis in das Leben nach dem Tode hinausschiebt, an diesem Kontraktcharakter garnichts ändert. Hingegen ist gerade der Mangel des Jenseitsglaubens, meiner Meinung nach, ganz ausserordentlich bezeichnend für die naive Festigkeit der jüdischen Religiosität, indem dieser, wie kein anderer Glaube, die Zuversicht auf Gott erleichtert und tröstlich macht. Erst durch ihn ist ja die Möglichkeit gegeben, den Zweifeln auszuweichen, wenn das wirkliche Leben den Vorstellungen von Gott nicht entspricht, weil alle Räthsel und Widersprüche im Jenseits noch ihre Lösung finden mögen. Man könnte das Jenseits insofern geradezu definiren als eine in der Phantasie vorgenommene Verlängerung der beiden parallellaufenden sich niemals berührenden Linien von Glauben und Leben, Wunsch und Wirklichkeit, Gottesverheissung und Welterfahrung, — die, in's Unendliche verlängert, dem menschlichen Blick die wohlthätige Täuschung aufdrängen, dass sie schliesslich zusammentreffen. Darum hängt es nicht zum wenigsten von einer plausibeln Entwicklung der Jenseitstheorien ab, wie lange und wie erfolgreich eine Religion sich gegen alle Skrupel wehren, und wie viele Anhänger sie sich gewinnen kann. Um die Zeit von Jesu Geburt waren dem Judenthum viele Heiden zugethan, die sich allerdings infolge der allzurigorosen Reinlichkeitsbestimmungen nicht in den jüdischen Verband aufnehmen liessen, sondern unter dem Namen der „Gottesfürch-

tigen“ nur am Kultus theilnahmen, aber zu einer wirklichen Weltreligion hätte es sich dennoch nicht ausbreiten können, weil in der ganzen alten Welt allmächtig stark der Schrei nach dem Jenseits laut geworden war und Befriedigung um jeden Preis verlangte: der Nothschrei der lebensmüden, der sinkenden Kulturen. Indem das Judenthum auf diese Hauptsache verzichtete, indem es seine Religion muthig und kindlich auf das gründete, was sie ihrem innern Sinn und Wesen nach war, nämlich eine Korrektur und Beseligung des praktischen Menschenlebens, — begab es sich auf den gefährdetesten Posten, auf den nicht Viele ihm zu folgen vermochten. Es besass die bornirte Grossartigkeit, denjenigen Zusatz zu seiner Religion zu verschmähen, der allein ihre Existenz noch schützen konnte, obwohl — oder vielleicht weil — er kein rein religiös bedingter Zusatz war. Das Judenthum fuhr fort Ernst zu machen mit der innersten Glaubensvoraussetzung: „was Gott verspricht, das muss das Leben halten“, — und machte damit sozusagen die Probe auf das Exempel: die nur tragisch enden konnte.

Der Islam hat seinerzeit, als er zur Weltreligion emporstieg, genau das entgegengesetzte Verfahren eingeschlagen: er hat dem Altaraberthum alle strotzende Lebenskraft ausgebrochen und die altarabische Welt und Heiterkeit verschüttet, um dafür auf ihr das künftige Paradies aufzubauen, in dessen sinnlicher Ausmalung und Pracht sich die gewissermassen nur versetzte semitische Vollblütigkeit noch zeigt. Und damit hat er die Völker siegend um sich vereinigt, was der so unendlich viel edlern jüdischen Religion versagt blieb. Der Moslim, der auf dem Schlachtfelde stirbt, nachdem er im Kampfe für Allah noch einmal seinen nun eigentlich verpönten blutdürstigen Instinkten recht irdisch hat fröhnen dürfen, und dann dafür in das glänzende ewige Paradies eingeht: das ist der denkbar schneidendste Gegensatz zum Juden, etwa zur Zeit der römischen Herrschaft, der als Märtyrer für seinen untergehenden Glauben stirbt. Denn was bedeuten die Leiden selbst all der christlichen ihres Himmels gewissen Märtyrer gegen dieses Leiden des Treuen und doppelt Hoffnungslosen: hoffnungslos, weil Gott sich an ihm nicht bestätigt, seine Macht und sein Versprechen nicht bewahrheitet, — und weil der Moment der Selbstaufopferung, der höchsten menschlichen Treue, zugleich den grässlichen Tod im Zweifel in sich schliesst, im Zweifel an der göttlichen Treue, an der göttlichen Existenz.

Zur Zeit Jesu litt und kämpfte bereits das Judenthum um der Widersprüche willen, die Leben und Glauben auseinanderzureissen drohten. Die Klage, die im erschütterndsten aller religiösen Klagelieder, dem Buch Hiob, zu uns spricht, war schon in das Bewusstsein Vieler gedrungen. In den immer wieder erneuten Messiaserwartungen sprach sich nicht zum wenigsten die Zuversicht aus, Gott müsse sich endlich auf das Zweifelloseste und Sichtbarste beweisen, müsse klar werden lassen, was denn versehen worden sei. Aber auch jetzt, in den Zeiten schweren politischen Zusammenbruchs, wird die Lösung der Frage immer noch praktisch, im Leben selbst, nicht mit Hülfe spitzfindiger Theorien und vermittelnder Philosophieen gesucht. Sogar der vielverlästerte Pharisäismus ist in seiner Art ein Beweis dafür, wie wenig die jüdische Religiosität sich durch den Verstand zu helfen wusste, wie ganz sie sich innerhalb der Handlung und Gesinnung be-

wegte. Die Härte, ja die pedantische Widersinnigkeit des Pharisäischen Gesetzesfanatismus war nichts als ein hülfloser letzter gewaltiger Appell an die göttliche Gerechtigkeit: „Wenn Israel nur zwei Sabbate hielte, wie sich's gebührt, so würde es sofort erlöst werden!" (Schabbath f. 118 b.) Und weil es nicht erlöst wurde, — die steigende Rigorosität der Vorschriften. Sicher beruhte die wohlthuende Wirkung, die von Jesu Persönlichkeit ausging, zum grössten Theil in seinem frohen, von keinen Skrupeln und Aengsten erschütterten Gottvertrauen, das „sich nicht sorgte," so wenig wie die Lilien auf dem Felde oder die Vögel unter dem Himmel, weil es der Liebe des Vaters in seiner eigenen kindlichen Liebe überschwänglich gewiss war. Um zu dieser Auffassung zu gelangen, brauchte Jesus nur auf die vorexilischen Propheten zurückzugehen, für welche der fromme Wandel vor Gott noch ein Zeichen des Dankes und der Ehrfurcht, nicht aber ein Werk war, mit dem man sich mühsam Gottes Segen erkämpfen und verdienen musste. „An Liebe hab ich Gefallen, und nicht am Opfer," sprach Jesu mit dem Gott des Propheten Hosea und mancher Anderen. Ja, Jesu eigner Zeitgenosse Hillel hat Maximen ausgesprochen, die den bei Matthäus in der sogenannten Bergpredigt stehenden völlig gleichen, und die Originalität der Persönlichkeit kann hier wesentlich nur in der freudigen Ruhe und Beseligung gelegen haben, die Jesus in seiner Einheit mit Gott empfand. Diese Innigkeit und Verinnerlichung, die er damit dem religiösen Verhältniss gab, hob dasselbe für seine Umgebung vielleicht einen Augenblick aus den lastenden äussern Zweifeln und Sorgen heraus: gehoben wären diese aber freilich erst dann gewesen, wenn Jesus mit seinem Gottvertrauen im weitesten Maasse Recht behielt, — d. h. wenn Gott sein Werk auf das Sichtbarlichste segnete. Kein Zweifel, dass Jesus das als ganz selbstverständlich voraussetzte, und dass er seine Mission erst vollendet glauben konnte mit dem politischen Sieg, mit der Bekehrung der Oberen und der Aufrichtung des Messiasreichs. Kann denn ein Vater sein Kind preisgeben, wenn es hingeht, ihn zu verkündigen? wie sollte er jemals für möglich halten, dass Gott ihn in seinem kindlichsten, heiligsten Thun im Stiche lassen werde? Wenn man die Verschmelzung der religiösen Mission Jesu mit seiner politischen später so rasch wie möglich weggeleugnet hat, so ist das nur natürlich, da der jüdische Messias zum metaphysischen Erlöser der ganzen Welt sublimirt werden musste, und gerne vergass man dabei, dass die Bezeichnung „Gottes Sohn" in den Psalmen und bei den Propheten ein Titel des irdischen Königs war. Denkt man sich aber in die Seelenstimmung des wirklichen Menschen Jesus hinein, des Juden seiner Zeit, nicht des konstruirten, sei es freisinnigen Jesus oder orthodoxen Christus, in das, was in ihm vorgehen mochte, als er seine Sache verloren sah, so gewinnt der Kampf in Gethsemane eine geradezu furchtbare Bedeutung. Denn dann war er, als er starb, eben nur der erste jener vorhin erwähnten jüdischen Märtyrer, die in einem entsetzlichen Zweifel, mit starr und hülflos zum unerbittlichen Himmel gerichteten Augen, gestorben sein mögen. Bis hinein in die letzte Stunde, von Gethsemane bis Golgotha, hat er gewiss seine sinkende Hoffnung tapfer und mit Aufwand aller Glaubenskraft getragen, denn es ist als wahrscheinlich anzunehmen, dass er sich vor dem Prokurator als den Gesalbten Gottes bekannt hat: schon die Inschrift am Kreuz lässt dies vermuthen. Noch im letzten Augenblick,

als er schon am Kreuze hing, mag er seinen Gott entschuldigt haben, denn immer noch war ein Wunder möglich, und m u s s t e geschehen: ein Gerechter konnte nicht im Elend sterben, nicht seinen Feinden erliegen, konnte nach jüdischen Begriffen am allerwenigsten den schimpflichsten Tod, den Tod der äussersten Schmach am Kreuze, erleiden, — selbst wenn er der Messias nicht war, sondern nur der gerechten Juden einer, so sicherte ihn davor Gottes feste, heilige Verheissung. Es liegt ein tiefer Sinn in der üblichen orthodoxen Deutung von Jesu Sterben, wenn sie sagt: „nein, er litt nicht den Tod allein, er litt das Leiden der ganzen Menschheit." Das Leiden der religiösen Menschheit, das ihr selbst nicht zum Bewusstsein kommt, das ihn aber vielleicht mit grässlicher Klarheit durchzuckte, als er für sein Volk die P r o b e a u f ' s E x e m p e l m a c h t e. Die Religion in ihrer ganzen Wahrheit und in ihrem ganzen Wahn, verkörpert in einem Menschen, verblutete hier an dem Kreuze, das seitdem, eigenthümlich genug, zum Symbol der Religion geworden ist. Mit Bestimmtheit wissen wir von Jesus nur, dass er Nachmittags, allein, mit einem lauten Schrei verschieden ist, von ferne erblickt von drei Jüngerinnen, die zu seinem Hügel hinüberschauten. Aber das älteste der ihm zugedichteten „Herrnworte", das in seiner Angst und Noth so seltsam in die später erfundenen Segensworte am Kreuze hineinklingt, enthält, gleichviel ob e r es gerufen hat, oder nach seinem Tode die trostlose Verzweiflung und Scham der Jünger, denselben Schrei der höchsten Qual, nur in artikulirten Lauten:

„Mein Gott! mein Gott! warum hast Du mich verlassen?"

In diesem Ende Jesu ist die Tragik des Judenthums gleichsam persönlich zum Ausbruch gekommen; wer kann sagen, wie viele Vorgänge ähnlicher Art sich im Stillen und in geringerm Maassstabe noch abgespielt haben, bis die jüdische Religion sich ihrem Schicksale ergab, d. h. auf jede Weiterentwicklung verzichtete, zu ihrer heutigen Gestaltung verknöcherte und innerlich abstarb. Aber da geschah vorher das höchst Merkwürdige und Geheimnissvolle: indem sie verblutete und starb, gab sie einer jungen Weltreligion das Leben. Denn die ersten Auferstehungsberichte, diejenigen, aus denen plötzlich das Christenthum hervorsprang, fallen noch gänzlich in den Bereich der jüdischen Religion. Das Christentum ist das Resultat eines jähen und ungeheuren Stimmungs-Umschwunges im Jüngerkreise, einer unbegreiflichen Umkehrung der tiefsten Enttäuschung und Demüthigung in vollkommene Beseligung, für die es fortan keine Räthsel und Aengste mehr giebt: und der Grund davon ist ohne Zweifel Jesu Erscheinung unter seinen Getreuen. Wir leugnen die Auferstehung aus logischen, nicht aus historischen Gründen, denn wir wissen nicht, was damals vor sich gegangen, wir können nur aus der riesenhaften Wirkung, mit der das Christenthum steht und fällt, auf die Ursache zurückschliessen. Eine solche Wirkung: den anhaltenden und unwiderstehlichen Enthusiasmus innerhalb einer neuen, frischen, entwicklungsfähigen Religion hervorzubringen, hatte das Judenthum sich ausser stande gezeigt; es endete mit der Niederlage seines letzten Versuches. Ebenso unfähig erwies sich dazu die alte Welt mit ihren alten, alternden Religionen, an die der Glaube zusammengesunken war. Dennoch entstand nun zwischen beiden, aus beiden gemischt und doch selbständig, plötzlich ein drittes Gebilde, das allen Anforderungen genügte und eine neue Weltepoche einleitete. Das Judenthum gab ihm die historische Basis sozusagen, schob ihm das

alte Testament, die feststehende, geheiligte Tradition, noch als Sockel unter die Füsse, lehnte es aber dann gänzlich von sich ab, als die darauf aufgerichtete Gestalt immer deutlicher rein asketische und himmlische Züge aufwies. Das Heidenthum seinerseits bemächtigte sich der neuen Thatsache, der feststehenden, in der Wirklichkeit begründeten, dass da ein Mensch auferstanden war, der (in der paulinischen Lehre) Erlösung und Seligkeit verkündete. Durch das ganze Heidenthum ging ja schon ein Bestreben, sich, auf dem Wege der Grübelei und Askese, einen sicheren Jenseitsglauben zu schaffen, ohne dass es gelungen wäre, ihn hinterher den religiösen Vorstellungskreisen einzufügen, die in einer noch lebenskräftigen, weltfrohen Menschheit entstanden waren. Jenseitsglaube und Askese stellten die Rettung der alten Welt vor sich selbst dar und machten diese noch einmal schöpferisch, als es galt, die verschiedenartigsten, disparatesten Bestandtheile der einander fremden Nationen und Culturen zu dem einzigen, gemeinsamen Werk Einer mächtigen Sehnsucht zusammenzuschweissen. Diese eklektische Entstehung des Christenthums, der urchristlichen Theologie, mit ihrem neuen Himmelsgott Jesus in der Mitte, hat keine Aehnlichkeit mit dem innern, höchsten Seelenprozess, in dem ein einzelnes religiöses Genie seine Gottoffenbarung empfängt und verkündet. Denn das Eine Mal handelt es sich eben um einen Ausbruch der höchsten, gesammelten und endlich Genie gewordenen Religiosität selbst, die in ihrer Gottversunkenheit Alles ausser Acht lässt angesichts der Gottvision, — das andere Mal aber handelt es sich um die wogende Gährung der widerstreitendsten praktischen Triebe und Empfindungen, die mit dem Leben nicht mehr in Einklang zu kommen vermögen und um Hülfe bei dem höchsten Hülfsmittel nachsuchen: bei der Gottheit. Von ihnen gilt, nur in einem feinern und complizirtern Sinn, dasselbe, was vom groben Ursprung der Götter überhaupt galt: dass die Noth zur Gott-Schöpfung treibt. Die Noth der rathlos gewordenen Völker hat das Christenthum in's Leben gerufen, und weil sie dasselbe brauchten, haben sie sogar aus dem leidenden, geschmähten Märtyrer Jesus dessen strahlendsten Mittelpunkt zu machen verstanden: die mystische Verknüpfung der tiefsten Erniedrigung mit der höchsten Erhöhung. Damit lösten sie mit paradoxer Keckheit den tödtlichen Widerspruch zwischen Leiden und Gerechtigkeit, an dem das Judenthum zu Grunde ging; sie kehrten einfach die Rangordnung um, — die Letzten wurden die Ersten, und wen Gott liebte, den züchtigte er. So ist Jesu Kreuzesbild stehen geblieben in dieser triumphirenden christlichen Glaubenswelt, und erinnert uns daran, dass es immer nur der Einzelne, der grosse Einzelne ist, der die Spitzen der Religion, ihre echte Seligkeit und ihre volle Tragik, erreicht. Was er dort oben erlebt, erfährt die Menge unten nicht; sein tragisches Ende, sein tragisches Erkennen bleiben so heimlich und individuell, wie seine Beseligung und Gotteinheit es waren, und entziehen sich der Geschichte. In das Triumphgeschrei des kompakten und nützlichen Glaubens, der für Alle ist, klingt immer nur ganz — ganz leise und schmerzlich das letzte Wort der Religiosität, die nur hier und da für einen armen Einsamen ist, — der sie zu tief durchkostete:

„Eli! Eli! lama sabachthani!"

***



SELIGE LIEBE.

PHANTASIE

VON

JULIANE DÉRY.

Dein Löwenhaupt sitzt auf einem festen Nacken. Dein Auge blitzt, dein Antlitz strahlt, du hast ein herrlich Profil und einen Wald von Haaren. Siehst prächtig aus mit deinem goldenen Bart, schön fürwahr, kannst aber auch garstig sein, naiver Egoist, wild und weich zugleich. Dein Machtwort lautet: „Ich pfeif' auf die Welt!" Doch wenn ich dich kränke, weinst du. Hüne mit dem Kinderherzen, Wüstenthier und deutscher Michel! Dein Genie tobt, du machst tolle Streiche, grosses Kind, so derb und schlicht, dass ich die Hände zusammenschlagen muss und rufen: „Herrgott, wie bist du dumm!" Hältst es mit Gevatter Schuster und Schneider und sagst dem König offen deine Meinung. Und deinen Feind behandelst du so: Du gehst auf ihn zu und sagst: „Heut ist ein Wetter, dass man seinem Todfeind die Hand drücken möchte", und du thust es, mag der Dummkopf denken, was er will. Du hassest mit lachendem Antlitz und schimpfst mit Thränen in den Augen. Du verhöhnst den Papst und lobst Gott oder schweigst und behandelst ihn mit gar viel Zartgefühl.

Mein weicher Riese, der wie ein Löwe liebt! Und ob du mich liebst! Und ob du mich quälst! Und ob ich selig bin! Du bist ein verfluchter Kerl!

* * *

Aber wie kann man nur so eifersüchtig sein? Dein Benehmen nur, wenn wir unter Leuten sind oder gar in lustiger Gesellschaft! Als littest du Höllenqualen, machst du ein Gesicht. Der steinerne Gast ist neben dir ein fideler Kauz. Ich muss immer zittern. In deinen Augen wetterleuchtets. Du beisst dir auf die Lippen. Weil ich fröhlich bin. Ich darf nicht lachen, mit niemand reden. Du bringst jeden gleich um. Kreidebleich sitzt du da. „Was hat er?" fragt man, „ist er krank?" Dass ich mich geniren muss und mir alle Lust vergeht.

Warum du mir nur nicht traust und warum gleich so hässliche Worte?

Und dann sagst du: ich mache dir Scenen!

Doch zürne nur! Nie bist du so gut, als wenn du böse bist, und so galant, nicht zum Erkennen. Tausend kleine Liebesdienste fallen dir ein, mich zu beschämen. Wie habe ichs da gut! Du spielst den Edelmütigen und bist von einer Aufmerksamkeit, von einem Eifer, mir zu dienen! Und das alles mit einer Miene: „Siehst du, wie ich bin!" Für mich sind das

wahre Feiertage. Die Briefe fliegen nur so ins Haus, per Sie und „mit den besten Wünschen“ schliessen sie. Armer Kerl! Wie muss ich lachen! Wirklich du kannst reizend sein.

Aber ich verwünsche dich auch. Mein armer Stolz! Was machst du draus?

Dann fluche ich dir und sage dir Dinge — doch fasse ich mich schnell und küsse dir die Füsse.

Oft glauben wir: nun ists aus, aus und vorbei. Ade auf Nimmerwiedersehn! Drüben stehst du an der Strassenecke, rasend, frierend und bewachst meine Thür mit wütendem, blutendem Herzen. Und ich hocke hinter der Gardine und brüte und leide. Alles ist aus! Doch am dritten Tag, wer kommt zur Thür herein, strahlend und schüchtern, mit Blumen, als wäre nichts geschehen, überhäuft mich mit zärtlichen Fragen, hält mir den Mund zu: „Sprich nichts! nur davon nichts! Nur nichts von diesen schrecklichen Tagen!“ und weint und lacht und nimmt mich wieder in seine Arme?

Das Beste vom Zanken ist doch die Versöhnung. Man atmet auf wie nach einer grossen Arbeit. Ach, ist das schön! Eine wahre Erlösung. Wir ruhen auf unseren Lorbeeren aus, so vergnügt, wie neugeboren! „Lebst du noch? Sag, und hast du mich lieb?“ Das ist ein Glück und ein Beglücken! Und das alles hat etwas Grossmütiges, Frisches. Wir sind ganz gerührt, finden keine Worte. Ich frage nur leise: „Ja?“ und du jubelst: „Ja! ja!“

Allein die Angst und die Sorge! Ich werde sie nicht los. Du freilich schiltst mich und hast grosse Worte. —

Manchmal kann ich dich nicht leiden. Dann geberdest du dich wie ein Wahnsinniger und willst dich auf den Kopf stellen. Das entwaffnet mich. Was thun? Und ich trage dich wieder auf Händen.

Du lebst von meiner Gnade, ich fühle meine Macht. Drum habe ich Erbarmen. Nimm das Glück, nimm und gieb!

Man lebt ja nur einmal. Freund, da hast du recht, mein Leben aber sei schön, geliebter Freund, und seine Schönheit bist du, Geliebter!

* * *

Ich schlafe. Da höre ich ein Lied durch die Nacht. Ich springe auf — wo ist ein Mantel? — und eile auf den Balkon. Dort glühn deine roten Violen. Lau ist die Luft, die Strasse wie eine stille Halle. Und da kommt mein Schatz daher! Deine hohe Gestalt, dein beflügelter Schritt — wie ein Glücksbringer nahst du und winkst strahlend herauf. Ich werfe dir eine Blume zu. Du küssest sie und schwenkst den Hut. Ich höre dein leises: „Schlafe süss!“ Damit ist's aus. Mich umtönt dein Lied und ich kann nicht mehr schlafen vor Glück.

* * *

Weisst du das Wetter? Wir flüchten unter Bäume. Es blitzt durch das Dunkel. Ein Strahl erhellt dein Antlitz, wieder einer — wie schön! Die Donner rollen. Wir schmiegen uns an einander. Es regnet in Strömen aus Wolken und Zweigen. Auch Küsse regnets. Wir lachen des Wetters. Aufrecht stehn wir, pudelnass und pudellustig. Es giesst und giesst, wir triefen nur so. Die Donner brüllen. Zick — Zack! gehts durch die Luft. Wenn uns der Blitz erschlüge, dich und mich derselbe Blitz! Wir halten uns immer fester. Der Himmel will alles in Scherben hauen. Blitze tanzen und zucken wie Dolche und, als berste die Welt, ertönt ein Gekrach. — Wir sehn und hören nichts mehr.

Wann regnet es wieder? Es war so schön! Donnerrollen, Blitzeszucken, Liebeswonne — o die herrlichen Naturerscheinungen!

* * *

Wohin wir den Fuss setzen, geschehn Wunder.

Die Bank unter der Linde — welch nüchterner Ort! Ammen stillen dort ihre Schreihälse und hellblaue Soldaten treiben mit jenen ihre Spässe. Sonnig ists und staubig — so profan!

Doch kommt der Abend und wir sitzen träumend da — Baum und Bank sind wie verwandelt, solche Zauberer sind wir. Zum Wundergarten wird die Welt, das Leben zum süssen Geheimnis. Die herabhängenden, weit ausgreifenden Zweige, die uns Himmel und Sterne verhüllen. Der ganze Anger liegt wie unter einem grünen Dach. Es rauscht in den Zweigen. Die weiche, kussliche Luft und all' das Leuchten! Überirdisch wird die Erde. Wie ist uns? Wo sind wir? Wo wir schon oft gewesen. Wir sind geborgen. Es ist unser Reich. —

Und die hellen Nächte an der Grotte, wo Mondstrahlen uns vor den Augen tanzen, aus den Schatten hervorblitzen und allerlei Schabernack treiben, um uns zu erschrecken, wo Baum und Busch uns narren, sich vermummen, wo die Gespenster aus der Erde wachsen, die bösen Lauscher, dass ich immer wieder rufe: „Ein Mensch!" Doch das Gelächter, wenn es nur ein Baumstamm war oder gar ein Pfahl.

* * *

Die Thurmuhr der heil. Beatrixkirche klingt so wunderbar. Mittelalterlich und frisch wie ein altes Volkslied, wie ein süsser Name. Du sagst es sei mein Name, ich behaupte, der deine ists. „Hör nur! Hör nur!" rufen wir jedesmal und müssen uns etwas Liebes sagen.

Aus der Ferne hallen die Schläge zu uns gleich singenden Herzen. Wir horchen auf, verstummen, haschen uns süss erzitternd nach den Händen und wissen, wie viel es geschlagen hat.

* * *

Wir stehn vor dem goldenen Buddha im Museum, zur Morgenszeit, und bewundern seinen Bauch. Spitzbube von einem Gott, grossmächtiger, dicker Riesengott! Hinter deiner Corpulenz kann man sich manches erlauben, sogar ein Küsschen oder zwei und sich so lieb haben, ohne dass der Saaldiener es merkt. Das nenne ich eine Vorsehung!

* * *

Auch die antiken Vasen sind hochinteressant. Nein, diese Bilder drauf! Recht frei, meiner Treu. Du erschöpfst dich in Erklärungen. Das gehört zur Bildung. Ich bin ganz Ohr. Was bist du gelehrt. „Sprich! sprich!" Ich mache Augen.

So also waren die alten Griechen?

Du hältst einen ganzen Vortrag über ihre Denkart und wie das alles kam, über ihre Lebensweise und Natur. Was historisch, ist natürlich, doch diese Verderbtheit! Man sollte nicht glauben. Wo blieb die Sittenpolizei?

Nein, diese alten Griechen!

Doch plötzlich — wie ist uns? Ists, weil die Phantasie uns in allen Fibern arbeitet oder weil wir gar so leicht von Begriff sind? Wir stecken drin im Griechentum, wie in einer Liebesfalle und können uns gar nicht halten vor Glut und allerlei klassischen Gefühlen. Als wären unsere Häupter mit Weinlaub bekränzt und als hätten wir Honigwein getrunken aus goldenen Schalen, so orgienhaft poetisch, so antik süss, so ganz und gar altgriechisch ist uns zu Mut.

* * *

Wir sind immer anderswo, wir sind immer anders, die Liebe gefällt sich in solchen Schelmenstreichen.

Was doch Sonne, Berg und Thal aus uns nicht alles machen können!

Weisst du noch am Felsenvorsprung unten am Fluss, von Buchenzweigen überdacht?

Drüben grüsst das stille Ufer mit dem schimmernden Kies. In heller Sonne liegt der Wasserspiegel, von Hügelketten eingesäumt. Blaue Berge rücken näher, ihn abzuschliessen von der Welt, dass er aussieht wie ein langer See.

Dort liegen wir und halten uns umschlungen. Goldig üppig glüht das Buschwerk, sonnenweiss der hohe Himmel. Ein Wölkchen kommt herangeschwebt, hockt sich hin und rührt sich nicht mehr. Kein Blatt regt sich. Der Wald ist stumm. Die Bäume wissen nichts von einander. Träge Freude brütet in allem und das Gefühl unendlich warmer Einsamkeit.

Das Wasser umspült den Stein, auf dem wir ruhn. Wir blicken auf den Grund, wie durch hellgrünes Glas. Mit halbgeschlossenen Augen belauschen wir den Strom. Die Wellen kommen und gehn, eine nach der andern, eine wie die andere, glatt und glänzend, wie gemeisselt, und plätschern weiche Schlummerlieder. Stille. Rauschende Stille.

Erstaunt blickst du mich an. „Bist du denn ein Seeweib?“ fragst du und ich heisse dich meinen Nereus. Wir lachen. Es ist wie ein Bild von Böcklin.

* * *

Und ich seufze: „O könnte diese Stunde nicht hundert Jahre währen?“

Dir ist das nicht genug. Du bist beleidigt, weil ich so bescheiden.

Also tausend Jahre meinetwegen, Millionen Jahre! Nicht trennen möchte ich mich von dieser Stunde in aller Ewigkeit!

* * *

Ach, ist das ein Sommertag! Es flimmert uns vor den Augen. Die Luft reflektirt die Farben des Himmels und der Blumen und wie wir über die Wiese gehn. — Sieh den flammenden Strich am Himmel, wie eine leuchtende Saite! Eine Feuerlinie auf Sonnenscheingrund! Hat man je sowas gesehn?

Ein Telegraphendraht ists, wahrhaftig! Die Sonne zündet alles an. Das funkelt wie ein Blitzesfaden. —

Wie ist doch die Welt so schön! Es giebt nichts Schöneres, als diese Welt!

* * *

Kennt Ihr die Zauberbuche?

Vor der Stadt, jenseits der Wiese, rechts vom Wald, wo der Bach sich schlängelt. —

Bei Vollmond rate ich euch hinzugehn. Dann hat die Buche silberne Blätter und einen Mondscheinschleier. Wir sind eingehüllt in Licht und Glück.

Die Zweige neigen sich über uns, vom Wind zärtlich bewegt. Welch eine Musik von heimlichem Klingen und Singen! Der alte Baum von der Wurzel bis zum Wipfel schüttelt sich und lacht so spöttisch priesterhaft, als wollte er sagen: Da habt Ihr meinen Segen, Ihr phantastischen Kinder, Ihr!

Und mit tausend Flügeln umschwirrt uns das Glück.

* * *

Sommerschein bedeckt den See, dass man kaum ein Wellchen sieht. Eine Möve schwebt darüber hin, wie ein lichter Sonnenpunkt.

Und wir lösen den Kahn.

Was ist das im nahen Schilf für ein Geflatter und Geschnatter? Wildenten fliegen auf und kreischen bei jedem Ruderschlage.

Wir aber schiffen hinaus in den Sonnenschein. Das Boot versinkt schier in den Sonnenfluten und wir mit ihm. —

Im Schilfe schnattern die Enten.

* * *

Ein Meer von Freiheit umflutet uns. Jenseits winken holde Ufer. Goldene Brücken führen hin. Überall lockt es, alles verführt, die strahlende Luft und die süssen Düfte!

Die Leute heuen. Sie schwitzen und glauben es sei ein Tag wie ein anderer.

Nur wir schreiten verklärt dahin und lachen heraus. Weil wir uns lieben. Sonst ist ja weiter nichts passirt, nur dass wir uns einfach furchtbar lieben wie die Vögel im Walde, die Engel im Himmel, mit allumfassender, nichtsausschliessender Liebe, wie Menschen, Thiere, Götter lieben. Darum lachen wir.

* * *

Wir überjauchzen alle Traurigkeiten dieser Welt.

Im Walde fallen die Blätter. Fusshoch liegt das rote, tote Laub. Dort haben wir uns ein Lager gemacht.

Die Bäume halten stumme Monologe und sind traurig wie alternde Menschen. O Herbstesnot! Die gelben Sonnenflecke zittern wie vor Angst. Wehende Blätter flattern umher, fliegen zurück, haften an uns und wollen nicht zur Erde. Wie die armen Bäume glühn im verscheidenden Tag! Auflösung liegt über dem Wald wie Abendröte.

Wir heben das Haupt und sehn in die Wipfel. Die Blätter lösen sich voll Hast und Schmerz und fallen und fallen — uns ein Goldregen von Seligkeit.

Da schrecken wir auf. Der Mond erscheint hinter den kahlen Bäumen. Er regt sich nicht und blickt uns an, gelb und gross, ein Riesenmond, brennend, drohend. Sprachlos stehn wir Hand in Hand, ganz starr über die Begegnung, während er langsam über die Gipfel rollt.

Der dumme Mond! Was gehts ihn an?

* * *

Wir kommen nicht aus dem Glück heraus, wir kommen immer mehr hinein. Was wir auch empfinden mögen, das Ende ist Freude.

Die Irrlichter im Nebel, die uns schrecken wollten, siehst du sie noch?

Weiss überschwemmt liegt bie weite Wiese, im Dunst zerstreut schweben die Baumwipfel gleich dunklen Charakterköpfen, umwittert von wolkiger Luft. Ein düsteres Gelb in der Höhe, wie wenn Rauch und Gold sich mischen.

Allmählig erglüht der Himmel, wie in verborgenem Feuer und der Nebel verwandelt die milchigen Töne in glänzendes Perlmutter. Doch aus unseren Augen entweicht nicht das schwarze Nachtbild. Da hüpft ein Funke, dort wieder einer. Nun erst sieht man, wie viel Finsternis die phantastische Nacht verschwendet. Ich zittere. Diese Funken haben Leben! Du lachst mich aus. „Sie thun nichts!“ sagst du, „sie thun nichts!“ Doch auch dir ist nicht geheuer. Dein Arm umkrampft mich. Uns schauert. Das macht unsere Zärtlichkeit so bebend und so gross. Die tollen gespenstischen Funken! Ist denn die ganze Gegend behext?

* * *

Wie ein Golfstrom fliesst unsere Liebe durch die kalte Welt.

Welch ein warmes Klima plötzlich! Wie im Süden. Heiss ists in der Winterkälte. Tropenluft im Norden.

Lustig waten wir im Schnee, uns trägt der weisse Plan. Die Telegraphenstangen surren und singen, bis in den Kern vibrirt das arme Holz. Dichte Flocken wirbeln. Wir sind die reinen Schneemänner. Und hei, wie der Wind uns ins Gesicht schlägt, der Raufbold! Unmöglich, ihn bei Seite zu drängen, so haut er zu, der grobe Strick! Wir schreien vor Lachen und können nicht weiter, vom Schneegestöber eingezwängt. Wie herauskommen?

Und du öffnest die Brust und schlägst den Arm um mich, dass ich im Pelzfutter deines Mantels ganz versinke und um den Wind im Rücken zu haben, schreitest du gen hinten mit leisen, mächtigen Pfoten. Dein Bart bedeckt mein Gesicht wie ein elektrisches Fell, dass ich dich gar nicht sehe und nichts um mich her, nur deine Wärme fühle, deine Urkraft. Deine Brust ist wie ein süsser Herd. Ich höre dein zärtliches Gebrumme an meinen lachenden Ohren. Gieb acht, du erdrückst mich ja mit deinen Tatzen! Bär du, und ich deine Bärin!

* * *

Und unsere kleinen Abendmahle in der altdeutschen Stube, wahre Symposien, so gemütlich amüsant und so lustig feierlich!

Der Wirt macht Katzenbuckel, der Piccolo starrt uns freudig an, er will, glaube ich, Beobachtungen machen. Der Prinzipal winkt ihn ab, das will er schon selbst besorgen. Er ist ganz Ehrfurcht, der arme Mann. Er weiss, wir sind nicht gewöhnliche Menschen, nein Auserwählte, Glückliche. Seine besten Weine empfiehlt er uns und das Teuerste auf der Karte. Nichts dünkt ihm für uns gut genug. Wenn er nur nicht gar so besorgt wäre! Jeden Moment kommt er herbeigeeilt, ob alles in Ordnung? Ja, Herr Wirt, alles ist in Ordnung!

Und du bringst Trinksprüche aus auf dein süsses Lieb und ich lasse meinen Schatz hoch leben. „Sag, warst du je so glücklich?“ fragt mein Schatzinko mit strahlendem Gesicht. „Ich noch nie!“ tausendmal betheuert ers seiner Schatzinka. So schmausen die verliebten Schlemmer, trinken aus einem Glas, reichen sich die schönsten Bissen, stecken diese sich in den Schnabel und blicken zu tief ins Glas und sich zu tief in die Augen, so dass sie auf dem Heimweg sich ganz beispiellos aufführen und berauscht von Freude und Asti spumante um den Friedhof lachend, tollend herumgehn. Sie wissen ja nicht, wo sie sind, nur dass sie bei einander sind. Dreimal umkreisen sie die Kirchhofsmauer.

„Die Toten kriegen noch den Schwindel!“ sagst du, dich besinnend, und machst dumme Witze.

Sieh die starren Gräber in grauer, fahler Nacht! Vom alten Turm hat die Mitternachtsstunde geschlagen. Aber ich fürchte mich nicht. Nicht einmal vor den Toten, so mutig bin ich. So stolz habe ich dich lieb, so heldenmütig, so närrisch! Mit dir lege ich mich auch ins Grab. Doch nicht jetzt. Wenn einmal die Liebe stirbt, dann lassen wir uns begraben. Du denkst nicht dran. „Dazu kommts nie! Das giebts nicht!“ und mit der Riesenkraft des Glücklichen, reisst du mich an dich, froh, dass so viel Leben dein und hebst mich in die Höhe mit einem lauten Juchzer —

Du Freudenbringer mit dem Glorienschein, mein süsser heiliger Buhle!

* * *

Lasst euch bekehren, werdet wie wir: Glückanbeter. Es ist wahrste Religion.

Unser Symbol ist die Sonne, unser Beten ein Jubelschrei und unser Rosenkranz ein Kranz aus blühenden Rosen.

Und wir kennen keine Sünde.

* * *

Was starren uns die Menschen an? Steht es uns an der Stirn geschrieben, dass wir Heilige der Liebe sind, König und Königin des höchsten Lebens?

* * *

Wie auf einem Stück glühender Sonne ruht sichs an deinem Herzen. Fühlst du auch das strahlende Leben in mir? Diese tausend Leben ausstrahlende, kleine heimliche Sonne?

Und diese Sonne in unsern Adern — o heisses, seliges Sonnenblut!

* * *

Dieses Atmen von dir, zu dir!

Diese Sehnsucht! Als trüge ich deine Seele in mir, als trügst du meine Seele in dir — dieser Durst nach unseren Seelen! Dieses Brennen! Wie wenn zwei Funken sich suchen und über alles hinwegspringen, um sich zu finden. Dieses Aneinanderklammern, dieses Sichnichtlosreisenkönnen! Dieses höllensüsse Verschmelzen! So fliessen Sterne zusammen am jüngsten Tag, wenn die letzte grosse Seligkeit kommt.

* * *

Grosser Buddha, ich glaube an dich! Warum solltest du kein Gott sein? Bin ich ja doch selber so etwas.

Geht nicht alles von mir aus, kehrt nicht alles zu mir zurück? Lebe ich nicht in jeder Blume, mitschöpferisch in allem Erschaffenen? Atmet, was mich beseelt, nicht auch in ihnen: Seligkeitsdrang in der ewigen Wandlung göttlichen Schöpfergeistes?

Ists nicht, als hätte ich tausend Hände, um zu geben, tausend Herzen, um zu fühlen, tausend Hirne, um zu fassen. Seligkeitsdrang, Seligkeitsdrang?

* * *

„Einen solchen,“ sagst du, „findest du gar nicht, der so glücklich ist.“

Und ich?

Bin ich nicht ein Genie im Seligsein, ein Gott, der betet?

Altäre möchte ich bauen und Opferflammen gen Himmel steigen sehn.

* * *

Wir verhüllen unser Antlitz und wagen uns nicht anzusehn, so fasst du uns an, gewaltige Liebe, heiliger Geist!

Da liegen wir zu Boden gestreckt. Wie von jauchzenden Donnern erschlagen liegen wir, eingehüllt in die Glutschleier der Liebe.

Ach, dieses Seligwerden bei lebendigem Leibe, dieses Erglühen, dieses Erlöschen, dieses Nichtbegreifenkönnen. Ist das wirklich die Erde oder ein Gefühlsparadies ausserhalb der Erde, die vierte Dimension? Die Seele, die sich auf Unerhörtes, Niegefühltes vorbereitet, auf tiefheisse, übermenschlich hehre Seligkeiten? Ein Wonnegarten vor dem Himmelsthor? Glühende Morgenrotsträume vor Anbruch des Tages aller Tage?

O die lichte Seelenreise, voll der wonnigsten Stationen und der holdesten Abenteuer!

Wunder, was noch kommen wird!

* * *

Und das Wunder ist gekommen: unser glücklichster Augenblick. Ein grosser Moment! Zu fühlen: du bist unser schönster, ach, seligster Moment!

Auf weichen Himmelsarmen schwebten wir in reinere Gefilde. Mit verklärten Leibern —

Nun weiss ich, was der Tod ist: ein Blick ins Jenseits, und wir müssen daran sterben.

Im Theater wars und dann —

Man spielte Tristan und Isolde.

Diese Grösse! Wir sind entzückt. Sind das nicht unsere Stimmen? Wahrhaftig, unsere eigenen Stimmen schlagen uns ans Ohr. Gerade so haben wir uns auch gefunden. Alles stimmt, jeder Blick, jedes Erbeben, jeder Aufschrei — das Lautwerden unserer Herzen, das also ist Musik?

Wir sind's! Wir erkennen uns! Es ist wie eine Vision, ein Sichselbstinsaugeblicken — welch ein Schauspiel! Unsere Liebe! Wir sehen sie, leibhaftig, eine Welt, die uns durchströmt und doch eine andere —

Dieses Leben in Tönen! Diese Töne als Inbegriff alles Lebens!

So liebe ich dich also? So lieben wir uns also? Welch ein Kunstwerk! Schau, schau, unsere Geschichte! Die Partitur unserer unbegreiflichsten Seelengeschichte! Wir sind ganz erschüttert. So tötlich lieben wir uns also? Das kann man ja ruhigen Blutes gar nicht mit ansehen.

Und nun geschieht etwas, mir ewig unbegreiflich. Wir sitzen nicht mehr im Zuschauerraum. Auf der Bühne sind wir. In König Markes Garten. Wir liegen uns in den Armen und unsere Seelen singen. Wer kann denn das bei sich behalten? O Gott im Himmel, wir vergehn! Vor allen Leuten. In uns ist kein Leben mehr, nur Liebe, Liebe. Ein Glück, so mystisch wie der Tod und unergründlich —

Wie wird das noch enden?

Ein Verbluten in Wonne! Es giebt kein anderes Ende. So muss es kommen. Das hat der Meister gewusst.

Du stirbst für mich. Sieh selbst! Stirb nur, stirb! Ich jubele dir zu und sterbe mit dir. Wir sind frei! Selige Geister, das sind wir. Tristan du und ich Isolde. Es ist kein blosser Name, nein, Inhalt und Inbegriff zugleich.

Und wie wir von dannen gehn, wir halten uns fest umschlungen. Wir haben unsere Liebe gesehn, mag nun die ganze Welt sie sehn! Wir brauchen uns nicht zu kümmern. Wir sind ja gestorben — welch ein Leben!

Die Erde zittert vor Freude, uns zu tragen. Scheint nicht die Sonne? Die hellste Sonne bei tief dunkler Nacht? Unseres Lebens sonnigste Nacht!

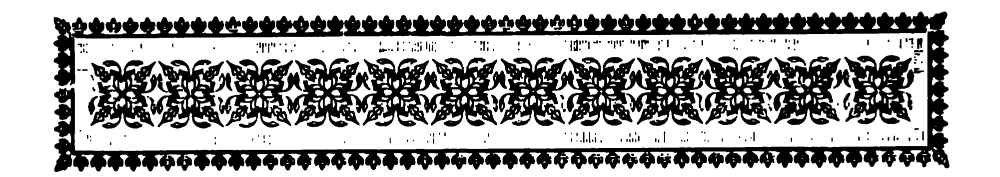
Wir sind allein draussen im Feld. Ein Strahlengeglitzer über Gras und Strauch. Und Purpurwolken. Alles ist voll Mysterien und Heiligkeit —

Und unter Schauern flehst du mich an: „O hab' mich immer lieb, immer und ewig!"

Der Moment entflieht vor diesem Wort. Das Blut entweicht aus unseren Adern —

Himmel senken sich herab. Himmel nehmen uns auf. Tausend Himmel hüllen uns ein. Ein Chaos von Himmeln —

Geliebter, wo bist du? Wie aus einer andern Welt höre ich dich rufen: „Ewig, ewig!"



WILDE BLUMEN.

VON

ALFRED LICHTWARK.

Bis auf den heutigen Tag bin ich mir nicht klar darüber, ob die ästhetische Befähigung des menschlichen Auges mehr den Insecten zu danken ist oder mehr den Vögeln. Es kommt auf die Stimmung an, wohin ich mich neige.

Dem Menschen selber traue ich nicht viel urangeborene Begabung zu: er hat eine gar zu talentlose Verwandtschaft.

Denn die Wesen, die ihm nach ihrem Körperbau am nächsten stehen, sind ästhetisch sehr schwach begabt. Kein Säugethier ist nennenswerth musikalisch. Ihre Stimmen sind entsetzlich roh und uncultivirt. Ross und Kameel werden von unsern Schlacht- und Marschweisen aufgestachelt, aber wir haben von ihnen noch kein Urtheil gehört, ob sie wirklich von der Musik gepackt werden, oder ob ihnen nicht blos der Rhythmus durch die Glieder fährt, deren Bewegung das natürliche Gefühl dafür in ihrer Seele erzeugt hat. Das Auge der Säugethiere ist vielleicht noch schwächer veranlagt als ihr Ohr. In ihrer Kleidung herrscht eine erschreckende Monotonie: Weiss und Schwarz bilden die Pole, deren Verbindungen direct über das Grau oder in etwas weiterm Bogen über das Braun führen. Kein Blau, kein Grün, kein eigentliches Roth oder Gelb, und keine Spur von dem metallischen Hauch, der die Farben auf dem Gefieder der Vögel, dem Panzer der Insecten, den Flügeln der Schmetterlinge zu satter Glut steigert. Der Mandrill mit seinen scheusslichen blauen Flecken, die aber Haut, nicht Haar sind, und der Maulwurf vom Cap mit metallischem Lüster im Haarkleid, bilden Ausnahmen. Bei letzterem handelt es sich wohl nur um ein Versehen der Natur. Dass bei den Vögeln und Insecten die ästhetische Bildung des Auges und Ohres so himmelhoch Alles überragt, was ihre nächsten Verwandten aufzuweisen haben, rührt im letzten Grunde von ihrem Flugvermögen her, das an die edlen Sinne die stärksten Anforderungen stellt. Sie müssen mit dem Gesicht und Gehör weite Räume beherrschen. Auch hier ist Kraft die Vorbedingung der ästhetischen Function. Die grosse Beweglichkeit macht die Vögel und Insecten zu gleicher Zeit von dem Zwang der Schutzfarbe in hohem Grade unabhängig, und erlaubt ihnen den Luxus eines künstlerischen Gewandes. Bei den Säugethieren, deren Gesicht und Gehör durch die Coulissen der Pflanzen und der Erhebung

des Bodens eingeengt sind, wurde der Geruch als Fernsinn entwickelt, und ihre geringere Beweglichkeit zwang sie, ihr Kleid dem Aufenthaltsort anzupassen.

Das staatenbildende, Ingenieurarbeit leistende, Kriegsheer, Sclaven und Hausthiere haltende, Vorräthe sammelnde, ackerbauende Insect, das Musik macht und mit der feinsten Empfindung für Farbe begabt ist, steht als eine Art Menschenthier unter seinen Verwandten und war vielleicht einmal das intelligenteste Wesen auf der Erde. Kein Zweifel, dass der Vogel von Haus aus dem Säugethier geistig überlegen ist. Aus dem Insect ist das Höchste nicht geworden, weil es durch seinen Organismus beengt war, aus dem Vogel nicht, weil ihm der Zwang der Noth fehlte. Trotz seiner Intelligenz und Geselligkeit ist er zu gesellschaftlicher Organisation im Sinne der Ameisen nicht gekommen.

Wie weit aber das ästhetische Vermögen des Vogels entwickelt ist, beweisen der Rabe, der sich für blanke Objecte interessirt, und der Laubenvogel, der sich Museen baut für seine Sammlungen bunter und blanker Dinge, die er von Weit und Breit zusammenschleppt. Vom Hund, von der Katze, die doch schon unsere Intelligenz reflectiren, hat man nie gehört, dass sie silberne Löffel stehlen.

Und was für Opfer bringt der Vogel seinem ästhetischen Bedürfniss. Pfau und Paradiesvögel sind wie Damen, die bei allem Wind und Wetter und bei allen Beschäftigungen seidene Schleppkleider tragen.

Wie denn überhaupt die beiden wichtigsten Motive der menschlichen Kleiderpracht, Krone und Schleppe, die noch heute ein Symbol der höchsten Macht bilden, von den Vögeln schon vorweg genommen sind.

* * *

Ob eine vergleichende Untersuchung über die Entwicklung des Farbensinnes bei den niedrigsten Menschenrassen existirt, vermag ich nicht zu sagen. Fachleute verneinen es. Ueber die ersten Spuren der Farbenempfindung beim Kind sind Beobachtungen gemacht, aber, soviel mir bekannt, erlauben sie noch keinen Schluss auf den Moment, wo die ästhetische Freude an der Farbe beim Individuum einsetzt.

Wichtig wäre es, zu erfahren, wie weit sich die Empfindung für Farbe beim Menschen von innen, von der Intelligenz heraus entwickelt hat, und wie weit der Anblick farbiger Objecte sie angeregt hat.

Kaum zweifelhaft erscheint es jedoch, welche Dinge es waren, deren farbiger Reiz am frühesten empfunden wurde: es war das bunte Gefieder des Vogels, der interessantesten Jagdbeute. Von der Feder, die als Schmuckstück einzeln hinters Ohr oder ins Haar gesteckt wurde, bis zu dem Staatsmantel Montezumas und dem modischen Frauenputz hat sie als werthvoller Schmuck in Geltung gestanden. Es ist kaum zuviel behauptet, dass die ästhetische Bildung des Menschenauges mit der Uebernahme des künstlerischen Kapitals, das die Vogelwelt geschaffen, einsetzt.

Dann kam ein vielleicht noch kräftigerer Strom künstlerischer Anregung — wohl etwas später — aus dem fernabliegenden Reich der Insecten. Aber nicht durch unmittelbaren Anschluss, denn das winzige Insect interessirt den Menschen nicht entfernt wie der Vogel, sondern auf dem Umweg über die Blume, die durch das Insect geworden ist.

Wann mag das menschliche Auge zuerst mit Wohlgefallen auf der Blume geruht haben?

Jahrtausende werden verstrichen sein, bis der Mensch zur Befriedigung ästhetischen Verlangens blühende Pflanzen angebaut hat und noch längere Zeiträume, bis er sich bemühte, in seinen Prunkstoffen ihre Farbe nachzuahmen. Das Gleichniss von der Lilie auf dem Felde, die köstlicher angezogen steht als Salomo in seiner Herrlichkeit, ist nicht nur ein wundervolles Bild sondern auch eine Pforte der Erkenntniss. Der Orientale hatte in seinem

wurzelhaften Farbengefühl das Bewusstsein, dass der Glanz seiner Prunkstoffe unmittelbar aus dem Wettstreit mit der Blume entsprungen ist.

* * *

Sobald der Mensch anfing, die Blume zu pflanzen und zu pflegen, um ihrer sicher zu sein und sie nahe zu haben, begann die Epoche der Züchtung neuer Varietäten. Neben der vorhandenen Natur schuf sich der Mensch eine zweite, die seinen gesteigerten Bedürfnissen entsprach. Er nahm die Arbeit auf, wo das Insect sie aufgegeben hatte: jetzt eigentlich erst trat er ihr Erbe an.

Diese Arbeit währt nun schon seit Jahrtausenden. Je nach der Kultur und der Begabung der Völker, die ihr oblagen, hat sie die verschiedenartigsten Ergebnisse erzielt, und im Lauf der Geschichte ist sie dem Auf und Ab der Völkerschicksale gefolgt. Stets war die gezüchtete Blume ein Gradmesser edlerer Gesittung. Am weitesten brachten es in Europa, in Mittel- und Ostasien die Bewohner der gemässigten Zone, die Holländer, Engländer und Franzosen, die Perser, Chinesen und Japaner. In den Tropen hat die Natur so reiche und üppige Formen erzeugt, dass das Bedürfniss darüber nicht hinausging.

Wie die wilden Blumen von dem farbenempfindlichen Auge der Insecten abhängig waren, so sind es die des Gartens von dem Grade der Kultur, die das Auge ihrer Pfleger erlangt hat. Je feiner organisirt, je höher es ästhetisch erzogen, desto köstlicher die Blume, die es zu seinem Ergötzen zu züchten weiss.

Es ist nicht schwer, die Schwankungen künstlerischen Vermögens und künstlerischer Bedürfnisse von Volk zu Volk, von Geschlecht zu Geschlecht festzustellen. Die Blumen von Berlin sind nicht die Blumen von Paris, und die Blumen von 1860 sind nicht die von 1890. Ja, innerhalb des Gebiets jedes einzelnen Volkes und sogar innerhalb des Weichbildes jeder grösseren Stadt lassen sich tiefgehende Unterschiede beobachten.

* * *

Dass im Centrum, wo die wohlhabende Gesellschaft Einkäufe macht, die Luxusblumen der Saison geführt werden, die Orchideen, Euphorbien, Treibhausflieder, Chrysanthemum, die in den weniger wohlhabenden Vierteln keine Abnehmer finden, ist zwar nicht weiter verwunderlich. Aber auffallend ist der Unterschied bei den Hyacinthen, Cinerarien und ähnlichen weniger kostbaren Blumen, die in allen Ständen beliebt sind. Namentlich bei den Cinerarien, denen eine besondere Neigung und Fähigkeit innewohnt, ihr Farbenkleid zu ändern. Im Centrum der Stadt stehen sie in zarten, geschmackvollen Tönen vor den Schaufenstern, in den entlegeneren Quartieren tragen sie harte, schwere, kreischende Farben, genau wie Toiletten der Frauen verschieden sind, die sie geschenkt bekommen sollen, und aus demselben Grunde.

Wer einmal Gelegenheit hat, die Blumenläden in den verschiedenen deutschen Städten zu vergleichen, der wird zu ähnlichen Ergebnissen kommen. Eine Künstlerstadt wie München oder Düsseldorf, wo es viele Menschen mit erzogenem Geschmack giebt, aber wo Künstler und Künstlerinnen bei grossem Bedürfniss nach Blumenschmuck durchweg nicht grosse Mittel zur Befriedigung ihrer Leidenschaft aufwenden können, ist das Blumenmaterial nicht kostbar, aber seit einigen Jahren bemühen sich die Züchter, für ihre ständigen Kunden die prächtigsten der decorativen Blumen wie Mohn, Gladiolus, Scabiose in Exemplaren von wohlthuender Farbenpracht zu erzielen. In den reichen Städten wie Frankfurt, Berlin, Hamburg wird das kostbare Material der Orchideen und seltenen Rosen bevorzugt; die Mittelstädte pflegen ungefähr auf dem Niveau der Vorstadtcultur der Grossstädte zu stehen. Nichts Schauderhafteres als der bunte, schrille Effect der Blumenläden in — doch ich will

lieber keine Namen nennen. Wieder anders sieht es in den Kleinstädten aus. Soweit es Blumenläden giebt und auf den Märkten herrschen die alten Pastors- und Bauernblumen. Hier giebt es wieder eine ruhige, wohlthuende, wenn auch etwas schwere Harmonie, ein Stück Cultur, das aus alten Zeiten herübergerettet ist. Nur wo die Cinerarie schon eingedrungen ist, steht es schlimm.

Und wer den Stand der Blumencultur in Deutschland, Belgien, Frankreich und England vergleichend studiren kann, der findet dieselbe Beobachtung aufs neue bestätigt, nur dass die Unterschiede ins Gigantische wachsen. Die Berliner Cinerarie und die Brüsseler sind zwei ganz verschiedene Geschöpfe. Der Laie würde sie auf den ersten Blick kaum für eine und dieselbe Art halten. Das Colorit der Blumen giebt einen sehr genauen Gradmesser für die Kultur der Farbenempfindung ab.

Es ist sehr leicht einzusehen, wie das zusammenhängt.

Auch bei den Blumen wechselt die Liebhaberei von Generation zu Generation. Zur Zeit ist das Chrysanthemum die Lieblingsblume.

In Deutschland, in Belgien, Frankreich und namentlich in England züchten die Blumenliebhaber, die sich den Luxus der Treibhäuser gestatten, diese, wenn man so sagen darf, coloristisch besonders talentirte Blume, die ihre Begabung im langjährigen Contact mit dem fein gebildeten Volk der Japaner entwickelt hat. Alljährlich stellen die Liebhaber und die grossen Blumenzüchter ihre neuen Resultate gemeinsam aus, und auf dieser Blumenschau ruhen dann erzogene Augen. Wo die Augen am schwersten zu befriedigen sind, wie in Frankreich, England und Belgien, müssen die Liebhaber und Blumenzüchter, wenn sie Erfolg haben wollen, sehr grosse Anstrengungen machen und können nur dann darauf rechnen, die unsägliche Mühe und die grossen Kosten nicht umsonst aufgewandt zu haben, wenn sie sicher sind, dass sie ein gutes und gebildetes Auge haben. Man darf dort von Chrysanthemumaugen sprechen, wie in Hamburg von Weinzungen und Tabakzungen. Volkswirthschaftlich ist das durchaus nichts Unerhebliches. Die Herrschaft der belgischen Chrysanthemumaugen reicht meiner Erfahrung nach bis Dresden und vielleicht darüber hinaus. Wer in Dresden Freude an vornehmen Farbentönen hat, kauft belgische Chrysanthemum, die er viel theurer zu zahlen hat als die gewöhnlicheren deutschen.

* * *

Diese Modeblumen wechseln ständig die Farben und richten sich darin unmittelbar nach dem Geschmack, der in der Frauentoilette herrscht. Wenn fraise écrasée beliebt ist, trägt das Chrysanthemum diese Farbe so gut wie die Banquiersfrau. Und ebenso wird jede andere neue Nüance, die von den massgebenden Augen in Lyon oder London oder Paris der Welt als schön und begehrenswerth hingestellt wird, von den Modeblumen zurückgestrahlt. Doch geht es wie bei der Toilette, die in voller Frische und Originalität nur in den Centren der Production auftritt und in Farbe und Form unverständlich und reizlos wird, wenn die Schneiderin irgend einer entlegenen Provinzialstadt sie nachmacht.

Deshalb kann die Berührung mit Modeblumen nur dem erzogenen Auge empfohlen werden und nur dem Grossstädter, der das Beste zur Auswahl hat. Für das erst noch zu erziehende Auge sind die wilden Blumen viel werthvoller.

Sie sollten deshalb eine weit eingehendere Beachtung erfahren als bisher. An ihnen erwacht die Freude an der Farbe zuerst zum Bewusstsein. Denn sie geben sich nicht so leicht wie die Modeblumen, sie wollen umworben und studirt sein.

Und sie vertragen die Vertiefung in ihre Reize besser als die meisten Modeblumen, denn sie verbinden mit der Schönheit der Farbe die Grazie der Form, während die Modeblumen, die auf Massigkeit gezüchtet werden, nur zu oft nichts anderes mehr sind als ein grosser Farbenfleck.

Es wird nicht ausbleiben, dass in den kommenden Jahren der Blumenhandel sich auch der Schätze der Felder, Wiesen und Waldraine bemächtigt. Aber die wahre Freude erlangt doch erst der, der die wilden Blumen selbständig in der Natur beobachtet und sie mit eigenen Händen einheimst. Ihm erst wird die tausendfache Schönheit der bescheidenen Geschöpfe aufgehen, und in seiner ästhetischen Erziehung werden sie dieselbe Rolle spielen wie einst in der Entwicklung der Menschheit.

Die coloristische Erziehung ist aber für uns Deutsche in diesem Moment eine der wichtigsten und nothwendigsten Aufgaben. Denn es gilt, eine nationale Schwäche zu besiegen, die uns von unsern coloristisch energischer entwickelten Nachbarn abhängig macht. Gehen wir von der cultivirten Blume aus, so bleiben wir auf lange im Banne der Engländer, Franzosen und Belgier, die die Moden machen.

Wir sollten deshalb auch wünschen, dass unsere Künstler und Künstlerinnen, die Blumenstücke malen, sich mehr als bisher mit den wilden Blumen beschäftigen. Was dem modernen Blumenstücke oft fehlt, der Reiz der Intimität, lässt sich an den Modeblumen, die meist ein Element Brutalität enthalten, schwerlich erwerben. Die wilden Blumen bieten obendrein noch einen unendlichen Vortheil, sie sind eigentlich noch nicht gemalt worden, wenigstens nicht vom Standpunkt unserer modernen Empfindung für Farbe.



DREI POLITISCHE GRUNDTYPEN.

PÄPSTE, PARTIKULARISTEN UND KAISER.

VON

S. LUBLINSKI.

Seit etwa einem Jahrzehnt ist die Persönlichkeit wieder sehr zu Ehren gekommen, und immer mehr wird das individuelle Temperament als Mutterboden aller Ideen und Thaten anerkannt. Wenn aber diese Erkenntnis in Poesie und Philosophie schon reiche Früchte getragen und noch vielversprechendere Keime geworfen hat, so wird dagegen im Gebiet der Politik noch immer irgend ein abstrakter Parteigaul lustig getummelt, so dass man wirklich fragen möchte, ob die Politiker noch Menschen, oder nur Hampelmänner und Marionetten wären. Diese Frage ist darum so schwer zu beantworten, weil bei Kämpfen und Bündnissen, wo viele sich zusammenthun, naturgemäss das Eigenartige und Persönliche zurücktreten muss und Programme aufgestellt werden, die sich hauptsächlich ans Interesse und den Verstand wenden. Jedoch schliesslich wäre auch ein solches Bündnis nicht möglich ohne einen gewissen Korpsgeist, einen Klasseninstinkt, der letzten Endes doch wieder im Temperament wurzelt. Aus dieser Erwägung heraus wagen wir hier den Versuch, das labyrinthische Gebiet der Gegenwart flüchtig zu durchstreifen an der Hand eines Schemas, welches drei politische Grundtypen aufstellt, die durchaus nur in der persönlichen Anlage wurzeln — die Päpste,

die Partikularisten und die Kaiser. Sehen wir zu, wie weit wir damit kommen.

Unter Päpsten sind zu verstehen die Fanatiker einer Weltanschauung, jene unerbittlichen Prinzipienreiter und gradlinigen Moralisten, die mit dem starren, abstrakten Richtmass ihrer Gewissensforderungen an jedes Begebnis dieses so kleinlichen und so beweglichen Lebens herantreten. Zu allen Zeiten hat diese Geistesrichtung einen segensreichen oder verhängnisvollen Einfluss gerade auch auf das politische Leben ausgeübt. Aber ihre gleichsam amtliche Beglaubigung, Titel und Würde, erhielt sie doch erst im Mittelalter, welches in willensgewaltiger, wahnsinniger Anstrengung auch noch das Unsinnliche, Abstrakte zu veranschaulichen strebte. Etwas anderes, als Titel und Würde, kam freilich bei diesem titanischen Ringen nicht heraus, da die offiziellen Päpste fast niemals jenem Begriff entsprachen — wohl aber alle Märtyrer und Fanatiker in der Weltgeschichte, unter den Politikern besonders der jüngere Brutus, der jüngere Cato, Robespierre und St. Just in der französischen Revolution.

Die vollkommenen Gegenfüssler der Päpste sind die Partikularisten, die sich um Weltanschauungen und Gewissensfragen den Teufel was bekümmern, sehr viel aber um die nächstliegenden, materiellen Dinge, die Dörfer, Städte und Länder, die unmittelbar an ihre Gemarkung grenzen. Fernliegende, lockende Güter erregen nur eine ganz flüchtige Begierde in ihnen und sie schätzen zu allen Zeiten den Sperling in der Hand als das nützlichste Tier, das sie aber, wenn es sein muss, mit einem Konkurrenten gern teilen. Dieser nüchternen realistischen Anschauungsweise entspricht auch ihre politische Kampfmethode. Ungern und nur als ungeschickte Maske verwerten sie die sittliche Weltordnung oder jene glänzenden Vorspiegelungen, die so berauschend auf die Phantasie der Massen wirken. Immer sind es die zunächstliegenden, ganz irdischen Triebe, die der partikularistische Politiker am besten zu handhaben weiss — also Habsucht, Philistereitelkeit und Neid. Freilich schämen sich diese Herren bisweilen ihrer innersten Natur und bedecken sie dann mit einem schützenden Feigenblatt, welches sie Opportunismus benamsen. Damit wollen sie sagen, dass auch ihre Brust erfüllt wäre von der Sehnsucht nach einem Unendlichen der Macht oder der Überwelt — leider aber wären wir nur arme winzige Menschlein, die nicht mit dem Kopf gegen die Wand rennen dürften, vielmehr, wenn auch mit blutendem Herzen, sich diesem Leben anzupassen hätten und erwägen müssten, ob die angewandten Mittel auch opportun wären. Das aber ist genau so komisch, als wenn Feiglinge sehr ernsthaft die Pflicht der Selbsterhaltung doziren wollten. Schliesslich giebt es keinen Menschen, der sich rein zum Vergnügen niederschiessen lässt oder der nicht, bevor er etwas unternimmt, Mittel und Wege sorgfältig abwägt. So kämpfte und siegte der grosse Alexander nicht nur mit den Waffen, sondern, wo es nötig, auch mit dem Golde. Aber nicht aus seinem, sondern seines Vaters Munde stammt jenes famose Diktum, dass keine Mauer zu hoch wäre, die ein mit Gold beladener Esel nicht übersteigen könnte. Damit sollen nun keineswegs durch die Bank die Herren Partikularisten als schlechte Kerle und pfiffige Cyniker bezeichnet werden. Aber doch charakterisirt jenes Wort sehr gut die behagliche Lebensphilosophie und nüchtern behäbige Freude am Nächstliegenden, die zu allen Zeiten auch das Merkmal des Kleinstaatlers und Kirchthurmpolitikers, also des Partikularisten im technischen Sinn des Wortes, gewesen ist.

Die Höherform von Papst und Partikularist — das ist der Kaiser, der die wichtigsten Eigenschaften beider innigst in sich vereinigt. Vom Partikularisten hat er den ganz irdischen, realistischen Sinn, der Mittel und Wege virtuos zu berechnen weiss, von jenem anderen aber die grossen Gesichtspunkte, die kolossalen Dimensionen und jenen Rausch des Unendlichen, welcher der wesentlichste Faktor aller Religionen ist. Nur freilich thront seine Gottheit auf der Erde, und seine Religion der Macht wird keine Anerkennung finden beim Vater im Himmel. Doch nicht mindere Anstrengungen weiht ihr darum ihr Gläubiger, nicht minder blutige Opfer bringt er ihr dar, als der Frömmste unter den Frommen seinem überirdischen Gott. Und auch das Pathos des

begeisterten Propheten, die tiefste Durchdrungenheit von seiner Mission fehlt dem Kaiser, dem Imperator, so wenig wie dem Papst.

So beschaffen also ist unser Schema, das in seiner Anwendung natürlich die verschiedensten Modifikationen erleidet. Zwei der wichtigsten, an denen die Herren Partikularisten die Schuld tragen, sollen hier gleich vorweggenommen werden, weil sie sehr bezeichnend sind für das letzte Viertel unsers Jahrhunderts. Bisweilen nämlich hält aus taktischen Gründen der Partikularismus es für angebracht, eine düster päpstliche Maske oder eine imposant imperatorische vor sein biederes Gesicht zu nehmen. Das erste, wenn er in arger Bedrängnis sich befindet, schwer um seine Existenz ringt und mit seiner Nützlichkeitsphilosophie nicht mehr auskommt. Dann wird er Metaphysiker, Dogmatiker, Fanatiker und gebärdet sich wie rasend ob der Ruchlosigkeit seiner Feinde, die, so behauptet er, alles göttliche und menschliche Recht mit Füssen treten, — weil sie ihn angreifen. Zu dem Zweiten aber, zur Imperatorenmaske, streckt der Partikularismus seine Hände aus, wenn er seiner sonst festgefügten Herrschaft in der Phantasie der Massen noch eine Stütze geben möchte. Oder auch in seiner Jugend thut er es, wenn er die schwellenden Keime fühlt und seiner inneren Natur sich noch nicht klar bewusst ist. Diese Verhältnisse, diese Modifikationen, bedingen unsere Gegenwart so vollkommen, dass das reine ungetrübte Schema dagegen gar nicht aufkommt. So haben wir nicht etwa eine rein partikularistische Arbeiter- und daneben eine revolutionäre und abstrakte Ideenpolitik der Papst- nnd Priesternaturen, sondern eine Verbindung, Zusammenkoppelung beider, welche sich Sozialdemokratie benennt. Wie ist das gekommen? Aus welchen Ursachen erwuchsen solche im Grunde unnatürliche, wenn auch welthistorisch typische Verhältnisse?

Immer noch weit mehr, als man wohl ahnt, ist der Zustand unserer Tage bedingt durch die Revolution von 1848, die darum eine kurze Betrachtung verdient. Es war eine merkwürdige, fast möchte man sagen pathologische Revolution, die sich in ihren Zielen und in ihrem Verlaufe von jeder ähnlichen Bewegung in der Weltgeschichte ganz absonderlich unterschied. Die meisten Revolutionen wurden von Fanatikern, Papst- und Priesternaturen gemacht, und ihr Ziel, wenigstens das klare, den Urhebern voll bewusste Ziel war immer ein dogmatisches, abstraktes, ein im Menschenleben unmögliches. Ganz anders im tollen Jahre 1848, in welchem die Imperialisten, die Kaiserträumer und Machtphantasten allüberall das treibende Element waren. Man träumte von einem Grossdeutschland, einem germanischen Weltreich und der Wiederherstellung der alten Kaiserherrlichkeit. Ähnliches lebte in Italien, das seine grosse, römische Vergangenheit noch keineswegs vergessen hatte. In Frankreich aber wurde der angebliche Neffe des grossen Kaisers, Louis Napoleon, zum Präsidenten der Republik erwählt. Wenn es in Österreich anders zu sein schien und dort die Revolution eine völlige Atomisirung und Spaltung des Kaiserstaates herbeizuführen drohte, so ist zu bedenken, was wir so eben vom Partikularismus, wenn er jung ist, gesagt haben. Lange hatten sie geschlafen, die Czechen, die Slovenen, die Kroaten und selbst die Ungarn. Und wie sie nun erwachten, fühlten sie sich wie berauscht von dem blendend hellen Tageslicht und schwelgten in den kühnsten Hoffnungen einer grossen Zukunft. In jenen Tagen wurde der Panslavismus geboren, und auch die ungarische Nation mochte wohl von einer Weltherrschaft träumen. Ihr grosser Diktator Kossuth war durchaus Imperialist, eine hinreissende, die Massen berückende Kaisernatur. Selbstverständlich fehlten auch die Dogmatiker nicht ganz, die politischen Päpste und Doktrinäre, denen die Kaiserträume verhasst waren und die Nationalitätenbewegung zum mindesten gleichgültig, weil sie zunächst eine Zerstörung, einen totalen Umsturz erstrebten, um Platz zu machen für einen gründlichen Neubau. Auch hätten diese Absoluten und Extremen bei einem vollen logischen Ausleben der Revolution die Macht in die Hand bekommen müssen, um mit allem Kleinlichen. eigennützige Widstrebenden unerbittlich aufzuräumen, bis

Natur zum Scheitern gekommen wären. Aber sie hätten dann doch ihren Nachfolgern, den Relativen und Irdischen, grandiose Gesichtspunkte und ein von allem Kleinlichen befreites Operationsfeld hinterlassen — auf das revolutionäre Europa wäre ein wirklich kaiserliches gefolgt, wie Napoleon auf Robespierre und St. Just. Der Fehler und die Eigenart der Revolution lag eben darin, dass sie ohne jeden Übergang, direkt und bewusst, einen Kaiser, einen Napoleon, grosse Nationen und Weltreiche erzeugen wollte. Wenn die Päpstlichen, die Dogmatiker und Doktrinäre, zu den Barrikaden stürmten, so sahen sie sich nicht nur den Männern der Ordnung gegenüber, auch den Kaiserschwärmern jeder Art. An dieser Uneinigkeit ihrer vornehmsten Vertreter ist die Revolution schliesslich zu Grunde gegangen, und was sich aus ihr emporrang, das war für die hochgespannte Hoffnung eine furchtbare Enttäuschung. Diese Entwicklung unmittelbar nach der Revolution bis etwa zu Ende der sechziger Jahre war eine moderne Tragödie, die ohne viel äussere Handlung, stumm und verschlossen, in der europäischen Seele sich abspielte. In Trümmer sank jede Hoffnung der Kaiserschwärmer, verloren auch ging der Glaube der Papst- und Priesternaturen an das baldige Erscheinen einer grossen, weltbeglückenden Republik und auch die Partikularisten sahen sich enttäuscht und verdrängt — von einem glücklicheren Nebenbuhler. Einzelne kluge und leidlich kapitalkräftige Geschäftsleute wussten nämlich die aufgeregten Leidenschaften der Nationen zur Erweiterung ihrer Firma geschickt auszunutzen. Das grosse germanische Weltreich wurde zwar nicht verwirklicht — aber doch wenigstens Grosspreussen; Mazzini und Garibaldi konnten Italien nicht einigen — Cavour aber und Viktor Emanuel, die konnten es. Und auch der Kaiserstaat Österreich kam zur Ruhe. Die wilden Ungarn gossen Wasser in ihren brausenden Wein, wurden sehr praktisch und koalirten sich mit den grosskapitalistischen Deutschen und den Polen aus Galizien zu einer gemeinsamen, partikularistischen Machtpolitik. Nicht viel besser ging es in Frankreich. Zwar gefielen sich der dritte Napoleon und sein Hof in imperialistischen Extravaganzen, die aber über eine flitterhafte Dekoration niemals hinauskamen. In Wirklichkeit befestigte sich unter diesem Regime die Bourgeoisie immer mehr in ihrer Herrschaft, welche sie unter Louis Philipp durch eine unscheinbare Aussenseite wenigstens noch zu verbergen trachtete. Ein nüchterner, langweiliger, harter Grosspartikularismus zog herauf, der nicht nur den Schwärmern und Hochbegabten sondern auch den kleineren Partikulargewalten bald unerträglich wurde. Dieses Verhältnis aber zwischen kleinen und grossen Gewalten war in den meisten europäischen Staaten rein wirtschaftlicher Natur — dem Kapital und den Unternehmern traten die Arbeiter und Kleinbürger gegenüber. Dazu kam noch in Grosspreussen (alias Deutsches Reich) der Gegensatz zwischen Preussen und den Kleinstaaten, zwischen Nord und Süd. Gerade das Beste am Partikularismus, das warme Stammes- und Heimatsgefühl, zuckte schmerzhaft zusammen, als die rauhe Hand der preussischen Behörden ihm erkältend an's Herz griff. Es darf also nicht Wunder nehmen, wenn diese gedemütigten Partikularisten zornig sich aufbäumten und nach Bundesgenossen umschauten, die sie natürlich nur unter den gleich ihnen Gedemütigten finden konnten. Wer nun waren diese Bundesgenossen? Waren es die Päpste oder waren es die Kaiser? Eigentlich, so hätte man glauben müssen, die Kaiser, da es sich doch um einen ganz irdischen Machtkampf handelte, der nur mit Interessen zu schaffen hatte, und nichts, gar nichts, mit der Überwelt und dem Dogma. Aber der Partikularist und Kirchthurmpolitiker ist unter allen Umständen ein Philister, der alles Glänzende, Hochstrebende, Hochbegabte grimmig hasst, dagegen das Dogma, wenn es ihm nur in einer recht handlichen, keulenfesten Form entgegentritt, mit Wonne zwischen die schwielen Fäuste nimmt, um es auf den Schädel des Gegners tig niederzuschmettern. Eitel ist ja jeder Mensch und hält sich für aus- Da kommt nur die Frage in Betracht, welche Eitelkeit mehr An- fordert, mehr Kosten macht — die imperialistische oder die dog- ztere erfordert Verbissenheit, Fanatismus, Hassinstinkt gegen

den Gegner — lauter Dinge, die einem Partikularisten und Philister, der um seine Existenz ringt, gerade nicht schwer fallen. Dagegen die imperialistische Eitelkeit verlangt Schwung, Dekoration, Eleganz und Grazie — ganz unmögliche Dinge für den Arbeiter und Kleinbürger. Und so wurden die Kaiserschwärmer allüberall zurückgedrängt, und der Partikularismus verband sich mit dem Dogmatismus, wurde metaphysisch, welfisch, ultramontan und radikal und endlich - antisemitisch oder sozialdemokratisch.

Durchaus partikularistisch war die Arbeiterbewegung in ihren Anfängen Mit zäher Geduld drang sie Schritt für Schritt vorwärts und suchte ihre kleinen Errungenschaften ganz allmälig zu einem respektablen Kapital zu häufen. Daran hätte auch das glänzende, imperialistische Vorspiel eines Ferdinand Lassalle auf die Dauer nichts ändern können — wenn nicht der Krieg von 1866 und der Bund des siegreichen Grosspreussentums mit dem Grosskapitalismus, dem Todfeind der Arbeiter, hinzugekommen wäre. Nun freilich, und nachdem auch noch der Imperator Lassalle durch einen ausserhalb der Bewegung liegenden Zufall beseitigt war, hatten die beiden Päpste, Marx und Engels, und ihr Apostel Liebknecht gewonnenes Spiel. Und wirklich eine Doktrin, die mehr als die Marxistische, der Arbeiterbewegung auf den Leib geschnitten wäre, hätte es gar nicht geben können. Denn gerade diese Lehre enthält einen sehr kleinbürgerlichen, sehr nüchternen, eminent realistischen Kern, der im schneidenden Gegensatz zum Idealismus der Revolutionäre von 1848 steht. Keine mystischen Wunder einer geheimnisvollen Volkskraft werden herangezogen, sondern in Gruppen, Klassen und Interessen zerlegt sich die ganze Gesellschaft. Nicht durch Begeisterung und Heldenkraft wird der Sieg errungen, nur durch straffe Organisation und zähes Fortschreiten, durch einen mühsamen, gar nicht romantischen Kampf auf dem starr eingehegten Boden der Verfassung. Partikularistisch durch und durch war diese Auffassung, die in ihrer strikten Anwendung nur eine intensive, friedliche Arbeiterbewegung hätte erzeugen können, nun und nimmer eine revolutionäre Sozialdemokratie. Aber Marx und Engels waren Gescheiterte aus dem Jahre 1848 und dieser realistische Kern ihrer Lehre war nur die Folge einer gewissen Ernüchterung, eines Misstrauens gegen die eigene Kraft und eines Bündnisbedürfnisses. Ihre abstrakt politischen Dogmen blieben ihnen doch allzeit die Hauptsache und nach ihrer Niederlage, in ihrer Verzweiflung, klammerten sie sich an die Arbeiterbewegung, setzten alle Hoffnungen auf diese eine Karte. So ganz verrechneten sie sich darin freilich nicht. Der realistische Kern liess die Arbeiter auch die dogmatische Schale mit übernehmen und, wie gesagt, in der Hitze des Kampfes wurde das Dogma oft die Hauptsache, weil sich in ihm die Wut, der Hass und Schmerz der Unterdrückten ansammeln und furchtbar entladen konnte. Doch solche Momente vollkommener Einigung waren immer nur vorübergehend, und von Anfang an herrschte in der Sozialdemokratie ein Schweben und Schwanken zwischen praktisch partikularistischer und päpstlich fanatischer Politik. Dieser Widerspruch, wie er in der Doktrin liegt, reicht auch bis zu den Spitzen, den Führern hinauf, denen die Leitung der Partei gegenwärtig anvertraut ist. Darum verlohnt es sich schon der Mühe, diesen Herren etwas näher ins Gesicht zu sehen.

Derjenige Führer, in dessen Lebensgang sich die Entwicklung der Gesammtpartei gleichsam in nuce widerspiegelt, ist August Bebel. Gerade er stand ursprünglich ganz entschieden auf dem Boden einer rein partikularistischen Arbeiterpolitik, und wenn Lassalle in Leipzig nicht aufkommen konnte, so hatte er es nicht zuletzt dem einfachen Drechslermeister zu verdanken. Noch heute, nachdem er längst dem Handwerksberuf entsagt hat, ist der demokratisch kleinbürgerliche Typus in der untersetzten, breitschultrigen Gestalt ganz unverkennbar, in seinem ganzen Gehaben, in seiner Toilette und dem langen, wirr über die Stirne stürzenden Haar. Die geistige Art seiner Schriften zeigt die stille Geduld des arbeitsamen Gelehrten, dieses edelsten Typus des Kleinbürgers, in Verbindung mit der messerscharfen Dialektik und packenden Rhetorik des fanatischen Propheten. Wie er als

anerkannter Parteiführer noch jahrelang seinem Beruf und seiner Heimat treu blieb, so dass ihn, nach eigenem Geständnis, keine seiner zahlreichen Strafen so sehr, wie einst die Ausweisung aus Leipzig, schmerzte, so hatte ihm auch die Beteiligung an der Arbeiterbewegung keineswegs die Liebe zum Stammland geraubt, wenigstens 1866 noch nicht. Er war Kleinstaatler mit jeder Faser seines Wesens, und der Preussenhass ihm wohl schon früher nicht fremd gewesen. Darum musste auch ihn der endgiltige Sieg und die Oberherrschaft des verhassten Staates in jene Not und Krise stürzen, in welcher die Frage nach der Existenzberechtigung seiner Weltanschauung sich unwiderstehlich aufdrängte. Der Partikularist brauchte seinen Papst und suchte und fand ihn auch — in Liebknecht.

Ja, diese beiden, Bebel und Liebknecht, passen zusammen, fast möchte man sagen, wie Sancho Pansa und Don Quixote, wenn nicht das einfache Verhältniss durch mancherlei Nebenumstände wieder verdunkelt würde. Zunächst ist Liebknecht wirklich, seiner ursprünglichen Anlage nach, eine fanatische Papst- und Priesternatur, ein Mann von gewaltiger Einseitigkeit, der Menschen und Institutionen, Litteratur und Kunst, an dem marxistischen Dogma gelassen abmisst und alles, was nicht hineinpasst, durch den höchst langweiligen, weil höchst monotonen Donner seiner Rede zu vernichten sucht. Er kämpfte gegen Lassalle, Schweizer und Hasenclever und verhöhnte bitter die parlamentarische Komödie. Und welche Mühe hatte er doch einst angewandt, um trotz der Allianz mit der süddeutschen Demokratie den heiligen Kommunismus nur ja in's Programm zu bringen. Wirklich nahmen damals die Herren aus Süddeutschland diese Erklärung so ernst, dass sie jede Verbindung mit ihm abbrachen. Zum Papst gehört eben auch das Dogma, das ganz genau formulirt werden muss, um den Ketzer gleich herauszufinden. Zum Glück für ihn steckt in der Doktrin eben auch jener schon erwähnte, realistische Kern, durch welchen ihm eine praktische, politische Thätigkeit erst ermöglicht wird, ohne dass er mit seinem dogmatischen Gewissen je in Konflikt kommt. Aber diese praktische Thätigkeit ist ihm im Grunde eine Last und in leidenschaftlichen Tiraden kommt sein revolutionäres Temperament immer wieder machtvoll zum Durchbruch. Gerade umgekehrt ist es bei Bebel, bei dem die praktische, taktische, partikularistische Natur sich aus allen Hüllen siegreich emporringt. Darum ist er auch ein viel besserer Parteiführer, als Liebknecht. Anderseits will er aber doch dem Dogma stets seinen Zoll erstatten und zwar heiss und leidenschaftlich, mit dem ganzen Eifer eines Neophyten. Aus diesem inneren Widerspruch ergab sich seine schwankende Haltung in der Agrarfrage, die er zuerst sehr energisch und dogmatisch von sich wies, um nachträglich den Entwurf der Kommission nicht minder energisch zu vertreten. Im innersten Kerne seiner Natur, im ganzen Gefüge seines Wesens ist Bebel von Liebknecht grundverschieden und eigentlich ein Geistesverwandter Vollmars. Trotzdem wird er an Liebknecht immer festhalten, und der Bruch mit Vollmar wird nie ganz auszuheilen sein, da das Nahverwandte, wenn es sich scheidet, weit schwerer wieder zusammenzufügen ist, als der anscheinend vollkommenste Gegensatz. Der Partikularist Bebel hat seine Seele an seinen Papst und sein Dogma gehängt, während Vollmar solch' einer überirdischen Weihe für seinen Standpunkt gar nicht weiter bedarf.

Der ehemalige Offizier des Papstes ist eine interessante Individualität, ein lebenswarmer Mensch, den eine diskrete, bayerische Lokalfarbe noch immer umfängt. Aber er ist keine leidenschaftliche, elementare Natur, kein Pathetiker und auch kein Skeptiker. Er ist ein vornehmer Partikularist, der doch nicht gar zu sehr am Einzelnen klebt, sondern immerhin einen weiten Umblick hat und die gelassene Hand nach dem Nächstliegenden und auch dem Zweiten und Dritten ruhig erraffend ausstreckt. Gleich weit entfernt ist Vollmar von dem Dogmatismus eines Marx und Liebknecht, wie von der phantasieberauschenden Beredsamkeit eines Ferdinand Lassalle. Aber auch bei einer ganz und gar partikularistischen Industriearbeiterpartei mag er nicht stehen bleiben. Hellen Blickes schaut er um sich, wo sonst noch eine Gruppe

oder Klasse mit sozialen Nöten ringt. Hat er sie gefunden, dann studiert er ihr Milieu, die Grundbedingungen ihrer Existenz, ohne von aprioristischen Dogmensätzen sich im mindesten beirren zu lassen. Auch ihn hat ein spezifisch preussenfeindlicher Partikularismus der Sozialdemokratie entgegengeführt, aber auch hat ihn die kühle Milde seines Wesens über solche Stimmungen längst hinweggehoben. Jedenfalls ist es bezeichnend im höchsten Grade, dass ein Liebknecht und ein Vollmar, trotz mancher Reibungen, doch leidlich friedlich unter dem Dache einer Partei zusammenwohnen können. Dieses im Grunde unnatürliche Bündnis zwischen einem Päpstlichen und Partikularisten hat eben des Lebens harte Not zusammengeschmiedet zur Abwehr und zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind.

Fast aus den gleichen Ursachen, wie die Sozialdemokratie, ist der Antisemitismus zu erklären. Auch hier verbindet sich eine bedrängte Partikulargewalt, die wirtschaftlich so schwer bedrohte Klasse der Kleinbürger nämlich, mit doktrinären Päpsten und politischen Fanatikern. Freilich unterscheidet der Antisemitismus sich von der Sozialdemokratie wie sich die Verteidigung vom Angriff unterscheidet. Die Arbeiter und die politisch Radikalen haben eben noch fast alles zu gewinnen, während die Kleinbürger, die protestantischen Orthodoxen und die Klerikalen vor dem Ansturm des Zeitgeistes ihr Letztes mühsam noch behaupten. Diese Verschiedenheit der Position bedingt auch eine von der sozialdemokratischen grundverschiedene Kampfweise. Einmal sind die antisemitischen Waffen vergifteter, tückischer, weniger grossmütig, als bei den Sozialdemokraten, und anderseits ist die Parteimetaphysik sehr viel interessanter. Das aber liegt daran, dass der Angreifer sich mit ein paar handfesten Schlagworten seiner materialistischen Geschichtsphilosophie begnügt und begnügen darf, während der Verteidiger alle die alten, liebgewordenen Zustände, die einen Nützlichkeitsgrund in der Gegenwart nicht mehr haben, mit irgend einem metaphysischen Warum zu stützen suchen muss. Daher konnte es kommen, dass geistreiche, hochbegabte Männer, deren tiefgründige Individualität mit dem flachen, demokratischen Zeitgeist sich im Widerspruch fühlte, zeitweilig zu Päpsten des Antisemitismus werden konnten. Auch sie sahen sich eben in die Verteidigerstellung gedrängt. Unter besonders günstigen Umständen fügte es sich sogar, dass ein politisch Radikaler, der logischer Weise sich zum Sozialdemokraten hätte entwickeln müssen, zu den Antisemiten hinüberkam. So wengistens geschah es mit einem ihrer Häuptlinge, dem unbestätigten Bürgermeister von Wien, Doktor Lueger, der ursprünglich ein Demokrat vom reinsten Wasser war. Wenn er dennoch, statt zum Sozialdemokraten, zum Antisemiten sich entwickelte, so lag es einmal daran, dass die Arbeiter in Österreich noch gar keinen direkten politischen Einfluss besassen, dann aber vielleicht auch, weil er zu individuell veranlagt war, um an dem Marxistischen Dogma Geschmack zu finden. Fanatiker ist er durch und durch und er verband sich mit dem Partikularismus des Kleinbürgers, nicht um klerikale, sondern radikal revolutionäre Ideale durch dessen Beistand zu verwirklichen. Freilich begegnete er auf diesem Wege seinen Gegenpäpsten, den Klerikalen. Da keiner den andern völlig verdrängen konnte, so gingen eben Lueger und der „fürstliche Demagoge“, Prinz Lichtenstein, ein Bündnis ein, welches zu den seltsamsten in der Welt gehört, trotzdem aber noch langen Bestand haben dürfte.

Diese Koalitionen zwischen einem fanatischen Dogmatismus und einer partikularistisch kleinbürgerlichen Klassenpolitik, wie sie im Antisemitismus und der Sozialdemokratie stattfinden, bezeugen recht deutlich, dass das vereinzelte Individuum oder auch vereinzelte Gruppen nicht mehr ganz auf sich allein stehen können, ohne von übermächtigen Gewalten erdrückt zu werden. Trotz alledem aber giebt es auch Querköpfe, die sich darauf versteifen, dennoch allein zu stehen, und kein verpflichtendes Bündnis einzugehen. Es ist freilich klar, dass zu diesen Naturen die Partikularisten nicht gehören. Denn die sind niemals querköpfig, wenn die Wand zu dick ist, um mit dem Schädel dagegen anzurennen. Heute aber ist sie zu dick dazu. Auch die Herren

Päpste, so fanatisch sie sind, vergessen doch selten, dass sie auch klug sein müssen, wie die Schlangen. Wenn sie freilich einmal dieser Klugheit entsagen, dann entwickelt sich ein furchtbares Resultat, und wir sehen den verbissenen, hasswütigen Anarchisten, der mit Dolch und Dynamit nicht etwa den persönlichen, politischen Gegner zu vernichten sucht, sondern jenes abstrakte unfassbare Gespenst, die Gesellschaft. Und so riesengross erscheint ihm dieses Gespenst, dass vor demselben die Menschen werden wie Käfer und Ameisen, die er zu Tausenden mit seinen plumpen Holzschuhen zertritt. Harmloser und im Grunde auch interessanter ist eine andere Gruppe von bündnislosen Herumschwärmern — die Kaisernaturen nämlich, denen vielleicht die nächste Zukunft, aber ganz gewiss noch nicht die gegenwärtigste Gegenwart gehört. Was machen sie inzwischen, wie vertreiben sie sich die Zeit? Mit Tollheiten, Dummheiten, Extravaganzen jeder Art. Da diese Herren in Rom nicht einmal die Zweiten sein können, nun denn, so doch wenigstens in irgend einem langweiligen Dorf die Allerersten. Glücklich für sie, wenn ein beschränkter Gewalthaber um diesen ersten Platz sie noch zu kämpfen nötigt. Dann werden doch der Lärm, das Pathos, die üppige Schaustellung der Heerscharen, lauter Dinge also, die der glanzliebende Imperialismus gar nicht entbehren kann, durch die Aufregung des Kampfes und das Schlachtgetöse wenigstens entschuldigt, obwohl es immerhin höchst komisch wirkt, dass, um ein paar armselige Spatzen vom Dach zu schiessen, ganze Batterien aufgefahren werden. Das Eldorado dieser Leute ist gegenwärtig Österreich, das sich somit wirklich einmal als „Kaiserstaat" erweist. Die vielen Nationalitäten, von denen Cisleithanien wimmelt, suchen sich wechselseitig den Rang abzulaufen und träumen alle, alle von Weltreichen kolossalster Dimension. Und so kämpfen sie und ringen und schlagen heisse Schlachten, für — Strassentafeln, Schulvereine und, wenn es hoch kommt, für ein separatistisches Königreich. Das ist sehr wenig, aber doch sehr viel mehr, als ihre Brüder in Deutschland aufzuwenden haben. Diese Armen können höchstens als Vegetarianer oder Temperenzler, als Kleiderreformer, Naturärzte oder Spiritisten ein kleines, ach so kleines Wirkungsfeld sich schaffen für ihr phantastisch pathetisches Naturell. Und dann ärgern sie noch, die Guten, und werden furchtbar böse, wenn ihre nüchternen Mitmenschen laut auflachen ob der dröhnenden Kanonenschüsse, die sogar nicht mehr den Spatzen, nur noch den Mücken gelten. Aber die Gequältesten sind diese doch noch nicht. Das Kreuz beginnt erst recht, wenn so ein Imperialist in seinem Heimatsdorf wirklich der Erste geworden ist, — das hatte kürzlich erst Franzesco Crispi zu erfahren, der sich nicht begnügen wollte mit der Rolle eines Diktators für die Ordnungsparteien, sondern in sinnloser Phantastik seinem Imperatorennaturell die Zügel schiessen liess.

Jawohl Crispi ist ein Kaiser, ein Imperator, denn er besitzt die ganze kolossale Machtphantasie eines solchen. Vor seinen Augen wimmelte es von unzähligen Heerschaaren, von Panzergeschwadern, die das ganze Mittelmeer bedeckten, von ungeheuren Kolonialreichen in Afrika, angefüllt mit Gold und Edelstein. Er liebte die tönenden Worte und gefiel sich unendlich als pathetischer Staatsretter. Nur Schade, dass er für seinen überschüssigen Thatendrang in dem kleinen Italien keinen Raum fand. Denn Arbeitervereine auflösen, aufsässige Parlamente nach Hause schicken, Ausnahmegesetze durchdrücken — das sind ja alles ganz schöne Sachen, die aber ein gewöhnlicher Polizeiminister auch noch fertig bringt. In dieser Not machte es Crispi, wie sein von den Franzosen annektirter, grosser Landsmann, Emil Zola. Dieser, gleich Crispi, eine demokratische Gewaltnatur hat die Schönheit des Hässlichen entdeckt und verstand es, selbst dem Kot, dem Erdenschmutz eine gewisse ästhethische Grösse abzugewinnen. Das versteht aber Don Francesco noch viel besser. Er türmt Kothpyramiden von so kolossaler Grösse, dass selbst die geriebensten Männer von Panama ihre Inferiorität gegenüber diesem Unvergleichlichen bewundernd eingestehen. So stehlen, wie Don Francesco, kann kein anderer Minister oder Parlamentarier, das ist vollkommen ausge-

schlossen. Damit war aber seine Grösse noch lange nicht erschöpft. Wie für die Realität des Kothes, so hatte er auch Sinn für das Überirdische, Verflüchtende, Ätherische. Er hat eben nicht nur Nanna, sondern auch le rêve gelesen. Ehrfürchtig beugte er sich also vor dem Statthalter Christi, und Kreuzzugsworte gegen die teuflische Brut der Anarchisten strömten ihm in Fülle über die geweihten Lippen. Freilich missglückte meistens ein solcher Aufflug — zum Kardinal Rampolla, und dann stellte er sich mit beiden Füssen wieder in die irdische Realität. Der Äther ist eben nur ein Postulat, ganz positiv aber — der Dreck!

Das alles ist nicht schön, gewiss nicht. Aber mildernd für den Mann fällt ins Gewicht, dass bisher noch fast jeder italienische Minister, wenn auch nicht in ganz so — grossartigem Massstab, ein Gleiches gethan. Die Halbinsel ist eben noch ganz erfüllt von den Miasmen, die eine jahrhundertlange Protektionswirtschaft dort aufgehäuft. Jeder Ehrgeizige, der emporkommen will, verfällt unfehlbar dem Dunstkreis dieser Atmosphäre, und eine so leidenschaftliche, herrsch- und glanzbegierige Natur, wie Crispi, sogar noch leichter, als etwa der kühl berechnende Depretis. Sein Zustand ist gewiss beklagenswert. Zu einer grossen, äusseren Politik reichten die Kräfte des Landes nicht aus und zu einer gross angelegten sozialen fehlte ihm, wie seiner ganzen Generation, absolut jedes Verständnis. Er ist ein Kaiser, aber ein Deklassirter — die Partikularisten, das heisst die gemässigten Diebe und kleinen Staatsmänner, die Bourgeois und Grosskapitalisten, waren seine einzige Stütze, die dann, als der Sturm losbrach, ihm unter den Händen kläglich zerbrach. Aber auch die Papstrolle seines Gegners Cavallotti war nicht gerade glänzend, weil dieser feurige Volkstribun keine positiven Ideale hat, ausser dem einen, welches in jedem anderen Lande selbstverständlich wäre, dass nämlich die Minister und Volkstribunen auch ehrliche Männer sein müssten. Sollte er dieses Ziel erreichen — es wäre ein Segen für seine unglückliche Heimat. Aber den Ideengehalt seiner Nation wird er darum nicht sehr bereichern. Ganz noch lebt Cavallotti in jenem abstrakten öden Radikalismus ohne jeden sozialen oder modern individuellen Zug, der in Mitteleuropa und auch in Frankreich längst abgewirtschaftet hat. Ebenso wandelt der Dichter Cavallotti noch immer in alten, längst ausgefahrenen Geleisen. Es ist kein Glück für Italien, dass sein bester Staatsmann Francesco Crispi heisst; aber auch mit seinem besten Mann, mit Felice Cavallotti, kann es gerade nicht Staat machen. —

Wir sind am Ende unseres flüchtigen Streifzuges und können das schliessliche Ergebnis in dem einen Worte zusammenfassen, das alles am falschen Platz steht. Entweder finden wir den Partikularismus an der ihm nicht gebührenden ersten Stelle oder im unnatürlichen Bündnis mit einem fanatischen Dogma, das in die Kämpfe des Tages hinabgezerrt wird, statt uns als herzerhebende Weltanschauung aus dem Dunstkreis des Alltäglichen machtvoll emporzutragen. Daneben her läuft ein Imperialismus, der seine herrliche Kraft in nichtigen Albernheiten und wahren Knabenstreichen sinnlos verpufft. Wir müssten also trüben Herzen hier abbrechen, wenn nicht doch zum Glück mancherlei Vorzeichen eines baldigen Umschwungs vorhanden wären, die wir uns, als gute Feinschmecker, für den Nachtisch aufbewahrt haben. Immer intensiver traten nämlich im letzten Jahrzehnt zwei Strömungen hervor, denen wohl die nächste Zukunft gehört, und die geeignet wären, einen gründlichen Wandel herbeizuführen — die ethische und die sozialradikale. Die erste hilft wieder dem subjektiven Innenmenschen zu seinem Recht und legt ihm an's Herz, erst in der eigenen Brust die Kämpfe auszutragen, bevor er in die der Aussenwelt sich stürzt. Nur dann ist er fähig, wie zum echten, flammenden Zorn gegen alles Falsche und Verlogene, so auch zu echter Milde gegen natürliche, menschliche Schwäche, die sich auch in den politischen Institutionen äussert. Diese Milde ist ebenso weit entfernt von der feigen, lauwarmen Haltung der gemässigten Liberalen, wie von der wahnsinnigen Zerstörungslust papistischer Fanatiker. Dass aber eine also geadelte und veredelte Ge-

sinnung einen entschiedenen Radikalismus nicht ausschliesst, beweisen am besten jene Sozialradikalen, die mehr oder weniger mit einem Fuss noch im ethischen Lager stehen. Man denke nur an die Bodenreformer, in deren Schriften die ethischen Leitsätze niemals fehlen dürfen, und die sogar ohne einen persönlichen Gott nicht auszukommen scheinen. Aber auch die Reformer rein gewerkschaftlicher und industrieller Art bedürfen weit mehr, als die Päpstlichen und Partikularisten einer tiefgehenden ethischen Stimmung, da gerade ihnen zwei böse Schwächen der menschlichen Natur entgegentreten — die behäbige Selbstgenügsamkeit des Philisters und der Hassinstinkt des Fanatikers. Diesen beiden Bequemen wird ja ein ganz unerhörter Zwang zugemutet, gegen den alle ihre Instinkte stürmisch rebelliren. Der eine soll nicht mehr alles nur gut und vortrefflich finden in dieser besten aller Welten, der andere wieder soll der Welt nicht fluchen, sondern sie umschaffen auf Grundlage empirischer Studien, die vom Einzelfall ausgehen und doch zum mächtigen Kuppelbau einer völligen Neuordnung emporführen. Denn darauf eben kommt es an, und dieser grosse Zug unterscheidet die heutigen Reformbestrebungen von ähnlichen in den sechziger Jahren.

Lassalle und Schulze-Delitzsch haben sich bitter gehasst, und die Gegner des grossen Agitators verfehlten nicht, diese Feindschaft als Beweis hinzustellen für den völlig negativen, lediglich zerstörenden, mephistophelischen Geist Lasalles. Aber dieser sehr billig konstruirte Gegensatz zwischen zerstörender und schaffender Kraft, der vielleicht bei einem Vergleich zwischen Schulze und Liebknecht eine entfernte Berechtigung hätte, ist in diesem Fall so hinfällig, wie nur möglich. Schulze war ein Sohn des Mittelstandes, durchaus Partikularist, wenn auch im besten Sinn des Wortes, und seine Konsumvereine, die in kleinen Kreisen viel Gutes gewirkt haben, konnten doch niemals zu einer Organisation gelangen, welche die ganze Nation umspannte und die moderne Wirtschaft auf völlig neue Grundlagen stellte. Das lag aber nicht an den Konsumvereinen an sich, als vielmehr an der Persönlichkeit ihres Schöpfers und dem Material, welches ihm zur Verwirklichung seiner Pläne zu Gebote stand, — an seinen Anhängern aus dem Mittelstand. Diese historische Form, unter welcher die Konsumvereine in's Leben traten, wurde von Lassalle in sehr begreiflichem Irrtum als eine absolute genommen, und seiner wahrhaft kaiserlichen Natur widerstrebte diese krämermässige Nüchternheit, diese Spekulation auf „verdammte Bedürfnislosigkeit.“ Dass dann, als dem todten Kaiser die unfehlbaren Päpste folgten, die Konsumvereine erst recht geächtet und den Arbeitern gründlich entfremdet wurden, das versteht sich am Rande. Doch gerade in dieser Beziehung vollzieht sich in letzter Zeit ein sehr bemerkenswerter, vielversprechender Wandel. In Belgien haben die Konsumvereine einen grossartigen Aufschwung genommen und zugleich eine Neuerung herbeigeführt, die so recht den Unterschied der Zeiten bezeichnet. Die Überschüsse werden nicht mehr als Dividenden an die einzelnen Gewinner verteilt, sondern zum weiteren Ausbau der Vereine, zur Unterstützung der Gewerkschaft und überhaupt zu einer allgemeinen Hebung des Lohnniveaus verwandt. Dieser Gedanke konnte eben nur in Kreisen entstehen, die ihrer Idee schon unzählige Opfer gebracht und gelernt hatten, als Kämpfer und Märtyrer ihr augenblicklich persönliches Interesse völlig hintan zu stellen. Und wie nun diese Männer aus Revolutionären zu praktischen Reformern wurden, da bekam die Sache einen ganz andern Schwung, ein völlig verändertes Gesicht. Um es kurz zu sagen, die bisher noch immer sehr kleinliche, partikularistische Sozialreform beginnt kaiserlich zu werden — welches Wort natürlich nicht im Sinne eines Gothaer Almanach verstanden werden darf. Das ist aber auch der einzige Weg, um die Massen mit sich fortzureissen. Das Volk bedarf nicht nur des Brodes, sondern vor allem der Begeisterung, des leidenschaftlichen Opfermuts. Das aber können ihm nur zwei Dinge gewähren — Dogma und Gloire. Freilich haben diese Götter oder Götzen auch schon Unheil in Fülle angerichtet, und das Dogma ist in jedem Falle zu verwerfen. Gloire aber bedeutet diejenige Liebe zu Glanz und Pracht, welche sich nicht auf die Eitelkeiten der

Person beschränkt, sondern im genauen Bezug zum Gemeinwesen steht, zum Führer und zum Volk. Diese Liebe zu Glanz und Pracht, diese romantischen Machtphantasien sind durchaus notwendig, wenn es in der irdischen Welt neue Werte und neue organische Bildungen zu schaffen gilt. Dazu wird das Pflichtgefühl, dieses edelste Gewächs des Partikularismus, niemals ausreichen, — hier muss sich die Ästhetik und selbst die Dekoration in den Dienst einer Volksidee stellen. Und dann gehört auch der rechte Mann dazu, der in sich selbst über einer soliden Grundlage von Kenntnis, Willenskraft und Begabung die gipfelnden Türme einer sternanstrebenden Phantasie errichtet hat, und mit dem tiefen Ernst des Reformators die springende, spielende Gewandtheit des Schauspielers vereinigt. Giebt es solche Männer? Gewiss. Lassalle war ein solcher, und Crispi ist wenigstens ein Fragment davon. Und auch gegenwärtig lebt einer in Frankreich, der sich recht gut dazu entwickeln könnte. Man soll sich nicht scheuen, Hoffnungen auszusprechen, die vielleicht auf Überschätzung beruhen, manchmal aber auch demjenigen, an welchen eine solche Hoffnung sich klammert, seine historische Bestimmung erst zum Bewusstsein bringen. In Frankreich also hat sich seit dem Amtsantritt des Ministeriums Bourgeois eine sehr erfreuliche Wandlung vollzogen, von der es freilich noch fraglich, ob sie von gegenwärtig langer Dauer sein wird. Aber ein Markstein für die Zukunft ist sie ganz gewiss. Schüchtern und tastend sind die Sozialradikalen, die mit dem verbrauchten Radikalismus eines Clémenceau nicht das Geringste gemein haben, jetzt am Werk, und sie haben auch bereits manchen kleinen Erfolg gehabt. Das sich aber das Kabinet überhaupt so lange halten konnte, verdankt es einzig und allein der Unterstützung der Sozialisten, die in bewunderungswürdiger Selbstdisziplin ihre absoluten Theorien an den Nagel hingen, und Mann für Mann mit dem Ministerium gegen die Opportunisten kämpften. Dieses gar nicht dogmatische, gar nicht päpstliche Verfahren entsprang der hohen Intelligenz ihres Führers, des grössten französischen Parlamentariers — Jean Jaurès. Dieser hat alles, was ihn zu einer grossen Zukunft befähigt, soziales Wissen, Energie und massenfaszinirende Persönlichkeit. Auch der Glanz und das dekorative Element fehlen ihm nicht. Freilich hat er den revolutionären Dogmatismus noch nicht ganz überwunden, aber doch schon sehr viel mehr, als sein Rivale Guesde. Wie in Bebel, so ringt auch in Jaurès ein aufgepfropfter Doktrinäre mit der eigentlichen Grundnatur. Nur dass diese Grundnatur nicht eine partikulalistische ist, wie bei Bebel — sondern eine kaiserliche.

MÜLL.

SKIZZE

VON

MARIE NETTER.

I.

Die kleine Cavalcade reitet über den breiten Kiesweg, um den schöngepflegten Rosenplatz herum, und die Dame winkt, bevor sie durch das Aussengitter auf die Strasse gelangt, noch einen Abschiedsgruss nach der Villa zurück. Dann wendet sie sich plaudernd an ihre beiden Begleiter, besonders an den

zur Rechten, einen schmucken Herrn mit kühngedrehtem, blondem Schnurrbart und weissen blitzenden Zähnen. Er kann das brillante Aussehen der Gnädigen nach den gestrigen Ballstrapazen nicht genug rühmen, und versichert — obwohl Niemand daran zweifelt — immer wieder sein Bedauern auf's Neue darüber, dass der Herr Commerzienrat auch heute geschäftlich verhindert ist, an diesem erfrischenden Morgenritt Teil zu nehmen. Dabei gleitet sein Blick über die graziöse Gestalt im knappsitzenden Reitkleid und bleibt in den grossen, schwarzen Augen hangen, die ihn voll ansehen.

Dieser Moment seligen Vergessens erleidet eine Unterbrechung durch das breitspurige Einbiegen des Müllwagens. Die Reiter müssen ausweichen und die Gnädige zieht mit einer Bewegung des Widerwillens das rotseidene Taschentuch und presst es fest an die Nase. Bei der Heftigkeit der Bewegung reisst sie ein zartduftendes Briefchen mit heraus und wirft dann einen erschreckten Blick auf ihren Ritter, der sich gerade aus dem Sattel schwingen will. Aber der Müllknecht steht schon mitten im Wege und reicht galant den Flüchtling hinauf. — Ein momentanes Schwanken, ob sie den Brief aus den unsaubern Fingern zurücknehmen soll oder nicht, wird im erstern Sinn entschieden, dann giebt sie dem Reiter links ein Zeichen, der wirft dem noch immer harrenden dreisten Burschen ein Geldstück zu.

Geschickt fängt's der Wilhelm auf wie ein gelehriger Pudel und schaut alsdann, die Mütze schwingend, dem entschwindenden Zuge nach. Vergnügt dreht er seinen Thaler in der Hand und betrachtet ihn von allen Seiten, bevor er ihn in das schmierige Portemannaie steckt. — Von dieser Frau kommt ihm doch nur Gutes; jüngst ein silberner Theelöffel im Müll und heute ein blanker Thaler.

Der Wagen kollert in's Villenviertel und überall öffnen sich die zierlichen Gitterthore und Hausbursche und Zimmermädchen schieben die Kästen heraus, die von den Müllknechten in Empfang genommen und ohne Eile in den Wagen gestülpt werden. Der junge Wilhelm sendet zuweilen dem zerstäubenden Inhalt einen lauernden Blick nach, während der alte Peter immer gleichmütig seine Pfeife dazu raucht. — Der Wilhelm kennt seine Kundschaft und weiss diejenige Hausfrau, die selbst nach dem Rechten sieht, genau von derjenigen zu unterscheiden, welche das Räumen den Dienstboten überlässt, und selbstverständlich sind ihm die Hausfrauen letzterer Gattung lieber. Im Müllkasten der commerzienrätlichen Villa giebt es aber fast immer eine Überraschung und heute liegt sie sogar obenauf: — Eine ihres Spitzenbesatzes beraubte, blauseidene Balltaille. Mit spitzen Fingern nimmt der Wilhelm das vornehme Ding auf und bereitet ihm auf einer ausgebreiteten Zeitung einen möglichst gesicherten Platz im Wagen. Der alte Peter sieht aufmerksam zu und brummelt in seine Pfeife hinein: „Na ja, die Hanne. —"

Der nächste Kasten interessirt den Wilhelm garnicht, aber den Peter umsomehr.

„He, Jungfer Köchin, da ist ja der Bajazzel schon wieder hineingekommen!"

„Ach, das macht nichts, er ist ja kaput und zu dem — unser Annele wird ihn doch nicht mehr brauchen."

„Das Annele, das immer so froh dagestanden und zugesehen hat?"

„Ja, es ist recht krank."

Das hat sich der Peter gleich gedacht. Denn erst ist das Annele nicht mehr dagestanden, dann ging's an mit den Arzneiflaschen im Müll. Der Peter ist ein Philosoph und ahnt, dass er nun bald abgefallene Stechpalmblätter und viele — viele verwelkte weisse Blüten im Müllkasten sehen wird. Dieser Gedanke beschäftigt ihn ganz und gar, dass ihm sogar die Pfeife darüber ausgeht und er kaum bemerkt, wie sie bereits in die Parkstrasse einbiegen, von wo aus der vollgeladene Wagen seinem Ziel, dem neuangelegten Kummerhof, entgegensteuert.

Das ist inmitten des Parkes ein Leben, wie in einem Ameisenhaufen. Eine mächtige Mulde Tiefland, die sich alljährlich mit Horizontalwasser aus

dem nahen Strome füllt, um beim Abtrocknen im Hochsommer Myriaden von Insekten zu hinterlassen, soll ausgefüllt, im nächsten Frühjahr mit Humus bedeckt und dann gärtnerisch angelegt werden.

Es ist ein prachtvoller Spätherbst. Einige Kastanienbäume haben nochmals Blütenkerzen aufgesteckt und Blutbuchen, Eschen und Ulmen, breite, alte Linden, seltene Exemplare edler Nadelhölzer und was sonst ein Fürst im Schlosspark des achtzehnten Jahrhunderts an Herrlichkeiten für sich anpflanzen liess, — das spielt in all den unzähligen Herbstfarben, fällt herab als goldener Regen und die schönste Herbstsonne lacht dazu, bricht durch die Zweige und setzt ihre hellen Lichter drauf. — Aber dieselbe Sonne beleuchtet auch hart daneben grell und unbarmherzig den Kummerhof mit seinen bleichen, schmutzigen Gestalten.

Erst waren es nur Kinder, die mit Ofengabeln, alten Blechlöffeln und andern Instrumenten im Müll nach Knochen und Brauchbarem stocherten. Dann kamen alte Weiber und Männer dazu, und dann kamen die Jungen und Kräftigen und mit diesen kam System in die Sache. Alles harkt den Fund in den grossen über die Schulter geschlagenen Bettelsack, die Luft ist von aufsteigenden schlechten Dünsten geschwängert und hunderte von Raben erfüllen weithin die Gegend mit ihrem Geschrei, oder lassen sich in Schaaren nieder, um auch ihr Teil herauszuhacken. — Hunger und Bettel da und dort und ängstlich mühseliges Fristen einer jämmerlichen Existenz. —

Mit Verachtung sieht der Peter auf dies Treiben. Er, der seit 30 Jahren in städtischem Dienste steht, fühlt sich gewissermassen als Beamter. Zur Zeit seiner Anstellung musste er noch die Handkarre ziehen und jetzt fährt er stolz mit zwei wohlgenährten Braunen und hat den Wilhelm zum Hilfsknecht. In Anrechnung seiner langjährigen Dienstzeit und braven Führung erhielt er aber auch bei den neuen grossstädtischen Einrichtungen den Wagen No. 1 mit dem allernobelsten Viertel.

„Du wirst sehen,“ sagte damals ein Verwandter zu ihm, der als Kellner weit in der Welt umhergekommen war und nun sein Schäfchen im Trocknen hatte: „Du wirst sehen, es wird bei euch noch gerade so wie in Paris und London. Über kurz und lang giebts einen Kummerhof und sie graben drin und finden wieder Andere, die ihnen das abkaufen, was sie ausgegraben haben.“

Aber der Peter lächelte zu solchen Prophezeiungen und blies mächtige Wolken aus seiner Pfeife.

„Wir sind eine reiche Kaufmannsstadt, und so 'ne bettelhafte Armut giebt es bei uns gar nicht bei der guten Armenpflege.“ —

Und nun ist es doch so gekommen, trotz der guten Armenpflege und Jener hatte recht behalten. Im Kummerhof der reichen Kaufmannsstadt sieht es aber nicht um ein Jota anders aus als in jenen mächtigen Metropolen und wo sonst immer in der Welt das nackte Elend hart neben dem Überfluss wohnt. Sie balgen sich hier genau so wie dort um den Vorrang, die Jungen und Kräftigen drängen die Alten und Schwachen zurück, und wenn der Wagen No. 1 aus dem nobelsten Viertel mit den kostbarsten Abfällen kommt, fallen sie wie die hungrigen Hyänen drüber her, und der Peter muss vorsichtig lenken, dass ihm beim Einfahren nicht Einige unter die Räder kommen. — Was ihn aber an dem ekelhaften Treiben am meisten anwidert, ist der Wilhelm. Der ist doch eigentlich ein strammer Bursche und fleissig ist er auch und verdient bei der Stadt seinen anständigen Lohn. Aber da hat er sich an die rote Hanne gehängt.

Sie steht abseits vom grossen Haufen und wartet ruhig auf den Wagen. Eile wie die Andern hat sie ja nicht nötig. Das schottisch karrirte Kleid hängt ihr schlumperig um die Beine und die Taillenknöpfe sind teilweise durch Stecknadeln ergänzt worden. Um den Hals hat sie ein grünseidenes Band geschlungen, und die Mühlradschleife steht ihr steif im Genick. Die grösste Sorgfalt ist aber auf einen mächtigen Bau üppiger brandroter Haare verwendet, welcher sich über der Stirne thürmt und bis zu den Ohren hinab in Spucklöckchen ausläuft. Ein gelangweilter Blick gleitet hinüber zum Wilhelm, und

die vollen Lippen kräuselt ein leichtes Lächeln. — Und da steht er auch schon neben ihr, bahnt ihr mit breiten Ellenbogen den Weg zum Wagen und giebt ihr die blaue Taille. Erst dann schlägt er die Wagendeckel zurück. Die Anderen murren über diese Bevorzugung und machen anzügliche Redensarten, welche die Hanne belacht und der Wilhelm mit einem derben Fluch erwiedert.

II.

Im Villenviertel und im Park haben Bäume und Sträucher ihren letzten Schmuck abgelegt und heftiger Sprühregen, der Alles bis in's Mark durchkältet, löst alltäglich die dichten Frühnebel aus. Im Kummerhof geht aber das Gewerbe ununterbrochen seinen Gang; nur dass Erde und Menschen sich in der winterlichen Feuchtigkeit zu einer einzigen schmierigen Masse vereinigen, durch welche sich der Müllwagen nur mühselig seinen Weg bahnen kann. Aber der Wilhelm steht jetzt teilnahmslos dabei und kümmert sich um kein Vorrecht mehr; denn die Hanne fehlt. Sie ist durch Vermittlung einer Freundin Statistin im Theater geworden, und hat am letzten Sonntag als Frau Venus im Bacchanal der Oper „Faust" unter den Habitué's grosse Verheerungen angerichtet. Der Wilhelm hat von der Galerie aus zugesehen, aber so berückend schön auch die Hanne auf ihre Ottomane lag, ist ihm die Geschichte doch eigentlich sehr zuwider, und es wäre ihm viel lieber, sie harkte noch mit ihren verschlampten Kleidern im Müll. Diesem Ansinnen widersetzt sie sich jedoch mit aller Macht, denn sie verdient ja nun, wie sie ihm vorsagt, viel Geld und hat sich auch bereits für das Verdiente eine pompöse, mit Pelz verbrämte Winterjacke angeschafft.

„Geht die Hanne heute Abend wieder in's Theater?" frägt der Peter.

„Ja." — Der Wilhelm ist über diesen wunden Punkt nicht gerne befragt und giebt nur mürrische Antwort.

„Gehst du sie abholen?"

„Das fehlte mir! — Sie geht mit der Bertha, und die finden ihren Weg."

„So, mit der Bertha? — Weisst du was? ich ging halt heute doch mal hin und thät sie abholen."

„Warum?"

„Weil gar kein Theater ist."

„Kein Theater?"

„Da, sieh nur auf den Zettel."

Der Wagen kollert an einer Litfas-Säule vorbei und der Wilhelm schwingt sich herab und studirt den Theaterzettel. Zum ersten Mal in seinem Leben. —

Wie er abends heim kommt, trifft er die alte Werneten an ihrem gewohnten Platz am Feuer, bei ihrer gewohnten Beschäftigung, die Daumen umeinander zu drehen. Auf der Ofenplatte steht ein irdener Topf und der Geruch des brodelnden Essens erfüllt die Stube. Langsam und faul kriecht die Werneten aus ihrer warmen Ecke und schiebt den Topf mit dem Brodleib vor den Wilhelm hin. Der stochert eine Weile mit der Gabel drin herum.

„Wo ist die Hanne?"

„Ah — die Hanne? — Die hat Dir doch selbst gesagt, dass sie in's Theater geht."

„Das ist ja gelogen!" — und der Wilhelm unterstützt seine Behauptung mit einem Schlag auf den Tisch, dass Schüssel und Löffel und Alles in die Höhe fährt. „Heut ist kein Theater!" —

„Nun dann — dann ist halt Probe."

„Wollen wir schon sehen!"

Der Wilhelm ist ein Mann der That, aber kein Mann vieler Worte. Er geht in den Verschlag, der ihm neben der Stube der Alten als Schlafstelle

dient, wechselt seinen blauen Kittel mit einer Juppe und geht fort. Die Alte lauscht seinen verhallenden schweren Tritten, schleicht dann an's Fenster und sieht ihm nach, bis seine breite Gestalt im Thorbogen des Hofraumes verschwunden ist, nimmt dann rasch ein Umschlagetuch, bläst die Lampe aus, giebt der Nachbarin den Schlüssel und eilt fort, so schnell sie ihre Füsse tragen wollen, die Kreuz und Quere durch unzählige Gassen, bis sie vor einer mächtigen Mietskaserne tief aufatmend halt macht.

Das Haus steht weit draussen in einem neuangelegten Vorstadtviertel, die eine Zukunft haben, und wo einstweilen spekulationslustige Unternehmer strassenlange ansehnlich Fronten aus der Erde schiessen lassen. Mauern wie Kartenblätter auf Fundamenten, die schon beim Aufbau mit Einsturz drohen. Sie enthalten eine Unmenge kleiner Zimmer, die nur aus Thüren und Ecken bestehen, und Gänge und Treppen sind so schmal und finster, dass sie am hellen Tage Beleuchtung brauchen können. Aber rentabel sind diese Zellengefängnisse und bieten verzweifelten und dunklen Existenzen Unterschlupf und Sicherheit.

Mit Vorsicht tastet sich die Werneten über die steilen Treppen, die heute umso schwerer zu passiren sind, weil die zahllosen Hausbewohner all die Tage her den Strassenkoth hinaufgetragen haben. Im dritten Stock rechter Hand zieht sie die Klingel. Ein trübes Petroleumlämpchen beleuchtet eine kleine Schiefertafel; „Bertha Huber modes“ steht drauf. Sogleich wird auch die Thüre von einer jungen Person geöffnet, die etwas verdutzt und enttäuscht auf die Alte sieht.

„Ach Sie sind's, Frau Wernet? — Die Hanne ist dort, aber Sie können jetzt nicht —“ und die Bertha schüttelt bedeutsam den Kopf und deutet mit dem Daumen über die Schulter nach einer Thüre hin.

„Ich muss aber zu ihr — der Wilhelm —“

„Ja, dann klopft einmal an.“

„Was ist denn los?“ kommt's hinter der verschlossenen Thüre vor.

„Mach auf Hanne, Deine Muttsr ist da und will Dir was sagen.“

Der Riegel wird zurückgeschoben, die Hanne kommt zwischen Thüre und Angel zum Vorschein und tuschelt mit der Alten. Sie hat um die vollen weissen Schultern ein Tuch geschlagen, das sie lose über der Brust zusammenhält. Bei der Nachricht der Alten kommt aber Leben in die Hanne, und sie meldet in's Zimmer hinein, dass sie nun schleunigst fort muss. Während sie aber noch nach einem plausiblen Grund sucht, wird ihr das Wort mit einem barschen „schon gut“ am Mund abgeschnitten und die Thüre wieder zugemacht. — Kurze Zeit darauf drückt sich ein junger Herr an der Alten vorbei, ängstlich bemüht in keinerlei Berührung mit ihr zu kommen.

„Mutter, Du kannst jetzt kommen,“ ruft die Hanne und die Alte betritt das fremde Reich, in welchem die Tochter mit ihrer jüngsten Theaterbekanntschaft residirt.

„Reich muss er eben nicht sein,“ bemerkt sie nasenrümpfend und trotz ihrer Angst und Eile, Vorhänge und Teppiche auf Qualität befühlend. — Und die rote Ampel, die mit mattem Schein die Reste eines Abendessens beleuchtet — „gewiss drüben aus dem Drei-Mark-Bazar“ — dabei kann die Werneten der Versuchung nicht widerstehen, ein Stück Schinken in den Mund zu schieben und den seltenen Leckerbissen mit dem abgestandenen Rest aus der Bierflasche hinunterzuspülen.

Die Hanne beendet indessen mit Hast ihre Toilette, überlässt die Mutter ihren Betrachtungen und eilt voraus, nach Hause, die Treppen hinauf — und hat gerade noch Zeit, die Lampe anzustecken und die schöne Pelzjacke in sicheren Schutz unter das Bett zu schleudern, als sie auch bereits ihr Schicksal heraufkommen hört.

Der Wilhelm hat einen roten Kopf und seine Augen glühen. Er hat getrunken. Wut und Leidenschaft kämpfen in ihm einen schweren Kampf. Dies Weib ist sein Unglück, sein sicheres Verderben, das fühlt er instinktiv, und dennoch kann er sie nicht lassen. Gerade jetzt, wie sie ihm kampflustig

gegenüber steht, wie der volle Busen die prallsitzende Taille zersprengen will, und der Atem sich pfeifend zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervordrängt — das ganze Geschöpf nur Sinnlichkeit und Frechheit —, da ist es um den letzten Rest seiner Selbstbeherrschung gethan. Er packt sie an beiden Handgelenken, schüttelt sie heftig hin und her und bringt immer nur das eine Wort heraus:

„Wo — wo — wo?!“ —

Und wie sie, bemüht ihre Hände frei zu machen, ihm als einzige Antwort in's Gesicht lacht, schleudert er sie an die Wand und schlägt ihr die geballte Faust in's Gesicht.

In diesem kritischen Augenblick kommt die Alte angekeucht und schreit nun aus Leibeskräften die Hausgenossen herbei, die sich alsbald in den seltsamsten Bekleidungsstadien am Kampfplatz einfinden. Aber der Auftritt ist ihnen offenbar garnichts Neues mehr, und man steht mit den Sympathien viel mehr auf Seiten des Wilhelm. Die Hanne liegt blutüberströmt in der Ecke, hat aber bei näherer Besichtigung keinen ernsthaften Schaden genommen. Während sie aufgerichtet wird, machen die Weiber dem Wilhelm Vorwürfe. Der starrt eine Weile auf sein Opfer und taumelt dann fort aus dem Hause, hinüber in's Wirtshaus.

Da sitzen nur noch einige Stammgäste und trinken und singen dazu mit heiseren Stimmen. Der Wilhelm will nichts von Gesellschaft wissen und setzt sich abseits und verlangt ein Seidel. Seine Kehle ist wie ausgedörrt, und er giesst das Bier auf einen Zug hinunter, und die Kellnerin bringt gleich noch eins.

Nein, das muss nun anders mit ihm werden, ganz anders! Morgen zieht er zum Peter, der hat's ihm lange schon angeboten. Und nun soll's wahr werden. — Wie nett und sauber siehts beim Peter aus! — Weisse Mullgardinen und Blumentöpfe an den blitzblanken Fenstern, aus welchen man direkt auf die Strasse und nicht in einen dumpfen Hofraum sieht. Und an einem dieser Fenster sitzt die Anna an der Nähmaschine und näht das feinste Leinenzeug für ein grosses Geschäft und sieht ihn, den Wilhelm freundlich an. — Der Wilhelm lässt das dritte Seidel durch die Kehle glucksen auf's Wohl der Anna. — Schön ist sie nicht; aber sie ist ein braves Mädchen und sieht ihn gern. Und sie verdient und er verdient, und sie können sich was zurücklegen, und der Peter hinterlässt ihnen dereinst auch noch einen schönen Batzen! — Und immer heisser wird's dem Wilhelm bei den schönen Zukunftsbildern — und immer schneller muss er trinken, um das Bild der roten Hanne vollends zu ersäufen. — Da fangen sie da drüben am Tisch wieder zu singen an, und er nimmt sein Seidel, schwankt hinüber und lallt mit: „Morgen muss ich fort von hier —“, aber er kann nicht weiter, die Rührung überkommt ihn und er weint die bittersten Thränen in den Hals der Kellnerin hinein, die nun mit ihm trinkt und deren Hüfte er umschlungen hält. —

Als er am nächsten Tage zum Dienst antritt, schüttelt der Peter den Kopf. Keiner sagt etwas. —

III.

Die Müllgrube im Park ist gefüllt, und die Gärtner sind bereits dabei, Erde aufzuschütten. Die vorbeireitende noble Welt wird also in absehbarer Zeit die Nase nicht mehr mit dem Taschentuch schützen müssen. Aber es wird auch eigentlich gar nicht so viel geritten, denn Bälle und Gesellschaften sind im Schwange. Die Karossen jagen durch die Strassen, und Jeder leistet sich sein Vergnügen nach seinen Kräften und Mancher auch drüber hinaus auf Kosten Anderer. — „Fasching“ heisst die Losung.

Der Wilhelm hat sich mit der Hanne längst wieder vertragen, und sie hat ihm auf Grund dieses schönen Friedens einen richtigen Ball abgebettelt, einen Ball, wo es für die „Herren“ drei Mark Entrée kostet. Der Wilhelm hat diesmal umso bereitwilliger nachgegeben, weil zwei Tage nach dem Balle der ewige Friede auf dem Standesamt besiegelt werden soll. Sie stehen im Amtsblatt bereits verkündet, und mit den zurückgelegten Neujahrs-Trinkgeldern sollen die notwendigsten Anschaffungen gemacht werden.

Zum ersten Male, seitdem er sie kennt, sieht der Wilhelm die Hanne nähen. Er freut sich dess und denkt, sie näht an ihrem Hochzeitsstaat und giebt deshalb ohne zu murren von den Neujahrs-Trinkgeldern einen Teil heraus. Aber am Ballabend starrt er das Wunder sprachlos an.

Sie steht triumphirend vor ihm, eingepresst in jene blauseidene Taille, die er ihr damals aus dem Müllkasten gerettet hat. Um den tiefen Ausschnitt ist eine dicke Spitzenrüsche garnirt und einige Reihen Wachsperlen erhöhen noch den Reiz der transparenten Haut unter welcher das Blut so stürmisch pulsirt. Rasselnde Armbänder zieren den schöngeformten Arm, und auf den roten Locken wiegt sich kokett ein blauer Federntuff. Die Hanne hat Chic und weiss ihr Publikum zu ködern. Ehe sie die langen Handschuhe überzieht, hebt sie ein wenig den blauen Mousselin-Rock und zeigt dem Wilhelm die durchbrochenen schwarzen Strümpfe in den Goldlackpantöffelchen. Der wird aber vom Schauen nahezu schwindelig und vergisst sogar das Schelten über die grossen Ausgaben. Stolz führt er seine Königin in den Ballsaal, wo sie in der That „Königin“ ist.

Sie wird umschwärmt und ausgezeichnet auf jede erdenkliche Weise und hat bereits mehrere Hände voll Blumen beim Wilhelm abgelagert, der verschmitzt lächelnd hinter seinem Bierglas sitzt. In drei Tagen ist sie unwiderruflich sein, und alle diejenigen, die sie heute Abend angaffen, haben dann das Nachsehen.

Sie tanzt öfter mit einem etwas angegrauten Herrn. Er hat eine übergrosse, ausgetrocknete Gestalt und verbindliche Bewegungen. Wenn er geht, schlürft er mit der Fusssohle etwas über den Boden, als sei er jeden Augenblick bereit dazu, einen Kratzfuss zu machen. Ehe die Hanne kam, stand er im Saal, das Monocle in's Auge geklemmt, die rote Nelke im Knopfloch, auf den Lippen das stereotype Lächeln weltmännischer Vornehmheit, die spitze Nase vorgestreckt wie ein Fühler. — Nun hat er am Arm was er suchte, und recognoscirt das Terrain langsam, vorsichtig, mit der sicheren Taktik des Praktikers. Er spricht mit ausserordentlicher Beredsamkeit immer überzeugender auf sie ein und führt sie schliesslich an's Büffet, wo er ihr tüchtig Champagner zutrinkt. Sie thut brav Bescheid und scheint endlich seinen Wünschen geneigt. Darauf schreibt er ein paar Worte in sein Notizbuch, reisst das Blatt aus, wickelt ein paar Goldstücke hinein, lässt das Päckchen in ihre Hand gleiten und verschwindet. Die Hanne schiebt die inhaltschwere Hand in die Tasche und tanzt dann umso ausgelassener weiter, auch einmal mit dem Wilhelm, der aber schwerfällig ist wie ein Bär und sich immer herumreissen lässt. Er sieht deshalb lieber zu und verfolgt das blaue Kleid mit den Augen. Soeben war sie noch dort am Spiegel und hat sich eine gelöste Haasträhne zurechtgesteckt, dann sieht er sie an der Saalecke in der Nähe der Ausgangsthüre; dort haben sich aber gerade jetzt ein paar Tanzpare aufgestaut und versperren ihm die Aussicht. Aber wie die sich zerstreuen, sieht er sie doch nicht und eine ganze Weile danach immer noch nicht. Da wird er unruhig und sucht erst den Saal ab und dann die Gänge. Er frägt, aber Niemand kann ihm Auskunft geben, Niemand hat sie seitdem gesehen. Nun stürzt er fort, nach Hause. Die Werneten liegt längst in tiefem Schlaf und schaut ihn, wachgerüttelt, verständnislos an. Aber bei seinen wilden Fragen wird sie vollends wach und hilft ihm bald suchen. Und so suchen sie in den nächsten Tagen und Wochen die Stadt ab — der Wilhelm vergisst seinen Dienst, er sucht nur die Hanne. Aber die Hanne ist fort. —

IV.

Ein Jahr ist seitdem vergangen, und es wurde zur Egalisirung eines neuen Bauterrain's weit draussen beinahe am Waldessaum, ein neuer Kummerhof errichtet. Der Peter fährt noch immer die No 1, aber er hat längst einen andern Hilfsknecht. Wie es von je seine Gewohnheit war, betrachtet er sich vom Kutschbock herab das Gewimmel zu seinen Füssen. Da fällt ihm ein Mann auf mit struppigem Haar und Bart und aufgedunsenem Gesicht. Seine Kleider sind zerlumpt, und er harkt im Müll wie die Andern. Von Zeit zu Zeit führt er die Schnapsflasche an die Lippen. Der Peter klettert herunter und geht hin zu dem Mann.

„Es geht dir wohl recht schlecht? Da hast Du was. Leg's aber nicht in Schnaps an, kauf Dir lieber was zum essen."

Der Wilhelm nimmt sofort mit zitternden Händen die Flasche heraus und beschaut sich blinzelnd im Sonnenlicht den Rest, den er nun auf einen Zug leert. Ohne ein Wort zu sagen, eilt er mit dem Sack auf dem Buckel fort, der nächsten Destillerie zu. Wie er so auf der Strasse fürbass schreitet, kommt ihm auf dem nebenher laufenden Reitsteig eine kleine Cavalcade entgegen. Zwei Herren und eine Dame. Immer noch quellen der schönen Commerzienrätin die schwarzen Ringellöckchen unter dem grauen Cylinderhütchen hervor und immer noch reitet zu ihrer Linken der Garde-Dame-Vetter, der für diese schweigsamen Ritterdienste ein fashionables Gnadenbrot in der Villa geniesst. Nur der Ritter zur Rechten hat sich geändert. Er hat eine glänzende Husarenuniform an und wirbelt den ansehnlichen schwarzen Schnurrbart durch die Finger. Gerade hat er der Gnädigen einen kapitalen Witz erzählt, über welchen die schöne Frau ausserordentlich lachen muss.

Dem Wilhelm erweckt der Anblick Erinnerungen. Er stellt sich quer in den Weg und macht der schönen Commerzienrätin eine tiefe Reverenz. Sie ist gut gelaunt und giebt dem Vetter ein Zeichen; der wirft dem Bettler ein Geldstück zu, und geschickt fängt's der Wilhelm auf wie ein gelehriger Pudel. Ehe er's einsteckt, sieht er, den Hut immer noch schwenkend, dem entschwindenden Zuge nach! — Dann taumelt er unaufhaltsam der Stadt zu. — Müll! —

NEUE DRAMEN.

VON

HANS PAULI.

Ein Beweis dafür, dass ein neues, original-deutsches Drama zu leben und zu wachsen angefangen hat und wir uns seiner erfreuen, ist die Kühle, mit der wir halb gegen unsern Willen ausländischen Produkten gegenüberstehen. Mehr als unser Interesse erregen sie schon nicht. Selbst Ibsen beginnt uns zu entgleiten, nicht weil er sich in schwer zugängliches Gestrüpp verkrochen hat, sondern weil wir heute nicht mehr ziel- und weglos herumstreifen, vielmehr uns zu unseren Fahnen gesammelt haben. Mit geduldiger

Hochachtung lassen wir die sakrosankte Schweigezeit des alten Propheten vorübergehen; und wenn wir uns auch freuen werden, von ihm zu hören, so warten wir doch nicht mehr darauf.

Sein Rivale und Landsmann Björnstjerne Björnson hat bei uns von jeher nicht in derselben stilvollen Berühmtheit gestanden. Seine accidentielle Art und seine im Lichte der eigenen stirnrunzelnden Wichtigthuerei zuweilen platt erscheinende Intelligenz haben es verhindert, dass sich seine litterarische Persönlichkeit vorbildlich fixierte. Jetzt gar hat Frau Marholm über ihn geschrieben und ihn ein wenig komisch hingezeichnet — es giebt nichts Komischeres, als was ein wenig komisch ist. Und die Marholm hat gar viele Fehler, aber ihr schlimmster ist doch, dass sie so oft Recht hat. Eine Natur ist komisch, wenn ein in ihr vorhandener unausgeglichener Gegensatz nicht zur Vernichtung, sondern zur Behaglichkeit führt. Wenn Björnson seine Hand von der Tragik der Lebenserscheinungen liesse, so würde er ein einwandsfreier und starker Poet sein. Aber er sucht die Tragik auf und gelangt auf ihrem dornenvollen Wege zu keinen anderen Resultaten als jener Lehrer Heines, der die Geschichte des Antonius und der Cleopatra dazu benutzte, nachzuweisen, dass man sich durch ein solches Weib wie diese Cleopatra seine ganze Staats-Karrière verderben, in häusliche Unannehmlichkeiten verwickeln und schliesslich ins Unglück stürzen kann.

So hat Björnson zur Lösung des sexuellen Problems den Jünglingen empfohlen, gymnastische Uebungen zu machen, insbesondere fleissig auf den Händen zu gehen. So ballt er in seinem letzten dem deutschen Publikum vorgelegten Drama*) die düstersten Wolken der sozialen Tragik zusammen, steckt dann seinen trotzig vergnügten Schädel hindurch und orakelt ernsthaft und spiessbürgerlich, wie der „Volksverzweiflung" entgegenzuarbeiten sei. Erstens: „mit Erfindungen." „Wenn ein paar Quadratmeter Boden hinreichen, einen Menschen zu ernähren — Und wenn man Kleider aus Blättern und Gras machen und Seide ohne Seidenraupen, Wolle ohne Schafe herstellen kann — Und die Eisenbahnen, Credo! — Und die Luftschiffe, Credo! — Und die Jugendvereine — Und die Frauen, wenn zum Beispiel eine, oder auch mehrere zusammen für ein kleines Mädchen sorgen, das dann gleichsam ihr Kind würde, verstehst du?" — „Schon allein, dass es solche Aussichten giebt," meint Björnson, „das muss eine Botschaft von der ewigen Erneuerung sein." Herrjeh, wird das dann schön hier auf Erden sein, aber verjnüjt, wie der Herr von Wildenbruch sagt. Das Schlimme an der Sache ist, dass alle jene empfohlenen „kleinen Mittel" an sich wahrscheinlich sehr gute Dinge sind, aber sie werden durch Björnson wirklich ein wenig diskreditiert. Eine Nachmittagspredigt mag ganz lobenswerth und nützlich sein, nur dass uns ein Pastor und seine human-weissen Bäffchen nicht imponieren können, wenn wir soeben das Schrecklichste und Ungeheuerste, den Tod von Menschen und Idealen haben geschehen sehen. Björnson würde am Schlusse seines Werkes nicht so klein erscheinen, wenn er nicht an vielen Stellen so gross erschienen wäre.

Björnsons Drama besteht aus zwei ohne innere Nothwendigkeit zusammenhängenden Theilen, deren erster schon vor dreizehn Jahren erschienen ist. Er enthält eine starke und wirksame Rancüne gegen das Dogma der christlichen Kirche, als welches mit dem Wunder stehe und falle. Dennoch ist das Hauptthema nicht polemischer, sondern psychologischer Natur. In diesem Drama wird ein Mann geschildert, der seine Kraft über das normale, schöpferische Mass überspannt, um das Unmögliche, das Wunder, möglich zu machen. Er thut das Wunder und stirbt. Warum er stirbt, das wissen wir nicht; er stirbt, weil Björnson seinen Tod dekretiert, weil Björnson durch seinen Tod die Unfruchtbarkeit der Ueberspannung der Kraft beweisen will; wir haben einfach zu glauben. Aber wir glauben nicht so schnell. Wir ahnen, dass Björnsons Tendenz schliesslich die Heiligsprechung der goldenen Mittelmässig-

*) Ueber unsere Kraft. 2 Theile. Albert Langen-Paris, Leipzig, München. 1896.

keit ist. Auch in Ibsens Drama spukt die Sehnsucht nach dem Unmöglichen, die Wollust des Untergangs im Unmöglichen. Es ist Dekadence, aber es wird vermöge der psychologischen unerbittlichen Folgerichtigkeit zur tragischen und darum befreienden Kraft. Ein Bismarck handelt in jedem Augenblick nur im Bereich der Möglichkeit und wird eine heroische Figur; ein Björnsen empfiehlt uns lehrhaft die Bescheidung auf das Mögliche, und das ist überflüssig, — ja es würde, wenn es wirkte, lähmend wirken. — Im zweiten Theil des Björnsonschen Schauspiels handelt es sich um die soziale Frage. Die Spannung zwischen einer Arbeiterschaft und ihren Arbeitgebern ist revolutionär geworden, ein Streik auf Leben und Tod ist ausgebrochen. Aber das genügt noch nicht dem schwärmerischen Sohne jenes Wunderthäters aus dem ersten Theil. „Willst du, dass etwas weiterlebt, so stirb dafür! Das Christenthum empfing sein Leben am Kreuze. Das Vaterland von den Gefallenen. Keine Erneuerung ausser durch den Tod," sagt er zu seiner Schwester. Und für ihn ist das, „wonach sonst die Müssiggänger gelüstet," nämlich das Ungeheure, das Ungeheuerliche, für ihn ist es Religion. Er bethätigt seine Religion. Als Diener verkleidet, nimmt er an einer Konferenz der Fabrikherren theil, um seinen Genossen das Zeichen zur Entzündung einer Mine zu geben, durch welche die ganze Gesellschaft in die Luft gesprengt werden soll. Diese Katastrophe soll das fürchterliche Mene-Tekel sein, eine ungeheure Warnung den Lebenden. Er wird erschossen, bevor er das Zeichen geben kann; aber die Explosion erfolgt, das Entsetzliche geschieht. — Es sind Szenen voll Kraft, Poesie und belebendem Pathos, unleugbar; aber der Nachmittagsprediger schläft nicht, er muss sein Sprüchel anhängen und die Tragödie in eine Farce verwandeln. Schlösse das Stück mit einem Resultat, das den Worten der Schwester des Helden entspricht: („Ich hasse diese Rechenexempel im Grossen. Sie springen über das Menschliche hinweg, obwohl allein darin Erlösung ist," und: „wenn die Güte mit Dynamit um sich wirft, was ist dann gut, und was ist dann schlecht? Das Grösste bei der Güte ist, dass sie sich schöpferisch bezeugt.") so wäre alles noch gut, wenn auch das angehängte Haec fabula docet unsere durch künstlerische Mittel erzeugte Erregung dämpfen muss. Aber als allerletztes Resultat uns die Plattitüde der obenerwähnten kleinen Mittel aufzutischen, das geht uns gegen den Ernst. Für den Eierkuchen lohnte sich nicht der grosse Lärm.

Den graden Gegensatz zu Björnson enthält das Werk eines der jüngeren Generation angehörigen skandinavischen Dichters, Gunnar Heibergs kraftvolles Schauspiel „das grosse Los."*) Auch hier handelt es sich um eine revolutionäre Arbeiterbewegung. An ihre Spitze tritt ein Mann, Namens Haller, eine verbissene, deklassierte Erscheinung, die im Kampfe gegen die herrschende Partei weder die Ehre noch das Leben der eigenen Mutter achtet. Aber gerade als Haller im Begriffe steht, einen vernichtenden Schlag gegen den regierenden Staatsminister zu führen, gewinnt er in einer Lotterie das grösste Los. Und er hält die Vergoldung nicht aus Er wird abtrünnig, nicht als ein Schurke, der sein Schäflein im Trocknen hat, sondern als ein Mann, dem der Besitz den Blick erweitert und dadurch den Fanatismus lahm legt. Er gelangt zu einem intellektuellen Nihilismus, von dem aus er erklärt: „Wenn ich sähe, wie ich früher sah, dann stünd' ich, wo ich früher stand." Aber da ist ein junges, feuriges Weib, das den Revolutionär geliebt hat und den wohlthätigen, guten, reichen, sanften Mann verwirft. Aufgescheucht aus dem Schlaf des Besitzes, giebt er sein Vermögen weg, aber das junge Weib will nichts von ihm wissen, der sich „freiwillig zu einem armen, feinen, guten Mann gemacht hat, der das Bedürfnis hat, Glied in einer Kette zu sein, Sohn einer toten Mutter zu sein." Was sie will, das ist ein starker Wille, ein starker Mann „im Guten wie im Bösen, wie man sagt." Und dieser starke, wilde, unverantwortliche Wille erwacht in ihm; an der Seite des Weibes begiebt er sich in eine grosse Volksversammlung der revolutionären Partei,

*) Uebersetzt von Gustav Morgenstern. Leipzig. Emil Gräfe. 1896.

meldet sich zum Wort, wird von den frühern Genossen erkannt, und will seine Rede beginnen. Aber in dem Augenblick, wo er das erste Wort gesprochen hat, schiesst ihm sein einstiger glühendster Anhänger eine Kugel vor den Kopf. Jenes eine Wort lautete: „Ich —"; es war das erste Mal, dass er damit in stolzem Bewusstsein eine Rede angefangen hat; und in brünstigem Schmerz wirft sich seine Geliebte über ihn. — Das Stück ist sehr pessimistisch. Es ist einerseits eine herrische Kriegserklärung gegen die humanitäre Temperiertheit, und zeigt andrerseits die unerbittliche Auslese, die an denen geschieht, welche „Ich" sagen. Diejenigen gehen unter, denen der Wille nicht ein Rad ist, das aus sich selbst rollt, sondern die zu der Klasse der Menschen gehören, von denen Hölderlin sagt: „Wenn aber einer spornte sich selbst —." Es ist eine andere Beleuchtung desselben Problems, das Heiberg schon in seinem in der freien Bühne besprochenen Stück „der Balkon" behandelt hat. Als Drama ist es knapp im Dialog, stark im Bau, voll sicherer Wirkungen.

Ueber seiner Vortragsart liegt ein eigentümlicher Hauch. Björnsons Schauspiel sieht an manchen Stellen so aus, als ob es der Ulrik Brendel aus Ibsens „Rosmersholm" geschrieben hätte. Bei Heiberg hat man das Gefühl, als wenn er die Personen mit einer verächtlichen Handbewegung zurückschöbe, um sie sich nicht zu nahe auf den Leib kommen zu lassen. Bei beiden entsteht dadurch ein Ton von Unwirklichkeit, von ironischer Stilisierung. Ich glaube nicht, dass das eine lebenweckende Anregung bedeute.

Frank Wedekind macht mit seiner Tragödie, „der Erdgeist"*) einen ähnlichen Versuch zur Stilisierung derjenigen Wirklichkeit, die ein Drama enthält. Wenn ich sage „Versuch", so ist das in dem Sinne eines vollständig geglückten Experimentes zu verstehen, nur dass ich nicht glaube, dass das Experiment eine wirkliche Bereicherung ist. Der Erdgeist, das ist das Weib, das männermordende, zerstörende, ewig reizende Geschlecht. In keinem der Männer lebt die kosmische Sehnsucht, als das edelste Gefühl des Mannes und das am bittersten unter den Geisselhieben des Erdgeistes leidet, sondern sie alle sind die Schweine der grossen Königin Circe. Die grosse Verwüstung, die Circe anrichtet, wird in einem, wie schon erwähnt, höchst sonderbaren Ton geschildert: eine karrikaturistische Verzerrung der Begebenheiten, die uns glauben machen will, dass ihr primäres Element doch immer Wahrheit sei; phantastische, dunkeldeutige Ausartung mit bewussten Rückfällen in die gemeine Deutlichkeit der Dinge; mit vollendetem Raffinement ausgeführt, aber doch weniger mystisch als alchymistisch. Sodass man herzlich nach dem derben, deutschen, schlichten Wort verlangt.

So wird es eine ganz besondere Freude, auf eine neue, deutsche litterarische Persönlichkeit aufmerksam zu werden und zu machen, deren erste Manifestationen eine bestimmt unterschiedene, eigene, kraftvolle Sprache reden. Ich meine Josef Ruederer. Auf seinen Roman „Ein Verrückter"**) will ich hier nur flüchtig hindeuten. Er behandelt das Schicksal eines armen Lehrers in einem bairischen Hochgebirgsdorfe, dem der ewige, tückisch erbitterte Kampf mit der Geistlichkeit die Sicherung seines bescheidenen Glückes und schliesslich den Verstand kostet. Das Buch hat eine scharfe Tendenz gegen Rom; die Objektivität des Dichters hindert ihn nicht, seine Stellungnahme genau zu fixieren; diese Persönlichkeitsentfaltung des Autors stimmt mustergiltig mit der künstlerischen Wuchtigkeit und Wahrheit zusammen. Gewisse kleine Ueberhitzungen und Vorzeichnungen kommen nicht sowohl auf die Rechnung der Tendenz an und für sich, sondern auf das Ungestüm der Anfängerschaft. Im Uebrigen ist es gerade ein Reiz an Ruederer, sowohl in diesem Roman, als in seiner Komödie „die Fahnenweihe",***) dass er rasch und wild darauf losgeht, ohne allzuweit nach rechts oder nach links vorbei-

*) Verlag von Albert Langen 1895.
**) München, Carl Rupprechts Verlag.
***) München. Carl Rupprecht.

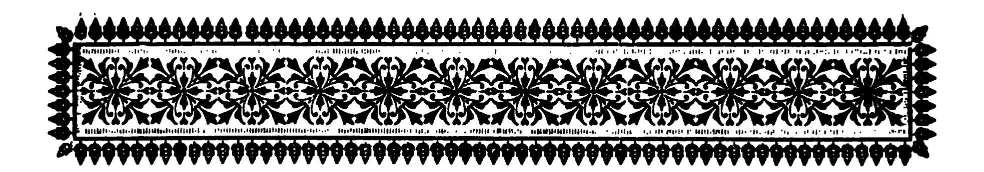
zuhauen. Er muss eine starke, künstlerische Potenz haben, die sich sobald nicht ausgeben wird, ein wild-besonnener Prachtschädel, ein kerndeutscher Seppl.

Merkwürdige Kerle, die Deutschen, spielsüchtig schon zu Tacitus' Zeiten. Sie setzen Haus und Hof und Leben ein und raufen um Nüsse. Packen ein Stück äusserlichsten Lebens an und lassen es grimmig vergnügt tanzen und Männerchen machen; — aber wie sie das anpacken, darin liegt die feinste Musik und Metaphysik, trotz allen modern programmatischen Mystikern. — Ruederers „Fahnenweihe" ist eine ganz prächtige Komödie, voll echtem, komischem Stil. Sie hat nicht die klassische Leichtigkeit und Helligkeit und Anmuth wie der Biberpelz; sie ist vielmehr in etwas derberen Linien gezeichnet, mit etwas Galle ausgetuscht. Ruederer macht einen mehr verschlossenen Eindruck, aber ohne Menschenverachtung. Die handelnden Personen in seinem Stück repräsentieren ein famoses Menschengesindel, in welchem die Dörfler und die Münchener Stadtkinder sich gar lieblich und friedlich mischen. Der Inhalt der Komödie ist, kurz angedeutet, folgender: In ein sich durcheinander stossendes Gewimmel von Menschen, die alle von wundervoll schamlos-naiver Spitzbubenhaftigkeit sind, in einem bairischen Hochgebirgsmarktflecken, fällt wie eine Bombe die Ankündigung des Haberfeldtreibens. Sofort reibt sich die Moral den Schlaf aus den Augen und besinnt sich auf ihre Pflicht. Die Gerechten sondern sich ab von den Ungerechten, denen das Rügegericht am meisten unter die Nase zu reiben hat. Aber die Gerechten hatten nicht tief genug in ihren eigenen Busen gefasst, sonst wäre auch ihre Hand aussätzig geworden: auch ihnen wird das Haberfeld getrieben. So sind alle gleich unrein, das heisst, alle sind gleich rein, und Friede und Freude einigt die ganze Gesellschaft in würdiger Harmonie.

Diese Vorgänge entwickeln sich lebendig dramatisch, die Personen sind rund angeschaut, aber nicht eingehender individualisiert, als es für die psychologische Perspektive der Massenschilderung förderlich ist. Wenn es der Bühne gelänge, die dreissig Personen des Stückes stilistisch zu bändigen, ihre Gruppierung und Bewegung sicher zu beherrschen, so müsste die „Fahnenweihe" einen starken Erfolg haben. Es ist in seiner Art ein Meisterwerk.

Fragt sich noch, ob diese Art gut ist. Nun, sie ist nicht schlecht; sie ist grad und grimmig. Es fehlt ihr die gaieté, etwas, worüber sich Arne Garborg freut, wenn er es an einem Kunstwerk sieht und was er die festivitas nennt, die Wollust der Kunst. Die Satire geberdet sich noch ein wenig zu wichtig, sie drängt sich zu weit vor, sie erscheint noch manchmal polemisch. Wie Ruederer sich entwickeln wird, ob er das sozialkritische, gallige Element seiner Persönlichkeit oder das überlegen heitere, plastisch bildende stärker ausbilden wird, ist ohne persönliche Bekanntschaft und aus erst zwei Veröffentlichungen natürlich nicht zu sagen. In dem Roman ist jene, in der Komödie diese Seite des Talentes mehr hervortretend, und vielleicht schliesst er die satirische Essigfabrik demnächst gänzlich.

Jedenfalls ist er ein Künstler aus erster Hand, ein Künstler, der seine Sach' auf sich selbst gestellt hat und dessen Sach' wir deshalb von ihm selber aus fortan betrachten müssen.



BEROLINA.

EINE GROSSSTADT-ÄSTHETIK.

VON

HEINRICH SCHACKOW.

Fünfunzwanzig Jahre des neuen Kaiserreichs sind dahin gegangen. Über den Alexanderplatz blickt sinnend die bronzene Berolina: — gleichsam wesenhaft gewordenes Selbstbesinnen einer Stadt, die einen Augenblick nachdenklich inne hält im Vorwärtsschreiten und staunend im Rückwärtsschauen den ungeahnten Reichtum ihres Lebens erblickt, der in stetigen, arbeitsamen Tagen unmerklich sich gesammelt hat. Sie grüsst mit ihrer Hand: die gewaltigen Wandlungen der Vergangenheit, das Leben, das heute unter ihr dahin brandet, auch die Zukunft grüsst sie, deren Gestaltungen ihr spähendes Auge aus den dunstverhüllten Strassenfernen zu lösen sucht.

Dort aber, aus dem Nebel heraus, flutet und wogt es in hastendem Wechsel. Die Strassenfluchten wachsen herauf und türmen sich zu gigantischen Stockwerken. Ein Wirrwarr von Gemäuer umstrickt den Platz: Mietshäuser mit endlosen Fensterreihen, die planvoll gefügte Steinmasse des Polizeipalastes und das in sicherer Leichtigkeit gespannte Eisen des Stadtbahnhofes mit dem blassbläulich schimmernden Glasdache und seiner Strassenbrücke.

Die grossen Glasscheiben der Kaufläden erzittern von dem Wagengerassel, Wandeldioramen gleich spiegeln sich in ihnen die Bilder der Strasse. Die Farben blinken und blenken durch einander in grellbuntem Spiel. Auch die vorlauten Farben und Linien der wettschreienden Firmenschilder. Buchstaben in Glas, Metall und Farbe, Schilder in langen und runden, geschweiften und geraden Linien: eine bunte, laute Fülle von Widersprüchen.

Aber das Tausendfältige der Formgedanken, das Verzerrteste, das Unzulänglichste, das Trivialste, alles sammelt sich, bezwungen zu einem geschlossenen Ganzen, — mitzulauten in dem Gedicht, das tagein, tagaus über diesen Plätzen singt, mitzukünden von der Schönheit — des Bedürfnisses.

Die hochragenden Schornsteine der Elektrizitätswerke, die dichten Parallelfäden des Telephonnetzes, kreuz und quer über den Dächern, das machtvoll schnaubende Leben der über die Brücke dröhnenden Lokomotiven: das alles ist schön in diesem Rahmen.

Und dahinter, über dem allen, steigt klar und ruhig der Turm der Marienkirche auf.

Grossstadtdünste umschleiern die Weite, Einzelheiten treten zurück. Die Architekturen liegen in grossen Umrisslinien da; auf dem freien Platze die

dunkle Masse der Kirche. Vor 800 Jahren legte man ihren Grundstein. In drei wohlgesonderte Schichten teilt sich der Turm: Quadersteine des dreizehnten Jahrhunderts, zur Wand gefügt, führen glatt empor, in reduzierten Barockformen profilieren sich die Gesimse des mittleren Stockwerkes, Gothik-Barock wächst die Spitze empor. Pendent opera interrupta —! Jedes Geschlecht baute in seinem Jahrhundert an diesem Monument. Architektonische Klugheit hat bei der jüngsten Renovation manches altehrwürdig Charakteristische davon abgebröckelt. Aber was thuts? Noch ragt sie als ein Zeichen schlichten, ja nüchternen Geistes des Bürgertums, noch giebt sie eine Nüance der primitiven märkischen Kunstentfaltung.

Und die Erinnerungen kommen leise und leiten in jene wunderliche Zeit, von der die kleinen Häuserchen noch erzählen, die sich mit ihrer baufälligen Poesie hinter dem langhalligen Schiff der Kirche verstecken. Das kleine Häuflein niedriger, berusster Fachwerkhäuser, von allen Seiten umdrängt, umflutet von Wassern der schnellen modernen Lebensströmung, wird es bald hinweggespült sein.

Ein freundlicher Zufall hat hier das Neueste hart neben dies Alte gesetzt. Ein ganzer Strassenblock von Kaufhäusern, nach einheitlichem Plane aufgeführt, zieht sich von der Kirche in die Altstadt hinein: nach einem einheitlichen, freien, kuhnen Plane, zweckmässig zugleich und einzig in seiner resolut-knappen künstlerischen Komposition. Mit Sandstein sind Portale und Fenster umkleidet, Ziegeln, chamoisfarbig und rot, ein stumpfes blaues Ziegelrot, bilden die Flächen. Das sichtbar gebliebene, mattgrün gestrichene Eisengerippe detailliert mit seiner Farbe. Aus einer feinen organischen Entwickelung heraus treten diskret die Erker vor, mit den schlichten, herben Zierformen, die einst die alten Vlämen übten, sind sie bereichert.

Ein künstlerisches Experiment im grossen Stil, hier ists vollbracht, und mutig dürfen diese Häuser ihren protzig geschmückten neubarocken Nachbarn in der Kaiser-Wilhelmstrasse trotzen.

Die Kaiser-Wilhelm-Brücke überspannt weiterhin die Spree. — Tief hinein in die Schachte des Städtebildes schaut das Auge, wo erinnerungsreiche Baudenkmäler ihre Silhouetten gegen den Himmel abschatten.

Die Zeit der Joachims baute die alte Burg, deren Renaissance dunkel und schwer da liegt, an der das Wasser der Spree langsam sich vorüberschiebt. Die Zeit des grossen Kurfürsten grüsst in seinem Monumente, von der schaffenden Hand Schlüters, des Einzigen. Und der Fluss spiegelt die gewaltige Schlossmasse und spiegelt das Reiterbild in seinem matten Bronzeglanz, er malt darüber in wechselnden Bildern die schwerfälligen, von märkischen Ziegeln rotbestaubten Kähne und leichten Flösse, — Kiefern aus märkischem Sande —, deren Holz hier zu dem sinnvollen Gerüste des werdenden Domes gerichtet wird.

Und die Zeit spricht in anderen Bauwerken weiter.

Sie erzählt von den vielen Umwandlungen des einst geplanten „palazzo", den die Kraft eines erstarkenden Volkes zu der wuchtigen Monumentalität eines preussischen Königsschlosses wandelte; sie erzählt, über den weiten Platz deutend, von einem Grossen, der schönheitstrunken wähnte, das alte Hellas in die Mark verpflanzen zu können und die Spuren seines irrenden Genies hier für Jahrhunderte festlegte; sie deutet auf das Zeughaus, das trotzige Kastell, die Stätte selbstbewussten Preussentumes — und wieder auch deine Ruhmesstätte, Andreas Schlüter —, und sie leitet den Blick hinauf zur reichgeschmückten Attika, wo das Landesbanner in reiner Weisse lustig im Winde flattert und grüssend zum Schlosse hinüberstrebt mit seinem fliegenden Adler.

Menschen und Bauten!

In dem unaufhaltsamen Zuge erscheint der grosse König. Seine Residenzen bei Potsdam, dort, wo graziöse Ornamentik von Decke und Wand zu

uns herniederplaudert, sind aus seinen eigenwilligen, künstlerischen Bedürfnissen entstanden. Wundersame Jahrzehnte! Ein Stil ging langsam über in den anderen; indes jenes Rococo noch keck sich freute, stieg langsam der Stern des Palladio auf.

Schon das Opernhaus zeigt aussen die feine Harmonisierung der baukünstlerischen Gedanken dieses klugen Vicentiners, laut künden sie die prächtig entworfenen Kuppeln Gontards, die vom Gensdarmenmarkt her über die Dächer sehen.

Die Tage kamen und gingen.

Das vorrückende Jahrhundert bildete schon nach den zerfallenen Propyläen Athens sein Brandenburger Thor. Seine Weihe, die vor Jahrzehnten noch zu Freude und Jubel emporhob, klingt heute fern und müde und verklingt in den eintönigen Rhythmen seiner Nachbarpaläste. Erstarrende Antike und starre Gothik vermischt sich bei dem einen und trennt sich spröde bei dem anderen und beides formt sich langsam zu dem armseligsten Strassenrelief der Jahre vor achtzehnhundert und siebenzig.

Durch dieses Thor zogen die siegreichen Truppen, mit einem Kaiser an der Spitze, am Denkmal des alten Fritz vorüber, in das Zeughaus brachten sie ihre erbeuteten Trophäen — — —

Und ein neues Leben zog über diese Plätze der Vergangenheit; neue Häuser wuchsen herauf. Und in diesen jungen Gewächsen drücken sich die wunderlichen, tausendfachen Nüancen unseres neuen Lebens aus in unerschöpflicher Vielartigkeit. Ein Chaos drängender Kraft und treibender Wärme, in dem es zu neuen Gedanken, zu Formen grösserer Reife mählich sich gestaltet; grosse Melodien gehen hindurch.

Es sind nur wenige Schritte zur Friedrichstrasse.

In fünfundzwanzigjähriger Entwicklung und Erneuerung hat die Architektur sich entfaltet; in unbewusst umbildender Arbeit, aus einer instinktkräftigen Sehnsucht heraus suchte sie nach einem melodischen Wechsel ihrer Klänge: durch vieles, was hier gefügt und gerichtet ist, geht ein ehrliches Streben, unter klarer Verkündigung bedeutender mechanischer Leistungen (technische Erfindungskunst) den neuartigen Konstruktionen zu einer eigenen ästhetischen Erscheinung zu verhelfen.

Granitfassaden mit schweren Portalen, mit ornamentreichgeschmückten Balkons kuppeln sich zu immenser Höhe empor, zwerghaft lassen sie die gleichsam in sich selbst gedrückten Nachbarhäuser tief unter sich. Und neben Putz- und Quader- der Backsteinbau. Er brachte in unser Strassenbild, bis dahin so mattfarben, so lau und altmodisch, die Frische, das Rot. Dann weiter: Quader- und Backsteine, am gleichen Hause harmonisch geeint; Sockel, Gesimse, Seiten und Krönung der Fronten matt steinfarben, die füllenden Flächen im tiefwarmen Rot des Backsteins.

Und gleichsam in bewusster Antithese zu neuen ästhetischen Werten, — dem leisen Erwachen eines statischen Gefühls —, der tote Traditionsstil des Ornaments, mit dem diese Bauten behangen.

Grotesk hervortretende Erker, Dächer, in vielgestaltigen geometrischen Figuren mit zierlich getürmten Luken, Schornsteine mit dekorativen Hauben, schlanke und zwiebelförmige Türme: in ihrem malerischen Reichtum, in ihrem Wechsel kühner Linien ein architektonisches Quodlibet. Säulen, Kapitäle, Obelisken, Arabesken: Kinder vergangener Kunstepochen, die nur selten organisch sich eingliedern, noch seltener zu neuen Variationen sich organisieren.

Ein wirres, bewegtes Häusermeer! Aus der perspektivisch sich senkenden Strassenlinie steigen kahle Seitengiebel jäh heraus: gleich einem phantastischen Gebirgszuge heben, senken und zerklüften sich diese steinernen Höhen.

Der ganzen Strasse beste Art drängt sich in einer Stelle zusammen, diesem famosen Equitablepalast, dem Haus aus Stein und Eisen. In einem

graufarbigen Granit schimmern die Fronten, wuchtig reckt sich die von goldener Laterne gekrönte Kuppel gegen den Himmel. Der äussere Aufbau erzählt klar die Disposition der grossen, einheitlichen Räume; die horizontalen, barocken Linien und die vertikalen, hochstrebenden der Gothik sind feinsinnig gefühlt und mächtig, zu monumentalem Einklang, gestaltet. Bronzene, schwere Laubbüschel umschmiegen die granitglänzenden, zierenden Glieder. Es ist ein edles Haus: aus der Fülle alter Formgedanken ist das Wesentliche gerettet, es ist gebaut nach jener künstlerisch überlegenen Art, welche sonst nur der köstliche Schatz einer geschlossenen, auf langjähriger Tradition pochenden Schule ist.

Hier führt die gerade Strasse nach Osten und nach Westen.

Ein Bilderreichtum in freigebiger Fülle!

Die Baugeschichte dieser „stolzen" Häuser ist ein absonderlicher Abschnitt einer Zeit, wo die rasch wachsende Kaiserstadt in der mächtigen Schwungkraft ihrer Entwickelung Haus neben Haus aneinander fügte und in junger, ungestümer Kraft mutig drauflos baute, — Strasse an Strasse, und immer aufs neue der Strassen Spaliere, vier- und fünfstöckige Riesen.

Überall das gleiche Bilderspiel: derselbe Formalismus, die gleichen Stimmungen und Laute.

Die Schablone gab den Grundriss, der umrahmende Schmuck der Bauglieder den „Stil".

In diesen Häusern lebte die Renaissance, die der selige Semper erträumt hatte, wieder auf. Freilich nicht mehr als die seinige, als die genial geordnete Meisterschöpfung, aber „Renaissance" konnte man doch sagen; ein grosses, pomphaftes Gefolge hatte sich ihr angeschlossen: Barock, Roccoco und neuartige Gothik.

Erstaunlich, mit welcher Eile diese Stile das verstaubte Alte, das tektonisch Regelmässige, verdrängten. Wohlfeil, theatralisch sind sie herausgeputzt, mit ornamentalen Phantastereien verkleidet, unlogisch in den Prinzipien ihrer Entwicklung; aber eine bessere Technik brachten ihnen Luft, Licht, — Gesundheit.

Man entsinnt sich hier der Bilder älterer Städte, wo die Baukunst sich im engsten Zusammenhang mit den dekorativen Künsten zu reifer Üppigkeit entfaltet hatte: Venedig, Florenz, Paris und Nürnberg.

Gewiss, ihr alten Meister, unsagbar unwählerisch hat man von euren Festestafeln genascht und gestohlen; brutal, abstossend und oft in unsinnig deplacierter Feinheit sind eure Formgedanken von dem Palazzo Pesaro, aus dem Palazzo Pitti, aus dem Schlosse zu Versailles oder aus . . . . . . der Himmel weiss woher, hier nachgeformt.

Sicherlich! Diese Häuser lügen von blauen Wundern baukünstlerischer Neuzeit; aber aus einer fast unerträglich gewordenen Monotonie haben sie der Detaillierung und der Farbe freie Bahn gemacht.

Das ist immerhin ein Resultat nach fünfundzwanzig Jahren.

Wenn der Abend sich auf diese Strassen hernieder senkt und künstliches Licht an tausend Stellen entzündet ist, Licht, buntes Licht all überall, so weit das Auge sieht, Licht, das von weissen Monden elektrischer Lampen hernieder fällt, das durcheinander flirrt und dahin huscht und im breiten Strome zusammenflutet, bis es sich als violette Dämmerung in den unbestimmten Tiefen der Strassenzüge verliert; wenn grelle Helle über das Nahe gebreitet ist, die Schatten vielfach sich kreuzen auf dem mattspiegelnden Asphalt, Anderes in ein klares Dunkel gerückt und noch das Entfernte überflackert ist mit spielenden Reflexen und schimmerndem Zwielicht; wenn die Architekturen nur unbestimmbar oben in die schwere Indigoluft ragen, unten nur Einzelheiten sich scharf herauslösen, kantige Gesimszüge, phantastische Karyatiden und zierliche Festons: — dann wird die Form zur Farbe. Sie blinkt in buntem Glanze und verschimmert in zartem Dunst. Die starre Form wird in der Farbe lebendig.

Noch einmal: in dem fast unauflöslichen Gewirr, in dem Durcheinander von Farben und Linien, — eine ungewollte Schönheit, bedingt von mechanischer Leistung und neuartiger Konstruktion im Zauber künstlichen Lichtes —, reift langsam die eigenartige Aesthetik der Grossstadt.

Sichtbar nur dem feinsten Spürsinn, geht ein leises, morgenliches Regen durch die moderne Baukunst; überzeugend wird es sich aller Augen zeigen, wenn dieses tastende Wollen klare, bewusste Ausdruckswerte erst gefunden hat, wenn die vielgesuchte Bauart unserer Jahrzehnte mit der unaufhaltsamen Unmerklichkeit alles natürlichen Wachsens den Charakter der Städtebilder umwertet hat.

WILDENBRUCH.

EIN TORSO

VON

ALFRED KERR.

Er ist nur ein Trompeter;
(Und doch bin ich ihm gut.)

I.

Mit dem Gefühl ungeheurer Dummheit beginnt der Kritiker zu schreiben, nachdem er sämtliche Werke dieses Dichters gelesen. Wie vor den Kopf gehauen. Unter der Schädeldecke spürt man eine Ausgehöhltheit, man fühlt zugleich, wie in gewissen Weichteilen dort Erstarrung und Verhärtung eintritt. Bum; bum! Bummm! Und die Augen schliessen sich, als ob ihnen in lästiger Nähe ein glänzendes Metall lange vorgehalten würde, auf das von der andren Seite jemand hämmert. Bum; bum! Bummm! Bummm! Bummm! Oder: traa, traa; wie wenn jemand eine Trompete dicht an unser Ohr setzte. Traa; traa! Immer dümmer wird man. Traa! Traa! Traa! Immer apathischer. Traa! Traa! Soviel Banalität ist ja nicht zu fassen. Traa! Er bläst einen tot mit Gemeinplätzigkeit, rasch — traa! — eh' man Luft schnappen kann — traa! traa! traa! -- Hilfe!!

Wenn man ihn dann ansieht, hat er keine Ahnung, was er thut. Aus treuen Augen und mit reiner Stirn blickt er ungetrübt und wohlwollend in die Welt.

Seiner ist das Himmelreich.

Traa —

II. (auf einem Oktavblättchen:)

Bei einer Betrachtung dieser Persönlichkeit kommt nicht viel heraus; das merkt der Betrachter, wenn er am Ende ist. Weil er sich nicht entwickelt, wird nichts Neues mehr über ihn zu sagen sein. Es zieht uns etwas

zu ihm hin. Was? Ein Gefühl aus früher Jugend. Erinnerung zaubert noch einmal die Zeiten herauf, wo im Brennpunkt unseres Fühlens und Sinnens die Indianer standen. Stolze Hochherzigkeit, spannende körperliche Auftritte, edle Liebe und glühender Hass, alles in glühend edlen Linien gezeichnet; kräftiges Gottvertrauen; in Augenblicken der Rettung das Gefühl „der alte Gott lebt noch" oder „Hurrah, das waren deutsche Hiebe". Das Banner des Indianertums hat er unentwegt in der Dichtung emporgehalten. Ideale übernimmt er prüfungslos. Er verteidigt gewisse Dinge mit edlem Löwenmut, ohne zu fragen, warum sie verteidigt werden sollen. Er ist ein unendlich begeisterter Philister, der mit fünfzig Jahren immer noch an der Grenze der Pubertät entlangdichtet. Ein sympathischer, beschränkter Geist mit einigem naiven Raffinement und einiger Leidenschaft. Die Leidenschaft eines nach der guten Seite hin besoffenen Assessors. Auch die Sinnlichkeit wird bei ihm bloss interessante „Leidenschaft". Es vollzieht sich alles wasserdicht und stilisiert: edle Geilheit. Ueberall Neigung zum Typischen. Mindestens „flammender Blick", „zuckende Lippen", „ein heisser Strahl flackerte in ihren Augen auf" u. s. w. Merkwürdig ungoethische Veranlagung.

III.

(Jean Paul'sches Extrablättchen über Karl Frenzel.)

Er ist etwan ein deutscher Brunetière; nur einfältiger, protestantischer und freier von Temperament. Früher schrieb er wie ein Oberlehrer, der „recht munter" schreiben wollte. Jetzt schreibt er steif — und doch schlapp. Hängender Stil!! Bereits 1873 sagte er: „Zu meiner Zeit . . ." Heut stellt er die Niederlage der Modernen fest. „Niemals ward ein grosser historischer Stoff jämmerlicher und kleinlicher behandelt", — er spricht von Florian Geyer.

Beklagenswerter teurer Karl! Ich fühle —
Ganz fühl' ich sie, die namenlose Pein,
Die jetzt in Ihrem Busen tobt.

Die Bauern sind „lauter Calibans, Trinculos und Stephanos." Er fragt dann Gerhart Hauptmann, „ob sich hier nicht Anlass zu der Einwirkung der Frauen in das sonst so düstere und eintönige Schauspiel zwanglos gefunden hätte." Siehe Wildenbruch! Vernichtend ist das Urteil über Hannele, den „mystisch verträumten und naturalistisch verrohten Hokuspokus." Karl, weisst Du noch, wie in der Berliner Dramaturgie einst der Narziss und der Uriel Akosta neben Hebbel gestellt wurden, als „Schöpfungen ersten Ranges"? Weisst Du noch? weisst Du noch? Seite 455!

Und warum gegen Hauptmann so streng sein? wenn man gegen einen prinzlichen Epigonerich, G. Conrad, den Dichter irgend einer Phädra so nachsichtig ist; wenn man hier den „Widerschein griechischer Kunst" bereitwilligst erblickt „in der Seele eines hochgebildeten, fein empfindenden Mannes, der seine glückliche Musse im edelsten Dienste, in der Beschäftigung mit den Künsten, sich zur Befriedigung und den Anderen zur Freude und zum Genuss verwertet." Ei, ei! „Niemals ward ein grosser historischer Stoff jämmerlicher und kleinlicher behandelt" sagt er von Gerhart Hauptmanns Florian Geyer. Ei, ei!

(Ende des Extrablättchens über Karl Frenzel.)

IV.

Wildenbruch hat den Stoff „mit der Kühnheit und Freiheit eines echten Dramatikers behandelt" sagt Frenzel. Er spricht von der Heinrichstragödie; Hartleben nennt sie „der Geschlechts-Heinrich". Die Forderung der „Einwirkung der Frauen" ist allerdings hier erfüllt. Heinrich der Canossagänger

geht nach Canossa, weil ihn seine Frau darum bittet. Und Gregor der Papst entbindet ihn vom Bann, weil ihn Heinrichs Mutter darum bittet. Ehret die Frauen. Im übrigen ist folgendes festzustellen. Ordulph will sich im Vorspiel auf den kleinen Heinrich stürzen, der zückt das Schwert — da tritt Mutter Agnes ein. Heinrich befasst sich mit Praxedis — da springt der Herzog der Nordmark dazwischen. Agnes springt vor und ruft „Buhlerin!" Gottschalk soll von den Römern getötet werden, — da springt er zu des Papstes Füssen („Alles weicht zurück"). Es wird drohend erzählt, dass allein Heinrich nicht zum Kreuzzug erschienen sei — da tritt ebenderselbe ein; die Kreuzfahrer toben, Kaiser Heinrich reckt die Hand, „das Getöse verstummt." Prinz Heinrich stürzt sich auf Praxedis — da ttitt Graf Frangipani dazwischen. Die Vasallen sagen zufällig, „mit dem alten Manne geht's nicht länger" — da tritt der alte Mann ein. Der sterbende Kaiser kommt nach irgend einem rheinischen Kloster — da tritt zufällig Praxedis hervor, welche in dasselbe rheinische Kloster gekommen ist. — Dienstbotenpoesie!!!! Lauter Finale's. Effekt auf Knalleffekt. Immer an einem Höhepunkt, wenn von jemandem gesprochen wird, erscheint er: das ist das Geheimnis der theatralischen Technik, der „heisse Atem" des Dramatikers Wildenbruch, das Bewunderungsziel Wolzogens, welcher in der Oper vermutlich die obligate Arie mit voraufgehendem Recitativ wieder polizeilich restituiren wird. Das Drama des Dazwischenhopsens! Und Karl Frenzels entzahnte Kiefer schnattern, dass hier „der grosse monumentale Zug vorherrscht". Piep!

Wildenbruch hat ausser diesem Drama noch neunzehn Dramen geschrieben. In diesen neunzehn Dra — dra — draa — traa — traa — traa — traa — — —

(Im Manuscript findet sich hier eine aufgespiesste Feder.)

V. (wenige Zeilen auf einem Quartblatt:)

. . . . und dennoch unsrem Herzen teuer. Zwar auch in der Leidenschaft durchbrechende Trivialität. Aber diese „Franceska" als ganzer Wurf kolossal! — Und dann:

„— — Die Nacht war ohne Sterne,
Als auf des Meeres dunklen Wellen sich
Gleich einem Schwarm von mitternächt'gen Vögeln
Lautlos die Schiffe der Armada wiegten. —
Schlaf rings umher — Natur verhielt den Atem,
Da hob ein leiser Hauch sich aus Nordwest,
Den Unsren günstig; zehn von unsren Schiffen,
Den Schnabel tief einbohrend in die Flut,
Glitten den Spanier wie Vampyre an,
Mit Eisenhaken bissen sie sich fest
An seiner Brust und plötzlich wandelten
Sich alle zehn in eine einz'ge Flamme —
Es waren Brander. — Ein Geheul erhob sich . . . ."

Ich glaube „Christoph Marlow". — Und so manches Andre, im Einzelnen! — Und schliesslich immer das edle Indianertum. — Nicht zuletzt aber diese wunderbare, reine Persönlichkeit, — zu jeder besten That willig, und rein geblieben in dem Riesen-Saustall der Berliner Litteraten. Ja, man darf ihm gut sein, — wenn er auch bloss ein Trompeter ist. Man darf —

(Das Manuscript bricht hier ab.)

(Auf einem Oktavblättchen:)

Karl aber — — —

(Das Oktavblättchen bricht ab.)



RUNDSCHAU.

DER HEIMLICHE DRAMATIKER.

Von Karl Werkmeister.

Eine Erinnerung an den Rembrandt als Erzieher und an den heimlichen Kaiser Langbehns überkam mich, als ich gewissenhaft die „Dramatische Handwerkslehre" von Avonianus (Berlin 1895 Verlag von Hermann Walther) durchstudierte, um mich bald zu fragen, ob hier blutiger Ernst oder Ironie sein Spiel triebe, die mit methodischer Ernsthaftigkeit und grossem Scharfsinn von einem Schema ausgehend die Kunst des Dramas in catalogum registriert, und belehrende Anatomie am Leichnam und am lebenden Objekt treibt. Einen „Shakespeare als Erzieher" sollten wir in diesem Buche bekommen oder besser gesagt einen heimlichen Kaiser für die Dramenpoeten Deutschlands, sich anlehnend an das Bild Shakespeares, der in der mannigfaltigsten, aber stets in derselben amateurhaften Weise, wie Rembrandt in dem oben erwähnten Buche, herangezogen wird. Man lese nur das Namen- und Sachregister, das einen ganzen Montaigne vor uns aufrollt.

Was will das Buch? Es will ernsthaft genommen werden, denn es ist schrecklich ernsthaft.

„Die Teilnahme des Schülers am Geschäfte des Meisters" nach Goethes Wort, ist als Motto und Existenzberechtigungsnachweis dem Buche voran gestellt. Das Vorwort spricht von Gustav Freytags „Technik des Dramas", die er nicht erreichen, aber ergänzen will, um — kurz gefasst — ernste Anfänger zu Dramatikern zu machen und „vorwitzige womöglich noch vom Dramenschreiben zurückzuhalten, ehe sie andern lästig fallen." Das wäre menschenfreundlich und zu loben, ein Wegweiser und gleich dabei eine Warnungstafel. Ich weiss nicht, ob das Steputatsche „Reimlexikon" dergleichen enthält. Hier ist auch schon der Titel weit eher gemacht „von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzureizen". Und nun denke man sich eine dramatische Handwerkslehre. Wenn er im Verlauf des Buches Schönthau und Kadelburg ein paar ausgelernte Kunsthandwerker nennt, so meint Avonianus das als Tadel. Nach dem Vorwort und dem Titel müsste er sie entschieden loben.

Was ist also das Buch? Ein matter Nachguss Gustav Freytags, vermischt mit väterlichen, manchmal fast komisch klingenden Ratschlägen an den begabten Anfänger, mit vielen scharfen und richtigen Urteilen, vielem Widersinnigen und lächerlichen Widersprüchen: aus einem beschränkten Gesichtskreis heraus geschrieben, mit falschen Maassstäben messend, ohne die geringste Kenntnis der dramatischen Literatur des letzten Jahrzehnts ... Stückwerk von einem Laien. Von dem Wenigen, was der Verfasser aus eigener Anschauung kennt, da er sich nach eignem offenherzigen Geständnis von dem Anschauen der markantesten, dramatischen Neuheit, den „Webern" nur „unnütze Anstrengung und Aufregung erwartete," kennt er nur das Unwichtigste, z. B. die häusliche Frau von Bahr und die Familie Selicke, an die er mit wundervoller Biederkeit und thörichtem Geistreichtum den Massstab der „fünf Teile und drei Stellen" anlegen möchte und auf denen er stets herumreitet. Die ganze suchende Bewegung des neuen Dramas sieht er nicht und es wäre auch gleichgültig, was die Meinung des Herrn Avoniänus sei (sein einziger Vorzug ist, dass er eine hat); aber, dass er nur wenig kennt und das, was er nicht mag, nicht kennen will, weil es nicht in seinen Kram passt, vor allem aber, dass er anmasslich unter falscher Flagge segelt, das ist der Grund, weshalb vor diesem Buche eine Warnungstafel aufgestellt werden muss, ehe einer in diese Untiefe gerät. Die Sympathieen und Antipathieen eines nicht mehr jungen, im

praktischen Leben stehenden Mannes (vielleicht eines Provinzial-Arztes), der ab und zu ins Hoftheater geht oder auch nach Berlin reist, um am liebsten „unterhaltliche“ Stücke zu hören (nur ja keine Anstrengung!), der Karl Werders Hamlet-Colleg aufmerksam gehört und Gustav Freytags ‚Technik des Dramas‘ mit rührender Anpassungsgabe gelesen hat, würden uns absolut nicht stören, vielleicht sogar von Herzen interessieren, wenn sie nicht prätentiös als Dogmen vorgetragen würden.

Den Manen Karl Werders ist das Buch gewidmet; und wenn man hier und bei, ach, sovielen Büchern erst die menschenfreundliche Anweisung jenes österreichischen Censors begreift: es müsse erst eine Bescheinigung der Manen über Annahme der Dedication beigebracht werden, so wird die Wahl des Kriegsnamens „Avonianus“ den Leser kaum milder stimmen.

O süsser Schwan vom Aron, wer du auch sein magst, geheimnisreicher Speerschüttler, Avonianus liebt dich mit der Liebe des Herrn, denn er züchtigt dich! Dein Hamlet, von dem er alles weiss, was Donden schlechtes, was Hermann Conrad geschichtlich Neues und Wertvolles, was Karl Werder Gutes über ihn gesagt und geschrieben hat, wird hier waidlich auf die Bank gestreckt, mit „Held und Gegenspiel, mit erregendem Moment, mit Steigerung, und tragischem Moment, Umkehr, fallender Handlung bis zur letzten Steigerung und Katastrophe“, in ein Prokrustesbett mit „fünf Teilen und drei Stellen“. Aber es geht so ziemlich. Beim König Lear ist das schon schwerer, und wenn er den Hamlet wenigstens liebt und trotz dieser handwerksmässigen Behandlung das Beste aus dem ganzen Buche, eine schöne Apologie des thatkräftigen Hamlet, wie wir ihn jetzt alle kennen, mehr durch Joseph Kainz als durch Avonianus, zusammenfasst, gefällt ihm der König Lear aber schon garnicht. Hier wird er zum Parteigänger der bösen Goneril, und findet, dass der Dichter den freien Blick „für den Rest der Tragödie nur allzuhäufig verlor“, denn als Techniker „der am Geschäfte des Meisters teilnimmt,“ vermisst er den Humor und auch an den bösen Töchtern jeden versöhnenden Zug.

Das ist eine jener Stellen, wo der Schüler des Mottos über dem Meister steht und wo sich uns endlich die Tendenz des Buches enthüllt und zwar in der überraschendsten Weise. Sie steht auf Seite 183 und heisst: „Nein, verehrter Herr (Gerhart Hauptmann) das muss ganz anders gemacht werden, wenn man ein Dramatiker sein will!“ Dass hier Gerhart Hauptmann genannt ist, ist nebensächlich; Avonianus schreibt uns, wenn wir wollen, alle Dichter um, ohne Unterschied; S. 100. entwickelt er uns einen neuen Schluss für „Nora“, „damit für beide Männer (Günther und Helmer) die dramatische Belohnung da sei und das Stück mit jener „Katharsis“ schliesse, die gleich einem Gewitter mit folgendem Regenschauer die elektrisch geladene Luft reinigt. Aus solchen Stücken geht nicht blos der Philister, sondern jeder normal empfindende Mensch mit gehobenem Gefühl nach Hause.“ Das völlige Missverstehen des Ibsen'schen Schlusses, der ganzen unerbitterlichen Konsequenz des Stückes und des Nora-Charakters ist so albern, dass man nicht weiss, ob man sich ärgern oder freuen soll; jedenfalls freut man sich einer köstlichen Bemerkung, die ich mir nicht versagen kann hierherzusetzen, weil Avonianus hier ganz Rembrandt-Deutscher ist: „Er (Ibsen) hat sie (Nora) bis dahin so geführt, dass man von ihr, der naiven Naturstimme, Alles eher erwarten darf, als die Spitzfindigkeiten eines Blaustrumpfes. Eine unter dem Boden der Dinge lauernde und bei besonders beschämenden Gelegenheiten hervorkichernde Ironie will es sogar, dass wir mit der Farbe von Noras Strümpfen ausdrücklich bekannt gemacht werden: sie sind fleischfarben.“ Um Verzeihung, Herr Avonianus, Nora bekommt nur zu ihrem Capri-Kostüm fleischfarbene Strümpfe, sonst brauchen weder Sie noch der „alte Cyniker“ (Rank ist jung!) zu wissen, was Nora für Strümpfe trägt, das ist Helmers Sache!

Genug von diesen freundlichen Bemühungen des Herrn Avonianus als Nachbesserer in den Charakterzeichnungen Ibsens zu wirken. Sehen wir, was er noch für Beispiele bringt, um daran den Prüfstein seiner dramatischen Handwerkslehre zu erproben. Denn der Schreiber einer „dramatischen Handwerkslehre“ muss doch entschieden einen Überblick über die gesamte dramatische Produktion haben. Aber es geht Herrn Avonianus komisch mit den Dramatikern, die werdenden kennt er nicht, und zwei von denen, die er zu kennen behauptet, behandelt er schlecht; Goethe zitiert er falsch (S. 9), und Gerhart Hauptmann schreibt er nicht richtig. Diese Nebeneinanderstellung dürfte Herrn Avonianus allerdings schwer treffen, denn: „vorläufig ist Gerhardt Hauptmann noch **kein** Dramatiker“ (S. 182) und S. 183 (über Kollege Crampton) „Nein, verehrter Herr Gerhardt Hauptmann“ etc. (siehe oben) und dann der wundervolle Satz: „Gewiss ich habe mich im „Kollegen Crampton“ nicht gelangweilt, denn Gerhardt Hauptmann hat Talent, d. h. er weiss zu unterhalten. Aber nie ward ich den Gedanken los: wie schade, dass auch dieser begabte Jüngling klüger sein und in der Hauptsache Alles anders machen will, als

William Shakespeare." Kennen thut er ihn also, denn er schreibt noch an andrer Stelle S. 229 4 Zeilen und Seite 249 und 50 über den Stoff der „Weber", wobei sich der Druckfehlerteufel furchtbar rächt mit dem Satze: „als Drama hat es derartige Mängel, dass ich mich denen nicht ausschliessen kann, die es ein grosses Kunstwerk nennen". Aber seine Dramen bieten ihm keinen Prüfstein für seinen Zweck. Nur wie schon erwähnt die häusliche Frau von Bahr und Holz-Schlafs Familie Selicke kennt er durch Anschauung und bespricht sie nach seinen „Handwerksregeln". Von Fulda, gegen den er viele höfliche Verneigungen macht, bespricht er den Talisman des längern im Hinblick auf Stoff und Aktualität, auf Sudermann ist er seiner Unmoral wegen nicht gut zu sprechen, obwohl man glauben könnte, dass er gerade ihn trefflich verwenden könnte. Vielleicht kennt er sogar von den jüngeren einige, nennt sie aber nur aus diesem Grunde nicht. Max Halbe wird in dem Buch nicht genannt. Denn ehe wir endlich zu den Anweisungen kommen, die den Dramatiker der Zukunft ausmachen, müssen wir zur Beleuchtung des Herrn Avonianus die warnenden Exemplare berühren, die er ihm aufstellt, um ihm zu jenen Eigenschaften zu verhelfen, die die Hauptsache sind: „rein und doch interessant" zu sein. Denn (S. 238) „bei uns in Deutschland ist man von Alters her so vertrauensselig und sicher gemacht worden, dass die ganze Familie bis zum Kinde herab, gewöhnt ist, im Theater ein durchaus reines und bekömmliches Vergnügen zu suchen." Und nicht nur seine Anschauung vom Theaterbesuch als einer gut und leicht verdaulichen Kost, sondern auch sein „ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl" verhilft ihm in dem wundervollen Passus (S. 239): „Alma verglichen mit Shakespeares Buhlerinnen" zu dem rauhen Endurteil darüber, dass das völlig verlotterte Lumpenpack „als Repräsentant deutschen Volkstumes" mit dem gierig empfangenen Schandgeld von so und soviel tausend Reichsmark behaglich zurückbleibt, während Alma die Sünderin, als Prachtstück ihrer Familie, nach kurzer Belästigung durch einen idealistischen Bruder, ihr Gewerbe mit Nachdruck, unterstützt durch die Kraft des Kapitals, aufnehmen kann. Die Backfische der Gallerie lassen sich dergleichen gesagt sein. Nein, es ist ganz ausgeschlossen, dass Shakespeare eine so niedrige Gesinnung derart ungestraft und ungeläutert hätte fassen können. Cressida, die holde Ahnmutter Almas (nanu?) wird verächtlich vor unsern Augen und erhält eine vernichtende Kritik aus Ulysses Munde", u. s. w. u. s. w. Das ist streng, aber gerecht. Aber ganz grausam ist er gegen das Dienstmädchen, die bei der häuslichen Frau Hermann Bahrs dient, der er „harte Geldgier und freche Lebensweisheit" (S. 221.). vorwirft. Hoffentlich wird dem „Weibsbild" daraufhin sofort gekündigt, denn es „ist jeder gute Instinkt in ihr erloschen". „Wer wollte leugnen, sagt Herr Avonianus, dass dergleichen im Leben vorkommt, aber im Leben weicht man solchen Menschen doch aus." Und wie müssen wir stolz sein, dass es in diesem Punkte einem Dichter gelingt, ihn völlig zufrieden zu stellen: Goethe mit der Gretchentragödie; und mit Genugthuung ruft Avonianus denn auch S. 245 aus: „So in der That müssen junge Mädchen, die sich vergehen, gezwiebelt werden, wenn man nicht alle warmblütigen und unerfahrnen Dinger nach der verbotnen Frucht lecker machen will."

Ach Gott, ach Gott, Herr Avonianus! Wenn Sie noch nicht bei einer Gesellschaft zur Reinigung der Deutschen Schaubühne sind, was ich stark glaube, dann gründen Sie eine mit strengen Massregeln gegen alte und neue Dramatiker, damit Sie Ihr Ideal von S. 241 erreichen „durch zweckmässigere Dramen-Auslese an Ort und Stelle, durch gleichzeitige Beeinflussung der Berliner Kritik" (Was ist das?) „vom naiven Publikum der Provinz Alles fernzuhalten, was Gift für die Jugend und Pest für die Unschuld ist." Sie werden die Dichter schon zwiebeln! Gleich ganz böse ist er auf die sozialen Dichter zu sprechen, die er S. 256 mit der Logik eines Weibes kurzerhand abthut, und die er die allerkomischesten nennt, denn die „Anklageliteratur" lässt ihn ausrufen: „Ja, warum halten sich soviele für tugendhaft, nur weil sie ohne Glücksgüter sind." Ob die sauren Trauben die „Weber" gemacht haben?

Wer nun noch will, lese seine „Handwerksregeln" selber nach.

DAS JAHR 1895 IN KÜNSTLERISCHER HINSICHT.

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, die wichtigsten Erscheinungen des abgelaufenen Jahres nicht vom objektiven sondern von einem ganz subjektiven Standpunkt aus kurz zusammenzufassen. Der Standpunkt selbst braucht nicht dargelegt zu werden: er muss sich aus der Auswahl ergeben. Auf Einzelheiten einzugehen gestattet der Raum nicht: die werden als bekannt vorausgesetzt.

ALTE KUNST.

Museen: Für das Berliner Museum wurde die Pfungstsche Sammlung italienischer Bronzen erworben; als Geschenk ging dem Kupferstichkabinet die Bernsteinsche Sammlung französischer illustrirter Bücher zu.

Für die Londoner Nationalgalerie wurde Pisanellos heil. Eustachius, für das Kupferstichkabinet des Britischen Museums die reichhaltige und gewählte Malcolmsche Zeichnungssammlung erworben.

Das Louvre erhielt als Geschenk des Barons Edmund Rothschild den Schatz von Bosco Reale (1. Jahrh. n. Chr.), sowie die Grandidiersche Sammlung altchinesischer Porzellane; das Museum in Sèvres die Fraudonsche Sammlung altchinesischer Porzellane.

Für das Antwerpner Museum wurde das Memling zugeschriebene Bild: Christus von Engeln umgeben, erworben.

In Rom wurde im Palazzo Corsini eine Nationalgalerie für alte Kunst begründet.

Das Rumjanzow-Museum in Moskau erhielt die reiche Sammlung Rembrandtscher Radirungen des verstorbenen Senators Rowinski als Geschenk.

Ausstellungen: In London, ausser der alljährlichen Winter Exhibition der Royal-Academy, eine Ausstellung altvenezianischer Kunst in der New-Gallery und eine ferraresischer und bolognesicher Kunst im Burlington Club.

In Strassburg eine für Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen.

Versteigerungen: In Stuttgart (bei Gutekunst) die Angiolinische Kupferstichsammlung (aus Mailand); in Berlin (bei Amsler und Ruthardt) die Habichsche Sammlung Chodowieckischer Zeichnungen.

In Paris die Waffensammlung Spitzer (Erlös 1600000 fr.)

In Amsterdam (bei Fr. Müller & Co.) die Knowlessche Zeichnungssammlung.

In Mailand die Gemäldesammlung Scarpa (aus La Motta bei Padua).

Veröffentlichungen: Scheibler und Aldenhoven, die kölnische Malerschule.

Schmarsow, Masaccio-Studien. B. Berenson, Lorenzo Lotto (englisch). Lippmann, Lucas Cranach. R. A. M. Stevenson, The Art of Velasquez. I. Jahresheft der Kunsthistorischen Gesellschaft für photographische Aufnahmen (Leipzig).

Schönbrunner u. Meder, Handzeichnungen alter Meister aus der Albertina u. s. w. W. v. Öttingen, Daniel Chodowiecki. Th. Volbehr, Göthe und die bildende Kunst.

Todesfälle: Gaetano Milanesi, im März in Florenz, italienischer Kunstforscher (geb. 1813).

George Scharf, 19. April in London, Direktor der National Portrait-Gallery (75 J. alt).

Aug. von Lehner, 3. Juni in Stuttgart, Direktor des Museums von Sigmaringen (geb. 1824).

Dmitri Rovinski, 23. Juni in Wildungen, russische Senator, Rembrandt-Forscher.

David vom der Kellen, 10. Sept. in Amsterdam, Direktor des Kupferstichkabinets (68 J. alt).

NEUE KUNST.

Ausstellungen: Ausser der grossen alljährlichen eine internationale in Venedig.

Ausstellung von Lithographie im Champ de Mars in Paris zur Feier der Erfindung der Lithographie.

Graphische Ausstellung in Wien, veranstaltet von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

In Paris, Bing's Kunstsalon „L'Art nouveau" Ende Dezember eröffnet.

Museen: Schenkung der Sammlung Caillebotte an das Luxembourg.

In St. Petersburg Gründung eines Russischen Museums Kaiser Alexander III.

In Madrid die Gründung eines Museums für moderne. nationale Kunst beschlossen.

Geheimrat Jordan legt die Direktion der Berliner Nationalgalerie nieder.

Kunstwerke: Klingers Parisurtheil an einen Kunstfreund nach Triest verkauft; seine Kassandra wird dem Leipziger Museum geschenkt.

Adolf Hildebrand's Bismarck-Medaille; sein Wittelsbacher Brunnen wird in München am 12. Juni enthüllt.

Aug. Rodins Denkmal der Bürger von Calais am 3. Juni in Calais enthüllt.

Der Bildhauer Bartholomé in Paris erhält den Auftrag, sein Totendenkmal für den Père Lachaise auszuführen.

Die Bildhauer Chaplain, Roty und Daniel-Dupuis erhalten von der französischen Regierung den Auftrag, Modelle für die Gold- Silber- und Kupfermünzen zu fertigen; ebenso der Maler Grasset für die Briefmarken.

Personalnachrichten: Kühl zum Professor an der Dresdner Akademie ernannt; Stuck Professor in München (an Stelle Lindenschmitts) und Kalckreuth in Karlsruhe.

Adolph Oberländer erhält den Maximiliansorden.

Menzel feiert seinen achtzigsten Geburtstag.

W. Crane zum Direktor der städtischen Kunstschule in Manchester ernannt.

Todesfälle: Bertha Manet-Morisot, 3. März in Paris, Malerin, Schülerin von Manet (55 Jahre alt).

Dr. Conrad Fiedler, 3. Juni in München, einsichtsvoller Förderer der Künste.

Ed. Behrens, 18. April in Hamburg, Besitzer einer gewählten Galerie.
Henry Moore, 23. Juni in London, Marinemaler.
Heinz Heim, in Darmstadt 35 J. alt.
Graphische Kunst: Vom Weyersberg (Originalradirungen der Worpsweder).
Vierteljahrshefte des Vereins bildender Künstler in Dresden.
Jos. Sattler, die Wiedertäufer.
Lenbachs Zeitgenössische Bildnisse, neue Folge.

Will. Strang, The Christ upon the Hill, Radirungen.
Derselbe, Paradise lost, Radirungen,

Besnard, La Femme, 12 Radirungen.
L'Epreuve (Monatshefte, Paris).
L'Estampe murale (Paris).
Vozagine, Legende aurea, mit 75 farbigen Lithographien von A. Lunois.
Bücherausstattung: Thode, der Ring des Frangipani.
Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde, erste Jahrespublikation.
Ex-Libris, I. Jahrgang.
R. Knötel, der alte Fritz.
Th. Goebel, die graphischen Künste der Gegenwart.

Spenser, Faerie queene, ill. v. Crane.
Chaucer, ill. v. Crane (Morris).
La Morte d'Arthur, ill. v. A. Beardsley, 2 Bde.
W. Morris. Jason.
Neale, Good King Wenceslas, ill. von Gaskin. Baclow, Elfinton, ill. von Housman.
Shakespeare, Midsummernights Dream ill. von A. Bell.
Gomme, Childrens singing games, ill. von W. Smith, 2 Bde.
Münchhausen, ill. von Strang und Clark.
The Pageant, I. Jahrgang.
II. Convito. I. Jahrgang (Rom).
C. Mendès, L'evangile de l'enfance de N. S. Jésus-Christ, ill. von C. Schwabe.
The Queen of the Fishes, farbige Holzschnitte von L. Pissarro.
Almanach, ill. von Van Rysselberghe (Brüssel).
Snellen und Van Rennes, In de Muizenvereld, ill. von Wenckebach (auch in deutscher Übersetzung).

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

FRANKREICH.

Die Revue des deux Mondes beginnt im Märzheft mit der interessanten Veröffentlichung der Correspondenz Prosper Mérimée's, die den berühmten Novellisten von der gefühlvollen Seite zeigt. Avenel hat einen sehr instruktiven Aufsatz über die Verwaltung unseres Schiffswesens. Der gewaltige Apparat dieser reisenden Städte enthüllt sich in einer überaus interessanten Statistik. Unter Ludwig XIV. kosteten 100 Kilo von Messina nach Marseille circa 200 Frc. unseres Geldes; heut besorgt man fünf mal so viel von China nach Marseille für 25 Frc. Unter Colbert bezahlte man für 1000 Kilo spanische Wolle von Bilbao nach Nantes 440 Fr. Jetzt kostet dasselbe von Australien nach Liverpool 15 bis 20 Fr. Der Verfasser hält diese Tarife nur für möglich, dadurch dass der Verkehr in Privathänden, nicht in Staatshänden liegt.

* * *

Unter dem Titel „La Coopération des Idées" erscheint eine billige pariser Zeitschrift, von Arbeitern herausgegeben, unter dem Standpunkt, den die Franzosen „individualiste-libertaire" nennen. In der ersten Nummer (20 centimes) finden wir Henry Bérenger: la Leçon des Sciences, G. Déherme: Pénalité et criminalité.

* * *

Die Revues des Revues bringt seit Kurzem einen Cyclus von Aufsätzen Remy de Gourmont's über die wichtigsten Vertreter der jüngeren französischen Kunst. Die bekannten charakteristischen Zeichnungen Vallottons sind als Porträts beigegeben. Verhaeren, Régnier, Vielé-Griffin, Maeterlinck, Quiuard und Samain sind bisher in dieser Weise behandelt worden. Originaldichtungs-Proben sind beigegeben.

* * *

Über die Krankheitserscheinungen der modernen Zivilisation, die Herr Edward Carpenter entdeckt hat, ist an dieser Stelle schon im Januarheft berichtet worden. Nunmehr bringt er noch, im Januarheft der Société nouvelle, eine ganz präzise Formel zur Kennzeichnung dieser Krankheitserscheinung. Um es mit einem Wort zu sagen, das Übel, welches die Zivilisation dem Menschen brachte, ist die Kenntnis seiner selbst. Das Tier — Carpenter führt mit Vorliebe die Katze an, nicht die kleine, zierliche, degenerierte, die auf unsern Bodenkammern ihr Wesen treibt, sondern die Katze im Naturzustand — und eben so der ungebrochene Instinktmensch kennen nur und kümmern sich nur um ihre Beziehungen zur Aussenwelt, ohne in ihre Seele zu blicken. Gelangt der Mensch einmal dahin, so entsteht ein furchtbarer Kampf zwischen seinem konstanten und ewigen Ich und dem wechselnden, vergänglichen. Der Mensch muss seine Einheit verlieren, um sich seiner selbst bewusst zu werden. „Um zu wissen, was Gesundheit ist und wie wertvoll ihr Besitz, muss er alle

negativen Ergebnisse der Krankheit durchmachen. Um zu wissen, was ein vollkommenes, soziales Leben ist, muss er allen Jammer und alle Leiden kennen lernen, welche von einem absoluten Individualismus und Egoismus herstammen; um seine wahrhafte Männlichkeit zu finden und zu erkennen, welche Macht in ihm wohnt, muss der Mensch erst diese Macht verlieren, der Sklave und die Beute seiner Begierden werden, indem er wie Phaeton von den Rossen geschleift wird, die er nicht lenken kann." Dieses alles wird bedingt durch das Privateigentum, welches den Menschen erstlich der Natur, dann auch seinem wahren Ich und seinen Mitmenschen entfremdet. Durch das Privateigentum schafft sich der Mensch eine eigene künstliche Kulturwelt, die streng abgeschieden ist von den Winden und Wogen, den Bergen und Wäldern. Und wie er der Natur sich entfremdet, so verliert er auch den centralen Instinkt, die Herrschaft über die einzelnen Körperteile. Die Organe rebelliren gegen das Ganze und so entstehen die zahlreichen Krankheiten, welche es bald dahin bringen werden, dass der zukünftige Mensch ein klägliches, kahlköpfiges Wesen ohne Finger und ohne Zähne sein wird. — Entsetzlich, nicht wahr? Jedenfalls ist es sehr merkwürdig, wie hier die Fäden blosgelegt werden, welche vom kommunistischen Sozialismus zu der Natursehnsucht eines Rousseau und auch — so unglaublich es klingt — zu dem einheitlichen instinktsicheren Übermenschen Nietzsches zurückleiten. Als überzeugter Sozialist sieht Carpenter natürlich hoffnungsfreudig in die Zukunft. Hoffentlich werden dann den glücklicheren Menschen jener Tage auch wieder die Klauen und Zähne nachwachsen.

* * *

Im Februar- und Märzheft der Société nouvelle finden sich überdies noch zwei Abhandlungen über den verstorbenen grossen Lyriker Paul Verlaine. André Fontainas sagt von dem Dichter, dass er sehr empfänglich war für die äussere Schönheit der traditionellen Kunst, dass er aber die Kraft besass, sich von diesem Schauspiel loszureissen und sich ganz in sein Innenleben zu versenken, welches das einzig sichere Besitztum ist. Sobald wir erst die Verwandtschaft unserer eigenen Sensationen mit den Visionen des Dichters empfinden, so gewinnen diese sofort eine Allgemeingültigkeit, welche man der sorgfältigsten Nachahmung flüchtiger äusserer Dinge oft versagen muss. Aber Verlaine, da er kein Theoretiker war, wurde ganz unbewusst zum Revolutionär und Erneuerer der französischen Lyrik. Er glaubte sich noch viel mehr als er wirklich war, an die alte Tradition gefesselt. Allerdings befreite er sich auch nur teilweise und immer, ohne dass er es so recht merkte. Bis zu seinem letzten Tage bekämpfte er den ungebundenen Vers der jungen Schule, der doch gerade erst durch seine Wirksamkeit eingeführt wurde. Nach diesen einleitenden Bemerkungen liefert Fontainas eine sehr feinsinnige, genussreiche Analyse Verlaine'scher Gedichte. — Sehr warm gefühlt ist auch der Nachruf, den ein Schüler Verlaines Roland de Marès dem verstorbenen Meister in der gleichen vortrefflichen Zeitschrift gewidmet hat.

* * *

Offenbar um die Symbolisten und Decadents vollends für den Sozialismus zu gewinnen, hat Eugène Fornière in der Revue socialiste einen schwungvollen Artikel veröffentlicht, in welchem er versucht das harte Reich der Wissenschaft mit dem Reich der Träume zu versöhnen. Er wirft den jungen Symbolisten vor, dass sie die Wissenschaft angreifen, welche sie doch zwingt, ihre Träume stets zu verfeinern und zu sublimisiren. Dadurch dass die positiven Religionen mit ihren groben Kulten vertrieben und immer neue Gebiete positiver Thatsachen erschlossen wurden, musste sich der Traum immer höher und kühner erheben, um zum Reich des Unbekannten zu gelangen. Das hat die Wissenschaft gemacht, die es auch einem Charcot ermöglichte, die Wunder Simon des Magiers zu erneuern. — Dann geht der Verfasser zu einer Definition des Idealismus über, welche beweisen soll, dass auch der menschliche Traum den Evolutionsgesetzen unterworfen ist. Evolution bedeutet Entwicklung neuer Dinge aus alten und das geschieht auch bei den menschlichen Träumen. So hat der Apostel Johannes in der Apokalypse sein Tier mit den sieben Köpfen kombinirt aus Beobachtungen seiner Gegenwart und dunklen Erinnerungen an die Ungeheuer der Quartiärzeit. So schufen sich die Puritaner Nordamerikas ihr republikanisches Ideal aus einer Kombination biblischer Reminiscenzen mit den Verhältnissen ihrer neuen Heimat und so Saint-Simon seine eigenartige Religion durch eine Kombination katholischer Ideen mit den ersten Erscheinungen des beginnenden, industriellen Zeitalters. Solche Träume und Utopien, die aus den Thatsachen evolutionistisch geboren werden, sind höchst fruchtbar und ebnen immer einer neuen Wissenschaft die Wege. Eugène Fourmière fordert nun die jungen Symbolisten auf, in dieser Art von Träumen ihren Idealismus zu bethätigen. — Die gleiche Zeitschrift berichtet von einer sozialistischen Heirat, welche in ihrer Redaktion statt-

fand. Ein Pathenkind des Begründers der Revue socialiste, Benoit Malon, entschloss sich mit Einwilligung der Eltern in das Haus des Geliebten zu ziehen, ohne mit ihm eine kirchliche oder Civiltrauung einzugehen. Im Redaktionslokale waren die Freunde versammelt und die Mutter hielt eine gerührte Ansprache, in welcher sie prophezeite, dass diese Art Ehe in Zukunft die allgemein übliche sein würde.

* * *

Sehr reichhaltig ist der Inhalt der letzten Monatshefte der Revue de Paris. Dem Charakter dieser vornehmen Zeitschrift gemäss drängt sich nichts Stürmisches und Unfertiges hervor. Und alles ist abgetönte Kultur, raffinirtes Leben, auch wo wir auf geschichtliche Ausgrabungen stossen. Wenn uns Albert Vandal von dem Aufenthalt Napoleons in Dresden unmittelbar vor dem russischen Feldzug erzählt, so hat er eben so sehr und noch mehr ein Auge für die glänzende Gesellschaft, die sich damals dort versammelte und die noch vielfach in den zierlichen Rokokoformen des ausgegangenen achtzehnten Jahrhunderts sich bewegte, als für das politische Intriguenspiel und das weltgeschichtliche Ahnen, welches der Katastrophe vorherging. Paul Bourget ist mit einer ausführlichen Erzählung vertreten, die aber noch nicht ihren Abschluss fand und von Georges Sand wird eine préface mitgeteilt, in welcher die einst berühmte Schriftstellerin in schlichten Worten über die Grundsätze ihres Schaffens Auskunft giebt.

* * *

Die Revue bleue beschäftigt sich, seitdem in Frankreich die Einkommensteuer geplant wird, sehr ernstlich mit dem Sozialismus — denn sozialistisch soll angeblich das Projekt des Ministeriums sein. Und so wird denn eine Rede von Leroy-Beaulieu mitgeteilt, welche sich Individualismus und Sozialismus betitelt und trotz ihrer schroffen Parteistellung interessante Gedanken enthält. M. L. de Seilhac giebt wertvolle Aufschlüsse über die Organisation der französischen Sozialisten und es fehlt auch nicht an Vergleichen mit der Lage von 1789. Aber doch ist die Politik in dieser Zeitschrift noch nicht so allmächtig, um andere Interessen völlig auszuschliessen. In auffallend hohem Grade ist diesmal die auswärtige Litteratur vertreten. So erzählt uns Emil Faguet in amüsanter Weise etwas von Lessing an der Hand eines Buches von Emile Grucker. Komisch ist freilich die Art und Weise, wie Faguet sich bemüht, diese spröde, germanische Natur durchaus zu einem Franzosen zu stempeln. Richtig ist zwar, dass Lessing von Dubos und Diderot beeinflusst wurde, dass sein Stil sich an französischen Mustern schulte und dass er in erster Reihe eine dialektische Verstandesnatur war. Aber Faguet erklärt doch selbst, dass Lessing alles, was er im Keim französischer Autoren empfing, in's riesenhafte erweiterte, weil er in seiner intellektuellen Redlichkeit vor den äussersten Konsequenzen nicht zurückbebte. Interessant ist die Parallele, die Faguet zwischen Lessing und Sarcey zieht. Sarcey hat seinen Geist an der Hamburgischen Dramaturgie genährt, er war Lessings Sohn, die Verkörperung von Lessings Träumen. Lessings Traum war ein gutes Theater mit guten Schauspielern, die an einer Akademie gebildet wurden. Jeden Abend wollte er in dieses Theater gehen, um Stücke zu hören, besonders Lustspiele, die nichts von der Fremde entlehnten, sondern durchaus national waren, ein vollkommener Ausdruck des Zeit- und Volksgeistes. Dort wollte er zwei oder drei nationalen Autoren applaudiren, die er hatte entstehen sehen und auf die seine Lehren nicht ohne Einfluss gewesen. Ein Vermittler wollte er sein zwischen Publikum, Autoren und Schauspielern. —

In der gleichen Zeitschrift hat Paul Besson an der Hand der neusten Weimarer Publikationen ein Bild des jungen Göthe während seines Aufenthaltes in Leipzig entworfen. Das musste ihm um so leichter fallen, als Göthes Briefe aus jenen Tagen, fast alle in einem flüssigen, wenn auch keineswegs mustergültigen Französisch geschrieben waren. Sehr interessant ist auch die Kritik und Analyse, welche Ernest Tissot von Björnsons neustem Stück „Über die Kraft“ liefert. Er wirft dem Stück eine allzu schwere, philosophische Belastung vor und eine düstere Nervosität. Alle diese Fehler scheinen ihm aber mehr als kompensirt durch den wunderbaren vierten Akt, der seiner Meinung nach zu den tiefsten und wahrsten Erzeugnissen des letztene Viertel-jahrhunderts gehört.

AUS JUNGFRANKREICH.

Die jungfranzösischen Zeitschriften „La Plume“, „Mercure de France“, „L'Ermitage“, denen „L'Art et la Vie“ folgte, sind vor sieben Jahren in einer spontanen Bewegung fast gleichzeitig ans Licht getreten als die Kampforgane nahestehender, litterarischer Gruppen, die sich gegen die Zwangsherrschaft des Naturalismus empörten und den Koloss Zola zu stürzen suchten. Derartige Zeitschriften

beanspruchen in Frankreich eine ganz andere Bedeutung als in Deutschland, wo nur zur Zeit der Romantik Journale erscheinen konnten, die einen rein ästhetischen Standpunkt mit Ausschluss aller anderen Interessen propagandistisch vertraten. Sie tragen dort eine ständigere Physiognomie, ihre ursprüngliche Tendenz erhält sich länger durch eine Art Kameradschaftlichkeit, die die gleichgesinnten Mitarbeiter verbindet. Es ist dies allerdings derselbe Geist, der eine Zeitschrift auch in eine enge Tradition bannt und der starre Koterieen bildet, wenn sie den edlen Reiz der Jugendlichkeit verloren und dafür den Beifall des Bourgeois gefunden hat. Erfreulich ist jedenfalls die Erscheinung, dass die Bedeutenderen unter den Modernen, die in die Reihe der gelesenen und gekauften Autoren eingegangen sind, noch gern die alte Sturmfahne grüssen, dass sie sich nicht, ihre schlichten Anfänge vergessend, so schnell wie möglich als selbständige, vornehme Macht zu isolieren suchen. Männer wie Hérédia, Verlaine, Stephane Mallarmé sind von diesen Blättern auf den Schild gehoben worden, die neueren Lyriker Henri de Régnier, Viélé-Griffin, Verhaeren sind dort zum ersten Male aufgetreten. Nachdem die Sturm- und Drangjahre, die erst durch das Odium der Lächerlichkeit, dann durch die wütendsten Anfeindungen führten, nunmehr glücklich überstanden sind, — de Régnier steht bereits vor den Pforten der Akademie — ist für diese Organe ein behaglicheres Stadium des Ruhe eingetreten, in dem sie auf eine erfolgreiche Wirksamkeit, auf dauernde, ästhetische Befreiungsthaten mit Genugthuung zurückblicken können. Charakteristisch für diese Sicherheit ist die Erscheinung, dass die „Jungen“, die zum Teil gegen diesen Namen schon protestieren, sich bereits historisch behandeln und die Gesetzmässigkeit ihrer Entwicklung darzulegen versuchen.

In den letzten Heften des „Mercure“ beginnt Victor Charbonnel über „die Mystiker in der gegenwärtigen Litteratur“ eine ebenso umfangreiche wie scharfsinnige Studie, mit der er gewisse, naive Auffassungen glücklich beseitigt, die an komplizierten Bewegungen immer nur die Haupteffekte erkennen, um reinlich scheiden und schulmässig datieren zu können. So führt er auch die Legende, dass de Vogüé mit seinen Artikeln über den russischen Roman in der „Revue des deux mondes“ den Mystizismus in die französische Litteratur eingeführt habe, auf das bescheidenere Mass der Wahrheit zurück. Tolstoi und Dostoiewski sollen plötzlich die französische Seele zur Religion des menschlichen Leidens gebildet haben, zu dem sehnsüchtigen Glauben, den man „Neo-Christianismus“ genannt hat.

In Uebereinstimmung mit Jules Lemaitre weist Charbonnel nach, dass diese Elemente bereits in dem unkirchlichen Skeptiker Renan vorhanden sind, dem die Religion „die Schönheit der moralischen Ordnung“, dem Gott „das Göttliche“ oder „die Kategorie des Ideals geworden“ ist, der sich in seinem berühmten Gebete auf der Akropolis bei der Göttin der Schönheit entschuldigte, dass es ihm so schwer sei, der nackten Vernunft zu folgen, dass ihn die inbrünstigen Melodieen der Marienlieder nicht aus der Verzauberung entlassen wollten. In Renan, dem „idéaliste religieux“ sieht C. einen der Vorläufer des Mystizismus. Hier hätte er auch Zola selbst nennen können, der zwar nicht zum Himmel blickt, der aber die Erde mit ihren zeugenden Kräften als das uralte, heilige Mysterium verehrt. Aus der Vereinigung des intellektuellen Idealismus Renan's mit dem ethischen Tolstoi's und Dostoiewskis ging die Bewegung hervor, die sich gegen Positivismus und Naturalismus auflehnte, die eine ganze Generation von Mystikern hervorzauberte. In Paris bildeten sich die Cenakel, darunter das berühmte „Chat noir“, wo die jungen Adepten in den litterarischen Mystizismus eingeweiht wurden. Man opferte den satanischen Heiligen Beaudelaire, Barbey d'Aurevilly und Villiers de l'Isle-Adam. Der „Magier“ Sar Péladan, Bundesstifter und Grossmeister der Rosenkreuzer, in der Reklame nicht unerfahren, spendete seinen Jüngern die mystische Offenbarung: „Liebet das Schöne mehr als euch selbst und haltet das Ideal wie euren Nächsten, als euer anderes Ich. Kommt, wie ihr seid, Sünder aber Dichter, ungläubig aber begeistert, ohne Tugenden doch voll von Schaffen.“ „Auf zu den Werken, zu den Gebeten für das Ideal!“ In den Salons sah man nur noch die Marieen am Grabe, den See Genezareth, den Calvarienberg, Wunder und Heiligenscheine, Weihrauchschalen, Mistelzweige und Lilien. „Man hätte die Lilie beinahe lächerlich gemacht“, sagt Camille Mauclair. Alle Zeichen des Glaubens waren vorhanden, nur der Glaube nicht. Da man den Weg zu Gott nicht so schnell wiederfinden konnte, so glaubte man zunächst an den Teufel. Huysmans, den die Bewegung gewiss am tiefsten erfasst hatte, entdeckte den Satanismus wieder, die schwarzen Messen, die Alchymie, eine ganze Welt des Okkultismus, die er mit seiner eindringlichen noch gutnaturalistischen Schilderung körperlich greifbar hinstellte. Remy de Gourmont schrieb in frommer Extase aber mit vollständiger Beherrschung des Stoffes „Le latin mystique“, ein Buch

das die poetischen Schätze der mittelalterlichen Mystik wieder hebt, das in seinen Tendenzen der tiefsinnigen, krausen Mystik unseres Joseph Görres analog ist. In der Vorrede zu diesem Buche hat Huysmans den Bestrebungen einen prägnanten Ausdruck gegeben: Sie führen durch den litterarischen Mystizismus zur Mystik. „Man kann von der Mystik sagen, dass sie die Seele und dass sie die Kunst der Kirche selbst ist. Ja, sie gehört zum Katholizismus und zu ihm allein.“ Man soll die Mystik nicht mit Spiritualismus, mit Idealismus oder mit dem anderen konfusen Streben nach dem Absoluten vermengen. Die Mystik sucht einen Gott zu umfassen, den sie genau kennt, in den sie sie sich versenken will, während er sie erfüllt. „Die Mystik hat also eine festgegrenzte Bedeutung und einen klaren Zweck, und sie hat keine Beziehung zu den mehr oder weniger litterarischen Erhebungen, von denen man uns spricht.“ — Soweit Charbonnel. Seine durch Freiheit der Urteils wie durch sachliche Darstellung ausgezeichnete Studie lässt die Fortsetzung mit Interesse erwarten. —

Die französische Bühne hatte einen grossen Toten zu beklagen, Alexander Dumas Fils. Im Gegensatz zur Tagespresse, die in ihren Trauerartikeln den Tod des Dramatikers als ein Unglück für die französische Litteratur bejammerte, behaupten die Jungen, dass sein Leben vielmehr ein Unglück gewesen sei, und sie stürzen sich, wie die Trojaner auf Patroklus, auch auf seine Leiche, um ihm die glänzende Rüstung seiner eleganten, zugespitzten Rhetorik abzuziehen und triumphierend zu zeigen, dass nie etwas lebendiges darin gesteckt hat. Der „Mercure“ veranstaltete ein Plebiszit von 81 jungen Schriftstellern über seine Bedeutung, aus dem fast einstimmig hervorgeht: A. Dumas ist kein grosser Schriftsteller. Viele, darunter Maeterlinck, versichern, dass ein Instinkt sie stets abgehalten habe, ihn zu lesen oder zu sehen, und diese instinktive Abneigung ist auch ein Urteil.

In „L'Art et la Vie“ widmet ihm Maurice Pujo einige gerecht abwägende Seiten. Den Künstler verwirft er, sein Werk erscheint ihm morsch. Dagegen findet er bei ihm „Absichten, die dem, was er verwirklicht hat, weit überlegen sind, ein edles Streben nach einem Ideal, dem alle Kräfte seiner Zeit entgegen standen, ein Denken, das Sympathie und Respekt erzwingt.“

„L'Ermitage“ bringt eine Polemik von Henry Bordeaux gegen die Aufsätze von René Doumic, die unter dem Titel „Les Jeunes“ in der „Revue des deux mondes“ erschienen. Doumic nennt die junge Generation „sehr intelligent und sehr wenig künstlerisch.“ Bordeaux billigt das erste Urteil und bestreitet das zweite. In demselben Blatte kommt ihm ein anderer Kritiker, Ducoté, zu Hülfe, der die Verdienste der „décadents“ registriert: Erweckung des methaphysischen Interesses, soziologischer und ästhetischer Forschungen, Bereicherung der Sprache und Befruchtung der Litteratur durch ausländische Elemente. Diese Streitereien, die niemanden überzeugen und in persönliche Anzapfungen ausarten müssen, sind so anmutig, wie sie überall zu sein pflegen.

A. ELOESSER.

SKANDINAVIEN

In den skandinavischen Ländern spielen die Zeitschriften keine so grosse Rolle, wie in Frankreich und Deutschland. Sie sind weder die Kampfblätter litterarischer Parteien und Coterieen, noch die Hauptquelle für Unterhaltungsstoff der Familien. Die Monatsschriften sind mehr Revuen in dem Sinne, wie das Wort in England genommen wird, sie wollen eine Uebersicht über die wichtigsten laufenden Ereignisse geben oder sie bringen Abhandlungen und Studien, die sich einer gewissen Objektivität befleissigen; und die Wochenblätter dienen der Unterhaltung, aber sie werden wohl mehr der Bilder wegen gehalten, denn sie sind nicht so bemüht, die Werke hervorragender oder beliebter einheimischer Autoren zu erwerben. Es ist in Skandinavien fast gar nicht Brauch, dass grössere Romane und Novellen einheimischer Autoren vor der Buchausgabe erst in einer Zeitschrift veröffentlicht werden. Die Zeitungen decken ihren Feuilletonbedarf fast ausschliesslich durch Uebersetzungen, und selbst die illustrirten Wochblätter befriedigen zum grössten Teil in dieser Weise ihren Bedarf an Unterhaltungsstoff.

Die Uebersicht skandinavischer Zeitschriften, die im Folgenden geboten werden soll, macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, wenn sie wohl auch das Wichtigste berücksichtigt, dagegen soll versucht werden, die einzelnen Zeitschriften durch Wiedergabe kleiner Proben ein wenig näher zu charakterisiren.

SCHWEDEN.

In erster Stelle muss die „Nordisk Revue för Vetenskap, Kunst och Industrie“ erwähnt werden, die auf Grund eines Vermächtnisses von dem „Letterstedt'schen Verein“ herausgegeben wird. In Folge des Vermächtnisses des Testators steht das Blatt materiell unabhängig da und braucht nicht nach der Gunst des Publikums zu streben. Es trägt daher

ein wenig den Stempel des gelehrten Stils, einer gewissen Trockenheit, einer Vermeidung alles Effektvollen. Laut der Bestimmung des Testators soll das Blatt „die wissenschaftlichen, künstlerischen und industriellen Fortschritte der Gegenwart beurtheilen, in erster Reihe, wie sie sich bei dem nordischen Volke zeigen, ohne jedoch solche Vorkommnisse des Auslandes ausser Acht zu lassen, die für den Norden von besonderem Interesse sind.“ Nur Theologie und Politik sind von der Behandlung ausgeschlossen, was jedoch nicht eine „wissenschaftliche, leidenschaftslose Betrachtung“ der verschiedenen Zweige der Staatswissenschaft, der sozialen Frage und der Politik, soweit sie bereits in das Gebiet der Geschichte fallen, ausschliesst. Auch reine Fachfragen werden nicht behandelt, und seitdem der Verein ausserdem eine technische Revue herausgiebt, ist auch die industrielle Technik aus dem Rahmen der Nordisk Tidskrift ausgemerzt. Das Blatt bringt im Jahre 8 Hefte, da es in den Sommermonaten nicht erscheint. Wenn die Zeitschrift sich eine „nordische“ nennt, so steht sie doch vorwiegend auf schwedischem Standpunkt und schenkt ihr Hauptaugenmerk schwedischen Interessen. Sie ist vielleicht die wissenschaftlichste der nordischen Zeitschriften, wenn wir von rein wissenschaftlichen Fachblättern, die hier nicht mit behandelt werden sollen, absehen.

Aus dem Inhalt der letzten Hefte sei eine interessante Studie über den „Slovenischen Nationaldichter Prešorn“ von Alfred Jensen erwähnt. Ferner ein Artikel über die „progressive Einkommensteuer“ von Gustav Cassel, in dem die Gründe für und wider diese betrachtet werden und der Autor schliesslich für dieselbe warm eintritt, da sie durchaus keiner Confiscation des Privateigentums gleichzukommen brauche. Ein anderer Aufsatz von allgemeinem Interesse ist eine sehr bezeichnende Studie über „die Entwickelungslinie der schweizerischen Demokratie“ von Bredo Morgenstjerne, in der der Autor nachweist, welches die tiefliegenden Ursachen dafür sind, dass gerade in der Schweiz ein Bruch mit dem Repräsentativsystem stattgefunden hat und eine Entwickelung zu reiner Demokratie vorhanden ist. Während man in Frankreich bei jeder Umwälzung alles von Grund auf neu zu gestalten, bemüht gewesen ist, während dort Rechtsphilosophen und theoretisirende Politiker auf dem Papier eine nach ihrer Meinung ideale Verfassung konstruirt haben, die dann durch Revolution oder Staatsstreich eingeführt ist, kann man dagegen in der Schweiz bestimmte Entwickelungslinien, die langsam, durch Jahrhunderte, und in gewissem Grade mit innerer Notwendigkeit zu den gegenwärtigen politischen Institutionen des Landes geführt haben, nachweisen. Aus der „Landsgemeinde“ gestaltete sich in direkter Weiterentwickelung die heutige reindemokratische Verfassung mit Referendum und Volksinitiative. Daher ist man in der Schweiz im grossen Ganzen auch mit dem System und seinen Wirkungen zufrieden und herrscht dort, im Vergleich mit anderen Ländern, geradezu „eine idyllisch friedliche Ruhe.“

Endlich sei noch eine hervorragende Studie Georg Nordensvans über norwegische Kunst erwähnt.

Als zweite sei die ebenfalls in 8 Heften pro Jahr erscheinende Zeitschrift Dagny (Tidskrift för sociale och litteräre intressen) erwähnt, die vom Fredrika-Bremer-Verein herausgegeben wird.

Laut dem Programm ist es die Aufgabe dieser Zeitschrift „für gesunde und ruhige Entwickelung der Arbeit zur Hebung des Weibes in sittlicher und intellectueller, wie in sozialer und ökonomischer Beziehung“ zu wirken. Es ist dies also ein Blatt für und über die Frau. Die grosse Mehrzahl der Beiträge ist von Frauen geschrieben, wie natürlich auch die Redaktion von einer solchen besorgt wird. Wenn ein Mann sich in die Blätter dieser Zeitschrift verirrt, so ist es, um über eine Frauenfrage zu schreiben. Auch die Berücksichtigung der Litteratur findet vorzugsweise statt, soweit sie sich auf die Frauenfrage bezieht, von Frauen herrührt, oder soziale und sittliche Themen behandelt. Bekanntlich steht die Frauenbewegung in Schweden in machtvoller Blüte, und kaum ein anderes Land dürfte prozentual soviel schreibende Frauen besitzen, wie Schweden, und unter ihnen ist eine ganze Reihe, die wirklich Hervorragendes leisten, wie Selma Lagerlöf, Sophie Elkan, Amanda Kerfstedt, u. A., die natürlich auch zu den Mitarbeiterinnen dieser Zeitschrift gehören.

Ein Vorkämpfer der Moderne ist die Nordisk Revue för Litteratur, Kunst, Politik och soziala aemnen, die von Erik Thyselius herausgegeben wird. Das Blatt, das erst seit dem 1. Januar 1895 erscheint, will den verschiedenen Schattirungen der freisinnigen Gedankenrichtungen unserer Tage Gelegenheit geben, auch in der Zeitschriftenlitteratur zum Ausdruck zu kommen. Auch in formeller Beziehung soll von steriler, akademischer Feierlichkeit, wie auch von publizistischem Schlendrian abgesehen werden. Dennoch soll es kein Kampfblatt sein, das alles Alte in den Staub herabzerren will, sondern mehr positiv wirken und alle Uebertreibung vermeiden.

Der Wunsch, auch den Auslandsströmungen gerecht zu werden, verleitet die Redaktion bisweilen fast zu einer zu starken Berücksichtigung ausländischer Kulturereignisse, aber immerhin gewährt das Blatt meist interessante Einblicke in das nordische Geistesleben.

Unter den Aufsätzen des ersten Jahrgangs sei namentlich auf folgende aufmerksam gemacht: eine Studie über „Strindberg als Naturforscher" von Bengt Lindforss.

Der bekannte schwedische Dichter Per Halström plaudert über „Humor und Satire" und nimmt die letztere gegenüber dem ersteren verzärtelten Liebling des Lesepublikums in Schutz. Von dem Humor behaupte man, er habe Herz, nur er sei edel, er habe stets Thränen im Auge, während die Satire sie nur in die Augen Anderer locke, während sie böse sei. Allerdings hasse die Satire, aber der Hass sei ja durchaus nichts Kaltes, der Hass sei der Schatten der grossen Liebe. Und solcher Hass sei die Grundlage der Satire.

Und der Humor soll soviel Herz haben? Ist dies Lachen über die Ungerechtigkeiten, das Elend der Welt nicht eigentlich herzlos? Für die Satire ist das Lachen eine Waffe, für den Humor dagegen ein Ruhekissen und das beste Surrogat für das gute Gewissen. Der Humor ist der Schluss einer Entwickelung, die zu nichts hinleitet, sodass er sich am wenigsten für die Jugend eignet. Auch mit seiner soviel gerühmten „Versöhnung des Lebens" sei es nicht weit her. Seine Versöhnung sei die Müdigkeit, der Abfall, der die Waffen vor dem Leben gestreckt hat, der auf den Kampf verzichtet. Er sieht mit traurigem Lächeln auf das Leben, einem Lächeln, in dem Resignation enthalten ist.

Von grossem Interesse ist auch ein Artikel von Ludwig Meyer (Christiania) über den norwegisch-schwedischen Unionsstreit, der um so bemerkenswerter ist, als hier in einer schwedischen Zeitschrift ein Artikel mit der norwegischen Auffassung der Frage geboten wird, denn, wie sehr Herr L. Meyer sich auch bemüht, die Frage objektiv zu betrachten, über gewisse rein norwegische Gesichtspunkte kommt er nicht hinaus.

Der bedeutungsvollste Beitrag ist vielleicht Karl af Geijerstamms Abhandlung über Madame Blavatzky als Religionsstifterin. Derselbe ist aber zu umfangreich, um hier näher darauf eingehen zu können.

Von schwedischen Blättern sei noch die illustrirte Monatszeitschrift „Ord och Bild," die von Karl Wahlin herausgegeben wird, erwähnt. Wenn dieselbe auch an Reichhaltigkeit des Illustrationsschmuckes und an Pracht der Austattung sich mit unsern deutschen Blättern nicht messen kann, so ist es doch eine durchweg künstlerisch gehaltene, überaus vornehme Zeitschrift, die vor allem auch Reproduktionen hervorragender nordischer Gemälde bringt. Der belletristische Teil bietet in erster Reihe Gedichte, worunter auch viele Uebersetzungen. Aus dem überaus mannigfaltigen Inhalt an Essai's sei eine Studie von Ellen Key „Aus Göthes Welt" mit Illustrationen erwähnt, ferner Levertin's Bellmanncharakteristik, eine eingehende Studie über die finnischen Dichter von Söderhjelm, eine Zolastudie von Hellen Lindgren, eine über die Brüder Goncourt von Mortensen, über Verner von Heidenstam von Söderberg.

Ferner sei eine Studie über Gerhart Hauptmann von dem bekannten schwedischen Dichter Gustav af Geijerstam erwähnt, aus der ich folgende Stellen anführen möchte: „Vor Sonnenaufgang war das erste und stärkste Gedicht des jungen Deutschland von der Armuth und ihrem Fluch. Schon in dem Titel lag eine Herausforderung und man ahnte durch die gewaltsamen Scenen dieses Dramas den Glauben an die Morgenröthe, nicht nur für die neue Litteratur. In „Einsame Menschen" ist der Dichter ein ganz anderer. Man kann in dem Scenenbau, in jeder Replique, in den fast geheimnissvoll dargestellten Personen, in der Mystik des Menschenlebens bemerken, dass der Verfasser Ibsen studiert hat. Aber zugleich ist in diesem Drama ein persönlicher Zug vorhanden, der, im Zusammenhang mit Hauptmann's früherem Drama gesehen, auf eine ebenso reiche, wie eigenthümliche Persönlichkeit hinweist. In einem ersten Drama zeigte sich ein Verfasser; der sich selbst über den grossen und ergreifenden Enthusiasmus vergass, der davon lebt, dass man das Leiden der Mitmenschen ganz und gar zu dem seinigen macht. In diesem Drama verkündet er den einsamen Grübler, der mit zitternden Händen nach dem persönlichen Glück greift, von dem er in seinem tiefsten Innern weiss, dass er es niemals zu erreichen und festzuhalten vermag." „Mit den „Webern" hat Hauptmann in technischer Beziehung einen neuen Weg gebahnt. Wenn er in seinen früheren Produktionen Originalität gezeigt hatte, so hat er sich doch in Formen bewegt, die bisher bekannt und angewandt waren. In den Webern hat er eine völlig neue Form für die dramatische Darstellung geschaffen." In Bezug auf „Hannele" heisst es: „Es giebt in der zeitgenössischen Literatur vielleicht keinen, ausser Maeterlinck, der in dramatischer Form ein so naives, feines und beredtes Werk geschaffen hat. Alles, was der Germane

an Tiefe, an allumfassendem Gefühl für das Mystische im Tode und im Leben in sich birgt, spricht hier von der Bühne die allen fassbare Sprache des Kindes. Dieses Gedicht wird von der tiefen Andacht getragen, die die Kunst der Frührenaissance auszeichnet, und hat nicht einen einzigen Zug von falscher oder gesuchter Sentimentalität. In technischer Beziehung zeigt es, dass die scenische Kunst durchaus nicht so konventionell ist, wie die Vertheidiger des Schlendrian's behaupten."

NORWEGEN.

Unter den norwedischen Revuen sei zuerst die Nyt Tidskrift erwähnt, die von J. E. Sars, Chr. Collin, Sigurd Ibsen und Arne Löcken herausgegeben wird. Dieselbe verdient schon insofern an erster Stelle genannt zu werden, weil hier Björnson bisweilen neue Dichtungen veröffentlicht, so im letzten Jahrgang seinen Lobgesang auf „das Licht." Das Blatt will im Uebrigen eine Revue im englischen Sinne des Wortes sein, d. h. eine Uebersicht geben über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet norwegischer Politik, Litteratur und Kunst. Aus dem reichhaltigen Inhalt will ich hier hervorheben: die hervorragenden politischen Betrachtungen des Prof. Sars über den schwedisch-norwegischen Streit und die geistvollen Abhandlungen Sigurd Ibsen's „über die Diplomatie" und über „Stambulow." Chr. Collin steuerte einen Beitrag über „Arne Garborg als Realist und Romantiker" und über „Henrik Ibsen und den Glauben an das Leben" bei. Für Deutschland dürfte ein Artikel Oscar Jäger's über „die Erotik in Heine's Poesie" von Interesse sein.

Von allgemeiner Bedeutung ist ein Aufsatz Arne Löcken's über „Naturforschung und Phantasie," dessen Inhalt hier kurz angedeutet werden möge: Die Hauptsache in der naturwissenschaftlichen Begabung ist die Phantasie. All' die mystischen Auffassungen der Welt sind Phantasiewerke, aber von den Menschen der Gegenwart nimmt man an, dass sie im Allgemeinen trockene Verstandesmenschen sind. Und doch ist die Phantasie bei den heutigen Erklärungen der Naturphänomene gerade so thätig, wie bei den mythischen. Phantasie ist die Fähigkeit neue Verbindungen zwischen unsern Vorstellungen zu bilden. Das Neue liegt nicht in den einzelnen Vorstellungen, sondern in der Zusammenstellung. Selbst die mythische Phantasie lebt noch heutigen Tages, der Unterschied ist nur, dass sie jetzt bewusst als Witz aufgefasst wird. („Der heilige Petrus schiebt Kegel" als Bezeichnung des Donners etc.) Vor allem stehen die Mythen in den Bildern der Dichter auf. Was früher für Wirklichkeit genommen wurde, ist nun der Phantasie nur ein Bild. Durch die Wissenschaft ist die Phantasie keineswegs eingeengt, sondern hat im Gegentheil neue Welten erhalten, in denen sie sich tummeln kann, ja ohne reiche Phantasie wird im Gebiet der Naturwissenschaft nichts entdeckt. Der Naturforscher stutzt beim Anblick von etwas Neuem, seine Gedanken fliegen umher, und eine Vorstellung meldet sich nach der andern, als mögliche Erklärung des bisher Nichtgesehenen. Hier wirkt die Phantasie gerade nach denselben Gesetzen, wie bei den Schöpfungen eines Dichters: der Dichter will schildernd wirken, der Forscher erklärend. Die Sache ist nur die, dass man nur von den Vorstellungen der Forscher zu hören bekommt, die Erfolg gehabt haben und die unbarmherzige Prüfung des Experimentes überleben.

Eine andere Revue nennt sich „Samtiden" Populaert Tidsskrift for Litteratur Samfundsspörgsmaal. Herausgeber Gerhard Gran. Ausser interessanten litterarischen und künstlerischen Aufsätzen wie Obstfelder's überaus feine Studie über „Eduard Munch" oder Jonas Lie's Skizze über „Irgens Hansen" bringt diese Zeitschrift namentlich auch hervorragende Erzählungen, wie Gabriel Finne's „Emanuel Daah", Worm Müller's „Ihr sollt nicht schwören" und Wilhelm Krag's stimmungsvolle und beissend ironische Skizze „Die wilde Hündin".

Eine Halbmonatrsevue ist Kringsjaa redigirt von H. Tambs-Lycke. Dieselbe ist eine Nachbildung der „Revue des Revues". Sie bringt hervorragendste Artikel aus den bedeutendsten Revuen des Auslandes in norwegischer Uebersetzung, aber auch Originalartikel und Noveletten nordischer Autoren. Unter den Artikeln seien namentlich Carl Naerup's Studien über die nordischen Verfasser: Garborg, Hamsun und Gabriel Finne erwähnt, ein Artikel Kjaers über Victor Rydberg und eine Abhandlung Tambs Lycke's über Björnson's „Ueber die Kraft". Von Novellen sind namentlich Beiträge von Peter Egge und Vetle Vislie zu verzeichnen, diesen vortrefflichen Schilderern norwegischen Volkslebens. Erwähnung verdient auch die zum Wergeland-Jubiläum erschienene überaus reichhaltige Wergelandnummer.

Die bei Albert Cammenmeyer erscheinenden Tidssignaler (redigirt von Hans Aanrud, Chr. Brinckmann und H. Kristoffersen) bringen Artikel über Litteratur, Kunst und soziales Leben und ausserdem viele kleine Skizzen und Novellen nor-

discher Autoren. In dem Blatte soll jede Meinung zum Worte kommen können, die Skizzen und Novellen sind aber meist dem Geschmacke der „Moderne“ entsprechend.

DÄNEMARK

Dänemark besitzt weniger bedeutungsvolle Revuen, aber dafür eine, die sich auch im ganzen Norden des allerhöchsten Ansehens erfreut. Es ist dies die Monats zeitschrift „Tilskueren“ für Litteratur, Gesellschaftsfragen und allgemeine. wissenschaftliche Schilderungen. (Redakteur M. Galschiöt. Verlag P. G. Philipsen in Kopenhagen.) Diese Zeitschrift bringt namentlich grössere Novellen hervorragender, nordischer Autoren, sowie auch kleinere, dramatische Dichtungen. Aus dem Inhalt des letzten Jahrganges sei besonders hervorgehoben, ein Novelle „En Udenlandsreise“ von Sophus Schandorph, die die glänzende Charakteristik und scharfe Wirklichkeitsbeobachtung dieses Dichters zeigt, eine überaus feine Stimmungskizze „Memento mori“ von Amalie Skram, zwei satyrische dramatische Dichtungen von Gustav Wied, ein dramatisches Stimmungsbild „Küsse“ von Axel Steenbuch, dessen anschauliche Kürze des Dialogs eine gewisse Aehnlichkeit mit der Arthur Schnitzler's hat, und endlich eine ergreifende Liebesnovellette von dem genialen Lyriker Nils Collet Vogt. Aus dem übrigen vielseitigen Inhalt der Zeitschrift sei besonders auf eine sehr eingehende Abhandlung über die Fachvereine von dem Sozialisten J. Jensen hingewiesen und endlich aus dem letzten Hefte ein Artikel über den Nationalitätenkampf in Sönder jytland hervorgehoben, da hier vom dänischen Standpunkt aus mit grosser Klarheit die Verhältnisse in den einstigen dänischen Provinzen aufgedeckt werden. Die dänische Sprache und Nationalität sei dort unbedingt im Rückgang, nicht in in Folge des Vorgehens der preussischen Regierung, denn dieses sei dazu ein viel zu ungeschicktes und sie sei geradezu die beste Agitatorin für die dänische Nationalität, sondern die Gefahr käme von der deutschen Kultur, der deutschen Geistesmacht her, die nichts von Gewaltherrschaft und Nationalhass weiss, sowie daher, dass die deutsche Sprache die Kultursprache der jüngeren Generation würde, während die dänische zur Sprache der Gasse und des Alltagslebens degradiert würde. Die höheren deutschen Bildungsanstalten seien die Gefahr für den Untergang der dänischen Nationalität, nicht die Zwangsmassregeln der Regierung. Besonders zeige sich dies an den Volksschullehrern, die alle vom Lande stammen, in den Städten aber zu Deutschen würden. Sie hätten wohl „dänische Herzenssympathieen“, aber ihr Geistesleben sei ein deutsches. Noch stärker sei dies in den akademisch gebildeten Klassen der Fall. Die Gefahr läge mit einem Wort nicht darin, dass das Dänische aufhöre Volkssprache zu sein, sondern darin, dass es dazu dagradiert werde, nichts weiter zu sein. Auf dem Lande sei daher vielleicht noch eine Uebermacht rein dänischer Gesinnung, in den Städten, mit Ausnahme vielleicht von Haderslev, sei es nicht mehr der Fall. Der Kampf dagegen dürfe nicht eine bloss politische Agitation sein, er müsse vor Allem nach einer Verbreitung nordischer Litteratur und nordischen Geisteslebens streben. In politischer Beziehung müssten alle andern Gegensätze zurücktreten, wenn es sich darum handele: ein deutscher Candidat oder ein dänischer. In einem Wahlkampf zwischen zwei Deutschen müssten die Sönderjyten sich aber auf die Seite der — Sozialdemokraten stellen, denn nur von diesen hätten sie eine Anerkennung ihrer Bestrebungen zu erhoffen. Beide Parteien hätten denselben Feind und daher auch denselben Weg zu gehen. Auch hier müsste das Interesse des Nationalen über dem Oekonomischen stehen. —

Endlich sei noch das verbreitetste Familienblatt erwähnt, das Skandinavien besitzt, es ist dies das „Illustreret Familie-Journal“, „ein unterhaltendes und belehrendes Familienblatt“ (Verlag von Carl Allers in Kopenhagen), das sowohl in dänischer, als in schwedischer Sprache herauskommt Grosse Aufmerksamkeit wird der humoristischen Zeichnung und dem Bilderwitz geschenkt. Die belletristischen Beiträge sind aber auch hier, gemäss dem Charakter skandinavischer Unterhaltungsblätter, zum grossen Theile Uebersetzungen.

ERNST BRAUSEWETTER.

ENGLAND.

Unter den Aufsätzen englischer und amerikanischer Zeitschriften, welche, wenn sie ernst sind, sich mit inneren socialen Fragen beschäftigen, die nicht immer ein allgemeines Interesse beanspruchen, und wenn sie nicht ernst sind, allzu naiv oder journalistisch bleiben, ragen einige Arbeiten hervor, die wir hier zusammenstellen.

Gute kunstgewerbliche Studien: Pall Mall Magazine über die Entwicklung der Spitzen. Scribner's Magazine über die Entwicklung der Knüpfarbeiten. Ebenda über den amerikanischen Holzschnitt, besonders die Meister French und Kingsley, denen der französische Holzschneider Florian an die Seite gestellt wird.

Ferrero spricht im „Forum“ über das Tier als Verbrecher. Unter den Bienen giebt es Diebe, auch ganze Räuberschaaren. Sie sind arbeitslos, bringen die Wachen wohlgefüllter Körbe um und plündern diese. Man hat auch Arbeitsbienen künstlich zu solchen Verbrechern gemacht, indem man sie mit Branntwein und Honig fütterte. Im Vogelreiche beobachtet man Morde aus Eifersucht. Systematischer Kindesmord lässt sich überall beobachten. Renitente Pferde, die den Stallgenossen absichtlich Schaden zufügen, sind bekannte Erscheinungen.

Norman Hapgood in der Contemporary Review stellt Balfour in einer fesselnden, biographischen Skizze als eine Summe von Eigenschaften dar, die man in dieser Vereinigung selten und vielleicht nie ausserhalb Englands finde. Zu Beginn seiner politischen Thätigkeit wurde Balfour als Federheld, Dilettant, Jüngling ohne männliche Kraft und unfähig zu praktischer That verlacht. Seither hat er bewiesen, dass praktische Thätigkeit seine Stärke ist.

Seine Bedeutung wurzelte weder in der Litteratur noch in der Philosophie, sondern auf einem Felde, von dem seine Neigungen einst weit entfernt schienen. Er hat die Macht mit der Complikation des Wirklichen, geleitet halb von allgemeinen Theorien, halb von Instinkten fertig zu werden; eine Macht, die in ihm weit interessanter ist als in anderen Staatsmännern, weil die Zahl der erfolgreichen Männer der That gering ist, die die Instinkte, unter denen sie handeln, so gut verstehen als Balfour. In die praktische Politik bringt er eine feinere, weitsichtigere, komplicierte Intelligenz als man gewöhnlich dort findet, eine tiefe Skepsis verbunden mit tiefem Ernst. Sein Glauben und seine Zweifel kräftigt seine Thätigkeit, während sie nicht aus dem Stoffe sind, der grosse Philosophen oder packende Stylisten schafft. — Balfour ist für Viele gegenwärtig eine Erscheinung von ungewöhnlichem Interesse, nicht weil er als Schriftsteller, Philosoph, Aristokrat, oder Dilettant in der Musik und den bildenden Kunsten hervorsticht, sondern der Politiker in ihm den Theoretiker nicht beeinträchtigt hat. Seine eigenartige Natur tritt uns aus seinen Büchern entgegen; er ist ein Charakter von Vornehmheit und Kraft, von weitherziger Gerechtigkeit, durchsetzt mit lebhaften Vorurteilen, ein Geist ohne Ueberfülle, obwohl von seltener Schärfe, immer angeregt und nie erregt, in erster Linie Logiker ohne starke Leidenschaft. England ist der Boden, wo lebendige Thatkraft und ein ruhiges Temperament, dem die Welt als ein Panorama erscheint, weit häufiger verbunden sind als anderswo, und wo wir unbedingte Kritik aller menschlichen Endziele am häufigsten in demjenigen finden, dessen Neigungen ihn in das dichteste Kampfgewühl führen. Ein vollkommenerer Ausdruck dieser Erscheinung als Balfour kann nicht leicht gefunden werden.

DEUTSCHLAND.

Das erste Heft des Simplizissimus (Albert Langen) ist erschienen. Es bietet künstlerisch manches Interesse. Hervorragend ist Schlittgens Bild zu der Geschichte vom gnädigen König, welcher durch den Lakai eine Sozialistenversammlung grüssen und ihnen sagen lässt: Daraus wird nichts — wird nichts. Auch Heines Hunderoman mit der Pointe gegen den mopsigen Wurstkapitalismus ist amüsant. Überhaupt tritt das Sozialistische vor dem Humoristischen merkwürdig in den Vordergrund. Das Simplizissimus-Plakat von Heine (— warum hörte man vom Wettbewerb nichts? —) zeigt den lesenden Teufel und die malende Courtisane im Tanz — aber diese Attribute hemmen die freie Bewegung.

* * *

Im „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“ hat Frau Lily v. Gizycki, schriftstellerisch vielleicht die gewandteste aller Frauenrechtlerinnen, einen Aufsatz veröffentlicht: zur Beurteilung der Frauenbewegung in Deutschland und England. Er ist auch als Separatabzug erschienen. Es ist die vollkommenste Zusammenstellung aller geschichtlichen und zeitgenössischen Ereignisse, die auf die deutsche und englische Frauenbewegung Bezug haben

Die Verfasserin sieht den Kernpunkt des Unterschiedes beider Länder darin, dass in Deutschland die Frauenbewegung mit Erfolg sich einzig an die Sozialdemokratie anlehnen konnte und daher in deren Feinden auch ihre Feinde erhielt, während sie in England rechtzeitig noch von den Bürgerparteien begriffen wurde.

Die positiven Ergebnisse der bisherigen deutschen Frauenbewegung stellt sie so zusammen.

Da in Deutschland Frauenbewegung und Wohlthätigkeitsbestrebungen sehr häufig verwechselt werden, so ist die Antwort nicht ganz leicht. Frauen-, Jugend- und Arbeiterinnenheime, Kindergärten, Krankenstationen, Volksküchen, unentgeltliche Rechtshilfe und dergleichen mehr haben mit der Frauenbewegung ebensowenig zu thun, wie etwa Arbeiterkolonieen, Asyle für Obdachlose, Wärmehallen u. s. w. mit der Arbeiterbewegung. Nun haben aber zweifellos die deutschen Frauen auf

dem Gebiet der Wohlthätigkeit viel geleistet, wenn auch noch nicht entfernt so viel, wie die in dieser Richtung thätigen englischen Frauen. Nichtsdestoweniger haben die intelligenten Engländerinnen eingesehen, dass die Beschränkung lediglich auf das Gebiet der Wohlthätigkeit im Grunde einen Verzicht auf die Lösung der eigentlichen Schwierigkeiten des sozialen Problems bedeutet. Zieht man alle Gründungen der Barmherzigkeit von den Resultaten der deutschen Frauenbewegung ab, so ist der Rest beschämend klein. Er reduziert sich auf die Zulassung der Frauen zum Post und Telegraphendienst; auf die Gründung der Mädchengymnasien in Karlsruhe, Berlin und Leipzig, auf die Zulassung der Lehrerinnen zum Oberlehrerinnenexamen. Einer radikalen Strömung, welche sich aus dem Bannkreis des Allgemeinen deutschen Frauenvereins nach und nach herausbildete und jetzt anfängt in den Vordergrund zu treten, sind die Organisationen der Handlungsgehilfinnen in verschiedenen deutschen Städten zu verdanken, die, wenn ihnen auch der Gedanke der Gewerkschaft nicht zu Grunde liegt, doch auf Selbsthilfe beruhende, das Solidaritätsbewusstsein stärkende Vereinigungen bilden. Dieselbe hat sogar den Bund deutscher Frauenvereine mit sich fortgerissen, so dass er sich entschlossen hat, um die Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren, die Abschaffung der staatlich regulierten Prostitution, die Änderung einiger die Stellung der Frau betreffenden Paragraphen im Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs zu petitionieren.

* * *

Im vorigen Jahre hat die Reise Emile Zolas nach Rom, sein Aufenthalt dort und sein, wie man sagt, vergeblicher Versuch, vom Papst eine Audienz zu erlangen, viel von sich reden gemacht. Die Frucht dieser Romfahrt, das neueste Werk des gewaltigen Sittenschilderers „Rom", ist gegenwärtig zu gleicher Zeit in französischer und deutscher Sprache im Erscheinen begriffen. Die deutsche Übersetzung wird von der bekannten Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) veröffentlicht.

* * *

Die „Bayreuther Blätter" (XIX, 1—3) geben eine statistische Übersicht über die Litteratur des Bayreuther Gedankens im letzten Jahre, und bringen einen äusserst wertvollen grossen Aufsatz von Houston Stewart Chamberlain über die zwanzig Jahre Bayreuth 1876—96. Zur Geschichte Bayreuths fügt der Verfasser eine Übersicht über die Wagnerpropaganda. Wir zitieren, was er über die erfreuliche Verbreitung sagt, die Wagners Schriften in der letzten Zeit gefunden haben.

Noch vor wenigen Jahren gehörte es zu den grössten Seltenheiten, einem Manne zu begegnen, der diese Schriften wirklich gelesen hatte oder gar selber besass. Unter dem Einfluss der Festspiele ist die Nachfrage so gewachsen, dass der Verleger eine Volksausgabe wagen konnte; bei Studenten, Lehrern, Musikern, überall wäre zu viel gesagt: aber doch sehr verbreitet trifft man sie heut an; neulich sah ich sie sogar auf dem Bücherbrett eines Zeitungsreporters. Die Briefe des Meisters sind schon alle ins Englische übersetzt; die Übersetzung der gesamten Schriften führt William Achtons Ellis mit bewundernswertem Eifer durch. Die Franzosen besitzen bis jetzt nur Einzelnes; cherakteristischer Weise war „Religion und Kunst" eine der ersten Schriften, die sie zu kennen verlangten. Die Züricher Schriften werden demnächst von Brinn' Gaubast (dem Übersetzer des Ringes in französische Prosa) ihnen vorgelegt werden. Die Italiener haben mit letzteren begonnen; von „das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" besitzen sie gute Übertragungen.

* * *

Das 4. Heft des „Pan" hat den erwarteten intermistischen Charakter. Besonders der künstlerische Teil tritt stark zurück. Erfreulich ist eigentlich nur die Menzel'sche prächtige Zeichnung, die im Lichtdruck wiedergegeben ist. Das Verfahren, die Blätter lose auf die Folioseiten aufzukleben, empfiehlt sich auch für weiterhin; der glatte Druck auf die Seite, wie er früher geübt wurde, wirkte stumpfer. Die Radierungen von Halm und Meyer-Basel (beides Landschaften) sind Mittelgut. Unter den Textbeiträgen haben das meiste Interesse Bode's Abhandlung über die berliner italienische Bronzensammlung, die gut illustriert ist, und Jessen's Aufsatz über die wieder modern gewordenen Bibliothekswappen (Ex libris), unter deren Beispielen das Sattler'sche Exlibris für den Grafen Kessler hervorragt.

Mit dem nächsten Pan-Heft wird Lichtwark's vortrefflicher Lokalisationsplan durchgeführt. Es wird ein Berliner Heft. Auf diesem Boden wird man mehr erreichen können, und es steht zu hoffen, dass das Unternehmen, welches als solches so verdienstlich ist, in reifere und ruhigere Bahnen gelangt.

* * *

Das „Museum“ — so nennt sich eine neue Zeitschrift, welche die Popularisirung der berühmtesten Werke aller Galerien auf diesem Wege verfolgt (Verlag von Spemann). Es sollen 20 Hefte im Jahre zu 1 Mark erscheinen. Die Lichtdrucke der ersten Lieferung, welche sich aus allen Epochen zusammensetzen, sind vortrefflich gelungen; im Ton und Druck sind Dürer, Claude Lorrain, Giorgone, Vam Dyck u. A. wohl unterschieden. Das Format ist so gross, dass sich für billige Sammler manche Einrahmung lohnt! nur hätte man dann das fürchterliche Bedrucken der weissen Ränder vermeiden sollen.

Für den Text, welcher die Bilder recht frei begleitet, sind die besten Mitarbeiter gewonnen; so hat Helferich einen kleinen Aufsatz über Puvis de Chavannes.

* * *

Unter den Beiträgen der „Nation“ fällt ein überaus gehaltvoller Aufsatz Heilborn's auf über die verschiedenen nordischen Faustgestalten, die in Ibsens „Paar Gynt“, in seinem „Brand“ und in Björnsons neuem Drama „Über unsere Kraft“ gezeichnet sind.

* * *

Es geht uns das erste Heft einer neuen Monatsschrift „Der Eigene“ zu. Also ein Stirner-Blatt. Das ist sehr schwierig, wenn es nicht unreif erscheinen soll.

* * *

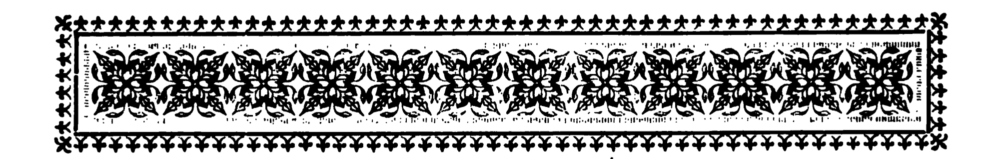
In Nr. 11 des Magazin“ finden wir einen wieder sehr lehrreich geschriebenen Aufsatz von Ph. Arnstein über Anna Kingsford, die englische Agitatoren-Schriftstellerin, deren Biographie und Briefe kürzlich erschienen, und einen sehr amüsanten offenen Brief Georg Engel's: 16 weibliche Dichter. Fanny Gröger wird darin besonders gewürdigt.

Im Mai vorigen Jahres, lesen wir in einem Aufsatz des „Magazins“ (Tony Kellen über Jung-Belgien), schien unter den jungbelgischen Dichtern eine kleine Revolution losbrechen zu sollen. Während bis dahin die „Jeune Belgique“ ihr anerkanntes Organ war, traten eine Anzahl Dichter und Schriftsteller zusammen, um eine neue Zeitschrift zu begründen. „Le Coq rouge“ hiess diese, die die Morgenröte einer besseren Zeit verkünden und alle litterarischen Talente Belgiens umfassen sollte. An der Spitze des neuen Unternehmens standen Georges Eckhoud, Emile Verhaeren, Maurice Maeterlinck, Eugène Demolden, Francis Nautet u. s. w., während Albert Giraud, Iwan Gilkin, Valère Gille u. s. w., der „Jeune Belgique“ treu blieben. Es war nun zwar vorauszusehen, dass es dem „Coq rouge“ nicht gelingen würde, alle jungbelgischen Dichter zu gewinnen, allein die neue Zeitschrift hat doch die ersten Stürme wacker ausgehalten und die bisher erschienenen sieben Hefte haben gewiss allen Erwartungen entsprochen.

Der „Coq rouge“ zeigte sich gleich bei seinem ersten Auftreten sehr kampfeslustig. Er erklärte sich gegen alle Feinde der Litteratur, die Dilettanten und die Blaustrümpfe und die „opportunistischen, käuflichen Journalisten“. Er sagte auch, er wolle den Hof nicht verschonen, der die Geistesschlaffheit der Nation begünstige und dem Lande das schönste Beispiel der Gleichgiltigkeit gegen die Litteratur gebe, der ein Symbol der „crasse intellectuelle“, des „belgeoisisme“ sei und nur einige Harfenspieler und Radfahrer beschütze. Merkwürdig ist auch folgende Stelle, die ich lieber im Original wiedergebe, da eine Übersetzung die Schönheit der Sprache abschwächen würde: „Le Coq rouge fera aussi bon marché des guitares romantiques que des incongruités naturalistes et il enverra les accessoires symbolistes et ésotériques, la ferblanterie astrale, rejoindre dans la fournaise sainement vandalienne, la cavalcade des lieux communs classiques!“

Unverlangte Manuscripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch verm. Otto Noack & Co.



ALKOHOLISMUS UND ARBEITERFRAGE.

VON

Prof. Dr. H. HERKNER (Karlsruhe).

In weiten Kreisen des Bürgertums ist die Annahme verbreitet, dass die Trunksucht unter den arbeitenden Klassen eine ganz besondere Ausdehnung besitze. Häufig wird ihre wirtschaftliche Notlage mit den unverhältnismässig grossen Ausgaben für geistige Getränke in Zusammenhang gebracht. Und so mancher spricht die Überzeugung aus, Lohnerhöhungen würden viele Arbeiter nur zu einem noch reichlicheren Genusse von Alkohol verleiten.

Es fehlt bei diesen Behauptungen auch nicht an Hinweisen auf eine mehr oder minder grosse Zahl von einzelnen Beobachtungen und Erfahrungen. „Je mehr die Arbeiter verdienen, um so mehr geht für Getränke auf", besagt ein Bericht aus Schönau i. W.*) Vergegenwärtigt man sich die auffallend grosse Zahl von Schankstätten in den Stadtvierteln, die vorzugsweise von den arbeitenden Klassen bewohnt werden, so wird man eine gewisse Verallgemeinerung solcher einzelnen Fälle auch in der That nicht für ganz unbegründet erachten.

Immerhin kann die individuelle unsystematische Beobachtung leicht irre führen. So wurde z. B. im Beginne der siebziger Jahre vielfach angenommen, die Lohnerhöhungen dieser Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges seien von den Arbeitern grossen teils vergeudet und vertrunken worden. Gustav Schmoller dagegen vermochte nachzuweisen, dass die Einlagen in die preussischen Sparkassen von 53 Millionen Thalern im Jahre 1869 auf 83,6 Millionen Thaler im Jahre 1872 gestiegen waren.

Jedenfalls besitzen wir noch keinerlei durchaus exakte Angaben über das Mass, in dem die arbeitenden Klassen an der Trunksucht beteiligt sind. Mögen die Opfer, welche die Trunksucht unter den Arbeitern fordert, immerhin zahlreich sein, so darf man doch nicht vergessen, dass die Arbeiterklasse und die ihr wirtschaftlich und sozial nahe stehenden Schichten mehr als vier Fünftel der gesamten Bevölkerung ausmachen.

*) Nachrichten über die Bekämpfung des Missbrauchs geistiger Getränke im Grossherzogtum Baden. No. 6, S. 53.

Es ist ferner eine bekannte Thatsache, dass der schlecht genährte Organismus den berauschenden Wirkungen des Alkohols einen geringeren Widerstand entgegenstellt. Ein mangelhaft genährter Arbeiter kann deshalb schon der Trunkenheit anheimfallen bei einem Quantum von Alkohol, das einen Angehörigen der materiell besser gestellten Klassen noch nicht aus dem Gleichgewicht bringt. Auch in wirtschaftlich-sozialer Beziehung können an sich geringere Ausschreitungen leicht den unsicher gestellten besitzlosen Arbeiter, der gewissermassen immer auf einem schmalen Pfade am Rande des Abgrundes hinschreitet, schon in tiefes Elend stossen, während dieselben Ausschreitungen, begangen von einer in materiell gesicherter Lebenslage befindlichen Persönlichkeit, eine besondere gesellschaftlich oder wirtschaftlich beeinträchtigende Wirkung noch nicht auszuüben imstande sind. Ich muss da auch an jenen Offiziersburschen denken, der, wie Fürst Bismarck einst im Reichstage erzählte, sagte: „Ja, wenn es den Herren einmal passiert, dann heisst es: Sie sind heiter gewesen. Und trifft es unsereinen, dann heisst es: Das Schwein ist besoffen."

Es giebt übrigens auch gewichtige Stimmen, welche im Gegenteil behaupten, dass die Trunksucht in den oberen Gesellschaftsklassen grösser sei als unter der arbeitenden Bevölkerung. Der bekannte Berner Professor Carl Hilty erklärt rundweg: Der gemeine Mann ist es nicht, der diese (Trink-) Gewohnheiten vorzugsweise hat. Und es verdient jedenfalls volle Beobachtung, dass das Alkohol-Monopol, das ja hauptsächlich zur wirksameren Bekämpfung der Trunksucht eingeführt worden ist, in der Volksabstimmung vom Schweizer Volke mit 267 000 gegen 138 000 Stimmen angenommen wurde (Vgl. Hilty, Polit. Jahrb. d. Schweizer Eidg. S. 805 ff.).

Ich möchte deshalb über die Frage, ob die arbeitende Klasse an der Trunksucht verhältnismässig in höherem oder geringerem Masse als andere Gesellschaftsklassen beteiligt ist, eine bestimmte Ansicht nicht aussprechen.

Fest steht nur: Die Ausgaben der Arbeiter für geistige Getränke stehen oft in einem schädlichen Missverhältnisse zu ihrem Einkommen, die Gefahren, welche der Alkoholgenuss überhaupt enthält, verdoppeln, verdreifachen sich, sobald es sich um Arbeiter handelt.

Dank der sorgfältigen Untersuchungen, die von der Grossherzogl. Badischen Fabrikaufsicht angestellt worden sind, befinden wir uns in der glücklichen Lage, uns eine ziffermässig bestimmte Vorstellung wenigstens über die Höhe der Summen zu bilden, welche von badischen Zigarren- und Mannheimer Fabrikarbeitern für geistige Getränke ausgegeben werden.

Es kommt vor, dass Zigarrenarbeiter, bei einem Geldaufwand für den Haushalt von 450 Mk. im Jahre, 104 Mk. für Bier und nur 45 Mk. für Fleisch verbrauchen. Fast durchgehend erscheint die Ausgabe für Bier und Branntwein noch einmal so gross als die für Fleisch. Diese Ausgabe setzt sich, nach der Mitteilung des Berichterstatters, zusammen aus einem relativ hohen Biergelde und Vergnügungsaufwande für den Mann am Sonntage von 50 Pfg. bis 1 Mk. und einigen von Mann und Frau während der Woche zum Nachmittagsbrode getrunkenen Gläsern Bier.

Mag in Mannheim auch der Fleischverbrauch in einem richtigeren und erfreulicheren Verhältnisse zu dem Aufwande für geistige Getränke

stehen, so pflegt doch auch hier der letztere 10 % des gesamten Aufwandes zu bilden. Nun ist es vollkommen klar, dass eine Jahresausgabe von 70—100 Mk. für Bier und Branntwein noch keine Trunksucht darstellt. Allein es lässt sich nicht leugnen, dass dieser Aufwand, da er auf Kosten anderer und viel wichtigerer Budgetposten erfolgt, dennoch einen üblen Einfluss auf die gesamte Lebenshaltung äussert.

Die relativ hohen Ausgaben für Alkohol sind die Ursache einer ungenügenden Zufuhr wirklicher Nahrungsmittel. Die ungeahnten Fortschritte, welche die Lungenschwindsucht unter einzelnen Arbeitergruppen Badens aufweist, werden von ärztlicher Seite mit dieser mangelhaften Ernährung in Zusammenhang gebracht (Bericht der Bad. Fabrikinspektion für 1895, S. 73).

Der übertriebene Wert, welchen die arbeitenden Klassen auf den Genuss geistiger Getränke legen, lässt sich allerdings leicht genug begreifen. Man braucht sich nur die Beweggründe, die zum Genusse des Alkohols treiben, vorzustellen, um sofort einzusehen, dass die arbeitenden Klassen solchen Verlockungen ganz besonders ausgesetzt sind.

Die physiologische Wirkung des Alkohols ist bekannt. Er verleiht wenigstens zunächst das angenehme Gefühl erhöhter Wärme, erhöhter geistiger und physischer Spannkraft. Das ist es aber gerade, was der Arbeiter so oft braucht. Da gilt es bei starker, schneidender Kälte im Freien zu schaffen, dort bereits im frühen Morgengrauen die Arbeit aufzunehmen; bald müssen die Arbeitskräfte über die normale Arbeitszeit zu Überstunden angestachelt werden, oder es ist überhaupt Nachtarbeit zu leisten. „Schon längst“, bemerkt der eidgenössische Fabrikinspektor Dr. Schuler, „hatte der Holzer, der Jäger früh morgens sein Gläschen genommen, wenn er vor Tagesanbruch an sein anstrengendes Geschäft ging, er hatte sich mit einem Schlucke Schnaps für das Fehlen eines warmen Mittagessens entschädigt. Selbst in der Heuernte hatte morgens früh vor dem Frühstück ein Schnaps den Tagelöhner munter für sein langes Tagewerk gemacht. Das waren Ausnahmen. Aber als die Sticker, die Uhrmacher ebenfalls lange vor dem Frühstück ihre Arbeit begannen, als einzelne Fabriken auch in anderen Industriezweigen den Arbeiter schon vor dem Frühstück zur Arbeit riefen, als die Frauen in den Fabriken zu arbeiten begannen und hie und da, besonders bei weiter Entfernung von der Fabrik, keine Zeit mehr fanden, ein Frühstück zu bereiten, da drang auch in weitere Kreise die Unsitte, morgens nüchtern vor dem Frühstück oder statt des Kaffees oder der Suppe einen Schnaps zu nehmen. Und das erste Gläschen blieb im Laufe des Tages selten allein, wie der fuselduftende Atem vieler Fabrikarbeiter schon in den frühen Vormittagsstunden belehrt“ Fabriken, die der Nachtarbeit bedurften, fanden einzig in der Verabreichung eines ordentlichen Essens mitten in der Nacht das Mittel, der überhand nehmenden Trunksucht ihrer Nachtarbeiter zu wehren.

Auch bei Arbeitern, die unter grosser Staubentwicklung oder in sehr heissen Räumen thätig sind, wird sich leicht eine Neigung zur Trunksucht entwickeln. Ebenso kann eine übermässige Ermüdung nach vollbrachtem Tagewerke, eine Abspannung und Erschöpfung, welche jede geistige Unterhaltung oder Beschäftigung ausschliesst, in diesem Sinne wirken. Der Arbeiter hat dann keinen anderen Wunsch, als den Rest des Tages in der Kneipe zu verduseln. In anderen Fällen

können wieder elende Wohnungs- und traurige Familienverhältnisse den Arbeiter in das Schanklokal treiben. Wenn selbst derartige besondere Gründe nicht vorhanden sind, so ist doch schon der Umstand misslich, dass es zur Zeit bei uns nur sehr wenige öffentliche Lokale giebt, in denen Arbeiter sich vereinigen, unterhalten, aufhalten können, ohne zum Trinken genötigt zu sein. Bei den meist recht beschränkten Wohnungsverhältnissen, wenigstens unserer städtischen Arbeiter, bietet sich zur Pflege der Geselligkeit nur das Wirtshaus dar.

Andere Ursachen der Trunksucht unter den Arbeitern sind in unzureichender oder schlecht zubereiteter Nahrung zu finden. Wo Kartoffeln und ähnliche, namentlich bei sitzender Lebensweise schwerer verdauliche Stoffe in der Ernährung überwiegen, dort stellt sich das Bedürfnis nach einem Reizmittel ein. Die weibliche Bevölkerung sucht es meist in dem Kaffee und seinen Surrogaten, die männliche nur zu oft im Branntwein. Und ganz ähnlich ist die Wirkung schlecht zubereiteter Nahrung. Auch dieser Thatbestand wird von Dr. Schuler bestätigt, wenn er schreibt: „Nicht wenig tragen zur Förderung des Schnapskonsums die Schwierigkeiten bei, die sich der Bereitung einer gehörigen Kost entgegenstellen. Diese haben sich vornehmlich da gemehrt, wo die Hausfrau Jahr aus und ein der Fabrikarbeit obliegt und nicht genügende Zeit zum Kochen findet, wo durch die Konzentration einer zahlreichen Arbeiterbevölkerung in verhältnismässig sehr wenigen Wohnräumen die Küchen überfüllt, mehrere Haushaltungen auf einen Herd angewiesen sind oder statt eines rechten Küchenherdes nur einen allzu kleinen Petroleumkochherd besitzen, der ein regelrechtes Kochen gar nicht ermöglicht. Darüber wird aus verschiedenen hochindustriellen Gegenden Klage geführt mit dem Beifügen, dass dann oft Schnaps und Wurst und ähnliche Dinge an die Stelle des gewöhnlichen Mittagstisches treten. Ebenso wird allgemein Klage geführt, wie Mädchen, die stets in der Fabrik gearbeitet, nie dazu kommen, die Kochkunst zu erlernen und durch ihr Ungeschick den Mann ins Wirtshaus treiben, das ihn allmälig zum Schnapser heranzieht.“

Wie gern die Branntweinpest niedrigen Löhnen und schlechter Ernährung folgt, haben auch die sozialstatistischen Untersuchungen dargethan, die der Wiener Universitätsprofessor Singer in den Industriebezirken des nordöstlichen Böhmen angestellt hat. In der grossen Fabrikstadt Reichenberg mit besseren Löhnen kam auf den Kopf der Bevölkerung ein Jahreskonsum von 7,5 Liter reinen Alkohols; in dem Centrum der Flachsspinnerei, in Trautenau, mit äusserst ungünstigen Lohn- und geradezu entsetzlichen Wohnungszuständen, entfielen dagegen auf den Kopf 15,2 Liter Alkohol, also mehr als das Doppelte.

Ich selbst habe im Ober-Elsass die Beobachtung gemacht, dass die besser genährten und gelohnten Arbeiter von Mülhausen dem Alkoholgenusse in viel geringerem Umfange ergeben sind, als die Fabrikarbeiterschaft einzelner Vogesendörfer. Es soll ein Industriedorf geben, in dem 800 Einwohner im Jahre 300 Hektoliter Branntwein konsumiren. Es sind das Dörfer, in denen die Arbeitszeit sehr lang, der Lohn sehr niedrig ist und die Nahrung vorzugsweise aus Kartoffeln und Brot besteht.

Mit diesen Hinweisen sind die Umstände, welche eine besondere Ausbreitung des Alkoholkonsums unter den arbeitenden Klassen er-

klären würden, noch nicht erschöpft. Es giebt und gab ausser den allgemeinen Bedingungen auch noch ganz besondere, die in unmittelbarster Weise die Arbeiter der Trunksucht überliefern.

Ich muss da einmal an den Truckunfug erinnern. Man versteht darunter bekanntlich Massnahmen, mittels deren Unternehmer oder deren Stellvertreter, vielfach auch sogenannte Zwischenmeister, den Konsum der Arbeiter zu ihren Gunsten zu beeinflussen suchen. Und bei dieser Beeinflussung des Konsums spielt insbesondere wieder der Konsum geistiger Getränke eine ganz hervorragende Rolle.

Derartige Missbräuche sind von altersher geübt worden. So hat in Galizien, in Böhmen, in Mähren der Grundadel viel zur Ausbreitung der Trunksucht unter den Bauern dadurch beigetragen, dass er diese zwang, in den herrschaftlichen Brennereien und Brauereien möglichst viel zu konsumieren. Es kam in Galizien vor, dass die Unterthanen mit Anweisungen auf Branntwein, welcher in dem obrigkeitlichen Wirtshause getrunken werden mussten, entlohnt wurden. „Ganz gewöhnlich", schreibt Grünberg, der Historiker der böhmischen Bauernbefreiung, „ist die zwangsweise Verhaltung der Unterthanen zu Zwangszehrungen und Zwangsgelagen bei allen möglichen, festlichen oder traurigen Anlässen (Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen). Auf vielen Dominien finden wir daher auch häufig die Gemeinden, als solche, insbesondere zur Abnahme bestimmter Mengen von Getränken bei besonderen Gelegenheiten, wie Kirchweihen, oder auch, abgesehen von solchen, in jedem Jahre, verpflichtet." *)

Bekanntlich zeigt heute die Branntweinpest gerade noch im Osten des deutschen Vaterlandes unter den Landarbeitern eine gemeingefährliche Ausbreitung. Nach Laves (Die Entwicklung der Brennerei und der Branntweinbesteuerung in Deutschland, Schmoller's Jahrbuch. 1887 S. 1199) rechnet man auf den Gütern Ostdeutschlands, soweit die Arbeiter regelmässig Branntwein erhalten, pro Kopf $^1/_8$ Liter am Tage. Das ist das halbe Quantum von dem Betrage Alkohol, dessen regelmässiger Genuss häufig genügt, um einen Menschen dem Säuferwahnsinn zu überliefern. Man denkt, angesichts solcher Zustände, unwillkürlich an die Thatsache, dass die Arbeitgeber dieser Bevölkerung vielfach Besitzer von Brennereien sind. Der „Vater" der preussischen amtlichen Statistik, J. G. Hoffmann, spricht diesen Zusamnenhang übrigens offen aus. „Im allgemeinen", schreibt er 1843 **), „ist durch die Verhältnisse, worin sich die Branntweinbrennerei zur Zeit befindet, dem höchst achtbaren und einflussreichen Stande der mittleren Gutsbesitzer ein dringender Antrieb gegeben, den Verbrauch des Branntweins

*) Charakteristisch sind dann die Bestimmungen, welche die Frohnpatente, Josef's II für Galizien von 1786 enthalten:

68. Den Obrigkeiten wird ferner nicht mehr gestattet, an christlichen Kirchweihen und jüdischen Feiertagen den allgemeinen Ausschank zu verbieten; und denselben einem einzigen Schänken einzuräumen, welcher bei dieser Gelegenheit die Preise zu erhöhen, oder der Gemeinde eine gewisse Menge des Getränkes aufzudringen sich berechtigt hielt.

69. Die Unterthanen können zur Zeit der Kirchweihe nicht, wie es bisher in einigen Gegenden geschehen, mit zehn und mehreren Quart Branntwein beleget . . . . werden.

70. Den Unterthanen können . . . . kein verdorbener Branntwein oder sonstiges Getränk, weder Fass- noch Massweise zum Ausschanke oder Verkaufe aufgedrungen werden. (Drdacki, Die Frohnpatente Galiziens. Wien 1838. S. 176 ff.)

**) Kleine Schriften. Berlin 1843. S. 497 ff.

durch jedes erlaubte Mittel zu befördern. Mit gerechtem Unwillen weist er den Verdacht zurück, dass er die Völlerei begünstigen oder überhaupt nur ein gemeinschädliches Übermass des Branntweingenusses billigen wolle. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der ländlichen Branntweinbrennereibesitzer erkennt gewiss allzu klar den Wert nüchterner Untersassen und Arbeiter, als dass sie selbst ihren Absatz auf Kosten der Sittlichkeit zu fördern suchen könnte. Sehr angenehm wird ihr aber dennoch eine Vermehrung des Absatzes bleiben, welche nur dadurch entsteht, dass ein anscheinend schon vorhandenes Bedürfnis eine leichtere Befriedigung findet. Leute, welche schwere Arbeit verrichten, noch überdies allem Ungemach der Witterung dabei trotzen müssen, werden immer geneigt sein, sich geistiger Getränke zur Stärkung zu bedienen, und .... dem Branntwein dabei den Vorzug geben .... Es ist zum Teil Sitte geworden, dem ländlichen Gesinde zum Frühstücke ein Glas Branntwein zu geben, und wo die Mehrzahl der Wirte diese Sitte bereits angenommen hat, steht es nicht mehr in der Macht des Einzelnen, sich derselben nicht auch zu fügen; nicht minder ist es gewöhnlich, Tagelöhnern statt einer Zulage in Gelde neben dem landüblichen Arbeitslohn noch ein Glas Branntwein zu verabreichen. Obwohl bei allen diesen Verwendungen des Branntweins durchaus nur ein mässiger und wohlthätiger Genuss desselben beabsichtigt wird, so bleibt die Wirkung davon doch nicht aus, dessen Verbrauch im allgemeinen zu fördern, und endlich zum Bedürfnisse zu machen."

Allerdings, berichtet Hoffmann, gäbe es auch einzelne Grundherrschaften, welche gegen ihr materielles Interesse den Branntweinverbrauch in den von von ihnen abhängigen Schankstellen zu beschränken suchten, welche Zulagen und Belohnungen nicht in Branntwein, sondern in barem Gelde ausfolgten. „Dies mussten indessen um so mehr seltene Ausnahmen bleiben, als minder wohlhabende Gutsbesitzer sich durch die Notwendigkeit, jeden erlaubten Vorteil zur Verbesserung einer oft sehr bedrängten Lage zu nutzen, meist gedrungen fühlten, ihre Branntweinbrennerei so auszudehnen, als nur irgend noch lohnender Absatz oder ersparende Verwendung für ihr Erzeugnis zu schaffen war".

Trotz der Reserve, welche sich unser Gewährsmann als hoher, preussischer Verwaltungsbeamter auferlegen muss, geht aus dem Gesagten doch deutlich hervor, dass von den Brennereien betreibenden Rittergutsbesitzern viele im Interesse der Rentabilität dieser Unternehmungen den Verbrauch von Schnaps auf Seiten ihrer Arbeiter und Bauern wesentlich gefördert haben.

Aber freilich, durch die ostdeutschen Brennereibesitzer ist auch noch in anderer Hinsicht ein äusserst verhängnisvoller Einfluss auf die Entwickelung des Branntweintrinkens geübt worden. Sie haben bis in die neueste Zeit eine entsprechende Steuerbelastung des Alkoholes zu verhüten gewusst. Mit Recht erklärte der preussische Regierungskommissar Scheele bei der Beratung des Gesetzentwurfes über die Besteuerung des Branntweins im Norddeutschen Reichstage 1869:

„Das System unserer indirekten Steuern hat überall unsere Landwirtschaft zu berücksichtigen sich bestrebt, und lediglich diese Rücksicht war leitend, bei Beratung der noch mässigen Steuer auf Branntwein, welche noch nicht den 20. Teil von der Steuer in England beträgt."

Durch das Gesetz von 1887 ist ja nunmehr die Steuer erhöht worden, aber noch immer gehört Deutschland zu denjenigen Ländern, welche die niedrigste Belastung des Branntweines aufweisen. Dafür geniesst es die zweifelhafte Auszeichnung, in Bezug auf den Branntweinkonsum mit Dänemark an der Spitze zu stehen. Man begreift so den bitteren Ausspruch des bekannten Sanitätsrates Baer, immer sei es den Vertretern des ostdeutschen Grossgrundbesitzes gleichgiltig gewesen, ob mit ihren Strömen Spiritus die Trunksucht in der Nähe und Ferne sich zunehmend verbreitete.

In ähnlicher Weise ist auch im Transportgewerbe von Bauunternehmern, von Besitzern von Kohlenbergwerken, Eisenwerken und Ziegeleien in England, in Belgien, in Frankreich wie bei uns viel gesündigt worden. Allerdings sind es hier meist nicht die Arbeitgeber selbst, sondern Zwischenpersonen, welche als die eigentlichen Träger des unheilvollen Systems erscheinen.

„Ein Blick, der sich nicht leicht vergisst", heisst es in einem Berichte*) über die Lage der Londoner Kohlenträger und Ballastlader, „war die erste Begegnung mit den Ballastladern zu Radcliff Cress — ihre aufgedunsenen Gesichter, bleichen Lippen und zerlumpten Kleider. Diese Leute wurden von 39 Truckmännern oder Kontrahenten beschäftigt, von denen 27 Bierhauswirte waren. „Der sicherste Weg also für die Leute, Arbeit zu bekommen, war, dass sie nach der Bierkneipe gingen und tranken, wo ihnen immer Kredit gegeben wurde, und wenn sie Schulden gemacht hatten, wurden sie an die Arbeit gebracht; während sie an der Arbeit sind, werden ihnen mehr Bier und geistige Getränke geschickt, welche sie nehmen müssen; und wenn sie von der Arbeit zurückkommen, werden sie in der Bierstube 2—5 Stunden festgehalten, wo das in unumgänglicher Weise begonnene Trinken in freiwilliger Weise fortgesetzt wird, bis die Hälfte, bisweilen zwei Drittel ihrer Löhne verbracht sind. Die Wirkung davon auf die Leute selbst lässt sich freilich begreifen; von ihren Frauen und Familien hat jemand, der sie kennt, mit Recht gesagt: „ein grosser Teil ihrer Weiber und Kinder sind halb verhungert und in Lumpen, ihre Kinder wachsen ohne Erziehung und in Lumpen auf, während jede unglückliche Zufälligkeit des Lebens ihre ganze Familie dem Kirchspiele verfallen lässt, oder sie treibt, ihr Brot in schmachvoller Weise zu verdienen".

Ähnlich wirkte das sogenannte Butty-System in den englischen, besonders den schottischen, Bergwerken. „Butty" ist ein Kontrahent oder Mittelsmann zwischen dem Grubenbesitzer und dem Arbeiter. Er hat wieder unter sich einen Agenten, den „Doggy", der in seiner Abwesenheit die Arbeiter beaufsichtigt. Die Kontrahenten und Unteragenten zogen nun in verschiedener Weise Vorteil von den Arbeitern: durch Einbehaltung von Geld von Löhnen, welches sie für Trinken verwenden mussten; ferner dadurch, dass Getränke nach den Gruben geschickt und angerechnet wurden, ob die Arbeiter sie nun nahmen oder nicht; durch Ausbezahlung der Arbeiter spät am Sonnabend Abend

*) Ludlow und Jones, Die arbeitenden Klassen Englands. Berlin 1868. S. 180.

und Wartenlassen in den Wirtshäusern, an welchen die Butty beteiligt waren. Der Arbeiter musste bezahlen, ob er getrunken hatte oder nicht, und wenn er nicht trank, gab es wenige oder gar keine Arbeit, weil man derjenigen, welche nicht tranken, sich bald zu entledigen wusste.*)

Erst einer Reihe scharfer, gesetzgeberischer Massnahmen ist es gelungen, diese himmelschreienden Missbräuche endlich zum grössten Teile auszurotten.

Ganz ähnlich lagen die Verhältnisse in Belgien, wie die grosse Enquête vom Jahre 1886 enthüllte. Ich greife aus dem Material folgendes Bild heraus:

Mitglied der Kommission: Warum ist ein so grosser Teil der Genter Dockarbeiter dem Trunke ergeben?

Der Zeuge: Weil alle Arbeitgeber zugleich auch Wirte sind. Jedermann ist es verboten, in die Lagerhäuser einzutreten, aber die Kellnerinnen erscheinen von Zeit zu Zeit, um nachzusehen, ob uns nichts abgeht. Man bezahlt uns in der Schenke und wir müssen immer auf das Geld warten. Der Arbeiter, von der Anstrengung ermattet, trinkt einen Tropfen, dann einen zweiten, und so giebt er sich allmählich dem Trunke hin. Man sollte den Arbeitgebern das Halten von Schänken verbieten!

Ein Mitglied der Enquêtekommission: Muss man etwas geniessen, bevor man die Arbeit erhält?

Alle gegenwärtige Arbeiter: Ja.

Ein anderes Mitglied der Kommission: Was sind eigentlich Ihre Arbeitgeber?

Der Zeuge: Schankwirte. Sie tragen ihre Dienste einem Courtier an, der ihnen Arbeit verschafft. Ein Kapital von 1000 Franken würde hinreichen, um selbst die Arbeit zu übernehmen, die Vermittler auszuschliessen, den Lohn zu erhöhen und die Trunksucht unter den Arbeitern mit einem male auszutilgen.

Ein anderer Arbeiter: Ich kenne einen Arbeitgeber, der zugleich Schankwirt ist, und der innerhalb zweier Wochen 11 Tonnen Bier verkauft hat. Danach kann man auf die Menge des verkauften Genièvre schliessen!

Auch auf deutschem Boden sind solche Zustände anzutreffen gewesen. Es ist ein auffälliger Zusammenhang, dass in Deutschland das Branntweintrinken am frühesten sich unter den Bergarbeitern ausbreitete, und dass auch hier die ersten Truckverbote vorkommen. Im Jahre 1843 war es in gewissen Teilen der Rheinlande so schlimm, dass der rheinische Provinziallandtag die Regierung ersuchte, Unternehmern und deren Angestellten das Halten von Schankstätten zu untersagen. Später sind in die Reichsgewerbeordnung immer schärfere Bestimmungen zur Verhütung des Trucksystemes aufgenommen worden. So dürfen nach § 115a. z. B. Lohn- und Abschlagszahlungen in Gast- und Schankwirtschaften oder Verkaufsstellen nicht ohne Genehmigung der unteren Verwaltungsbehörde erfolgen.

Trotzdem kommt, nach den Berichten der Aufsichtsbeamten**) zu

*) Ludlow und Jones, a. a. O. S. 182 ff. Baldwin, Die englischen Bergwerkgesetze. Stuttgart 1894. S. 39, 84, 179.

**) Bad. Bericht für 1889 S. 29, für 1890 S. 26, für 1893 S. 43, für 1895 S. 131.

urteilen, auch heute noch manche Ausschreitung namentlich im Baugewerbe wie im Betriebe von Steinbrüchen und Ziegeleien vor.

Einen beachtenswerten Wink, wie auch durch unvollkommene Organisation des Arbeitsnachweises die Trunksucht befördert werden kann, enthält ein Bericht des Wiener Gewerbeinspektors:*)

„Mehrere Genossenschaften, welche Gesellenherbergen besitzen, haben den Betrieb derselben an Wirte vergeben. Diese Verbindung von Wirtshaus und Rufhaus hat im Laufe der Jahre Zustände geschaffen, welche für die arbeitsuchenden Gehilfen allerlei Nachteile mit sich bringen. Abgesehen davon, dass der im Gasthause in Gesellschaft von Kameraden weilende Gehilfe zum Zechen förmlich angelockt wird, ist er — da Gastwirt und Herbergsvater, respektive Dienstvermittler in einer Person vereinigt sind — naturgemäss gezwungen, den ersteren günstig zu stimmen, um letzteren für sich geneigt zu machen und von ihm die Zuweisung einer guten Arbeitstelle zu erwirken. Es wird beispielsweise geklagt, dass nach einem in derlei Herbergen bestehenden „Usus" jeder neue Arbeiter ein gewisses Quantum Bier als sogenanntes Einstandsgeld zahlen muss; dass Arbeiter, welche merken lassen, dass sie etwas Erspartes haben, mit der Zuweisung eines Posten hingehalten werden u. s. w.

Der bekannte Pastor Göhre bestätigt ebenfalls, dass ihm der Alkoholgenuss am meisten und widerlichsten in den Herbergen entgegengetreten sei. Mit Ausnahme der jungen eben aus der Lehre getretenen Wanderburschen sei da immer tüchtig geschnapst worden.

Nach all' dem Gesagten wird man es verstehen, dass die Behauptung aufgestellt werden konnte, der *Alkoholismus sei in erster Linie eine Folge der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und werde auch erst mit dieser vollständig verschwinden.*

Es ist das der Standpunkt, den die deutsche Sozialdemokratie einnimmt. „Wie jeder andere Missstand der kapitalistischen Produktionsweise," bemerkte Karl Kautzky,**) „kann auch der Alkoholismus durch den Klassenkampf nur bis zu einem gewissen Grade eingedämmt werden. Völlig verschwinden kann er nur mit ihr, die ihn geschaffen hat und immer wieder neu erzeugt."

Man lehnt von dieser Seite eine besondere Mässigkeitsbewegung ab. Was überhaupt innerhalb der heutigen Gesellschaft zur Einschränkung des Alkoholismus geschehen könne, geschehe schon ohne besondere Bewegung durch den allgemeinen proletarischen Klassenkampf.

„Der verzweifelnde Proletarier oder Kleinbürger, der seine Lage für hoffnungslos ansieht, der weiss," wie Kautzky sagt, „keine andere Zuflucht als den Schnaps, um das Bewusstsein seines Elends zu ertödten. Und die Verzweiflung ist es auch, die ihm die ökonomischen Mittel zum Trunke giebt. Denn die Zukunft ist ihm gleichgiltig, er will nur vom Augenblicke noch so viel erhaschen als er kann. Es liegt ihm nichts daran, wenn er seine Arbeitsfähigkeit vorzeitig einbüsst, und unbedenklich deckt er das Defizit, das der Trunk in seinem Budget verursacht, durch Schulden, durch den Verkauf des Notwendigsten, bis er vor seinem physischen und ökonomischen Bankerotte steht."

*) Bericht der k. k. Gewerbeinspectoren für 1893 S. 40.
**) Neue Zeit, IX, 2, S. 112 ff.

„Anders geht es mit dem Arbeiter, dem die Sozialdemokratie eine hellere Zukunft für ihn und seine Kinder zeigt. Für diese Zukunft zu arbeiten, sich und seine Kinder geistig und körperlich kampf- und genussfähig zu erhalten, wird seine Lebensaufgabe. Will er dieser nur einigermassen gerecht werden, dann muss er seinen ganzen Lohn darauf verwenden: zu unmässigem Alkoholgenuss bleibt nichts mehr übrig.“

Und an andrer Stelle: „Je inniger der Anteil, den der Arbeiter an den Kämpfen unserer Zeit nimmt, desto reicher wird sein Leben an moralischen und geistigen Genüssen, desto geringer die Rolle, die der Alkohol für ihn spielt, desto mehr wird ihm der Alkoholgenuss blosses Mittel zum Zwecke der Vereinigung mit seinen Genossen, desto mehr hört er auf, Selbstzweck zu sein.“

Ich kann diesen Standpunkt nicht für ganz richtig halten. Die Trunksucht entspringt keineswegs nur der kapitalistischen Produktionsweise, keineswegs nur dem materiellen und geistigen Elende, der Verzweiflung u. s. w.

Es giebt Arbeiter mit sehr bescheidenem Verdienste, die dennoch äusserst mässig sind, und es giebt Arbeiter mit sehr hohem Einkommen, die sich trotzdem dem Trunke ergeben. Pastor Göhre berichtet z. B., dass zu denjenigen Arbeitern, die am Abend des Zahltages von Kneipe zu Kneipe zogen, bis sie schwer betrunken nach Hause kamen, ein grosser Teil der gut verdienenden gelernten Jugend gehörte. „Ich habe es erlebt,“ schreibt er, „dass einige, die etwa 35—40 M. Löhnung auf vierzehn Tage erhielten, an einem solchen Abend 8—10 Mark verfrassen, vertranken, verrauchten, verspielten und sonstwie verschleuderten.“

Auch Ludlow und Jones heben in ihrem Buche über die arbeitenden Klassen Englands hervor, die Theorie, dass Trunkenheit in dem Masse zunehme, als man auf der sozialen Stufenleiter herabsteige, könne im allgemeinen durchaus nicht als zutreffend anerkannt werden. Und sehen wir nicht Tag für Tag Bevölkerungsschichten, die sich einer wirtschaftlich durchaus behäbigen Lage und eines geistig angeregten Lebens erfreuen, Alkohol in einem Ausmasse konsumieren, das vom Standpunkte der Gesundheitspflege durchaus nicht gebilligt werden kann?

Im übrigen hatte die Trunksucht grade in einigen nordischen, von der kapitalistischen Entwicklung noch weniger berührten Ländern wie Norwegen und Schweden eine erschreckende Ausdehnung gewonnen. In neuerer Zeit ist dort aber infolge der Mässigkeitsbewegung die Trunksucht ausserordentlich zurückgegangen, in Norwegen in den letzten 30 Jahren von 17 Liter pro Kopf und Jahr auf 3 Liter, und doch hat innerhalb dieser Zeit der Kapitalismus eher eine Steigerung als eine Abschwächung erfahren. Die Trunksucht reicht überall weit in frühere Wirtschaftsperioden zurück. Tacitus berichtet ja schon, dass ganze deutsche Heere, an ihren Tischen vom Rausche eingeschläfert, sich überfallen und besiegen liessen, und es ist zur Genüge bekannt, mit welcher Begierde wilde Völkerschaften die Danaergabe des Branntweins von den Europäern heischen.

Der Alkoholismus ist eben auch tief in Fehlern der menschlichen Natur begründet, Fehlern, die unabhängig von der wirtschaftlichen Lage auftreten und unabhängig von der wirtschaftlichen Lage bekämpft werden können und müssen.

Es wird unter allen Umständen viele Menschen geben, die einen

mühelosen Genuss lieben, und wenig Genüsse kosten weniger Mühe als die des Trunkes.

Es wird unter allen Umständen Menschen geben, denen Leid und Kummer widerfährt. Der Mensch kann sich, wenigstens zeitweise davon befreien, indem er sich über das Einzelgeschick zur Teilnahme an allgemein menschlichen Dingen erhebt. Aber diese Erhebung bedarf der geistlichen und sittlichen Anstrengung. Viel bequemer ist es, Sorgen und Schmerzen dadurch los zu werden, dass man Hirn und Herz betäubt.

So wird der Alkohol auch unter der denkbar besten Wirtschaftsordnung ein gefährlicher Versucher bleiben, gegen den nur die sittliche Zucht Sicherheit gewährt. Wir müssen uns von innen heraus durch bewusstes Wollen gegen ihn wappnen und stählen.*)

Ich glaube deshalb nicht, dass der proletarische Klassenkampf der Sozialdemokratie schon allein imstande sein wird, alles, was innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung gegen den Alkoholismus erreicht werden kann, auch wirklich zu erreichen. Die stetige Zunahme im Verbrauche geistiger Getränke, die uns die Reichsstatistik zeigt, deutet nicht darauf hin, dass schon die Ausbreitung der Sozialdemokratie die Arbeiter veranlasse, immer weniger für Alkohol und immer mehr für die gesellschaftliche Befreiung auszugeben.

Mir will da die Auffassung, welche die Führer der sozialen Bewegung in England vertreten, viel richtiger erscheinen. Selbstverständlich geben auch diese unumwunden zu, dass gewisse soziale Missstände an der Einbürgerung des Alkoholismus einen grossen Anteil genommen haben.

„Wir glauben," schreiben zwei im Dienste der Arbeitersache ergraute Männer wie Ludow und Jones**), „dass, wenn ein Verzeichnis aller der Beschäftigungen gegeben werden könnte, in welchen Trunkenheit am meisten vorherrschend ist, man finden würde, dass sie alle die umfassen, welche die ungesundesten und erschöpfendsten sind, und dass sie sich in bedeutendstem Masse auf solche beschränken würde.... Das Vorherrschen von Trunkenheit in solchen Fällen verlangt also hauptsächlich die Anwendung sanitätlicher Massregeln und eine Verringerung der Arbeitsstunden — mit anderen Worten eine weitere Entwicklung der Schutz gewährenden Gesetzgebung."

Aber, und nun wird ein Ton angeschlagen, der leider aus unserer politischen Arbeiterpresse kaum je zu vernehmen ist; „das sei ferne von uns, dass wir durch etwas von dem Gesagten die moralische Verantwortlichkeit des Arbeiters in irgend einer Weise vermindern wollen, dass wir ihn zu dem Glauben verführen wollen, dass, weil viele Ursachen der Unmässigkeit förderlich sein können, er deshalb nicht verantwortlich sein soll; dass, mit einem Wort, Versuchung die Sünde übertünchen kann. Der Mann ist kein Mann, wenn er nicht weiss zu kämpfen gegen das Laster, mag er ausserhalb oder innerhalb desselben stehen. Wenn alles Gewicht äusserlichen Einflüssen zugeschrieben wird, so ist es doch die Schwäche, wenn nicht die Verderbtheit des

*) Vgl. die treffenden Ausführungen von Gruber, Braun's Archiv f. soz. Gesetzgebung u. Statistik, I. S. 307.

**) a. a. O. S. 179.

Willens in dem Manne selbst, welcher der Versuchung nachgiebt; der willigste Sklave des Schankwirtes, mit welchem Ausdruck wir das gewerbsmässige Trinken bezeichnen, kann seine Fesseln brechen, wenn er entschlossen ist, lieber Hunger zu leiden, als sich selbst herabzuwürdigen.“ *)

Ich muss hervorheben, nicht ein Prediger der besitzenden Klassen, sondern ein Arbeiterführer, der selbst Arbeiter gewesen ist, führt diese fast hart erscheinende Sprache.

Die Truppen für die in England so mächtig angeschwollene Mässigkeitsbewegung sind in der That zum grössten Teile von der Arbeiterklasse gestellt worden. Die Leiter der politischen wie der wirtschaftlichen Arbeiterbewegung sind zumeist vollkommene Abstinenzler und versäumen keine Gelegenheit, ihren Genossen Mässigkeit oder Abstinenz einzuschärfen. Bei Massen-Strikes wird durch Anweisung auf Nahrungsmittel meist dafür gesorgt, dass die Unterstützungen nicht vertrunken werden können. Charakteristisch für die Haltung der fortgeschrittensten englischen Arbeiter in der Mässigkeitsfrage ist ein Manifest **), mit welchem im Jahre 1893 von ihnen die sogenannte Local Veto Bill des liberalen Kabinetes vertheidigt wurde. In dieser Kundgebung wird geradezu jeder, der dem Entwurf nicht zustimmt, als Feind der arbeitenden Klassen behandelt. „Die Gegner der Veto Bill behaupten, dass es ihnen vor allem darauf ankomme, die Freiheit der arbeitenden Klassen zu schützen. Das ist eine betrügerische Versicherung. Die Freiheit, welche die meisten von ihnen thatsächlich aufrecht erhalten wollen, ist die Freiheit der privilegierten Monopolisten, die arbeitenden Klassen auszubeuten und diesen ihr Geld auf feine und unmerkliche Weise auszuziehen und auszusaugen.“ Die Unterzeichner, unter denen die besten Namen der englischen Gewerkschaftswelt zu finden sind, bitten eindringlichst jeden Arbeiter und jeden wahren und ernsten Freund der arbeitenden Klassen in dem Lande, ihre warme und energische Unterstützung der Bill zu gewähren.

Bei diesen Local Veto oder Local Control Bills handelt es sich aber darum, einer Zweidrittel-Majorität der Wähler für einen bestimmten Distrikt das Recht zu verleihen, die weitere Gewährung von Konzessionen für Schankstätten einzustellen, die bestehenden Konzessionen auf den vierten Teil einzuschränken und Sonntags alle Schankstätten überhaupt zu schliessen.

Diese alkoholfeindliche Haltung der englischen Arbeiter hat sich nicht von selbst aus der Arbeiterbewegung ergeben, sondern ist als das Ergebnis der Mässigkeitsbestrebungen anzusehen. Bei gut und schlecht bezahlten Arbeitern war ursprünglich auch in England der Trunk äusserst beliebt, und die ersten Phasen der Arbeiterbewegung haben die Neigungen zum Genusse geistiger Getränke eher gefördert als eingeschränkt.

In dem Gewerkverein der Kattundrucker von Glasgow, einem der stärksten und vollkommensten der älteren Zeit, bestand der Brauch, von jedem neuen Lehrling ein Einstandsgeld von 7 Guineen zu verlangen. Dieses Geld wurde von den in der Fabrik arbeitenden Leuten sofort vertrunken. Der Unternehmer setzte sich hierbei an das oberste

*) a. a. O. S. 184.
**) Alliance Campaigne Budget, May 1895. S. 20.

Ende des Tisches und niemand that irgend eine Arbeit, bis die Summe verthan war.*) In den Abrechnungen aus früherer Zeit sind stets sehr grosse Posten für Bier aufgeführt. Die Exekutivkomités der Gewerkschaft führten förmliche Kriege um die Getränkevergünstigung. In den Statuten waren ausdrückliche Bestimmungen enthalten über die Verabreichung von Erfrischungen an die Beamten und Mitglieder bei allen Zusammenkünften. Die Satzungen des Londoner Vereins der Wollsortierer bestimmten (1813), dass der Präsident mit Getränken nach seiner eigenen Wahl (ausgenommen Wein) versehen werden soll.

Der Unterstützungsverein der Eisenformer schrieb (1809) vor, dass der Ordner das Bier in der Versammlung unparteiisch verteilen, und dass es den Mitgliedern verboten sein soll, ausser der Runde zu trinken, „ausgenommen die Beamten am Tisch, oder Mitglieder, die gerade erst in die Stadt gekommen."

Noch 1837 verfügte der Verein der Dampfmaschinenarbeiter ausdrücklich, dass ein Drittel der wöchentlichen Beiträge zur Erfrischung der Mitglieder verwendet werden solle. Diese Vorschrift wurde 1846 beseitigt. In demselben Jahre verboten die Delegierten der Eisenformer das Trinken und Rauchen während der Sitzungen. An die Stelle der Bewilligung von Bier trat auf den Sektionsversammlungen ein Aquivalent in Geld. „Wir glauben," führten die Delegirten in ihrer Ansprache an die Mitglieder aus, „dass die Arbeiten des Vereines weit besser besorgt werden würden, wenn es keine Getränkebewilligung mehr gäbe. Unterbrechungen, Konfusion, Szenen von Gewaltthätigkeit und Unordnung sind oftmals die charakteristischen Merkmale von Versammlungen, wo Ordnung, Ruhe und Unparteilichkeit vorherrschen sollen."

Im Jahre 1850 richtete ein vom Gewerkverein der Hartglasarbeiter in Birmingham gegründetes Monatsblatt bereits folgende Mahnung an seine Leser: „Wenn Ihr nicht bleiben wollt, wo Ihr seid, und noch mehr Druck erleiden, so raten wir Euch Wissen zu erwerben, denn indem Ihr solches erlangt, erlangt Ihr Macht. — — — Nehmt unseren dringenden Rat an und bildet Euch. Verschafft Euch Wissen statt Alkohol — es ist süsser und sein Genuss dauernder."

Um das Jahr 1860 hatten die meisten grösseren Vereine die Trinkvergünstigung abgeschafft. Einige begannen jeden Konsum von Getränken während der Geschäftssitzungen zu verbieten. Dies konnte erst dann allgemeiner durchgeführt werden, als man bereits eigene Lokalitäten für die Zusammenkünfte gemietet hatte. Solange die Vereine keine eigenen Räume besassen, waren sie eben auf die von Schankwirten zur Verfügung gestellten Vereinszimmer angewiesen und mussten fleissig trinken, wenn sie solche erhalten wollten. Schon 1850 berichteten die Eisenformer, dass sich einige Wirte weigerten, ihnen noch Versammlungslokale zu gewähren, da sie wegen der Zunahme der Temperenzler an ihnen zu wenig verdienten. **)

Noch heute wird in einzelnen Vereinen gegen Trunkenbolde eine weitgehende Toleranz an den Tag gelegt. So wird z. B. mancher, der wegen Trunkenheit arbeitslos geworden ist, vom Vereine unterstützt, trotzdem nach den Statuten in solchen Fällen keine Unterstützung

*) Sidney and Beatrice Webb, The history of Trade Unionisme. London 1894. S. 67.
**) a. a. O. S. 185.

gewährt werden soll. „Nichts setzt den der Mittelklasse angehörenden Forscher," bemerken Herr und Frau Sidney Webb, „mehr in Erstaunen, als die gutmütige Duldung, mit der ein Gewerkverein Jahr für Jahr Beamte, die als hoffnungslose Trinker bekannt sind, wieder zu wählen pflegt."*) Dies trifft indess nur mehr für die jüngeren Vereine zu. Eine stetig wachsende Anzahl der Beamten der Vereine, die schon längere Zeit bestehen, sind strenge Nichttrinker und lehnen selbst auf die Gefahr hin, an Popularität einzubüssen, alle Bethätigung an Trinkgelagen von Vereinsmitgliedern standhaft ab.

Es besteht ferner auch heute noch unter einem Teile der Arbeiter eine gewisse Opposition gegen die starke Betonung der Mässigkeitssache durch die angesehensten Führer. Die Trunksucht sei nur eine Folge der Notlage der arbeitenden Klassen, heisst es; die Bekämpfung der Trunksucht könne innerhalb der bestehenden Zustände auch nichts zur Hebung der Arbeiter beitragen. Würden die Arbeiter allgemein auf geistige Getränke verzichten, so würde der Lohn nur entsprechend fallen. Wenn die Temperenzler unter den Arbeitern noch die alten Löhne behaupteten, so sei dies nur deshalb möglich, weil sie noch nicht die Mehrheit der Arbeiterklasse darstellten. Jeder weitere Fortschritt der Mässigkeitsbewegung werde auch die wirtschaftlichen Vorteile für ihre Anhänger vermindern. Der mässige Arbeiter sei arbeitsamer, liefere also mehr Arbeit und drücke so ebenfalls die Löhne herab. Die mässigsten Völker, wie Spanier, Italiener, Indier u. s. w. wiesen auch den niedrigsten Stand der Löhne auf.**)

Es fällt nicht schwer, diese Einwürfe zu entkräften. Sie gehen zum Teil von dem sogenannten ehernen Lohngesetze aus, von der Annahme, der Lohn lasse sich über die Kosten des notwendigen Lebensunterhaltes hinaus nicht erhöhen. Bekanntlich hat die deutsche Sozialdemokratie, welche unter dem Einflusse von Ferdinand Lassalle diese Anschauung aufgenommen hatte, in dem Erfurter Programm von 1891 sich von ihr befreit. Schon in Halle 1890 hatte Wilhelm Liebknecht in seiner Rede über das Programm der Partei erklärt: „Ein ehernes Lohngesetz, das mussten wir uns schon in Gotha sagen, existiert thatsächlich nicht .... Wenn es ein ehernes Lohngesetz gäbe, wenn der Lohn auf das absolute Minimum herabgedrückt werden könnte, dann wäre es ja nicht möglich, dass in einem und demselben Lande, in einer und derselben Branche ganz verschiedene Lohnzustände wären."

Aber selbst wenn man zugeben wollte, dass der Arbeitslohn immer nur mit der Lebenshaltung übereinstimmen könne, so würde sich aus der Verbeitung der Mässigkeit unter den Arbeitern noch nicht eine Lohnverminderung ergeben. Es ist doch eine handgreifliche Unwahrheit, wenn eine Einschränkung oder vollständige Enthaltsamkeit im Genusse geistiger Getränke als eine Herabdrückung der Lebenshaltung der Arbeiter hingestellt wird. Es handelt sich hier gar nicht um eine Verminderung der Ausgaben für den Lebensunterhalt, sondern nur um eine Änderung in der Zwecksbestimmung des Aufwandes. Wer weniger für Bier und Branntwein ausgiebt, giebt mehr für Fleisch, für Wohnung, für Kleidung, für Lektüre u. dgl. aus. Der mässige

*) a. a. O. S. 454.

**) H. Russell Smart, Socialism and Dink. Manchester. o. J.

Arbeiter pflegt nicht weniger sondern mehr Ansprüche an das Leben zu stellen. Er begnügt sich nicht mit der schmutzigen, elenden Wohnung, dem schlechten Essen, der verwahrlosten Kleidung des Trinkers. Und wenn er selbst nicht mehr konsumiert, sondern spart, wenn er Einzahlungen in Unterstützungskassen leistet, so gewinnt er dadurch einen wertvollen Rückhalt in allen Lebenslagen, einen Rückhalt, der ganz gewiss nicht zur Schwächung seiner Stellung gegenüber seinem Arbeitgeber führt. Er wird so nicht nur die errungene Lohnhöhe festhalten, sondern sie vielleicht noch zu steigern wissen. Der mässige Arbeiter nimmt an dem öffentlichen und geistigen Leben der Zeit einen innigeren Anteil. Das lebhaftere Interesse lässt den Wunsch nach grösserer Musse für geistige Bethätigung erwachsen, nach Verkürzung der Arbeitszeit. Wenn der mässige Arbeiter mehr leistet, so wird die höhere Leistung doch zu einer Verminderung der Arbeitsstunden führen.

Auch gegen die Konsumvereine wurde einst der Vorwurf geschleudert, sie würden die Löhne herabdrücken. Heute weiss jeder, der sich mit den Wirkungen der englischen Genossenschaftsbewegung befasst hat, dass genau das Gegenteil eingetreten ist. Der Konsumverein hat eine aufsteigende Entwicklung der Lebenshaltung begünstigt und dadurch eher die Löhne gehoben als gedrückt.

Der Professor der Hygiene an der Wiener Universität, Max Gruber, hat einmal gesagt, der Alkohol bilde eines der Fundamente der heutigen sozialen Zustände; ohne ihn wären sie für den leidenden Teil schon längst unerträglich geworden. Wenn aus keinem anderen Grunde, so müssten aber die Arbeiter, die eine aufsteigende Bewegung ihrer Klasse anstreben, den Alkohol schon wegen dieser sozialkonservativen Wirkung bekämpfen.

Ich komme zum Schlusse: Ich glaube nicht gerade, dass die arbeitenden Klassen im allgemeinen in höherem Masse als andere Schichten der Gesellschaft dem Trunke ergeben sind. Sofern besondere Ausschreitungen in ihren Reihen vorkommen, lassen sie sich jedenfalls eher entschuldigen als in bürgerlichen Kreisen, zum Teile sind sie sogar das Produkt ganz bestimmter sozialer Missstände.

Wenn ich trotzdem der Mässigkeitssache eine ausserordentliche Bedeutung für das Wohl der Arbeiterschaft beilege, so geschieht es deshalb, weil hier bei den knappen Einkommensverhältnissen dem Trunke nur gefröhnt werden kann auf Kosten weit wichtigerer Lebensaufgaben, namentlich auf Kosten einer ausreichenden Ernährung, auf Kosten der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung.

Wie die Verhältnisse aber einmal bei uns liegen, setze ich noch keine besonderen Hoffnungen auf einen unmittelbaren Appell an die arbeitenden Klassen, sich der Mässigkeitsbewegung anzuschliessen, wenigstens nicht auf einen Appell, der von Angehörigen der besitzenden oder gebildeten Schichten ausgeht. Diese dürften dem grössten Misstrauen begegnen. Wahrscheinlich würde ihnen der Argwohn entgegentreten, es handele sich nur darum, die Aufmerksamkeit der arbeitenden Klassen von ihren politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen abzulenken, beziehungsweise den einheitlichen Charakter der proletarischen Bewegung zu zerstören.

„Fangt mit der Entsagung lieber bei Euch selbst an," würde es

heissen, und dem Mässigkeitsapostel würden wahrscheinlich die viel zitierten Heine'schen Verse an den Kopf fliegen:

> Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
> Ich kenne auch die Verfasser;
> Ich weiss, sie trinken heimlich Wein
> Und predigen öffentlich Wasser.

Nur unter zwei Voraussetzungen gelingt es vielleicht, unsere Arbeiter für die Mässigkeitssache zu erwärmen.

Erstens müssen die Freunde der Mässigkeitsbestrebungen mit unerbittlicher Strenge alle Trinkunsitten, so schimmernd immer das Gewand sein mag, in das sie sich hüllen, aus den Kreisen der gebildeten Welt zu verbannen suchen. Sie müssen sich immer und überall auf das Entschiedenste dagegen verwahren, dass reichliches und überreichliches Trinken nicht nur nicht anstössig sei, sondern sogar zu den Tugenden eines echten und rechten deutschen Patrioten gehöre. Gelingt es erst einmal, die öffentliche Meinung in den oberen Gesellschaftsklassen zu einer wirksamen Ächtung aller Trunkunsitten zu bestimmen, dann wird schon von selbst auch in den mittleren und niederen Schichten der Bevölkerung eine kritischere Stellung gegenüber den geistigen Getränken eingenommen werden.

Das scheint mir die erste und dringlichste Aufgabe zu sein.

In zweiter Linie müssen die Anhänger der Mässigkeitsbewegung aber gegen alle sozialen Missstände, gegen das soziale Elend, das dem Alkoholismus einen so fruchtbaren Nährboden darbietet, mit rastlosem Eifer ankämpfen.

Geschieht dies, so werden die Arbeiter gewiss allmählich Vertrauen fassen. Es ist dann vielleicht der Mässigkeitsbewegung beschieden, ein ihre nächsten Absichten noch weit überstrahlendes Ziel erreichen zu helfen: die Wiedervereinigung der einander entfremdeten Schichten des deutschen Volkes, die Wiederherstellung der Einheit der nationalen Kultur, der Einheit des vaterländischen und sittlichen Empfindens.



PENSION FRATELLI.

EIN KURZER ROMAN

VON

FELIX HOLLAENDER.

I.

Ich war damals ein blutjunger Bursche, hatte eben meine Matura bestanden, als ich die kleine Kreisstadt verliess, deren niedrige Häuser mit ihren grünen Fensterläden und schmucken Gärtchen so behaglich in die Welt blicken. Schwer trennte ich mich von der kleinen Stadt, der ich meine erste Bildung dankte — — aber noch schwerer wurde mir der Abschied von unserem alten, lieben Familiengute, das etwa zwei Stunden von der Kreisstadt entfernt war. Und doch, wie freudig folgte ich meinen guten Eltern, welche wünschten, dass ich die Enge unserer Verhältnisse mit dem treibenden Leben der Reichshauptstadt vertauschte und dort meinen Studien mich hingäbe. Wie freudig folgte ich ihnen, besass ich doch die ganze Siegessicherheit einer goldenen Jugend, hing ich doch allen jenen lockenden Träumen nach, die man nur einmal in seinem Leben träumt. Mir schien es, als könnte ich die ganze Welt umfassen, mich dünkte die ganze Erde bis in das letzte Winkelchen von Sonnengold umsäumt. Ich war so hell und rein gestimmt, wie man es eben nur im Glanze der Jugend ist. Noch weiss ich, wie mein Vater mich bei Seite nahm, seinen Arm still in den meinen schob und eine gute Weile neben mir herschritt zwischen Pappeln und Ebereschen. Ich sog den schweren Duft der Eschen ein und drückte in einem unbeschreiblichen Wonnegefühl den Arm des Vaters, der mir im Grunde immer mehr Kamerad als Erzieher gewesen war.

„Hör mal" — sagte mein Vater plötzlich und etwas leiser, als es sonst seine Art war, — „halte Dich und hüte Dich vor Verbindlichkeiten. Mehr sage ich Dir nicht. Du weisst, ich habe Vertrauen zu Dir."

Bei seinen letzten Worten kam die Mutter auf uns zu, und der Vater entfernte sich rasch. Vielleicht mochte er aufsteigende Rührung vor uns verbergen. Ganz anders die Mutter. In ihren Augen glänzten Thränen, sie schluchzte leise, und ihr schlanker, mädchenhafter Körper bebte vor innerer Erregung. Ich wurde auf einmal unendlich traurig. Und jäher noch als zuvor durchzuckte mich der Abschiedsschmerz. Ich sah es ihr an, dass sie reden wollte, und ich sah, wie sie in rührender Hilflosigkeit nicht Worte fand. Plötzlich schlang sie ihre weissen Arme um meinen Hals und küsste mich.

„Mein goldener Junge!" — das war das Einzige, was sie hervorbrachte. Dann schritten wir lange stumm nebeneinander, bis der Kutscher, der suchend

durch die Alleen schritt — uns bemerkte und respektvoll grüssend meldete, dass der Wagen bereit stünde.

Noch ein letztes Umarmen, noch ein letztes Winken mit wehenden Tüchern — und der Wagen fuhr davon, um mich zur Bahn zu bringen dem neuen Leben entgegen.

Dem neuen Leben! So deutlich erinnere ich mich der ersten Eindrücke, die dieses brausende Dasein, der Lärm der Strasse, das Gewoge der Menschen, die einander stiessen und drängten, in mir schuf.

Scheu, in gedrückter Stimmung zog ich meinen Weg, voll Sehnsucht nach der Stille der Heimat, dem umfriedeten Heim meiner Lieben. Und vielleicht hätte ich wirklich mein Bündel geschnürt und wäre in eine süddeutsche kleine Universität gezogen, wenn nicht das Haus, in dem ich Aufnahme gefunden, besondere Anziehung auf mich ausgeübt hätte.

Ich hatte mehrere Tage bei Freunden meiner Eltern logirt, bis ich auf der Suche nach passendem Quartier im Nordwesten der grossen Stadt angelangt war und auf einem kleinen Porzellanschilde, das an einem vornehmen Hause angebracht war, die Worte las: Pensionat der Frau Fratelli für In- und Ausländer. In einem raschen Entschlusse stieg ich die drei Treppen empor, schellte, dass der Klang der Glocke durch das ganze Haus drang und schritt durch einen langen, freundlich hellen Korridor in das Empfangszimmer.

Nach einer kleinen Weile trat eine alte Dame mit schneeweissen Haaren, aber auffallend jungen Augen mir entgegen, um in wohlthuend freundlicher Art nach Wunsch und Begehr sich umzuthun. Sie sah mich forschend an, führte mich schweigend in zwei Zimmer, die Licht und Sonne hatten — und nach wenigen Minuten waren wir einig.

Schon am nämlichen Tage speiste ich in dem Hause. Das Esszimmer war ein schmaler Raum, dessen Wände nach pompejanischer Stilart terrakottenfarbig mit hüpfenden Gestalten bemalt waren. Im Hintergrunde stand ein schwarzes Büffet zwischen zwei mächtigen ebenfalls schwarzen Schränken, die ich ihrer seltsam geschweiften Form wegen im ersten Augenblick für Orgeln gehalten hatte. Rings um die Tafel waren hohe Lutherstühle mit geprägtem Leder überzogen, aufgestellt. Die Fenster waren mit schweren Potièren verhängt, so dass nur ein gedämpftes Licht hereindrang.

Niemals in meinem Leben hat das Aeussere eines Zimmers so stark auf mich gewirkt, wie dieser schmale Raum.

Ich war an diesem Tage als erster in den engen Saal getreten und liess die Stimmung des Raumes auf mich wirken. Und während ich in mich hineinträumte und in allerlei Gedanken versunken hinter die Portière trat und über das kleine Wasser blickte, das unter der Kronprinzenbrücke so träge dahinfliesst, hatte sich die Thür geöffnet. — Eine erregte Stimme drang an mein Ohr und störte mich aus meiner Ruhe auf.

Unwillkürlich horchte ich. Aber befreit athmete ich auf, als ich merkte, dass das Gespräch in einem mir fremden Idiom geführt wurde. Von der einen Seite, das erkannte ich aus dem Klange der etwas spröden Stimme, mussten harte, strenge Worte gefallen sein, sich förmlich überstürzend, als sollte dem, an welchen sie gerichtet waren, kein auch noch so flüchtiger Augenblick zur Vertheidigung gegönnt werden.

Endlich machte die Scheltende eine kleine Pause — vielleicht um sich für einen neuen Angriff ein wenig auszuruhen — — und in diesem Moment hörte ich deutlich ein leises, unsagbar feines Schluchzen, aus dem ich, wiewohl ich mich nicht rührte, sofort entnahm, dass auch der gescholtene Teil ein weibliches Wesen sein musste. Und gleich darauf eine Stimme, deren Tonfall ich nie — nein nie vergessen werde.

Jetzt wurde die Thür von neuem geöffnet, andere Pensionäre traten ein Gespräch der beiden verstummte.

gewissen Beklemmung verliess ich mein Versteck. Aber Frau sofort bemerkte, trat mit freundlicher Miene auf mich zu seiner Scheu. Oben an der Spitze der Tafel sass Herr

Fratelli, ein alter Herr von kleiner Statur mit schneeweissem Haupthaar und eben solchem Schnurrbart, der dicht und struppig ihm herunterhing. Er hatte kluge und gute Augen. Zu ihm führte mich Frau Fratelli zuerst und stellte mich vor. Er nickte mir freundlich zu und drückte mir verbindlich die Hand. Dann ging es weiter, um mich den Hausgenossen zu präsentiren. Beständig verbeugte ich mich, ohne etwas zu sehen oder zu hören. Nur bei ein paar Personen hatte ich ein deutliches Bewusstsein. Als sie den Namen Frau Statháki und Fräulein Penelope Statháki nannte, blickte ich interessirt empor, und mit meiner Verlegenheit war es plötzlich vorbei. Unzweifelhaft waren es die, welche ich belauscht hatte. Frau Statháki trug ein Kleid von glanzlosem schwarzen Tuch, das prall und scharf ihre knöcherne Gestalt umschloss. Sie hatte eine breite, stumpfe Nase und aufgeworfene Lippen, braunes, dünnes Haar, nonnenartig gescheitelt. Ihre dunklen Augen waren stechend und unstät — es waren die Augen eines Geiers — kalt, seelenlos und von wilder Gier.

Mich überkam ein Frösteln, da ich in diese Züge sah, ja ich fühlte, so sehr ich mich deswegen schalt, wie eine bange Furcht sich bleiern in meine Glieder senkte. Und dieser Eindruck mochte sich seltsam verstärken, als ich mich jäh zu Penelope Statháki wandte, die ihrer Mutter auch nicht im leisesten Zuge glich.

Diese Penelope Statháki vermag ich kaum zu schildern. Ja ich weiss, dass ich in der Folgezeit mir beständig die Frage vorlegte, wie sieht sie eigentlich aus — und dass ich mir niemals darauf zu antworten vermochte.

Sie hatte eines jener problematischen Gesichter, die sich fortwährend wandeln — in dieser Sekunde von einem Lächeln belebt, wie sonniger Frühling erscheinen, um unmittelbar darauf von so schwermütigem Ernst durchdrungen zu sein, dass man vor einem unlösbaren Rätsel zu stehen meint. Ihre Augen konnten einen wunderbaren Glanz ausströmen — und wollte man diesen Blick festhalten, so schienen sie von ungefähr zu Eis erstarrt, kalt und erloschen — im Moment von einer Klarheit, dass man durch sie bis in den Grund einer festlich hellen Seele blicken zu können wähnte — und eine flüchtige Sekunde später umflort und wie durch Schleier verhüllt.

Ich konnte übrigens damals, als ich sie nur einen Augenblick, wenn auch durchdringend ansah, all das kaum feststellen, aber ich hatte doch auf der Stelle das unverlöschliche Gefühl, dass diese Penelope Statháki nicht spurlos an mir vorübergehen würde.

Frau Fratelli führte mich unterdessen weiter und stellte mich unter anderen einem gewissen Alexander Lambert, einem amerikanischen Pianisten vor, einem auffallend hässlichen Menschen, auf dessen länglich dürrem Gesicht die habsburgische Mundpartie nicht gerade verschönernd wirkte. Er war lang aufgeschossen und von unproportionirtem Körperbau. Ja, dieser lange Bursche machte mit seiner dichten, schwarzen Haarmähne, seinen hohen, emporgezogenen Schultern, den schlotternden Beinen, einen komischen, fast rührend hilflosen Eindruck. Und dennoch hatte er etwas, das den Beobachter mit dem fatalen Witze, den die Natur durch seine Erscheinung sich gemacht hatte, auszusöhnen vermochte.

Sie fragen, was das gewesen sein kann?

Es war mit einem Worte der leuchtende Glanz seiner grauen Augen, aus denen ein heiliges Feuer brannte.

Diesen Alexander Lambert, der übrigens ein aus Polen gebürtiger Jude war, hatte in seinem Leben bisher nur eines beherrscht: die ihn erfüllende Liebe zu seiner Kunst.

Er war auf einer Konzertreise durch Deutschland begriffen und hatte in Berlin Aufenthalt genommen.

Alsdann wurde ich durch Frau Fratelli einem Manne vorgestellt, der zu der Erscheinung des Alexander Lambert einen frappanten Gegensatz bot. Man nannte ihn schlechtweg Herr Karsten. Er war mittelgross und gehörte nicht mehr zu den Jungen. Seine Gestalt war leise gebeugt. Seine scharfen

jungen Menschen, der sorglos lebt und zum ersten Male von einer Leidenschaft geschüttelt wird . . .

Wie alt mochte sie sein, diese Penelope? fragte ich mich.

Sie konnte das achtzehnte Jahr kaum erreicht haben, und ich stand im einundzwanzigsten. O, Gott! was ich an diese Zahlen damals für Pläne und Entwürfe kettete. Plötzlich fiel mir Alexander Lambert ein, und unsinnige Wut übermannte mich . . . .

Dieser Klaviertiger und Penelope! . . . Aber deutlich erinnerte ich mich an die besondere Höflichkeit, die Frau Stathâki dem Pianisten hatte zu Teil werden lassen.

Ich lachte herb auf.

Dieser hässliche Bursche, der obendrein Jude war, und so ein junges, wundervolles Frühlingsgeschöpf . . . . . Nein, nimmermehr!

Und nach Ausschluss einer solchen Möglichkeit schämte ich mich meiner germanischen Gefühle.

Ein kalter Nordwind vertrieb mich bald vom Balkon. Ich schloss die Thür, um mich in das Lesezimmer zu begeben und im „Journal amusant“ oder den „Fliegenden“ Zerstreuung zu suchen.

Im Pensionat Fratelli herrschte der Luxus eines Hotels. Es gab ein Lesezimmer, einen Spielraum und einen Musiksaal.

Als ich in den Korridor trat, tönten mir aus dem Musiksaal ganz eigenartige Melodien entgegen. Ich änderte meinen Plan und schlich leise hinein.

Alexander Lambert hörte mich nicht, sodass ich unbemerkt mich in einem Winkel bergen konnte.

Sackerment noch einmal, wie sah der Bursche aus! Wie ein Trunkener beugte er sich hochroten Gesichts über das Instrument, während seine knöchernen Finger in rasenden Tempis dahinsausten.

Zuerst dachte ich, der Mensch will sich interessant machen. Man kennt das. Nichts als Pose!

Aber dann sah ich in seine Augen und schauerte ordentlich zusammen. Als wenn die Pupillen zerfliessen wollten. Und so angsterfüllt blickten diese Augen.

Er spielte Variationen über polnische Weisen.

Ich unterschied im Grunde nichts. Aber dennoch empfand ich die Töne und zwar in eigenthümlichem Zusammenhange mit dem Spieler.

Ich wollte mich wieder davon machen, ich dachte, es müsste ihm peinlich sein, jetzt einen Menschen zu sehen, der seinen Confessions gelauscht hatte. Denn Confessions waren das.

Er schloss jedoch ganz unvermittelt den Flügel und stützte die Ellenbogen auf das schwarze Holz, um vor sich hinzugrübeln.

Ich hörte, wie seine Brust arbeitete, ich hörte ein Stöhnen, das sich ihm entrang.

Nun wagte ich nicht, mich von der Stelle zu rühren.

Da drehte er sich plötzlich um, erhob sich von seinem Sessel und trat auf mich zu. Und indem er sich die Haare zurückstrich, fragte er, ob er sich neben mich setzen dürfte.

Ich war von dieser Bescheidenheit ordentlich betroffen.

„Gewiss . . . . gewiss! . . .“ stammelte ich rasch.

„Lieben Sie die Musik?“ — fragte er mich nach einer Weile.

„Ja!“ entgegnete ich, und mit einem gewissen Selbstbewusstsein fügte ich hinzu, — „ich glaube sogar nicht schlecht geschult zu sein, denn im Hause meiner Eltern wurde viel und gut musizirt.“

„So . . . . so!“ antwortete er zerstreut.

Und nach einer Pause, als fiele ihm erst ein, was er mich gefragt, sagte er langsam, fast zusammenhanglos und mehr für sich: — „Denn das ist doch unzweifelhaft, dass die Musik, wie keine zweite Kunst die Skala allen Empfindens wiederzugeben vermag, von der Nüchternheit bis zur höchsten Leiden-

schaft, von der widerwärtigsten Koketterie bis zur tiefsten Schwermut. Finden Sie nicht auch?"

Ich sagte, dass mir diese Anschauung ganz geläufig sei und nicht sonderlich originell vorkomme.

Bei diesen anmassenden Worten wurde seine Miene fast demütig. Und er lächelte verlegen.

„Gewiss — — ganz sicher haben Sie recht, mein Herr, nur mit einem Unterschiede . . . . einem kleinen Unterschiede. Glauben Sie mir —" fuhr er heftig fort, — „für Leute, die alles aus sich selbst heraus werden müssen, sind Ideen, zu denen sie durch eigenes Empfinden kommen, auch dann noch werthvoll, wenn sie für die Anderen längst überwundene Trivialitäten sind." —

Der Ton, in welchem er diese Worte hervorstiess, reizte mich. Dazu kam der Stachel, dass ich in ihm einen Rivalen zu sehen glaubte!

So erwiderte ich denn in etwas boshaftem Jargon und in dem Gefühle akademischer Ueberlegenheit: „Das Traurige dabei ist nur, dass Autodidakten dieses Schlages sich geärgert fühlen, wenn ihre Weisheit Anderen nicht gerade imponirt." —

Er sah mich mit einem sonderbaren Ausdruck an, während er die Augen ein wenig zusammenkniff.

In diesem Augenblick kam ich mir sehr, sehr grün vor. Aber bevor ich noch irgend etwas zu meiner Rechtfertigung hervorzubringen vermochte, öffnete sich die Thür und Penelope Stathàki trat ein.

Wir zuckten beide zusammen.

„Ah! — sagte sie — Verzeihung, wenn ich störe."

Erst als wir ihr das Gegentheil versichert hatten, trat sie zögernd näher, reichte uns beiden ohne Scheu die Hand und nahm uns gegenüber Platz, in der rechten Hand eine kleine Rolle drehend.

„Nämlich, Alexander" — begann sie, sich an Lambert wendend — „ich hatte Sie in meinem Zimmer spielen hören und wollte Sie eigentlich bitten, mir ein Lied zu begleiten."

Er wollte sofort ans Instrument, sie aber hielt ihn zurück.

„Sie wissen ja gar nicht, ob wir nicht Herrn von Korff stören."

Ein verächtliches Lächeln huschte um seine Lippen, ein Lächeln, das mich geradezu in Wut versetzte.

„Herr von Korff ist ja kein Kannibale", sagte er.

Ich warf ihm einen scharfen Blick zu und wandte mich an das Fräulein.

„Wenn Sie gestatten, dass ich zuhören darf, wäre ich Ihnen dankbar, im anderen Falle verlasse ich natürlich auf der Stelle den Saal."

Sie nickte mir anmutig zu und an Alexander Lambert sich wendend:

„Nicht wahr, es ist Ihnen recht?"

Der Pole verbeugte sich stumm und öffnete den Flügel.

Sie sang Lieder von Brahms und ein griechisches Volkslied. Ihre Stimme war sehr, sehr klein, jedoch von silberreinem Klange.

Ich lauschte selbstvergessen. Ich habe später in meinem Leben die grössten Sängerinnen gehört — keine hat auf mich so gewirkt, wie die Stimme der Penelope Stathàki. In ihrem Gesang lag ihre reine Seele. Keine andere Formel finde ich für die Art ihrer Kunst.

Sie sang aber leise und gedämpft, und wenn ich so sagen darf, mit schluchzenden Untertönen, die mehr hingehaucht als gesungen schienen. Wie Frühlingshauch, der die Blüten junger Blätter fächelt und einem das Herz bewegt, so wirkten manche Töne. Als sie nun gar das Volkslied aus ihrer Heimat vortrug, da erfüllte mich eine mir bisher fremde Wehmut.

Inmitten dieser rein geniessenden Stimmung kam mir plötzlich ein peinigender Gedanke. So kann man nur singen, sagte mir eine innere Stimme, wenn man mit voller Hingebung liebt.

Sie hatte nun aufgehört, und wir waren still und wagten kaum zu athmen.

Nun schreckten wir ordentlich zusammen, als die Thür geräuschvoll geöffnet wurde und das Hausmädchen, ein Hamburger Häubchen auf dem wohl-

frisirten Kopf, eintrat. Sie ging, ohne von uns Notiz zu nehmen, direkt auf Fräulein Stathåki zu.

„Herr Karsten lässt bitten," wandte sie sich an das Fräulein — „nicht mehr zu singen." —

Ich sah Penelope bei diesen Worten um einen Schatten bleicher werden, und ich hörte, wie ihre Stimme zitterte, als sie leise erwiderte:

„Bitte, bestellen Sie Herrn Karsten, dass ich bereits aufgehört hätte, und dass ich nicht gesungen haben würde, wenn mir sein Wunsch bekannt gewesen wäre."

Das Mädchen nickte und verliess schweigend den Saal.

Alexander Lambert wollte aufbrausen, aber mit einem einzigen Blick brachte sie ihn zur Ruhe.

„Sie wissen, dass er krank ist," sagte sie kurz und bestimmt. — „Auch mich", fügte sie leiser hinzu — „würde in solchem Falle die Musik nur stören."

Sie wurde plötzlich dunkelrot, nickte uns hastig zu und entfernte sich rasch.

Ganz verdutzt blickte ich ihr nach, ich verstand sie einfach nicht.

„So ein unverschämter Patron!" — knirschte Alexander Lambert, und ich sah, wie er nur mühsam seinen Aerger bezwang. Auch er verliess bald darauf das Musikzimmer, während ich in Sinnen verloren — bewegungslos noch eine Weile verharrte.

II.

Mancherlei erfuhr ich allmählich. So wurde mir erzählt, dass ursprünglich der Vater des Fräulein Stathåki Frau und Tochter begleitet habe, bald jedoch einem typhösen Fieber zum Opfer gefallen sei. Der Vater des Fräuleins soll ein stiller und gedrückter Mann gewesen sein, der einen Handel mit Parfümerien und Kräutern in grossem Stile getrieben. Er hatte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an Penelope gehangen, die ein Kind aus erstem Ehebette war, während er zu seiner zweiten Frau in trübem Verhältnis gestanden. Er war ein Mann, wie mir ferner berichtet wurde, der neben seinem Gewerbe sich intensiv mit Geheimwissenschaften befasste und mit allen Cirkeln und Verbindungen in Europa auf das genaueste vertraut war. Gerade im Begriff zum Zweck mediumistischer Forschung nach Paris zu gehen, raffte ihn der Tod hinweg. Er liess Frau Stathåki und ihre Stieftochter in sehr drückenden und völlig ungeordneten Verhältnissen zurück, sodass diese beschloss, nicht nach Griechenland zurückzukehren, vielmehr die Stimme Penelopes in unserer Residenz ausbilden zu lassen, in dem Glauben, den Rest des kleinen Kapitals nicht besser anlegen zu können. Frau Stathåki lebte nun in einer erregten Spannung, das Studium der Tochter währte ihr zu lange, die Stimme war klein, und der Gesangmeister erklärte, man dürfe nicht ungeduldig werden, wenn die grossen Hoffnungen, die er auf die seltenen Koloratur-Anlagen setze, sich erfüllen sollten. Das Fräulein mochte etwa ein halbes Jahr seinen Studien obgelegen haben, als gleichzeitig mit Herrn Karsten der Pianist Lambert in der Pension Fratelli auftauchte. Was Karsten trieb, wusste eigentlich niemand. Er war ein schweigsamer Mensch, der kein Wort zu viel sprach. Lamberts Karten lagen hingegen für alle Menschen offen da. Er hatte die Absicht gehabt, nach Erledigung zweier Konzerte Berlin zu verlassen, jedoch plötzlich seinen Entschluss geändert; und aus dem ursprünglich auf wenige Tage berechneten Aufenthalt waren bereits so und so viele Monate geworden. Er verliess wohl mitunter Berlin, um in irgend einer grösseren Stadt Deutschlands zu konzertiren, richtete jedoch die Reisen stets so ein, dass er spätestens nach Verlauf von drei Tagen wieder in unsere Pension zurückkehrte, wo er die Vormittage vorzüglich damit zubrachte, mit dem Fräulein zu musiziren, oder besser gesagt zu üben. Frau Stathåkis berechnende Seele hatte den

grossen Vorteil, den Lambert ihr brachte, sofort erkannt und auszubeuten verstanden. Sie war zeitweise gegen den Pianisten, der übrigens ein grandioser Künstler war und überall bei uns in Deutschland Sensation machte, von ausgesuchter Liebenswürdigkeit. Von dem Momente an, wo sie merkte, dass Lambert ihrer Tochter ein mehr als flüchtiges Interesse zuwandte, wurde ihr Benehmen geradezu raffinirt. Doch das habe ich erst im Laufe der Zeit ergründen können, und später werde ich mancherlei darüber zu berichten haben. Wie Penelope sich gegen den Pianisten stellte, wurde mir nicht ganz klar. Aber soviel stand doch bei mir fest, dass sie ihm nichts weniger als Abneigung entgegenbrachte. Trotzdem gab ich die Partie keineswegs auf. Ich besass den grausamen Egoismus eines Liebenden und suchte ohne Mitleid alles hervor, was etwa für mich sprechen konnte. Ich war das einzige Kind reicher Eltern, besass einen alten Namen, der in der Welt einen guten Klang hatte — und vor allem, ich war ein eleganter, junger Bursche, mit allen Tricks meines Standes erzogen. Wie konnte es mir fehlen! Ich würde einige Semester auf der Universität zubringen, oder wenn das nicht meiner Neigung entspräche auf ein, zwei Jahre den Rock des Königs anziehen, um dann . . . . ja dann . . . . . . Gewiss es würde zwischen mir und meinem gütigen Vater leidenschaftliche Scenen geben — — aber die treue Mutter würde sich von vornherein auf meine Seite stellen — und der Vater würde sich doch erweichen lassen — — und Penelope zöge als junge Herrin auf unser liebes, altes Stammgut. Und nun käme das Glück — — das traumhafte Glück. Der Einzige, der mir ernstlich im Wege stand, war dieser Lambert. In keinem Fall ein zu unterschätzender Gegner. Das erkannte ich deutlich. Man sagte mir, dass er viel Geld verdiene und drüben eine grosse Stellung einnehme. Jedenfalls warf er mit den blauen Scheinen, als wenn sie überhaupt für ihn nicht in Frage kämen. Und zu alledem gesellte sich noch sein Musikantentum. Wie oft hatte ich nicht in deutschen und französischen Romanen gelesen, dass die Frauen solchen Männern gegenüber ihren Verstand bis auf das letzte Quentchen verlören und ihnen wie dem Rattenfänger von Hameln blindlings folgten. Es war halt ein eigen Ding um die Musik; man konnte sie dreist eine Hexen- und Zauberkunst nennen.

In dem Sinne etwa hatte ich eines Tages das Für und Wider meiner Chancen erwogen, als ich aus meinem Zimmer trat, um an dem gemeinsamen Thee, der zur Dämmerstunde im Gesellschaftsraume abgehalten wurde, theilzunehmen.

Der mittelgrosse Raum war durch elektrisches Licht hell erleuchtet, im Kamin brannte ein vergnügliches Feuer, oben auf dem Sims spielte ein porzellanes Thierorchester, von einem Affen dirigirt, seine wunderlichen, stummen Weisen, und auf den rotbraunen Plüschsophas sassen die Damen mit feinen Handarbeiten, die Herren in irgend eine Lektüre vertieft.

Dicht am Kamin, als fröstelte es ihn, lag Herr Karsten in einem Lehnstuhl und blickte in die rote Glut.

Frau Statháki nickte mir freundlich entgegen; ich verbeugte mich vor ihr in ostentativer Ehrerbietung, während ich bei der notwendigen Begrüssung Lamberts meine hochmütigste Miene aufsetzte. Dann stellte ich mich neben Fräulein Le Ciel, und wir sprachen leise miteinander.

„Sehen Sie nur, wie schön sie aussieht", flüsterte sie mir zu und wies auf Penelope, die in ihrem einfachen, grünen Kleidchen, das mit schmaler Sammetborte besetzt war, hold und anmuthig, wie ein lebendig gewordenes Kindermärchen anzuschauen war.

Lambert sprach in gedämpftem Ton zu ihr. „Finden Sie nicht, Fräulein Le Ciel," fragte ich in einer Erregung, die ich nicht zu unterdrücken vermochte, „dass dieser Herr Lambert das Fräulein ein wenig aufdringlich attaquirt?"

Im nächsten Augenblick schon bereute ich die thörichte Frage.

Fräulein Le Ciel sah mich einen Augenblick fest an, ehe sie erwiderte:

„Ja, wissen Sie denn nicht, dass wir jeden Tag die Verlobung zwischen dem Fräulein und Herrn Lambert erwarten dürfen?"

Ich muss bei diesen Worten ein merkwürdiges Gesicht geschnitten haben; denn Fräulein Le Ciel fragte mich ganz betroffen: „Um Gottes willen, was ist Ihnen denn?"

„O, nichts . . . nichts!" — entgegnete ich verwirrt, „mir steigt öfter ganz plötzlich das Blut zu Kopf."

Frau Stathåki, die in diesem Augenblick hinzutrat, erlöste mich.

„Raten Sie mal, Herr von Korff", sagte sie gönnerhaft, „was wir morgen grosses im Projekte haben."

Ich zuckte die Achseln. „Bedaure, Gnädigste, zum Raten absolut kein Talent zu haben."

Sie überhörte den frostigen Ton, in dem ich diese Phrase hervorstiess.

„Wir wollen zur Duse! Herr Lambert hat uns eingeladen."

Aha! dachte ich, dort feiern sie Verlobung. Eine heisse Wut stieg in mir auf. Und mit der durchdringenden Miene eines Richters sah ich scharf zu Penelope hinüber, die sich tief über ihre Stickerei herabbeugte.

Jetzt erhob sich Karsten, um schweigend in das glimmende Feuer einige Holzscheite zu werfen. Bald prasselte es hell und freudig auf, und er stand davor, als könnte er sich an diesem Anblick nicht satt sehen. Endlich wandte er sich ab und murmelte vor sich hin:

„Wenn man jetzt noch Musik hätte, das gäbe einen Feuerzauber!" Dabei blickte er ein wenig empor, und mir schien es, als ob ein flüchtiges Lächeln für einen Augenblick sein starres, ernstes Gesicht erhellte, ein Lächeln, das diese schwermütigen Züge wunderbar verschönte.

„Meiner Treu! Herr Karsten hat recht", sagte jetzt der alte Herr Fratelli, „zur Vollkommenheit solch eines Winternachmittags gehört nur noch Musik."

Penelope warf Lambert einen schnellen Blick zu, und sofort erhob sich dieser und nahm vor dem kleinen Instrument Platz.

Er begann zuerst mit ein paar Läufen, um gleich darauf mit Schumanns einzigartiger Träumerei einzusetzen.

Er spielte für Penelope -- für sie allein, das empfand ich deutlich. Und seine ganze Kunst bot er auf, um ihr die Stärke seiner Liebe eindringlicher, als alle Worte es vermögen, darzuthun.

An diesem Abend meinte ich, dass er mit einer Sinnlichkeit ohne Maass und Grenze spiele. Dabei bewegte sich sein Vortrag im zartesten Piano, und gerade hierin lag das Raffinement.

Ich geriet allmählich bei diesem Spiel in eine seltsame und eigentümliche Stimmung. Ich konnte mich der Wirkung seines Vortrages nicht entziehen — und wäre doch am liebsten aufgesprungen, um diesen Burschen vom Instrumente zu zerren und auf Tod und Leben mit ihm zu ringen. Ich blickte mich nach allen Seiten um — ich wollte wissen, wie die Anderen sich zu diesen Tönen verhielten. Fräulein Le Ciel, die gute Seele, sass mit gefalteten Händen da, voll frommer Andacht, in echter, rechter Kirchenstimmung. Herr und Frau Fratelli schienen weit entfernt, vielleicht träumten sie sich in eine glückliche Vergangenheit zurück, wo auch sie den Frühling des Lebens genossen, seinen Blütenduft eingesogen und sich an ihm berauscht hatten. Selbst auf Frau Stathåkis Zügen entdeckte ich weichere Konturen, möglich, dass sie unter diesen Klängen an Penelopes Hochzeitskleid dachte.

Aber was war das? In den Augen des Fräuleins glänzten leuchtende Thränen, sie sah niemanden, ihre Seele schien weit, weit fort auf unsichtbaren Schwingen.

Karsten aber fuhr mit seinen langen, knöchernen Fingern durch den grau gesprenkelten Bart und starrte wieder und wieder in die Glut.

Als jetzt Lambert aufhörte, erntete er jenen stillen Beifall, der der höchste ist, der einem Künstler werden kann.

Schwerfällig erhob er sich. Auf seinem Gesichte lag eine Weihe, die seine unschönen Züge in einer Weise verklärte, dass man einen Anderen vor sich zu sehen glaubte. Vielleicht hatte er in keinem seiner zahlreichen Konzerte so gespielt, wie an diesem Abend.

Lange währte es, ehe sich die feierliche Stimmung löste, die alle ergriffen hatte.

Alles das sah ich mit Neid und Eifersucht. Ich wandte mich zur Thür. Ich musste hinaus — hinaus in den dunklen Abend, um mit den bangen und traurigen Gedanken, die mich bewegten, fertig zu werden. Aber gerade im Begriff, mich leise und unbemerkt hinaus zu schleichen, horchte ich noch einmal auf, als es zwischen Karsten — der wider alle Gewohnheit heute den Impresario machte — und Fräulein Penelope zu einem kurzen Dialog kam.

„Bitte, singen Sie uns jetzt ein Lied“, sagte er.

„Ich möchte heut nicht singen“, entgegnete sie in gedämpftem Ton. „Mir ist zu Mute, als würde mir beim ersten Ansatz die Stimme springen, weiss selber nicht, wie mir ist. Aber tanzen will ich . . . ja tanzen.“

Und von einem plötzlichen Impuls getrieben, rückte sie die Stühle zur Seite, hob ihr grünes Kleid ein wenig, so dass man ihre Füsse, die so klein wie die eines Kindes waren, sehen konnte und begann in wundersamen Bewegungen, zuerst würdevoll und steif — dann allmählich die feierliche Haltung aufgebend, einen Tanz ihrer Heimat. Schliesslich wurden die Pas mutiger, bewegter, kühner, ohne jemals von ihrer Grazie das Geringste einzubüssen. Ihr Busen wogte auf und nieder, ihr Gesicht, das an diesem Abend so bleich und leidend ausgesehen, nahm eine Art von durchsichtiger Röte an, und ihre Augen strahlten eine Leuchtkraft wieder, die mich in Rausch versetzte.

Lambert hatte sich an das Klavier gesetzt und zwar seitwärts, dass ihm keine Bewegung verloren ging. Seine Rechte glitt leise über das Instrument, indem seine Töne sich so unglaublich ihren seltsamen Bewegungen anschmiegten, dass man hätte glauben mögen, dies alles sei das Resultat langer Uebungen.

Plötzlich stand Penelope vor Herrn Fratelli still und mit einer unbeschreiblich holden Bewegung ihres schlanken Körpers küsste sie den alten Herrn auf den bärtigen Mund. Herr Fratelli hielt sie einen Moment in seinen Armen, dann erst liess er sie frei und nahm ihre Hand, die er chevaleresk an seine Lippen führte.

Im ersten Moment waren wir von der spontanen Äusserung Penelopes so überrascht, dass wir uns merkwürdiger Weise alle ganz still verhielten. Sie aber, heiter lächelnd, frei von jeder Koketterie, setzte sich still auf ihren Platz.

Herrn Fratellis alte Augen glänzten und Madame ging gerade auf Penelope zu, umarmte sie und sagte: „O, mia cara, wie haben Sie meinen guten Alten beseligt. Aber was ihm recht ist, soll mir billig sein, und darum küssen Sie mich geschwind auch!“

Penelope küsste sie mit strahlender Miene, küsste das gute Fräulein Le Ciel, küsste ihre bärbeissige Mutter, machte Karsten, Lambert und mir eine neckische Verbeugung und sprang dann ohne allen Grund wie eine Gazelle aus dem Zimmer.

Wir waren durch dieses junge, herrliche Geschöpf, ohne dass wir es recht wussten, alle in eine glückliche Stimmung geraten und warteten voll Ungeduld auf ihre Rückkehr, begierig, was sie wohl inzwischen ausgeheckt haben würde. Denn dass sie in irgend einer Verkleidung wieder eintreten würde, vermuteten wir einstimmig. Aber Minute um Minute verrann, und Penelope kam nicht. „Ob dem Fräulein nicht am Ende etwas zugestossen ist?“ wandte sich Karsten unvermittelt an Frau Stathàki, die leise und eifrig mit Alexander Lambert Konversation machte.

Sie sah ihn kalt lächelnd mit einem niederträchtigen Ausdruck ihrer spitzen Züge bei dieser Frage an.

„Zähmen Sie Ihre Ungeduld. Sie wird kommen“, sagte sie etwas von oben herab, und es schien, als hätte sie nicht übel Lust, noch eine boshafte Bemerkung hinzuzufügen. Aber ein schroffer Blick Karstens traf sie und brachte sie zum Schweigen. Es war jedoch ein eisiger Luftzug in unser Zimmer gefahren und hatte im Nu alle behagliche Wärme davongescheucht.

„Du“, sagte unvermittelt der alte Herr Fratelli zu seiner Frau, „sieh doch einmal zu, ob nicht dem Kinde doch etwas passirt ist!“

Frau Statháki wollte sich schicklicher Weise jetzt erheben, aber unsere Wirtin bat dringlich, sie doch gehen zu lassen und war, indem sie das sagte, auch schon verschwunden.

Wir anderen blieben in grundloser Angst zurück. Warum hat sich eigentlich diese Person so taktlos gegen Karsten benommen? fragte ich mich im Stillen. Und da kam mir ein Gedanke, der mir im Augenblick darauf unsäglich thöricht erschien. Sollte sie am Ende fürchten, dachte ich, Penelope könnte Dummheiten begehen, ihre Pläne bezüglich Lamberts durchkreuzen .... und sich diesem Herrn Karsten, von dem niemand etwas Genaueres wusste ..... Ich stiess mitten in diesem Gedankengange unwillkürlich ein kurzes Lachen aus, so dass alle erschreckt auf mich sahen. Karsten jedoch blickte mich durchdringend an. Wollte dieser Bursche sich in mein Innerstes bohren? fragte ich mich leise, indes es mich kalt überlief, und ein ohnmächtiger Zorn in mir aufstieg.

Gott sei Dank — in diesem Moment trat Frau Fratelli mit Penelope wieder ein. Das arme Ding hatte einen plötzlichen Weinkrampf bekommen und war mit letzter Kraft aus dem Zimmer gestürmt. Nun beherrschte es sich mit aller Mühe, entschuldigte sich unter Thränen lächelnd und bat mit rührenden Worten, sich keinen Sorgen um ihretwillen hinzugeben. Ich wandte kein Auge von ihren liebreizenden Zügen — aber auf einmal fühlte ich es bleischwer in meinen Gliedern, ich hatte ohne irgend welchen Grund die unabweisbare Empfindung, dass Karsten, dieser Karsten noch immer seine Blicke auf mich gerichtet hielt. Mit einer jähen Bewegung wandte ich mich ihm voll zu und begegnete seinen Augen, die in der That weit geöffnet auf mich gerichtet waren. Dabei schien er noch bleicher als gewöhnlich. Ich zuckte unter seinen Blicken zusammen.

Niemand von den Anwesenden hatte das bemerkt — vielleicht Penelope, die uns beide eine Sekunde gestreift hatte, und dann, wenn ich nicht sehr geirrt, sich rasch verfärbt und abgewandt hatte.

Was bedeutet das alles nur? fragte ich mich beklommen.

Die nächste Viertelstunde schon sollte mir eine grausige Aufklärung bringen. Es fiel mir jetzt auf, dass Karsten mit einem Schlage von einer nervösen Gesprächigkeit wurde. Wir blickten uns alle verwundert an. Denn in dieser Stimmung hatten wir ihn noch nie gesehen.

Er lächelte auf einmal sehr seltsam und sagte mit leisem Tonfall, als ob er unsere Gedanken erraten hätte: „Sie wundern sich über meine Beredsamkeit. Ja, Sie wundern sich. Ich sehe es Ihnen an. Mir ist aber sehr eigentümlich zu Mute — und in solcher Verfassung habe ich das Bedürfnis zu sprechen.“ Dann fing er auf einmal ganz unvermittelt von Ahnungen und Gesichtern, von den heimlichen Regungen und Rätseln der Seele zu reden an. Er sprach sehr eigentümlich, leicht und flüssig, dabei in einer Art von mystischem Tonfall und in einem durchaus persönlichen Stil.

Penelope war jetzt wie umgewandelt. Sie hing an seinen Zügen. In ihren Augen brannte es fieberhaft.

Ich hingegen befand mich in einem merkwürdigen Zustand der Gereiztheit.

Und als gar Lambert nachdenklich äusserte, dass es ganz gewiss problematische Zustände der Seele gäbe, die niemand mit dürren Worten deuten könne, und dass er am eignen Fleische Dinge erlebt habe, die ihn von jener frivolen und überlegenen Skepsis gründlich kurirt hätten — kochte es in mir auf. Und nur mit Mühe hielt ich an mich. Aber jetzt wurde es zu toll in unserem Zimmer. Jeder erinnerte sich plötzlich an solch unsinnige Ammengeschichten und gab sie als verbürgte Wahrheit zum Besten. Selbst das gute Fräulein Le Ciel erzählte ganz aufgeregt und aus ihrer behaglichen Ruhe völlig aufgestört, dass eines Abends bei ihnen, ohne jede äussere Veranlassung die grosse amerikanische Stutzuhr vom Schrank gefallen sei — und da hätten sie es alle sofort gewusst.

„Was haben Sie sofort gewusst?“ fragte ich aufgebracht.

„Wir haben gewusst, dass ein Unglück über uns hereinbrechen würde“, entgegnete sie traurig.

„Und weiter“, forschte ich, „was geschah weiter?“

Etwa eine Minute war Fräulein Le Ciel still, ehe sie antwortete: „Drei Tage später kam die Nachricht, dass der „Kronprinz Friedrich Wilhelm“, auf dem mein Bruder Kapitän war, mit Mann und Maus zu Grunde gegangen sei.“

Der alte Herr Fratelli nickte still mit dem Kopf — Karsten hatte einen kleinen Block hervorgezogen, auf dem er eine flüchtige Notiz verzeichnete. Frau Statháki aber sagte: „O, mein verstorbener Mann hat Hefte hinterlassen, in denen noch ganz andere Dinge stehen.“

Nun mischte sich auch die stille Frau Fratelli ins Gespräch und meinte nachdenklich zu ihrem Manne gewandt: „Auch wir könnten manches erzählen, nicht, Alter?“

Herr Fratelli nickte ihr nur stumm zu.

Die ganze Gesellschaft stand unter einem eigentümlichen Bann.

Als jetzt die Geschichte immer ärger wurde, und man auf Ahnungen und Hellseherei zu sprechen kam, vermochte ich mich nicht mehr zu beherrschen.

„Nein, das ist zu bunt!“ schrie ich dazwischen. „Das ist zu bunt! Im Zeitalter Darwins und Nietzsches an solche Ammenmärchen zu glauben! Dafür hat also unsere Naturwissenschaft so bienenemsig gearbeitet!“

„Nicht das Kind mit dem Bade ausschütten“, warf Herr Fratelli dazwischen, „und Ammenmärchen haben oft recht viel Sinn und Verstand.“

Diese Worte, die in sehr ruhigem und fast bekümmertem Ton hervorgebracht wurden, reizten mich noch mehr.

„Nehmen Sie's mir nicht übel“, rief ich ganz ausser mir, „aber ich begreife nicht, wie ein gebildeter Mensch solchen Humbug vertheidigen kann.“ Und einmal in Hitze geraten, fuhr ich fort: „Weil dekadente, ausgemergelte Schlingel und hysterische Frauenzimmer, solch degenerirtes Pack, in Paris und London Zirkel und Seancen abhält, darum brauchen doch vernünftige Leute nicht auch auf diesen Leim . . . .“

Aber mitten in dieser mit prononcirtem Accent gehaltenen Rede wurde ich ganz fassungslos über die Wirkung, die ich hervorgerufen hatte.

Penelopes Gesicht sah wie weisses Linnen aus. Ihre Augen schienen starr auf einen Punkt gerichtet. Ihre durchsichtige, linke Hand mit den schmalen Fingern fuhr in zitternden Bewegungen durch die Luft.

„Fräulein . . . Fräulein! . . . Um Gotteswillen, was ist Ihnen?“ unterbrach ich mich, denn ich war der Erste, der die Veränderung ihres Wesens wahrgenommen hatte.

Sie raffte sich mit aller Gewalt zusammen. Man solle nur weitersprechen . . . nur jetzt das Gespräch nicht abbrechen, war alles, was sie angstvoll hervorstiess.

„Es giebt eben Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen eure Schulweisheit sich nichts träumen lässt! zitirte Karsten mit eigentümlicher Betonung. „Ich glaube, so oder ähnlich zu lesen bei Shakespeare!“ fügte er halb spöttisch hinzu.

Ich fühlte mich in dieser Gesellschaft, die stillschweigend gemeinsame Sache machte — verraten und verkauft. Aber ich wollte nicht mit den Wölfen heulen — — ich wollte nicht meinen wissenschaftlichen Standpunkt preisgeben.

„Sprichworte — Gebote und Zitate lassen mich kalt“, erwiderte ich überlegen.

Karsten fixirte mich von neuem. Er sah mich keineswegs höhnisch, — nein voll Mitleid sah er mich an.

Herr Fratelli hatte unterdessen einen Goethe-Band hervorgeholt und aufgeschlagen.

„Nicht wahr, Goethe lassen sie gelten, das thun Sie doch“, fragte er

mit feiner Ironie. „Sehen Sie, als Ihr Goethe in meinem Vaterlande war, schrieb er in seinem berühmten Reisebericht über meinen merkwürdigen Landsmann Philippo Neri folgenden Satz, der, wiewohl ich ihn aus dem Zusammenhange reisse, doch für sich allein deutlich genug spricht — hören Sie nur." Und mit erhöhter Stimme las er: — Ihn (den Philippo Neri) berechtigten zu einer so seltsamen Pädagogik die ausserordentlichsten zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden, noch ungesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewusstsein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nötigung Anderer zu seinen Gedanken. —

Herr Fratelli machte eine kleine Kunstpause.

„Und solcher Stellen" fügte statt seiner Herr Karsten hinzu, „giebt es bei Goethe viele. Nur an Wilhelm Meister erinnere ich Sie. Goethe war eben ein universeller Geist, der diese wunderbaren Phänomene seelisch begriffen hatte, und der in sich selbst geheimnisvolle Anlagen fühlte. Rufen Sie sich nur jene seltsame Begebenheit zurück, die sich bei einem seiner Ritte nach Sesenheim ereignete. Und Kant, ja mein Herr, auch Kant und Schopenhauer, die wohl trotz Darwin und — Nietzsche einige Geltung beanspruchen dürfen, mein Herr, leugneten keineswegs das Dasein geheimer Kräfte. Und auch Sie", schloss er beinah feierlich, „werden an diesen Abend zeit Ihres Lebens denken und ein Anhänger dieser Lehre werden, viel früher, Herr von Korff, als Sie in diesem Augenblick ahnen."

„Wollen Sie mir etwa Ihre Theorie suggerieren?" fragte ich spöttisch.

Herr Karsten mass mich mit einem seltsamen Blick.

„Ich", entgegnete er leise, „ich vermag das nicht!"

„Ja, zum Teufel!" schrie ich, „wie kommen Sie dazu, mich zum Narren zu halten! Bin ich Ihr Jokelhans?"

Und ohne seine Antwort abzuwarten, lachte ich schrill auf.

„Das ist mir eine noble Art", stiess ich dann heiser hervor, „sich interessant zu machen, wie gesagt eine noble Art," wiederholte ich in provozirendem Ton.

Sie fuhren alle entsetzt bei meinen Worten in die Höhe und sahen gespannt auf Karsten.

Nur Penelope blickte scheu zu Boden. Karsten aber sagte zuerst kein Wort, nein, keinen Laut gab er von sich. Endlich in fast flüsterndem Ton: „Herr von Korff, in einer Stunde, wo Sie von einem schweren Unglück betroffen sind, liegt es mir fern, Ihre gewaltsamen Worte auf die Wagschale zu legen!"

Ich starrte ihn fassungslos an. Der bestimmte Ernst seiner Worte hatten die Wirkung auf mich nicht verfehlt.

„Was für ein Unglück hat mich betroffen?" stammelte ich, „so reden sie doch!"

Er sah mich wieder durchdringend an.

„Herr von Korff," entgegnete er leise, „es betrifft ein Mitglied Ihrer nächsten Familie. Mehr möchte ich jetzt nicht sagen!"

Ich fühlte, wie mir die Brust zusammengeschnürt war.

„Herr Karsten", presste ich mühsam hervor, „wenn das nur ein schlechter Witz war, so zahlen Sie mirs!"

In den nächsten zehn Minuten herrschte im Konversationszimmer eine bange Stimmung. Vergeblich versuchte Frau Fratelli einen leichten Ton anzuschlagen, vergeblich bemühte sich Lambert, unsere Aufmerksamkeit durch allerhand Schnurren in Anspruch zu nehmen — es half gar nichts. So verrann eine Viertelstunde — — und noch eine Viertelstunde — Fräulein Le Ciel und Lambert erhoben sich gerade, um auf ihr Zimmer zu gehen, als plötzlich die Glocke schrill ertönte, und eine Minute später das Dienstmädchen hereintrat und mir ein Telegramm überreichte, welches die Worte enthielt: „Vater auf der Jagd gestürzt, wünscht Dich herbei — komme auf der Stelle. Deine Mutter."

III.

Acht Tage später kehrte ich mit einem Flor um den Arm aus meiner Heimat in die Pension Fratelli zurück.

Ich hatte meinen unglücklichen Vater begraben und meine arme Mutter zu stützen versucht. Ich wollte nicht von ihr gehen — sie aber drängte mich, meine Studien, meine Freiheit wieder aufzusuchen. Als ich sie bat, mit mir zu ziehen, schüttelte sie traurig den Kopf. „Wer soll das Grab Deines Vaters pflegen," entgegnete sie leise und schwermütig, und in ihr blasses Gesicht trat ein schmerzhafter Zug. So trennten wir uns bedrückten Herzens.

Ich hatte zuerst die Absicht, die Pension Fratelli zu meiden. Eine entsetzliche Furcht vor Karsten hatte mich gepackt. . . . . Ich wollte ihn nicht mehr sehen; liess mich doch die Erinnerung an jenen Abend in Erregungen verfallen, die bis zu nervösen Beängstigungen sich steigerten, am Tage mich ruhelos hetzten und während der Nacht mich schlaflos auf meinem Lager wälzen liessen. Aber die Sehnsucht nach Penelope überwand alles, ja selbst der tiefe Schmerz über den Tod meines Vaters wurde durch die Erinnerung an sie gemildert.

Als ich das erste Mal wieder in den Kreis trat, kamen mir alle besonders liebevoll und gütig entgegen — das Fräulein Penelope drückte mir leise die Hand und blickte mich dabei so wehmütig an, dass mich der Schmerz fast übermannte, und ich plötzlich mein armes Mütterchen wieder vor mir sah mit den verweinten und vergrämten Augen und dem weichen, seidenen Haar, das über Nacht weiss geworden war.

Herr Karsten sprach kein Wort. Er reichte mir nur still die Hand — wie er denn überhaupt seit jenem Abend wieder in sein Schweigen verfallen war. Merkwürdig eingehend erkundigte sich über den Verlauf meiner Reise Frau Stathàki, das Geringfügigste schien ihr interessant genug. Ja, als ich ganz beiläufig bemerkte, dass durch den frühen Tod meines Vaters meine ganze Zukunft eine Wendung erfahren hätte, da ich die Leitung und Bewirtschaftung des Gutes thunlichst bald übernehmen würde — glaubte ich ein sonderbares Aufleuchten in ihrem Gesichte wahrzunehmen. Und seltsam, gerade in diesem Augenblick traf mich ein scharfer und doch zugleich ängstlicher Blick Alexander Lamberts. Oder bildete ich mir das alles nur ein — und war am Ende durch all das Vorangegangene meine Phantasie so überreizt, dass ich ideenflüchtig-verwegene Trugschlüsse zog? . . . . So viel stand aber fest — und das war keine eitle Erscheinung meiner erschöpften Sinne — dass Frau Stathàki von dem Tage meiner Rückkehr an Lambert mit schneidender Kälte begegnete. Dabei nahm sie wie etwas Selbstverständliches nach wie vor seine kostspieligen Aufmerksamkeiten entgegen. Ja, wir glaubten zu bemerken, dass nach dem Werte der Geschenke sich die Behandlung des armen Jungen richtete. Die Pensionäre zogen bedenkliche Gesichter, während unsere Wirtsleute ganz ausser sich waren. Frau Fratelli scheute sich nicht, offen zu erklären, dass sie ein solches Vorgehen für eine Prellerei schlimmster Art halte. Durch einen Zufall wurde ich lauschender Zeuge eines Gespräches zwischen ihr und Lambert, das etwa folgenden Inhalt hatte: „Merken Sie denn nicht, Herr Lambert, dass diese Frau Sie auf die schamloseste Manier auszubeuten sucht, dass alles bei ihr niederträchtigste Berechnung ist?"

Kleine Pause. Alsdann Lambert in gedämpftem, nachdenklichem Ton: „Das alles merke ich, Frau Fratelli!"

Frau Fratelli: „So haben Sie ein Einsehen und lassen Sie sich nicht . . . ."

Lambert ergänzend: „Zum Narren machen — wollen Sie sagen. Auch das weiss ich, Frau Fratelli. Und trotzdem kann ich nicht anders — nein, ich kann nicht anders. Vielleicht wird alles auch noch gut, und am Ende," setzte er nachdenklich hinzu, „beurteilen Sie die Mutter des Fräuleins allzustrenge."

Jetzt fielen nur noch wenige Worte in leiserem Ton — und die beiden trennten sich.

Wie leidenschaftlich muss er sie lieben, dachte ich bei mir, wenn er sich all der Demütigungen bewusst ist — und doch nicht nachlässt. Aber wie konnte Penelope die Geschenke annehmen? fragte ich mich. War sie etwa im Geheimen seine Braut — oder machte sie mit der Mutter Halbpart? Ach, wie war ich von der eigenen Liebe verblendet, um nicht die verängsteten Blicke zu sehen, mit denen sie seine Geschenke entgegen nahm?

An dem Abend, wo ich Frau Fratelli und Lambert belauscht hatte, brachte Frau Statháki beim Nachtmahl ganz unvermittelt das Gespräch auf Mischehen. Den erwünschten Anlass dazu bot ihr ein Zeitungs-Referat über die Beschlüsse der in Berlin tagenden Synode.

„Ja", sagte sie in erregtem Tone, „da haben die Herrn Geistlichen endlich einmal eine Frage aufgegriffen, die in der That brennend ist. Ich stehe ganz auf dem Boden ber Synode," fuhr sie mit scharfer Betonung fort. „Diese Mischehen sind ein schreiender Missstand. Mann und Weib müssen vor allem eines Glaubens sein."

Dass dieser plumpe Angriff gegen Lambert gerichtet war, schien deutlich.

Penelope war flammend rot geworden, sie mochte am bittersten die Taktlosigkeit der Mutter empfinden.

Um Lamberts aufgeworfene Lippen zuckte bei den Worten der Frau Statháki ein frappantes Lächeln, das ich mir nicht deuten konnte. Ich wollte eben zur Abwehr ein kräftiges Wort entgegnen, denn diese Art zu beleidigen und zu treffen, hatte mich verletzt — als Karsten mir zuvorkam.

„Ihre Art, ein Religions- oder Racen-Thema auf's Tapet zu bringen, gnädige Frau, ist zum mindesten geschmacklos," sagte er mit harter Stimme.

Frau Statháki's Züge erhielten bei diesen Worten eine nahezu grünliche Farbe; sie schnappte förmlich nach Luft, während sie sich nach allen Seiten hilflos umsah, ob ihr nicht ein Verteidiger erstehen würde.

Aber da sie auf den Mienen aller nur abweisende Kälte erblicken mochte, schien sie es für klüger zu erachten, sich in Schweigen zu hüllen und Karsten nur einen Blick zuzuwerfen, in dem Hass und Verachtung zu lesen waren.

Karsten strich sich gleichmütig den Bart zurecht, ohne von Frau Stathákis Gefühlen die mindeste Notiz zu nehmen.

Aber wer dieses Schweigen plötzlich unterbrach, war kein Anderer, als dieser Herr Lambert. Beinah verbindlich lächelnd, meinte er, es läge absolut keine Nötigung vor, an das, was Frau Statháki geäussert, eine Polemik zu knüpfen. Es sei eine Ansicht, wie jede andere, ja er sei sogar überzeugt, dass Frau Statháki nichts weniger, als allein mit dieser Meinung dastünde. Er selbst neige jedenfalls zu der Auffassung der Frau Statháki. Wenn die Herrschaften übrigens nichts dagegen hätten, würde er jetzt etwas von Chopin spielen, seinem grossen Landsmann, dem Freunde der Frau von Staël. Warum er diese Floskel hinzugefügt, war uns nicht recht klar. Er liess uns auch gar keine Zeit zur Entgegnung, sondern setzte sich ohne Weiteres an das Instrument.

Als er geendet, klatschte Frau Statháki ostentativ.

Er verbeugte sich vor ihr, wie vor einer Königin. Er wisse ihren Beifall zu schätzen, sagte er, und wiederum trat jenes sonderbare Lächeln auf seine Züge.

War das ein devoter Schlingel, oder beherrschte er die Kunst der Ironie, wie kein zweiter?

Übrigens verliess er unmittelbar darauf das Zimmer, nachdem er rasch zuvor mit einer freien Bewegung Penelopes Hand genommen und geküsst hatte.

Das alles war so geschwind vor sich gegangen, dass es unmöglich zu einer Replik hatte kommen können.

Ja, ich sah deutlich, wie Penelope ihn leuchtend anblickte, ohne sich im geringsten Zwang anzuthun.

Frau Statháki jedoch suchte über eine gewisse Verlegenheit hinwegzukommen, indem sie sich mit ungewöhnlicher Gesprächigkeit an mich wandte, dem sie überhaupt in jüngster Zeit alle nur denkbaren Avancen machte.

Ich hörte ihr nur zerstreut zu und entfernte mich schon nach kurzem.

Ich hatte das Bedürfnis, in freier Luft zu atmen. Als ich nach etwa einer halben Stunde zurückkehrte, erzählte mir Frau Fratelli, die ich allein im Salon antraf, dass sich in meiner Abwesenheit eine heikle Scene zugetragen hätte. Frau Statháki habe sich nach meinem Fortgehen ebenfalls mit dem Fräulein erhoben, um sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen. Bald darauf hätten die Dienstboten ihre Stimme kreischen hören. Das Hausmädchen wäre resolut in das Zimmer gegangen und hätte gerade noch gesehen, wie diese nichtswürdige Person das Fräulein mit den Fäusten bearbeitet und mit drohender Miene von ihr etwas gefordert habe. Das Fräulein aber habe mit funkelnden Augen den Kopf geschüttelt, sie trotzig angesehen und sich still schlagen lassen. Bei dem plötzlichen Eintritt des Dienstmädchens habe das Ungeheuer erschreckt innegehalten.

Und nun schimpfte die gute Frau Fratelli mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres südlichen Temperaments auf diese freche Person, während ich gesenkten Hauptes still und stumm dasass, um bald darauf, voll drückender Gedanken mein Lager aufzusuchen.

IV.

Sie schlägt sie . . . Und das Fräulein steht mit trotzigen Augen da, schüttelt das Köpfchen und lässt sich schlagen . . . . schlagen von den knöchernen Fingern dieses Weibsbildes . . . Den Kopf zerbreche ich mir nach des Rätsels Lösung. Das Fräulein wird geschlagen — — ich werde bei dem Gedanken einen ziehenden Schmerz nicht los, den ich seelisch und körperlich zugleich empfinde.

In den nächsten Tagen herrscht gegen die Frau eine erbitterte Stimmung, kein Wort wird an sie gerichtet, und nur eines geringfügigen Anstosses bedarf es, um unsere Empfindungen unverblümt zum Ausdruck zu bringen. Aber diese Person weiss sich zu winden und zu drehen, dass niemand ihr beizukommen vermag.

Penelope ist anfangs einsilbig und wortkarg. Ein Hauch von Schwermut liegt wie ein feiner Schleier über ihren Zügen . . . aber sie . . . sie ist es schliesslich, die mit ihrem silbernen, tönenden Lachen die Unmutsgeister bannt — sie und das vornehme Eräulein Le Ciel, mit dem sie Freundschaft geschlossen und seit einiger Zeit heimliche Unterredungen hat. Was die beiden nur zusammen plauschen?

Und eines Nachmittags, als ich den Korridor entlang gehe, bleibe ich plötzlich vor Fräulein Le Ciels Zimmer stehen und — lausche. Mein Plan ist ausgetüftelt, wenn unvermittelt von innen die Thür geöffnet wird, so bitte ich mir das Buch der Lou Andreas „Im Kampf um Gott" aus, das ich Fräulein Le Ciel geliehen. Nun sehe ich mich nach allen Seiten vorsichtig um . . . . Gott Lob, ich bin ungestört. Ich empfinde keine Scham — absolut nicht. Lord Bakon, ein Adelsmensch von Geist und Geburt, ist in der Politik mein Mann. Man muss mit allen Mitteln kämpfen . . . Nun gut!

Eine Weile stehe ich und vernehme abgerissene Worte, die ich zu keinem Vers zusammenbringe. Aber auf einmal ist es mir, als ob da drinnen eine Thür geöffnet wird. Ich trete einen Schritt zurück — schon meine vorbereitete Ausrede auf den Lippen, als ich merke, dass ich genarrt bin. Die Thür, die geöffnet wurde, führt von Fräulein Le Ciels Zimmer nach dem des Herrn Karsten. Und unmittelbar nach diesem Schluss höre ich schon Karstens Stimme.

Er habe geschrieben, sagt er in leisem Ton, aber ich höre es ganz deutlich; denn mein Atem stockt und mein Ohr ist in dem Augenblicke so geschärft, dass ich Gras und Blüten würde wachsen hören.

Mein erstes Empfinden ist — das ist gemein — das ist einfach gemein

und niederträchtig sowohl gegen Lambert, wie gegen mich. Und das hatte der arme Lambert denn doch nicht um sie verdient. So in aller Heimlichkeit Rendez-vous abzuhalten. Und dieses Fräulein Le Ciel . . . nein, allerliebst! Machte die Kupplerin — — Trau . . . Schau . . . Wem . . . Ja, die Frommen, die mit den Taubenaugen . . . . die mit den Kirchengesichtern! . . . Ich empfinde gegen Karsten wieder meinen alten, bitteren Hass — — — dieser verstockte Bursche . . . dieser . . . Aber plötzlich wird mein Gedankengang unterbrochen.

Weiche Zithertöne dringen an mein Ohr, so weich wie feingesponnene Seide, so leise wie das Murmeln des kleinen Baches, der über weissen Sand dahinplätschert.

Und Karsten singt dazu mit heller Stimme. Ein merkwürdiges, heimliches Lied, das Karsten singt, in tiefen unendlich tiefen Tönen. Karsten singt von einem weissen Marmorsaal in einem grünen Schlosse auf Meeresgrund, wo verzauberte Wesen, Menschen einer anderen Welt, die Stirn mit Wasserrosen bekränzt, helle Lieder singen. Und helläugige, kleine Nixen tanzen dazu und kredenzen in feinen Kristallen funkelnden Wein.

Zuletzt hatte Karsten stärkere Töne angeschlagen, und auch die Zither gab unter seinen Fingern lautere Klänge.

„Is det abber scheen!“ . . . Ich drehe mich scharf um. Neben mir stehen die beiden Dienstmädchen, von den wunderlichen Weisen herbeigelockt.

Ich werfe ihnen statt aller Antwort einen höhnischen Blick zu. Aber jetzt wird es drinnen still — ich höre, wie die Thür von neuem geht. Ich schliesse, dass Karsten sich wieder auf sein Zimmer begeben hat. Eine sinnlose Wut überkommt mich. Ich stürze in die Küche, um mir einen Trunk frischen Wassers zu holen.

„Herr von Korff,“ flüsterte mir die Köchin zu, „so denken Sie doch nur, der Herr Lambert . . . . der Herr Lambert ist Katholik geworden, griechischer Katholik, Herr von Korff!“

Ich glaubte, das Frauenzimmer sei übergeschnappt, aber das Hausmädchen fing nun auch an: „Sie sollten es doch niemandem erzählen, Liese . . . . Sie hatten es doch Herrn Lambert versprochen . . . . aber wahr ist es,“ setzte sie hinzu — — „vor einer, ja gerade vor einer halben Stunde haben sie ihn getauft!“

Mehr hörte ich nicht. Ich eilte wieder davon. Wenn das sich bestätigte! — und es schien kein Grund, daran zu zweifeln, wenn man sich seiner Worte von damals erinnerte in jener peinlichen Scene zwischen ihm und Frau Statháki.

Zum Teufel — — dieser Lambert hatte es eilig . . . . Und ich Narr hatte noch vor einer Stunde so einen unsinnigen Verdacht genährt. Herr Karsten, der gut und gern ihr Vater hätte sein können — — dieser alternde Herr Karsten, der an den Augen litt, einen hässlichen, blauen Kneifer trug — in der Regel trocken wie ein Stockfisch, finster und in sich versunken an der Tafel sass — — und mein jugendglänzendes Frühlingskind.

Mit erregten Schritten durchmass ich mein Zimmer. So ein Fuchs, so ein listiger Fuchs — wird in aller Heimlichkeit Konvertit — und denkt, jetzt kann er mit ihr zum Pfarrer gehen und von da ins Brautbett — — jetzt giebt es kein Hindernis mehr.

Aber der Bursche sollte sich täuschen, wenn er glaubte, mit solchen Farcen mich aus dem Felde schlagen zu können. Dem wollte ich einen Brei anrühren, an dem er sich die Zunge verbrennen sollte. Ja, das wollte ich. Auf einmal jedoch zuckte ich förmlich zurück. Herr Gott — bei mir lagen ja die Dinge genau so. Penelope katholisch — und meine Familie seit undenkbaren Zeiten gut protestantisch — streng lutherisch. Und daran würde ich nie rühren . . . . niemals!

Von solchen Gedanken gequält, hatte ich ein Pochen überhört. Als es jetzt stärker ertönte, fuhr ich schreckhaft zusammen, bevor ich Antwort gab. Aber wie erstaunte ich, als jetzt auf mein „Herein“ Frau Statháki in schwarzem, knisterndem Kleide mit scheuer Miene mein Zimmer betrat.

Sie blieb in der Thür stehen. „Ich bitte um Pardon, wenn ich etwa

störe, ich hätte gerne," fuhr sie hastiger fort, „ein paar Worte mit Ihnen gewechselt."

„Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen, gnädige Frau," entgegnete ich, während mir nicht sonderlich gut zu Mute war. Glaubte ich doch in dem hageren Gesicht der Frau einen lauernden Ausdruck zu lesen.

„Es ist wohl mehr Penelopes wegen," sagte sie, indem sie sich zu einem fatalen Lächeln zwang, „weshalb ich mich an Sie wende. Ich habe nämlich die Absicht, schon in den nächsten Tagen mit ihr nach Griechenland zurückzukehren."

Hätte in diesem Augenblick ein Erdstoss Frau Statháki, mich und alle Möbelstücke in die Luft gehoben, unmöglich würde ich ein verblüffteres Gesicht geschnitten haben.

„Ach nein, das ist wohl nicht denkbar," erwiderte ich völlig verwirrt, unfähig, meine Bewegung zu verbergen.

Frau Statháki blickte mich fest an, als sollte sich jedes weitere Wort nach meinem Benehmen richten.

„Es muss wohl sein," antwortete sie nach einer kleinen Weile. Ganz aufrichtig gesprochen, Herr von Korff, ich vermag das Leben nicht weiter fortzuführen — es geht einfach über meine Verhältnisse. Was soll ich also thun? Penelopes Studien können noch lange dauern, ehe das hineingesteckte Kapital sich verzinst . . . . aber davon abgesehen, Herr von Korff, da wir ohne Mittel sind, müsste ich, wollten wir hier bleiben, Herrn Lamberts Werbung gutheissen — und dazu kann ich mich vorläufig denn doch nicht verstehen. Ich habe zu Ihnen von Anfang an ein so merkwürdiges Vertrauen gehabt, Herr von Korff, dass ich mich nicht scheue, Sie in meine Karten blicken zu lassen."

Nun machte sie eine kurze Pause, um mir Zeit zu lassen, alle Eventualitäten zu bedenken. Dann fuhr sie fort: „Ich wollte sie nun bitten, mir bei der Zusammenstellung des Reise-Plans behilflich zu sein. Sie wissen, Frauen sind in solchen Dingen so schwerfällig. Ich möchte gern mit einem kurzen Abstecher über Italien nach Athen zurückkehren, wo wir vermögende Verwandte besitzen. Würden Sie also die Güte haben . . . . ."

Bei den letzten Worten unterbrach ich sie. Ich hatte meinen Entschluss gefasst in jener ungestümen Schnelligkeit, mit der man nur in der Jugend Pläne schmiedet. Und ganz ekstatisch sage ich: „Liebe Frau Statháki, ich hoffe zuversichtlich, Sie werden diesen unseligen Plan fallen lassen. Sie sind gegen mich offen gewesen — ich will es gegen Sie ebenfalls sein, mit der einen Bitte, dass diese Dinge streng unter uns bleiben. Also mit einem Worte — ich . . . . nun ja . . . . ich . . . . ich empfinde für das Fräulein eine starke Neigung, vielleicht, dass es mir gelingt . . . . ich meine, es wäre denkbar, dass das Fräulein mit der Zeit . . . . ich bin, wie Sie wissen, durch den plötzlichen Tod meines armen Vaters so gut wie selbständig — — und meine Mutter würde gewiss . . . . ja ganz gewiss . . . . Worum ich Sie nun bitte, ist folgendes, Sie möchten Ihre Sorgen um das Leben auf mich abwälzen. Mir ist es ein geringes, mein Wort darauf! Also sagen Sie ja . . . . und versprechen Sie mir, dass niemand, nein niemand und am allerwenigsten das Fräulein, auch nur das leiseste von unserer Unterredung erfährt."

Frau Statháki hatte mir stillschweigend und dem äusseren Scheine nach teilnahmlos zugehört. Nur einmal, oder irrte ich, hatte es in ihren gierigen Augen jäh aufgeleuchtet. Jetzt als ich geendet, liess sie mich eine geraume Weile auf ihre Antwort warten.

„Ich weiss doch nicht," begann sie dann zögernd, „ob ich Ihr grossmütiges Anerbieten . . . . Sie könnten gar denken," fuhr sie schneller fort, „ich sei zu diesem Zweck zu Ihnen gekommen . . . . nein . . . . nein . . . es geht wohl doch nicht!"

Dieser Widerspruch reizte und erregte mich. Ich machte ihr klar, dass ich aus purem Egoismus handelte — stünde doch mein ganzes Lebensglück auf dem Spiele.

Sehr zögernd und scheinbar sich sehr sträubend gab sie endlich nach.

„Ja," fragte ich plötzlich, „liebt das Fräulein am Ende Lambert?"

Sie lächelte so eigentümlich bei dieser Frage, dass ich wieder jenes Frösteln empfand, wie damals, als ich sie das erste Mal gesehen.

Vielleicht mochte sie etwas von dem, was in mir vorging, wittern, denn ihre Miene wurde ernst, als sie erwiderte: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr von Korff, dass dies bis jetzt noch nicht der Fall ist. Aber Ihre Sache will ich mit allen meinen schwachen Kräften fördern."

Ich nickte stumm — und hätte doch am liebsten laut gesagt: Thun Sie das nicht, Verehrteste, stecken Sie sich gar nicht dazwischen, denn ganz offen gesagt, mir ist vor Ihrer Bundesgenossenschaft ein wenig bange.

Aus solchen Hintergedanken störte sie mich mit den Worten auf: „Dass ich es für das Kind als ein grosses Glück betrachten würde, Herr von Korff, brauche ich Ihnen nicht zu versichern, ich frage mich nur, ob bei Ihrer Jugend Ihre Frau Mutter damit einverstanden sein dürfte."

„Ich weiss, dass meine Mutter nur mein Glück will.

„Das wollen Mütter stets," entgegnete sie spitz, nur dass die Auffassungen zwischen Müttern und Kindern sehr oft entgegengesetzte sind. „Übrigens," setzte sie hinzu, „ich möchte nur noch wissen, Herr von Korff, wie Sie sich das denken. Soll das ein jahrelanges Hin- und Herschleppen werden . . . . ja, dagegen müsste ich — — ein Mädchen ist nur einmal jung — — — und dass Penelope zu den höchsten, ich darf wohl sagen, höchsten Ansprüchen berechtigt ist, werden Sie mir wohl zugeben. Sie verzeihen, dass ich diese Dinge so schnell berühre. Aber ich denke es ist besser, man schenkt sich gleich reinen Wein ein."

„Gnädige Frau, das deckt sich durchaus mit meiner Auffassung. Ich bin in einem halben Jahre majorenn. Alles weitere ergiebt sich von selbst."

Und es ist Ihr felsenfester Entschluss, von dem Sie niemand abzubringen vermag, Penelope in Ihr Haus als Herrin zu . . .?"

„Ja, gnädige Frau — — vorausgesetzt, dass das Fränlein meine Neigung teilt."

„Gut . . . . gut . . . . Vortrefflich!" Dann ging sie an das Fenster und trommelte ein paar Minuten an den Scheiben. Sie schien offenbar etwas zu überlegen.

„Hören Sie mal," sagte sie plötzlich, „ich als Mutter . . . . . Sie werden mir das nachfühlen . . . . . ich als Mutter bin verpflichtet, alle Eventualitäten ins Auge zu fassen. Wenn Sie zum Beispiel dennoch durch irgend welche Einflüsse Ihren Entschluss ändern . . . was dann?"

„Gnädige Frau, das ist einfach ausgeschlossen!"

„Ja . . . ja . . .! Das sagen Sie . . . Das glauben Sie jetzt selbst. Aber man kann doch nie wissen, was im Leben alles eintritt . . . . Penelope könnte sich ja jeden Augenblick mit Herrn Lambert . . . bitte, unterbrechen Sie mich nicht . . . . . ich will nur sagen, dass sie dann in jedem Falle glänzend versorgt wäre . . . . aber mir liegt vor allem des Kindes Glück am Herzen und deshalb reagire ich nicht darauf. Nun stellen Sie sich aber vor, Herr von Korff, Sie werden trotz alledem eines schönen Tages anderen Sinnes . . . . . und ich habe das von der Hand gewiesen . . . . . ja, was dann?"

„Wenn ich Ihnen nun versichere, gnädige Frau, entgegnete ich in nervösem und gereiztem Tone, dass daran auch nicht im entferntesten zu denken ist. . . . ."

Sie liess sich nicht beirren. „Schön," erwiderte sie beschwichtigend . . . . „schön, ich sehe davon ab . . . . ich sehe davon völlig ab . . . . aber gesetzt . . . ja gesetzt, irgend . . . . irgend etwas Menschliches passirt Ihnen heute . . . ." Sie hielt inne, als erwartete sie einen Einwurf.

Ich jedoch sprach kein Wort.

„Herr von Korff," hob sie wieder an, „wir stehen alle in Gottes Hand, oft wird man im Leben eher abgerufen, als man ahnt . . . . . würden Sie für diesen Fall an Penelope denken? . . . ."

Nun zuckte ich doch ein wenig zusammen. Noch nie hatte ich an den Tod in so gerader Beziehung auf mich gedacht — — und nun wurde mit diesem Ereignisse als mit einem selbstverständlichen Faktor kalt und kühl gerechnet.

„Ich verstehe Sie nicht ganz, gnädige Frau,“ entgegnete ich peinlich berührt.

Diese Person jedoch war nicht aus der Fassung zu bringen.

„Ich meine,“ entgegnete sie, „Sie sollten, für den Fall, dass die Partie zwischen Ihnen und Penelope nicht zu stande kommt, einen Wechsel ausfertigen, der die Zukunft meines Kindes einigermassen sichert. Ich denke,“ fuhr sie mit zischender Stimme etwas rascher fort, „diese Formalität könnte Ihnen, wenn Sie Penelope wirklich lieben, nicht schwer fallen. Aber,“ fügte sie hinzu, „um keinen Preis möchte ich irgend welchen Zwang auf Sie ausüben, wie gesagt, um keinen Preis!“

Ich war in einer verteufelten Lage — und doch zauderte ich nicht lange . . . . ich hatte wohl einen Moment das beängstigende Empfinden: diese Frau treibt mit dir ein im Stillen längst abgekartetes Spiel — und trotzdem vermochte ich es nicht, mich zu einer ablehnenden Antwort aufzuraffen. Ich sagte vielmehr: „Sie haben vielleicht recht, Frau Statháki, auch ich bin über Leben und Sterben heute ganz anderer Meinung, als noch vor kurzer Zeit. Im übrigen,“ setzte ich hinzu, „habe ich keinen Menschen auf Erden so lieb, wie . . . . wie Ihre Tochter. Wenn dieser Fall also eintritt — so soll für das Fräulein gesorgt sein. Auf welche Art — darüber können wir ja später uns bereden.“

Jetzt schien sie endlich befriedigt und unfähig, ihre Freude und Genugthuung länger zu unterdrücken.

„Herr von Korff, das heisst wie ein Mann gesprochen. Wie froh bin ich, dass meinem Kinde ein solches Glück bescheert ist! Und sehen Sie, das dankt Penelope einzig und allein mir. Nämlich, als wir unsere Reise antraten, steigt im letzten Augenblick ein Priester in unser Coupé. Sie können sich meinen Schreck vorstellen — — mit einem Priester reisen, müssen Sie wissen, bedeutet bei uns, dem Unglück entgegenfahren. Was thu' ich? Schnell entschlossen nehme ich unser Handgepäck heraus, gebe Penelope einen Wink — — und — und lasse den Heiligen allein seine Reise antreten, während ich mit dem Kinde auf den nächsten Zug warte, der fünf Stunden später . . . . Sie sehen, wie recht ich hatte.“

Dieser unsinnige Ausbruch ihrer Stimmung war mir womöglich noch fataler, als ihre raffinirten Calculs einige Minuten zuvor. Zudem war ich von der Aufeinanderfolge der Erlebnisse so erschöpft, dass ich sehnlichst die Unterredung beendigt zu sehen wünschte.

Sie mochte spüren, wie es um mich stand. So empfahl sie sich denn plötzlich sehr eilig, sehr verworren und ganz unvermittelt. Ich atmete ordentlich erleichtert auf, als sie hinter sich die Thür geschlossen hatte.

Aber ein paar Sekunden später erschien sie noch einmal auf der Schwelle: „Ich wollte Sie nur noch bitten,“ sagte sie hastig, „mir die Monatsraten, über die wir vorhin sprachen, in Geldbriefen zu senden. Es macht sich so besser.“ Und ohne meine Antwort abzuwarten, war sie verschwunden.

V.

In der nächsten Zeit lebte ich in einem Zustande ewiger Erregung. Zuerst musste natürlich die materielle Frage gelöst werden. Ich hatte schon bei Lebzeiten meines Vaters einen Monats-Wechsel von fünfhundert Mark bezogen, den ich jedoch kaum zur Hälfte verwandt hatte.

So überzählte ich denn meine Barschaft und fand, dass ich mit Hilfe meiner Ersparnisse mühelos zweihundert Mark an Frau Statháki monatlich absenden konnte. Sollte ich in Verlegenheit kommen — nun so wusste ich,

dass es nur eines Wortes bedürfen würde, um meinen Etat zu erhöhen. Als die erste Summe drei Tage nach unserer denkwürdigen Konferenz eintraf, wussten sich unsere Wirtsleute vor Staunen nicht aus, noch ein.

Diese Frau Statháki nämlich hatte ostentativ in der Küche die Geldsendung in Empfang genommen und zu Frau Fratelli ganz ruhig geäussert, dass es Gott sei Dank mit den Geldverlegenheiten jetzt ein Ende habe — denn die Deutsche Bank sei beauftragt, jeden Monat die gleiche Rente an sie abzuliefern. Zu mir selber aber kam sie in einem förmlichen Rauschzustande, ob denn das möglich sei, ob ich wirklich, ohne mir selber wehe zu thun, so viel für ihre Tochter und sie entbehren könnte. In ihren kühnsten Erwartungen hätte sie nur auf die Hälfte gerechnet.

Ich beruhigte sie mit ein paar kühlen Worten und versicherte ihr, dass ich nur meinen Verhältnissen entsprechend für sie eingetreten wäre.

Von dem Momente an betrachtete sie mich als eine geradezu glänzende Partie und bot alles auf, sich mir dienstbar zu machen. Dabei war sie schlau genug, nach aussen ihr Benehmen gegen mich in keiner Weise zu ändern, so dass thatsächlich niemand von unserem Vertrage etwas ahnte.

Aber was war das? . . .

Zuweilen blickte mich Penelope so scheu an und mied so ängstlich meine Gesellschaft, dass ich in all den Rätseln mich nicht mehr zurecht fand. Hatte ich sie ahnungslos beleidigt . . . oder wusste sie gar etwas von dem Pakte zwischen mir und ihrer Mutter? . . .

Ich stellte eines Tages Frau Statháki — — ich wollte unter keinen Umständen diesem einzigen Wesen gegenüber eine zweideutige Rolle spielen.

Die Frau ergriff mit einer perfiden Vertraulichkeit meine Hand, die sie über Gebühr lange tätschelte. „Aber mein lieber, guter Korff, was sind Sie in Liebesdingen unerfahren! So ein jung Mädelchen, das in seinem Kämmerlein ganz still für sich dahinträumt und schon in Gedanken an das, was einmal kommen muss, sich in das Herz hineinschämt, wie kann das anders sein, wenn es den sieht, von dem es träumt? Es ist doch für ein achtzehnjährig Fräulein — und Penelope ist in diesen Dingen so unerfahren, wie ein Neugeborenes — immerhin," so schloss sie lächelnd, „eine heikle Geschichte . ."

Mir schoss das Blut bei diesen Worten zu Kopf — — war mir doch vor der Vertraulichkeit dieser Person stets bange. Und dennoch liess ich mich für den Augenblick beruhigen — — denn ob ich mich dagegen sträubte oder nicht: Süsse Zukunftsbilder umgaukelten meine Sinne. Und selbst Worte aus diesem Munde hatten zärtliche Empfindungen in mir geweckt und den Glauben an unaussprechliche Wonnen hervorgerufen.

Gegen Lambert hatte sie auf mein ausdrückliches Verlangen ihre spitzen Reden eingestellt. Sie behandelte ihn dafür mit schmählicher Zurückhaltung, lehnte seine Geschenke ab und that so, als ob der unglückliche Junge von der Erdfläche verschwunden wäre.

Lambert war in der That zur griechisch-katholischen Kirche übergetreten. Er hatte nur unserer geschwätzigen Köchin davon Mitteilung gemacht, in der richtigen Voraussetzung, dass, wenn er sich auf Handschlag von diesem Frauenzimmer Diskretion versprechen liess, zehn gegen eins zu wetten war, dass nach Verlauf von spätestens einer halben Stunde das ganze Haus bestens unterrichtet sein würde.

Mir that er in meinem Siegergefühl leid. Herr Gott, was würde der arme Teufel durchmachen, sobald er zu dem Bewusstsein kam,. dass er überflüssig war. An diesen Auftritt dachte ich nur mit peinlichem Empfinden. Ein Glück für ihn, suchte ich mich zu trösten, dass er seine Kunst hatte, in die er sich versenken konnte. Und dann schloss ich weiter: Der Künstler wird erst durch den Schmerz. Diese abgedroschene und verlogene Redensart hatte ich irgendwo aufgegriffen.

So stand es in meinem Innern, als ein Ereignis eintrat, welches meine Aufmerksamkeit auf ganz andere Dinge lenken sollte.

Sitzen wir da eines Nachmittags wieder in unserem gemütlichen Kon-

versations-Zimmer. Der alte Herr Fratelli erzählt gerade mit leuchtenden Augen von den „promessi Sposi“ des Alexander Manzoni, einem Buche, das er neben der divina commedia die Bibel seines Volkes nennt, und wir alle hören ihm voll Interesse zu, besitzt er doch den edlen Enthusiasmus des Alters. Penelope allein scheint zerstreut und in einem Zustand der Erregung, den sie nur schlecht verhehlen kann. Sie sieht beständig, wenn auch verstohlen zur Thür, zuckt bei jedem Geräusch zusammen, und ich merke wohl, wie ihr das Fräulein Le Ciel des öfteren Blicke zuwirft, als wollte sie ihr sagen, so beherrsche Dich doch ein wenig, Du thöricht Kind, schau nur, wie sie Dich alle beobachten. Dabei scheint die gute Seele selbst nicht gerade in der ruhigsten Verfassung.

„Wo steckt eigentlich Karsten?“ frage ich auf einmal in einer mir selbst unbewussten Ideenassociation, „man sieht ihn ja gar nicht mehr,“ füge ich hinzu.

Er war nämlich in jüngster Zeit so gut wie unsichtbar geworden, nahm die Mahlzeiten auf seinem Zimmer ein und liess sich in unserem Kreise nicht mehr sehen.

Auf meine Frage entgegnete Frau Fratelli: „Da haben Sie schon recht! Wer weiss, was Herr Karsten treibt!“

Und ihr Mann setzt in halbem Scherzton hinzu: „Am Ende ist er gar so eine Art von Alchymist und hat den Teufel zu Gast, mit dem er ein Konsilium abhält.“

„Oder er ist der Teufel selbst,“ sagte Lambert, „der bei uns zu Gaste sitzt und mit uns allen, ja mit uns allen sein Spiel treibt.“

Er spricht die Worte mit gehässiger Betonung — das höre ich deutlich heraus.

Auch wirft er dabei einen Blick auf Penelope, die ihr Gesicht abgewandt hat, das so blass, so leblos blass ist.

Weshalb ist der Mensch nur so aufgebracht, frage ich mich im Innern, und weshalb ist er gegen Karsten, der ihn stets mit Noblesse behandelt hat, so gereizt?

Aber ich komme nicht ins Klare, — habe auch keine Zeit, weiter zu grübeln; denn das Hausmädchen tritt mit geheimnisvoll verlegener Miene ohne anzuklopfen herein.

„Ich wollte nur fragen, ob Herr Karsten hier ist?“ spricht sie erregt. „Er ist nämlich nicht in seinem Zimmer.“

„Was wollen Sie von Herrn Karsten?“ fragt Frau Fratelli unwirsch, über das formlose Benehmen des Mädchens etwas geärgert.

Nun weiss sie offenbar nicht, was sie sagen soll, zupft sich verlegen an der Schürze und stösst endlich hervor: „Da ist draussen jemand, der Herrn Karsten durchaus sprechen will.“

Frau Fratelli geht schweigend hinaus und bleibt unverhältnismässig lange — — und plötzlich entschuldigt sich Penelope und ist mit einem Satze ebenfalls aus der Thür.

Frau Fratelli kommt endlich sehr betreten zurück.

„Denken Sie,“ sagt sie völlig aufgelöst, „da ist eine junge Person mit einem fünfjährigen, kleinen Mädchen und will zu Herrn Karsten, dessen Frau sie sei. Dabei sieht das arme Wesen so elend und verfallen aus, als ob es keinen Tag mehr zu leben hätte. Wenn nur Herr Karsten schon zurück wäre! Ich weiss ja gar nicht, was ich mit ihr anfangen soll. Da sitzt sie nun im Empfangs-Zimmer, legt weder Mantel noch Hut ab, neben sich ein winziges Reisetäschchen, drückt ihr Kind fest an sich, schlägt jede Erfrischung ab und bittet nur ganz de- und wehmütig, auf ihren Mann warten zu dürfen. Wer hätte so etwas geglaubt! . . . .“

Sie hat kaum ausgesprochen, als auch Penelope wieder eintritt.

„Frau Fratelli,“ sagt sie mit zitternder Stimme, „haben Sie für das arme Wurm ein wenig Milch? Und im Empfangs-Zimmer ist es auch so furchtbar kalt — die arme Frau schlägt mit den Zähnen aufeinander, ob wohl

das Mädchen ein bischen feuern könnte . . . . denn Karsten's Zimmer ist geschlossen: . . . .“

Karsten's Zimmer sagt sie und niemandem fällt es in der Erregung auf — niemandem ausser mir und Lambert, der keinen Blick von ihr lässt, und auf dessen Backen rote, hektische Flecken brennen.

„Gewiss . . . . gewiss!“ stammelte Frau Fratelli und ist schnurstraks wieder hinaus.

Herr Fratelli schüttelt bedenklich seinen weissen Kopf. „Was man nicht alles erlebt!“ meint er endlich.

Frau Statháki aber wendet sich in spöttischem Tone direkt an mich: „Ich bin gar nicht erstaunt — aber auch gar nicht, ich habe diesem Herrn eigentlich alles zugetraut . . . . mich sollte es nicht wundern, wenn morgen schon eine andere hier klingelt — und ebenfalls mit Ansprüchen an diesen interessanten Herrn hervortritt.“

„Ich weiss nicht,“ entgegnete ich frostig, „mit welchem Rechte Sie in dieser Weise über Herrn Karsten aburteilen.“

Das sonst so ruhige Fräulein Le Ciel wird ganz wild. „Ich finde es geradezu unerhört, so etwas auszusprechen. Als ob Herr Karsten irgend welche Verpflichtung hätte, über seine Familien-Angelegenheiten mit Ihnen zu konferiren. Wäre er hier, er würde Ihnen schwerlich die Antwort schuldig geblieben sein,“ schliesst sie scharf.

„Wer weiss, ob Sie da denn doch nicht irren“, entgegnet bissig Frau Statháki, „vielleicht . . . . vielleicht . . . .“ aber sie endet ihren Satz nicht; denn auf einmal hören wir Karstens Stimme laut und dröhnend durch das Haus gellen.

In unserem Zimmer ist es still . . . . todesstill, niemand wagt ein Wort . . . . wir ahnen, dass da ein Schicksal sich entscheidet.

Karsten in so kochendem Zorn — er, der Stille und peinlich Reservirte, so ohne jedes Mass und jede Scheu und jede Rücksicht — wer hätte das für möglich gehalten!

Jetzt hören wir Frau Fratellis Stimme und gleich darauf flehende Laute, die von Penelope herrühren, — dann einen Augenblick lautlose Ruhe, bis Frau Statháki hochroten Gesichts zur Thür stürzt und hinauskreischt: „Penelope, Du kommst auf der Stelle herein!“ — und sie ruft noch einmal Penelope und noch einmal, ohne auch nur eine Antwort zu erhalten. In ohnmächtigem Ärger presst sie die dünnen Lippen auf einander. Es kocht nur so in ihr.

Draussen muss es mittlerweile zu einem Entschluss gekommen sein. Unsere Wirtin tritt ein und auf mich zugehend, sagt sie in ernster Art: „Ich hätte eine Bitte an Sie, Herrn Karstens Frau, die in einem jämmerlichen Zustande ist, möchte für kurze Zeit hier logiren. Nun haben wir keinen einzigen Raum frei, da ist Fräulein Penelope auf die Idee gekommen, ob Sie vielleicht eines Ihrer beiden Zimmer abtreten würden.“

Schweigend verbeuge ich mich und reiche ihr wortlos meine Schlüssel.

VI.

Drei Tage und drei Nächte ruht die fremde Frau in meinem Zimmer. Penelope wacht bei ihr wie ein schützender Engel. Sie erscheint nicht bei den Mahlzeiten und versorgt die kranke Frau und behütet das arme, kleine Mädchen mit den grossen, störrischen Augen . . . den Augen Karstens. Niemand darf sie in ihrem Thun stören. Nur Fräulein Le Ciel hat auf das seltsame Mädchen einen gewissen Einfluss und tritt des öfteren leise in das Krankenzimmer, um sie wenigstens für halbe Stunden abzulösen. Niemand denkt an mich — und niemand thut sich vor dem halb unfreiwilligen Lauscher im Nebenzimmer Zwang an.

„O, Gott, wie gut . . . wie gut, wenn Sie die Hand auf meine Stirn legen . . . o, nicht die Hand fort, Sie liebes Mädchen.“

„Nicht sprechen!“ fleht Penelope, „Sie wissen, der Arzt hat es verboten.“

Die Frau mag sie mit einem sonderbaren Ausdruck angesehen haben; denn ich höre plötzlich ein leises, unheimliches Lachen, das mir durch Mark und Bein geht.

„Der Arzt“, wiederholt sie, „o kleines Fräulein Penelope, kein Arzt kann Karstens Frau helfen — keiner . . . aber was ich möchte, was ich möchte,“ ruft sie sehnsüchtig, „Fräuleinchen, die Gardinen zurück, nur einen Augenblick, dass ich den Mond ein wenig sehen kann . . . . den süssen Mond . . . den grünen Mond . . . o, wie er blüht . . .“ ganz in sich versunken, wie visionär spricht sie die letzten Worte.

Und nun höre ich, wie es da drinnen raschelt, und Penelope still und stumm die Gardinen zurückzieht.

Auf einmal stösst das Fräulein einen schwachen, gedämpften Schrei aus.

„Frau Karsten, was thun Sie . . . Jesus Maria, Frau Karsten! . . .“

Sie muss sich in ihren Kissen hoch emporgerichtet und Penelope dicht an sich herangezogen haben.

„Fräuleinchen . . . liebes, gutes Fräuleinchen, gehen Sie geschwind zu ihm . . . nur auf eine Minute soll er zu mir kommen . . . nur auf eine Minute . . . Sagen Sie ihm, es ist bald mit mir zu Ende . . . . flehen Sie ihn an bei allen Heiligen . . .“ stöhnt sie.

Und Penelope erhebt sich schwer und dumpf und schleicht aus dem Zimmer; diesen Lauten vermag sie nicht zu widerstehen. Unterdessen wirft sich die Kranke unruhig in ihren Kissen. „O Du mein Seelchen, mein Herzkindlein,“ flüstert sie zu dem schlafenden Kinde hinüber.

Jetzt wird dicht vor meiner Thür Karstens Stimme vernehmlich. „Ich kann nicht,“ sagt er leise.

„Karsten, Sie müssen . . . . Sie müssen!“ ruft Penelope eindringlich. „Die Frau liegt im Sterben, Karsten, so hören Sie doch. Um Ihres Kindes willen, Karsten!“ Ihre Stimme bricht, ein gedämpftes, herzzerreissendes Schluchzen trifft mein Ohr.

„Mein Kind! . . .“ Er lacht heiser auf.

Da höre ich, wie sie durchdringend aufschreit. Dann trippelt sie fort — und eine Sekunde später ist Karsten am Lager der Sterbenden.

„Bist Du's Karsten . . . bist Du's wirklich?“ Und die Frau ergreift seine Hand und bedeckt sie mit leidenschaftlichen Küssen.

Er mag sie drohend und unbarmherzig angeblickt und ein hartes Wort ausgestossen haben, höre ich doch deutlich, wie sie in wimmerndem, demütigem Tone stammelt: „Schlage mich, Karsten . . . schlage mich mit beiden Fäusten, nur dass ich noch einmal Deine Berührung fühle . . . im Tode, Karsten . . . im Tode . . . .“

Die letzten Worte gehen verloren, — — sie weint aus gequälter Seele.

Nach einer langen, langen Weile: „Was bin ich froh, Karsten, dass ich bei Dir . . . bei Dir sterben darf . . . Karsten, sieh nur den Mond . . . den grünen Mond . . . Gieb mir das Kind, Karsten, nicht wahr, das Kind wirst Du nicht verlassen . . . . nie . . . . Es ist Dein Kind . . . ich schwör's im Tode!“ ruft sie angstvoll.

Ich fühle, wie sie mit erweiterten Augen den Blick auf ihn gerichtet hält in jener namenlosen Pein, die nur der Tod schafft.

Und wenn mich der Ton ihrer Stimme bis ins Mark getroffen hatte, wie musste dem Manne da drinnen zu Mute sein, der seine Rechnung mit ihr abschloss, zu dem sie sich, den Tod im Herzen, noch geschleppt hatte.

Eine Weile ist es da drinnen lautlos still — dann dringen befreites und gedämpftes Schluchzen und leise Worte des Glückes zu mir.

Jetzt verlässt Karsten das Zimmer — ich höre, wie er mit weicher Stimme zu ihr sagt: „Ich schicke Dir das Mädchen.

Was mochte er mit Penelope gesprochen haben, die nach kurzer Frist wieder am Bett der Sterbenden war?

Die Kranke beugt sich über sie und bedeckt ihre Hände mit Küssen.

„Nicht doch . . . nicht doch", stammelt verwirrt das Fräulein.

„Gott weiss es, welch ein Engel Sie sind", sagt die Frau in geisterhaftem Ton, „Gott weiss es, wiederholt sie beständig.

Dann sinkt sie erschöpft in die Kissen zurück und verhält sich lange still.

Auch Penelope schweigt.

Fräulein Le Ciel und der Arzt treten in das Zimmer.

Der Arzt entfernt sich bald. Auf dem Corridor sagt er zu Fräulein Le Ciel: „Da kann jede Stunde die Katastrophe eintreten — das glüht nur noch ganz schwach!"

Gerade als er sich entfernt hat, tönte die schrille Stimme der Frau Statháki durch das Haus.

„Penelope . . . Penelope!" . . . und noch einmal durchdringend und gellend: „Penelope! . . ."

Das Fräulein erhebt sich. „Bitte, bleiben Sie, bis ich wiederkomme . . ." fleht sie Fräulein Le Ciel an und ist schon zur Thür hinaus.

„Bist Du toll?" schreit die Frau draussen auf dem Flur.

„Still, Mutter . . . die Frau . . ."

„Den Mund willst Du mir verbieten, Du, Brut Du! . . ."

Dann kommt noch eine Flut gemeinster Worte, bis das Weib jäh abbricht, denn ich habe den Riegel meines Zimmers zurückgeschoben und trete mit dem Leuchter in der Rechten hinaus.

Wie sie mich sieht, verzerren sich ihre bleichen Züge, und das Fräulein senkt vor Scham die Augen, aber eine Sekunde später blickt mich Penelope frei und stolz an, und mit erhobener Stimme spricht sie: „Die Frau glaubt, ich sei ein Geschöpf, das man verschachert, Herr von Korff, ich bitte sagen Sie ihr, dass Sie mich besser kennen!"

Damit wendet sie sich schnell ab, lässt uns stehen und verschwindet im Krankenzimmer.

Frau Statháki fasst sich schnell.

„Herr von Korff, das Kind ist in einer sinnlosen Erregung . . . . hören Sie nicht auf ihr wirres Geschwätz!"

Ich werfe einen verächtlichen Blick auf sie, indes ich den Leuchter ein wenig emporhebe und ihr entstelltes Gesicht betrachte, auf dessen Backenknochen rote Flecken als Merkzeichen der Schande brennen. Schweigend verlasse ich sie.

VII.

Die Geschichte von Karstens Frau ist das ewig alte — das ewig neue Lied der Frau, die ihren Mann betrügt.

Karsten der niemals über sich sprach, war Professor an einer kleinen süddeutschen Universität gewesen. Er lebte in stillem Glücke seiner Wissenschaft, seiner Frau und seinem Kinde, bis er plötzlich durch die Erkenntnis seines hellseherischen Vermögens seinem Frieden entrissen wurde. Er machte einen jener entsetzlichen Kämpfe durch, die auch den Stärksten vor der Zeit ergrauen lassen. Er, der wissenschaftliche Forscher, der nur die Macht der Thatsachen anerkannte, stand übersinnlichen Erscheinungen gegenüber, deren Wahrhaftigkeit er am eigenen Fleische erfuhr, und für die die Wissenschaft doch keine Beweise aufzubringen vermag. Er geriet in einen Schrecken vor sich selbst, er wollte nicht daran glauben und begann zeitweise für sich zu fürchten, da er seinen Geist umnachtet glaubte.

Zur Verwunderung seiner gelehrten Herren Kollegen begann er, der Sprachforscher, sich mit Naturwissenschaften, mit Mathematik und Astronomie zu beschäftigen. Die Kollegen schüttelten bedenklich die Köpfe über den seltsamen Mann, der sein ganzes Wesen ungewandelt zu haben schien und auf der Hörerbank Platz genommen hatte.

War er ehedem zugänglich, wenn auch wortkarg gewesen, so wurde er jetzt finster und verschlossen, mied scheu jeden Blick und ging wie ein durch sich selbst Geächteter seine Strasse.

Um die Zeit nun, als seine innere Überzeugung durch nichts mehr zu erschüttern war, rang er sich zu dem Entschluss durch, auch nach aussen von seinem neuen Glauben Zeugnis abzulegen. Er las ein Kolleg über altindische Weisheit und fand in diesem Rahmen Gelegenheit über metaphysische Probleme, über die Vitalität der Seele und ihre einzigartigen Regungen Auffassungen zu äussern, die einen Sturm von Entrüstung erregten. Die wissenschaftlichen Geister der kleinen Universität fühlten sich auf das tiefste empört, sie erinnerten an das traurige Beispiel des berühmten und berüchtigten Zöllner, sie erinnerten ferner an die heillosen Verwirrungen, denen englische Naturforscher, Männer von höchster wissenschaftlicher Autorität, anheimgefallen waren — — sie empfanden die Existenz des Professors als ein öffentliches Aergernis, durch das die Universität schlechtweg kompromittirt wurde. Karsten war nach ihrem Urteil abgethan, sein Geist hatte sich in eine Welt verloren, die nicht die ihrige war — sie sahen in seinem ganzen Thun eine jener gefährlichen Spekulationen, durch die die Wissenschaft gebrandmarkt wurde.

Je heftiger der Widerstand war, auf den der Professor stiess, um so härter wurde sein Trotz und die Kraft, gegen den Strom zu schwimmen. Dazu kam, dass sich bald eine ungerufene Bundesgenossenschaft einstellte, durch die er der Lächerlichkeit und dem Gespött anheimzufallen drohte. Die hysterischen Elemente der kleinen Stadt schlossen sich nämlich voll ungestümer Begeisterung dem neuen Apostel an. Jedes Mitglied dieser sonderlichen Gemeinde hatte plötzlich Ahnungen und Gesichter — jede Halluzination nnd Ideenflucht gab sich als übersinnliche Erkenntnis aus. Unzählige Geschichten von verstorbenen Tanten und Ammen zirkulirten.

Der Professor, der als ehrlicher Forscher sich zur reinlichen Scheidung und Prüfung des ihm von allen Seiten zugetragenen Materials verpflichtet fühlte, litt, wie ein ernster Mensch nur leiden kann. Der einzige Mensch, an den er sich anschloss — war seine Frau.

„Wenn ich Dich nicht hätte, Maria“, und dabei griff er sich an die Stirn, in der es hämmerte und pochte — „ich wüsste nicht, was aus mir werden sollte. Aber glaube mir, die Wahrheit wird siegen. Sie werden es mir glauben müssen, dass die Erscheinungen, von denen ich zeuge, nicht Hirngespinnste eines zerstörten Geistes sind. Sie werden daran glauben müssen — und in seinen Augen leuchtete ein überirdisches Feuer — „dass man über diese Phänomene alle Dokumente wird sammeln müssen — und wenn man deren Bedeutsamkeit anerkannt haben wird — dann, Maria — dann wird die Konsequenz davon eine totale Umwälzung unserer Philosophie sein. Wer das noch erleben könnte!“ schloss er sehnsüchtig.

Sie hörte ihm hochroten Gesichtes zu, während er ihre Hand umklammert hielt und in aufwallendem Empfinden sich an sie lehnte.

Sie hörte ihm zu mit dem schlagenden Gewissen einer Abtrünnigen.

Als der Professor durch einen Zufall erfuhr, dass er in seinem eigenen Hause verraten sei, warf ihn der Schlag fast zu Boden.

Er war jedoch ein Mann raschen und unbeugsamen Willens, sobald er sich zu einer Erkenntnis durchgerungen. Er hielt mit der Frau keine geräuschvolle Abrechnung — er war ein Feind der grossen Worte und lauten Scenen. Er verreiste auf zwei Tage und schrieb ihr, dass sie innerhalb achtundvierzig Stunden mit dem Kinde sein Haus und die Stadt zu verlassen habe, da er nicht mehr den Glauben aufbringen könne, dass es sein Kind sei. Irre er hierin, so wolle er es gleichwohl nicht, da sie es zur Welt gebracht und er bei seinem Anblick der Angst nicht Herr werden würde, es könnte seiner Mutter gleich kommen.

Die Frau mochte ihn kennen, denn bei Nacht und Nebel hatte sie sich davongeschlichen.

Als er in die kleine Stadt zurückkehrte, schnürte auch er sein Bündel.

Er wusste, dass bei seiner ohnehin erschütterten Stellung nach diesem Skandal seines Bleibens nicht mehr war. Er war mit allen in Kampf und Fehde, mit allen. Die Freunde waren seine Widersacher geworden . . . und sein Haus stand leer.

Den weisen Männern der alma mater kam der Ausgang nicht unerwünscht. So gab es ein Ende in Frieden.

Er schied leise und geräuschlos, schmerzlich vermisst von den feineren Geistern unter den Jüngern der Wissenschaft. Es gab da doch einige, die ahnten, welch einen Tiefgang der Professor Karsten in sich trug, und dass allen Anfeindungen zum Trotz — vielleicht keiner der Herren Kollegen mit der Persönlichkeit dieses Mannes sich messen konnte.

Mit einer für seine Bedürfnisse ausreichenden Pension begab er sich zuerst in die Schweiz, wo er in einem kleinen Dorfe etwa zwei Jahre wie ein Einsiedler hauste, abgeschnitten von allem Getriebe dieser lebendigen Welt, deren bitteren Geschmack er durchkostet hatte. Da suchte ihn ein Augenleiden heim und vielleicht auch ein dunkles Sehnen nach dem, was Leben und Bewegung ist. So packte er wieder seinen Koffer, dessen Hauptinhalt eng beschriebene Blätter ausmachten. Dann kam er in die Hauptstadt, fand im Pensionat Fratelli Unterkunft, wo er wegen seines stillen, seltsamen Wesens zu allen möglichen Vermutungen Stoff bot, wo jeder trotz seiner Zurückhaltung empfand, dass dieser Mann ein Schicksal mit sich trug — — und wo doch keiner von uns ahnte, welch eine Persönlichkeit dieser anspruchslose Mensch barg, der sich schlechtweg Karsten genannt hatte.

Viel, viel später, als Sturm und Drang dieser Tage längst hinter mir lagen — erfuhr ich all dies.

VIII.

In einem letzten Glücksgefühl legte sich die Frau zum Sterben nieder. Sie lächelte Freund Hain entgegen, der ihr allein Erlösung bringen konnte. Karsten war in den letzten Stunden gegen sie mild und gütig, er sprach ihr Trost zu und musste ihr unzählige Male versichern, dass er verziehen habe und das Kind nicht von sich lassen werde. Auf den verhärmten, blassen Zügen ein Lächeln des Glückes verschied sie ohne Qual und langen Kampf.

Die Pensionäre des Hauses Fratelli erwiesen ihr die letzte Ehre — und selbst Frau Statháki fehlte nicht.

Karsten schien nach dem Tode seiner Frau freier aufzuatmen — eine stille Wehmut hatte ihn ergriffen und ein Gefühl des Friedens ihn durchdrungen. Ihm war es eine innere Wohlthat, dass er es über sich gewonnen, mit dem Worte zu verzeihen, da wo es im letzten Grunde der Seele kein Verzeihen gab. Bei Tisch sass sein kleines Mädchen still und stumm neben ihm und wimmerte nach der Mutter. Karsten sah es oft nachdenklich an, und zuweilen streifte unmittelbar darauf ein flüchtiger Blick Penelope.

An unserer Tafel herrschte überhaupt seit den letzten Ereignissen ein anderer Ton. Karsten, der übrigens nach dem Tode seiner Frau kein äusseres Zeichen der Trauer angelegt hatte, stand im Mittelpunkt des Interesses. Die guten Fratellis behandelten ihn mit einer fast rührenden Beflissenheit, als hätten sie ihm etwas abzubitten.

Lambert hatte sich völlig umgewandelt. Er sass still und einsilbig bei Tische, entfernte sich unmittelbar nach dem Essen und begab sich ins Freie. So oft Penelope das Wort an ihn richtete, wich er ihr scheu aus. Er hatte jedes Studium aufgesteckt, schlug glänzende Engagements aus und war von einem unsteten und gedrückten Wesen.

Und wie sah es in meinem Inneren aus! Ich vermag diesen Zustand nicht zu schildern — ich hasste die Welt — ich hasste Penelope — und ich fand doch nur Ruhe, wenn ich den Ton ihrer lieben Stimme hörte, wenn ich ihr glänzendes Haar sah. Mich hielt ja nur die Empfindung aufrecht, in ihrer Nähe zu sein. Dass zwischen ihr und der Mutter sich eine tiefe Kluft auf-

gethan, merkte ich wohl, ebenso wie mir nicht entging, dass Frau Stathdki sich mir gegenüber wand und krümmte, während das Fräulein besondere Güte mir zu erweisen bemüht war. Aber bei jedem guten Worte, das sie mir gab, fühlte ich einen Stich im Herzen. Ja, mir war zu Mute, als ob sich hinter alledem eine Art von Mitleid verberge. Auch Fräulein Le Ciel, so dünkte mich, liess zuweilen einen teilnehmenden Blick über mich gleiten.

Eines Nachmittags begab ich mich auf ihr Zimmer — ich hatte plötzlich das Bedürfnis, mich mit einem Menschen auszusprechen. Unter dem Vorwand, sie möchte mir ein paar englische Zitate übersetzen, trat ich ein. Ich erhielt die prompte Antwort und rückte nun voll banger Unruhe auf meinem Sessel hin und her, unfähig über das, was mir auf der Seele lag, zu sprechen. Aber es schien, als ob sie in meinem Inneren zu lesen wusste.

„Ja, sagt sie nachdenklich, „was haben wir in jüngster Zeit nicht alles erlebt — und was hat sich hier im Hause nicht alles geändert! So viel,“ setzt sie bedächtig hinzu, „steht nun wohl fest, dass wir uns alle damals gründlich getäuscht haben, als wir glaubten, dass Herr Lambert und das Fräulein ein Paar würden!“

Ich nicke ihr still zu, und sie mochte in meinen Zügen einen trostlosen Ausdruck der Verzweiflung wahrnehmen. Denn hastig fährt sie fort: „Sehen Sie nur einmal, was für Qualen dieser arme Lambert durchmacht; der Mensch ist seit der Zeit ein anderer geworden, ja ich werde mitunter die Angst nicht los, er könnte sich ein Leid anthun.“

Ich sehe sie eine Weile forschend an, ehe ich langsam und mit schwerer Zunge erwidere: „Ich verstehe jetzt so gut, wie das einen Menschen um den Rest des Verstandes bringen —, wie einem durch solchen Schmerz jede Lebens-Möglichkeit genommen werden kann.“

Da ergreift Fräulein Le Ciel in einem spontanen Empfinden meine Hand.

„Herr von Korff,“ sagt sie, „gewiss giebt es Menschen, die in solch überwallenden Gefühlen Hand an sich legen. Aber das sind doch schwache, schwache Seelen. Begreifen thu ich's ja auch — ach Gott, wie gut begreife ich das — vielleicht, sagt sie unbewusst lächelnd, „bin ich auch einmal jung gewesen, und vielleicht hat es auch in meinem Leben viel Drang gegeben. Nun, ich hab' immer gemeint, man soll in tüchtiger Arbeit, in gerader, schöner Gesinnung über solches Leid hinwegzukommen streben. Und hat man den ehrlichen, den festen Willen — so gelingt es einem auch — und dann giebt es eine Zeit, wo die Erinnerung an diese Tage etwas Wehmütiges, ja ich darf wohl sagen, etwas Festliches hat.“

Ich schüttle den Kopf. „Das mag wohl zutreffen,“ entgegne ich leise, „bei Menschen, die mit einer inneren Harmonie begabt sind — die anderen, wenn sie überhaupt darüber hinweg kommen, behalten einen Knacks fürs ganze Leben zurück.“

Da giebt sie mir keine Antwort. Nur sehr nachdenklich und traurig zugleich sieht sie mich an.

Schwerfällig erhebe ich mich und scheu blicke ich zu Boden, während ich zur Thüre schleiche. Ich mochte nicht, dass sie meine blassen und verstörten Züge sähe, in welchen Gram und Schmerz arbeiteten.

Ich wollte auf mein Zimmer. Aber auf dem Korridor kommt wie ein Stösser Frau Statháki auf mich zu.

„Denken Sie nur“, zischt sie leise hervor, „sie will sich diesem . . . . diesem Menschen in die Arme werfen, diesem alten Manne, diesem unheimlichen . . . . aber“, unterbricht sie sich selbst, „so lange ich noch japsen kann, wird daraus nichts. Wir reisen schon morgen ab. Sie erhalten natürlich sofort unsere Adresse — — sie kann ja ohne mich nichts thun. Gott Lob,“ fügte sie hinzu, „dass es Gesetze giebt.“

Ich erwidere ihr kein Wort. Teilnahmslos und zerstreut blicke ich sie an.

Dann schreite ich an ihr vorbei, ohne dass mir die Verblüffung ihrer Miene entgeht, die in diesem Augenblicke von einem geradezu blöden Ausdruck beherrscht wird.

Auf meinem Zimmer aber breche ich zusammen. Und ich grosser Bursche fange bitterlich zu schluchzen an. Ich hatte es ja gewusst — und doch . . . . und doch!

Stundenlang brüte ich vor mich hin. Die Dunkelheit bricht herein, die Dämmerung wirft gespenstige Schatten in mein Zimmer, und vor meiner Seele steigen traurige Bilder empor.

Es pocht. Ich horche, indem ich schreckhaft in die Höhe fahre. Nein, ich habe mich getäuscht — — nichts rührt und regt sich.

Wieder versank ich in dumpfes, ach so schweres Grübeln.

Mein Vater tritt leise auf mich zu und legt seine schmale Hand auf meine Schulter. Er hat sich einen Havelock umgeworfen und trägt einen grünen Jägerhut auf dem Kopfe.

„Junge . . . Junge, was machst Du für Geschichten!“ murmelt er in kummervoller Güte und verschwindet geräuschlos.

Dann gleitet meine Mutter wie ein Schatten in das Zimmer. Sie spricht kein Wort. Sie ist in weisse Schleier gehüllt. An der Thür bleibt sie, ein wenig vornüber gebeugt stehen. Nur an ihrer schlanken, zarten Gestalt vermag ich sie zu erkennen.

Plötzlich löst sie ein wenig ihren Schleier und zeigt mir ihr weisses, schneeweisses Haar.

„Mutter . . . . Mutter!“ schreie ich in innerer Qual und will auf sie zugehen. Aber die Mutter ist fort — — weit, weit fort.

Ich reibe mir die Augen.

Eine harte Stimme gellt an mein Ohr.

„Penelope . . . . Penelope, Penelope!“

Und dann wird meine Thür jählings aufgerissen — und Frau Stathâki steht mit wirrem Haar vor mir.

„Sie ist fort . . . . sie ist fort! . . . .“ kreischt sie, und die Wut entstellt noch mehr ihre verängsteten Züge.

Herr und Frau Fratelli treten leise hinzu und teilen mir flüsternd mit, dass das Fräulein mit Karsten auf und davon ist, nachdem es einige Stunden zuvor zwischen Mutter und Tochter eine schlimme Scene gegeben. —

* * *

In der Pension Fratelli wird es in den nächsten Tagen still — — sehr still.

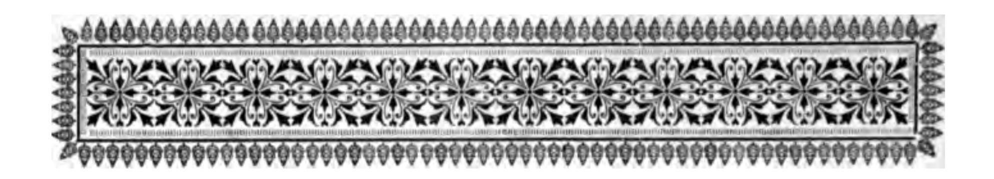
Alexander Lambert hat seinen Koffer gepackt — und Frau Stathâki hat notgedrungen allein die Reise nach Griechenland angetreten.

Ich habe sie mit einem Notgroschen versehen, obwohl Karsten für die Heimreise und darüber hinaus vorgesorgt hatte.

Mit verbitterter Miene gab sie mir das Versprechen, die Beiden, die spurlos verschwunden sind, nicht zu verfolgen.

Auch mein Bündel ist geschnürt . . . . An meine Mutter habe ich nur wenige Zeilen geschrieben . . . . aber die Mutter hat mich begriffen. Sie ist voll Himmelsgüte und Zartheit.

Ich gehe ins Ausland — — ich trete die Reise nach dem Frieden an. Ob ich jemals Penelope Stathâki vergessen werde? . . .



APHORISMEN

UEBER DIE

RASSENFRAGEN IN DER VÖLKERGESCHICHTE.*)

DIE MISCHUNG DER RASSEN.

VON

Dr. BENEDICT FRIEDLAENDER.

Eine besondere Betrachtung verlangen die Erscheinungen, welche dann auftreten, wenn zwei oder mehrere verschiedene Rassen nicht auf räumlich getrennten Gebieten, sondern untereinander auf demselben Gebiete leben. Wir glauben, dass die Mischung zweier beliebiger, nicht-chemisch auf einander einwirkender Flüssigkeiten eine ziemlich gute Analogie bietet. Wir behaupten nicht, dass sie auf tieferen Gründen beruhe; wohl aber ist sie geeignet, zur Veranschaulichung zu dienen. Zwei Flüssigkeiten sind miteinander mischbar oder nicht. Bei Rassen entspricht die Mischung der geschlechtlichen Vermischung und Erzeugung eines Bastard-Volkes. Denjenigen molekularen Eigenthümlichkeiten der Flüssigkeiten, von denen ihre Mischbarkeit abhängt, entsprechen bei den Rassen die physiologischen Zu- und Abneigungen, auf denen der Eintritt oder das Unterbleiben der Rassenmischung beruht. Wenn man Alkohol und Wasser oder Alkohol und Aether zueinander giesst, so mischen sich beide Flüssigkeiten miteinander vollkommen, d. h. nach einiger Zeit, die durch Umrühren sehr verkürzt werden kann, findet sich in einem jeden Theile der Flüssigkeitsmenge derselbe Prozentsatz zwischen den beiden Bestandtheilen; nirgends findet man mehr reinen Alkohol, nirgends mehr reines Wasser; diesen Fall nennt man die Mischbarkeit im eigentlichen Sinne des Worts. Oel und Wasser sind, wie jedermann weiss, und wie jedenfalls mit grosser Annäherung richtig ist, nicht mischbar; nach noch so langem und intensivem Umrühren trennen sich die beiden Bestandtheile des Gemenges wieder voneinander. Eine dritte, sehr häufig zutreffende Möglichkeit, die aber populär weniger bekannt sein dürfte, besteht darin, dass zwar eine jede der beiden Flüssigkeiten einen gewissen Prozentsatz der anderen aufnimmt, so dass z. B. die Flüssigkeit A vielleicht $^1/_{10}$ von der andern B, die Flüssigkeit B aber etwa $^1/_{20}$ von der ersten A, aufnimmt. Man erhält so aus den beiden Flüssigkeiten A und B zwei neue, nämlich eine, die vorwiegend aus A, aber mit einer geringen Beimischung von B, und eine zweite, die vorwiegend aus B, aber mit einiger Beimischung von A besteht. Diese beiden neuen Flüssigkeiten sind dann nun aber nicht weiter miteinander mischbar, sondern bleiben voneinander getrennt. Dies Verhalten kann man z. B. beobachten, wenn man Aether mit Wasser mischt; der Aether nimmt etwas Wasser an, das Wasser

*) Vgl. Jahrgang VI, S. 354 und VII S. 227.

etwas Aether, aber diese beiden neuen Flüssigkeiten sind nun nicht weiter miteinander mischbar. Es liegt die Vermuthung nahe, dass es vielleicht eine absolut vollkommene Löslichkeit gar nicht oder doch nur in sehr seltenen Fällen geben mag; denn wenn eine jede Flüssigkeit zwar gewisse Mengen der anderen löst, aber diese Mengen als sehr klein gedacht werden, so kann der ganze Vorgang leicht gänzlich unbemerkt bleiben, ja er muss es, wenn man nur die Löslichkeit als hinreichend gering annimmt. Der Fall der gänzlichen Mischbarkeit und derjenige der völligen Unmischbarkeit können also als äusserste Grenzfälle des allgemeinen Verhaltens der beschränkten gegenseitigen Löslichkeit angesehen werden, wobei man aber hervorheben muss, dass der Grenzfall der vollkommenen Mischbarkeit in sehr vielen Fällen unzweifelhaft vorliegt, der andere aber vielleicht nicht völlig einwandsfrei nachweisbar ist. Dies Verhalten stimmt nun zu unserer Analogie schlecht; denn hier ist gerade die vollkommene „Mischbarkeit“ der Rassen anscheinend eher eine Ausnahme, wenigstens soweit die der Beobachtung oder genauen Ueberlieferung zugänglichen historischen Thatsachen reichen. Allermindestens aber nimmt die vollkommene Mischung, also sozusagen der Diffusionsprozess der Rassen, meist sehr lange Zeiten in Anspruch. Den Mischungsverwandschaften der Flüssigkeiten entsprechen die Zu- oder Abneigungen der Angehörigen verschiedener Rassen; und wie gesagt, es ist hier die Regel, dass der Angehörige einer Rasse die Angehörigen seiner eigenen Rasse den Mitgliedern fremder Rassen vorzieht. Das gilt wenigstens als offenbar bestehende, durchschnittliche Regel, besonders wenn man den Rassenunterschied einigermassen gross annimmt. Manche Ausnahmen erklären sich zudem durch besondere soziale Verhältnisse; so z. B. eine Anzahl rassengemischter europäischer Ehen aus ökonomischen Rücksichten, und manche Rassenmischungen in kolonialen Ländern aus dem dort meist lange Zeit hindurch bestehenden Mangel an Weibern der gleichen Rasse. Der Europäer begnügt sich freilich zur Noth mit Negerinnen, aber durchschnittlich zieht er weisse Frauen eben vor, wenn er sie haben kann. Die weitaus überwiegende Zahl der Mulatten in Nordamerika z. B. verdankt ihre Entstehung diesem Umstande; sie sind, vielleicht von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen, wie jedermann in Amerika annimmt, die Produkte von Vermischungen weisser Männer mit schwarzen Mädchen, besonders zur Zeit der Sklaverei. Jetzt aber ist die weisse Bevölkerung auf der einen und die schwarze oder die gemischte auf der andern Seite, vollständig geschieden und Vermischungen mit Erzeugung von Nachkommenschaft wenigstens dürfte zu den seltenen Ausnahmen zählen.

Die Juden haben ihr Blut wohl in stärkerem Masse in die arischen Völker diffundirt, als man im allgemeinen annehmen mag; Statistiken darüber giebt es nicht, und aus sozialen Gründen würden sicherlich viele die Beimischung jüdischen Blutes in Abrede stellen und womöglich ganz vergessen machen. Umgekehrt mag auch in manchen angeblich rein jüdischen Familien eine Beimischung arischen Blutes vorhanden sein. Die Zusammensetzung der jüdischen Rasse selbst, die sich ohnehin nur schwer mit Sicherheit nachweisen lassen dürfte, ist hier nicht von Belang und es interessirt uns hier wenig, ob die Juden reine Semiten oder bereits vor Alters mit Ariern oder andern Völkern gemischte Semiten sind. Anscheinend liegt hier eine Analogie zu der theilweisen Löslichkeit aber nicht vollkommenen Mischbarkeit der Flüssigkeiten vor.

Die weitere Frage, die sich hier eigentlich anknüpfen sollte, nämlich die, ob die Abneigung zweier Rassen, die sich nicht oder nur unvollkommen mischen, eine ein- oder eine gegenseitige ist, ist einigermassen schwer zu entscheiden; manche Beispiele sprechen aber dafür, dass beide Möglichkeiten verwirklicht sind. Den nordamerikanischen Afrika-Negern z. B. wird sogar eine besondere Gier nach weissen Frauen nachgesagt und da diese ihnen aus sozialen Gründen nicht erlangbar sind, so soll die von Schwarzen gegen weisse Weiber geübte Nothzucht besonders häufig sein; jedoch ist dabei der starke Rassenhass des Pöbels in Betracht zu ziehen, der gern nach Gelegenheiten zur Ausübung der beliebten bestialisch-amerikanischen Lynchjustiz ausschaut.

Unsere Analogie mit der Flüssigkeitsmischung ist aber noch in einer andern Beziehung anwendbar. Die meisten Flüssigkeiten, die sich nicht oder unvollkommen miteinander mischen, werden sich nämlich auch nach noch so langem Umrühren nach ihren specifischen Gewichten übereinander anordnen. Der Fall eines genau gleichen specifischen Gewichts ist nun aber ein Einzelfall unter den sehr vielen Fällen von grösseren oder geringeren Gewichtsunterschieden. Ganz ähnlich findet man nun, dass, wo auch immer mehrere Rassen untereinander auf demselben Gebiete leben, ohne sich ganz miteinander zu vermischen, regelmässig einer jeden von ihnen vorwiegend ganz bestimmte Stellungen und Berufe zufallen, und einer von ihnen meist auch eine gewisse Herrschaft. Es ist äusserst schwierig, genau zu bestimmen, auf welchen Eigenschaften diese soziale Gruppirung und Uebereinanderlagerung eigentlich beruhe. Wahrscheinlich giebt es wirklich eine rassenmässige Vorliebe für bestimmte Berufe oder Thätigkeitsarten. Was aber die Vorherrschaft der einen Rasse über die andern betrifft, so gelten eben die vorher etwas ausführlicher entwickelten Grundsätze. Es kommt auf den verschiedenen Grad der specifischen Fähigkeiten an, sich seine Mitmenschen politisch und ökonomisch unter irgend welchen Formen und oft genug unter allerhand falschen Vorspiegelungen dienstbar zu machen, und auf den Grad der Widerstandsfähigkeit hiergegen: wie dies an dem gegenwärtig besonders frappirenden Beispiele Hawaiis dargethan wurde.

Der viel besprochene Einfluss der Juden in Deutschland beruht zum grossen Theile auf der Thatsache, dass sie — was man trotz Fehlens einer irgend zuverlässigen Statistik als wahrscheinlich annehmen darf — mehr von dem Boden Deutschlands, besonders in Form von städtischem Grundeigenthum, von Hypotheken und Pfandbriefen eignen, als ihrer prozentualen Kopfzahl entspricht. Allein, wie gesagt, wir sehen von diesem Beispiele wegen der Parteien Gunst und Missgunst lieber ab und betrachten die Thatsachen und Zusammenhänge in ihrer abstrakten Allgemeinheit. Vermehrung der Kopfzahl, Erlangung ökonomischer und politischer Macht sind die schon angegebenen Umstände, welche die Stärke einer Rasse oder eines Volkes ausmachen und bewirken, gleichviel, ob es nun auf gesonderten Gebieten wohnt, oder ob es in Vertheilung unter andern Völkern lebt. Auch gelten dieselben Wechselwirkungen zwischen diesen Faktoren, indem es beispielsweise klar ist, dass ein durchschnittlicher Wohlstand wenigstens die Möglichkeit der Vermehrung der Kopfzahl vergrössert; und wenn aus andern Ursachen, — man denke an die oft grosse Fruchtbarkeit gerade armer und das Aussterben reicher Familien — von diese Möglichkeit gleichsam kein Gebrauch gemacht wird, indem Ehelosigkeit vorgezogen wird, oder die Ehen unfruchtbar bleiben, so ist das zwar nicht ausser Acht zu lassen, steht aber doch auf einem andern Blatte. Jedenfalls müssen wir auch eine von der ökonomischen Lage unabhängige Tendenz zur Vergrösserung der Kopfzahl annehmen, können aber über deren letzte Ursachen eben recht wenig auch nur vermuthungsweise aussagen. Die Neigung zu einem ruhigen Familienleben trägt jedenfalls viel dazu bei, ebenfalls so auch die Enthaltung von gröberen sexuellen oder alkoholischen Ausschweifungen.

Mehr lässt sich über die andern beiden Faktoren mit Bestimmtheit sagen. Die Erlangung ökonomischer Macht, besondern einer wirklichen Klassen-Uebermacht, kann nicht ohne einen entsprechenden Antheil am Bodeneigenthum bestehen; wobei wie immer, Hypotheken und ähnliche Dinge nicht formell sondern materiell zu beurtheilen sind. Es fragt sich nun, wie sich die eine Rasse in den Besitz des Bodens einer andern setzt. Die Geschichte zeigt viele Fälle der einfachen Wegnahme mit Gewalt oder „kriegerischen Eroberung“; ja, wenn man nur tief genug in die Vorgeschichte eindringen könnte, so würde sich wahrscheinlich die Regel herausstellen, dass die meisten der gegenwärtigen Nationen den heute von ihnen besessenen Boden andern Völkern mit Gewalt weggenommen, oder wie man zu sagen pflegt, diese verdrängt haben. Allein diese einfache Methode der Bodenaneignung ist gegenwärtig, wenigstens innerhalb

einer politischen Gemeinschaft, unmöglich, oder doch ziemlich unmöglich, selbst wenn man sein Augenmerk auf koloniale Länder richtet. Eine um so grössere Rolle spielt die Erlangung mit List. Ich wende dieses Wort nur der Bequemlichkeit wegen an; es soll durchaus nicht in allen Fällen einen tadelnden Beigeschmack haben und also nicht geradezu mit Hinterlist identisch sein. Giebt es doch kaum eine andere sichere „Kapitalsanlage“ als in direktem oder indirektem Bodeneigenthum. Und hat doch jeder Besitzende nur die Wahl, entweder selbst an den Früchten der Ausbeutung theilzunehmen, oder vielmehr allmählich oder schnell sein Vermögen zu verlieren und nun der passiven Ausbeutung anheimzufallen! Wer sich dagegen mit aller Energie und Klugheit wehrt, der handelt zwar nicht christlich, wenigstens nicht christlich im Sinne der Verherrlichung der Armuth und des Unrecht-Leidens wie sie Christus selbst gelehrt und praktisch vertreten hat; aber sicher sehr „menschlich“, um so mehr, als die allermeisten, die ihm deswegen Vorwürfe zu machen geneigt sind, das einzig und allein deswegen thun, weil sie selbst zufälligerweise zu den Ausgebeuteten gehören, sich aber sehr schnell mit der „Ungerechtigkeit“ aussöhnen würden, wenn sie selbst an ihren Früchten Theil hätten. Allein der Ausdruck „List“ ist auch sonst ganz zutreffend, wenn man die geschäftliche Thätigkeit ganz objektiv in ihre eigentlichen Motive und ihren wahren Mechanismus zerlegt; es handelt sich dabei zwar nicht immer um Arglist, aber doch vorwiegend um die Bethätigung derjenigen Art der Intelligenz, die man auch wohl als Schlauheit bezeichnet. Meinetwegen, da wir hier nicht über Worte streiten wollen, mag man auch an Stelle der „List“ immer „geschäftliche Tüchtigkeit“ lesen. Diese besteht jedenfalls in der Erlangung und Erhaltung und Vermehrung von Werthen auf gesetzlich erlaubte Weise. Hierzu ist nun ein gewisser und sich nach dem bereits erlangten Vermögen richtender Grad von Sparsamkeit unerlässlich, besonders aber die richtige „Anlage“ des erworbenen „Kapitals“. Zu dieser eignen sich aber die direkten oder indirekten Bodenwerthe ganz unvergleichlich viel besser als die andern, aus Gründen, die jeder „Kapitalist“ weiss, die leicht einzusehen sind, die hier aber als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Nun ist die geschäftliche Tüchtigkeit, namentlich aber die Neigung und Fähigkeit, das bereits erworbene oder ererbte Vermögen festzuhalten, bei den verschiedenen Rassen ganz zweifellos verschieden entwickelt — und schon aus dieser Verschiedenheit muss sich ein durchschnittliches Uebergewicht der einen Rasse über die andere in ökonomischer Beziehung allmählich entwickeln und sich zu verstärken die Tendenz haben. Das ökonomische Uebergewicht führt dann schon fast von selbst zum politischen; wir haben an Hawaii ein Beispiel dafür kennen gelernt, dass eine Minderheit von wenig über 2 % der Bevölkerung, wesentlich auf der Basis des ökonomischen Uebergewichts, die politische Macht allmählich an sich gebracht und durch einen abschliessenden Hauptschwindel vollends an sich gerissen hat.*) Es wird auch die verhältnissmässig reichere Bevölkerungsklasse, wegen der natürlich alsbald eintretenden Beneidung und Bedrohung, danach streben müssen, sich durch Handhabung der Gesetzesfabrikation und Regierungsgewalt nach Kräften vor unangenehmen

*) Ich weise bei dieser Gelegenheit nochmals auf den im ersten Theile erwähnten Satz hin, dass die unterlegene Partei meist nicht einmal bei ganz Unparteiischen auch bloss zu Gehör kommt. So ist meines Wissens der erste Theil dieses Aufsatzes auf dem europäischen Continent die erste und bisher einzige Würdigung der Hawaiischen Verhältnisse, die sich bemüht, der unterlegenen Königspartei Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und die fast völlige Nichtbeachtung meiner Schrift ist gerade eine weitere Bestätigung der Richtigkeit eben jenes Satzes. Aehnliche Auslassungen in englischen Blättern fallen weit weniger ins Gewicht, da hier die englisch-amerikanische Eifersucht entweder wirklich vorhanden ist, oder doch wenigstens vom Publikum vorausgesetzt werden kann. Uebrigens verwahre ich mich, wenn das überhaupt nöthig sein solltei gegen die Auslegung meiner Ausführungen, als ob die hawaiische Königspartei frei wäre von allerhand weissem Abenteurerschund; im Gegentheil, wenn das nicht so wäre, so hätten wohl bessere Rathgeber und Politiker wenigstens das äusserste von der Königin abgewendet.

Möglichkeiten zu schützen. Endlich aber scheint die politische Rührigkeit, das geschickte Machen der Politik und der diese zum grössten Theile beherrschenden öffentlichen Meinung, (in zivilisirten modernen Ländern also namentlich auch der Presse,) nach verschiedenen Rassen verschieden entwickelt zu sein. Diese Erscheinungen sind allgemein, und müssen es sein, da sie ja aus innern Gründen vollkommen durchsichtig sind.

Wer die politische Macht z. B. durch die Mache der öffentlichen Meinung, durch Besitz der Presse und der Zeitschriften beherrscht, der weiss auch sehr genau aus Erfahrung, dass dieser politische Einfluss ihm oder seinen Auftraggebern auch ökonomische Renten abwirft. Wie sollte es auch anders sein!

Man wird mir vielleicht hier einwenden, dass sehr oft die fraglichen, angeborenen und erblichen Verschiedenheiten der Rassen zu geringfügig seien, um so grosse Wirkungen hervorzurufen. Allein, ich werde dann erwidern, dass erstens diese Rassenunterschiede in manchen Fällen denn doch nicht so ganz unerheblich sind, und dass ferner wegen der Wechselwirkungen und der im Laufe der Zeit unausbleiblichen Häufung kleiner Wirkungen schliesslich ein recht ansehnliches Gesammtresultat herauskommen muss, auch wenn die bestehenden, durchschnittlichen Unterschiede wirklich sehr gering wären. Der Fall aber, dass die geschäftliche Beanlagung und die politische Rührigkeit bei zwei oder mehreren Rassen einander absolut gleich wären, ist ein Einzelfall, der schon nach blosser Wahrscheinlichkeitsveranschlagung nur minimale Chancen des Zutreffens haben kann. Man nenne mir doch zwei miteinander nicht mischbare Flüssigkeiten, die genau das gleiche spezifische Gewicht hätten! Mühsam herstellen muss man sie, wenn man sie haben will, indem man z. B. Alkohol und Wasser in dem Verhältnis mischt, dass die Mischung gerade das Gewicht von Olivenöl hat; ohne eine solche absichtliche Herstellung dürften sie aber wohl kaum zu finden sein.

Die Rivalitäten zwischen Rassen sind insofern ganz besonderer Art, weil bei ihnen auch den begeistertsten Anhängern naturrechtlicher Betrachtungen der Boden unter den Füssen bedenklich wankt. Um unrichtigen Schlussfolgerungen betreffs meines eigenen Standpunkts vorzubeugen, will ich mich hier ausdrücklich zu der Ansicht bekennen, dass es ein wirklich haltbar und sozusagen naturwissenschaftlich zu begründendes Naturrecht sehr wohl geben könne; allein, es scheint mir so, als ob die bis jetzt aufgestellten Theorien, sogar die naturrechtlichen Erwägungen des universellen Denkers Eugen Dühring, wie auch diejenigen von Henry George, in sich nicht haltbar seien. Das Naturrecht muss vielmehr, wie ich glaube, auf eine von den bisherigen Versuchen gänzlich abweichende Basis gestellt werden, wenn nicht schliesslich doch rein macchiavellistische Grundsätze auch den theoretischwissenschaftlichen Sieg davon tragen sollen. Jedenfalls ist die Anwendbarkeit auf Rassenkonkurrenz der äusserste Prüfstein einer Naturrechtstheorie, sozusagen dessen Feuerprobe. Bei Streitigkeiten zwischen zwei Rassen, in die sich aus irgend welchen Gründen dritte nicht einmischen können oder wollen, fehlt es nämlich an einer irgend wie zureichenden, höheren Instanz; wobei man natürlich die Voraussetzung zu machen hat, dass beide Rassen an Macht einigermaassen gleich seien und vor allen Dingen, dass sich jede von ihnen als die höhere oder vorzüglichere ansehe.

Bei stärker voneinander abweichenden Rassen ist die gänzliche Verschiedenheit in der Werthschätzung der Elemente des Lebens und eine gegenseitige Abneigung die Regel; was die eine hochschätzt, mag der andern ein Gräuel sein; kurz, man stelle sich nun einen solchen Streit um Sein oder Nichtsein der einen von beiden Rassen recht anschaulich vor und man wird ersehen, dass dann in der That eine höhere Instanz nicht recht abzusehen ist, man mag die Sache drehen und wenden, wie man will; die von der einen Seite mit aller Ueberzeugung vorgebrachten Argumente werden auf der andern Seite eindruckslos bleiben können, und zwar — mit Recht.

Es war äusserst interessant, aus dem Munde von Henry George auf dem Kongresse des single-taxer zur Zeit der Ausstellung in Chicago eine

Ansicht über die kalifornische Chinesenfrage zu hören, die sich mit seinen naturrechtlichen Ansichten, welche bekanntlich in seinen ökonomischen Ausführungen eine grosse Rolle spielen, nicht gut verträgt. Nach seiner Ansicht hat ja ein jeder Mensch, von Naturrechts wegen, das gleiche unveräusserliche Anrecht auf den Oberflächenraum und die Naturhülfsmittel der Erde, wie irgend ein anderer Mensch. Freilich vertritt George diesen Standpunkt, wenn schon nicht ausdrücklich, nur innerhalb eines und desselben politisch-nationalen Gebildes, in erster Linie seiner Heimath, der Vereinigten Staaten. Sobald man aber die Sache international fasste, so würde z. B. jeder Amerikaner das gleiche Anrecht z. B. auf den deutschen Boden haben müssen, wie umgekehrt auch jeder Deutsche auf den amerikanischen Boden; die „single-tax" müsste von Natur-Rechts wegen, wenigstens als letztes Endziel und theoretisch vollkommener Zustand, international erhoben werden, wie mir jeder Kenner der Georgeschen Werke zugeben muss. George tritt für eine Maassregel ein, die z. B. innerhalb Amerikas einem jeden Amerikaner das gleiche Recht auf den gesammten Boden der Union gewährleisten würde. Wie steht es aber mit dem eigentlichen „homo americanus", der armen Rothhaut, die bekanntlich von den Yankees nicht nur überhaupt so gut wie verdrängt, sondern auch mit der den Angelsachsen eigenen und vollends beim Yankee ausgeprägten gänzlichen Rücksichtslosigkeit ausgerottet wurde und wird?

Freilich scheint es so, als ob die Menschheit als ganzes genommen, vielleicht an den Indianern nicht allzu viel verliert; aber wie verträgt sich das mit der Gleichheit der Rechte und dem gerade von George über Gebühr vertretenen Christenthum? Sicher wird mir jeder Verehrer George's einwenden, dass hier allerdings eine grosse „Ungerechtigkeit" begangen wurde, für die weder George, noch auch die Amerikaner schlechthin, sondern vielmehr einzelne Individuen, besonders einige Exemplare des amerikanischen demokratisch-corrupten Beamtenthums verantwortlich seien. Doch was sagte George betreffs der Chinesenfrage? Nach seinen Grundsätzen müsste doch eigentlich jeder Chinese auch auf den amerikanischen Boden das gleiche Recht haben, wie jeder Amerikaner auf den chinesischen Boden; die Gestattung der freien Einwanderung aber wäre offenbar das allermindeste; allein, George sprach sich unter dem lebhaften Widerspruche mancher seiner Anhänger dagegen aus. Ich weiss sehr wohl, dass man auch von seinem Standpunkte das vertreten kann, und führe das Ganze hier nur an, um zu zeigen, wie schwierig sich die Anwendung der üblichen Naturrechtstheorien auf die Beziehungen zwischen verschiedenen Völkern, besonders aber zwischen zwei wesentlich von einander abweichenden Rassen gestaltet. Es fehlt hier an Raum, meine eigenen Ansichten darüber auseinander zu setzen; es genüge der Hinweis, dass ich es für das einzig mögliche halte, sich damit zu begnügen, die nothwendigen Folgen gewisser Verhaltungsarten in der Sozialpolitik im innern wie in den internationalen Beziehungen, zu ergründen, und dann das übrige dem einzelnen Falle anzupassen. Die letzte Eigenart des Willens ist angeboren, und wahrscheinlich wirklich, wie Schopenhauer meint, unveräusserlich, auch wohl nach Rassen einigermaassen verschieden; man verzichte darauf, die Willensrichtung des einzelnen oder der Rassen durch Moralvorschriften bessern oder überhaupt ändern zu wollen. Wohl aber lassen sich die nothwendigen Konsequenzen bestimmter Verhaltungsarten, und zwar nicht nur die unmittelbaren, sondern auch die ferneren Konsequenzen beleuchten; und wenn nur diese Folgen hinreichend bekannt wären und die innere wie die äussere Politik mit einem grösseren Maasse von blosser Kenntniss geleitet würde, so sähe die politische und soziale Welt recht anders aus, und zwar entschieden auch „gerechter" im Sinne der Naturrechtler; auch würde viel weniger geheuchelt und gelogen werden, was schon aus vielen Gründen ein grosser Fortschritt wäre; denn wer heute die Ehrlichkeit in der Politik voraussetzen, oder gar als Prinzip aufstellen wollte, der würde bei Kennern nur ein mitleidiges Lächeln erwecken; das „mundus vult decipi" gilt heute in der Politik mehr als je, und nicht einmal am wenigsten auch bei der

Partei, die Recht und Wahrheit besonders ostentativ auf ihre Fahne geschrieben hat.

Ueber das thatsächliche Urtheil der Rassen übereinander, d. h. die Meinung, die die eine Rasse von der andern hat, ein klares Urtheil zu gewinnen, ist einigermaassen schwer. Zwar weiss man in der Regel so ungefähr, was für eine Ansicht unter den Angehörigen der eigenen Rasse über irgend eine der in Betracht kommenden andern Rassen verbreitet ist; und zwar wird man finden, dass dieses Urtheil in der Regel ein tadelndes ist, wobei man, wie Schopenhauer sarkastisch bemerkt, schon deswegen Recht zu haben pflegt, weil eben mit der Menschheit überhaupt nicht viel Staat zu machen sei und jedes Volk nur einige besonders stark entwickelte üble Eigenschaften habe. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen arischen Stämmen kommen wegen ihrer Geringfügigkeit wenig in Betracht; doch sei z. B. daran erinnert, dass die Deutschen im Auslande vielfach als plump, dumm und ungeschliffen (tudesque) gelten, in England, wie ich glaube, auch für politisch sozusagen nicht ganz mündig; Amerikaner und Deutsche werfen sich gern gegenseitig Verrücktheit vor („verrückter Amerikaner"; „crazy dutchman"). Dem Deutschen gilt der „Welsche" als „falsch" etc. Allein, wie gesagt, diese Urtheile sind nicht besonders markirt; auch spielt hier wohl das gegenseitige Nichtverstehen der Sprache eine Hauptrolle; tiefere Verschiedenheiten sind denn aber wohl nur in geringem Umfange vorhanden, und unter freilich sehr veränderten Umständen wäre zwischen diesen Völkern ein rein und dauernd friedliches Verhalten wenigstens denkbar.

Gehen wir zu Rassen über, die in viel höherem Grad von einander verschieden sind, z. B. zu den Negern und den Weissen in den Vereinigten Staaten, so ist es, wie schon bemerkt, für den Weissen sehr schwer, eine Einsicht in das Urtheil der Neger über die Weissen zu gewinnen. Das umgekehrte ist leichter, übrigens aber für diejenigen, die eine allgemeine Verbrüderung der „Menschheit" anstreben, wenig tröstlich. Der Ausdruck Verachtung für die Ansicht der Weissen über die Neger trifft den Kern der Sache nicht; er besagt theils zu viel, theils aber auch zu wenig. Der Ausdruck „Verachtung" ist mit „Hass" zwar durchaus nicht gleichbedeutend, aber doch verwandt. Hass besteht nun zwar offenbar in vielen Fällen, und er würde ganz ungeahnte Dimensionen annehmen, wenn es den Negern je gelänge, sich zu höheren sozialen Stellungen emporzuarbeiten und überhaupt mehr Einfluss zu gewinnen, als dies thatsächlich der Fall ist! Wenn es aber gar zu einer annähernden Gleichheit der Stellung dieser Rassen in den Vereinigten Staaten käme, so wäre voraussichtlich ein Kampf um Leben und Tod die unvermeidliche Folge. Am besten drückt man wohl das Urtheil der Weissen über die Neger aus, wenn man sagt, dass die Schwarzen in ihren Augen eine spezifisch verschiedene Art von Lebewesen seien, denen man zwar aus manchen Gründen ihr Menschenthum (leider) nicht so recht streitig machen könne, vor denen, oder der sogenannten „colour-line", aber die „Gleichheit" trotz alles theoretisch guten Willens entschieden und hoffnungslos Halt mache. Die Abneigung, oder doch das Gefühl der spezifischen Verschiedenheit ist eben zu tief, als das irgend welche Absichten in gegentheiliger Hinsicht etwas daran ändern könnten.

Etwas andrer Art ist die Abneigung gegen die Chinesen, z. B. in Amerika; hier aber weiss oder vermuthet man doch wenigstens so viel, dass die Abneigung auf Gegenseitigkeit beruht, und dass uns die Chinesen sammt und sonders als „Barbaren" betrachten. Allerdings darf man ja von amerikanischen Verhältnissen nicht so ohne weiteres verallgemeinernde Schlüsse machen; denn der Chauvinismus, d. h. die Ueberschätzung der eigenen und die Unterschätzung der fremden Nationen ist wohl nirgends auch nur annähernd in dem Grade ausgeprägt, wie im freien Amerika und erstreckt sich dort komischerweise auch auf die eigenen Erzeuger, also vornehmlich die Briten und die Deutschen.

Das Urtheil der Rassen übereinander kann übrigens ganz unabhängig von seiner Richtigkeit zu wichtigen praktischen Folgen führen. Denken wir uns zwei Rassen auf demselben Lande lebend,

von denen die eine die grosse Majorität haben mag. Nehmen wir ferner an, dass die Majoritätsrasse eine starke Abneigung gegen die Minoritätsrasse habe, und dieser also eine Anzahl schlechter Eigenschaften nachsage, wobei wir es als ganz gleichgiltig ansehen, in wie weit dieses Urtheil auf Wahrheit beruhe; so ist es klar, dass dann die Minoritätsrasse wie sie übrigens auch thatsächlich beschaffen sein mag, es sehr schwer hat, eine einflussreichere Stellung zu erringen. Die Majorität, sobald sie nur einig ist, hat unter sonst gleichen Umständen auch die Macht; in unsrem Falle die Macht namentlich zur sozialen Unterdrückung der Minderheitsrasse; wobei es wiederum zwar nicht gleichgiltig, aber doch eine sekundäre Frage ist, ob diese Unterdrückung die Form von direkten oder indirekten Rassengesetzen annimmt, oder sich mit bloss sozialen Massregeln begnüge. Man denke hier wieder an die Juden von einst und jetzt. Wir können kaum annehmen, dass sich die natürliche Beschaffenheit dieses Stammes, oder dass sich die Rasseneigenschaften der arischen Völker wesentlich geändert haben sollten; die Aenderung der sozialen Stellung der Juden ist allein auf diejenige des Urtheils der Majoritäts-Rasse über diesen Stamm, und seine Religion zurückzuführen. Freilich kommt es in letzter Linie auch hier immer auf die thatsächliche Beschaffenheit der Rassen an, in so fern, als das Urtheil, das andere über uns fällen, sei es über Individuen oder über Kollektivitäten oder Rassen, eben nichts unveränderliches ist und nichts, was unsrer bewussten Beeinflussung unzugänglich wäre. — Versetzen wir uns ferner in die Lage einer seit lange unterdrückten Rasse, so empfinden wir unmittelbar, dass die blosse Thatsache der Unterdrückung, der Unzugänglichkeit gewisser höherer, sozialer Stellungen, unser, d. h. der unterdrückten Rasse Selbstvertrauen schädigen muss. Das ist nun aber ein sehr grosser Nachtheil; so lächerlich eine Ueberschätzung der eigenen Person oft geräth, so wird sie für den betreffenden doch wohl nur selten einen annähernd so grossen Schaden stiften, wie die gleichfalls gelegentlich vorkommende Unterschätzung. Wem einiges Selbstvertrauen fehlt, der hat einen grossen Theil der Chancen zum Vorwärtskommen verloren, wie immer er auch sonst beschaffen sein mag. Was für jeden einzelnen gilt, das muss auch für eine Gesammtheit zutreffen. Das was man im Kriege als „moralischen Eindruck“ (einer Attacke z. B.) bezeichnet und dem man mit Recht eine so grosse Wichtigkeit beimisst, das ist grossentheil eben nichts anderes, als die Beeinflussung des Selbstvertrauens der eigenen Truppen und der des Feindes. — Es ist klar, dass z. B. der Neger in Nordamerika in dem Streben nach Verbesserung seiner sozialen Stellung ausserordentlich behindert sein muss, wie er auch immer thatsächlich beschaffen sein mag, so lange die Meinung der Weissen, d. h. der Majorität, so ungünstig bleibt; er muss auf alle Fälle unter diesem Urtheil leiden, gleichviel, ob es ein blosses Vorurtheil oder ein gegründetes Urtheil ist. Im ersteren Falle könnte sich zwar die Stellung der Rasse mit der Zeit ändern, indem das Vorurtheil beseitigt werden kann; hierzu wäre aber allermindestens eine sehr lange Zeit erforderlich, da eine ausgeprägte, natürliche Abneigung besteht.

Man kann daher einer irgend wie bedrohten Rasse nur denselben Rath geben, wie auch dem einzelnen in ähnlichen Fällen; nämlich den, vor allen Dingen nicht Muth und Selbstvertrauen zu verlieren, im übrigen aber die Sachlage möglichst objektiv zu würdigen, also die Gefahr weder zu über- noch zu unterschätzen. Freilich ist eine solche Beurtheilung oft nicht leicht. Minoritätsrassen, wie z. B. die Juden, müssen auf jene ultima ratio, die Gewalt oder deren Androhung im allgemeinen verzichten. Im übrigen ist freilich die moderne Verhetzung mit ihren ungeheuerlichen Uebertreibungen und ihrer Pöbelaufstachelung zwar, wie wir meinen, keine Gefahr für die Rasse, wohl aber kann sie unter gewissen Umständen zu einer Gefahr für einzelne Juden der Gegenwart werden, mindestens aber zu einer argen Belästigung und theilweise auch materiellen Schädigung. Der Ton gewisser Blätter bedeutet geradezu eine Kriegserklärung, die zwar nicht von offiziellen Stellen, aber einigen Gesellschaftsgruppen ausgeht, und nicht vernachlässigt werden darf. Diejenige

der antisemitischen Richtungen, die hier am meisten in Betracht kommt, ist nicht der Antisemitismus der Junker, Pfaffen, Offizierskreise oder gar buntmützigcr Studenten, sondern allein der „freiheitliche Antisemitismus“, wie er sich selbst nennt, der an die Auslassungen E. Dührings anknüpft. Uebrigens ist das ganze ein deutlicher Beleg erstlich für die fortzeugende Kraft der bösen That; denn wenn nicht allerhand kleinliche Gelehrten- und Politikanteneitelkeiten jenem grossen aber keineswegs unfehlbaren Denker ein unverzeihliches Unrecht zugefügt hätten, so wäre zwar jene Art des Antisemitismus zwar vielleicht auch entstanden, hätte aber schwerlich die fanatisch propagandistische Kraft, die er, wenn auch unwahrscheinlicher, so doch möglicherweise in kommenden Zeiten entfalten könnte. Zweitens aber zeigt er so recht deutlich die Macht, welche die Geistesthaten und Geistesverirrungen des Einzelnen unter günstigen oder vielmehr ungünstigen Umständen ausüben können. Wenn die arischen Völker der Ausbeutung Widerstand entgegensetzen, so kann man ihnen das nicht übel nehmen und sie mögen die sozialen Einrichtungen in der geeigneten Weise ändern; die Juden aber alles entgelten zu lassen, was historisch geworden ist, und bei dem Arier vollauf ebenso betheiligt sind, ist „ungerecht, unmoralisch und freiheitswidrig“. Uebrigens aber bekämpft man solche Dinge besser mit offenem Visir, als durch Versteckspielen und Ausreissen. Die arischen oder semitischen Todschweiger und Verkleinerer Dührings haben nicht nur unmoralisch, sondern auch sehr unpolitisch gehandelt. Hass und Angst sind schlechte Rathgeber, namentlich für bornirte Zunft- und Parteimenschen oder deren Press-Anwälte. Die Juden haben dergleichen doch wahrlich nicht nöthig, obwohl sie ja die verschwindende Minorität sind. Sie sollten vielmehr aus der Geschichte ihres Volks gelernt haben, dass sie so ziemlich alles können, was Menschen vermögen. Anderseits sollten die Arier doch nicht vergessen, dass ihre Agitation gegen die wenigen Prozente Juden in der europäischen Bevölkerung eigentlich ein beschämendes Armuths- und Schwächezeugniss darstellt. Die Gesetze und Einrichtungen sind für alle gleich; und wenn sie zur ungerechten Erhebung der einen und Benachtheiligung der andern führen, so soll man die Einrichtungen ändern, nicht aber gesellschaftliche oder legale Ausnahmemassregeln gegen die Juden in Scene setzen wollen, durch die man doch weiter nichts erreichen könnte, als den „jüdischsten unter den Ariern“ diejenigen Posten zu verschaffen, die jetzt von Juden besetzt sind. Eine anti-weisse Bewegung unter den Südseeinsulanern hätte sehr viel mehr Berechtigung als der europäische Antisemitismus.

Sich von persönlichen und Familien-Vorurtheilen frei zu machen, ist schwer, weit schwieriger noch, über den engen Horizont seiner gesellschaftlichen Klasse, Clique oder Kaste hinausschauen zu lernen; am allerschwersten aber, den grundverschiedenen Völkersitten und Rassengewohnheiten eine echte Liberalität entgegenzubringen. Natürlich meine ich damit nicht ein blasirtes Gutheissen aller und jeder Sitten und Unsitten; im Gegentheil! Aber diejenigen Gewohnheiten, die Niemanden schädigen, oder gänzlich sozusagen adiaphora oder, deutsch zu reden, wirklich reine Geschmackssache sind, sollte man gewähren lassen, wenn deren Vertreter nicht etwa ihrerseits gegen unsere Sitten illiberalen Zwang anwenden und Repressalien herausfordern. Es giebt kein sichereres Zeichen eigentlicher Pöbelhaftigkeit, wie die ausgesprochene Neigung zur Vergewaltigung in solchen Geschmackssachen. Wie lächerlich ist nicht der europäische Zwang (der amerikanische schien mir noch weit schlimmer zu sein, jedenfalls nicht gelinder!) in allerlei Aeusserlichkeiten und konventionellen Formen! Und mit welch' barbarischem Ernste betrachten wir häufig jene Lappalien! Am liberalsten hierin schienen mir hingegen von allen Nationen noch die Italiener zu sein, was vielleicht mit dem Alter ihrer Kultur zusammenhängen möchte. Aber auch bei den — Samoanern muss es eine Art natürlicher Liberalität geben. Als Mann hat man nämlich dort — (anständiger Weise) — eine Art geschmackvoller Tätowirung zu tragen, und Europäer, die ganz mit ihnen leben, haben es mitunter

für gut gehalten, jene Sitte mitzumachen. Es kommt ungefähr auf dasselbe hinaus, wie z. B. ein Samoaner in unserer Gesellschaft veranlasst werden könnte, unter Umständen „Gesellschaftskleidung“ anzuziehen; wobei freilich der absolute Vortheil auf unserer Seite ist, da man den Frack leichter ablegen kann als die dauerhafte Tätowirung. Auf Befragen nach dem Grund solcher und anderer Gewohnheiten erhält man von den Samoanern die einfache schlichte Antwort, es sei einmal so üblich: „that's Samoan fashion“; worin eine Art edler Einfachheit und Ehrlichkeit liegt; wir haben hingegen oft die Neigung, einer beliebigen, gleichgiltigen oder gar positiv nachtheiligen Mode ernstere Motive unterzuschieben, um nicht zu sagen, anzulügen, und dann der ganzen Sache eine komische Wichtigkeit beizumessen. Doch lege ich auf diese Betrachtungen keinen besonderen Werth, und ich fürchte, dass wenigstens meine weissen (und nicht etwa samoanischen) Leser den Alkohol und den Frack, manche wohl gar auch die studentesk unregelmässige Zerhackung des Gesichts für „civilisirter“ halten werden, als symmetrische Tätowirung und Kawa.

Der edlere Standpunkt wird eine Annäherung der Nationen, ein gegenseitiges Gewährenlassen, eine Anerkennung der Freiheit und der Existenzberechtigung unter den Völkern in ähnlicher Weise begünstigen, wie er ja auch namentlich jetzt darauf ausgeht, die Klassen innerhalb der Nationen durch praktische Milderung der Gegensätze zu versöhnen. Die Wahrung des eigenen Lebens und der eigenen Neigungen schliesst noch lange keine Vergewaltigung des andern ein, oder brauchte das doch nicht zu thun. Man hat es nicht nöthig, seine eigenen lieb gewordenen Sitten aufzugeben, um andere gewähren zu lassen, und frei von dem üblichen National-, Adels-, Bourgeois- oder Arbeiter-Hochmuth zu sein; auch letzteren giebt es ja nachgerade. Bekämpfen sollte man aber nur solche Sitten, oder besser Unsitten, Standpunkte und Gewohnheiten, die andern, als den eigenen Ausübern, *Schaden* zufügen. Doch hier sind wir inmitten der ärgsten Utopisterei angelangt, wenigstens, wenn wir hofften, dass eine wesentliche Besserung hierin in absehbarer Zeit eintreten könnte. Wie stark die nationalen und rassenmässigen Vorurtheile, mit denen wir es hier zu thun haben, noch immer sind, hat man namentlich bei solchen Gelegenheiten erfahren, wenn z. B. italienische und französische Arbeiter, trotz der bekannten Betonung des „Internationalismus der proletarischen Bewegung“, in so arge Raufereien geriethen, dass die hierin vernünftigeren „Bourgeois“-Regierungen alle Mühe hatten, schlimmen Folgen vorzubeugen.

Wie so oft bei Beurtheilung menschlicher Angelegenheiten, müssen wir bei den Rassenfragen streng zwischen dem unterscheiden, was *ist*, und dem, was sein *sollte*, d. h. was uns wünschenswerth erscheint. Es wäre sicherlich wünschenswerth, dass der sogenannte Kampf ums Dasein (Mord ums Dasein nennt ihn Dühring neuerdings), oder besser um die Macht und Ausdehnung, zwischen den menschlichen Rassen nicht sozusagen bis zum Ende geführt würde. Denn dieses Ende könnte kaum in etwas anderm bestehen, als in dem schliesslichen Vorhandensein nur einer einzigen Rasse. Nun ist aber gerade die Mannigfaltigkeit der Rassen nach physischer, geistiger, moralischer und kultureller Beschaffenheit ein offenbarer Vortheil für die Spezies. Es ist das aus vielen triftigen Gründen nicht anzuzweifeln. Wenn wir die Descendenzhypothese, die nur einen Theil, und zwar den besseren und nicht einmal von Darwin selbst herrührenden Theil des sogenannten Darwinismus bildet, einstweilen als richtig voraussetzen, so kann man es als allgemeine Regel der Stammesgeschichte (soweit sich diese in der Paläontologie ausspricht), ansehen, dass die Reduktion eines Organismenstammes auf ganz wenige oder gar eine einzige, wenn auch noch so individuenreiche Art, der Vorbote des *Aussterbens* zu sein pflegt. Es lassen sich aber auch innere Gründe für diese Regel einsehen. Wenn erst einmal ein Organismenstamm auf dem gekennzeichneten Punkte angelangt ist, so sind gleichsam alle Existenzchancen auf eine einzige Karte gesetzt; sobald dann eine ausgesprochene Ungunst der Verhältnisse in irgend einer Form hereinbricht, so kann der Fall des völligen

Aussterbens leichter eintreten, als wenn noch die alte Mannigfaltigkeit herrschte. Auch lässt sich die Anwendung auf die species homo sapiens leicht machen. Die Gesammtwiderstandskraft der Menschheit wird dadurch sicherlich nicht erhöht, sondern verringert, dass giftige Gewohnheiten und Volkskrankheiten einer jeden Rasse zu Gemeinübeln der ganzen Menschheit werden. Das gleiche gilt von gewissen verkehrten Kultureinrichtungen. Wenn die alten Germanen die Civilisation der Römer besessen hätten, einschliesslich der Schäden, die auch damals vorwiegend in der Gestaltung des Bodeneigenthums lagen, so wären sie schwerlich zu deren Nachfolgern in der Kulturträgerschaft geworden. Ob nun aber etwa der Prozess der Rassenverdrängung und Vereinheitlichung der Menschheit durch so etwas wie eine Neubildung von Rassen hinreichend aufgewogen wird, ist mindestens fraglich, und bei der vorschreitenden Entwicklung des Verkehrs sogar unwahrscheinlich. Der Fall aber, dass schliesslich nur eine einzige Rasse, seien es Angelsachsen, Germanen, Slaven oder auch etwa Mongolen, übrig blieben, bedeutete jedenfalls einen grossen Schritt in der Richtung auf — — — das Fossilwerden; zunächst auf Versteinerung der Kultur, dann aber auch auf die Versteinerung in des Wortes eigentlicher Bedeutung; auf den Speciestod, dem im Laufe der Erdgeschichte ja schon unzählige Organismenarten anheimgefallen sind.

Denn, wie der grosse, von einigen wenigen vielleicht überschätzte, von den meisten aber noch gegenwärtig nicht hinreichend gewürdigte nordamerikanische Sozialökonom Carey wiederholt ausspricht — „Centralisation, Sklaverei und Tod gehen Hand in Hand in der materiellen, wie in der sozialen Welt.“

Natürlich können solche Erwägungen in ihrer Anwendung auf die gesammte Spezies, wobei sie mit geologischen Zeiträumen rechnen und die Dinge aus allzu grosser Höhe betrachten, weder für das Verhalten des Einzelnen, noch auch der Nationen ein praktisches Motiv abgeben; hierfür wäre vielmehr eher an das Dühringsche Wort zu erinnern, dass „Gewaltübung überwiegend das Loos der Bestien ist“, und dass Verständigung vorzugsweise der Weg der gereifteren Menschengruppen sein sollte; wenn auch allerdings Dühring hierbei leider nur den Klassen- und nicht den Rassenkampf im Auge hatte.

Dagegen brauche ich mich aber wohl nicht besonders zu verwahren, als ob ich meinte, dass die Ungleichheit der Klassen in der gegenwärtigen krassen Gestalt ein Vortheil wäre; selbst bei völliger ökonomischer Gleichheit — die unter einem freiheitlichen Regime kaum möglich, aus vielen andern Gründen aber auch sonst nicht wünschenswerth ist — oder einer Annäherung daran, bliebe für die Mannichfaltigkeit der Lebensgestaltung noch ein mehr als hinreichender Spielraum übrig.

* * *

„Aphorismen“ habe ich diesen Aufsatz genannt und damit schon im Titel angedeutet, dass es sich nicht um eine vollständige Theorie oder auch nur um eine streng gegliederte und abgeschlossene Betrachtung handle.

Aber ich glaube, dass eine solche überhaupt einstweilen unmöglich sei. Die Wissenschaft von der Menschenwelt ist ein Theil der Biologie und vielleicht sogar ihr allerverwickeltster; und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir nur hier und da einzelne Zusammenhänge erkennen, das kausale Verstehen der Völkergeschichte im ganzen uns aber eben so wenig gelingt, wie das des Werdens und Wachsens der Organismen und Organismenstämme überhaupt. Hier wie dort stehen wir in fast allen wesentlichen Beziehungen vor einem Ignoramus.



DIE TOCHTER DES HAUSES.

VON

ELSBETH MEYER-FÖRSTER.

Im Wohnzimmer war die Familie zum Essen versammelt. Die dickbäuchigen Schüsseln, beinah' bis zum Rande mit der kräftigen Tomatensuppe angefüllt, waren bereits abgedeckt und dampften angenehm. Der Lieutenant, welcher in der Nähe einer dieser Schüsseln stand, und seinen Appetit nicht länger unterdrücken konnte, sprach deshalb das Tischgebet erheblich rascher als geboten war. Aber aus Maria's Augen traf ihn ein verweisender Blick.

Alle setzten sich. Nur „die arme Cousine, die Martha" stand noch, und drehte verlegen an ihrer Serviette, denn sie wusste nicht recht wohin. Sie war erst seit wenigen Stunden im Hause anwesend, mit der Bahn am Vormittag aus ihrer Heimatsstadt angekommen. Von der langen und einsamen Fahrt, von den neuen Eindrücken, von der Würde ihrer Tante und dem lauten Poltern ihres Onkels, des Hausherrn, ganz eingeschüchtert, war ihr völlig wirblig zu Sinn, und sie kam sich sehr verloren vor.

Sie war ganz versenkt in den Anblick des schönen Zimmers, der langen Tafel und des glücklichen Familienkreises rings um diese her. Besonders die Tochter des Hauses, die Maria, erregte ihr Staunen. Maria sass mit vollendeter Ruhe, mit einer sanften und lieblichen Miene inmitten des unruhigen Kreises, und lenkte alles mit ihrem Blick. In der gesammten Verwandtschaft ging die Kunde, dass Maria etwas Madonnenhaftes habe, und die „arme Cousine" auf welche diese Nachricht immer grossen Zauber ausgeübt hatte, benutzte deshalb den ersten Augenblick des Zusammenseins mit der Gefeierten, um sich stumm in deren Anblick zu versenken.

Maria, welche diesen starren Blick bemerkte, hob das zierliche Näschen in die Luft, und lächelte halb. „Willst Du Dich nicht setzen, Martha," sagte sie sanft. Frau Przibeck, ihre Mutter, stiess die Grossmutter an. „Wie gut sie wieder ist," flüsterte sie, indem sie fromm die Augen aufschlug. Auch die Grossmutter fand, dass Maria bewundernswürdig wäre, indem sie der „armen Cousine" so freundlich Platz mache. Beide Frauen lächelten der Haustochter zu. — „Die Cousine, die Martha", machte von der Aufforderung, sich zu setzen, Gebrauch. Sie strich ihren kleinen, weissen Kragen zurecht, zupfte an ihren Ärmeln, als könne sie dieselben dadurch länger machen, und sie kategorisch zwingen ihre nackten Unterarme zu bedecken, dann erhob sie zu den Versammelten den Blick.

Die Tante in dem prallen Seidenkleid, die ehrwürdige Grossmutter, der pustende Onkel und der blasse Lieutenant zugleich hielten alle ihre Augen

auf das arme Ding geheftet, und, wie es diesem schien, mehr noch auf die zu kurzen Ärmel.

Martha errötete. Sie fühlte sich plötzlich sehr elend unter soviel Blicken; Schutz suchend schaute sie auf Maria. —

Maria war neben den Lieutenant placiert und sass sanft und schön und wirklich madonnenhaft da. Unter dem Tische hatte der Lieutenant ihre Hand gefasst und drückte sie. — Aber das sah man nicht.

— Die Gerichte waren vorzüglich. Der Kapaun, der traditionelle Sonntagsbraten der Familie, strotzte unter seinem Füllsel, die Krautkuchen waren goldgelb wie Honigwaben, die kleinen Mohntorten, welche den Nachtisch bildeten, strömten noch zwischen den Fingern die Wärme des Backofens aus. — Auch die Unterhaltung blieb nicht aus. Die Grosseltern hatten, in der Angst vor dem kommenden Herbst, in ihrem Altenteil die Kachelheerde einreissen und an ihrer Stelle kleine, eiserne Öfen setzen lassen: Von dieser häuslichen Veränderung erzählten sie mit einer Beredheit, wie sie das ereignislose Alter für jede geringfügige Erscheinung des verödeten Lebens hat. Sie rieben während des Sprechens die immer kalten, schon zitternden Hände, hüllten sich tiefer in ihre Shawls und sagten mehrere Male: „Ja ja, der Herbst.“

Denn sie dachten an den Herbst, den die Gesunden nicht kommen fühlen, wie an ein Verhängnis, wie an ein Stück lebendige Gruft, wie an eine Krankheit, die sich in ihr Mark schleichen und an den letzten Kräften zehren würde.

Auch der Hausherr dachte an den Herbst, er aber sah im Geiste nicht Krankheit, nicht fallende und welkende Blätter in ihm, er sah nur riesige Berge Zuckerrüben, volle Scheunen, aufgewühlte, dampfende Furchen, in die das Winterkorn herniederfällt. Er hörte das Geschrei des Mastfederviech's auf dem Hofe, der Gänse und watschelnden Enten, er sah das Kollern des Truthahn's, erblickte das Rebhuhn durch die Stoppeln flüchten und nach einem kleinen Knall sich überstürzen, mit den Flügeln schlagen, nach kurzem Krampf zusammensinken.

Ihm war angenehm warm. Mit seiner roten, bäurischen Hand strich er den Vollbart entlang, an der Piquéweste herunter. Er sass gern an der Tafel, überblickte gern den Wohlstand des Hauses und den Kreis seiner gesunden Kinder. Das Geschwätz der alten Leute störte ihn nicht, er war duldsam dagegen, wie gegen das Klappern der Dreschmaschine auf seinem Hofe, das für ihn, so gut wie die Stimmen der beiden Alten, einen metallnen Beiklang hatte.

Auch der Lieutenant wusste zu sprechen. Er kam von der Otternjagd, hatte beinah einen Fang gemacht und erzählte mit seiner näselnden Stimme diesen aufhorchenden, ehemaligen Bauern von den Jagderlebnissen seiner adligen Freunde, deren bombastische Namen er mit bewunderungswürdiger Zungengeläufigkeit während jedes Satzes wiederkehren liess.

Dabei drückte er unter dem Tischtuch Maria's warme, kleine Hand und es befriedigte ihn angenehm, diesen Druck erwidert zu fühlen.

Die Gutsfamilie hörte ihm respektvoll zu. Obgleich diese durchtriebenen, höheren Bauern im Grunde ihres Herzens alle Menschen, die dem praktischen Gelderwerb fernstehen, verachten, besitzen sie doch für den Augenblick eine gewisse Unterwürfigkeit, — das Bewusstsein ihrer nur materiellen Bedeutung, gegenüber den für sie einzig idealen Gütern des Lebens: Rang und Vornehmheit. — —

Nur der Praktikant, Herr Sölle, der am unteren Tischende sass, kränkte sich, dass der Lieutenant so lange das Wort behielt. Sein gutmütiges, halb noch jungenhaftes Gesicht mit dem aufgezwirbelten Schnurrbart und den wasserhellen Augen glühte apoplektisch und seine Lippen bebten. Er starrte Maria mit versagenden Blicken an, sie aber sah heiter und mütterlich nach ihm hin und bemühte sich in freundlicher Sorgfalt um seine Teller.

Herr Sölle sass wie in einem Taumel. Maria gehörte ihm, sie hatten sich ihre Liebe gestanden, gegenseitig, seit Wochen. Es war ein so schöner

Sommer gewesen, oh so schön, und nun kam dieser fremde und langbeinige Cavalier, den der kräftige Landbursche mit einer Hand zu Boden gestreckt hätte, und nahm die Tochter des Hauses mit seinen lächerlichen Episoden ganz in Beschlag.

Als man von Tisch aufstand und Maria rings herum ging, um die Mitglieder ihrer Familie kindlich auf die Stirn zu küssen, streifte sie Herrn Sölle, und musste lächeln wie sehr er zusammenfuhr. Sie kannte ja diese Schrecken, die ihm brühsiedendheiss in's Gesicht stiegen, sobald sie ihn nur mit dem Aermel, mit dem Saume ihres Kleides berührte. Aber so drollig wie heute hatte sie Herrn Sölle's völlige Hingabe noch nie berührt.

Ihr war so froh, so leicht zu Mut! Sie dachte an den Abend, ihr geheimes Theestündchen in der Giebelstube, und dass der gute Junge, von seiner quälenden Eifersucht beflügelt, ihr wieder so tolle Geständnisse machen würde: dass er geweint habe, dass er irgendwo im Grase gelegen und laut in die kühle Erde hineingeschluchzt habe. Solche Worte waren für sie was der Tau für die Pflanze ist. Sie blühte unter ihnen empor, wurde schöner, herrlicher. Sie sog Kraft und Lebenslust aus diesen Worten.

Das einzige was sie fürchtete war, dass dieser dumme und närrische Bursche sich einmal verraten könne. Das wäre schrecklich! Der Vater, der sich unter Seinesgleichen als einen Aristokraten betrachtet, würde ausser sich geraten; die Eleven und Praktikanten, die er auf sein Gut nahm, durften niemals wagen aus ihrer Beamtensphäre heraus sich auf eigene Faust hin mit den Gliedern der vorzüglichen Familie gleich zu stellen.

Vor allem aber bangte ihr um ihre Glorie in der Familie, um diesen Ruf einer Art höheren Wesens, den sie seit ihrer Kindheit genoss, und den sie so hoch schätzte, dass sie zwischen ihm und ihren grausamen Neigungen oft einen wirklichen Kampf empfand.

Seitdem sie denken konnte wurde sie angebetet. Der Vater, die Mutter, die Grosseltern, alle sahen mit einer Art bigotten Glaubens zu dem sanften, grossen Mädchen auf, das der Liebling des Beichtvaters war, in der Messe mit verzücktem Antlitz auf den Fliesen lag, mit ernster Miene die Hausgeschäfte lenkte, den unruhigen Vater durch einen Druck der Hand besänftigte, den Grosseltern zärtliche Küsse auf die welken Wangen drückte.

Sie brauchte diese Verehrung, die ihr in Fleisch und Blut gegangen war, aber sie kam oft dabei in Kampf mit ihrer eigensten Natur, mit den Neigungen einer Bauerndirne, die in der hohen Schule gedrillt, in Schleppkleider gesteckt, und für ihre gesammte Sippschaft zu einer Art höheren Offenbarung herangebildet worden war. —

Nachdem man sich an diesem Sonntag Mahlzeit gewünscht hatte, trat Maria mit der Cousine in den Garten, um sie herumzuführen, und ihr die Umgebung des Hauses zu erklären. Sie wanderten zusammen auf und ab, die Cousine, die Martha, noch immer sehr schüchtern, aber vertrauensvoll an Maria's Arm gehängt.

Welch' eine Welt ging der armen Städterin auf! Diese Weite, keine Häuser, kein Schlot, nichts wie unabsehbare, blühende Wiesen, über welche langsam die Heerden gehen, kein andrer Ton als der gleichmässige Klang der Dreschflegel, und der Zuruf der Erntearbeiter. Und über allem reiche und volle Geborgenheit, Fülle überall, die offnen Scheuern und Ställe von Wohlstand glänzend, und nirgend Enge, wie in der Stadt, nirgends trübes Licht und kleinliche Sorge. — Zwischen dem allen ging Maria einher wie eine Segenspenderin. Die Weiber des Hofes, welche in voller Kleidung, nur barfuss, die Kühe und jungen Kälber tief in den Gutsteich trieben, sodass sie gleich diesen ihr Bad nahmen, kamen in ihren nassen Röcken herbei, um der Haustochter die Hand zu küssen. Maria nahm es lächelnd hin. Nur Martha starrte ganz versunken auf diese weisse Hand. Noch nie hatten die Lippen eines Menschen ihre eigenen Finger berührt. Sie fragte sich wie das sein müsse, wenn der schon graue Kopf eines Weibes mit seinen welken Lippen die feine und gepflegte Haut einer so jungen Hand berührt.

Sie gingen durch die grosse, dämmrige Küche, in welcher das offne Heerdfeuer glühte, bis in die tiefen Keller hinab, wo in riesigen Bottichen die Milch in der Dunkelheit schimmerte. Sie setzten sich in der Scheune in's Heu, stiegen auf der Leiter in das kleine, grüne Haus hinauf, in welchem die Tauben in ihren Verschlägen über den Eiern sassen, oder gurrend, wie in lebhafter Diskussion über die Tenne liefen, und die im Thürbogen auftauchenden Köpfe mit ihren runden Augen teilnahmslos streiften. Dann setzten sie sich in die Schaukel im Garten, und wippten langsam hin und her. Martha war wie berauscht. Nun war sie der madonnenhaften Cousine nicht mehr fremd. Sie fühlte, dass Blut gleich ihrem Blut in Maria's Adern floss, sie begann frohen Lebensmut zu schöpfen.

„Lass es Abend werden", sagte Maria, die sich weit zurücklehnte auf dem wagerechten Brett der Schaukel, so dass ihr Oberkörper haltlos in der Luft schwebte, „lass es nur erst ganz dunkel sein und alle im Hause zur Ruhe gegangen, dann machen wir uns unseren heimlichen Spass." Ein Funke sprühte aus ihren Augen, den Martha nicht verstand.

„Weisst Du", fuhr sie fort, rot im Gesicht, die Augen feucht zum Himmel aufgeschlagen, „ich bin verliebt und Du wirst mich nicht verraten."

Martha sass starr und regte sich nicht.

„Siehst Du", sprach Maria weiter, indem sie blinzelnd zur Cousine hinblickte, „das ist so sonderbar mit mir. Du wirst mich nicht verstehen. Ich habe so eine schreckliche Inbrunst in mir. Ich muss etwas lieben, mich vor irgend etwas niederwerfen. Früher waren es die Heiligenbilder, die ich so liebte. Aber sie sind so stumm, liessen mich auf den Knieen liegen, lange, kalte Nächte hindurch. — Jetzt sind es nicht mehr die Heiligenbilder, es sind gewisse Personen, die ich auf dieselbe Weise liebe.

Ich liebe, wie ich damals die Bilder liebte — aus religiösem Gefühl, ich möchte sagen aus inbrünstiger Andacht." —

Sie lag immer noch weit zurückgelehnt, das Gesicht zum Himmel gewandt. Ihre Lippen waren feucht, in den Augen lag ein schwarzer Glanz. Aber um die Mundwinkel spielte ein zärtliches Lächeln, das etwas faunisches hatte. —

„Wie heisst er — Dein Bräutigam?" fragte Martha scheu.

Maria richtete sich kräftig auf. Ihr Gesicht war verwandelt, es sah aus, als erwache sie aus verwirrenden Träumen, und kalter Hochmut legte sich über ihre Züge.

„Was sprichst Du da, ich begreife Dich nicht", — sagte sie „Bräutigam! Von dergleichen ist gar keine Rede, und nie wird von dergleichen die Rede sein.

Es sind wie gesagt nur die kleinen, religiösen Schwärmereien der Jugend, die unschuldigen Entzückungen, was ich empfinde — das hat mit Bräutigam, mit Heirat nichts zu thun.

Sie sprang empor und fuhr glättend mit der Hand über ihren glänzenden Scheitel. „Die ganze Sache ist", sagte sie fast stotternd, „dass Herr Sölle mitunter des Abends in mein Zimmer kommt und mir aus schönen Büchern vorliest. — Er ist nicht schön, — Herr Sölle, — aber ich schliesse die Augen, und seine Stimme klingt dann wie die unseres Priesters. Das thut mir dann so wohl, — ich kann es Dir nicht sagen, wie mir dann wird, — ich schwebe dann in einer anderen Welt." — — —

Sie schritten langsam dem Hause zu. Ein Dämmern hatte sich herabgesenkt, der weite Hof, die ineinander verschwimmenden Wiesen lagen beschattet. Das schwarze Hofthor gähnte in die sanfte Ruhe des Sommerabends mit den weitaufgerissenen, knarrenden Flügeln.

Kinder der Hofleute wälzten sich im Staube der riesigen Steinfliesen, spielten am Brunnen und auf den Brettern der Dunggrube; andere wilderten in der Wagenremise, indem sie sich an das Trittbrett der Kutsche hingen und „fahren" spielten, einander aber gegenseitig von dem Luxusplatze stiessen.

Wie viele Kinder spie der dunkle Hof zur Abendstunde aus, — schwarze, verwilderte, lumpige, kleine Gestalten, mit braunen Gesichtern, scheuen Augen

unter einem Haarwust, in den sie oft mit schmerzverzogener Miene mit allen zehn Fingern fuhren — —

„Das sind meist Mägdekinder, — Bastarde“, — erklärte Maria wegwerfend. Sie schritt durch diese Reihen kleinen, elternlosen Gesindels, ihr schwarzes Kleid streifte die Blössen, die durch die zerrissenen Jäckchen und Aermel schimmerten. — —

Martha sah die Kinder an, und sie blickten wieder zu ihr auf. Ihre Blicke fanden, hielten sich, wie Schwesternblicke. —

Drinnen im Hause schwamm der Duft von Wachskerzen in der Luft. „Es ist Betstunde“ sagte Maria und bekreuzte sich. „Komm mit“. Sie traten auf den Zehen in's Wohnzimmer, wo vor dem grossen Kruzifix die ganze Familie auf den Knieen lag, und Maria zog die Cousine nieder.

Martha, als Protestantin, wusste sich keinen Rat. Da nahm Maria ihr Kreuz vom Halse, drückte es ihr in die Hand. Martha betrachtete es hülflos und stumm. Sie sah, alle anderen hielten etwas in der Hand, bewegten es, — Perlen schwarzer Rosenkränze.

Sie sah ihr Kreuz an, wendete es, beugte sich tiefer darüber, wie sie es bei den anderen sah. Es trug in der Mitte einen winzigen, roten Rubin. Sie dachte: „wenn das mein Kreuzchen wäre und ich könnte es an einem schwarzen Sammetbande tragen.“ Das war für diese Stunde ihre Andacht.

* * *

Die Nacht sank über den Gutshof hernieder, alle Lampen und Lichter wurden verlöscht.

Hinter den verklebten, zugestopften Fensterscheiben des Gesindehauses wurde es am ehesten dunkel.

Wie Tiere abgetrieben und ermüdet, warfen sich die Männer und Weiber auf ihre dumpf dunstenden Lager, zu einer Stunde wo in hellen Städten erst der Abend recht beginnt.

Aber auch im Gutshause ging man zeitig zur Ruh.

Umarmungen fanden am Fusse der Haustreppe zwischen den Familienmitgliedern statt, als trenne man sich für eine halbe Lebenszeit.

Maria scheute sich vor dem grauen Bart des Grossvaters, dem welken und zahnlosen Mund der Grossmutter. Aber sie liess sich küssen und küsste mit einer Demut als wolle sie ihre ganze Seele in diese äusseren Beweise der Hingebung legen.

Aber als die Mutter unerwartet sagte: „Ich komme nachher noch herauf und sehe nach ob alle Lichter ausgelöscht sind“, glomm ein Strahl von Empörung in ihren Augen auf.

Sie beugte sich tief und sagte „Gewiss, Mama.“

Dann verrauschten die Kleider, verrauschten die Stimmen. Man trennte sich, die Grosseltern schlürften, aufeinandergestützt, mit langsamen Schritten davon, die Gutsfrau, mit dem brennenden Licht in der erhobenen Hand, suchte ihr Schlafzimmer auf, das im souterrain neben dem der Kinder lag.

Durch die Stille des Abends klang vom Hofe her das Scharren eines Pferdehufes. Im dunklen Hof stand der Gutsherr, den Fuss im Steigbügel seines Leibpferdes. Er ritt langsam, bedächtig aus dem Thor. Er suchte die Kreisstadt auf und deren Freuden. Aber er hätte das Pferd am liebsten auf den Zehen gehen heissen. Er bohrte ihm den Absatz in die Weiche, wenn es mit dem Hufe klingend gegen einen Stein stiess. Die Kinder brauchten nicht zu wissen, dass der elterliche Gutshof des Nachts zu einsam ward für einen Mann, dessen Lebensgeister erst mit Mitternacht erwachten. —

Maria und Martha stiegen die hölzerne Treppe hinan. Sie kamen in den langen, leeren Flur, auf den unzählige Thüren mündeten. Hier war ein Labyrinth von Stuben und Kammern. Gastzimmer, Wäschekammern, Äpfelböden, die Schlafräume des Praktikanten und Inspektors, die Kleiderstuben und Maria's Wohngemach.

Gemischte Düfte schwebten hier, von Obst, von Kampfer, von frischer Nachtluft, von Männerstiefeln, deren ungezählte unter einem Deckenvorsprung standen, von leichtem, lieblichen Parfüm, das aus Maria's Zimmer drang.

Am äussersten Ende des langen Flures lag das Zimmer, das für Martha bestimmt war. Sie gelangten an eine Kammer, in der ächzend jemand schnarchte. Es war Helka, die Wirtschaftsmamsell, die in ihrem blaugewürfelten Bette lag und die Bänder der Nachthaube während des Schlafes in den Mund bekommen hatte. Maria leuchtete mit der Kerze in das Gesicht der in robusten Schlaf Versunkenen. Mit ihrer kräftigen Hand riss sie die Bänder aus dem Mühlenwerk der Zähne, die während des Schlafes aufeinanderknirschten. „Die schläft wie ein Bär", sagte sie mit einem Lächeln. „Mama hat sie hier hinaufverpflanzt als Anstandsdame sozusagen, als Wächterin meiner Tugend. Aber Du siehst wie schlecht sie mich bewacht. Es könnte ruhig der Lieutenant sein, der an Deiner Stelle hier neben mir durch ihr Schlafzimmer schlüpfte, um in mein Zimmer zu gelangen: Sie würde davon ebensowenig erwachen wie von Deiner unschuldigen Nähe."

Sie blickte Martha an, aber ihr Blick war nicht gross und voll, es lag etwas Lauerndes, sich Verbergendes darin. — Sie gingen weiter und kamen in Maria's eigene vier Wände. Der Raum war eng, das Himmelbett von keuscher Weissheit, füllte ihn fast zur Hälfte aus.

In einer Fensternische standen kleine Sessel. „Wir setzen uns noch ein wenig" sagte Maria. Sie nahmen Platz in der Nische, die ganz von Mondlicht erfüllt war. Sie sprachen nichts. Maria schien etwas auf dem Herzen zu haben; sie bewegte ein paarmal die Lippen und sah prüfend zu ihrer Cousine hin. Aber deren blasses, zum Mond emporgerichtetes Gesicht war sinnend und verschlossen.

„Du schwärmst wohl?" fragte Maria's Stimme in das Schweigen hinein.

Martha schreckte auf. Die Frage war so kalt und misstrauisch — „wovon sollte ich schwärmen?" stotterte sie hervor. Wie auf Verabredung erhoben sich beide.

„Ich bringe Dich in Deine Kammer", sagte Maria, „komm." — Sie führte sie in ein kleines Zimmer, dicht neben dem ihrigen. Ein Raum, in dem die Fenster seit Langem nicht geöffnet schienen.

Auch hier stand ein Himmelbett, aber ein Kinderbett, eines der ausrangierten Lagerstätten der jüngeren Geschwister Maria's. Martha sah nachdenklich darauf hin, — wie sollte sie mit ihrem lang aufgeschossenen Körper da drinnen Platz finden?

„Und nun fürchte Dich nicht", sagte Maria. „Ich schlafe ja nebenan. Übrigens, — hast Du einen guten Schlaf?"

„Ich schlafe wie tot", entgegnete Martha.

„Gute Nacht!" rief Maria, und umarmte ihre Cousine mit einer plötzlichen Leidenschaft, die diese nicht erwartet hatte. „Krieche sofort in's Nestchen und lösche das Licht. In einer Viertelstunde patroulliert Mama als Nachtschutzmann durch alle Räume und schaut nach ob alles dunkel ist."

Sie ging. Martha stand inmitten ihres Zimmers, von der heftigen Umarmung noch wie betäubt.

Dann hörte sie wie Maria nebenan die Fensterläden schloss. Wie sie sich auf das Sopha warf, so dass die Sprungfedern knarrten; wie sie Haarnadeln und Haarspange auf die Marmorplatte ihres Nachttisches klingend niederlegte.

„Zu Bett! zu Bett! sagte Martha mechanisch vor sich hin.

Ermüdet, halb gedankenlos liess sie sich auf dem Bettrand nieder. Jetzt kam die Nachwirkung der Abspannung des Tages über sie. Das Gepresste, Befangene, das während des ganzen Tages über ihrem Wesen gelegen hatte wie ein Panzer, unter dem sie nicht zu atmen vermochte, fiel ab. Sie that einen Seufzer, so tief, dass ihr war, als müsse er die Brust zersprengen, aber er drang nicht über ihre Lippen, mit keinem Laut verriet sie auf dem schmalen, kleinen Kinderbett, dass ihre verwaiste Seele aufschrie.

War die Welt von nun ab für immer so kalt, so einsam, so fremd wie sie es heute gewesen?

Sie kam sich vor wie in einer ungeheuren Irre. Sie griff in die Luft als wolle sie nach einer Hand fassen. Sie wimmerte „Vater! Mutter! Vater! Mutter!“ aber sie biss es so tief in die Kissen hinein, dass es erstickte am ersten Laut. — „Warum schreie ich nach ihnen“, dachte sie, „sie sind ja tot.“ Sie hob den Kopf und sah in dies Ungeheure, Unfassliche, das sie so oft gehört hatte während der letzten acht Tage: — „tot, sie sind tot, deine Eltern!“ Sie begriff es nicht, fühlte, sie werde es nie begreifen. Verständnislos, mit weitgeöffneten Augen blickte sie in die funkelnde Mondnacht.

So sass sie lange. Da plötzlich rief Maria's Stimme von nebenan. „Martha, schläfst Du schon?“

Sie antwortete nicht. Ihre Stimme, fühlte sie, würde nicht Stand halten zu einem lauten, ruhigen Wort. Sie blieb mucksmäuschenstill, regte sich fast nicht mit einem Atemzug. Was brauchte Maria davon zu wissen dass sie, noch in allen Kleidern, weinend auf dem Bettrand sass, zur Mitternachtsstunde, wo alle anderen schliefen?

Sie hatte das Gefühl als dürfe sie Maria, gerade Maria von ihren Thränen nichts verraten. —

Atemlos wartete sie. Maria musste glauben sie schliefe längst. Noch ein zweitesmal kam aus dem verschlossenen Nebenzimmer die Frage; „Schläfst Du, Martha?“ Jetzt aber lag eine eigentümliche Spannung in den Worten. Martha richtete sich unwillkürlich auf; ihr Gesicht wurde horchend.

So sass sie lange — sie wusste nicht wie lange Zeit. Das Mondlicht wurde intensiver, das kleine Zimmer war fast tageshell. Es war eine durch ihre Helle fast beängstigende Nacht. Eine Nacht, die etwas schmerzlich Aufregendes über die todesmüde Natur verbreitete. Mit ihren tageshellen Strahlen langte sie in die fernsten, versteckteten Winkel, in denen sich irgendwie lebendes Wesen verbarg. In den Ställen wurde es unruhig. Ein paar Kühe brüllten auf. Man hörte wie die Pferde an der Halfterkette rissen. Bis in die stumpfen Sinne der Tiere glitten die aufregend hellen Strahlen und stacheltendie Lebenskräfte auf. —

Martha sah sich um in ihrem kleinen Raume; es war alles wohnlich darin, aber zurückgesetzte Dinge, eins passte nicht zum andern. Auch ein ausrangiertes Schaukelpferd stand da, und sah mit seinen starren, gläsernen Augen vor sich hin. Von ihrem Bett aus, auf dem sie noch immer mit verschränkten Armen sass, konnte Martha einen Teil des Hofes übersehen, und eine Ecke des Gartens. Die Schieferdächer der Ställe waren wie mit mattem Silber bedeckt; das am Tage faulige, gelbe Stroh des Gesindehauses hatte einen reinen, honigfarbenen Glanz.

Alles war rein da draussen in dieser Nacht, schön und klargezeichnet. Aber eine unendliche Schwermut lag in dem lebhaft funkelnden Bilde — ein Ausdruck ruheloser Überwachtheit. — Martha war es schwer im Kopfe, ihre Augen standen voll Thränen. Müde richtete sie sich empor. Da — was war das? Über den Flur draussen kamen Schritte, — vorsichtig, fast tastend — Männerschritte. —

Jetzt ging Maria's Thür. So leise war das Knarren, dass es in die Stummheit hinein wie ein schwaches Ächzen tönte. Einen Moment ward alles still. — Dann knarrte abermals etwas, — waren es die Sprungfedern eines Sessels, eines Bettes, — Martha wusste es nicht. —

Sie stand und lauschte. Hitze und Blässe zogen über ihr Gesicht, ihre Hände hoben sich, sanken wieder herab. Sie wollte hinaus und blieb doch wie angewurzelt stehen. Ein sinnloser Drang trieb sie, sich ganz der Spalte der Thür zu nähern, ihren Kopf horchend ganz dicht an die Ritzen zu drängen — — — — — — Worte, wie sie nie gehört hatte! Seufzer, Küsse, unterdrücktes Stammeln! Eine neue Welt, eine andere Welt, ein Abgrund!

Stürmischer wurde es drinnen, — zwei Menschen vergassen im Rasen der Leidenschaft die Gefahr der Umgebung, sie wussten nichts mehr von dem

Dache, das sich über ihren Köpfen wölbte, wie Tiere des Feldes fanden sie sich. — — — —

Martha taumelte hinaus auf den dunklen Flur. Sie tastete sich die mit Läufern belegte Treppe hinunter, schloss die Thür auf, die zum Garten führte. — — —

Sie trat in die schmerzende Helle hinaus. Totenstille. Ein Vogel über ihr auf einem Zweige schüttelte sich und drückte sich tiefer ins Nest. Ein aufgeregter Käfer schwirrte wie eine dunkle Flocke durch die Luft, auf den mondbeschienenen Weg hernieder. Dann flog etwas wie ein Pfeil vorbei, ein grosses geflügeltes Tier, mit einem spitzen Wespenleib, und schlug wie geblendet an die Hauswand an, fiel nieder, hob sich mit einem dumpfen Surren wieder, schwirrte im Zickzack durch die Luft.

Die Welt sah unermesslich weit aus in dieser Mondnacht. Die Felder dehnten sich, als wären sie ohne Ende.

Martha sah hinaus in die helle Weite. Ihre Gedanken verloren sich, fielen aus jedem Zusammenhang. Ihr war es als wären sie wie der wilde Käfer, geblendet, und müssten gegen irgend etwas felsenhartes anschwirren.

Sie blieb stehen in der Mitte des Kiesweges, wandte sich und starrte nach den Fenstern ihrer Cousine. Plötzlich warf sie ein Schrecken beinah zu Boden. Jemand packte sie von hinten bei der Schulter. Mit einem Aufschrei wandte sie sich um. Herr Sölle stand hinter ihr, totenbleich. Er hatte den Arm erhoben, zeigte nach dem Gartenhaus. Er wollte ein Wort sagen. Aber er gurgelte nur.

Martha folgte der Richtung seiner Hand. Auf der mondbeschienenen Front des Gartenhauses, gegenüber Maria's Fenstern, zeichneten sich zwei Schatten ab. Die Umrisse zweier Menschen, die inmitten des Zimmers stehen und sich umfangen halten mussten. Ihre Arme, ihre Schultern verschwammen in Eins. —

Sie riss sich los von Herrn Sölle, lief dem Hauseingang zu. Aber als stände dort jemand und jage sie zurück, kehrte sie wieder um, rannte zwischen den Büschen hindurch in eine Laube, in deren Dunkel sie sich verbarg.

Eine Wucht der Heimatlosigkeit sank über sie. Dieses ganze Haus schien ihr entsetzlich, und die betende Tante mit dem Licht in der Hand, dessen Schein auf die bäurisch-hochmütigen Züge fiel, der Onkel, der verstohlen sein Pferd satteln liess, die Alten mit ihren krächzenden Stimmen, Maria und die Bastarde des Hofes, die im Staube wühlten, drängten sich vor ihrem Blick in einem Wirbel von erregenden Erscheinungen.

Die Lüge des Hauses stand vor ihr da, sah sie mit verwirrendem Blicke an. Sie wand sich, wusste nicht ein noch aus. Gott! Gott! stotterte sie hervor. Dann starrte sie auf. Herr Sölle stand vor ihr. Er war ihr nachgefolgt — nachgetaumelt. Nun lehnte er am Eingang der Laube, — schwankend. Er hatte das jammernswerte Gesicht geschlagener Kinder. Die Ohren hektisch rot, die Augen brennend, die Unterlippe in zuckender unglückseliger Bewegung.

In seinen herabhängenden Schnurrbart rollten Thränen hernieder. Sie zogen an seinen Backen entlang förmlich Furchen. Sein breiter Rücken bebte. Er lehnte am Stacket der Laube. Und die ganze Laube bebte mit.

„Herr Sölle?“ brachte Martha hervor. Sie machte Miene auf's Neue zu entfliehen. Aber als sie ihn ansah, fand sie den Mut nicht.

„Setzen Sie sich doch“ bat sie leise, „Herr Sölle.“ Er setzte sich. Die Bank knackte unter ihm, als wolle sie direkt bersten; so schwer setzte er sich.

Nun wurde es ganz still. Er hatte den Kopf über den Tisch gebeugt, und sah seine grossen, roten Hände an, deren Nägel nicht ganz sauber waren, Martha starrte auf ihre mageren Handgelenke.

Endlich, als der Tisch, auf den Herr Sölle beide Arme stützte, noch immer keinen Ruhepunkt gewährte, und unter dem lautlosen Schluchzen des schweren Körpers hin- und herschütterte, sagte Martha leise:

„Das kann ich nicht sehn, Herr Sölle. Das thut mir so weh.“ Er

blickte sie an. „Ach," sagte er, „Sie kennen es nicht! Sie wissen es nicht, Fräulein, was ich leide."

Wieder schwiegen sie.

„Sie wissen es nicht!" stöhnte er. „Hat sie Ihnen erzählt, wie wir zu einander standen? — Sie sagte: „„Nie einen Anderen als mich"" — —

Seine Unterlippe zuckte convulsivisch. „Nun hab' ich rein garnichts mehr auf der Welt! Nun ist mir alles egal, wohin ich gehe und treibe. Meine Eltern tot! Die Liebe tot! Alles tot!"

Er blickte trostlos vor sich hin in die silberne Nacht. Um seine Mundwinkel die Furchen wurden tiefer.

Martha sagte nichts. Ihre Hand huschte über den Tisch, ergriff die seine. Er hielt sie fest, als wolle er sich anhalten. Dann liess er den Kopf niedersinken, seine Stirn berührte ihre Finger, blieb dort liegen. —

Sie sass ganz regungslos. Sie sah seinen graden, weissen Scheitel, sein wirr über die Schläfen hängendes Haar. Sein Kragen sass schief und verschoben. Sie sah wie rot sein Hals war, und wie das Schluchzen, das in ihm aufstieg, die blauen Adern desselben hob und senkte.

Er atmete langsamer, die Erschütterung liess nach. Plötzlich hob ein tiefer Seufzer seine Brust wie er den Kindern eigen ist, wenn sie aus ihrem Herzenskummer unvermerkt in den Schlaf hinübergleiten.

Aber er entschlummerte nicht. Mit den Augen schwach blinzelnd, drusselte er nur vor sich hin. Von der Hand auf der seine Stirn lag, stieg angenehme Kühle in sein heisses Haupt. Ihm wurde wohl, trunkene Ruhe überkam ihn.

Und die Nacht ging immer mehr dem Morgen zu. Der unendliche Friede des Dorfes begann zu schwanken — der erste Hahnschrei, ein Ton vom Gesindehause her, als stiesse jemand, erwachend, gegen einen Stuhl, erschütterte ihn.

In Marthas Hand begann das Blut zu pochen von dem Drucke des schweren Kopfes, der darauf gebettet lag. Mit aufgerissenen Augen sass sie da. Ihr Herz war still wie eine Kirche, dem wundervollen Morgen weit geöffnet. Nicht das Geringste entging ihr, was um sie herum geschah. Sie sah das blendende Morgenrot, das warme Wellen am Horizont aufwarf. Die erste Lerche schoss zum Himmel hinauf, taumelte trunken in der Glut, und sank mit einem gellen Glücksschrei in die Saaten. Eine Wachtel schlug — an der Stelle des Feldes von der ihre Stimme kam öffnete sich das Getreidemeer, und sie flog empor, sah sich den schönen Morgen an, um darauf mit kurzen Sprüngen über das Feld zu huschen. Jetzt erhoben die Kühe schlaftrunken ihre Stimmen; sofort erschien im Hofe, der vom Garten nur durch den Stacketzaun getrennt war der grosse Lämmerhund, schnüffelte dicht an der Stallthür herum, rieb die Nase am Querbalken, und stand dann horchend und nachdenklich eine lange Weile in der Mitte des Hofes, wie aus Stein gegossen, und nur mit den Augen gegen die Mückenschwärme zwinkernd. Ein heller, klingender Ton kam vom Milchkeller her, als setze Jemand einen Messingeimer scharf auf die Steinfliesen. Dann öffnete sich das Gesindehaus, und die Schafferin erschien, noch rot und heiss von der Hitze der Nacht und der Enge des dunstigen Bettes, das sie mit dem Schaffer teilte. Gegen ihre Beine, die von Mückenstichen ganz geschwollen waren, schlugen die noch vom vorigen Tage klatschenassen Röcke. Sie dehnte die Arme und zog das Hemd zusammen über den schlaffen Brüsten. Dann öffnete sie gähnend den Mund, dass man ihre grossen, schönen, tadellosen Zähne sah. Sie war ein ganz junges Weib. Aber sie schlürfte bei'm Gehen wie eine Alte. Sie war hochgesegnet und hatte keine Nachtruh' gehabt. Sie sah müde an sich hernieder. So ging sie welk durch den emporblühenden Morgen.

Jetzt sass Martha mit geöffneten Lippen. Sie lauschte dem intensiven Erwachen des Lebens. Dann wieder blickte sie auf den Männerkopf, der sich auf ihre Hand gebettet hatte. Ihr Herz war bis in seine Tiefe ausgefüllt. Keine Ahnung, kein Zittern von verlangender Liebe kam ihr; voll gebender

Zärtlichkeit war ihr Herz, erregt vom wunderbaren Morgen, der sie inmitten der stillen Laube so sanft umschloss. Der warme Hauch von Herrn Sölle's Munde glitt über ihre Finger. Ihre Kinderbrust atmete voll mütterlicher Güte.

Stunden flossen ihr fort wie Minuten. Seit Mitternacht sassen sie so in der kleinen Laube. Und jetzt war es drei Uhr vorbei.

Es war eine Nacht gewesen, von der man sich nicht trennen konnte; mit ihrer geheimnisvollen Lichtheit hypnotisierte sie alles zu einer wachen Schläfrigkeit. Aber frisch wie ein Regenbad war der Morgen. Er flammte über den Gutshof herauf, glitt in's Dorf hinab und trieb Menschen und Heerden aus den Häusern; noch nicht vier Uhr war es, da klangen von allen Seiten die vollen und freudigen Töne des Erwachens.

— Herr Sölle fuhr empor aus seiner Stumpfheit, rieb die Augen, strich das Haar zurück.

„Fräulein! — — Fräulein!“ stotterte er.

Er war wieder hektisch rot. Er zog seine Weste herab, die sich verschoben hatte. „Nun muss man in's Feld“ murmelte er.

Auch Martha war aufgestanden; sie standen sich gegenüber, beide wie schlaftrunken; beide noch nicht mit dem erwachenden Leben draussen überein.

„Müssen Sie wirklich schon in's Feld?“ fragte Martha leise. Er sah sie an. Sie schaute still und liebevoll zu ihm auf. Er konnte ihren Blick nicht aushalten.

„Fräulein Martha“ — murmelte er.

Er drängte nach dem Laubenausgang. Die Sonne, die in einem Blutbad stand, fuhr mit ihren gelben Strahlen in sein schlaffes, überwachtes Gesicht. Er schloss die Lider, seufzte tief. „Fräulein Martha“ sagte er nochmals, und griff tastend nach ihrer Hand.

Sein Kopf sank auf ihre Schulter hinab. So standen sie noch einen Augenblick. Grüne Blätter hingen auf ihre Stirnen nieder.

Dann richtete er sich auf.

„Sie sind so gut“, murmelte er. „Wollen Sie heut Abend wieder hier sein, Fräulein Martha, an dieser Stelle?“

Sie nickte nur. Sie sah ihm nach wie er nun davon ging, breitspurig. Seine Reiterstiefeln waren noch kotbespritzt vom vergangenen Tag. Sein Haar hing wirr, sein Hut war voll Staub. Mit scheu gesenktem Blick, wie ein Dieb schlich er sich in die Felder. —

* * *

Den ganzen Tag über, der voll Sonne und Vogelschmettern war, ging sie wie eine heimlich Berauschte.

Der verschwommene Traum dieser Nacht lag wie ein stilles Wunder tief in ihr. Sie war nicht mehr mutterseelenallein, ein Mensch war zu ihr gekommen. Ein Herz hatte sich warm an das ihre gelegt.

Sie war ganz ausgefüllt, die zitternden, kleinen Nervenfäden, die hinabgingen in ihr verwaistes Herz, hörten auf zu beben und zu schwingen, ihre scheuen Augen sahen jetzt ruhig zu den Menschen hin.

Sie war nicht mehr mutterseelenallein!

Mit all' seinem Kummer hatte sich Herr Sölle an ihre Schulter gelehnt.

In der stillen Mondnacht hatte er sich bei ihr ausgeweint!

Sie war seine kleine Mutter jetzt.

Und wie eine Mutter suchte sie ihn mit ihrem Blick.

Er kam über die Felder daher, als die Mittagsglocke rief.

Sie sah ihn von ihrem kleinen Zimmer aus, das sie in Ordnung brachte. Ihr Bett war noch unberührt. Sie hatte sich um vier Uhr hinaufgeschlichen, sich an's Fenster gesetzt. Sie war nicht müde, nur wie im Traum. Dann war sie hinuntergegangen und hatte sich nützlich gemacht. Es schien ihr heut alles so spielend leicht, ihre mageren Hände hatten solche Kraft! Als die Frühstücksstunde kam, war es ihr lieb, dass niemand ausser dem Onkel

noch am Tisch erschien. Sie bediente ihn ganz still, trank ihre Milch in langsamen, wonnigen Zügen. Der Onkel sah sie schweigsam an. Sie hatte blühend rote Flecken auf den Wangen. Ihr Blick hatte etwas von dem nach innen gehenden Glanz einer Blinden.

Maria kam hinab, und Martha flüchtete. Im Milchkeller ward es ihr wohl, dort war sie ganz einsam, und sie wirtschaftete bis Mittag da herum.

Durch ein winziges Fenster sah sie ab und zu in die Sonnenglut des Hofes. Gegen Mittag wurde ein Pferd vor die Freitreppe geführt. Maria und der Lieutenant erschienen, Maria nahm das Pferd am Zügel. Der Lieutenant haschte gleichfalls darnach, nun lagen ihre Hände übereinander. Sie standen da wie ein junges Ehepaar. Ihre Liebkosungen berührten zugleich die Stirn des Pferdes.

Dann schwang sich der Lieutenant in den Sattel. Von dort sprach er zu ihr hinab. Im Angesicht des ganzen Hofes sprachen sie miteinander. Aber Martha, die aus dem dunklen Keller mit verzehrendem Blick zu ihnen hinausstarrte, sah wie ihre Lippen sich eigentümlich formten, zu Worten unter denen sie sinnlich bebten.

Dann trennten sie sich.

Der Lieutenant sprengte davon.

Martha ging hinauf in ihre Kammer, sie zitterte vor Maria. — Als der Hof in brütender Mittagsruh lag, kam Herr Sölle. — Sie sah ihn vom Fenster aus zwischen den Feldern auftauchen. Ein Gedanke kam ihr. Sie horchte auf den Flur hinaus, ob alles ganz still sei. Dann huschte sie in sein Zimmer hinüber, in dem die Magd noch nicht zusammengeräumt hatte, füllte seine Krüge mit Waschwasser, füllte auch die Karaffe, öffnete die Fenster weit, dass er frische Luft haben sollte. Ehe er noch in's Haus trat war sie schon wieder in ihrem Zimmer.

Das Läuten der Mittagsglocke dauerte lange. Die grellen Töne hallten über den von der Hitze wie ausgedörrten Hof bis hinüber in die entferntesten Feldstriche, um das Gesinde zusammenzurufen. Langsam, erschlafft kamen sie an, die Männer mit entblösster Brust, mit von der Hitze gedunsenen Gesichtern, die Weiber förmlich röchelnd unter der Last ihrer Sensen und Heugabeln. Die Strahlen der Sonne fielen jetzt kerzengerade, und tanzten wie haarscharfe Nadeln auf den schwarzen und braunen Scheiteln auf und ab.

Im Esszimmer der Gutsfamilie herrschte Kühle.

Die Hausfrau sass obenan und blickte schläfrig über das blitzende Weiss des Damastgedeckes.

Ein Ponnywagen rasselte vor die Thür, der die Kinder von der Stadt zurück aus der Schule brachte.

Sie stürzten hungrig und heiss herein, küssten mechanisch die ihnen entgegengestreckten Hände. Karlik, der jüngste, spie aus nach dieser Arbeit, aber als der Gutsherr ihn deshalb packen wollte, hielt Maria schützend ihre Hände über den kleinen Wollenkopf.

Die Grosseltern betrachteten Maria durch ihre Brillen und wurden unruhig.

„Töchterchen, Du siehst so blass aus?“

Leise zog feines, blütenfeines Rot in Maria's Wangen auf.

Eine Liebkosung erstickte die Frage der Grosseltern.

„Maria ich liebe Dich!“ sagte der kleine Karl auf Russisch. Es war das erste was er in dieser Sprache gelernt hatte; und er wiederholte es den ganzen Tag.

„Téz“ („Auch“) schrieen die anderen Kinder.

Martha blickte sich verwirrt im Kreise um. Dann heftete sie ihre Augen verständnislos auf Maria. —

„Wo bleibt denn Herr Sölle?“ fragte der Gutsherr scharf. „Wird der Lieutenant zum Abendessen aus der Stadt zurück sein?“ unterbrach Frau Przibek mit matter Stimme. Immer wenn sie ein Wetterleuchten bemerkte auf der Stirn ihres Gemahls fuhr sie mit einer ablenkenden Frage dazwischen.

Aber sie wusste, nicht dass er ihre matte und einfältige Art verabscheute.

„Er wollte noch morgen die Jagd mitmachen," grollte er. „Natürlich kommt er zum Abendessen und bleibt dann zur Nacht. — Wo aber ist der Schlingel Sölle?"

Herr Sölle trat ein. Wie auf's Stichwort erschien er, und alle betrachteten ihn verlegen.

Nur der Gutsherr wetterte. „Immer pünktlich, Sölle. — Hier nicht warten lassen."

Martha war tief blass geworden. Sie legte ihre Hand wie hülfesuchend auf den Schoss ihrer kleinen Cousine.

Das Kind nahm es für eine Liebkosung. Es errötete zart.

„Wollen wir nachher „bitte grün" miteinander spielen?" fragte es lebhaft.

Martha nickte stumm. Sie starrte Herrn Sölle an. —

„Wie alt sind Sie, Martha?" fragte die Grossmutter plötzlich von ungefähr.

„Siebzehn" stotterte sie.

„Sie sind noch so mager und dünn. Ein rechtes Düsterchen! Sie müssen sich tüchtig bei uns ausfuttern", sagte die Greisin behaglich.

Alle brachen in Gelächter aus. Martha sass wie gelähmt. Sie fühlte sich von der alten Frau gezüchtigt.

Sie hob ihre scheuen Augen, sie irrten zu Herrn Sölle.

Und wie ein sanfter Kuss traf sie sein Blick. Voll Mitleid.

* * *

Im Garten wurde der Kaffee gereicht.

Unter der durchsichtigen Glasglocke des Himmels lag die Wildnis des Gartens in blendendem Mittagsglanze.

Die Tulpenköpfe brannten in einem Rot, das feurig war wie dunkler Wein! Sonnenblumen reckten sich fast die Stengel aus um in den Glutball am Himmel zu sehen. Die Vergissmeinnicht waren ausgebrannt bis in ihre Herzen, sie hingen weiss am Stengel, tote Blumen. Wilden Geruch verströmten die Reseden. Und die Lindenblüten, schon halb verdorrt, atmeten noch eine Wolke von Duft, die schwer und zärtlich aus den Gipfeln herniedersank.

Der Schaukelstuhl des Hausherrn war herausgeschafft worden, Herr Przibek sonnte sich noch im Kreise der Seinen, ehe er den Inspektionsritt über die Felder antrat.

Eine Magd schnallte ihm die Sporen an. Tief gebückt lag sie vor ihm auf den Knieen im Grase.

Die Kinder lärmten umher.

An einen Baumstamm gelehnt stand Maria und schaute nach Herrn Sölle, der ein paar Rosen anband.

Langsam glitt ihr Blick an seiner Gestalt entlang.

Sie fühlte, er wusste alles.

Er hatte sie also belauscht.

Ihre Lippen kräuselten sich. Was wollte er von ihr, dieser armselige Mensch, was war er gegen den Lieutenant? Als sie an den Lieutenant dachte, an die blitzende Uniform, stieg ihr das Blut zu Kopfe, wie dem Truthahn, dem man ein rotes Tuch vorhält. Der Gedanke, dass sie und er ein Paar werden könnten, hatte etwas Betäubendes für sie. Sie musste die Augen schliessen. Dann wieder öffnete sie sie, liess sie abermals über Herrn Sölle gleiten. Er war stattlich, breit, gross, von fast fürchterlicher Kraft.

Die einsamen Stunden in ihrem Giebelzimmer zogen an ihrem Blick vorüber, sie sah ihn, gefällt wie eine Eiche, vor ihren Füssen liegen. Dann hatte es genügt, dass sie ihre Hand auf seinen wirren Kopf legte, und er wuchs empor in einer wilden Zärtlichkeit zu einem Riesen, der alles gethan und verbrochen haben würde, was sie nur gewollt hätte.

Der Lieutenant war fast ein Kind gegen ihn. Aber vor diesem zitterte sie. Es hatte etwas in seinem Blick gelegen, trotz seiner Unterwürfigkeit, das über sie hinwegsah. In seinen junkerhaften Zügen war ein Ausdruck

von Leichtsinn, der sie aufreizte und mit Unsicherheit erfüllte. Er war der Einzige von allen Herren der vornehmen Garnison, der in ihrem Elternhause Verkehr gesucht hatte. Die Anderen beschränkten sich auf einen halb nachlässigen Gruss, den sie mit den Przibeks wechselten, wenn die Equipagen sich auf der Landstrasse begegneten, oder auf ein hochfahrendes Gespräch über Pferde, wenn sie in der Weinstube der Kreisstadt mit dem Gutsbesitzer zusammentrafen. — Sie hatte fieberhaft darüber nachgesonnen, auf welche Art sie den Lieutenant völlig an sich fesseln könne. Es war ihr kein anderes Mittel eingefallen als jenes, welches sie rings um sich herum in den Kreisen der untergebenen Weiber als Waffe gegen den Mann gebraucht sah.

Auch Sölle war vor dieser Waffe in die Kniee gesunken. Aber bei dem Lieutenant — inmitten des rasenden Ereignisses der Nacht empfand sie es instinktiv — war die Erschütterung eine andere, die nichts zu thun hatte mit einer stammelnden Hingabe des Herzens. Sie fühlte unter betäubender Angst dass das, was er schwur und sagte, ihm geläufig war; es kam nicht zum ersten Mal über seine Lippen, es riss in sein Gesicht nicht Furchen schluchzender Zärtlichkeit, es schüttelte seine Seele nicht, dass die Worte nur noch wie betendes Gestammel waren. Über allem, was er that und sprach, lag eine Leichtigkeit, ein fassbarer Schimmer des Vergänglichen. Hinter der Glut seiner Augen lauerte etwas wie Unruhe, wie Angst vor dem kommenden Tage. Sein Blick wich ihr aus, und während Herr Sölle nicht müde geworden war, vor seiner Heiligen auf den Knieen zu liegen und stundenlang mit halbgeschlossenen Augen ihren Blick zu trinken, schloss der andere matt die Lider, als schaue er in zu grelles Licht.

* * *

Die Rosen waren festgebunden und hoben sich wieder am Stamm. Herr Sölle trat aus dem Rondel zurück und näherte sich den Kindern.

Sie spielten „Florian". Mit trüben Augen, gesenktem Kopf trat er unter sie, aber sie stürzten auf ihn zu, rissen ihn hin und her, wie einen treuen, grossen Hund, dem man das Fell zerzaust, ohne dass er sich wehrt.

Traurig lächelnd stand er unter ihnen. „Sölle, bitte drün," lallte die kleine Sascha, die Jüngste, und streckte ihre Grübchenhände zu ihm auf. Das Spiel grassierte seit einigen Wochen unter ihnen, sie waren förmlich davon besessen. Kein Mensch im Hause war sicher vor ihren Anfällen und dem wilden Schrei „bitte grün".

Sölle hatte nichts Grünes bei sich, obgleich er sonst, im Hinblick auf diese Kinder-Epidemie, alle Tage ein paar grüne Blätter bei sich trug. Heut hatte er darauf vergessen, wie auf alles. Nun wollten sie ein Pfand. Mit ihren kleinen Händen wühlten sie in seinen Taschen. Er stand, von allen lächelnd betrachtet, verlegen, rot und gutmütig. „Er hat nichts in den Taschen," schrieen die Kinder. — „Dann will iss einen Tuss," gestand die kleine Sascha, die diesen Ausgang des Spieles oft beobachtet hatte. Er bückte sich nieder, griff mit seinen grossen Händen nach dem Bündel Spitzen und blonde Locken, vorsichtig, wie mit Feuerzangen. Ganz leise küsste er das Kind aufs kleine Näschen. „Der weint sa," verkündete Sascha ganz erschrocken.

Rasch, zitternd ging er davon. Er ging auf sein Zimmer, warf sich auf sein Bett. Von Weitem hörte er die zarten, kleinen Stimmen; er hörte den Triller der Lerche, den Gesang der Mägde auf dem Felde. Und in seinem aufgeregten Hirn hatte er die Vorstellung, als sei alles, was er durch seine Sinne hörte und vernahm der Begriff „Maria"; weich, sanft und warm war der Sommertag, wie Maria; die Kinderstimmen waren ein Teil von Maria. In dem Lerchengetriller fühlte er Maria, wie sie des Morgens mitunter zu ihm ins Feld trat, üppig und licht wie der junge Morgen.

Er grub die Hände in sein Haar, Verzweiflung schüttelte ihn. Dass sie ihm nicht mehr gehören sollte, nie mehr, stand jetzt am helllichten Tage mit unfassbarer Deutlichkeit vor ihm.

* * *

Die Messglocke läutete.

Matt erhob sich die Gutsfrau, bekreuzte sich und küsste die Kinder. Dann schlug sie den Weg zur Kapelle ein.

Mit vielen schlechten Heiligenbildern vollgetüncht stand der kleine Tempel abseits vom Gutshofe, aber so, dass man, wenn man wollte, von seinen Fenstern aus das Getriebe der Wirtschaft überblicken konnte.

Diese Lage hatte der Gutsherr beim Bau der Kapelle vorgesehen, aber mit der Zeit übte sie einen peinlichen Einfluss auf ihn aus. Er fühlte, dass er jeden Funken Sammlung verlor, wenn er, während der Pope das pater noster sprach, durch die kleinen auf den Wirtschaftshof gehenden Fenster verführt wurde sich nach dem Pferdejungen umzusehen, oder halb willenlos die Kübel Milch zu zählen, die man aus dem Kuhstall brachte.

Er war wegen dieses Missstandes mit dem Popen zu Rate gegangen, und dieser hatte in hingebendem Eifer die Fenster mit Stroh verstopfen lassen.

So war es stockdunkel in dem engen Raum, in den Frau Przibek trat. In dieser Dunkelheit hatten Maria und Herr Sölle sich zuerst gefunden. —

Die Übrigen blieben noch im Garten zurück. Die Glocke gab noch eine Viertelstunde Zeit.

Herr Przibek schlang seinen Arm um Maria und wanderte mit ihr auf und ab.

„Was ist denn das?“ sagte er, als im Hofe Pferdegetrappel erklang. „Ist der Lieutenant schon zurück?“

Sie schritten in den Hof. Es war nur der Bursche des Lieutenants, der eine Botschaft brachte.

Sofort als Maria ihn erblickte fühlte sie etwas in ihrem Herzen stille stehn.

Sie betrachtete ihren Vater mit fast stechendem Blick, während er den Brief des Lieutenants las.

Eine Ader schwoll auf seiner Stirn. „Filou,“ sagte er verächtlich. Er schob Maria den Zettel hin.

Sie las mit hochgezogenen Brauen. Der Lieutenant dankte in gewählten Worten für die ihm lange gewährte Gastfreundschaft. Mit schmerzhaftem Bedauern erfülle es ihn, dass er sich derselben so plötzlich berauben müsse.

Jedoch er fühlte in den ersten, gesammelten Stunden des Alleinseins, dass er sich in eine Lage verstrickt habe, die für ihn zu gefährlich sei, um fortgesetzt zu werden.

Die reizende Tochter des Hauses habe einen tiefen Eindruck auf sein Herz hinterlassen. Wie stark dieser Eindruck sei, das, wie gesagt, habe er erst heute während einer ruhigeren Überlegung in vollem Maasse empfunden. Alles zöge ihn zu der liebenswürdigen Erscheinung hin. Aber er würde ein Schuft sein, wenn er, ein unbesoldeter, preussischer Lieutenant, einem sympatischen Gefühl soweit nachgeben wolle, dass er die Stimme der notgedrungenen Vernunft u. s. w. u. s. w. und die Rücksichten auf das höhere Lebensglück eines jungen Mädchens u. s. w. u. s. w. einfach in den Wind bliese und durch sein ferneres Erscheinen. — —

„Was will der Kerl eigentlich?“ sagte der Gutsherr, von Wut ganz entstellt. „Fürchtet er, dass wir in ihm von vornherein etwas anderes als einen Windhund gesehen haben? denkt er wir spekulieren auf ihn?“

Maria ging voran in's Haus, ihr Gesicht war verzerrt.

„Du!“ brach er aus, während seine zehn Finger nach ihrer Schulter griffen und sie zu sich herum rissen. „Hat es etwas gegeben mit diesem

Herrn, hat er sich gegen Dich vergangen durch ein Wort oder einen Blick, der Hund, und bläst nun zum Rückzug?"

Sie sah jetzt ihren Vater an. Ihr schien es einen Moment als wäre er ein ihr völlig fremder Mensch. Ein Bauer, der sie nichts anging. — „Du?" fragte er noch einmal, von Wut und Aufregung ganz entstellt.

Sie zuckte hochmütig die Achseln. „Was denkst Du von mir, Papa?" Aber als er sie endlich verlassen hatte, als seine schweren Schritte draussen im Hofe verklangen, da öffnete sie den Mund zum gellen Aufschrei — — — Aber der Schrei kam nicht bis über ihre Lippen. Er wühlte sich in ihr Herz hinab. —

Langsam ging sie zu den Ihren zurück. Sie sah Martha stehen, ihr Blick glitt fröstelnd von ihr ab. —

Sie entschuldigte sich bei den Grosseltern, nicht zur Messe kommen zu können; sie fühle sich matt, ein wenig schwindlig. Und so weiss, sah sie aus im Gesicht, dass alle es ihr erschrocken glaubten. —

In dem wie ausgestorben erscheinenden Hause stieg sie langsam die Treppen zu ihrem Zimmer hinan.

Leer gähnte der riesige Flur vor ihr auf. Alle Thüren der zu ihm gehenden Zimmer waren weitgeöffnet, um Kühle hereinzulassen.

Kein Mensch hier oben, alles totenstill.

Auch Herrn Sölle's Zimmer weit geöffnet.

Mechanisch trat sie auf die Schwelle.

Da lag er hingeworfen wie eine Last, auf dem alten Ledersopha. Sein Gesicht war ihr zugewandt, seine Augen verschwollen und rot.

Widerwille stieg in ihr auf, scharf wie Gift. Dieser heulende, riesige, grosse Mensch, der den Lieutenant hätte zerschmettern können, lag da wie ein hülfloser Block.

Sie sah ihn an, aber er regte sich nicht. Seine Augen hingen düster an ihr.

Plötzlich durchzuckte sie ein schrecklicher Gedanke: Wenn es möglich wäre!! Wenn sie auch über ihn die Macht verloren hätte!!

Wenn selbst dieser Sklave sich von ihr losriss!!

Sie senkte hülflos einen Moment den Blick. Angstvoll suchte sie — — — — — Dann schlug sie voll die Augen auf.

„Sölle!" flüsterte sie.

An den Thürpfosten gelehnt stand sie erhobenen Hauptes da, keusch und liebreich. Um ihre Lippen kräuselte sich ein schmachtendes Lächeln, züngelnd, wie ein winziges Schlängchen. — —

Er regte sich nicht, sein Blick sog sich in sie ein.

Draussen das Glockengesumm verstummte. Brütende Stille.

„Sölle!"

Er streckte die Arme nach ihr aus — lechzend — abwehrend — da trat sie aufstöhnend zu ihm hin, und kalt und grausam riss sie sein Haupt an ihre warme Brust. — — —

In Martha's Kopf summten die Gedanken wie schillernde Sommerfliegen. Ihr Herz war seit dem mittäglichen Erlebnis, seit dem sanften, sie küssenden Blick wieder weit und liebevoll geworden und umschloss das Geringste, was sie sah und hörte, mit inbrünstiger Dankbarkeit. Die kleinen Kinder, die so gut zu ihr waren, die Schönheit des Tages, die freundlichen Zurufe der Dorfleute, das alles floss für sie zusammen zu einer Sphäre von Glück; aber dieses Glück hatte seinen wahren Ursprung in der Vorfreude auf den Abend, wenn sie das auch nicht ahnte.

Sie fing jetzt an sich zu bewegen als gehöre sie schon hierher, als setze sie voraus, dass sie hier einen winzigen Platz habe, auf dem sie bleiben dürfe. Sie scheute sich nicht mehr bei Tisch ein wenig Speise zu nehmen, sie gewann die freudige Vorstellung es gönne ihr jeder ihr bischen Essen. Sie hob sich in einem fröhlichen Stolz, wenn jemand aus Versehen anstatt „Martha" „Marthchen" zu ihr sagte, das erinnerte sie an das Elternhaus, und

als Frau Przibek sie am Abend mit strenger Miene fragte ob sie ausser ihren defekten Schuhen kein zweites Paar im Besitz habe, sagte sie ohne Verwirrung „nein“, — als wäre es keine weitere Schande, mit einem zerrissenen einzigen Paar in ein anständiges Haus zu kommen.

Kurz, aus der armen Cousine war etwas geworden das anfangen wollte sich zu entfalten. Es hob seine durchsichtigen Flügel und flatterte zu einer Ecke blauen Himmels auf. Es berührte liebkosend die kalten und strengen Gesichter, und liess sich auf jedem Lächeln nieder.

Die Kinder fühlten dieses zarte Flattern in ihrer Nähe; sie waren noch so reich an Liebe, sie gaben mit vollen Händen zurück; sie waren bis jetzt erst nur Przibeks ihren kleinen, platten Nasen nach.

Der Ruf zum Abendessen zerstörte die Wonne ihrer Spiele, und aufgeregt baten sie, man möge ihnen dieses einzige Mal „alles herausschaffen“.

So speisten sie mit ihrer Cousine auf dem grossen Rasenplatz, im Schatten und Duft der Heuhaufen. Als die Köpfchen schläfrig zu werden begannen, musste Martha Geschichten erzählen. Langsam schlummerten sie ein. Und so sass sie mit den schlafenden Kindern, zwei auf ihrem Schoss, eins zu ihren Füssen, und wagte sich nicht zu regen.

Die Abendruhe des Dorfes deckte alles mit Schwanenflügeln. —

* * *

Endlich, endlich schlief das ganze Haus.

Martha ging in den dunklen Garten hinab. —

Heut blitzte kein Silberstreif. Der Himmel war schwarz und verschlossen.

Aber der Garten stand in Flammen schweren Duftes.

Die Nacht war zu gross für ein Kinderherz.

Es konnte nichts fassen als dass es gleichfalls in Flammen stand, brannte und aufstrebte zum unsichtbaren Himmel. — Es war von Sehnsucht angefüllt, die keinerlei Namen hatte. Traumhaft ging Martha hin und her. Stunden vergingen. — Schwertlilien standen am Wege, sie bückte sich, sah in die Kelche, die das einzig Helle waren in der Dunkelheit. Dann sah sie den düsteren Himmel an, und der Gedanke, dass dort oben ihre Eltern sein sollten, ward ihr fremd. Wo waren sie, wo schwebten sie, wo war ein Band zwischen der Zerrissenheit? Wieder fielen ihre Gedanken aus dem Zusammenhang, schwirrten wie Irrlichter. Ihre Einsamkeit nahm zu, stieg ihr wie Flut an den Hals. „Käm' er doch!“ sagte sie wie gejagt. „Käm' er doch, der liebe, liebe, liebe Herr Sölle!“

Hatte er es vergessen? Würde er nicht kommen?

Wenn er jetzt käme, sie fühlte es bis in ihr tiefstes Innere, dann würden ihr die Eltern nicht mehr so unerreichbar weit entrissen sein; dann würde in diese grosse Nacht sich etwas wie Trost und Heimat senken. Dann würden ihre Gedanken wieder freudig werden, wie sie es während der herrlichen Erwartung des Tages waren. — — — — — — — — — — — — —

„Er kommt“; sagte sie laut.

Und nun wiederholte sie dieses Wort, wieder, immer wieder. Sie sprach es wie im Fieber. Sie faltete ihre magern Hände dabei. Sie ging auf und ab, und sprach dieses Wort. Nun kannte sie schon den Weg, sie stiess an keinen Stein, sie ging sicher wie am hellen Tage und sprach das eine Wort.

Dann wurde sie müde, grenzenlos schwach. Sie ging in die Laube, sank nieder und lag lange stumm. Ihr Kopf ruhte auf den Armen, nichts regte sich an ihr. Nur glühende Ströme von Thränen rieselten über ihr Gesicht. — Müde verstrich die Zeit.

Da sagte eine Stimme: „Fräulein Martha.“ Herr Sölle stand da. Er trug eine kleine Laterne am Gürtel. Der matte Schein fiel auf sein Gesicht. Er blickte die Weinende an, scheu, wie ein Verbrecher.

Sie war so schwach; sie konnte nur ungläubig lächeln. Sie hob ihre beiden Hände zu ihm auf, dann sanken sie wieder hinab. Mit gebrochnen Flügeln sass sie da.

„Fräulein Martha,“ sagte Herr Sölle abgewandt. „Jagen Sie mich nur hinaus. Ich gehöre Maria nun wieder mit Leib und Seele.“ — Kein Ton in der Laube. Ohnmächtig, lautlos regten sich noch einmal die Flügel.

„Ich bin ein Schurke“; murmelte er. „Ich kann nicht los von ihr, und wenn ich dabei wie ein Hund verende.“ — — — „Fräulein Martha,“ sagte er endlich, weich und zerknirscht, als kein Laut von Antwort kam. „Verachten Sie mich so sehr? Geben sie mir Ihre Hand, ich bitte Sie!“

Und als sie sich nicht regte schloss er mutlos seine grosse Hand zur Faust. Etwas das sich aus der düstern Nacht zu ihm verflattert hatte, etwas angstvoll Zuckendes, Lebendiges geriet ihm dabei zwischen die Finger. Er hielt ein Seelchen in den Händen und zermalmte es.

FRANZÖSISCHE NEUROMANTIK.

VON

HENRI ALBERT (Paris).

Die Kritik — besonders die ausländische — hat die Erzeugnisse der französischen Litteratur der fünfzehn letzten Jahre hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte der Pathologie betrachtet und sich begnügt, wenn sie zur Untersuchung der einzelnen Werke überging, auf rein technische Neuerungen hinzuweisen. Man wusste, dass es sich um eine Reaction gegen den Naturalismus handelte, aber man sah in dieser Reaction nur die Aeusserlichkeiten einer gewollten Bizarrerie, eine Sucht nach Neuheit unter jeder Bedingung, die das reine Streben ganz vergessen liess. Dass die neue Richtung noch kein Genie hervorgebracht hatte, schien ein genügendes Argument für deren Nichtigkeit. Die symbolistischen und decadenten Scherze sind nun längst verflogen. Was ernst war, ist geblieben und die litterarische Kunst mit dem höchsten Streben und der höchsten Forderung steht höher denn je. Nur in Deutschland passirte es neulich noch einem biederen Philologen — seinen Namen habe ich leider nicht vergessen (er heisst Herr Eduard Engel), in der Mode-Zeitschrift „Cosmopolis“ — ich nenne sie so, weil sie dem Tagesgeschmacke die Füsse leckt — entwerthete Witze der Tagespresse als baares Geld wieder neu aufzutischen. Zur grossen Heiterkeit des ganzen litterarischen Europas hörte man wieder die seit zehn Jahren verstummte Entrüstungsposaune ihre Klage über Dunkelheit und Unverständlichkeit in die Welt verkünden. Darüber sind wir glücklicherweise hinaus. Dass das berühmte „Sonnet des Voyelles“ von Arthur Rimbaud reine Spielerei war, ist bekannt. Ueber die Ziele, die Mallarmé und Maeterlinck befolgen, kann sich jeder in Büchern orientiren. Was liegt an der Ignoranz der Philologen? Dass Verlaine der grösste Lyriker Frankreichs ist, bestreitet Niemand mehr, und dass er und Andere seit zwanzig Jahren die französische Lyrik überhaupt erst begründet

haben, geht aus den Thatsachen hervor. Die freirhythmischen Bestrebungen in der französischen Poetik können zwar, aus Mangel an einem wirklich bedeutenden Talente, so ziemlich als gescheitert betrachtet werden, aber sie haben dem modernen Verse eine Biegsamkeit und eine Geschmeidigkeit gegeben, die er nie zuvor besessen hatte. Die Schulen und ästhetischen „cénacles", mit ihren Auswüchsen und Lächerlichkeiten, mit dem Parasitismus, den jede Coterie mit sich führt, sind wohl, für eine Zeit wenigstens, von der Bildfläche verschwunden, aber lange Jahre intensiven Kunstlebens haben in Frankreich litterarische Persönlichkeiten ersten Ranges hervorgebracht und Strömungen verursacht, die in der Litteraturgeschichte bleibende Spuren hinterlassen werden. Eine dieser Strömungen soll hier näher ins Auge gefasst werden.

I.

Ein Vergleich zwischen den französischen Symbolisten und den Romantikern Deutschlands liegt auf der Hand. Er ist mehrfach angedeutet worden, aber ohne dass auf einzelne Persönlichkeiten näher hingewiesen wurde. Die Forderungen des Symbolismus („das Subjective objectiviren") folgten logisch auf die letzten Ausschweifungen des Naturalismus („das Objective subjectiviren"). So war auch die deutsche Romantik der letzten Jahrhundertwende eine Reactionsbewegung gegen die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts und kann in keiner Weise mit dem französischen Romantismus der dreissiger Jahre verglichen werden. Dort hatten wir ein Ziel, eine Ethik, eine Weltanschauung, hier bloss die oberflächliche Zuneigung zur Form, die sich in der „Théorie de l'art pour l'art" verkörperte und im Schweifen nach fremden Ländern und verwehten Kulturen ihren Gegenstand fand. Von einer tieferen Weltphilosophie war keine Spur zu finden. Gérard de Nerval allein, der ganz von deutschem Geiste durchdrungen war, könnte hier ausgenommen werden, ohne jedoch eines Anderen zu vergessen, welchen die französische Litteraturgeschichte nicht zur Romantik rechnet, den ganz verschollenen Maurice de Guérin (28 Jahre alt, 1839 gestorben), ein Alleinstehender, dessen Gedankenwelt und Lebensschicksal ganz an Novalis erinnert. Aber das Frankreich von damals war von dem heutigen sehr verschieden. Der romanische Geist ist nach und nach, bis zur Sättigung, von der deutschen Philosophie durchdrungen worden und die europäische Seele hat ihren Charakter total geändert. Hegel und Fichte haben die Jugend beherrscht und ein ganz germanischer Drang nach Verinnerlichung und Vertiefung hat sich der Geister bemächtigt. So entstand die neue idealistische Bewegung und hier muss auch der Ursprung dieser Art von Romantik gesucht werden, welche so sehr an die deutsche erinnert und die jetzt in manchen Gehirnen des jungen Frankreichs spukt.

Die retrospective Begeisterung für die Sitten der Revolution und des Kaiserreichs, wie sie sich seit einigen Jahren bemerkbar macht, hätte an und für sich mit der litterarischen Entwicklung wenig zu thun. Aber es scheint, dass das heutige Frankreich mit dem damaligen Deutschland einige Aehnlichkeiten aufweist und dass wir, während wir in der Betrachtung dieser vergangenen Zeiten dieselbe Distanz einzuhalten scheinen, welche damals Deutschland den französischen Umwälzungen gegenüber einhielt, Ideale aufthürmen, welche von denjenigen der Genie-Periode nicht sehr entfernt sind. Gehröcke tragen, welche nach den Mustern derjenigen der Revolutionsmänner geschnitten sind, und Binden, die sich dreimal um den Hals herum winden, griechische Autoren übersetzen und neue Kunstregeln anschlagen genügt noch nicht um einen richtigen Romantiker zu machen. Aber eine ganze Reihe von Symptomen zeigt, dass unsere Tendenzen und Anschauungen von denjenigen der Tieck-Schlegel'schen Richtung nicht sehr verschieden sind. Eine abgeschlossene Gruppe mit einer Kohäsion, wie sie die deutschen Romantiker

in der ersten Stunde besassen, liesse sich schwer aus den zahlreichen Persönlichkeiten des jungen Frankreichs ausscheiden. Strömungen und Unterströmungen jedoch könnte man fast überall wiederfinden.

Gefesselt von dem Zauber der antiken Welt geben Quillard, Pierre Louys, André Lebey mustergültige Uebersetzungen aus dem Griechischen, Herold spürt indischen Texten nach. Alles ohne philologischen Beigeschmack, und fast als wären es Anachronismen, so modern erschienen, in ihrer zierlichen Sprache, diese Nachbildungen. Sodass Marcel Schwob und dieser selbe Pierre Louys es wagen können, selbst Uebertragungen griechischer Texte zu similiren, ohne den geringsten Argwohn seitens des Publikums zu verursachen. Aber beide sind zu sehr Formtalente um der romantischen Muse zu huldigen. Schwob giebt uns reizende Erzählungen im Geschmacke von Anatole France, in denen, trotz alledem, doch noch Romantik liegt, und Pierre Louys, auf den wir für die Zukunft die allerhöchsten Hoffnungen setzen können, wird aus der gewaltigen Wiederbelebung seiner „Aphrodite“ zu modernen Stoffen übergehen. Der Dichter Henri de Régnier — ist er nicht seitdem Verlaine tot ist der grösste? — hat sich ganz in seine aristokratischen Träume verschlossen. Seine Lyrik hat das erhabene Pathos, das allein das Gefühl des über der Welt Stehens geben kann. Aber in der hohen Melancholie seiner Erzählungen*) tritt eine Weltanschauung ans Licht, wie sie nur der sich sehnende Romantiker entwickeln kann und die oft an Tieck (etwa im „Blonden Egbert“) anklingt.

Wenn der Traum zu hoch schweift, so erscheint das Leben schal und die grelle Disharmonie zwischen dem Wunsche und der Verwirklichung führt zur enttäuschten Flucht in eine künstlich erbaute Welt, welche der Geist mit Gespenstern bevölkert. Für denjenigen, dem die Kraft fehlt, um das weite Leben zu lieben, um Schmerz und Pein und Vernichtung darin zu lieben, und Jugend und Schönheit anzubeten, für den müssen sich tote Symbole beleben. Der arme Hardenberg hat sein ganzes Leben hindurch die blaue Blume gesucht. Er wird jetzt zum Mode-Dichter im jungen Frankreich. Maeterlinck hat ihn ins Französische übersetzt und sein neuester Essay-Band**) ist ganz von Novalis'schen und Emerson'schen Gedanken durchwirkt. Diese Gedanken sind zu bekannt, als dass ich hier näher darauf eingehen müsste. In den Dramen des belgischen Dichters wurden durch einige Angst- und Schauer-Erweckungen hohe künstlerische Effekte erzielt. Diese Erweckungen möchte Maeterlinck nun in das Leben übertragen. Das Geheime und Verschlossene, dem er überall begegnet, fesselt ihn unendlich. Er lässt das Schweigen zur Seele sprechen, findet die Tragik des Schicksals im kleinsten Ereigniss des täglichen Lebens. In Bescheidenheit sollen wir dieser Heimlichkeiten warten, bis Gott zu uns spricht. Denn nur „ideal“ können wir über unser Ich hinauskommen. Diese Sehnsucht hatte schon Novalis gekannt, als er nach dem „transcendentalen Ich“ jagte, und die Neu-Mystiker von heute wollen in ihrem „höchsten Aufschwung des Geistes“ einem fernen Ideale nachgehen, das sie selbst nicht bestimmen können. Novalis träumte, als die höchste Freude, eine ewige Umarmung, die nicht an den Augenblick gebunden wäre. Doch auch der Liebesschauer bringt nur unvollkommenes Glück. Läge nicht jenseits ein Rausch, eine Verzückung, die höher und vollkommener wäre, denn reine Menschenliebe?

II.

Weil aber der Mensch das nie erreicht, was er in seinem Geiste als lebendig geschaffen hat, so hat er Symbole erfunden, die seine Gedanken vorstellen sollten. Ueber die Theorie der Symbole ist viel geschrieben worden.

*) Henri de Régnier, Contes à Soi-même (Librairie de l'Art Indépendant 1894) Henri de Régnier, Le Trèfle noir (Edition du Mercure de France 1895).

**) Maurice Maeterlinck, Le Trésor des Humbles (Edition du Mercure de France 1896).

Klar und leuchtend haben zwei junge Dichter, unabhängig von einander, von den Perlen erzählt, die sie in ihren Träumen gefunden — André Gide und Camille Mauclair. Hier möchte ich hauptsächlich von dem ersteren sprechen, weil er in unserer Zeit der ausgeprägteste Typus des Romantikers ist und zu dem halben Dutzend Leuten gehört, die jetzt zwischen zwanzig und dreissig Jahren alt sind, und ein wirklich bedeutendes -- für Europa bedeutendes — Talent haben.

Kaum achtzehn Jahre alt debutirte André Gide mit einem autobiographischen Romane*), der Aufsehen erregte. Es war ein Jünglingsbuch mit allen Eigenschaften und allen Fehlern, die eine Seele ohne Falsch an den Tag legen kann, mit allen Lächerlichkeiten und Begeisterungen seines Alters, sehr Wertherisch und Wilhelm-Meisterisch und Faustisch, ohne jede Ironie, und ein wichtiges Dokument zur Psychologie der Pubertät. Seiner ganzen Entwicklung nach, mit einer streng protestantischen Erziehung und einer frühen Unabhängigkeit, die aber den Druck der Erziehung noch weiter empfindet, war Gide vorausbestimmt ein Vollblut-Romantiker zu werden.

„Gefühl ist alles;
„Name ist Schall und Rauch,
„Umnebelnde Himmelsgluth."

schreibt er schon damals, und er vertieft sich in die Betrachtung seines inneren Lebens, um darin einen höheren Sinn wahrzunehmen. Nun erscheint ihm die Legende des Narziss**), der klassische Mythus, den er zu einer Theorie des Symbols umarbeitet. Narziss möchte seine Seele kennen lernen. Er sieht die Zeit vor sich hin schwinden, und weil sie schwindet, muss sie unvollkommen sein. So träumt er das Paradies, das nicht immer von Neuem beginnen wird, weil es seine ewige Form bewahrt. Aber der Mensch hat gesündigt, und so muss auch das Paradies weichen und nur in der ewig neuen Schöpfung wieder entstehen. Der Dichter aber, der sieht und erräth, sieht und erräth auch das Paradies. Ein Zeichen genügt ihm, Symbol des Seins, um ihm das Urbild zu enthüllen. So dringt er in das Herz der Dinge, um neue Formen zu schaffen, die das Paradies wiederspiegeln. Aber Narziss beugt sich über den Wasserspiegel und sieht im Paradies seine eigene Gestalt, ewig betrachtend, allein, das Haupt auf die Erscheinung der Welt niedergebeugt. Die Priester wollten den Mythus erklären . . . . Was nützt es? Im Bilde der Welt, im geschaffenen Paradies finden wir immer nur uns selbst.

Dieser fascinirende Narziss, zugleich Symbol des Egoismus und des Ideals, ist eine der Lieblingsfiguren der modernen französischen Litteratur. Mauclair hat ihm das erste Kapitel seines „Eleusis"***) gewidmet, und der „Naturist" Saint-Georges de Bouhélier schrieb ein ganzes Buch†) zu seinen Ehren.

Warum das ewige Sehnen und Verlangen, warum lieben, wenn man sich ewig missversteht? ††) Urien unternimmt mit seinen Freunden eine Reise nach unbekannten Ländern auf fernen Meeren. Sie wissen nicht, wohin sie ziehen, ihrem Traume nach, jeder Gemütsbewegung (émotion) folgend. Sobald die Gemütsbewegung entsteht, wandelt sie sich in eine Landschaft um. „Il n'y a pas d'émotion si particulière et neuve qu'elle puisse paraître, qui n'ait en la nature ses équivalents". Und diese Matrosen, ohne besondere Kennzeichen, die ihr Schiff nicht lenken, sie können die ganze Menschheit bedeuten, sie können auch auf eine einzige Persönlichkeit — Urien — zurückgeführt werden. Wenn man aber durch die geheimnissvollen Gegenden hindurchgefahren

*) Les Cahiers d'André Walter, Oeuvre Postume (1890).
**) André Gide, Le Traité de Narcisse, (Librairie de l'Art Indépendant 1892).
***) Camille Mauclair, Eleusis, causeries sur la Cité Interieure. (Perrin 1894.)
†) Saint-Georges de Bouhélier, Discours sur la Mort de Narcisse. (Vanier 1896.)
††) André Gide, Le Voyage d'Urien (Librairie de l'Art indépendant 1893) Camille Mauclair, Couronne de Clarté (Ollendorff 1895).

ist, wenn alle Gefahren überwunden sind, und man sich am Ziele glaubt, so findet man nur Leichname und öde Steppen, Enttäuschungen oder Spiegel, die das eigene Gesicht fratzenhaft zurückwerfen.

III.

Enttäuschung überall, Enttäuschung auch im Meisterwerke, denn „Le Voyage d'Urien" ist ein Meisterwerk. Unzulänglichkeit im Stile, um neue Bilder auf neue Empfindungen zu setzen. Was blieb denn übrig: die Ironie. Und Gide, der Mystiker, Gide, der tiefe Natur-Symboliker, schrieb „Paludes"*), das ironischste aller Bücher, das Buch des litterarischen Unvermögens, die Ironisirung der Ironie. Die Selbstverspottung war auch schon in der deutschen Romantik nicht selten (Tieck, „Des Lebens Ueberfluss", Eichendorff, „Aus dem Leben eines Taugenichts"), und die französische Jugend hatte bereits in Maurice Barrès, dem „Meister der Ironie" ein Vorbild finden können: Nachdem die geheimnissvolle Göttin auf der Akropolis „unter dem Auge der Barbaren" gestorben war, begreift der Held in Barrès' erstem Romane seinen „unnöthigen Heroismus", er behält nur sein überlegenes Lächeln und etwas Ekel in den Mundwinkeln.

Dieser geistvolle Spott über Welt, Ideal und sich selbst gewinnt immer mehr Raum unter der schreibenden Jugend Frankreichs. Jean de Tinan, nachdem er ein autobiographisches Tagebuch über das Unvermögen zu lieben,**) voll Weltschmerz geschrieben hatte, begnügt sich nun, in kleinen Erzählungen seinen Sentimentalismus zu persifliren. L. P. Fargue will überhaupt auf die Litteratur verzichten und schreibt ein ganzes Buch, um es seinen Freunden anzukündigen . . . Ja sie werden alle zu früh angesteckt. Und doch werden noch Dichtungen zur Welt gebracht werden, voll Schmerz, voll Blut und Leben....

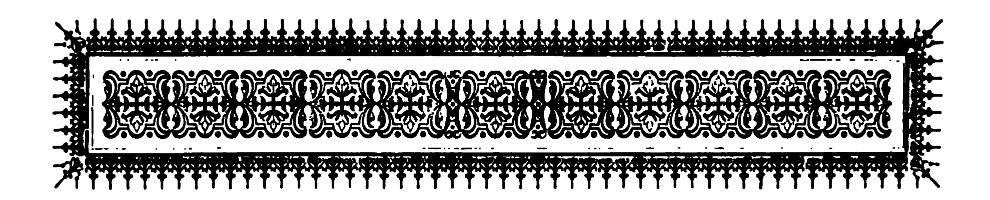
„On ne sort pas; — c'est un tort. D'ailleurs on ne peut pas sortir; — mais c'est parce qu'on ne sort pas. — On ne sort pas parce que l'on se croit déjà dehors. Si l'on se savait enfermé, on aurait au moins l'envie de sortir." (Paludes, Seite 39.)

Ja Paludes! Im Sumpfe sitzen, oder auf dem Rücken liegen. Nicht ausgehn können. Nichts thun, und auch keine Lust haben etwas zu thun. Die Leere des Daseins erblicken . . . .

---

*) André Gide, Palude (Traité de la Contigence) — (Librairie de l'Art Indépendant 1895).

**) Jean de Tinan, Un Document sur l'Impuissance d'Aimer. (Avec Frontispice de Félicien Rops). (ib. id. 1894).



DAS HEIMLICHE ELEND.

VON

ADINE GEMBERG.

Wo sitzt das Elend? Bei den Arbeitern?

Zwei muthige Menschenfreunde gingen hin, um diese Frage zu lösen. Das war ein Unternehmen, als ob sie eine Entdeckungsreise nach einem fremden Welttheil gemacht hätten. Paul Göhre und Minna Wettstein-Adelt haben mit den Arbeitern gearbeitet, haben unter den gleichen Lebensbedingungen wie Jene gelebt und dann ihre Erfahrungen und Beobachtungen der Öffentlichkeit übergeben.

Der litterarische Erfolg dieser Unternehmungen war kaum nennenswerth. In Schriftstellerkreisen kennt man ja die Namen der beiden Verfasser und ihrer Bücher, aber im Publikum weiss man wenig davon.

Diese Beiden, die mit ihrer Person für einen Gedanken edelster praktischer Nächstenliebe eintraten, die eine Entdeckungsreise von unberechenbarer Tragweite gemacht hatten, mussten erwarten, dass das ganze deutsche Volk ihren Enthüllungen lauschen, das Ausland ihre Leistungen anerkennen würde.

Statt dessen blieben beide Schriften ungekauft, von weiteren und massgebenden Kreisen unbeachtet. Kurz vorher hatte Booth seinen dicken Band: „Durch das dunkelste England" veröffentlicht. Da war ein ähnliches Thema behandelt, und das Buch hatte einen Erfolg, wie ihn der deutsche Buchhandel kaum kennt. Nicht Tausende, sondern Hunderttausende von Exemplaren wurden verkauft, und gelesen wurde das Buch — gelesen — wie in Deutschland nie etwas gelesen wird. Die Presse war voll davon, auf den Kanzeln, auf den Bühnen sprach man darüber. Auch das deutsche Publikum kaufte dieses Buch über das Elend in England und liess die beiden Bücher über deutsches Elend liegen.

Das Buch des Generals der Heilsarmee ist mit einem gewissen Pathos geschrieben. In der salbungsvollen Form heuchlerischer Entrüstung bringt es die unsittlichsten Pikanterien — ja, das kann in anständigen deutschen und englischen Häusern gelesen werden! Der Greuel der Sünde wird freilich enthüllt, enthüllt bis zur Nacktheit, aber es wird doch immer betont, dass die Frommen, denen der Leser sich natürlich zurechnet, hoch über diesem Greuel stehen. —

Dagegen ist das Buch des Kandidaten Göhre trocken und ungeniessbar und die gutgemeinte Studie der Frau Wettstein steht litterarisch noch tiefer.

Aber der Stoff liegt in der Zeit. Das Interesse ist da, und wenn wir auch kein Sensationswerk darüber besitzen, wie die Engländer, so finden sich doch auch in Deutschland allerlei Broschüren, Zeitungsartikel, Studien und Berichte über die Lebensverhältnisse der arbeitenden Bevölkerung. Unter normalen Verhältnissen, das heisst, wenn der verheiratete Mann regelmässig

verdient, stellt sich die Jahreseinnahme eines Handarbeiters auf acht bis fünfzehnhundert Mark.

Müsste damit der Mann sich und seine Familie ernähren, so wäre das ja ein Elend. Man brauchte dann Hunger und Verzweiflung nicht weiter zu suchen, hier würden sie gegeben sein. Unter normalen Verhältnissen denkt aber keine Arbeiterfamilie daran, den Mann für alles sorgen zu lassen. Im Gegentheil, man findet es im Volk selbstverständlich, dass überall die Frau mit verdient; und spätestens von der Confirmation an auch die Kinder. Sehr oft verdienen die Kinder schon früher, zwölfjährige Mädchen übernehmen die Wartung kleiner Kinder, Knaben oft noch unter zwölf Jahren tragen Zeitungen aus und dergleichen mehr.

In einer Arbeiterfamilie, wenn Mann, Frau und Kinder verdienen, wohnt nun und nimmer das Elend. Die Frau tritt auch ohne jede Illusion in die Ehe. Sie hat in der Regel als Mädchen gedient und Geld erworben, es erscheint ihr selbstverständlich, dass sie das auch als Frau muss.

Wenn die Familie auch einmal Pech hat, so ist das allgemein menschlich und vorübergehend.

Der Arbeiter bekennt seine Verhältnisse und strebt danach, sie zu verbessern. Die Frau wird ihm, je weiter wir in die neue Cultur schreiten, desto mehr dabei helfen. Das ist nicht das wahre Elend.

Das wahre Elend ist stumm und heimlich. Wir haben es an anderer Stelle zu suchen, und es ist Zeit, dass man darauf den Finger legt.

In den Briefkasten und im Inseratentheil grosser, vielgelesener Familienzeitschriften giebt es eine stehende Rubrik, über die der Leser meistens gleichgültig hinwegsieht, die aber eine Ecke des Schleiers lüftet, der das Geheimniss des tiefsten Menschenleides verhüllt.

Diese Rubrik heisst: „Nebenerwerb."

„Damen, die Leinwand verkaufen wollen, Thee verkaufen wollen, finden einen lohnenden Nebenerwerb," heisst es da.

Den Thee- und Leinenhandel in allen Ehren, aber warum soll das ein Nebenerwerb sein? Warum müssen die Damen hinterrücks ihren Bekannten die Waaren aufschwatzen, anstatt sich in ein Geschäftslokal zu stellen und sie dort zu verkaufen?

Wie oft liest man anonyme Anfragen, in denen Damen edeldenkende Menschen bitten, ihnen zu der Möglichkeit zu verhelfen, sich heimlich ein kleines Taschengeld zu verdienen! Vor ihren Bekannten halten sie mühsam den äusseren Schein aufrecht, als wenn sie nicht nötig hätten, zu arbeiten. Zu ihrem „Vergnügen" häkeln sie angeblich, nur ein bischen, und in Wahrheit sitzen sie die Nächte durch an der Arbeit, um 15 Pfennige für ein Meter zu erhalten. Das Häkeln von Spitzen bringt einen Erwerb von höchstens 3 Pfennig in der Stunde. Ein Gross, also 12 mal 12 Knöpfe mit Seide zu überhäkeln, wird von den Posamentiergeschäften mit 60 Pfennig bezahlt. Höheren Werth hat diese Arbeit nicht, weil sie auch von Maschinen verrichtet werden kann. Es ist unmöglich, an einem Tage von 12 Arbeitsstunden mehr wie 4 Dutzend, bei einfachem Muster vielleicht 6 Dutzend Knöpfe zu häkeln. Das ist somit ein Arbeitslohn von 30—40 Pfennig für einen Arbeitstag von 12 Stunden. Man braucht also nicht zu den schlesischen Webern zu gehen, um derartige Verhältnisse zu finden. Sie sind ganz alltäglich in den Familien vieler Beamten, Lehrer, Pastoren und namentlich bei gebildeten Wittwen. Keine von diesen Damen aber würde in ein fremdes Haus gehen, um z. B. Wäsche auszubessern und Kleidungsstücke zu verändern. Thäten sie das, so würden sie einen Tages-Verdienst von 1,50 Mk., in Berlin sogar 2 Mk. und ausserdem Verköstigung geniessen.

Dessen aber schämen sie sich und fertigen lieber Handarbeiten an, die für ihre Anstrengungen einen Hungerlohn einbringen und die eigentlich im Zuchthause hergestellt werden müssten. Nebenbei geniren sich diese Damen auch, die groben Arbeiten für ihre eigene Wirtschaft zu verrichten, und Wittwen, die oft eine Pension von nur 900 Mk. beziehen, halten sich eine

„Aufwartung“ die ihnen die Stiefel putzt, die Fussböden wäscht und dergleichen mehr. Das sind die Verhältnisse, die ich als das Elend, als das echte, wahre, tiefe, hoffnungslose Leid des Lebens ansehe, weil sie Zeugniss ablegen von einer Fesselung der Geister, die viel schwerer abzustreifen ist wie die leichten Banden, die vielfach noch die Frauen der Arbeiter hindern sich voll auszuleben, als gleichwerthige gleichberechtigte, und erwerbende Lebensgefährten der Männer.

Diese armen Damen, die heimlich arbeiten, weil sie es für eine Schande halten, offen zu arbeiten um Geld zu verdienen, sind deshalb so bejammernswerth, weil sie so hoffnungslos beschränkt sind. Giebt es etwas traurigeres, als wenn ein Mensch seine Zeit, seinen Fleiss so wenig achtet, dass er seine Arbeit vor der Welt verleugnet und sich in Folge dessen mit einem Hungerlohn begnügt? Ist da nicht das Gleichniss von den thörichten Jungfrauen zur traurigsten Lebenswahrheit geworden? Liegt so etwas nun an unseren öffentlichen Zuständen? Liegt es an der Rechtlosigkeit der Frauen? Liegt es an verkehrter Erziehung durch gebildete Eltern?

Die in Halle erscheinende Saale-Zeitung bracht am 9. Januar 1894 eine kurze Mittheilung, die folgendermassen lautete: „In dem Hause Schulstrasse Nr. 2 fand man heute den 35 Jahre alten Kandidaten der Medizin Hermann B. und dessen 38 Jahre alte, unverheiratete Schwester, beide mit geöffneten Pulsadern, noch lebend vor. Sie wurden nach der Klinik gebracht. Eine andere Schwester war in Folge harter Entbehrungen an demselben Tage gestorben.“ Weiter meldete die Saale-Zeitung: „Das vorhandene Vermögen war durch die Krankheit der eben verstorbenen Schwester aufgezehrt. So konnte der Bruder das Staatsexamen, in dem er sich gerade befand, nicht zu Ende führen und auch zum Erwerbe nichts beitragen. Die Geschwister hofften auf Hülfe von nahen Verwandten, die ihnen aber nicht zu theil wurde. Beide Schwestern stickten, strickten und häkelten vom frühen Morgen bis tief in die Nacht, erzielten aber damit so geringe Einnahmen, dass sie sich vor den empfindlichsten Nahrungssorgen nicht zu schützen vermochten. Man male sich die Lage der Geschwister aus, die trotz angestrengtester Arbeit, trotz eines Arbeitstages von 16 Stunden selbst ohne Sonntagsruhe, nicht einmal des Leibes Nothdurft befriedigen konnten, die hungerten und froren, ohne Aussicht auf Besserung ihrer Verhältnisse und dabei doch den äusseren Schein der Lebenshaltung der gebildeten Stände aufrecht erhielten.“

So die Saale-Zeitung. Ja, man male sich die Lage der Geschwister aus! Zwei Menschen im lebenskräftigsten Alter von 35 und 38 Jahren, die nur für eine sehr anspruchslose Kranke, sonst für keine Familienmitglieder Brot zu schaffen haben, müssen bei Verwandten betteln, und wenn die erhoffte Hülfe da ausbleibt, müssen sie untergehen und greifen deshalb zum Selbstmord.

Und diese Menschen waren nicht etwa arbeitsscheu, im Gegentheil, sie haben, die Frauen wenigstens, übermässig gearbeitet.

Und weshalb konnten sie sich keine sorglose Existenz erringen? Weil sie ihre eigene Thätigkeit nicht geachtet haben, weil sie heimlich arbeiteten. Wäre der Bruder als Krankenwärter, als Apothekergehilfe, als was immer offen und ehrlich zur Arbeit übergegangen, weil ihm die Mittel fehlten, noch über das 30. Jahr hinaus die Verzinsung des in geistigen Werthen angelegten Kapitals seiner Ausbildung abzuwarten, so hätte er nicht bei Verwandten zu betteln brauchen, hätte nicht das Brot essen müssen, das seine Schwestern sich mit gehäkelten Spitzen und ausgenähten Zacken verdienten, er hätte nichts anzunehmen brauchen von diesem Arbeitslohn von 3 Pfennigen für die Stunde. Und die Schwestern hätten, um sorglos leben zu können, nur in fremde Häuser zu gehen brauchen, zum Flicken, zum Plätten, Wöchnerinnen zu pflegen, oder um eine derartige Beschäftigung anzunehmen, die im Tagelohn bezahlt wird.

Aber dann wäre der Schein der höheren Stände verloren gegangen. Ist das nun ein Verbrechen, das die Eltern durch ihre verkehrte Erziehung

begangen haben, oder ist es Wahnsinn, der sich in starren Prinzipien festgerannt hat? Jedenfalls ist es eine geistige Fessel, die die unglücklichen Geschwister so fest umklammerte, dass sie in den Tod gingen, weil sie das Vorurtheil nicht abzuschütteln vermochten, weil sie von dem Schein einer nicht existirenden Wohlhabenheit sich nicht trennen konnten.

Wann werden diese geistigen Fesseln gesprengt werden, die eine so grosse Anzahl Menschen umschlingen und namenlos elend machen? Wann wird der Grundsatz: „Arbeit schändet nicht“ endlich eindringen in diese Kreise des Mittelstandes, der mit demselben Einkommen, wie der Fabrikarbeiter noch den äusseren Schein aufrecht zu halten strebt?

Man kann mit diesem Einkommen leben, wenn man es vernünftig anfängt und nebenbei auf den Schein verzichtet. Den Beweis dafür liefern die Subalternbeamten, die aus dem Unteroffizierstande hervorgehen.

Am Anfange eines jeden Quartals bringen die Regierungs-Kreisblätter ein Verzeichniss der innerhalb des Bezirkes jedes Armeekorps disponiblen Stellen für Militäranwärter, also für Leute, die 12 Jahre gedient haben.

Das sind Stellen als Schuldiener, als Land-Briefträger, als Gemeindediener, als Kassenbote, als Chausseeeinnehmer, als Polizeischreiber, als Aufseher u. s. w. Alle diese Stellen bieten ein, allerdings pensionsberechtigtes, Einkommen von 800 bis zwölfhundert Mark. Die Leute, die sich um diese Stellen bewerben, sind fast ausnahmslos verheiratet.

Also diese Lebensversorgung, die der Staat seinen tüchtigsten Dienern bietet, denn es werden nur Leute angestellt, die gute Atteste vorlegen können, verschafft den Angestellten eine Bezahlung, die niemals die Jahreseinnahme der am besten gestellten Arbeiter, wie Maurer, Steinmetzen, Bergwerkshäuer und dergleichen erreicht. Trotzdem ist immerfort die Rede von dem Elend und der Armuth der Arbeiter. Warum hört man aber nie eine Klage über das Elend der Subalternbeamten, die doch theilweise weniger einnehmen, wie die Arbeiter?

Diese Leute sind im Gegentheil zufrieden mit ihrem Loose und empfinden keinen Mangel, erstens weil sie durch zwölfjährige Schulung in der Armee eine peinliche Ordnung und Pünktlichkeit erlernt haben, die es ihnen leicht macht, ihre geringen Einnahmen in der vortheilhaftesten Weise einzutheilen und zu verwenden, und zweitens weil in diesem Stande die Tüchtigkeit der Frauen am grössten ist. Während die Arbeiterfrau sich oft auf fremde Hülfe verlässt, die ihr durch zahllose mildthätige Einrichtungen ja auch meistens gewährt wird, hält die Beamtenfrau sich dazu für zu gut. Dementsprechend nehmen auch diese Familien gesellschaftlich einen höheren Rang ein und geniessen überall Achtung. Die Frauen heirathen nur, wenn sie einen sicheren Erwerb haben, der oft bis zu einem eigenen kleinen Laden hinaufreicht. Manche arbeiten auf der Strickmaschine, Andere nähen für Mäntelgeschäfte, oder sie treiben etwas Gemüsebau und Hühnerzucht, unter allen Umständen rechnen sie aber von vornherein auf sich selbst.

Und dieses „Auf sich selbst rechnen“ giebt der Frau ihre sociale Stellung und Bedeutung in diesen Kreisen. — Eine Stufe höher hinauf in der gesellschaftlichen Rangordnung kommen aber dann diejenigen Frauen, die unter dem Druck jener unseligen Geistesfessel schmachten, die man „Aufrechterhaltung des äusseren Scheins“ nennt und die diesem Moloch das Blutopfer der heimlichen Arbeit darbringen.

In der ersten Oktobernummer der Zeitschrift „Fürs Haus“ von vorigem Jahre steht ein kleiner Aufsatz unter der Überschrift „Es stimmt!“ Darin veröffentlicht die Frau eines jungen Beamten, der mit einem Gehalt von 400 Thalern geheirathet hat, ihr Haushaltungsbüdget. Es giebt bekanntlich auch höhere Beamte, die das Anlagekapital einer vollen Gymnasialbildung mitbringen müssen, und die doch eine Reihe von Jahren mit diesem „Arbeiterverdienst“ zufrieden sein müssen. Sie erhalten ja später mehr, aber zu allerletzt führt die Pensionirung sie doch wieder auf ein Geringes zurück. Auch Lehrer, die eine Seminarbildung erhalten haben, müssen mit ihrer Familie von

einer ähnlichen Einnahme leben, und sehr viel mehr erhalten auch an kleinen Orten junge Philologen nicht. Die junge Beamtenfrau, die in der oben genannten Zeitschrift ihre Verhältnisse mittheilt, giebt an, dass von den 400 Thalern bei ihnen vier Menschen leben müssen, die Eltern und zwei Kinder. Bis die Familie noch mehr anwächst, erwarten sie Gehaltserhöhung. Da nun um des unseligen Scheines willen die Familien in diesen Ständen sehr viel mehr für Wohnung und Kleidung ausgeben, so müssen sie naturgemäss viel schlechter essen, wie eine Arbeiterfamilie, die mit derselben Einnahme in einer Stube wohnen würde. Sie können auch nicht von öffentlichen Wohlthätigkeitseinrichtungen, kaum vom Krankenhause Gebrauch machen, weil sie doch vornehmer sind, wie die Maurerfamilie, die etwa hundert Thaler mehr einnimmt wie sie. Mag die Bildung diese Vornehmheit rechtfertigen, die Scheu vor der Erwerbsthätigkeit der Frau rechtfertigt sie nicht.

Was würden die Leute sagen, wenn die Frau eines Privatdocenten, dessen Bücher kein Mensch kauft, ein Schneideratelier eröffnen würde? Ja, die Leute würden wahrscheinlich etwas sehr dummes darüber sagen, und deshalb ziehen es solche Frauen, wie auch die Verfasserin von: „Es stimmt!“ vor, mit 33 Mark Wirtschaftsgeld im Monat die Nahrungsmittel für 4 Menschen zu beschaffen. Da etwa 3 Mark davon auf Getränke, wohl nur Kaffee — kommen, so bleibt eine Mark täglich für das Essen von 4 Personen übrig, also 25 Pfennig pro Kopf.

Trotzdem ist diese gebildete Familie froh, wenn sie ohne Schulden durchkommt. Erst dann, wenn sie Schulden beim Hauswirth, Schlächter, Bäcker u. s. w. hätten, würden sie sich im Elende fühlen. Bei 25 Pfennig für die tägliche Nahrung jedes Familienmitgliedes fühlen sie sich noch nicht darin, erheben keine Klage, keinen Streik. Sehr viele Frauen, die unter ähnlichen Verhältnissen leben, ohne zu verdienen, verlangen aber noch eine Bedienung, die für sie wäscht, scheuert und Stiefel putzt. Wenn dann das Gespenst der Schulden heraufzieht und den Ruin mit sich bringt, wenn der Mann sich sagt, dass jede spätere Gehaltsaufbesserung nur dazu dienen kann und wird, abzubezahlen, dass er nie wieder wird frei aufathmen können wie vorher, da er noch unverheirathet diese nagende Sorge, diese grässlichen Entbehrungen nicht kannte, dann ist es wohl nur menschlich, wenn er sich verzweifelt von seinem Heim abwendet, um im Wirtshause — auch noch Schulden zu machen.

Bei solcher Armut muss die Volkskraft und Gesundheit zu Grunde gehen. Wenn im Sommer die Kinder der Proletarier in die mit reichen Mitteln unterhaltenen Ferienheime am Seestrande oder im Walde gebracht werden, muss die Frau des Universitätsproletariers ihr Kind mit einem dürftigen Frühstück versehen, in die höhere Schule schicken, wo das körperlich so schwache Geschöpf seine geistige Aufmerksamheit fünf Stunden hintereinander auf die unerquicklichsten Gegenstände concentriren muss, eine Leistung zu der nur, wenn überhaupt ein Kind, ein sehr robust ernährtes befähigt sein kann.

In den Ferien kann dieses Kind im günstigsten Falle nur zu seinen Verwandten auf Besuch geschickt werden. Die wenigsten Familien haben aber eine Vorliebe für die Kinder armer Verwandten, die sich bei ihnen herausfüttern sollen, und so wird denn in der Regel das arme Geschöpf auch in den Ferien nichts anderes sehen, wie das Elend der Eltern. Fleissig aber wird es angehalten zu lernen, auf dass es studiren und dereinst wieder ein Bildungsproletarier werden möge.

Es giebt Pastoren und Lehrer mit 600 Thalern Gehalt, und manche Privatgelehrte, die von Vorträgen und Schriften leben, neiden ihnen noch diese regelmässige Einnahme, mit der man doch wenigstens seine Miethe bezahlen kann.

Die furchtbar schlechte Ernährung in diesen Kreisen ist aber nicht geeignet, die Kräfte zur Ausübung des Berufes zu erhalten, und bei der ersten ernsten Krankheit sterben diese überbürdeten Männer, diese vergrämten Frauen, diese halbverhungerten Kinder.

Die Wittwenpensionen in Preussen halten sich, abgesehen von den höchsten Offizier- und Beamtenstellen unter vierhundert Thaler. Der Durchschnitt der Wittwenpensionen wird sich auf dreihundert stellen. Das sind die Lehrer-, Prediger-, Post-, Steuer-, Forstbeamten-, Offiziers-Wittwen. Andere, die Wittwen der ehemaligen Unteroffiziere, beziehen zwischen zwei und vierhundert Mark.

Soll man im Hinblick auf diese Verhältnisse noch ferner das Elend im Proletariat suchen, im Arbeiterstande allein? Ich will nicht behaupten, dass die Gebildeten ihre Armuth bitterer empfänden, wie die Ungebildeten, aber mindestens empfinden sie die Härten der Entbehrung doch ebenso schwer. Freilich klagen sie nicht so viel, weil sie sich ihres Unglücks schämen, das doch unverschuldet ist.

Ein entgegengesetztes Bild: unsere Dienstmädchen. die für sich das Elend mit kräftiger Hand zurückgedrängt haben, die sich eine nicht nur menschenwürdige, sondern oft sogar angenehme Stellung errungen haben und sie sich nicht mehr werden entreissen lassen, — und diese sollten später als Arbeiterfrauen dem grauen Gespenst der Noth verfallen, die sollten untergehen, ihre Kinder Hunger leiden, ihre Männer im Kampfe um die Existenz unterliegen sehen?

Nimmermehr! Die Existenz der Arbeiterwelt, des Proletariats ist gesichert durch die Energie der Frauen, durch ihre Lust und Liebe zur Arbeit, durch ihre Bildung und ihr Verständniss, ebenso wie bei den niederen Beamten. Und da, wo in diesen Kreisen das Weib noch nicht gesiegt hat, da wird es siegen, denn auf ihm ruht die Lösung der socialen Frage, und dessen ist die Arbeiterfrau sich bewusst. In diesem Bewusstsein strebt sie nach dem politischen Wahlrechte, das ihre Partei über alle Andern erheben, ihren Sieg sichern würde. Nur eine schwache Fessel hemmt noch den Sieg der Arbeiterfrau, indem sie ihr den Erwerb erschwert, das ist die Hausküche und die Kinderwartung. Ist das einmal geordnet, so wird man in diesen Kreisen das Elend nicht mehr kennen.

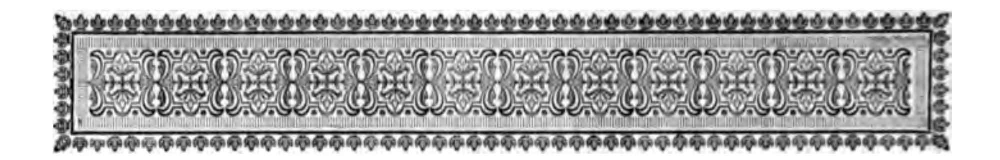
Viel, viel schwerer aber stellt sich die Erlösung jenes anderen Proletariates aus den Banden des Elendes dar. Wenn auch in Arbeiter- oder Unteroffizierkreisen ein Einkommen von etwa 1000 Mark ausreichend sein mag, namentlich dann, wenn es durch die Arbeit der Frau sich verdoppelt, so ist doch dieselbe Summe für die Wittwe eines Geistlichen, Beamten, Offiziers oder Lehrers sehr, sehr viel geringer. Sie will doch ihre Kinder standesgemäss erziehen, sie will selbst standesgemäss leben, sie trägt die geistige Fessel des äusseren Scheins.

So lange es Damen geben wird, die Spitzen häkeln für 15 Pfg. das Meter, die Knöpfe überziehen für 60 Pfg. das Gross, die mit einem Worte eine heimliche Arbeit für 2 bis 3 Pfg. Stundenlohn verrichten, und die nebenbei heimlich unter der Hand Leinen, Thee oder andere Artikel verkaufen, so lange giebt es ein Proletariat, das nicht nur viel ärmer, sondern auch viel unglücklicher ist, wie der Arbeiterstand.

Nur in der Hand der Frau liegt die Lösung dieses Theiles der socialen Frage. Die Frauen der unteren Schichten aber haben bereits einen bedeutenden Vorsprung. Wann werden sich die Frauen des gebildeten, ja des gelehrten Proletariats aufraffen, um ihnen nachzufolgen? Wenn sie die geistige Fessel des äusseren Scheins, des Standesvorurtheils aber erst abstreifen, werden sie die Anderen überflügeln.

Der Fall der drei Geschwister in Halle ist ein sociales Verbrechen, ein Schandfleck unserer Zeit. Und ein ähnliches Verbrechen begehen alle diejenigen, die um des äusseren Scheins willen heimlich für Hungerlöhne arbeiten. Schämen sollten sich diese Damen vor den Arbeiterfrauen, denen sie als leuchtendes Vorbild vorangehen sollten. Die gebildeten Frauen müssen zuerst das Elend überwinden, damit an ihrem Beispiel die Anderen erkennen, welche sociale Aufgabe ihrer wartet.

———***———



BERLINER KUNST UND INTERNATIONALE KUNST.

EINE IMPRESSIONISTISCHE SKIZZE

VON

FRANZ SERVAES.

Betäubt wie ich mich habe, ergreife ich den „Federkiel" und stürze mich muthig über's Papier.

Der Kampf mit dem Drachen! . . .

Ja, eigentlich mit zween Drachen: mit dem weissen, papierenen da vor mir, und mit dem Ausstellungsdrachen da draussen am Lehrter Bahnhof, dem buntbeschuppten, vielgestaltig sich ringelnden.

Heiliger Michael! heiliger Georg! steht mir bei!!

— — Und dabei nicht mal viel Federlesens machen dürfen! „Augen zu und feste druff!" Denn hinter Wolken sehe ich den Redaktionsheiligen thronen, die Brauen zeusartig verfinstert, und er wird mich zerschmettern, wenn ich nicht rechtzeitig „fertig" bin!

Nun wohl, ich bin fertig! Freilich, womit fertig? — das möge ein gnädiger Leser entscheiden!

— — — —

Aber bin ich denn aus meiner Betäubung schon völlig erwacht?! . . . Gott, was hab' ich ausgestanden! . . .

Nachdem ich mich fürs erste mit einigen Beamten herumzubeissen hatte, um überhaupt hineinzukommen, in die kunstgeweihten Räume, stapfte ich zunächst einen Vormittag und dann noch einmal einen Vormittag und einen Nachmittag durch die (gleichsam!) plakatbeklebten Hallen und „sammelte Eindrücke". Das heisst: die Eindrücke stürzten über mich her, wie die Teufelsfratzen über den heiligen Antonius, buhlerisch, minniglich, zudringlich, dreuend, blutrünstig, verlockend und aus allen Satansaugen schielend.

Ich umklammerte angstgefoltert das Kreuz meiner künstlerischen Ueberzeugungen. Aber der Spuk liess nicht so ohne weiteres nach. Es zischte, prasselte, kicherte, gröhlte, prustete mir unaufhörlich um die Ohren und ins Gesicht. Schliesslich blieb mir nichts anderes übrig: ich musste fliehen! Mehr noch: ich musste schlafen! ich musste meine „Eindrücke" verschlafen! Und jetzt, „mit kraftgestählten Gliedern", setze ich mich an meinen Schreibtisch und —

Ja, — „und"?! Das ist gar nicht so einfach!

Die Schaar der Eindrücke, die ich glücklich in die Flucht geschlagen hatte, ich muss sie nun höflichst, bescheidentlichst bitten, sich doch gefälligst noch einmal herzubemühen und mir ein bischen Modell zu stehen, bitte, bitte! Ich halte aber nur ein schmales Eingangspförtchen offen, damit die lieben

Larven hübsch sittsam, eine nach der anderen, hineinspazieren mögen! Denn das, schliesslich, bin ich doch — meinen Lesern schuldig! Nicht wahr?

* * *

Also „anawang“ jetzt!

Berlin ist eine brave Stadt, und wenn man in einem der Vororte wohnt, lässt es sich ganz nett dort leben. Wer aber einen künstlerisch feinen Magen hat, der kann in der Wahl seiner Speisen nicht vorsichtig genug sein.

Man rühmt der diesjährigen Ausstellungsjury nach, dass sie bei der Wahl der Gerichte ein äusserst strenges Gericht gehalten habe. Massen von Kunstwerken wurden abgewiesen, und nur das — Geeignete behielt man für sich zurück.

Was freilich „geeignet“ ist, darüber werden die Ansichten ziemlich weit auseinandergehen.

Ich will redlich eingestehen: ich habe Berlin schon schlechter vertreten gesehen als in diesem Jahr. Es haben sich immerhin einige Leute „durchgefressen“, die man früher hartnäckig zurückwies. Andere freilich, wie Liebermann und Ury, sind aus Empfindlichkeit daheim geblieben und haben von vornherein auf die Ehre verzichtet, ihre Reize dort zu entfalten.

Andererseits aber ist man doch noch weit entfernt von dem spartanischen Heroismus, im eigenen Hause gründlich auszufegen und verkrüppelte Existenzen entschlossen auszusetzen. Zum Teil kann man ja da nicht wie man vielleicht möchte! Haben doch in früheren Jahren manche Dunkelmänner goldene Medaillen erhalten und sind dadurch juryfrei, die man heute möglicherweise nicht so glatt durchschschlüpfen liesse. Und das hat wieder zur natürlichen Folge, dass man die Vettern und Basen dieser Dunkelmänner gleichfalls liebevoll aufnehmen muss. „Da wurden seine Geschwister bei Hof auch grosse Herr'n,“ heisst's in Mephisto's Floh-Lied.

Jedenfalls wollte ich mich anheischig machen, eine Ausstellung berlinischer Kunstwerke zu arrangiren, die einen total anderen, fast völlig entgegengesetzten Charakter trüge als die betreffende Abtheilung in unserer diesjährigen internationalen Ausstellung. Ich bedürfte dazu blos einen Raum für etwa hundertfünfzig bis zweihundert Bilder und Radirungen und für etwa dreissig plastische Werke. Und ich glaube, in dieser Zusammenstellung würde Berlin weder vor anderen deutschen Kunststädten noch vor dem Ausland sich scheu verkriechen müssen.

Ich gehe noch weiter und sage: eine solche Ausstellung wird früher oder später einmal notwendig werden, wenn Berlin und die berliner Künstlerschaft sich der in ihr schlummernden Kraft überhaupt bewusst werden sollen. Eine derartige Ausstellung „der Bewegung“ würde, gegenüber unseren officiellen Ausstellungen darthun, welch fruchtbare Gährung hierselbst, namentlich in jüngeren Künstlerkreisen herrscht, und mit welch explosiver Gewalt die Ideen der Zeit Form und Gestalt annehmen wollen.

Nur: Geld her! — und ich mache Euch das, meine Herren! Ihr sollt einmal sehen, wieviel Frühling in unserer Stadt ist, aber freilich ein Frühling, der den Sturm in sich birgt!

Von diesem Sturm, wie gesagt, ist in dem ungefügen Bahnhofs-Tempel nichts wahrzunehmen. Dort wandelt noch immer Kiesel friedlich mit Sichel, und Dielitz schaut entzückensvoll in Biermanns schöne Augen. Der schlimme Antun aber und der elegante Carl, Herr von Werner und Herr Becker, sie blicken sich zwar gegenseitig verächtlich an, ziehen aber doch getreulichst-gemüthlichst an einem Strang. Und immer noch sieht man Landschaften, die vor der Entdeckung der Luft gemalt sind, und Genreszenen, die nach der Ueberwindung des Witzes zu entstehen geruhten.

Gewiss wird auch in anderen Städten Solches noch producirt. Nur — stellen die anderen Städte Solches nicht mehr aus. Düsseldorf selbstverständlich ausgenommen!

Für diesmal, wo die Weltkunst bei uns zu Gaste ist, ist das besonders misslich. Denn ob die Herren vom braven alten Mittelschlag, Leute wie Graf Harrach, Eugen Bracht, Ludwig Knaus, Carl Ludwig, Hugo Vogel, meinetwegen auch Max Koner und Carl Saltzmann, ob die im stande sein dürften, eine internationale Concurrenz aufzunehmen, werden sie doch selber hoffentlich ein wenig bezweifeln. Dann bleibt eben noch die achtzigjährige Excellenz, unser unverwüstlicher Menzel, es bleibt (der fehlende) Liebermann, ja und dann — kommen eben die Jüngeren! Wenigstens in der Malerei; in der Plastik stehts vielleicht eine Kleinigkeit besser!

Diese Jüngeren, statt der Ausstellung die Signatur zu geben, sind aber nur theilweise geduldet und jeder für sich äusserst spärlich vertreten. Eine kleine Ecke in einem der Nebensäle zeigt sie etwas geschlossener beisammen. Dabei kann es aber noch ganz gut passiren, dass beispielsweise Walter Leistikow mit seinem fesselnden Birken-Bilde in die zweite Reihe hinaufrücken muss, — wo man ihn blos sieht, weil just darunter, an guter Stelle, eine derartig erbärmliche Nichtigkeit hängt, dass man unwillkürlich mit den Augen verzweiflungsvoll nach oben geht. Curt Herrmann ist mit nur einem Bilde vertreten, allerdings mit seiner wundervollen, farbenweichen „Harmonie“, die durch ihren spiegelnden Rahmen in der Wirkung leider stark beeinträchtigt wird. Von der Dora Hitz sind zwei Bilder da, darunter eine kleine Dämmerungsstudie von entzückendem Wohllaut der Farben und der Linien. George Mossons Bild seiner Mutter, eines der intimsten Porträts, die in den letzten Jahren hier entstanden sind; die flotte und kühne Farbenstudie eines mir bis dahin unbekannten, aber vielversprechenden Paul Seesemann; dann einige Bilder von Martin Brandenburg, Max Uth, Paul Hoeniger, deren Anwesenheit mir bis jetzt blos der Katalog verrathen hat; Fechner's Fontane-Porträt und Georg Meyns prickelndes Uth-Bildniss seien noch genannt. Besonderer Gunst von oben erfreut sich seit Jahren schon Ludwig Dettmann. Er ist ein leichtes und leichtverständliches Talent von der gefälligen, verfeinerten Art. Hier und da hat er einen überraschenden Treffer. Aber von einer Entwickelung, von einem starken Ringen mit sich selber lässt sich so recht nichts wahrnehmen. Immerhin trägt er dazu bei, das berliner Ensemble zu heben.

Das Gleiche gilt selbstverständlich auch von Ludwig von Hofmann, der jetzt römische Luft geniesst. Ob diese Luft ihm wohlthut, möchte ich bezweifeln. An Zartheit und Innigkeit, an Rausch und Kühnheit hat er schon Einbusse erlitten, um eine etwas fragwürdige klassische Abrundung dafür einzutauschen. Sein sehr vortheilhaft gehängtes grosses Idyll bleibt meiner Empfindung ziemlich fremd. Ich sehe einen gut arrangirten, sauber durchgeführten jugendlich-männlichen Akt, einen durch rothen Unterrock entstellten weiblichen Halbakt und eine Landschaft, die in ihren nur zu bekannten Farbentönen schon leise an die Kulisse gemahnt. Ich finde in dem Ganzen etwas Liebloses, Handwerkmässiges, fast Unlustiges. Einigermassen versöhnlich wirkt dafür das kleine Sonnenuntergangsbild mit der weiten Meeresfläche und dem kleinen Menschlein am Ufer und mit seiner über alles graziösen, phantasievollen Umrahmung.

Einen interessanten Vorstoss ins Präraphaelitische hat Müller-Schönefeld gewagt. Hendrich segelt wie stets im Fahrwasser Richard Wagners und der Edda, hat aber mit seiner „Midgard-Schlange“ diesmal einen starken Wurf gethan.

Die grosse goldene Medaille für Berlin verleihe ich — warum nicht? — an Friedrich Stahl für seinen „Pariser Blumencorso“. Das ist ein Bild, aus dem das volle Entzücken echten Künstlerblutes an dem Glanz und Rausch dieser Welt redet. Die liebenswürdige Thorheit, sich davon berauschen zu lassen, von diesem schönen Schein, von diesem flirrenden Trug, — wer wollte wohl so grämlich sein, sie dem Künstler vorzuhalten? Ob wir an diese Welt noch glauben, was kommt darauf an?! Eleganz, Anmuth, Prachtentfaltung sind flüchtige Kinder des flüchtigsten Moments. Sie im Bilde fest-

zuhalten, etwas dahineinzulegen von der Seligkeit ersten Schauens, wo man geblendet steht, geblendet sein will, das ist nichts Kleines, und wie mich dünkt, etwas Wohlthätiges. Ein wenig Staub wegzublasen von unseren illusionsarmen Seelen, — wer das uns spendet, dem sollten wir dankbar sein. Und wie zaubert Stahl uns all den vergänglichen Schimmer wieder empor! Welch erlesenste Kunst hat er daran gewendet, unseren Blick zu bannen, dass er nicht müssig schweift, dass er alle Süssigkeit, allen Duft auf einmal in sich aufnimmt! Ihr rühre hier an die technische Seite des Bildes, auf die so vieles ankommt, und von der man so wenig sagen kann, wenn man nicht mit tapsiger Gründlichkeit allen Blüthenstaub wegwischen will! . . .

Was sonst Berlin noch bietet, an Radirungen von Karl Koepping, von Fritz Krostewitz, von Hermann Hirzel, was es in der Plastik leistet, wo Begas vorangeht, und wo diesmal Peter Breuer, den Spuren Stephan Sindings folgend, und Otto Petri, von Böcklins Leuchtstern bis auf den untersten Meeresgrund geführt, mit schönen Werken erfreulich hervortreten, das sei nur im Fluge hier berührt! Doch damit ist auch gesagt, wozu ich mich verpflichtet fühle. Das Bild berliner Kunstthätigkeit, wie es die Ausstellung uns entfaltet, ist damit, denke ich, in den allgemeinsten Zügen umschrieben.

Bliebe allerdings zu sagen noch übrig, was dieses Bild — bedeutet.

Doch das möge uns das Ausland lehren und was von deutscher Kunst noch sich bei uns zusammengefunden hat.

* * *

Ich will jetzt einen andern Pinsel nehmen, etwas weniger spitz, mit dem sich mehr al fresco malen lässt. Es soll mir lediglich darauf ankommen, einige Hauptcharakterzüge festzustellen.

Was leistet die deutsche Kunst ausserhalb Berlins? — Ja, darauf ist leider kaum eine Antwort zu geben. Denn die münchener Secessionisten sind diesmal ausgeblieben, und die Oesterreicher sind noch nicht erschienen. Aber obwohl diese Concurrenz fehlt, kann man doch sagen, dass jede deutsche Kunststadt, wiederum Düsseldorf ausgenommen, den Wettstreit mit Berlin (wenigstens wie es uns gezeigt wird!) aufnehmen kann. München steht, sogar auch ohne Secession, entschieden darüber; das Durchnittskönnen ist ein weit höheres und sichreres, der künstlerische Wagegeist ganz anders angefacht. Zum Ueberfluss spendet uns München diesmal drei Lenbach'sche Frauenbildnisse, vor deren bestrickender Gewalt fast alles zunichte wird, was die Gesammt-Ausstellung zu bieten hat. Und in Louis Corinths „Kreuzabnahme“ stellt es ein individuelles Meisterwerk auf den Plan, mit dessen Persönlichkeitskraft sich gleichfalls nur das Allerwenigste messen kann. So Tüchtiges nun auch Weimar und Karlsruhe leisten, so rührig sie aufwärts streben, die eigentliche „Entdeckung“ auf dem Gebiete deutschen Kunstlebens bleibt doch die junge Dresdener Secession, ja in gewisser Beziehung Dresden überhaupt.

Noch im Jahre 1891 war von einer modernen Kunststadt Dresden auf unserer Internationalen Ausstellung nichts zu spüren. Jetzt stehen wir mit einem Mal vor dem fertigen Ereignis. Starke Potenzen von gesicherter Leistungsfähigkeit, wie Gotthardt Kuehl und Georg Müller-Breslau, hat man zu gewinnen verstanden; junge Talente wie Max Pietschmann und Carl Bantzer haben bereits von sich reden gemacht. Sie sind aber doch nur Einige unter Vielen. Eine junge Künstlergemeinde hat sich dort gebildet, deren ausgesprochener Zug auf sensiblen Farbenimpressionismus, weiche Tonwerthe und einen gewissen phantastisch-heitren Symbolismus geht! Mit viel jugendlicher Begeisterung, schöner Begabung und kräftigem Glauben an sich selbst nimmt man dort Fühlung zu den neuen Idealen, die unsere Zeit bewegen und langsam zu beherrschen beginnen. Die Nähe der weltberühmten Galerie hat keinerlei lähmendenden oder zurückschraubenden Einfluss. Im Gegenteil von Seiten der Leitung dieser Galerie wie auch der staat-

lichen Kunstpflege Sachsens ist zu wiederholten Malen ein deutliches und einsichtsvolles Interesse für die künstlerischen Aufgaben, gerade unserer Zeit bekundet worden. Da auch das geistige Leben Wellen wirft, da die Bevölkerung regsam, die Natur einladend ist, so treffen gar mancherlei Bedingungen zusammen, die eine erfreuliche Kunstblüte zeitigen können. Der Gesammteindruck, den Jung-Dresden hier in Berlin erzeugt, ist äusserst günstig, und wir dürfen dem Reich unserer Hoffnungen eine neue Provinz einverleiben.

Im übrigen muss ich auf die Ausstellung selbst verweisen, da ein näheres Eingehen mich zu weit führen würde.

Bevor ich aber Deutschland den Rücken kehre, sei noch eines einzelnen Bildes hier gedacht, das gleichfalls ein Stück Zukunfshoffnung für uns verkörpert. Es ist, weil man keine andere Unterkunft dafür wusste, der berliner Abteilung eingeordnet worden und gereicht dieser zu unverdienter Zierde. Fritz Mackensens „Gottesdienst im Freien" ist gemeint, als Repräsentant der im Vorjahre zu München entdeckten Schule von Worpswede (bei Bremen). Zwischen Holland und Dänemark erwachsen, aber im innersten Herzen deutsch und von urwüchsiger Landskraft erfüllt, vereinigt diese Schule von Worpswede in gewissem Sinne alle dadurch gebotenen Vorzüge in sich. Die Feinheit des Dänen, die Däftigkeit des Holländers und die sachliche Lauterkeit des deutschen Niedersachsen sprechen aus dem Mackensen'schen Bilde uns an. Es ist ein Bild, ohne alle Prätension gemalt, aber mit heiliger Hingebung unternommen und mit eisernem Fleiss, gewiegtem Können und geläutertem Geschmack zu Ende geführt. Ich wüsste in der Kürze nicht eine besonders markante neue Note für den Stil dieses Bildes namhaft zu machen; aber in der Vereinigung von soviel Vorzügen besteht gewiss eine Besonderheit, nach der man im übrigen Deutschland lange fahnden dürfte.

— — Halt! ich hab's! Das ist es, das Neue und Markante: die Unberührtheit von aller Stadtluft! Ein Wunder! ein Wunder!!

* * *

Und nun dem Gaul die Sporen in die Flanken, und mit kräftigem Satz mitten ins Ausland hinein!

Wollen wir ein bischen nach Amerika reiten? Oder nach England, Frankreich? Oder nach dem heiligen Russland? Onkel Harrach ist so lieb und hält uns überall das Gitter offen!

Wie wär's mit Spanien, von dem es ja heisst, dass es mal wieder den Vogel abgeschossen habe?! Also Schützenkönig auf dem grossen internationalen Wettschiessen nach dem Vogel Phönix der Kunst?! Heidi, stolzes Spanien, freue dich! Völkerschaaren strömen nach dir hin!

Ich ging also auch hin und wollte den Vogel mal besehen, den die Spanier abgeschossen hatten, wollte sein Gefieder ein wenig befühlen. Aber ich muss wohl zu spät gekommen sein: der Vogel war schon weg, ich konnte ihn nicht finden! Ich sah blos: es war mal wieder was echt Spanisches da zu sehen! Mädchen mit blitzenden Augen, perlen- und goldbestickie Kleider, buntgewirkte Teppiche, glitzernde Seidenshawls, dazu geschwungene Weihrauchfässer, pompöse Kirchengitter, hochgehobene Monstranzen, ja und dann feine kahlköpfige Priesterhäupter, von starren Messgewändern getragen, nur die Unterlippen hingen etwas lüstern, — das alles mit einem Pomp und Lustgepränge, wie nur der jesuitisch erzogene Süden ihn kennt, — und die Mädchen knieten auf der Erde und schlugen mit krummen Fingern an die Brüste, und die Männer schlugen die Augen nieder und blinzelten auf die Mädchen, die zu ihren Füssen hingeworfen lagen — gemalt das alles mit dem subtilsten aller Pinsel, der selbst die zufälligen Spiegelungen der Wachsperlen notirt und ein so millionenfaches Flimmern anzündet, dass nur das prachtgewohnte Auge nicht toll und wirblicht davon wird! Gallegos heisst der Künstler, der hier am unbedingtesten excellirt! Sein ist der Vogel, den ich nicht finden konnte, weil mein Blick allzusehr geblendet war, und weil meine Seele hungerte nach etwas Schlichterem, Gewaltigerem, Heiligerem!

Ich ging zu den Portugiesen, da fand ich einige ausgezeichnete Porträts, vor allem das eines Schauspielers von B. C. Columbano. Das Bild steht mit einer Lebendigkeit vor mir, gegen die ich mich jetzt noch kaum zu wehren vermag. Es ist mit breitem weichem Pinsel gemalt, in wenigen dunkeln Tönen, etwa Grau nnd Braun, bestimmt festgehalten, von einer ruhigen Vornehmheit und Sicherheit, die unvergleichlich sind. Eine grosse starke Anschauung, die dabei vollkommen durchgeistigt ist. Ueberhaupt haben die Portugiesen, gegenüber den mehr mikroskopisch arbeitenden, oft auch trivialen Spaniern, einen Zug ins Grosse und Freie, der einem echt künstlerischen Temperament entspringt.

Die Italiener behalten in ihrer Gesammtheit immer etwas Erfrischendes, mögen sie auch stellenweise in Manierismus verfallen sein und vielfach ostentative Verkaufswaare fabriciren. Der glückliche Himmel, unter dem sie leben und schaffen, leuchtet auch in ihre Bilder hinein. Nur — an die grosse Vergangenheit darf man nicht denken. Man könnte missmuthig, müssste ungegerecht werden. Zudem sind diesmal gerade ihre beiden Besten, Segantini und Rietti, ferngeblieben, und wir müssen uns mit Grössen zweiten Ranges behelfen, die vielleicht das Durchschnittsvermögen gut charakterisiren, aber die Spitzen nicht sichtbar werden lassen. Vorteilhaft aufgefallen ist mir vor allem ein Bild von Silvio Rotta, ein Blick in den Hof einer Irrenanstalt, ausserordentlich lebensgetreu wiedergegeben, ohne jede Spur von Theatralik.

Auch die Franzosen haben uns in diesem Jahre nicht Ehre einer Elite-Ausstellung erwiesen. Doch haben sie auch nicht soviel Krempel mit sich geschleppt wie im vorigen. Ein Besnard soll mitgekommen sein; ich habe ihn noch nicht finden können. Boldini zeigt, dass er ausgelassen sein muss, um packen zu können: wo er ernst und sachlich wird, bekommt er leicht etwas Gewöhnliches. Er muss sich von Gandara völlig schlagen lassen. Dessen „Prinzessin von Chimay" hat gewiss in Miene und Attitüde etwas höchst Theatralisches; es scheint aber sehr naturecht zu sein. Auch ist trotzdem der Charakter des Exclusiv-Aristokratischen streng gewahrt geblieben, indem die Malerei schon dafür gesorgt hat, durch taktvoll-diskrete Behandlung alles Unvornehme auszuschliessen. Raffaëlli zeigt sich mit seiner Ansicht des Trocadero-Pallastes auf der vollen Höhe seiner Kunst, die minutiös und impressionistisch zugleich ist. Im landschaftlichen Illuminismus leistet Maurice Eliot Ausgezeichnetes. Am poesievollsten aber ist unzweifelhaft Pierre Lagarde, sowohl mit seiner Nil-Landschaft, wie mit dem Holzhacker und dem Todesengel im nächtlich verschneiten Wald. Er bringt etwas von jenem mystisch-zarten Hauch modernster Pariser Kunstübung mit, den wir sonst auf der Ausstellung so sehr vermissen, der aber doch da ist, den die Welt spüren will, und heisse die Welt auch Berlin und sei verschrieen als die Hochburg des nikolaitisch verknöcherten Rationalismus!

Bei den Engländern giebts, wie stets, einige gute Porträts von monumentalem Zug und einige feingestimmte oder coloristisch tiefe Landschaften; letztere theilweise von Schotten herrührend. Aber auch hier hat man das Gefühl, dass die nationale Kunstkraft in keiner Weise ausgeschöpft wurde. Denn wo sind Watts und Burne-Jones? Warum giebt man sich hier keine Mühe, diese beiden Grossen endlich einmal für eine Berliner Ausstellung zu gewinnen? Ein Walter Crane enthält auch nur das Halbe, was dieser hervorragende Künstler sonst zu bieten vermag. In einem mit viel Raffinement inszenirten Drachenkampf giebt er uns ein Pferd zum Besten, das die Hinterbeine nicht vom Boden lösen kann, und dessen Heransprengen daher mehr lächerlich als furchteinflössend wirkt. Ueber die Bedeutung Fowlers aber scheint sich die Hängekommission noch nicht klar gewesen zu sein, sonst hätte sie dessen neblig-zarte Phantasie nicht in eine Höhe gehoben, wo der visionäre Ton dieses ganz adagio erklingenden Bildes für den Beschauer nahezu unvernehmlich werden muss.

Die Amerikaner (aus Paris) sind qualitativ nicht geringwerthiger als im vorigen Jahre, kommen aber mit weniger Geräusch an. Solch ein Tamtam-

Bild wie die Dannat'schen Spanierinnen ist diesmal nicht dabei. Leider fehlt Harrison. Dafür sind Gari Melchers, Walter Mac Ewen, Walter Gay, Bisbing um so zahlreicher erschienen und bringen uns einen hohen Begriff bei von dem virtuosenhaften Können, das die Söhne des freien Amerikas sich in Pariser Ateliers erworben haben. In der gesammten Pinselführung dieser Leute steckt etwas Verwegenes; jeder Strich geht auf ein Wagnis hinaus. Man sieht sie gleichsam ungeduldig scharren, um den Kunstboden des dürre gewordenen Europas zu neuen Hervorbringungen zu reizen. Sie bringen ihre kulturell noch unverbrauchte Kraft hinzu, dazu ihre an Hast, Lärm, Reklame gewöhnten Nerven und die grandiose Respektlosigkeit des Neuländers, und so denken sie, wird es schon gehen, von heut auf morgen eine neue Kunst aus der Erde zu puffen. Einer der göttlichsten Kerle dieser Art ist I. W. Alexander, in dessen Unverfrorenheit man sich geradezu verlieben möchte. Er malt seine Damen in den unglaublichsten Stellungen, die man in der guten Gesellschaft von Berlin einfach unanständig nennen würde, bei denen er aber doch ein Stück Charakteristik herausdrückt, das „nicht von schlechten Eltern" ist. Und die grossartige Impertinenz, mit der seine Linien laufen, in diesen weitgeschweiften Bogen! Dagegen aber die gedämpfte und doch noch prickelnde Farbenbehandlung: das alles zusammen giebt eine Sunme von künstlerischer Eigenart, an deren stolzer Urkraft man sich weiden kann, und deren Extravaganzen und Purzelbäume man vergnüglich sich austummeln lässt.

Von Amerika nach Norwegen, — die Reise ist künstlerisch gar nicht weit! — Denn beide Länder haben ihre Ausbildung auf Pariser Boden erhalten. Nur haben die Norweger seitdem sich den Heimathsboden in ganz anderem Masse zurückerobert. Sie sind in hellen Schaaren zu uns gekommen und führen ihre besten Leute ins Treffen. Auch Munch befindet sich darunter und nimmt sich in dieser Kumpanei weiter gar nicht befremdlich aus. Freilich stammt sein „Besuch bei dem kranken Mädchen" aus dem Jahre 1889, als er noch nicht „nackte Seele" malte und auch noch nicht den Muth gefunden hatte, sämmtliche Maleonventionen über Bord zu werfen. Er wirkt immerhin noch leidlich radikal; aber die psychologische Tiefe und Schlichtheit sollte man daneben auch nicht übersehen. Sein junger Landsmann Gerhard Munthe kommt wohl als richtiger Weiber- und Kinderschreck zu uns angehupft. Er hat einen lustigen neuen dekorativen Stil erfunden, der sich aus allerhand primitiven Ornamenten, kinderhaft stilisirten Figuren und einer mehr als simplen Farbengebung zusammensetzt. Das ist ein seltsames, ergrübeltes Gemisch, in dem trotzdem etwas Rassiges steckt. Denn die norwegische Rasse trägt das Grübeln nun einmal in sich. Sie muss stets, wenigstens mit einem Elbogen, das Gespenstische streifen. Und sie muss angegruselt zusammenschuddern und dabei doch noch ein wenig verstohlen kichern können. Dann wird ihr erst heimlich und heimathlich zu Muthe.

Neben den grellen Phantasten dann die tüchtigen, ehrlichen, aufrechten Naturalisten, der blonde, hochaufgeschossene, schulternbreite Bauernschlag in der Malerei. Ein Halfdan Ström zum Beispiel, der uns auf einem kleinen Bildchen eine volle Mutterbrust und ein saugendes Kindermäulchen daran, malt — nichts anderes! aber mit wundersamer Frömmigkeit an dieses ewige Naturevangelium, an diese Offenbarung des Thier-Menschlichen in uns! Oder ein Landschafter wie Thaulow, mit diesem Gefühl für das Atmosphärische, wie es der Einheimische hat im Gegensatz zum Touristen, der Mann, der dort leben muss, der sich sein Leben täglich dort erkämpfen muss. Und doch lebt Thaulow seit vielen Jahren in Paris, hat sich alle technischen Raffinements längst angeeignet, aber an landsmännischer Urkraft nichts darüber eingebüsst. Als Porträtist grossen Schlages zeigt sich uns Werenskjold mit zwei Ibsen-Bilder, von denen das eine, in helleren Tönen und vor einem Hintergrund von Schneefirnen, besonders hervorragt. Das ist Ibsen, die Sphinx, und Ibsen, der Dämon, und Ibsen, der Gesellschaftsstürzer. Unerbittlich, unergründlich, mit alldurchbohrenden Augen und festverschlossenen Lippen steht er vor uns der Mann der ewigen Geheimnisse! —

Von den Schweden ist uns Liljefors ein lieber alter Bekannter. Wir begrüssen ihn in einer Schaar rüstiger Stammesbrüder, die uns eine reife, subtile und mannhafte Kunst vermitteln. Auch hier hat Paris den Erzieher abgegeben, und die besten Schweden können sich inmitten von Parisern als ebenbürtige selbstständige Künstlernaturen sehen lassen. So lebt z. B. Zorn wohl schon länger als ein Jahrzehnt ständig in Paris und hat sich dort jene unerhörte Verve und sichere Eleganz des Pinsels erworben, durch die er alle Welt bezaubert. Er ist mit drei Bildern ersten Ranges und nebenbei noch mit einer ebenso allerliebsten wie verwegenen kleinen Skulptur vertreten. Aus der älteren Generation zeigt sich Graf Rosen als eine vornehme, schaffenskräftige Erscheinung, sowohl wie im legendarischem Geschichtsbild wie im Porträt. Sein Bildniss des Philosophen Pontus Wikner ist durch ruhigen innigen Gemüthsausdruck und durch die Wiedergabe geistig-feiner Cultur eine hervorragende Schöpfung von wahrhaft klassischem Gepräge. Moderner in Auffassung und Pinselführung ist Oskar Björk, der treffliche Porträtist des Prinzen Eugen von Schweden, der seinerseits ein ungewöhnlich begabter, poesieerfüllter Landschafter ist. Mit diesem Prinzen kann die schwedische Malerei wirklich Staat machen, und das Beste ist noch, dass er sich in die heimische Kunstweise völlig organisch eingliedert, ohne an Vornehmheit das Mindeste opfern zu brauchen. Ein Prinz, der nicht blos Künstler sein will, der es auch sein darf, der Künstler genug ist, um Andere über sich sehen zu können, ohne dass er vor irgend Einem die Augen niederschlagen müsste, — welch eine einzigartige Erscheinung, und wie ehrenvoll für die Kultur des Landes, dem er anzugehören sich rühmen darf!

Unter den Russen fällt der finnische Maler Edelfelt auf, der indess seinem künstlerischen Charakter nach mehr zu den Schweden gehört, und gewöhnlich auch dazu gerechnet wird. Er lebt, gleich Zorn, in Paris und entfaltet in gleicher Richtung wie dieser seine hervorragenden technischen Künste und Talente. Gegen ihn nehmen sich die eigentlichen Russen noch ziemlich plump und unkultiviert aus. Man merkt ihren Bildern an, dass sie vieles zu sagen haben, dass sie aber noch ringen müssen, einen Ausdruck dafür zu finden. Manches geräth ihnen zu grell, vereinzelt aber, wie auf dem grossen Magdalenen-Bilde von Porfirow, gelingt es ihnen, mit ihrer dunklen explosiven Temperamentskraft eine machtvolle und grossartige Wirkung zu erzielen.

Die stammesverwandten Polen sind glatter, chevaleresker. In ihrem sensiblen Naturell tönen auch die leisen Eindrücke noch nach, und dadurch gewinnen sie zuweilen eine vielsagende Diskretion des Vortrags. Diese Eigenschaft ist ganz besonders einem Winterbilde von Pruszkowski nachzurühmen, betitelt: „Der Weg nach Sibirien". Der schattenhafte Zug von Gefangenen, wie er sich nach hinten in Nacht und Nebel verliert, er wirkt wie ein stummer Gespensterzug, von dem eine leise, aber furchtbare Anklage emporschwillt. Eigenartiges leisten die Polen auch in der figürlichen Symbolisirung seelischer Gemüthszustände. So hat Malczewski eine ganze Symphonie bewegter Gestalten über das Thema „Melancholie" gemalt, ein höchst merkwürdiges Bild.

In aller Kürze nur erwähne ich, da der Raum mir schwindet, die Dänen und die Holländer. Beider Art ist bekannt und von einer seltenen Stabilität. Unter den Dänen behauptet nach wie vor Kroyer den ersten Rang als vielseitiger, sensibler Könner. Von den Holländern ist Vater Israels mit mehreren Bildern gut und charakteristisch vertreten, auch Mesdag mit seinen bekannten Marinen. In dem Amsterdamer Breitner haben wir wohl ihren ersten Städtemaler zu verehren und ein technisches Genie von erstaunlicher Kraft und Vielseitigkeit der Mittel.

* * *

So habe ich denn zuletzt noch die Belgier vor mir, und damit vielleicht die erste Kulturnation der modernen Welt. Wenn die Schweden, Nor-

weger, Schotten, Amerikaner das Neuland unserer Kunst vertreten, in den Belgiern hat sich gleichsam die alte Tradition vom vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert an in schier ununterbrochener Kette lebendig erhalten. Sie machen auch heute noch ihren Ahnen alle Ehre, — mehr kann man zu ihrem Ruhme wohl nicht sagen!

Wie aber wissen sie sich mit ihrer reichen künstlerischen Tradition in modernem Geiste abzufinden? Ganz einfach: sie betrachten sie als eine Tradition der Hand, als eine ererbte und überkommene Kunstfertigkeit, über die sie frei schalten dürfen, gemäss den Anforderungen der Zeit und den Launen des Augenblicks. Sie hat nicht das mindeste Recht, ihren Geist, oder ihre Phantasie, zu knebeln. Im Gegentheil, sie zeigen sich ausserordentlich lebhaft ergriffen von den bewegenden Problemen des Jahrhunderts. Sie stellen mit die ersten und kühnsten Vorkämpfer, die unserer Kunst und Dichtung immer neue Bahnen, neue Ausdrucksmittel erringen wollen. Durch keinerlei Grossmachtspolitik abgelenkt, mit Paris und Frankreich in enger Fühlung, nach Deutschland und England aufmerksam hingewandt, durch den im Lande ruhenden Reichtum auf fruchtbarste unterstützt, wissen sie über ihr grossartiges Kunsterbe wahrhaft grossartig zu verfügen. Gegenüber den Holländern die manche dieser Vorzüge teilen, die aber durch ein etwas träges Naturell in allzu gleichmässigen Geleisen gehalten werden, entwickeln sie eine geradezu unvergleichliche Beweglichkeit und Erfindsamkeit des Geistes, und weder das Schlechteste noch das Wenigste, was Paris im Laufe unseres Jahrhunderts als neue Entdeckung auf dem Gebiete künstlerischen Geistes abgestempelt hat, ist ursprünglich belgischer Herkunft.

So ist denn in meinen Augen der belgische Saal der Glanzsaal der ganzen Ausstellung, wenigstens derjenige Saal, in dem man am meisten lernen kann, und aus dem man die mannigfaltigsten Anregungen mit heimträgt. Neben einem Juliaan De Vriendt, der fast völlig die Formensprache der alten Meister redet, ein Fernand Khnopff, dessen Zukunftssprache wie aus dem zwanzigsten Jahrhundert zu uns herübertönt. Neben Leempoels, der in etwas archaistischer Weise wunderlichen Gedankengängen nachspintisirt, ein Emile Claus, der verkörperte Augennerv, der der Welt der sichtbaren Erscheinungen ihr letztes Geheimniss scheint entreissen zu wollen. Und Henry Luyten mit seinem tiefergreifenden Bilde „Sand! Sand! weisser Sand!“, einer episch-gewaltigen Offenbarung des Grossstadtelends, bei der Naturalismus und Mysticismus sich die Hände reichen! Und Alexander Struys, und Loemputten, und Eugen Laermans, und Jean de la Hoese, und F. S. Verheyden, und so manche Andere noch, jeder mit einer Gabe, die nur Er zu verschenken hat! Und das Gesammtbild würde noch vielseitiger sein, wenn viel umstrittene Originale wie Jan Toorop und Franz Melchers nicht leider fehlten!

Das ist Belgien, das kleine Belgien! . . .

Und Berlin?!

Jeder mag sich selber die Antwort geben!



RUNDSCHAU.

NATURWISSENSCHAFT.

ALLGEMEINE RUNDSCHAU.

Von Dr. S. S. EPSTEIN.

Vor mir liegt im Bürstenabzug die letzte Lieferung der 2. Auflage von Helmholtz's Handbuch der „Physiologischen Optik",*) womit dieses Monumentalwerk in definitiver Fassung seinen Abschluss findet. Bis zur 9. Lieferung hatte Helmholtz persönlich daran mitgearbeitet und als er der Mitwelt entrissen wurde, setzte sein Schüler und wissenschaftlicher Testamentsvollstrecker Prof. Dr. Arthur König nach vorgefundenen Notizen und Aufzeichnungen des Verstorbenen die Arbeit fort.

Die erste Ausgabe dieses Buches ist seit Jahren aus dem Buchhandel verschwunden und nur noch in Bibliotheken zu finden. Das Bedürfnis nach einer neuen Auflage lag also sehr nahe; diese gestaltete sich jedoch dank dem unermüdlichen Forschungseifer des Verstorbenen zu einer völligen Neubearbeitung. In dem erkenntnistheoretischen Teile des Werkes, in dem Helmholtz von den Wahrnehmungen im Allgemeinen und den Gesichtswahrnehmungen insbesondere spricht, sind ganze Partien neu eingeschoben.

Trotzdem Helmholtz hier mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gegen den Nativismus und für den Empirismus eine Lanze bricht, so ist es dennoch nicht schwer herauszulesen, dass der Empirismus für ihn nichts anderes ist, wie Methode; denn um eine abschliessende Theorie der Wahrnehmungen aufzustellen, dazu seien die Kenntnisse der hierher gehörigen Erscheinungen noch lange nicht genügend. Unumwunden giebt Helmholtz zu, dass wir von einem naturwissenschaftlichen Verständnis der psychischen Erscheinungen noch weit entfernt sind; aber es ist ebenso unfruchtbar die Möglichkeit eines solchen Verständnisses völlig zu leugnen, wie es die Spiritualisten thun, oder aber wie die Materialisten alles aus der Funktion der Materie erklären zu wollen, d. h. das Psychologische an den Phänomenen völlig zu leugnen und alles aus der Struktur der Zellen, beziehungsweise Nervensubstanz erklären zu wollen. Der wahre Naturforscher wird sich stets hüten in das eine oder in das andere Extrem zu verfallen, denn ebenso wenig wie der Materialismus ist der Spiritualismus berechtigt, sich das alleinige Recht der Entscheidung über das Wesen der psychischen Phänome zu vindizieren. Aber wie dem immer sein mag, die psychischen Phänomene sind einmal da und schon die gemeine tägliche Erfahrung lässt uns erkennen, dass sie nach gewissen Gesetzen und Schemen verlaufen, und da die wissenschaftliche Beobachtung andererseits ergeben hat, das parallel mit diesen psychischen Phänomenen oder anknüpfend an sie gewisse physiologische Erscheinungen nach dem Prinzip einer zweidimensionalen Mannigfaltigkeit, d. h. nach Zeit und Intensität verlaufen, so ist auch hier für den Naturforscher ein, wenn auch begrenztes Feld der Thätigkeit erschlossen. Dort aber wo die messende Behandlung oder der mathematische Calcul nicht mehr ausreichen, stellt sich Helmholtz völlig auf die Seite der reinen Psychologie und so manche Erscheinung, wie z. B. Kontrast oder Sinnestäuschungen erklärt er vermittelst Ideenassociationen oder Täuschungen des Urteils. Die Helmholtzsche Theorie, welche sich am besten unter dem Schlagwort des kritischen Idealismus zusammenfassen lässt, gipfelt in dem Satze, dass unsere Sinnesempfindungen für das Bewusstsein nichts anderes sind wie Zeichen, Symbole, deren Bedeutung zu verstehen

*) Verlag von Leopold Voss, Hamburg und Leipzig 1885—1896.

und deren zweckmässige Verwertung uns erst die Erfahrung lehrt.

Dieser wissenschaftliche Symbolismus, welcher es mit sich bringt, dass wir sozusagen unsere eigenen Weltbaumeister sind, verleiht der ganzen physiologischen Optik, trotz der Exaktheit in der Behandlung der Materie, einen Geist, welcher dieses Werk nicht nur dem Physiologen und Physiker genial erscheinen lässt, sondern auch den Philosophen und Erkenntnistheoriker mit Gewalt an sich fesselt.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie die ganze Generation der Naturforscher seit den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts unter der Herrschaft eines wissenschaftlichen Idealismus steht.

Wenn also der Leipziger Professor der physikalischen Chemie, Wilhelm Ostwald es für notwendig hielt, auf dem vorjährigen Naturforscher-Kongress zu Lübeck einen nunmehr im Separatabdruck*) erschienenen Vortrag zu halten unter dem Titel: „Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus", so könnte man dem Titel nach versucht sein zu glauben, dass Herr Professor Ostwald sich mit der löblichen Absicht herumträgt, offene Thüren einzurennen, wenn man nicht nach näherer Betrachtung zur Einsicht gelangen würde, dass die vorliegende Broschüre naturwissenschaftlich derjenigen Strömung Ausdruck giebt, welche vor nicht allzu langer Zeit innerhalb der Philosophie von Uphues und Twardowski inauguriert wurde, und in der Forderung gipfelt, dass wir uns von der Welt kein Bild oder Gleichnis machen sollen, sondern sie so unmittelbar sehen, als es die Beschaffenheit unseres Geistes nur irgend erlaubt. Zu diesem Zwecke sollen wir den Begriff der Materie ganz fallen lassen und statt ihrer den Begriff der Energie setzen. Was immer wir von der Aussenwelt erfahren, sagt Ostwald, sind einzig und allein Energieunterschiede: In einer Welt, deren Temperatur überall die unseres Körpers wäre, würden wir auf keine Weise etwas von der Wärme erfahren können, und wenn wir einen Schlag mit einem Stocke bekämen, so fühlten wir nicht den Stock selbst, sondern einzig und allein die Energie, welche ihm durch die ihn schwingende Hand verliehen wird. Die mechanistische Weltanschauung sei daran schuld, dass seit dreiundzwanzig Jahren das Du Bois-Reymond'sche „Ignorabimus" für jeden Naturforscher Axiom war; ein Axiom allerdings, welches zentnerschwer und wie ein Bann auf jeder naturwissenschaftlichen Forschung lastete, denn man musste sich schliesslich sagen, dass alle Wissenschaft durchaus dem Ziele nicht näher rücke, sondern dieses gleich einer Fata morgana vor dem müden Wandrer fliehe, welcher ihm sehnsüchtig nachstrebt. Die Energetik soll nun jenem Märchenprinzen gleichen, der nur sein Machtwort zu sprechen braucht, damit sich die Hecke des „Ignorabimus" aufthue und das verzauberte Dornröschen, welches in diesem Fall durch die sieben Welträtsel repräsentiert wird, sich dem Prinzen dankbar in die Arme stürze.

Leibniz behauptete, alle philosophischen Systeme hätten in dem Recht, was sie behaupten, und nur in dem Unrecht, was sie leugnen.

Herrn Ostwald geht es umgekehrt.

Der zerstörende Teil seines Vortrages steht weit über dem aufbauenden und, wenn er uns mit scharfer Analyse zeigt, dass das Gewand unserer jetzigen Weltanschauung gerade an den sichtbarsten Teilen so manches Loch hat, so scheint er doch nicht der Mann zu sein, um ein neues ganzes Gewand machen zu können.

Es ist mir schon aus dem Grunde unmöglich, hier eine einlässliche Kritik des positiven Teiles der Energetik zu geben, weil Herr Ostwald denselben nur als These hinstellte und keineswegs mit dem ganzen Material der für den Naturforscher unerlässlichen inductiven Beweisführung aufgefahren ist; und gerade derjenige Mann, welchen Herr Ostwald als den ersten Pfadfinder auf dem Gebiete der Energetik ansieht, Julius Robert Mayer, wurde so lange von der Mitwelt nicht anerkannt, weil er seinen Beweis für Erhaltung der Kraft nicht anders zu formulieren wusste, als in Axiomen wie: „causa aequat effectum" oder aber: „ex nihilo nil fit; nil fit ad nihilum", und erst ein Helmholtz kommen musste, um dem Gesetz eine präzise, allgemeingiltige, zwingende Formulierung zu geben; hoffen wir, dass auch der Leipziger Professor sein eigener Helmholtz werden wird, bis dahin wollen wir aber an unserer idealistischen Weltauffassung festhalten. Übrigens hat selbst die Ostwald'sche Forderung nach einer Neo-Realistik ein grosses Loch; er selbst muss an einer Stelle (S. 22) zugeben, dass die postulierten Realitäten nur insoweit möglich sind, als es die Beschaffenheit unseres Geistes erlaubt, und an einem anderen Orte (S. 25) sagt er: „Was erfahren wir denn von der physischen Welt? Offenbar nur das, was uns unsere Sinnesorgane davon zukommen lassen" ... „Die Sinneswerkzeuge reagieren auf Energieunterschiede zwischen ihnen und der Umgebung" (S. 26).

In diesen Sätzen liegt aber implicite das Zugeständnis, dass eine „hypothesenfreie" Naturwissenschaft einfach unmöglich sei, denn wenn wir wirklich von der Aussenwelt nur das erfahren, was uns unsere

*) Verlag von Veit & Comp., Leipzig.

Sinnesorgane zuführen, so ist dabei keinen Augenblick zu vergessen, dass zwischen Aussenwelt und Innenwelt etwas liegt, was durch nichts weggeläugnet werden kann, nämlich das Gehirn; und die Energieunterschiede, also die Quantitäten, müssen erst unser Gehirn passieren, um dann von uns als Qualitäten wahrgenommen zu werden; da wir aber nur letztere zu empfinden imstande sind, so werden wir auch mit Hilfe der Energetik nicht dazu gelangen können, aus ihnen auf die Quantitäten rückzuschliessen — und hier ist auch die Ostwald'sche Hypothese vor dem „Ignorabimus" angelangt, oder, mit anderen Worten, die Lösung des Welträtsels wird stets eine rein intuitive bleiben, so lange es Menschen mit Gehirnen giebt.

Und das Gehirn lernt erst denken!

Dies ist prächtig in dem Werke von Preyer*) „Die Seele des Kindes" gezeigt.

Wie die Seele des Kindes bald nach der Geburt nichts anderes ist, wie eine „white paper", auf dem die Reize der Aussenwelt ihre Zeichen einschreiben und wie dann aus Kombination und Assoziation dieser Zeichen die verwickeltsten Denkprozesse entstehen, das zeigt Preyer an geradezu klassischen Beispielen, Beobachtungen und Experimenten.

Der erste Schrei, mit dem das Kind auf die Welt kommt, hat mit Denken noch gar nichts zu thun; der Sinnesreiz geht direkt auf die Muskulatur des Kehlkopfes über und erzeugt dort eine rein reflektorische Bewegung; allmählig bemerken wir, wie die Stimme des Kindes modulationsfähiger wird und wir können bei aufmerksamer Beobachtung aus derselben Lust oder Unlust herauslesen; je weiter die Leitungsbahnen zum Vorderhirn angesetzt werden, desto mehr lernt auch das Kind Gesehenes und Gehörtes zu verwerten; damit fällt auch die Fähigkeit zusammen, einzelne Erinnerungsbilder dem Gehirn einzuprägen; und im selben Augenblick, wo sich eine neue Wahrnehmung mit einem Erinnerungsbild oder gar zwei Erinnerungsbilder untereinander associieren, kann man auch sagen das Kind habe zu denken begonnen.

Der Denkprozess ist ein kontinuirlicher; ganz abgesehen davon, dass wir unseren Zeitbegriff nur der Gehirnthätigkeit verdanken, wissen wir auch, dass wir mit unserem Denken niemals einen Kulminationspunkt erreichen können, sondern täglich durch Vermittelung der äusseren Eindrücke neue Erinnerungsbilder für zukünftige Assoziationen anlegen. Und so ist auch das wieder für unsere idealistische Weltauffassung ein erhebendes Bewusstsein, dass wir nicht nur unsere eigenen Weltbaumeister nach aussen hin sind, sondern es zum grossen Theil in unserer Macht steht, auch unsere geistige Sphäre zu vervollkommnen und zu erweitern.

*) Leipzig, 1895.

VOLKSWIRTSCHAFT:

GETREIDE UND MORAL.

Der Antrag Kanitz ist abgelehnt: wir sind nicht optimistisch genug, zu glauben, dass er damit beseitigt ist. Der Schopenhauersche Satz, dass die Menschen im allgemeinen unfähig sind, verstandesgemäss zu denken, wenn ihr Interesse in Frage steht, gilt für keine Klasse der Bevölkerung mehr, als für unsere ostelbischen Grossgrundbesitzer, die sich zu keiner Zeit durch eine besondere Hochschätzung des verstandesgemässen Denkens ausgezeichnet haben.

Die Gegner der Kanitz'schen Utopie müssen also auf weitere Vorstösse des ja unzweifelhaft bedrängten Agrariertums vorbereitet sein. Und da kann es sicherlich nicht schaden, wenn man ihnen neue Waffen aus einem Arsenale liefert, welches bisher erstaunlicher Weise unbenützt geblieben ist, nämlich aus den Argumenten der Moralstatistik.

Der Kampf gegen das Getreidemonopol hat sich bisher ausschliesslich auf dem Gebiete der hohen Politik und der Nationalökonomie abgespielt. Man führte einerseits an, dass der Antrag Kanitz mit den bestehenden Handelsverträgen unvereinbar sei; und versuchte andrerseits das nach dem oben genannten Seelengesetze unmögliche Kunststück, den beteiligten Kreisen die Undurchführbarkeit ihres „rettenden" Gedankens aus volkswirtschaftlichen Gründen klar zu machen. Aber man empfindet jetzt schmerzlich die Folgen langjähriger Sünden. Hat man ein Volk Jahrzehnte hindurch daran gewöhnt, als Leitstern einer „gesund-realistischen" Politik den augenblicklichen Vorteil zu betrachten; — hat man Jahrzehnte lang von den Ministersesseln praktisch und vom Katheder aus theoretisch die Wissenschaft von der Volkswirtschaft als nicht vorhanden betrachtet, indem man stets behauptete, es gebe hier keine auffindbaren Gesetze: so kann man sich nicht beklagen, wenn heute die Saat dieses „gesunden Realismus" üppig in Halmen steht.

Vielleicht aber ist es denkbar, durch den indirekten Beweis aus den Folgen zu erreichen, was durch den direkten Beweis nicht gelungen ist. Vielleicht ist es möglich, einen Teil der agrarischen Gefolgschaft

zum Abfall zu bringen, wenn man ihnen, den Stützen vom Thron und Altar, zum Bewusstsein bringt, welches ungeheure sittliche Elend, welche furchtbaren politischen Gefahren die Annahme und Durchführung des Antrags Kanitz mit sich bringen müsste.

Seidem der alte Süssmilch sich an der ausserordentlichen Regelmässigkeit der Sterbeziffern „vergnügte", seitdem Quetelet den erschreckten Kulturvölkern das furchtbare Mahnwort von dem „Budget der Schaffote und Galeeren" ins Gesicht warf, hat die Wissenschaft von dem sittlichen Verhalten der Collektivpersonen, welche Völker, Stämme, Provinzen u. s. w. darstellen, sich breite Grundlagen einer ganz eigenartigen Volkspsychologie errungen. „Es giebt ein Büdget", so lautet Quetelets Ausspruch, „das mit einer erschrecklichen Regelmässigkait bezahlt wird. Es ist das der Gefängnisse, der Galeeren und der Schaffote. . . . . Die Verbrechen zeigen in ihrer Wiederkehr zum wenigsten eine ebenso grosse Regelmässigkeit als die jährlichen Zahlen der Geburten, Sterbefälle und Trauungen und eine grössere Regelmässigkeit als die Staatseinnahmen und -ausgaben."

Diese Regelmässigkeit ist aber bekanntlich keine mechanische, sondern eine organische. Das will heissen, dass die Zahl der Verbrechen nicht unter allen Umständen die gleiche auf die gleiche Zahl von Einwohner ist; sondern, dass sie auf- und abschwankt um einen bestimmten Gleichgewichtspunkt, und zwar unter dem Einfluss ganz bestimmter, politischer und namentlich wirtschaftlicher Einflüsse.

Von all diesen Faktoren aber hat kein einziger auch nur entfernt die Bedeutung der Getreidepreise. Jede Steigerung, der Preise für das unentbehrlichste Volksnahrungsmittel erhöht sämtliche Symptome der sogenannten öffentlichen Unsittlichkeit aus dem klaren Grunde, weil die Versuchung, das Gesetz zu übertreten, immer grösser wird, je schwerer der grossen Volksmasse der Kampf ums Dasein gemacht wird.

Dieser Einfluss der Erleichterung resp. Erschwerung der Versorgung mit Nahrungsmitteln macht sich schon in ganz charakteristischen Schwankungen der einfachen „Bevölkerungsbewegung" geltend. „Die Zahl der Geburten steigt regelmässig nach besonders guten Ernten und fällt nach Teurungs- und Kriegsjahren. Das umgekehrte Verhältnis zeigt sich bei den Sterbeziffern." (Starke, Verbrechen und Verbrecher im preussischen Staate. Berlin 1881. S. 53.)

Das will heissen, dass jede Erhöhung der Getreidepreise wie eine pestartige Seuche das Volk verheert. Wenn die Sterblichkeit unter diesen Bedingungen auch nur um eins auf Tausend steigt, so heisst das nur, dass in einem Jahre rund 50000 Einwohner Deutschlands vor der Zeit werden dahingerafft werden, das ist um 18—20% mehr als uns der gesamte deutsch-französische Krieg an Opfern gekostet hat (40743 Mann). Und, wenn unter demselben Einflusse die Geburtenziffer auch nur um eins auf tausend Einwohner absinkt, so heisst das nichts anderes, als dass in demselben Jahre 50000 Menschenkeime erstickt worden sind. So lange eine solche Kalamität durch die höhere Gewalt der wechselnden Ackerfruchtbarheit hervorgerufen wird, muss man sie hinnehmen und kann höchstens die Mangelhaftigkeit menschlicher Einrichtungen beklagen, welche es uns nicht gestattet, die zerstörende Naturkraft in Fesseln zu halten. Eine solche Kalamität aber herbeizuführen, um des Vorteiles einer bestimmten, äusserst kleinen Bevölkerungsklasse willen, das ist eine Verantwortung, die wir nicht auf unserem Gewissen haben möchten. Es ist eine Handlungsweise, die, wenn auch nicht in der Absicht, so doch in der Wirkung als Massentötung bezeichnet werden kann.

Aber mit dieser furchtbaren Wirkung auf Leben und Tod ist der Einfluss gestiegener Getreidepreise bei weitem nicht erschöpft. Starke fährt fort: „In folge von Krieg oder von wirtschaftlichen Kalamitäten vermindern sich die Eheschliessungen, während die Zahl der unehelichen Geburten im Verhältnis zu den ehelichen wächst." Und ferner (S. 156): „Man wird den Grund der vom Jahre 1874 ab hervortretenden Steigerung der unehelichen Geburten, verbunden mit der Abnahme der Geburten überhaupt, in der durch die Notverhältnisse bewirkten Erschwerung der Verheiratung erblicken müssen."

Uneheliche Geburten, Prostitution und Verbrechertum bilden die drei Hauptstationen auf dem Abhange, der aus den Höhen der Menschheit in die grauenhaften Abgründe ihrer Tiefen hinabführt. Ist doch die Einehe die naturgewollte Grundlage jedes gesellschaftlichen Lebens und damit jeder Sittlichkeit! Wie sehr diese Grundlage durch erhöhte Getreidepreise erschüttert wird, geht aus der weiteren Thatsache hervor, dass unter diesem Einfluss auch schon geschlossene Ehen in häufigerer Zahl auseinander brechen (Starke. S. 176.)

Unsittlichkeit und Verbrechen sind nur die beiden Angesichter des einen Januskopfes der wirtschaftlichen Not. Und so ist es denn nicht zu verwundern, dass auch der eigentliche Kriminalismus sich durch die Getreidepreise bedingt zeigt: „Die Kurven, in welchen die Verbrechen

und Vergehen überhaupt, die Diebstähle und dann die Preise für Weizen, Roggen und Kartoffeln eingezeichnet sind, zeigen eine fast absolute Übereinstimmung.“ (Starke S. 56.)

In Bayern stieg nach v. Oettingen (Moralstatistik, Erlangen 1882, S. 429) die Zahl der aufgegriffenen Bettler und Vaganten mit zunehmender Teuerung von 1851 bis 1856 in riesigem Fortschritt bis auf 146 836 Aufgegriffene, „für einen so kleinen Staat ein ganz exorbitanter Hefensatz von nichtsnutzigem Volk, ein jammervoller Niederschlag der sozialen Gesamtbewegung! Mit der Wohlfeilheit des Roggenpreises von 1855/56 ab sinkt die Ziffer der nächsten 4 Jahre in konstanter Parallele mit dem Werte der Nahrungsmittel.“

Und G. Mayr (Statistik der gerichtl. Polizei, 1867, S. 42) sagt ausdrücklich, dass während der Periode 1835/1861 „so ziemlich jeder Sechser, um den das Getreide im Preise stieg, auf je 100 000 Einwohner einen Diebstahl mehr im Lande hervorgerufen, während andererseits das Fallen des Getreidepreises um einen Sechser je einen Diebstahl bei der gleichen Zahl von Personen verhütet habe.“

Unsere Agrarier wollen bekanntlich den Getreidepreis wesentlich höher als einen bayrischen Sechser (etwa 20 Pfennig) emportreiben. Die spezifische Kriminalität für Diebstähle in Preussen beträgt rund 2 per mille, d. h. jährlich kommt eine Diebstahluntersuchung auf etwa 500 Einwohner (1878 in Preussen 55 566 Untersuchungen). Wenn die gewaltige Erhöhung der Getreidepreise diese Ziffer auch nur um $^1/_{20}$ steigerte, so würde die Annahme und Durchführung des Antrags Kanitz für ganz Deutschland je einen von 10 000 Deutschen jährlich mehr als jetzt wegen Diebstahls ins Gefängnis bringen, eine Anzahl von ca. 5000 Sträflingen mehr als jetzt aus der Gesellschaft und ihrem Leben ausstossen. Auch diese Folge möchten wir nicht auf unserem Gewissen haben.

Die Einwendung, dass Niemand zum Verbrecher wird, der die nötige sittliche Kraft besitzt, sagt gar nichts. Die sittliche Kraft fast aller Menschen überwiegt nur in normalen Zeiten die Kraft der Versuchung. Wächst in abnormen Zeiten das Gewicht der Versuchung, so sinkt eben die Schale und der Mensch ist Verbrecher geworden. „Im allgemeinen handelt es sich nur um die grössere oder geringere Schwere des Kampfes ums Dasein, welche — ganz unabhängig von dem gewerblichen Verbrechertum — Manchen, der mit dem Letzteren nichts zu thun haben will, zeitweise das Gesetz übertreten lässt und zu bess'ren Zeiten ihn vor dieser Gefahr bewahrt“ (Starke S. 102). Und v. Oettingen schreibt in berechtigter Entrüstung: „Nicht bloss kleinlich und sentimental erscheint es, wenn wir schaudernd von diesen angeblichen Parias der Gesellschaft uns abwenden in dem Bewusstsein, über die Fähigkeit, geschweige denn den Hang zum Verbrechen weit erhaben zu sein; — nein es ist einfach pharisäische Selbsttäuschung und Selbstüberhebung, die beim Elende des Bruders kalt hinwegsieht über die Mitverantwortlichkeit und Mitschuld, welche jeder als Glied der Gemeinschaft an seinem Teile in sich trägt. . . . . Und dass in Jedem von uns die eigentümliche Schosssünde nicht bis zum krassen Verbrecher gediehen ist, mag uns vor dem Forum menschlicher Jury unbescholten erscheinen lassen, vor dem Forum des Gewissens . . . . nie und nimmermehr!“

An dieser Mitverantwortlichkeit und Mitschuld, welche Hunderttausende in wirklichen und bürgerlichen Tod treibt, hat unsere Zeit schon an sich schwer genug zu tragen. An den gesetzgeberischen Aufgaben, die Montesquieu stellt, Verbrechen mehr zu verhüten als zu bestrafen, haben wir an sich gerade genug zu thun. Aber es ist eine ungeheuerliche Zumutung an das deutsche Volk, die jauchende Krebswunde der Unsittlichkeit und des Verbrechens, die es dulden muss, noch durch die Befriedigung massloser Begehrlichkeit zu verschlimmern.

Man wende uns nicht ein, dass die Bewegung der moralstatistischen Thaten nicht mechanisch dem Preise der Lebensmittel parallel geht, sondern vielmehr der Kaufkraft der Löhne umgerechnet in Nahrungsmittel. Denn zunächst kann kein wirtschaftlich geschulter Kopf bezweifeln, dass der Getreidewert des Arbeitslohnes nach Einführung des Monopols fallen müsste, da unzweifelhaft der weitaus grösste Teil des den Getreideproduzenten gewährten Vorteiles sich als Erhöhung der Grundrente niederschlagen würde. Aber selbst wenn das Unmögliche einträte, wenn der Behauptung der Weisen um Plötz zufolge der Lohn entsprechend steigen würde, selbst dann wären die Opfer unerträgliche. Denn bekanntlich folgt der Geldlohn den Schwankungen der Getreidepreise nur sehr zögernd; und so wäre denn selbst unter dieser prächtigsten Voraussetzung dem Moloch des Criminalismus und Pauperismus überreichliche Zeit gelassen, um seine Opfer nach Myriaden zu verschlingen.

Der Kaiser selbst hat den Standpunkt, auf den allein sich der Gesetzgeber solchen Ungeheuerlichkeiten gegenüber stellen kann, mit dem kräftigen Worte vom „Brodwucher“ vertreten. Möge unsere Regierung auch fernerhin die Kraft be-

weisen, das Wohl des Ganzen über die Ansprüche einer kleinen Clique zu stellen. Möge sie sich endlich erinnern, dass zu allen Zeiten das freie Bürgertum die Stütze der deutschen Kaiser gegen den Übermut des Adels gewesen ist.

Vor mehr als zwei Menschenaltern schrieb der alte Fraas: „Die Regierung selbst mit Organisation eines noch nicht bestehenden Getreidehandels befassen zu wollen, auch nur vom Standpunkte der Initiative aus, ist wohl eine bis ins Reich der Pharaonen zurückreichende, aber neuerlich dem Maximum, den Normalpreisen, den Moratorien und der Aufhebung von Zahlungsverbindlichkeiten zu Gunsten der Landwirte gleich zu setzende Antiquität aus der Rüstkammer der europäischen Wirtschaftspolizei."

Er schrieb diese bemerkenswerten Worte in einem Büchlein, das gleichfalls von den „Krisen der Landwirtschaft und ihrer Heilung"*) handelte. Und er empfahl damals den deutschen Landwirten dasselbe, was ihnen heute das „herzlose Manchestertum" und die „Judenpresse" empfiehlt: Übergang zu höheren Stufen der Wirtschaftsführung, um der Konkurrenz der neuen Länder zu entgehen. „Die Veredlung unserer Roh-Produkte, deren erstes und grösstes bei uns überall das Getreide bildet, steht unter den Bedingungen, unter denen wir den niedrigen Stand der Getreidepreise überwinden können, obenan."

Würde Fraas heute schreiben, so würde sein Rat nicht anders lauten. Er würde nur bei der Aufzählung der „Antiquitäten aus der Rüstkammer der Wirtschaftspolizei" den Bimatallismus nicht vergessen.

Ach, in wie ferner Zukunft liegt diese Vergangenheit noch vor uns! —

DR. FRANZ OPPENHEIMER.

*) S. 86.

KONSUMGENOSSENSCHAFT UND SOZIALDEMOKRATIE.

Die historischen Bedingungen, unter welchen die Arbeiterbewegung sich bisher entwickelte, haben es mit sich gebracht, dass sie, trotz alles ihr aufgepfropften Marxismus, den ideologisch revolutionären Charakter, den das Jahr 1789 über ganz Europa verbreitete, noch immer nicht überwinden konnte. Das hat sein sehr Gutes und sein sehr Schlimmes. Sein Gutes, weil die absoluten Ideale und das Gefühl, eine Weltmission zu erfüllen, den Arbeiter vor Verflachung und „verdammter Bedürfnislosigkeit" bewahrte, vor einem Versinken in kleinbürgerliche Verhältnisse. Schlimm aber war, dass diese revolutionäre Stimmung auch brutale Masseninstinkte auslöste und den Kulturfreunden jeder Art ein tiefes Misstrauen einflösste. Es ist eben nicht jedem gegeben, mit göttlicher Unbefangenheit den Grundsatz hinzunehmen, dass alles Neue nur unter furchtbaren Katastrophen geboren werden kann. Göthe gab bekanntlich der neptunischen Weltentstehungstheorie vor der vulkanischen den Vorzug und unser revolutionistisches Zeitalter dürfte ihm darin beistimmen. Alle ehrlichen Freunde der Arbeiterbewegung müssen darum wünschen, dass die revolutionären Kinderkrankheiten, wie in der Theorie, so auch in der Praxis recht bald überwunden werden mögen. Im Grunde ist ja die Mauserung schon im vollen Gange, wie auch die veränderte Stellung beweist, welche die Sozialdemokratie zu den Konsumvereinen einzunehmen beginnt. Symptomatisch dafür ist eine kleine Broschüre der rühmlich bekannten sozialistischen Schriftstellerin Adele Gerhard,*) welche uns den grossartigen Aufschwung schildert, den die Konsumgenossenschaften unter Leitung der sozialistischen Führer in Belgien genommen haben. Dieser Aufschwung wurde einfach veranlasst durch das Prinzip, den gemeinsamen Gewinn, statt ihn als Dividende zu verteilen, lieber wieder für gemeinsame Zwecke zu verwerten — für die Parteikasse, Verbesserung der Fabrikräume, Erweiterung des Geschäftes. Wer die menschliche Begehrlichkeit kennt, wird zugeben müssen, dass es armen Arbeitern sauer genug fallen muss, dieses Opfer zu bringen und dass die Kraft zu dieser schlichten That nur geschöpft wurde aus der tiefen Überzeugung, welche furchtbare politische Kämpfe und absolute Ideale in ihrer Brust erweckt haben. Diese ungeheure sittliche Kraft, die früher extensiv und deduktiv sich äusserte, entspricht nunmehr in ihrer rein intensiven und induktiven Art weit mehr dem Geiste des gegenwärtigen Jahrhunderts. Über den Inhalt der Broschüre zu berichten, ist hier nicht der Ort — weil das kleine Werkchen gelesen zu werden verdient. Es ist anschaulich, warm und begeistert geschrieben. Die Verfasserin glaubt freilich noch immer, ganz gewöhnliche, revolutionäre Sozialdemokratin zu sein — aber die sozialistische Parteipresse muss wohl anderer Meinung sein, da sie sich der Broschüre gegenüber in löbliches Schweigen hüllt. Wir wollen an dieser Stelle nicht die Frage erörtern, ob es wirklich den Konsumvereinen gelingen wird, den Zwischenhandel völlig zu eli-

*) Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie Von Adele Gerhard. Nürnberg 1895. Verlag von Wörlein & Comp.

miniren. Wer nun einmal von der Relativität alles menschlichen Strebens und Gelingens durchdrungen ist, möchte daran zweifeln. Aber eins ist sicher, dass der ernste und doch friedliche Kampf zwischen der Konsumgenossenschaft und dem Detailgeschäft mit dazu beitragen wird, diejenigen wirtschaftlichen Organisationen zu schaffen, welche den modernen Bedürfnissen annähernd entsprechen. Ohne schmerzhafte Opfer im Einzelnen wird es freilich auch hier nicht abgehen.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

DEUTSCHLAND-ÖSTERREICH.

Das als Manuskript gedruckte „Jahrbuch der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde" bringt den Aufsatz Lichtwarks „Wilde Blumen", zu dessen Publikation uns der Verfasser freundlichst die Bewilligung gab — eine Anmerkung, welche leider aus Versehen in unserem Aprilheft fortblieb.

* * *

Die Wiener „Zeit", welche sich zu der interessantesten, deutschen Wochenschrift emporgeschwungen hat, enthält in ihren letzten Heften eine Fülle wichtiger Artikel, welche wir hier nur kurz anzeigen wollen.

Krejci berichtet über die czechische Decadence, welche er im Allgemeinen verurteilt; nur ein grosses Talent sei ihr entsprossen, der mährische Lehrer Ottokar Brzina, der in einem kleinen Buche „die geheimnisvollen Fernen" seine ganze starke Natur enthüllte, die von allem Dandysmus, aller Blasiertheit und Koketterie weit entfernt ist.

Friedrich von Hausegger fasst die Hauptsätze seiner Musikästhetik in einem übersichtlichen Aufsatze zusammen; als Ästhethiker des Ausdrucks in der Musik ist er der siegreiche Antipode des Formalisten Hanslick.

Hugo von Hofmannsthal (Loris) lässt sich mit seiner fein nüancirten Sprache wieder einmal öfter vernehmen. Er hat eine Arbeit über die vergini delle rocce von D'Annunzio und stellt diesen neuesten Roman insofern über die vorhergegangenen, als er darin einen gewissen Drang nach Thätigkeit findet, welcher dem D'Annunzio früher gefehlt habe; er habe immer „alle Dinge gewusst, ohne aber zu wissen, was an dem allen daran ist." Wie Loris diese seine subjektive Ansicht von D'Annunzio entwickelt, das giebt seinem Aufsatz den grössten Reiz. Ein ander mal spricht er über Stefan George, den bekannten, zarten Dichter der „Blätter für die Kunst". In Zaubertönen lässt er dessen intime Welt vor uns aufstehen.

Hermann Bahr selbst hat vielleicht in den kurzen Feuilletons, die er fast jedem Heft zugiebt, die passendste Form für seine grosse, schriftstellerische Begabung gewonnen. Über Verlaine hatte er einen Aufsatz voll tiefster Anbetung; über die Nützlichkeit des „Gehens" eine anmutige Plauderei, in der er die Charakteristik des Ganges in helleres Licht stellt; einen sehr amüsanten Artikel über Philippis „Dornenweg" unter dem Titel „Die rote Fahne"; eine feine Charakteristik Barbey D'Aurevillys und des neuen Buches von Maeterlinck.

Zuletzt nennen wir die Pendant-Aufsätze von dem Wiener Germanisten Walzel: „Heine, Göthe und die Antike", und von Franz Servaes: „Nietzsche, Wagner und Hellas."

* * *

Die Deutsche Revue bringt von Dr. S. S. Epstein „Von der Arbeitsstätte des modernen Physiologen" (I Empfindlichkeit). Wir finden ferner wieder eine Poschinger'sche Studie: Bismarck in Biarritz, voller hübscher Anekdoten. Die Correspondenz Bunsens mit Prinz Albert. Eine zurückgebliebene Studie Gottschall's: Der Monolog im Drama.

Die „Deutsche Rundschau" bringt eine Arbeit von Häckel über Challengers Werk, eine Studie über den modernen, spanischen Roman von Lady Blennerhassett, Briefe der Königin Luise an die Oberhofmeisterin Gräfin Voss, und fährt in den Tagebüchern Bernhardis fort.

In den „Deutschen Worten" studirt Bruno Karpeles die Gründe des Niederganges des englischen Sozialismus.

In den „Waffen Nieder" schreibt Spielhagen einen offenen Friedensbrief an Tolstoi.

* * *

Die „Akademische Rundschau", welche vom April 96 bei Rossberg, Leipzig, erscheint, will weder den Sonderinteressen einzelner abgeschlossener Kreise dienen, noch sucht sie ihre Aufgabe darin, die akademische Welt mit Nachrichten und Neuigkeiten des Tages zu versorgen.

Die Zeiten, — so beginnt ihr Programm, in denen der deutsche Student eine Rolle im öffentlichen geistigen Leben der Nation spielte, sind längst vorüber, die Zeiten von 1813 und von 1848, in denen Verständnis und glühende Begeisterung für die grossen Aufgaben der Zeit die Zierde

und der Ruhm des deutschen Studenten waren, die Zeiten, in denen das Streben und Empfinden der Volksseele ihren begeisterten Ausdruck fand auf den deutschen Hochschulen, sie sind vorbei. Wir hoffen, dass sie wiederkommen werden, dürfen uns aber dabei nicht verhehlen, dass wenn sie wieder kommen sollen, das gesamte akademische Leben einer Umgestaltung bedarf. Das akademische Leben bewegt sich in Anschauungen und Formen, welche dringend der Reform bedürfen. Es hat seinen Ausdruck gefunden in einzelnen gesellschaftlichen Bildungen, welche sich gegen einander, wie gegen die unorganisierte Masse der nicht „inkorporierten" Studenten scharf abschliessen. Als „Anschauungen" beherrschen im Grunde zwei den Horizont des civis academicus. Der ernste, fleissige Student hält es für seine Aufgabe, in der Studienzeit sich die Fachkenntnisse anzueignen, welche ihn in seiner Carriere „vorwärts" bringen sollen; das nennt er „arbeiten". Der leichtlebige Student meint, er müsse die Zeit zwischen den Fesseln der Schule und dem Berufsphilisterium dazu benutzen, sich auszutollen; das nennt er „seine Jugend geniessen". Man kann das erste nicht tadeln, das zweite nicht loben. Jeder hat von seinem Standpunkt aus so viel Recht, wie der andere Unrecht.

Aber sollten sich denn die Zeiten wirklich so geändert haben, dass nicht auch heute noch in der Studentenschaft ein grosser Teil der Zukunft unsres Volkes läge? Ja, auch heute noch ist der Student die Zukunft des Vaterlandes, sein Leben und Streben wird wirksam in Stellungen von grossem Einfluss. Versteht er seine Zeit, so kann er fördern, versteht er sie nicht, so wird er vermöge seiner Machtstellung die fortschreitende Entwickelung hemmen und aufhalten. Gerade in unserer Zeit, der gährenden Zeit der neuen Aufgaben, der neuen Probleme und Ideale sind Staat und Gesellschaft in ihrem ganzen Sein interessiert an dem Thun und Lassen, dem Denken und Fühlen der künftigen Kämpfer- und Führergeneration. Um so mehr ist es Pflicht dieser, sich frei zu machen von überkommenen Anschauungen und Vorurteilen, welche durch Jahrhunderte hindurch wie eine ewige Krankheit mit dem Kulturfortschritt sich mitgeschleppt haben. —

Jetzt bahnen sich nach der gemeinsamen Ansicht der Besten unserer Zeit im Leben unseres Volkes, im Innern wie nach aussen, für die Nation wie für die Gesellschaft grosse Veränderungen an. Alte Ziele deutscher Politik und Arbeit sind erreicht, neue gewaltige Aufgaben warten auf Lösung. Darum meinen wir, wird jeder Student, der sich ein wenig Idealismus bewahrt hat, mit uns übereinstimmen, wenn wir verlangen, das akademische Studium soll vor allem bewirken, dass Männer aus ihm hervorgehen, welche mit dem Charakter, dem Ernst und der wissenschaftlichen Bildung ausgerüstet sind, um das gewaltige Ringen des geistigen und sozialen Lebens zu verstehen und eine der Wichtigkeit ihrer Stellung entsprechende Rolle darin zu spielen. Und eine solche Schulung des Charakters und des Geistes zu erringen, bedarf es vor allem der Arbeit, wir sagen der Arbeit, nicht des „Büffelns", und wir meinen damit eine frische Thätigkeit angesichts der Probleme der Wissenschaft und des Lebens. Und liegt nicht gerade in einer jugendlich frischen Bethätigung des Drängens nach Wahrheit, des Wunsches, den Fluss der Dinge, den Kampf der Strömungen und Interessen geschichtlich und menschlich zu verstehen — liegt nicht darin das ächte Geniessen der Jugend? Ist nicht die Möglichkeit, seinen Charakter, seine sittliche und geistige Individualität zu bilden in selbstgewählter Thätigkeit ohne den Zwang einer Berufsarbeit der Inbegriff dessen, was wir „akademische Freiheit" nennen?

Jedem, der hierin mit uns übereinstimmt, drängen sich des weiteren eine Menge neuer Fragen auf: Gewährleisten die sittlichen Begriffe, die dem studentischen Leben zu Grunde liegen, die Anschauungen des Studenten über Pflicht und Ehre, eine gesunde Entwickelung der Studentenschaft? Sind die überkommenen Formen des akademischen Studiums danach angethan, den Studenten auf seine Aufgaben vorzubereiten? Ist überhaupt der Geist und Inhalt des akademischen Lebens bei uns der rechte, entspricht die soziale Stellung der Studentenschaft nach innen und nach aussen gesunden Anschauungen, sind die Institutionen, die äusseren und materiellen Verhältnisse, unter denen der Student lebt, geeignet, die volle Entfaltung seiner Kräfte zu verbürgen? —

FRANKREICH.

Sehr inhaltsreich ist diesmal die Aprilnummer der „Société nouvelle". Ein Aufsatz von Elie Reclus erzählt von der „unzähligen Schar", von den Todten, die nach alten Legenden in den Lüften, in den Klüften, in den Spalten und Höhlen leben. Immer neue Scharen gesellen sich ihnen zu und so dicht ist die Menge dieser hingeschiedenen Seelen, dass, wenn sie sich zusammenballen, kein Sterblicher durch den anscheinend leeren Raum hindurchschreiten kann. Wenn sie sich in der Gestalt von Fliegen und Mücken auf eine Stadtmauer niederlassen, dann brechen Thore und Thüren rettungslos zusammen.

Und so werden noch viele interessante Beispiele angeführt. Aber nicht die wissenschaftlichen Erörterungen machen den Wert dieses Aufsatzes auf, sondern die suggestive, vibrierende Darstellung, die uns mit einem Schauder erfüllt vor den unzähligen Heerscharen der Todten und der so geringen Zahl der Lebenden. Wer das erreicht, muss wirklich schon ein Künstler sein. Ferner enthält dieses Heft zwei sehr interessante Übersetzungen aus fremden Sprachen. Die eine betrifft den Aufsatz Laura Marholms über Sonja Kowalewska. Unseres Erachtens ist der Übersetzer an der allerdings sehr schwierigen Aufgabe die Marholm'sche Sprache ins Französische umzugiessen, vollständig gescheitert. Die andere Übersetzung stammt aus dem Russischen und enthält Erinnerungen Wladimir Korolenkos an den berühmten Agitator Tchernychewsky, der einst in den sechziger Jahren der Vorkämpfer der russischen Revolutionäre war. Dann wurde er verurteilt und verschwand für fast dreissig Jahre in Sibirien, um bei seiner Rückkehr zu erkennen, dass inzwischen neue Geschlechter auf Russlands Boden wandelten, die seine Sprache nicht mehr verstanden. Er war noch immer überzeugt von der Allmacht der Vernunft und der positiven Wissenschaft, während das neue Geschlecht tief skeptisch oder tief mystisch veranlagt war. Doch ist es bewunderungswert, dass Tchernychewski sich überhaupt in seiner sibirischen Einöde auf der alten intellektuellen Höhe erhalten konnte. Schliesslich enthält das Heft noch interessante Berichte über England von Charles Malato, eine Préface à la musique de piano de Schumann von Henry Maubel und Aperçus über soziale Wissenschaft von Colins.

* * *

In einem der letzten Märzhefte der Revue bleue befindet sich ein ausführlicher Essay über Paul Bourget. Der Verfasser dieser Abhandlung, Paul Monceaux, erklärt, dass der Fall Bourget ihm immer sehr interessant gewesen wäre wegen der vielen, anscheinend widersprechenden Eigenschaften, die sich in dem einen Manne vereinigen. Er ist ein Gelehrter, der sich mit weltlichen Frivolitäten abgiebt, ein starrer Denker, welcher an sinnlichen Gemälden seine Freude hat; ein Psychologe, der sich darauf versteift, Menschen zu zeichnen, die keine Seele haben; ein überzeugter Moralist, der die Unfreiheit des Willens predigt; endlich ein gesunder, robuster Geist, der die Keime litterarischer und moralischer Krankheiten um sich verbreitete.

Bourget, so behauptet Monceaux, ist vor allem professioneller Philosoph und er hat alle Züge desselben in seinen litterarischen Beruf hinübergenommen — den schweren Faltenwurf des Geistes, den Geschmack an hohen Spekulationen, die Liebe zu Abstraktionen und Deduktionen bis ins Unendliche. Und das macht sich auch in seiner Ausdrucksweise bemerkbar. Im Excess seiner philosophischen Gewissenhaftigkeit will er immer gleich alles sagen, unbekümmert um Längen und Weitschweifigkeiten, die ihm dabei mit unterlaufen. Gelegentlich kann ja Bourget auch in stylistischer Beziehung ganz Vollendetes leisten. Aber der eigentliche, künstlerische Instinkt fehlt ihm. Seine Sprache ist zu grau, zu abstrakt. Doch noch rechtzeitig begann dieser Philosoph die Salons zu besuchen. Zuerst wollte er nur in der Welt lernen, was man aus Büchern nicht lernen kann. Dann wollte er wie sein Meister Taine hier die Fakten sammeln für seine psychologische Analyse. Aber es passierte ihm dabei, wie manch' anderem studierten Herren, ein kleines Missgeschick. Er liess sich von dem Glanz und Luxus der oberen Zehntausend über Gebühr blenden. Fortan blieb er in dieser Welt und schuf durch sein vorbildliches Wirken einen neuen litterarischen Typus — den Nomaden des Salons.

Neben dem philosophischen macht sich der psychologische Instinkt bei Bourget am meisten bemerkbar. Ja dieser ist es sogar, welcher die eigentliche Stärke seines Talentes ausmacht. Es giebt keinen Autor von psychologischem Tiefblick, bei dem Bourget nicht in die Schule gegangen wäre, bei Stendhal und Baudelaire, bei Dumas Fils, bei dem Autor der Liaisons dangereuses und bei Thomas a Kempis. Im Grunde ist seine Psychologie identisch mit derjenigen Taines; nur dass sie bei ihm umgewandelt und erneuert wird, in Folge seiner tief eindringenden, persönlichen Beobachtungsgabe und seiner Neigung zum Mitleid. Für Bourget giebt es keinen festen, menschlichen Seelenzustand und die einheitliche Persönlichkeit ist ihm nur ein abstrakter Begriff. Was er sieht, das sind Seelenzustände des Momentes, ein Komplex der verschiedensten Einflüsse und Elemente, wo bald das eine und bald das andere die Oberhand erhält. Er ist entschiedenster Determinist und glaubt nicht an die Freiheit des Willens. Da er aber nicht nur die Gaben der psychologischen Analyse besitzt, sondern sich auch in die Seelenkämpfe hineinversetzt und sie miterlebt, so war die Folge davon ein tiefes Mitleid, das schliesslich in den schlimmsten Pessimismus auszuarten drohte. Um aus diesem herauszukommen, wurde Bourget schliesslich eifriger Moralist, Vorkämpfer eines starken Willens, der

sich und andere von den Krankheiten der Zeit zu heilen suchte. Aber es lebte auch ein sinnliches Element in ihm, eine Libertinage der Einbildung und des Gehirns. Aus diesen drei Elementen setzt sich seine litterarische Persönlichkeit zusammen.

Die psychologischen und philosophischen Abhandlungen Bourgets werden von Monceaux höher geschätzt, als die Romane. Er weiss es zwar Bourget Dank, dass er den psychologischen Roman erneuerte, behauptet aber zugleich, dass er ihn gefälscht habe. Denn der wirkliche psychologische Roman verlange eine Einheit, eine Erzählung und Charakterentwicklung. Bourget aber, bei seiner psychologischen Voraussetzung, konnte den Begriff der Entwicklung gar nicht anerkennen, weil er auch den Träger einer solchen, die kontinuirliche Persönlichkeit, nicht anerkannte. Dagegen wäre Bourget ausgezeichnet befähigt gewesen zur Analyse starker, primitiver und in sich fertiger Empfindungen. Gerade dem Einfachen, Alltäglichen hätte er vermittelst seiner Methode ganz neue Reize abgewinnen können. Das aber verschmähte er und wandte sich dem Salon und der Welt zu, wo Menschen ihr Wesen treiben, die im Grunde gar keine starke Emfindung haben und auch nicht einmal sonst sehr kompliziert sind. So liefert Bourget Salonintriguenstücke, die umrahmt werden von trefflichen psychologischen und moralistischen Dissertationen, welche aber den handelnden Personen nur sehr äusserlich aufgeklebt sind. Auf die Schüler Bourgets, die Décadents, ist Monceaux ganz besonders schlecht zu sprechen.

* * *

Noch manches Interessante erhalten die letzten Nummern der Revue bleue. Da ist ein Stück aus den Memoiren von Barras, und Georg Ducuy, der unfreiwillige Herausgeber dieser Memoiren, giebt auch ausführlich Auskunft über die letzten Tage von Barras. Ferner hat ein Herr Art Roë das Riesenwagnis unternommen die Kriegsthaten und Schlachtenentwürfe Napoleons auf ihre psychologischen Wurzeln zurückzuführen. Der Anfang, welcher den ersten Feldzug in Oberitalien behandelt, macht sich gar nicht übel und erregt grosse Erwartungen, die hoffentlich die späteren Teile befriedigen werden. Auch fehlt es nicht an instruktiven geographischen Abhandlungen über Egypten, Transvaal und die italienische Kolonie.

ENGLAND.

We don't want to fight, but by Jingo (Jove) if we do,
We 've got the ships, we 've got the men
We 've got the money too.

Dieser Vers entstammt den „music halls“. Er ist der Pathe des Jingoismus, erfreut sich ausserordentlicher Popularität und war das dröhnend-orchestrierte Leitmotiv der Februar- und zum teil noch der Märznummern.

Von den 14 Artikeln der Fortnightly Review befassten sich 9 direkt mit den auswärtigen Streitfragen: „A Lesson in German“ von „Genosse Aegir“, nicht ohne Einblick in deutsche Verhältnisse geschrieben, macht den Wunsch nach einem Paragraphen gegen geistige Lebensmittelfälschung rege.

In „Deutsche Intriguen in Transvaal“, erzählt uns W. R. Lawson in der „Contemporary Review“, dass es sich um lang vorbereitete Sünden der vereinigten Buren und Deutschen gegen den heiligen, englischen Geist und seine Glaubenssätze in der Konvention des Jahres 1884 handele, und von „Napoleon“ Rhodes, an dessen beherrschendem Ehrgeiz und verzehrender Willenskraft „Oom Paul“ im Einvernehmen mit deutschen Juden zum Schelme geworden sei.

„Isoliert sind wir und isoliert müssen wir bleiben“, sagt Dicey in „the Isolation of England“ einem übrigens deutschenfreundlichen Artikel. Wir sind unpopulär, weil wir als Nation reicher, freier und erfolgreicher sind als unsre Nachbarn.“

„The indiscretion of the Kaiser“, New Review, „What Germany wants“ Nineteenth Century, „The Parting of the Ways“ und „the Touchiness of the German“ Contemporary Review, sind eine bescheidene Titelblütenlese aus der Tropenfülle der Transvaalbetrachtungen.

Die „North American Review“ bringt eine Besprechung der „Venezuelan Question“ by Andrew Carnegie, one of the United States Delegates to the Pan American Conference.

„Giebt es eine erstaunlichere Thatsache, als dass die Flagge der kleinen Insel Grossbritannien über einem Viertel der Erdoberfläche und dem gleichen Teil ihrer Bevölkerung weht? — — — Die englisch sprechende Race ist die führende der Welt. Sie kann erwerben, kolonisieren, regieren. Sie giebt Gesetze und waltet des Rechts, wo immer sie sich ansiedelt, wo vorher weder das Eine noch das Andere war. Sie duldet alle Religionen und ermutigt eine freie Presse; sie schafft freie Männer in freien Staaten. — — Zwischen der Lage des alten und des neuen Landes in Befriedigung ihrer Ländergier ist indess ein ausschlaggebender Unterschied („one difference, which makes all the difference“). Amerikas föderatives System erstreckt sich

über eine ununterbrochene Länderreihe. Es umfasst 45 Nationen ohne sichtbare Scheidelinie. — — Die Aufgabe territorialer Vergrösserung war für die Vereinigten Staaten verhältnismässig leicht. Sie hatten nur zu wachsen, sich naturgemäss über unbesetztes Land auszubreiten, das Teil eines ungetrennten Ganzen war und Teil ihres vereinigten Ganzen wurde. Wie anders Britanniens Aufgabe und wie anders das Resultat! — — Konnte es sich zu Hause nicht ausdehnen, so ausserhalb. — — Die Folge ist, dass es das wenigst zusammenhängende und losest verbundene Reich der Erde ist. Seine Aufgabe ist die der Mutter. Sie gebiert zahlreiche Kinder, pflegt sie zärtlich, ist höchst grossmütig; aber all ihr Mühen und Sorgen führt zu einem unvermeidlichen Endziel; ihre Kinder werden mündig und verlassen sie. — — In Australien stirbt täglich ein Monarchist und ein Republikaner wird geboren. Schon ist ein föderatives Australien in Sicht, das zu einer unabhängigen Republik führen muss. Es giebt kein Entkommen vor diesem grossen Entwicklungsgesetze. Viele englischen Staatsmänner wissen es, aber keiner von ihnen ist kühn genug, seinen Landsleuten die klar erschaute Wahrheit mitzuteilen. Indess ist diese Entwicklung für die englische Race als Ganzes von hohem Wert. — Es kann keine bessere Illustration des modus operandi geben, als Englands Behandlung Venezuelas u. s. w."

Arnold Forster empfielt in „Our True Foreign Policy" (19. Century) Armenien Russland an den zärtlichen Busen zu legen. „Es ist leicht harte Dinge über die russische Regierung zu sagen. Wir selbst sind nicht in der Lage auch nur einen Finger zu Armeniens Befreiung zu rühren. Welches Recht haben wir, mit unserm ewigen Veto gegenüber einem Eingriff, der so schlecht wie er auch sein mag, zivilisiert und menschlich im Vergleich zum Vorgehen der Tartaren oder Türken ist."

In „Reasonable Patriotism" 19. Century sieht sich der Right Hon. Earl of heath daheim um und giebt trotz der aufgesetzten Glanzlichter ein klares Bild englischer Vorzüge und Rückständigkeiten. „Nach weiten und wiederholten Reisen bin ich überzeugt, dass im Ganzen in keinem Lande und unter keiner Regierungsform gerechtere Gesetze, reinere Handhabung derselben und ein rechtlicheres Verwaltungswesen gefunden werden können als in England; nirgendwo werden persönliche Rechte und Freiheiten höher geachtet; nirgendwo besteuern sich die Reichen freiwillig oder gesetzlich stärker zu Gunsten der Armen. Die Summe der Armensteuer in Grossbritannien betrug im Jahre 1890 £ 20460693 — — vollständig unabhängig von den ungeheuern Summen freiwilliger Armengelder. —

— Man vergleiche die Lebenshaltung des gelernten und ungelernten britischen Arbeiters mit der Lebenshaltung beider Klassen auf dem Kontinent. Bei einiger Sachkenntnis wird niemand leugnen, dass in Bezug auf persönliche Freiheit, Unbeschränktheit des Handelns, Staatsschutz, Arbeitszeit, unparteiische Rechtsprechung, Löhnung, Behausung, Ernährung, Beistand im Alter und in Krankheitsfällen, Englands Arbeiter weit besser gestellt sind als die kontinentalen, während sie in Amerika für höhere Löhne höhere Preise für Kleidung und Wohnung zu zahlen haben. — Ich habe wohl nicht nötig viel Zeit auf den Nachweis zu verwenden, dass Deutschland schwerlich das Land ist, in dem ein unabhängiger britischer Arbeiter sich wohl fühlen wird."

Bernard Shaw, der witzige Hofnarr der Fabiangesellschaft, benutzt die Sprache mit Vorliebe als weitläufige Hülle einiger guter Gedanken. In seinem „Sozialism for Millionaires" (Contemporary Review) behandelt er unter anderm die Stellung der „guten Gesellschaft" zu den Staatsgesetzen, Ehegesetzen und allen unseren fundamentalen Einrichtungen.

„Wir sind alt genug all diese Dinge mit Überlegenheit und Erfahrung anzufassen, halb haben wir uns ihnen und halb haben wir sie uns angepasst.

Unter diesen Umständen widersetzen wir uns jedem Versuch prinzipieller Reform, grade wie wir uns der Reform der Schriftsprache widersetzen, weil wir, die Gewitzigten, gelernt haben, ohne sie auszukommen. Aber unglücklicherweise besteht die Welt weder aus vollendeten Weltleuten, noch aus Universitätsprofessoren und Schullehrern. Die Masse des Volkes besteht aus Leuten, die unsere Institutionen ernst und gewissenhaft nehmen und zu arm und individuell zu einflusslos sind, um den sozialen und legalen Folgen von Seitensprüngen zu entgehen, selbst wenn sie geschickt und wohlberaten genug wären, um zu wissen wie man es anfängt." — — „Es giebt keine schlechte Einrichtung in einem Lande, die nicht dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit gemäss, Menschen leiden macht, die ausserhalb der privilegierten Zirkel stehen."

Ein erheiternder Beitrag zur Krankheitsgeschichte der Logik ist der beweglich geführte Streit der Universitäten, ob Studentinnen, die alle für den Studenten geltenden Forderungen mit Ehre erfüllt haben, die Bewilligung zugestanden werden soll, um den damit verknüpften Titel des B. A. (Bachelor of Arts) einzukommen. Hören wir Mrs. Fawcett über „Degrees

for Women at Oxford" in der Märznummer der Fortnigthly R.:

„Von den Gegengründen entzückte uns besonders der, dass die Zulassung der Frauen die Universitäten geschlechtslos machen würde, was ungefähr darauf hinausläuft, dass die Familie geschlechtsloser als ein Nonnenkloster sei. — — C. A. N. Fenell of Jesus College seufzt in tötlicher Bedrängnis: „Ich habe nichts gegen die Zulassung der Frauen zu allen Würden, allen Instituten auf oder unter dem Erdboden, ausser zu den bisher männlichen Universitäten." — Er ignoriert, dass die Universitäten „Trinity College", Dublin ausgenommen, ihre unbefleckte Männlichkeit längst eingebüsst haben. In Cambridge studieren Frauen seit 25 Jahren (jetzt 250), in Oxford eine kleinere Zahl seit 17 Jahren. Das „British Medical Journal" vom Februar sagt über das Frauenstudium: Was die oft gehörten Voraussetzungen in Bezug auf die kommende Generation anbetrifft, so nähert sich der Zeitpunkt ihrer Erfüllung schleunigst seinem Ende. Im Laufe von 26 Jahren ist die neue Generation in die Erscheinung getreten, gesehen und begutachtet worden. Es zeigt sich dass die Kinder von Müttern, die „Degrees" haben, oder sie verdient hätten, genau so gesund und hübsch sind, als andrer Leute Kinder. Kinder leiden durch die Schwächen und Sünden ihrer Eltern, nicht durch deren Disziplin, Selbstbeherrschung, geistige Thätigkeit und deren Fleiss. Von den Führern aller politischen Parteien, der Kirche, Jurisprudenz, Medizin, Naturwissenschaft und Litteratur zu Gunsten der schwebenden Frage nennen wir nur: Asquith, Chamberlain, Balfour, Mundella, Lord Volseley, Archbishof of Canterbury (aus einer Reihe von Bischöfen), Cardinal Vaughau, Dr. Clifford, the Lord Chief Justice, u. s. w." —

36 Jahren der Freundschaft mag man den überschwenglichen Nekrolog des Malers W. B. Richmond's „**Lord Leighton** and his Art, A Tribute" (19. Century) zu Gute halten. „Das Wesen Leighton'scher Kunst ist auf den kürzesten Ausdruck gebracht: „Schönheit", eine Schönheit, die Vornehmheit und Wahrheit einbegreift" (die Vornehmheit und Wahrheit der Gärten von Versailles).

Richmond wird hingegen schwerlich auf Widerspruch stossen, wo er der edeln und würdevollen Persönlichkeit des Verstorbenen gedenkt, seines von Engländern unerreichten Sprachtalentes, der Höflichkeit und Anmut seiner Haltung, die Ausdruck einer selten gütigen Natur war.

Das 19. Century begann mit einem Hymnus in Versen auf einen Dichter, der in unbestrittener Grösse der Nachwelt angehört.

„Es hat lieblichere Sänger des Wehs und der Wonne gegeben, sagt Algernon Charles Swinburne von **Robert Burns**, aber keinen grösseren Kämpfer für Freiheit und Wahrheit. Vor der Wucht seines Wortes zerstoben die Hüllen der Heuchelei.

„Ragend im Raum
Vom Lied durchbohrt, die Lüge stand,
Ein Teufelstraum."

MINOS.

Unverlangte Manuscripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

DIE RECHTS-UNIFORMIERUNG.

VON

Dr. ERNST HARMENING.

I.

„Von der nationalen Idee getragen werden," heisst in Deutschland aller Anfechtung entzogen sein. Die Behauptung, etwas sei „patriotisch", duldet keinen Widerspruch. Der Deutsche empfängt es mit Hurrah! so auch den Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

Als der Reichstag am 17. Januar 1896 sich in der besten Gefechtsstimmung über die Resolution Kanitz befand, legte Fürst Hohenlohe den Entwurf nebst Denkschrift in die Hände des Präsidenten; der Kampfeslärm verstummte vor dem Appell des Reichskanzlers an den Patriotismus, und bereits am 3. Februar begannen die wenigen zur Sitzung erschienenen Abgeordneten eine viertägige Debatte über ein Werk, das die meisten noch gar nicht gelesen und jedenfalls nur ganz Vereinzelte erfasst hatten.

Gleich am ersten Tage der Beratung erschlug der Abgeordnete von Buchka den berühmten Savigny und am dritten der Bundeskommissar Dr. Sohm den Professor Gierke. Der selige Savigny hatte unserer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen, der noch lebende Gierke seine Gegnerschaft gegen das ganze Gesetz aufrecht erhalten. Auch der Abgeordnete von Buchka bediente sich zur Begehung seiner That einer Waffe, die von Sohm geschmiedet war. Dieser hatte, weil die gewichtige Stimme aus dem Grabe Savignys noch immer forttönt, geschrieben:

„Wir haben den Beruf zur Gesetzgebung und zwar heute mehr denn je, nicht als ob unsere Geisteskraft eine grössere wäre, und unsere Wissenschaft zu dem notwendigen Abschluss gelangt wäre — nein, wir haben den Beruf zur Kodifikation aus praktischem Grunde: weil wir um der deutschen Rechtseinheit und um des deutschen Rechtslebens willen kodifizieren müssen. Die Pflicht giebt uns das Amt, und das Amt muss uns den Verstand geben."

Von aller Verbrämung entkleidet und in Deutsch kurz und bündig übertragen heisst das Vorstehende: Wir haben den Beruf zur Gesetzgebung, weil wir ihn haben müssen; deshalb haben wir ihn.

Wie weit der „Amts"verstand reichte, wiederholte freilich der Herr von Buchka nicht. Aber der Abgeordnete Frohme erinnerte daran, dass von demselben Professor Sohm auch gedruckt war:

„Die Kodifikation giebt notwendig unvollkommen gemachtes, in der Studierstube erzeugtes, von des Gedankens Blässe angekränkeltes, fabrikmässig auf Vorrat gearbeitetes Recht."

„Fabrikmässig" ist gut! es giebt kein besseres Kennzeichen für den Zug unserer ganzen Gesetzgebung als die Abstempelung auf fabrikmässige Ware. Anstatt das Recht in und mit dem Volke natürlich herauswachsen zu lassen, fertigt man es gewerbsmässig an. Die Fabrikanten sind auch in dieser Industrie diejenigen, die über die Macht gebieten. Sie diktieren die Produktion der Ware und lassen produzieren, was ihnen den grössten Nutzen bringt.

Vor der Macht beugt sich alles; vor ihr kapitulierte auch die Opposition, die aus den Kreisen der Universitätslehrer gegen den Entwurf laut geworden war. Nur Gierke stand noch aufrecht, und seiner bemächtigte sich Sohm. Er nannte ihn einen „Mann von hervorragendem Namen" und seinen „hochverehrten Freund" und kitzelte ihn auf diese Weise zu Tode. Gierke war nach Sohm im Grunde nur noch der Eine, der aus den Reihen der Wissenschaft seinen grundsätzlichen Widerspruch aufrecht erhielt. Was will aber „Einer" besagen, dachten Sohm und der Reichstag; über „Einen" geht man zur Tagesordnung über, und so geschah es.

II.

Keinem Abgeordneten ging auch nur der geringste Zweifel bei, dass er zum Solon seiner Zeit berufen sei. „Die Schaffung eines einheitlichen Rechts ist eine politische Notwendigkeit." Diesen Satz nahm man ohne weitere Prüfung als kategorischen Imperativ.

Zur Uniform für die Vaterlandsverteidigung passt eine Uniform für das Recht.

In allerlei Redewendungen wurde die nationale Phrase breit getreten; die Idee der Gleichförmigkeit, vor deren Missbrauch schon Montesquieu gewarnt hatte, übte wieder ihre unbeschreibliche Gewalt, und während die lebendige Liebe zum Ganzen nur aus der lebendigen Teilnahme an allen einzelnen Verhältnissen hervorgehen kann, drehte man den Satz unbesehens um und variierte den Gedanken, wie schön es sein müsste, wenn jeder Einwohner des einen Orts auch wüsste, nach welchem Rechte in einem anderen Orte gelebt würde.

In Wahrheit hat es den gemeinen Mann nie gekümmert, was anderswo als Recht gilt. Er schafft in den Tag, aber nicht ins Recht hinein und bildet das Recht nach seinem Bedürfnis, nicht aber sein Bedürfnis und seine Thätigkeit nach einem gewillkürten Recht. Deshalb sollte man gerade in der Mannichfaltigkeit unseres Rechts die Bethätigung eines aller Orten verteilten gesunden Selbstgefühls und eines frischen Rechtslebens erblicken und sollte die Erfahrung nicht missachten, dass aus dem erhöhten und vervielfältigten individuellen Leben auch das Ganze neue Kraft gewinnt.

Den Reichstag allerdings däuchte die Verschiedenheit des Rechts ein Gegenstand des Spottes. Selbst das harmlose Recht von Katzen-

ellenbogen wurde heraufcitiert, um die Vereinheitlichung zu glorifizieren, und der stenographische Bericht verzeichnet „Heiterkeit", wo der Bundesratskommissar Sohm die Worte hervorsprudelt: „Aus bunten Lappen setzt sich heut das Kleid des bürgerlichen Rechts zusammen — ein Narrenkleid, Harlekin "

Mit gleicher Übertreibung wurde schon vor 80 Jahren die Vielheit der Rechte bemängelt; allein die wenigsten Menschen erfahren etwas Genaueres über den Inhalt ihres eigenen bürgerlichen Rechts, ausser wenn sie in ihrem friedlichen Leben einmal in einen Interessenwiderstreit geraten; sie werden sich durch die Verschiedenheit des Rechts ebensowenig von den Bewohnern anderer Gegenden getrennt fühlen, wie sie ihnen durch Gleichförmigkeit näher treten. Der nervöse Ärger, mit dem die Juristen und sonstige auf die nationale Phrase dressierte Parteigänger an dem bunten Kleide des deutschen Rechts Anstoss nehmen, ist jedenfalls kein universeller National-Ärger.

III.

Wie steht es nun aber in Wahrheit mit der angeblichen Vereinheitlichung des Rechts?

Nach der offiziellen Bestätigung des Staatssekretärs Nieberding ist das Gesetzbuch eine „Kompilation". Es will im Wesentlichen das Gewohnte konservieren und nur dem Zustande der Zerrissenheit ein Ende machen.

Also statt der Buntfarbigkeit eine Zusammenstoppelung! d. h. man hat das Narrenkleid aufgetrennt, die Lappen verschnitten und mit etlichen Zuthaten, wo das alte Zeug nicht zulangte, den Rock hergestellt, den Herr Sohm in allzu sprunghafter Phantasie das „Königskleid" des deutschen Rechts nannte.

Das Königskleid ist aber unzureichend vorn und hinten, oben und unten. Man braucht nur das Einführungsgesetz zu lesen, um die Behauptung von Einheitsrecht geradezu possierlich zu finden. In nicht weniger als hundert (!) Artikeln (Art. 53—152) wird das Verhältnis des bürgerlichen Gesetzbuchs zu den Landesgesetzen behandelt, oder, wie es zutreffend vom Abgeordneten Kauffmann bezeichnet wurde, die Verlustliste des deutschen Einheitsgedankens aufgestellt. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt: wo das deutsche Volk mit den bisher bestehenden Rechtsvorschriften ohne allen Bedarf nach Neuem zufrieden sein konnte und zufrieden war, hat man in schwer verständlicher Sprache das Alte kompliziert, überall aber, wo eine einheitliche Regelung wünschenswert gewesen wäre, hat man der Reichsgesetzgebung ein „Hände weg!" dekretiert.

Auf diese Weise soll Recht, das den Staatsbürgern vergangener Zeiten noch erträglich war, aus dem gährenden neunzehnten Jahrhundert gegen die kommenden Generationen prolongiert, sollen diesen die Verhältnisse verstorbener Geschlechter aufgezwungen werden, ohne dem allgemeinen Verständnis auch nur eins der wichtigsten Gebiete zugänglich zu machen, auf denen sich der Fortschritt der Entwicklung vorzugsweise bewegt: Wasserrecht, Bergrecht, Agrarrecht (namentlich Rentenguts- und Anerbenrecht), Jagd- und Fischereirecht, Gesinde-

recht, Versicherungs- und Verlagsrecht, Recht der Religionsgesellschaften und der religiösen Erziehung der Kinder, Enteignungsrecht u. s. w. u. s. w.

Alle diese Materien, deren Behandlung den Kommissionen allem Anschein nach zu schwer war, hat das Reich bei Seite geschoben und, wie Fürst Hohenlohe als Satiriker wider Willen bemerkte, in den freien „Spielraum der Landesgesetzgebung der Bundesstaaten fallen lassen".

IV.

Ein neues Gesetzbuch soll eine Besserung bedeuten, und die Besserung unseres Rechtszustandes, die man erwartet, soll teils eine materielle sein, teils eine formelle.

Die materielle Besserung soll diejenigen Teile unseres Zustandes betreffen, worin wir uns nicht sonderlich wohl fühlen.

Die formale Vervollkommnung soll uns anstatt eines undeutlichen, verwirrten, an allen Enden zerstreuten Rechts, wofür man das unsrige ausgiebt, ein klares, übersehbares und zusammenhängendes Recht geben.

Bei den ganzen viertägigen Reichstagsverhandlungen vom 3. bis 6. Februar d. J. ist kein treffendes Wort der Begründung dafür gefallen, dass vom neuen Rechte eine materielle Besserung herbeigeführt werde. Man vergnügte sich wohl an dem Spässchen, dass sich selbst in Katzenellenbogen ein besonderes Recht erhalten hätte — dass dies Recht aber, schlechter wäre, als das zu erwartende, behauptet vermutlich nicht einmal ein Katzenellenbogener. Der Bundesratsvertreter Nieberding bezeichnete selbst den Entwurf nur als einen „Niederschlag" der bereits in den festen Besitz des Gewissens des deutschen Volks übergegangenen Anschauungen. Also im Wesentlichen nichts Neues, nichts materiell Besseres!

Was aber die Frage einer formellen Besserung anbelangt, kann man nur seufzen: dass Gott erbarm! Da bietet der Entwurf an Stelle der nach und nach durch Wissenschaft und Praxis geklärten Lehren in zum Teil kaum verständlicher Sprache Bestimmungen, aus denen sogar Juristen nur mit Mühe klug werden. Von Klarheit, Übersichtlichkeit und Zusammenhang nirgends etwas Rühmenswertes.

Über den Vorwurf, dass die Sprache des Gesetzentwurfs künstlich, nicht einfach, für die weiten Kreise unverständlich, eigentlich nur Juristen-Deutsch sei, wusste Herr Nieberding nur zu sagen, dass auch nach seinem Gefühl das Gesetzbuch in dieser Formfrage nicht frei von Mängeln sei. Er leugnete nicht, dass der Code civil Frankreichs sich durch eine elegante äussere Prägnanz auszeichne, die vor allem für uns Deutsche „mit unserer schwerfälligen Sprache" etwas Bestrickendes habe.

Der Herr Staatssekretär als Riccaut de la Marlinière: „O was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!"

Wahrhaftig, so schlecht ist es denn doch nicht um unsere Fähigkeit, die Muttersprache zu hantieren, bestellt, dass wir nicht imstande sein sollten, in gemeinverständlichem und elegantem Deutsch ein Gesetzbuch für das Volk zu schreiben!

Wie bei der Kleidung wäre auch hier Einfachheit Eleganz.

Aber schon die Umschreibungen bekannter Rechtsbegriffe sind merkwürdig geraten (z. B. Hypothek und Pfandrecht). Die Systematik ist teilweise direkt abschreckend, namentlich in den Verweisungen von einem Paragraphen zum anderen. Ausser mit der „entsprechenden Anwendung“ operiert das Gesetzbuch mit einer ganzen Reihe anderer Ausdrücke, die das Rechtfinden dem subjektiven Urteil des zufällig berufenen Richters unterstellen: wir stossen auf „die Umstände des Falles“, auf „unthunlich“, „geringe Bedeutung“, „von Interesse“, „wesentlich“, „erheblich“, „wichtiger Grund“, „ausreichender Grund“, „für erforderlich halten“, „Billigkeit nach den Umständen, insbesondere nach den Verhältnissen der Beteiligten“, „kennen müssen“; „ohne grobe Fahrlässigkeit hätte kennen müssen“ u. s. w.

Wer eine Stunde Zeit übrig hat, dem empfehle ich folgendes Geduldspiel: Was bestimmt der § 1191 des Entwurfs? Für strebende Juristen bietet sich in diesem Paragraphen die Gelegenheit zu einer dreibändigen Monographie über die Kollision des Pfandrechts mit dem Rechte Dritter an der Sache.

Der ganze Titel des fünften Buches, der in den §§ 1943—1992 von der Haftung des Erben für die Nachlassverbindlichkeiten handelt, ist lehrreich für die Verkünstelung des Rechts. Als ob wir Deutsche darauf ausgingen, unsere Rechtsbeziehungen in die verwickeltsten Lagen zu bringen, rollen uns hier die Verfasser des Entwurfs eine Reihe der verzwicktesten Voraussetzungen für die Rechtsfindung auf.

Die Künsteleien sind durch das ganze Gesetz verteilt. Glaubt man irgendwo in einem Paragraphen klare Maasse für die Entscheidung eines konkreten Falles zu finden, so wird man beim Weiterlesen belehrt, dass der scheinbar einfache Fall recht kompliziert ist.

Was ist „die im Verkehr erforderliche Sorgfalt“? Und wann hat man „seiner Aufsichtspflicht genügt“ z. B. gegenüber einem 20jährigen Minderjährigen?

Zu den vieldeutigen Ausdrücken gesellen sich zahlreiche Fiktionen. Überall kehrt wieder, dass etwas, was nicht ist, als existent, oder etwas, was ist, als nicht vorhanden „gelten“ soll.

Ein einheitliches deutsches Gesetzbuch sollte wenigstens ein Volksbuch in dem Sinne sein, dass der einzelne aus dem Volke es lesen und verstehen könnte. Gemeinverständlichkeit und Deutlichkeit wäre die geringste soziale Aufgabe, die das Gesetz zu erfüllen hätte. Diese Aufgabe hatte die erste Kommission völlig missachtet, und die zweite ist ihr zum Mindesten nicht gerecht geworden. Die Arbeiten des Reichstags können an der formalen Fehlerhaftigkeit nichts gut machen.

V.

Trotzdem sang der Staatssekretär eine Hymne auf das neue „Fünfzigmillionenrecht“, in der auch vom „gemeinen Menschenverstand des einfachen Mannes“ und vom deutschen Recht als einem „internationalen Kulturelement“ die Rede ist.

Er fragte pathetisch, „was soll der gemeine Menschenverstand des einfachen Mannes noch denken von der Autorität, von dem höheren Zweck des Rechts, wenn es so liegt, wie es bei uns ja vielfach leider

der Fall ist, dass in dem einen Orte das Erbrecht absolut verschieden ist von dem in einem nahen Nachbarorte . . .?“

Allein selbst der schlichte Mann hat sich nicht nur in den Gedanken einer Verschiedenheit der Rechte, sondern, soweit die Rechte seine Interessen berühren, auch in die Kenntnis der verschiedenartigen Rechtsverhältnisse eingelebt, so dass er am Allerwenigsten an der Ungeduld teil nimmt, ein neues Recht, das er nicht natürlich empfindet, sondern erst mühsam erlernen muss, zu besitzen.

Was soll der gesunde Sinn des gemeinen Mannes aber davon denken, wenn er im Gesetzbuche sich nicht zurecht zu finden weiss und beim Befragen eines Rechtsverständigen die Auskunft erhält, dass sein „Fall“ sich nur mit Vorbehalt beurteilen lasse, mit dem Vorbehalt nämlich, dass das Ermessen des Richters sich mit dem des Beraters decke?

Dass es verschiedene Rechte giebt, begreift jeder, dass aber gleichförmiges Recht je nach der Subjektivität des Richters verschieden angewendet werden könne, das wird der einfache Mann nicht verstehen und auch im hergebrachten Glauben an die Autorität des Rechts nicht ohne skeptische Betrachtungen über sich ergehen lassen.

Alle angeblichen Vorteile des neuen Rechts, als: Vereinfachung des Rechtsverkehrs, Beschleunigung für das Geschäftsleben, Ersparung von Mühe, Zeit, Sorgen und Prozessen sind unbeweisbare Hypothesen; das Gesetzbuch bietet im Gegenteil mit seinen Verschlingungen bei den einzelnen Rechtsstoffen Handhaben aller Art, um auch vermeintlich glatte Rechtsverhältnisse in Frage zu stellen, und nur darin ist den Lobrednern beizustimmen, dass „sich eine reichhaltige Judikatur an das Gesetzbuch anknüpfen“ wird. Eine solche hat aber bislang noch nicht als Symptom für die Vereinfachung des Rechtsverkehrs und Ersparung von Prozessen gegolten.

Wie das schon für einen gebildeten Deutschen kaum verständliche Gesetzbuch nun gar ein „internationales Kulturelement“ werden kann, das zu begreifen, muss unseren Enkeln vorbehalten bleiben, wenn sie jemals die internationalen Kulturerfolge unseres Gesetzes als Thatsache vor sich sehen sollten.

Ehe wir an internationale Erfolge mittels unseres Rechts denken können, müssen wir uns selbst unter seiner Herrschaft glücklich fühlen, und das wird nie der Fall werden. Die Gesetzesvorlage bezweckt nichts anderes, als gewisse Teile unseres Rechts in Uniform zu zwängen. Unter dem „Königskleide“ soll sich die Unzufriedenheit verlieren, wie beim Soldaten in des Kaisers Rock; der nationale Stolz über die Einheitlichkeit des Rechts soll dem Volk ersetzen, was ihm an Behagen abgeht.

Dem Volk aber hat nichts an der Gleichförmigkeit des Rechts gelegen, sondern an der Besserung des Rechts, auch nicht an der Besserung des Rechts allein, sondern an einer durch das Recht vermittelten Besserung seiner wirtschaftlichen Lage.

Was leistet denn der Entwurf in dieser Beziehung?

VI.

Man kann antworten: Nichts.

Viele Worte sind bei den Erörterungen darüber verloren, ob der Entwurf zu sehr von den Grundsätzen des römischen Rechts beherrscht

sei und den deutschrechtlichen Anschauungen zu wenig Rechnung trage. Dieser Streit ist müssig, wenn man unter deutschrechtlichen Anschauungen die Rechtssätze von sog. germanistischem Ursprunge meint. Denn nicht auf die Quellen kommt es an, aus denen das kompilierte Recht stammt, sondern auf das innere Wesen des Rechts. Das deutsche Recht, das wir brauchen könnten, wäre ein Recht, das mit dem gesunden Menschenverstand und dem Gerechtigkeitsgefühl des Volks im Einklang stände.

Gesunder Menschenverstand und Gerechtigkeit sind Eigenschaften, die den Juristen unserer Tage vielfach abgesprochen werden. Am fernsten liegt ihnen das Verständnis für einen sozialen Ausgleich und die darauf gerichteten Bestrebungen.

Arbeiter und Agrarier, dazu noch die Frauen sind gegenwärtig die Kräfte für eine fundamentale Umgestaltung des Rechtsbewusstseins und des Rechts.

Über die völlige Verkennung der neuen Ideale seitens der Gesetzesverfasser gab der Professor Sohm als berufener Vertreter der Regierung eine für alle Zeit denkwürdige Erklärung. Er sagte am 5. Februar:

„Worin besteht denn die agrarische Frage in der Hauptsache? Darin, dass höhere Getreidepreise nötig sind. Worin besteht die Arbeiterfrage in der Hauptsache, in einem Hauptstück wenigstens? Darin, dass höhere Löhne notwendig sind.“

Der Sitzungsbericht verzeichnet hinter dieser Offenbarung „Heiterkeit bei den Sozialdemokraten“, so dass man annehmen muss, diese allein haben sich befähigt gezeigt, die Sohm'schen Worte entsprechend zu kritisieren.

Herr Sohm hat hier einzelne thatsächliche Begehren, die im Interessenkampfe der Agrarier und der Arbeiter erhoben werden und die lediglich vorläufige Mittel zum Zweck — Kampfmittel zur Verbesserung der Lage — sind, mit dem Grunde und den Ursachen des Kampfes selbst verwechselt. Auch die Agrarfrage ist eine soziale Frage, die aus den geänderten Machtverhältnissen der einzelnen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft entsprungen ist.

Die Beanstandung des Gesetzes, wie wir sie zum Ausdruck bringen, gründet sich auf den Umstand, dass auch das Gesetz, gleichwie die deutsche Rechtswissenschaft, Recht schaffen zu können vornimmt, ohne von den tiefgehenden sozialen und ethischen Bestrebungen mehr als eine oberflächliche Notiz zu nehmen. Noch immer glaubt das bürgerliche Recht in Abstraktion von den Änderungen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und des Völkerverkehrs seine besonderen Wege gehen zu dürfen und als Spezialfach des encyklopädischen Wissens eintreten zu können.

Nur so konnte es kommen, dass im Reichstage dies und das für eine „soziale“ That ausgegeben wurde, was in Wirklichkeit nur ein Spielen mit der sozialen Frage ist.

Mit Emphase rief Professor Sohm aus: „Freies Eigentum und doch sozial!“ Und das „soziale“ Eigentum fand er darin, dass nach Absatz 2 des § 887 eine chikanöse, nur dem anderen zum Schaden gereichende Eigentumsausübung unzulässig sein soll! Er nannte die Bestimmung hyperbolisch das „Damoklesschwert, das über dem Eigentum schwebt“. Dies Damoklesschwert von Pappe hängt aber schon lange und hat noch nie einem Eigentümer das geringste Alpdrücken bereitet.

Es wäre verlockend, eine Satire zu schreiben, wenn man nicht gewiss sein dürfte, dass die Zukunft der wirtschaftlichen Ereignisse die treffendste Satire auf die wissenschaftliche Unkenntnis der Gegenwart in die Tafeln der Geschichte eingraben wird.

Professor Planck ergänzte die soziale Auffassung seines Kollegen Sohm durch folgende Beispiele der sozialen Fürsorge:

Das Gesetz statuiert: Kauf bricht nicht Miete (§ 564).

Der Vermieter soll nur an den Sachen, die dem Mieter gehören, nicht auch an den Sachen der Frau und der Kinder ein Pfandrecht haben; und vom Pfandrecht sollen ausgenommen sein die Sachen, die nach der Zivilprozessordnung der Pfändung nicht unterworfen sind (§ 552).

Bei Gesundheitsgefährlichkeit einer Wohnung soll der Mieter die Wohnung ohne Kündigung verlassen dürfen (§ 537).

Beim Dienstvertrage soll, wenn die Vergütung nach Zeitabschnitten bemessen ist, der Dienstverpflichtete, der ohne sein Verschulden für eine nicht erhebliche Zeit an der Dienstleistung verhindert wird, des Anspruchs auf die Vergütung nicht verlustig gehen (§ 609).

Die übermässig lange Dienstverpflichtung soll nach Ablauf von 5 Jahren gekündigt werden können (§ 615).

Diese Fälle und keine anderen wusste Herr Planck aufzuzählen, um darzuthun, dass der Entwurf, soweit es mit der Gerechtigkeit und Billigkeit vereinbar sei, „den sozial Schwachen, den wirtschaftlich Schwachen zu Hülfe zu kommen“ suche.

Er schloss diese Reihe unter Hinweis auf „noch eine ganz spezielle Bestimmung zu Gunsten des Dienstverpflichteten“: Der Dienstberechtigte muss Räume, Vorrichtungen oder Gerätschaften, die er zu stellen hat, so einrichten und unterhalten und die Dienstleistungen so regeln, dass der Dienstverpflichtete gegen Gefahr für Leben und Gesundheit so weit geschützt ist, als die Natur der Dienstleistung es gestattet (§ 610).

Das nannte Herr Planck „vom sozialpolitischen Standpunkt aus eine ausserordentlich wichtige, durchgreifende Bestimmung“.

So wird das für einen anständigen und vorsichtigen Arbeitgeber Selbstverständliche als befreiende That gepriesen!

Sollten hierüber nicht selbst Pharisäer lächeln?

Es hiesse der Vollständigkeit Abbruch thun, wenn man die Bestimmung über die Konventionalstrafe verschwiege, die nach Planck's Meinung ebenfalls eine sorgfältige Wahrung der Fürsorge für den wirtschaftlich Schwächeren besagen soll:

„Wenn eine verwirkte Strafe unverhältnismässig hoch ist, so kann sie auf Antrag des Schuldners durch Urteil auf den angemessenen Betrag herabgesetzt werden.“

Allein, was will dies „sorgfältige“ Bedachtsein für den wirtschaftlich Schwächeren bedeuten, wenn es in demselben § 337 sofort weiter heisst: „Bei der Beurteilung der Angemessenheit ist jedes berechtigte Interesse des Gläubigers, nicht blos das Vermögensinteresse, in Betracht zu ziehen.“

Wahrlich, eine Verteidigung, die auf Grund solcher Bestimmungen den Entwurf als einen sozialen preist, überhebt die Gegner einer besonderen Anklage. Die Verteidigung ist Anklage genug!

VII.

Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, überall der Tendenz der Gesetzesvorlage nachzugehen, um im Einzelnen darzuthun, wie in jeder Materie — Obligationen-, Sachen-, Familien- und Erbrecht — einer leichten Entäusserung des Vermögens die Bahn geebnet ist, wie die materiellen Vertragsberedungen in den Hintergrund treten vor der formalen Vertragsausführung. Wir bekommen beispielsweise die Verpflichtungskraft des abstrakten Schuldversprechens — Schuldscheine ohne Angabe des Schuldgrundes —, die einfache Auflassungserklärung für den Eigentumsübergang von Grundstücken. Indem man die den Vermögensveränderungen voraufgehenden Verträge der notwendigen Beurkundung entzieht, erschwert man zu Ungunsten des Redlichen die richterliche Nachprüfung der zur Preisgabe von Vermögensstücken bestimmten Vorgänge. Und doch ist nichts verhängnisvoller für eine Beschleunigung der ökonomischen Zersetzung als die „Mobilisierung des Sachenrechts" und „das Losreissen der Eigentumsordnung von dem wirtschaftlichen Leben".

Nach dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes kann jeder Besitzwechsel vor sich gehen wie der Geldwechsel. Wer der Meinung ist, dass der Prozess des weltwirtschaftlichen Güterausgleichs noch immer ungenügend entwickelt sei und Anspruch auf reichere Gestaltung habe, der darf insoweit mit dem Entwurfe zufrieden sein. Dem Cessionswucher, sogar mit Grundstücken, ist Thor und Thür geöffnet. Die Zerreibung der kleineren Vermögen ist besiegelt.

Wer die Überzeugung hegt, dass zeitgemässe Umgestaltung besser ist als ein verschobener Umsturz, der muss sich allen abstrakten Rechtsvorschriften widersetzen und verlangen, dass der Kodex nicht mehr Rechtssätze heiligt, die, vom Standpunkt der sozialen Ethik betrachtet, schon heutzutage ungerecht sind.

Ein kodifiziertes Unrecht bringt der Entwurf im Familienrecht. Ich greife die Bestimmungen über die unehelichen Kinder heraus. Ein uneheliches Kind hat nur im Verhältnisse zu der Mutter und deren Verwandten die rechtliche Stellung eines ehelichen Kindes (§ 1681). Zwischen einem unehelichen Kinde und dessen Vater besteht keine Verwandtschaft (§ 1567). Diese Vorschrift hindert nicht, in § 1293 zu bestimmen, dass doch Verwandschaft besteht, nämlich wenn es sich um die Eingehung einer Ehe in der Verwandtschaft handelt. Nicht verwandt wiederum ist das uneheliche Kind, ja nicht einmal das Brautkind, mit seinem Vater im Erbrecht. Jedes bislang bestandene subsidiäre Erbrecht zum Nachlasse des Vaters ist im Entwurf beseitigt. Das Absurde dieser Ausschliessung springt recht grell in die Augen, wenn man im § 1905 liest, dass die Erbfolge in der fünften Ordnung auf die Urgrosseltern(!) ausgedehnt ist.

Selbst die elterliche Gewalt der Mutter soll das Kind nicht geniessen, die Mutter ist nicht einmal im Alimentenprozess gegen den Erzeuger zur Vertretung ihres Kindes berechtigt. Dasselbe wird fremder Hand überwiesen, es bekommt einen Vormund, es ist schon bei der Geburt rechtlich verwaist.

Dagegen wird der Mutter gnädigst das Recht eingeräumt und die Pflicht aufgebürdet, für die Person des Kindes zu sorgen, und soweit der Mutter „die Sorge" zusteht, hat der Vormund die rechtliche Stellung

eines Beistandes (§ 1683). Das Wort „Sorge“ hätte jedenfalls nicht besser gewählt werden können; es passt für die seelische Mitgift einer ausserehelichen vom Verführer verlassenen Mutter.

Mit der herrlichen Moral verflossener Jahrhunderte sagt die Denkschrift: „Dem unehelichen Kinde steht der Erzeuger meist fremd gegenüber und das Kind nimmt infolgedessen an dem Familienleben und dem Vermögen des Vaters fast niemals unmittelbaren Anteil.“

Möchte da nicht, an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts, dem unehelichen Kinde die Hand zucken gegen seinen Vater?! Der Vater des unehelichen Kindes ist verpflichtet, dem Kinde bis zur Vollendung des sechzehnten Lebensjahres, d. h. bis dahin, wo die „Sorge“ für ein Kind erst recht beginnt, den der Lebensstellung der Mutter entsprechenden Unterhalt zu gewähren (§ 1684). Diese Vorschrift würde einen billigenswerten Sinn haben, wo die Lebenslage der Mutter eine günstige ist. Allein wenn es auch vorkommt, dass der Reitknecht eines herrschaftlichen Hauses die gräfliche Tochter in den Mutterstand versetzt, so gilt dies doch bislang als eine glückliche Ausnahme von der unglücklichen Regel, dass der Vater der besser situierte, die Mutter der ärmere Teil ist. Aber es bleibt dabei, dass der Millionär, der sein Dienstmädchen oder seine Fabrikarbeiterin verführt, für sein Kind nur nach der Lebensstellung der Verführten Quartalsgelder zahlt.

Nach § 1688 erlischt der Unterhaltungsanspruch zwar nicht mit dem Tode des Vaters; er wird aber nicht unbedingt zur Schuld des Nachlasses, sondern der Erbe (mag er dem Vater noch so fern gestanden haben) ist berechtigt, das Kind mit dem Betrage abzufinden, der dem Kinde als Pflichtteil gebühren würde, wenn es ehelich wäre. Dabei wird für den Fall des Vorhandenseins mehrerer unehelicher Kinder — wieder zum Nachteil jedes einzelnen — die Abfindung so berechnet, wie wenn sie alle ehelich wären.

Selbstverständlich kennt bei solcher Stellungnahme gegen die unehelichen Kinder das bürgerliche Gesetzbuch auch die berüchtigte exceptio plurium, die sich mit Hülfe willfähriger Zeugen nicht selten konstruieren lässt (vgl. § 1693).

So erfüllt das neue Recht die Pflichten der Menschlichkeit, von denen wir jetzt so viel reden, und die Aufgaben des christlichen Sozialismus, über die man so pastoral zu schreiben weiss.

An einer Stelle, wo man nicht darnach sucht, wird eine Schadensersatzpflicht gegen denjenigen konstruiert, der eine Frauensperson durch Anwendung hinterlistiger Kunstgriffe zur Gestattung der ausserehelichen Beiwohnung verleitet (§ 809). Derselbe hat den „daraus entstehenden“ Schaden zu ersetzen. Doktorfrage: Was ist der „daraus entstehende“ Schaden? beispielsweise, wenn die Beiwohnung keine lebendigen Folgen hat? Warum treffen den Verführer par excellence, der ohne alle hinterlistigen Kunstgriffe nur schöne Worte oder seine faustische Macht anwendet, keine besonderen Verpflichtungen?

Die arme Braut, die als „unbescholtene“ Verlobte ihrem Verlobten ihr Alles giebt, kann — wenn der Rücktritt vom Verlöbnis dem anderen Teil zur Last fällt — „auch wegen des Schadens, der nicht Vermögensschaden ist, eine billige Entschädigung in Geld verlangen“ (§ 1283). „Kann“ verlangen!? wegen des „Schadens, der nicht Vermögensschaden“ ist!? eine „billige“ Entschädigung!?

Dabei ist dieser Anspruch nicht übertragbar und geht nicht auf

die Erben über, es sei denn, dass er durch Vertrag anerkannt oder dass er rechtshängig geworden wäre (§ 1283 Abs. 2).

Mit dem beschränkten Anspruche der unbescholtenen Braut ist nach § 831 auch die Frauensperson ausgestattet, gegen die eine nach §§ 176, 177, 179, 182 des St.G.B. strafbare Handlung begangen oder die durch hinterlistige Kunstgriffe oder durch Missbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses (letzteres ist ein Zusatz der Reichstagskommission) zur Gestattung der ausserehelichen Beiwohnung verleitet wird.

Der energische Protest zu Gunsten der deutschen Frauen gegen den Entwurf ist bekannt. Er richtet sich gegen die Unrechtsstellung, die das Gesetz der Frau als einem inferioren Wesen zumutet. Die Frau ist — ausser in ganz vereinzelten, besonders hervorgehobenen Fällen — von der Vormundschaft und dem Familienrat ausgeschlossen. Der verheirateten Frau sind zivilrechtliche Befugnisse genommen, deren die unverheiratete teilhaftig ist. Insbesondere ist die Handlungsfähigkeit einer Ehefrau beschränkt. Vermögen und unter Umständen auch der Erwerb ist nach dem gesetzlichen Güterrechte der Verwaltung, Nutzniessung und dem Besitze des Mannes unterstellt. Die rechtlichen Wirkungen der Ehe sind für die Frau anders normiert als für den Mann, und nur durch Ausnahmeverträge kann die Frau eine vermögensrechtliche Gleichstellung erlangen.

Herrn Prof. Sohm gefiel es, mit einem Scherz über den Protest der „Damen“ hinwegzugleiten. Allein er übersah, dass der Protest die Rechtsgleichheit nicht für die „Damen“, sondern für die deutschen „Frauen“ forderte. Als Kodex für die Damen, die vorzugsweise Anhängsel ihres Vermögens für einen geldbedürftigen Herrn sind, mag das Gesetz genügen; für die deutschen Frauen, die zu denken gelernt und eine irgendwie produktive Thätigkeit aufgenommen haben, ist das Gesetz eine Entwürdigung.

Dass die aufgeklärte Arbeiterwelt dem Entwurfe abgeneigt sein muss, rechtfertigt sich schon aus dem einen Grunde, dass der Arbeitsvertrag nach wie vor der freien Vereinbarung unterstellt und damit im Wesentlichen der Willkür des Kapitals verfallen bleibt.

VIII.

Es war ein Fehler der sozialdemokratischen Vertreter des Arbeiterstandes, sich zur Mitarbeit an dem Zustandekommen dieses uniformen Rechtes bereit zu erklären. Ihnen hätte müssen am ehesten klar sein, dass „Abwarten“, nicht aber „Fertigmachen“ ein Gebot der sozialen Erkenntnis war. Die Gesetzesvorlage bot Gelegenheit, in grossen Zügen zu entwickeln, welche Rechtsinstitute vom Ansturme neuer Rechtsauffassungen bedrängt und nach dem unaufhaltsamen Gesetze der Entwickelung in absehbarer Zeit bereits dem Verfall preisgegeben seien; wie gewaltig in dieser Hinsicht grade in den letzten zehn Jahren die verschiedenen Wissenschaften gearbeitet hätten und wie es eine Verkehrung des nationalen Patriotismus sei, seine Ekstase an einen neuen Zuschnitt des Veralteten zu vergeuden, anstatt an der Geburt neuer Ideale mitzuhelfen. Aber statt dessen gingen die Arbeiterwortführer genau denselben Weg, dessen Beschreiten die Sozialdemokratie so oft

den bürgerlichen Parteien vorwirft. Sie brachten die besonderen Bedürfnisse des industriellen und landwirtschaftlichen Lohnsklaven vor und verstärkten damit die vermeintliche Richtigkeit der Behauptung, dass das Volk in seinen mannichfaltigen Berufskreisen an der Schaffung des neuen Rechts Anteil genommen habe. So gesellte sich der Arbeiterstand als Interessent am Zustandekommen des Gesetzes zu den sonstigen Petenten, die ihre Separatvorschläge in den verschiedenen Stadien der Gesetzesproduktion äusserten.

Für den unbefangenen Urteiler musste es von vornherein feststehen, dass von der Reichstagskommission eine wesentliche Änderung des Entwurfs nicht zu erwarten war. Systematik und Inhalt schlossen grundlegende Umgestaltungen aus. Der Gang der Verhandlungen hat dies bestätigt. Einige Vorschriften über Schadensersatzpflicht, Verhalten der Dienstherrschaft gegen den Dienstverpflichteten u. dgl, die für jeden anständigen Menschen sich von selbst ergaben, sind bessernd hinzugefügt; die Höhe der Verzugszinsen ist von fünf auf vier Prozent herabgesetzt, und die freie Vereinsbildung ist erweitert.

In solchen Geleisen bewegt sich zur Zeit noch die Thätigkeit der Kommission. Die Angriffe auf die obligatorische Civilehe blieben vorläufig noch ohne Erfolg; dagegen ist die Möglichkeit der Ehetrennung, die schon der Entwurf in bedenklichster Weise einengt, durch Streichung des § 1552 noch weiter erschwert: auch unheilbare Geisteskrankheit des einen Ehegatten soll keinen Scheidungsgrund bilden. Dass eine unglückliche Ehe in der Regel den sittlichen und wirtschaftlichen Verfall des Betroffenen zur Folge hat, ist der Staatsomnipotenz immer noch nicht zum Verständnis gekommen.

Abgelehnt hat die Kommission auch alle Anträge der Frauen auf eine gerechte Gleichstellung. Herr von Stumm befürwortete die Anliegen der Frauen; aber Herr von Bennigsen erklärte, die Frauenbewegung sei nicht hoch anzuschlagen. Es ist nun Sache der Frauen, ihre Macht zu zeigen.

IX.

Die grundsätzliche Gegnerschaft gegen den Entwurf klagt, recht verstanden, nicht blos darüber, dass ein solcher Entwurf Gesetz werden soll, sie wendet sich vielmehr dagegen, dass jetzt ein bürgerliches Gesetzbuch geschaffen wird, wo keine Zeit so ungeeignet ist wie die Gegenwart. Unsere Zeit ist zur Gesetzgebung nicht berufen, weil sie sich im Beginn einer ganz neuen Auffassung über die Pflichten der Rechtswissenschaft befindet.

Die Beschäftigung der Rechtswissenschaft mit den sozialen Ideen als Befruchtungskörpern für den Aufbau eines idealeren Rechts reichen nicht über ein Jahrzehnt zurück, und die erste Anregung gab in dieser Hinsicht wohl das im Jahre 1886 erschienene Buch des Professor Dr. Anton Menger zu Wien über „Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag“.

Ob es schon die Vorarbeiten für das bürgerliche Gesetzbuch und die mehreren Entwürfe waren, die uns in Deutschland von gleichen Erörterungen zurückhielten, wie sie im Auslande durch Rechtsgelehrte angestellt wurden?

Jedenfalls hat man bei uns zu Lande die Nationalökonomie und die sozialistische Kritik in ihrer auf die Umbildung von Rechtsinstituten gerichteten Tendenz seitens der Juristen zu wenig beachtet, als dass wir sagen dürften, wir haben ein ausgereiftes Urteil auch nur über einzelne der in Angriff genommenen Materien. Dies gestand selbst der Abgeordnete von Cuny zu, indem er sagte: „wir sind noch nicht so weit, dass wir für die grossen Sozialreformen eine abschliessende Gestalt gefunden hätten, selbst in den wenigen Fragen nicht, die uns am allernächsten stehen.“ Seine Folgerung ging dann dahin: „sonach ist es nicht möglich, die Resultate einer sozialpolitischen Entwicklung als festes Gesetz auf lange Zeit festzulegen, und ich bitte Sie dringend: machen Sie, dass der Entwurf noch in dieser Session Gesetz werde“, während wir nur die Konsequenz zu ziehen wissen: „folglich müssen wir den Abschluss der gegenwärtigen Regungen abwarten, ehe wir ein Gesestz schaffen, das den kommenden Geschlechtern ihr Recht geben soll.“

Die Anhänger jener ersten Folgerung verneinen die Rätlichkeit einer sog. legislativ-politischen Jurisprudenz, deren Aufgabe darin besteht, aus dem Verhalten der Gegenwart die unabweisbaren Bedürfnisse der Zukunft zu erkennen und zur Befriedigung derselben schon von Vornherein Rechtsänderungen zu treffen; die Freunde unserer Gesinnung verlangen zunächst freien Raum und hinlängliche Zeit für eine soziale Wissenschaft, um erst das Nebeneinander, dann das Zueinander des bisherigen Rechtszustandes und der Rechtswünsche der aufstrebenden Klassen festzustellen und die Gerechtigkeit zu fördern, auf welcher Seite sie sei, damit ein gerechtes Gesetz den Abschluss der Interessen- und Klassenkämpfe besiegle.

Jetzt das bürgerliche Gesetzbuch schaffen wollen heisst nichts anderes, als noch einmal in letzter Stunde, vor einer befürchteten weiteren Verschiebung der Machtverhältnisse, eine neue Fessel schmieden, um die volkstümliche Rechtsentwicklung, in der wir bereits treiben, hinein zu legen.

Der gesättigte Patriotismus, der das Niederdrücken eines mächtig schiessenden neuen Rechtsbegehrens trügerischer Weise mit Staatserhaltung identifiziert, fordert ungestüm die Annahme des Entwurfs; der rege Wissensdurst, der die Erkenntnis der von der Neuzeit aufgeworfenen wirtschaftlichen Probleme für eine Vorbedingung zur Gesundung des Rechtszustandes hält, muss die Ablehnung der Gesetzesvorlage erklären.

X.

Es ist noch eines bedeutsamen Umstandes zu gedenken, der ebenfalls gegen die Kodifikation in die Wagschale fällt. Wer soll das neue Recht einführen? Unsere Juristen. Und welche sind das? Das sind die Zöglinge des letzten Jahrzehnts d. h. grade die Individuen, für deren Tauglichkeit und Weisheit Nichts, gegen deren Charakter- und Wissensbildung aber so unsäglich viel spricht! Geist und Herz des Juristenstandes ist wichtiger als alle Vorschriften, und wenn das beabsichtigte Gesetz nicht so schlecht wäre, als wofür ich es halte,

so möchte ich die Obhut über seine ersten Dezennien der zunächst kommenden Juristen-Generation doch nicht anvertrauen.

Tagtäglich überraschen uns Entscheidungen, in denen eine abstrakte, den wahren Lebensverhältnissen fremde Klügelei das Wort genommen hat. Der sog. „gesunde Menschenverstand“ steht in der Ecke und sieht mit verwunderten Augen, was durch juristisch-philosophische Begriffssektionen aus den einfachsten Dingen geworden ist. Den „Vorsatz“ erkennt er im „dolus eventualis“, den „groben Unfug“ in den psychischen Beunruhigungen patriotischer oder erwerbsüchtiger Gefühle nicht wieder. Auch in Civilsachen hat uns die Rechtsprechung mit Erkenntnissen beglückt, die hochgestelzt über das allgemeine Rechtsbewusstsein hinwegschreiten.

Bei der Dehnbarkeit der Begriffe, wie sie sich überall im Gesetz vorfinden, ist vorauszusehen, dass die Klassen-Justiz, wie wir sie im Strafrecht unleugbar haben, nun auch in das Civilverfahren übergehen wird.

Wie vor achtzig Jahren wollen auch heute die Verfechter des neuen Gesetzes die Wissenschaft fördern, und als Apotheose malte Professor Sohm, nachdem er dem deutschen Recht das „Königskleid“ angedichtet hatte, den Reichstagsabgeordneten die Rechtszukunft:

„Noch schläft der Entwurf — Dornröschen! In demselben Augenblick, wo Ihr Machtwort, das Machtwort des Deutschen Reichs, den Entwurf zum Leben wecken wird, in demselben Augenblick — welch anderer Anblick! Da wird die Dornenhecke in einen blühenden Rosenhag verwandelt sein, da wird der König erwachen, da wird das Wasser sieden, und der ungezogene Küchenjunge wird — nach der Gesindeordnung — seine Ohrfeige bekommen.“

Wie vor achtzig Jahren soll die Wissenschaft in Blüte kommen wenn wir nur erst ein Gesetzbuch haben. Bis jetzt haben die in den Ländern deutscher Zunge bestehenden Gesetzbücher die Wissenschaft nicht befruchtet, wohl aber den Präjudizienkultus und das Handwerkern mit den Gesetzesparagraphen heraufgeführt. Die Gesetzbücher waren eben, genau wie das geplante, todte Formulierungen abgebrauchter Rechtssätze. Was wir bei diesem Gesetzbuch erziehen werden, ist juristisches Banausentum! Man mag dies Schmähung schelten, aber die Zukunft wird mir Recht geben. In den Gelehrten- und Buchhändler-Spekulationen, die mit neuen juristischen Zeitschriften das Gesetz sofort wie Quark rühren werden, erblicke ich keine neuen Blüten eines fruchtbaren Rechtsbodens. Es fehlt der Dünger volkstümlicher Rechtsanschauungen, die sich fessellos in der Volksseele entwickeln können.

Das neue Gesetz würde in eine Zeit der Erstarrung des Rechts passen, aber nimmermehr gehört es in die Gegenwart, die für den unbefangenen Beobachter eine Gährung der Rechtsempfindungen aufweist, wie sie in solcher Lebhaftigkeit und Beweglichkeit noch nie aufgetreten sind.

Nach dem ganzen Zusammenhang der Sohmschen Auseinandersetzungen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der übereifrige Redner mit dem ungezogenen Küchenjungen, dem er die Ohrfeige gönnte, die sozialdemokratische Opposition meinte, der das neue Dornröschen — das Gesetz — nach der Gesindeordnung eine Züchtigung angedeihen lässt. Allein, auch hier wird es aller menschlichen Voraussicht nach anders kommen: man braucht kein Prophet zu sein,

um als gewiss voraussagen zu können, dass der „Sozialismus der Gebildeten“ — hier rechne ich den Sozialismus der politischen Arbeiterpartei ein — das abstrakte, gekünstelte Recht vom Throne stossen und ein aus dem vollen Leben geschöpftes Recht an die Stelle setzen wird.

Man sollte doch nicht an ein für die Dauer unhaltbares Gesetz so viel Mühe und Arbeit verschwenden, wie es kosten wird, um es in den deutschen Landen einzuführen. Die Kräfte, die gegenwärtig aufopfernd thätig sind, um den verlorenen Zusammenhang zwischen der Rechtskunde und den übrigen Wissenschaften wieder zu gewinnen und die Jurisprudenz mit den sozialen und ethischen Ideen zu verklären, würden zunächst vorwiegend in den Dienst einer öden Textkritik gestellt und höheren Aufgaben entzogen werden müssen.

Eine endlose Zahl von Zwistigkeiten wird sich erheben, insbesondere auch über das Verhältnis des angeblichen Einheitsrechts zu den Landesrechten; das juristische Spintisirsystem wird wuchern uud Kontroversenlexika werden geschrieben, wo uns bei unsrer eilenden sozialen Zersetzung andere juristische Bücher notwendiger wären.

Ein entschiedenes Veto ist gegen die hier und da vorzugsweise von nationalliberaler Seite einberufenen, mit nationalliberaler Nachgiebigkeit erfüllten Versammlungen einzulegen, die nach einem schematisch gewordenen Antrage den Wunsch beschliessen, „dass der Entwurf baldigst Gesetz werden möge“. Man verleitet hier durchweg Personen zu einem Urteil, die über Form und Geist der Materie sich in völliger Unkenntnis bewegen. Sie werden lediglich belehrt, dass hervorragende Juristen und auch Männer in angesehener Berufs- und Erwerbsstellung an dem Entwurfe thätig gewesen sind und dass politische Erwägungen auf ein einheitliches bürgerliches Recht für ganz Deutschland hindrängen. Vor der Autorität eines die Versammlung beherrschenden Rechtsprofessors verstummt selbstverständlich die Kritik der Unwissenheit, und mit einer willfährigen Abstimmung wird die Unwahrheit bescheinigt, dass das deutsche Volk ein solches Gesetz „freudig begrüsse“.

DAS GANSJUNG.

EINE MÜNCHENER MARKTGESCHICHTE.

VON

JOSEF RUEDERER.

Der Herr Adjunkt hatte einen übeln Tag. Sehr gereizt stieg er die Treppen des neuen Rathauses herunter und trat auf den Marienplatz. Sein Chef, der Herr Rechtsrat, hatte ihn diesen Vormittag geschuhriegelt, dass ihm Hören und Sehen vergangen war. Auch der Herr Bürgermeister war sehr ungnädig gewesen und hatte ihn ausgeschimpft. Das kommt so vor, wenn man auf der Welt nicht mehr ist, als ein kleiner Subalternbeamter, der Tag aus, Tag ein von früh bis spät in die Maschine gespannt wird und nur zum Mittag kaum auf eine knappe Stunde allergnädigste Erlaubnis erhält, sein karges Essen hinunter zu würgen.

In Wirklichkeit hatte zwar der Herr Adjunkt zwei Stunden Ruhezeit, von zwölf bis zwei Uhr, aber seine lebhafte Phantasie spielte ihm in diesem Augenblick, wie öfters, wenn er so erregt war, einen bösen Streich und liess ihn nicht von der Zwangsidee los, er hätte kaum fünfzig Minuten Zeit zum Essen. Und dabei soll der Mensch vom Rathaus bis in die Au hinauslaufen und dann wieder zur rechten Zeit, wie ein Soldat zum Apell, antreten. Der Herr Rechtsrat, der konnte freilich näher wohnen und teure Miete zahlen, vom Herrn Bürgermeister schon gar nicht zu reden. Ja, solche Herren, die nehmen sich schon Zeit. Wenn es ihnen grad passt, kommen sie halt einfach eine Stunde später ins Rathaus, und so ein armer Adjunkt darf mit dem letzten Bissen im Munde wieder davon hetzen. Wenn man wenigstens besser bezahlt würde, aber hundert Mark im Monat ohne Aussicht auf baldige Erhöhung — da soll der Teufel mitleben können, wenn man eine Frau und drei kleine Kinder zu Hause hat!

Seine lebhafte Phantasie hatte dem Herrn Adjunkten schon wieder einen Streich gespielt, dies Mal sogar einen doppelten. Denn er hatte eigentlich 129 Mark monatliches Gehalt und nur zwei Kinder, über das dritte war man sich noch nicht ganz klar in der Familie. Vor einigen Wochen hatte zwar seine Frau dem Herrn Adjunkten eine dunkle Andeutung gemacht, die ihm die Haare in die Höhe trieb, aber von einer eigentlichen Gewissheit war keine Rede und durfte auch gar keine Rede sein, denn der Herr Adjunkt hatte damals seiner Gattin ebenso unhöflich wie entschieden erklärt, dass er sich ein

derartiges Ereignis für alle Zukunft verbitten und in das Bereich der absoluten Unmöglichkeit verweisen müsse. Für seine heutige Stimmung passte aber das fragliche Kind ganz vorzüglich. Endgültig nahm er es in Gedanken in seine Familie auf und zerbrach sich nun den Kopf, wie er's ernähren solle, wo er doch nur hundert Mark Gehalt beziehe.

Dies geringe Fixum hielt er hartnäckig fest, während er jetzt weiterschritt. Ja, er verbiss sich förmlich in den Gedanken und regte sich mit einem grimmigen Behagen daran auf. Aergerlich hieb er mit dem dünnen Stocke auf den Randstein des Bürgersteiges und es war ihm eine gewisse Beruhigung, als ihm seine bewährte Phantasie mit einem Mal das harte Pflaster in den breiten Hintern seines Vorgesetzten verwandelte. Um so fester schlug er darauf los.

Herrgott, wenn er einmal dürfte, so recht von Herzen dürfte! Vielleicht, wenn er das grosse Loos gewänne, dann könnte er sich schon einen solchen Scherz leisten und das verwirklichen, was jetzt leider nur Phantasie war. Dreinhauen wollte er, dass den Kerls Hören und Sehen verginge — die paar Mark Strafe wollte er gern zahlen! Bei den Bürgermeistern wollte er anfangen und dann so der Rangordnung nach 'runtergehen, die Rechtsräte durch bis zum letzten Ratsassessor. Das wär' ihm so ein Spass gewesen.

Aber auch an sich und die Seinen wollt' er dann denken. Gleich am ersten Sonntag mit Frau und Kind nach Starnberg kutschieren, mit dem Dampfschiff herumfahren, spät Abends dann im Hofbräuhaus oder, noch besser in einem feinen Weinrestaurant oder im Café Luitpold stranden, am andern Tag bis elf Uhr im Bett liegen bleiben, um schliesslich — und das war der Höhepunkt seiner Wünsche — dem dicken Ratsdiener in's Gesicht zu spucken, wenn der ihn etwa in's Bureau holen wollte. Das sollte dann wenigstens 'mal ein Montag werden, über den man sich freuen könnte! Denn sonst liebte der Herr Adjunkt diesen Tag grade nicht besonders. Da konnte ihn die Frau kaum aus dem Bette kriegen, und wenn er endlich nach langem Zögern marschbereit war, dann wanderte er nur mit bitterbösen Flüchen auf die Kanzlei. So opulent, wie er sichs ausmalte, war's freilich am Tag vorher nicht gewesen, aber so viel hatte man doch immer daran gesetzt, dass für den Anfang der Woche ein ganz respektabler Jammer noch überblieb.

Die hellen Mittagglocken der nahen Kirchen weckten den Herrn Adjunkten aus seinen ernsten Betrachtungen. Er sah auf seine Uhr. Die ging vor, regelmässig, wenn er vom Dienst kam, um fünf Minuten. Denn punkt zwölf Uhr hatte er die Feder weggeworfen. Das letzte Wort — es war allerdings sehr lang — hatte er nicht einmal ausgeschrieben. Und nun kamen erst die verdammten Stadtglocken! Wenn der Rechtsrat noch einmal nach ihm verlangt hätte? Ach, dann soll er's, sagte er plötzlich sehr entschieden und schob die Stahlbrille fester auf die spitze Nase. In seinen Gedanken war er fortwährend auf dem Marienplatz herumspaziert, nun wanderte er an hastenden Menschen vorbei zum alten Rathausbogen hinab.

Alle Tage derselbe Weg mitten durch Alt-München, durch die Trödelbuden des Thals, das Isarthor und so weiter. Nur manchmal machte der Herr Adjunkt eine Ausnahme und ging über den Viktualienmarkt nach Hause. Das geschah aber selten und zwar nur in zwei ganz besonderen Fällen. Er musste entweder sehr gut oder sehr schlecht aufgelegt sein. War er das eine, dann kaufte er selbst ein und das bedeutete immer ein grosses Ereignis. Auch war das mehr zu Anfang des Monats. Geschäftig wanderte er dann von Bude zu Bude, von Stand zu Stand, und beschnüffelte die ausgestellten Herrlichkeiten, das farbige Obst, das bunte Gemüse unter den weissen Riesenschirmen, oder er wandte seine Aufmerksamkeit den Metzgern und Geflügelhändlerinnen zu. Alles fasste er an, denn der Herr Adjunkt pflegte mit den Fingern zu sehen und konnte eine Taube oder ein Stück blutigen Fleisches zehnmal hin und herdrehen, ehe er sie wieder mit verächtlicher Geberde auf den Tisch warf. Dabei führte er überall lange Unterhaltungen mit den Verkäuferinnen. Er liebte den Klatsch, zu Hause auf der Treppe mit sämtlichen Inwohnern,

besonders aber auf dem Markte, dem sein Herz gehörte. War er doch selbst ganz in der Nähe, in einer der angrenzenden Winkelgassen geboren. Darum war ihm ein Tag, wo er kaufen konnte, ein reiner Genuss.

An den bösen Tagen — und das waren hauptsächlich die gegen Ende des Monats — war das aber ganz anders. Da ging der Herr Adjunkt sehr hastig über den Markt, warf giftige Blicke nach rechts und nach links, spuckte fortwährend aus und liess sich in keine Konversation mit den Weibern ein, mochten sie ihm auch noch so freundlich aus jeder Bude ein „Grüss Gott, Herr Adjunkt" zurufen. Da kam es auch vor, dass er absichtlich oder unabsichtlich einen Korb Obst umstiess, dass die Früchte nur so herumkollerten. Am wütendsten aber war er dann auf die klatschenden Herrschaftsköchinnen, die ihm mit ihren wohlgefüllten Körben den Weg versperrten. So manche bekam einen Rippenstoss ab, und nahm sie den nicht sehr gutwillig hin, eine entsprechende Titulatur noch obendrein.

Die reichen Leute frassen ihm nämlich zu viel, wie er sagte. Und das war ihm widerlich. Er mochte überhaupt die reichen Leute nicht, besonders nicht, wenn sie Equipage fuhren.

Die Empfindung hatte er eben jetzt wieder lebhaft, als ein eleganter Break in vollem Trab durch den Rathausbogen sauste und ihn zwang auf den sehr schmalen Steig zu springen. In seinem fürchterlichen Schrecken fluchte er wütend dem dahinfliegenden Fuhrwerk nach, denn der kleine, untersetzte Mann war bei dem kühnen Satz sehr stark an die harte Wand geflogen, die über und über mit scheckigen Plakaten bedeckt war.

„Freunde und Genossen", las er da. Heute Freitag Abend acht Uhr grosse Volksversammlung im Münchener Kindlkeller. Vortrag über den Fluch des Kapitalismus. „Bravo, bravo", giftete der Herr Adjunkt. „Der ganzen Bande gehören die Köpfe 'runtergehauen. Recht haben die Sozialdemokraten, ganz Recht haben sie. Die meinen's wenigstens noch ehrlich mit einem."

Wählen that man ja ohnehin schon lange nicht anders mehr. Freilich, die öffentlichen Versammlungen besuchen, das war schon eine kitzliche Sache. Da konnte man am Ende noch die Stellung verlieren. Die Stellung! Der Herr Adjunkt stiess ein heiseres Lachen aus bei dem Gedanken an — diese Stellung. Das war ja der reinste Hohn. Und doch verwandelte sich sein Grimm wie mit einem Schlag in eine tiefe Traurigkeit über dieses Hundeleben, dessen Elend er eben so bitter fühlen musste. Solch jähe Wandlungen machte er oft durch und da war es ihm dann regelmässig, als müsse er weinen, wie ein hilfloses Kind, das man mitten auf der Landstrasse hatte stehen lassen, so weh wurde es ihm um's Herz. In dieser Stimmung hätte er auch nie über den Marktplatz gehen mögen. Er senkte den Kopf herab, als wolle er in seinem Schmerz von Niemanden gesehen werden, stützte sich fester auf den schwachen Stock und ging langsam über die Strasse.

Es war ihm wirklich elend zu Mut, dem armen Teufel. Fünf Tage dauerte der Monat noch und er wusste kaum mehr, woher Geld nehmen.

Dieser Mai war aber auch zu schön gewesen. Grad jeden Sonntag musste die verdammte Sonne scheinen und ins Freie locken. Ausserdem fiel zu allem Überfluss das Pfingstfest auf ihn und obendrein noch ein Feiertag. Und da soll der Mensch zu Hause bleiben? An den einzigen Tagen, wo er noch ein bischen ausschnaufen kann? Wenn man dies Vergnügen nicht mehr haben sollte, dann mochte ein anderer den Magistratsbeamten spielen.

Leichtsinn war es also nicht, der diese böse Lage hervorgerufen hatte. Das konnte sich der Herr Adjunkt mit bestem Gewissen sagen, als er nun seine Wanderung fortsetzte. Sogar im Angesicht der Heiliggeistkirche konnte er sich das versichern, vor deren Portal er eben ein wenig den Hut lüftete. Denn wenn er auch nur Sozialdemokraten wählte, der Herr Adjunkt, alle Prinzipien dieser stürmischen Partei waren ihm doch noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Hielt er doch eine gut bürgerlich konservative Zeitung, die Morgens und Abends ein schönes Bild brachte. Andrerseits glaubte er aber der Partei, der er seine Stimme gab, doch wieder so viel Rücksicht

schuldig zu sein, dass er jetzt bei dem flüchtigen Grusse vor der Kirche ein kurzes, ärgerliches Brummen ausstösst, als wenn er damit seine Höflichkeit als etwas unangebracht bezeichnen wolle einem Gotte gegenüber, der ihm doch nicht half, wenn er auch jeden Sonntag mit Frau und Kind vor der üblichen Landpartie eine Messe besuchte.

Kaum hatte er aber seinen Filz wieder zurecht gerückt, da blieb er wie angewurzelt stehen und horchte in die Richtung vom Viktualienmarkt hinunter. Was war denn dort los? Ein Skandal, ein Volksauflauf, eine Keilerei oder sonst was ähnliches. Für solches Geräusch hatte der Herr Adjunkt gute Ohren. Er sollte auch gleich merken, dass er sich nicht getäuscht hatte. Immer näher kam es zum Thal her, immer wüster erscholl das Geschrei und da — da bog es um die Ecke der Kirche. Eine Schaar tobender Männer und Weiber, ein ungeheurer, wirrer Knäuel brüllender Menschen, festgewunden um einen Mittelpunkt, der fortgestossen und geschoben wurde zum alten Rathausbogen.

Jetzt hielt es den Herrn Adjunkten nicht länger. Frau, Kinder, das Mittagmahl und alle Sorgen waren vergessen, jetzt gehörte er dort hin, wo die anderen waren. Hoch schwang er seinen Stock in der Luft herum und eilte mit weiten Sätzen dem Volkshaufen nach. Auch stimmlich wollte er nicht zurückbleiben. „He, he, he, langsam, langsam, aufgepasst!“ So schrie er aus Leibeskräften bis er endlich mit hochgerötetem Gesicht bei dem Zuge anlangte. Mit beiden Ellenbogen machte er sich Bahn und dabei brüllte er fortwährend nach allen Seiten:

„Was is denn los? Was giebt's denn nur? Sagt's doch!“

Eine Antwort bekam er nicht, so aufgeregt er danach verlangte. Er sah aber, als er etwas weiter vorgedrungen war, dass die Leute alle, wie besessen zur Mitte drängten.

De war's, de war's, de hat's gestohlen, de Person, de elendige,“ so tönte es in der Runde.

Jetzt endlich überblickte der Herr Adjunkt die Situation, die schien ihm allerdings seltsam genug. Zwei Gensdarmen schleppten nämlich ein weibliches Wesen fort, das sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Aber das war nicht etwa eine verkommene Landstreicherin, ein Marktweib oder eine Dirne, sondern eine sehr fein gekleidete, elegante Frau. Der Hut war ihr vom Kopf gerissen, das blonde, schöne Haar hing in Strähnen nach allen Seiten.

Dem Herrn Adjunkt wurde ganz seltsam zu Mute. Hastig verteilte er einige Rippenstösse unter die Leute, und so kam er neben die Gensdarmen. Nun vermochte er das Gesicht der noch jungen Frau zu sehen. Nichts auffallendes, ein bischen derb sogar, aber es stimmte mit seinen runden Backen und den tiefen Grübchen zu der vollen, schönen Figur der Arretierten. Wäre die Frau mit der feinen, grauen Sommertoilette, die sie trug, unbehelligt über die Strasse gegangen, der Herr Adjunkt hätte sie, wäre er gerade guter Stimmung gewesen, für ein molliges Weiberl erklärt. Sassen ihr doch in dem Köpfchen ein paar famose, braune Augen, die jetzt freilich mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens umherirrten. Ihre ganze Erscheinung war Auflösung und Verzweiflung.

Und die Frau hatte gestohlen?

Der Herr Adjunkt wusste nicht, was er zu denken hatte.

Er zitterte am ganzen Körper vor Erregung. So was hatte er noch nie erlebt und sein erstes Gefühl, als er dieses hülflose Gesicht sah, war ein starkes Mitleid. Freilich, als er immer wieder sah, wie die Menge sie umheulte, wie die Gensdarmen sie immer rücksichtloser vorwärts drängten, da musste er wohl annehmen, dass sie ein schweres Verbrechen begangen habe, und da er sah, dass alle schrieen, schrie er mit, um so seiner erregten Neugier etwas Luft zu machen. Aus den Anderen war nichts herauszubringen, die führten sich auf, als kämen sie alle aus dem Irrenhaus.

Am tollsten trieb es ein altes Weib, das dicht hinter der Arretierten einherschritt. Die kannte der Herr Adjunkt. Es war eine Geflügelhändlerin vom Markte, die wegen ihrer Grobheit allgemein gefürchtet war, und absolut

nicht mit sich handeln liess. Das hatte auch der Herr Adjunkt zu seinem Leidwesen schon erfahren müssen. Deshalb hasste er das Weib, das hier am lautesten brüllte, und hätte ihr gern eins ausgewischt.

Plötzlich aber stockte der Zug. Die Gensdarmen hatten eine vorüberfahrende Droschke mit allem Aufwand ihrer Augen und mit heftigen Geberden zum Halten gezwungen. Mühsam schoben sie die halbtote Frau in den wacklichen Kasten, dann sprangen sie selbst hinein und fuhren so unter dem Geschrei der nun riesenhaft angewachsenen Menge von dannen. Als Ziel hatten sie dem Kutscher die Polizeidirektion angegeben.

Nun aber war der Herr Adjunkt am Rand seiner Ausdauer angelangt, er fieberte förmlich.

„I will wissen, was es da 'geben hat," raunzte er einen der Nächststehenden an, „i bin ein magistratischer Beamter, i hab das Recht eine Aufklärung zu verlangen. Verstehen Sie mich?"

„Was werd's geben haben?" sagte patzig der Gefragte. „G'stohlen hat's halt, das Weibsbild, das erbärmliche."

„Also wirklich g'stohlen?"

„Ja, ja," sagte der Andere sehr höhnisch, „Sie dürfen's scho glauben. Und das san nacher die gebildeten Ständ, die noblen Herrschaften."

Eine laute Lachsalve folgte diesen Worten. Das Mitleid, das der Herr Adjunkt zuerst einen Augenblick für die Arretierte empfunden hatte, begann bedeutend nachzulassen und ganz anderen Gefühlen Platz zu machen.

„Was hat's denn nur g'rad g'stohlen?" forschte er weiter, und es klang beinahe wie eine gewisse Befriedigung.

„A Gansjung hat's g'stohln."

„Is net möglich?"

Jetzt lag in seiner Frage schon eine förmlich freudige Überraschung. Ja, ja, die reichen Leute! Er hatte nie was von ihnen gehalten.

„Da fragen S' nur d' Frau Scheppenbauer selber," fuhr sein Gegenüber fort.

Der Herr Adjunkt trat zu dem keifenden Marktweib heran. Vorläufig gelang es ihm aber nicht, sie anzureden, denn die Geflügelhändlerin erzählte mit weit aufgerissenem Munde und schrillen Tönen noch immer den ganzen Hergang, indem sie mit den Armen hastige Bewegungen nach allen Richtungen beschrieb.

„Frau Scheppenbauer, hören Sie mich an, wir sind ja alte Bekannte!" rief der Herr Adjunkt. Die resolute Frau kehrte sich nicht daran. Geduldig musste der Herr Adjunkt warten, bis sich der erste Schwall ihrer Rede gelegt hatte und ein Teil der Maulaffen sich verlief. Nun ging er entschiedener vor. Er packte die Frau beim Arm und zog sie mit fort, immer verfolgt von einem Schwarm von Menschen.

„Frau Scheppenbauer," begann er wieder, wir kennen uns doch. Jetzt reden S' amal deutlich mit mir, und erzählen S' mir, wie des zugangen is."

Das Weib blieb stehen und im nächsten Augenblick war ein neuer Kreis um sie gebildet. Es war ein wirres Durcheinander, halb derbe Schimpferei, halb Erzählung, was sie in abgerissenen Sätzen hervorstiess. Begierig lauschte der Herr Adjunkt, als sie nun berichtete, dass die feine Person zu ihr gekommen sei, um ein Huhn zu kaufen. Sie holte das Verlangte im Hintergrund des Ladens, als sie aber wieder an das Ladenbrett trat, da habe sie gleich gemerkt, dass ein Gansjung fehle. Fünf waren erst dagelegen. Niemand war ausser der nobeln Person vor der Bude gewesen. „Z'erst, da hätt' i mir ja glei gar net traut was z'sagen," fuhr sie fort, „aber wie's gehn hat wolln, da hab ich's halt doch gefragt, wo mein Gansjung 'blieben is. Und weil's da scho glei ganz rot worden is, da hab i mi nimmer g'halten, da fahr i 'raus aus meiner Buden und hau ihr den Marktkorb aus der Hand. Was is' s erste, was rausfliegt? Mei Gansjung natürli'. Ach, da hab i dir aber scho so viel g'schimpft und g'schrien, bis alle Leut z'zammg'laufen san. Die Herrn Gensdarm san a daher kommen, die haben's aufschreiben wollen, und weil's ihren Namen

net hat sagen mögen, haben sie's mitg'nommen. Jetzt hat's g'schrien und hat g'sagt, sie hätt's scho no zahln wollen, aber die Herrn Gensdarm hab'n sich net d'rum kümmert."

Ein Beifallssturm durchtobte die Menge und jubelnd begleitete man die energische Frau ein paar Schritte weiter.

Dem Herrn Adjunkten wirbelte es nur so im Kopfe herum. Eine unbändige Freude bemächtigte sich seiner. Hastig ergriff er die in die Luft gestreckte Hand der Geflügelhändlerin und schüttelte sie mit nervöser Heftigkeit.

„Ein Exempel ist statuiert," rief er, „und das ist gut."

Brüllend stimmte ihm die Menge zu.

Aber plötzlich tönte eine verächtliche Stimme dazwischen:

„O mein Jessas, was werd rauskommen? Bei de nobeln Leut kommt gar nix raus. Da is's hinterher allemal die sogenannte Kleptomanie g'wesen."

Höhnisches Gelächter. Mit hochgeschwungenem Stocke winkte der Herr Adjunkt. Höher reckte er die Brust heraus, weit riss er die Augen auf und wie ein Tribun stand er vor der gaffenden Menge. Diesen Augenblick empfand er als den stolzesten seines Lebens, denn da drüben thronte das Rathaus und zu dessen Füssen konnte er, der einfache Beamte, dem Volke, dem er ja selbst angehörte, wenigstens einmal in seinem Leben sagen, was er empfand. Ja, noch mehr, er durfte aus der Seele dieses Volkes heraussprechen. Das hätte sich einmal der Herr Bürgermeister mit der goldenen Kette rühmen sollen, der nur Trinksprüche bei den Festfressereien halten konnte.

Mächtig erhob der Herr Adjunkt seine Stimme:

„Nein, liebe Leute," schrie er, „so einfach geht das nicht mit der sogenannten Kleptomanie, diesmal ist ein unerhörter Fall konstatiert, und ich kann euch sagen als Beamter. . . ."

„Jeee . . . a Beamtensimpel, a Bureaukrat", tönte es unter wieherndem Gelächter in der Runde.

Der Herr Adjunkt merkte, dass er nicht ganz den richtigen Ton getroffen hatte, um in das Herz des Volkes zu dringen.

„Nein, nicht als Beamter sag ich euch das", fuhr er deshalb fort, „ich red nur als heimatberechtigter Münchener und da sag ich euch . . . . jawohl, da sag ich euch, unsere Justiz wird sich gründlich besinnen, ehe sie . . . ."

„Machen Sie, dass Sie fortkommen", tönte es barsch neben ihm.

Der Herr Adjunkt sah sich empört um. Ein Gensdarm hatte sich durch die Menge gedrängt.

„Erlauben Sie . . . ."

„Bitte, keine Umstände, jede öffentliche Ansammlung ist verboten."

„So? Dann werde ich heute Abend im Münchnerkindl-Keller bei den Sozialdemokraten meine Beschwerde vorbringen", stiess der Herr Adjunkt heraus und wunderte sich im nächsten Augenblick selbst über seinen Mut.

„Das geht mich nichts an, hier aber haben Sie still zu sein", sagte der Gensdarm und wandte sich den Leuten zu, die er energisch auseinandertrieb. Schimpfend und brummend entfernte sich die Menge.

In dem Herrn Adjunkten kochte es. Gern hätte er alle mit Donnerstimme zurückgerufen und eine flammende Rede gehalten, aber die Klugheit gewann in ihm noch einmal die Überhand und so zog er sich mit einigen Herren seines Bildungsgrades in das Gasthaus „zum ewigen Licht" zurück, um dort beim Bier recht ausgiebig auf den Polizeistaat und die verrotteten, besitzenden Klassen zu schimpfen.

Der Frau Scheppenbauer hatte er aber vorher noch einmal kräftigst die Hand geschüttelt.

* *
*

Als er um zwei Uhr wieder auf seine Kanzlei wanderte, befand er sich in einer so gehobenen Stimmung, wie schon seit Jahren nicht mehr. Behend stieg er die Treppen hinan, aller Kummer war vergessen, und ihm kam es vor,

als flüstre ihm eine innere Stimme beruhigend zu, dass er diesen Frohndienst nicht mehr lange zu versehen brauche. Ging es so fort, dann mussten die oberen Zehntausend doch bald abhausen. Heimlich rieb er sich bei diesem Gedanken die Hände. Gegen den Rechtsrat verhielt er sich fast trotzig und seine Bücher hatte er noch nie so schlecht registriert, als heute. Er merkte bald, dass das aufregende Ereignis das Gespräch im ganzen Rathaus bildete. Alle Kollegen wussten davon und die es noch nicht wussten, denen erzählte es der Herr Adjunkt mit einer Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig liess. Er war Feuer und Flamme.

Ha, ha! Jetzt steckten auch der Herr Bürgermeister und der Herr Rechtsrat bedenklich die Köpfe zusammen! Wie mochte denen wohl zu Mute sein! In aller Behaglichkeit malte der Herr Adjunkt sich das aus, vergass aber dabei nicht, fleissig auf die Uhr zu sehen, ob es denn noch nicht bald Feierabend wäre.

Aber so ein Bureautag dauert lang, wenn man am Abend etwas vorhat. Und was hatte der Herr Adjunkt vor heute Abend? Tausend Dinge beschäftigten ihn ja, vor allem die Volksversammlung und die Zeitung. Die sollte sich 'mal unterstehen das Ereignis nicht gebührend zu besprechen! Dann wollte er heute noch auf die Sozialistenzeitung abonnieren, selber wollte er einen Artikel schreiben und ihn richtig ins Licht setzen, diesen frechen Diebstahl der Frau — ja, wie hiess sie denn eigentlich? Bis jetzt hatte dem Herrn Adjunkten die Thatsache genügt, dass sie den allerersten Kreisen angehörte. Mehr hatte er kaum zu wissen verlangt. Im Rathaus waren lauter Vermutungen über ihren Namen ausgesprochen worden, aber keines wusste 'was Bestimmtes. Der eine redete von einer Privatiersfrau, der andere von einer Oberingenieursgattin, der dritte von einer Frau Professor und ein sonst immer sehr gut Informierter sprach sogar von einer Regierungsrätin. Bei dieser Möglichkeit wurde es dem Herrn Adjunkten ordentlich warm ums Herz und ein froher Schreck fuhr ihm durch alle Glieder. Die Frau eines hohen Beamten, eines Studierten, wie er immer verächtlich zu sagen pflegte, das wäre ein Hauptvergnügen und könnte seine kühnsten Erwartungen noch übertreffen. Ja, die wär ihm lieber als alle anderen gewesen, sogar noch mehr als eine Bankiersfrau, die sonst auch nicht übel gewesen wäre.

Von Minute zu Minute wuchs seine Erregung und als nun gar gegen Abend die Kolporteursfrau für den Herrn Rechtsrat die Zeitung brachte und sie auf den Tisch des Gewaltigen legte, da war es auch mit dem letzten Rest von Gelassenheit vorbei. Aechzend erhob er sich und wanderte herum. Sein Vorgesetzter war kurz vorher zum Bürgermeister gerufen worden, er befand sich also allein in dem Zimmer, allein mit sich und der furchtbaren Zeitung. Es war das gleiche Blatt, das er zu Hause selbst hielt, und er konnte die Fäuste ballen, wenn er dachte, dass seine Frau die Neuigkeit um dieselbe Zeit aus der Filiale abholte und nun behaglich lesen konnte, was ihm noch eine Stunde verschlossen bleiben sollte.

Nein, das hielt er nicht aus. Mochte der Rechtsrat kommen oder nicht — er musste einen Blick hineinwerfen. Vorsichtig ging er näher und fasste mit zitternden Händen die Zeitung. Hastig schlug er die erste Seite, die ein ihm gleichgültiges Bild brachte, um. Er las, suchte, überflog die zweite, die dritte Seite — nichts. Jetzt suchte er unter „Lokalem", unter „Vermischtem" — wieder nichts. Ach, die — schon wollte der Herr Adjunkt einen gotteslästerlichen Fluch auf diese alles vertuschende Schmierbande ausstossen, als er zum Glück noch einen mit grossen Buchstaben gedruckten Artikel unter „Nachtrag" fand. Ja, das war's! Er las und seine Wangen färbten sich rot. Nein, nein, er hatte seiner Zeitung Unrecht gethan, sie war ehrlich und beschönigte nichts.

Der ganze Diebstahl war, so weit es die Kürze der Zeit erlaubte, genau geschildert, die arme Frau Scheppenbauer, die allgemein geachtete Frau, wurde lebhaft bedauert, und schliesslich kam sogar eine Stelle, die der Herr Adjunkt dem Blatte gar nicht zugetraut hatte.

„Wie wie hören“, hiess es da, „gehört die leichtsinnige, tiefgefallene, junge Frau den besseren Ständen an. Wir beklagen das unendlich. In einer Zeit, wie der unsrigen, die — leider — so sehr von hässlichen Parteikämpfen und schroffen Gegensätzen durchwühlt ist, sollte gerade die besitzende Klasse durch ein gutes Beispiel vorangehen, denn nur so und nicht anders könnte man an einen allmählichen Ausgleich dieser Gegensätze denken, nicht aber, wenn täglich neuer Zündstoff von leichtsinniger Hand in die Massen geschleudert wird.“

„Bravo, bravo, mir aus der Seele geschrieben“, jubelte der Herr Adjunkt und rieb sich die Hände.

Jetzt wusste er, was er zu denken hatte.

* * *

Am anderen Morgen wachte er auf mit einem fürchterlichen Kater. Er war um 2 Uhr nachts nach Haus gekommen, berauscht vom Bier und den dröhnenden Reden der Volksversammlung. Was er da alles gehört hatte von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, von Plutokratie, Verderbtheit, Genusssucht und allgemeiner Korruption, das war ihm in schönen Träumen des kurzen Schlafes durch den Kopf gefahren und hatte ihn so glücklich gemacht, dass er nun das klägliche Erwachen mit einem brummenden Schädel, in einem engen Zimmer, wo die vier Betten kaum Platz hatten, um so jämmerlicher empfand. Nach der Stimmung, in der er heimgekehrt war, und nach den hochgeschwellten Erwartungen hätte er sich eigentlich in einer purpurnen Himmelbettstatt der Residenz wiederfinden müssen.

Statt dessen ging das alte Hundeleben wieder von vorn an!

Ärgerlich zog er sich an, ärgerlich schlich er von dannen. Erst die frische Morgenluft des köstlichen Maitages, die ihm auf der Fraunhoferbrücke wohlig um den Kopf zog, vermochte ihn wieder zu beleben. Da tauchte wie durch ein Zauberwort das Gansjung vor seinen Augen auf und die Erinnerung daran brachte seine Nerven sofort in höhere Schwingungen. Er besann sich jetzt, wie trefflich in der Volksversammlung einer der Redner den Vorfall besprochen hatte und wie ihm daraufhin die Menge zujubelte. Auch die interessante Neuigkeit hatte man bei dieser Gelegenheit erfahren können, dass die freche Diebin nicht nur aus den ersten, sondern sogar aus den höchsten Kreisen stamme und die Tochter eines ehemaligen Ministers sei. Für diese Behauptung war der betreffende Redner sogar mit seinem Ehrenwort eingetreten, was ja nun jeden weiteren Zweifel für immer ausschloss; nette Blamage für die gute Gesellschaft! So dachte der Herr Adjunkt und verwischte mit dieser angenehmen Gewissheit die fatalen Spuren der aufregenden Nacht.

Als er nun gar in der Ferne den Viktualienmarkt mit seinem bewegten Morgentreiben auftauchen sah, da war er erst recht wieder bei der Sache und alles stand so plastisch vor ihm wie am Tage vorher. Er nahm sich vor, die Frau Scheppenbauer im Vorübergehen zu besuchen und ihr ein paar freundliche Worte zu sagen. Elastischer wurde sein Gang und der Körper richtete sich aus der vorigen Schlaffheit wieder zu der stolzen Haltung von gestern auf. So war er ganz der wohlwollende Beamte, der sich herablässt, einer armen, bestohlenen Frau seine Teilnahme auszudrücken.

Schade, dass seine Grandezza nicht alle Leute würdigen konnten, denn ein solches Gedränge wie heute glaubte er noch nie auf dem Markte gesehen zu haben. Man konnte sich kaum durchwinden. „Alles nur die Wirkung vom Gansjung“, sagte sich der Herr Adjunkt mit Stolz und schob sich selbst keinen geringen Teil an diesem Triumph zu. Nur ganz langsam kam er vorwärts. Die Gruppen hatten sich hartnäckig verdichtet und waren nicht vom Platz zu bewegen. Und alle diese Leute hielt eine Sache zusammen und

beseelte ein Stoff. Das sah der Herr Adjunkt an den aufgeregten Gesichtern und drum ging er auch nicht wie sonst mit Stössen und Flüchen vor, sondern schonend und gemütlich — er hatte ja noch Zeit. Lächelnd nickte er da und dorthin und nahm es durchaus nicht übel, wenn er keinen Gegengruss bekam.

So gelangte er zu dem Stand der Frau Scheppenbauer, doch war er nicht wenig überrascht als er gerade diese Bude gar nicht belagert fand. Was sollte denn das heissen? Auf zehn Schritte davor war ganz gut zu gehen und jetzt, wo er sich genauer umsah, bemerkte der Herr Adjunkt das scheue Aussehen der Fernstehenden und der Passanten. Die Frau selbst sass hinter dem Ladentische, hielt die Schürze vor die Augen und weinte laut.

Gar seltsam überkam es den Herrn Adjunkten bei diesem Anblick und ganz langsam und zögernd trat er näher.

„Frau Scheppenbauer", sagte er mit gedämpfter Stimme, „was haben S' denn?"

Auf einen Augenblick liess sie die Schürze fallen, um sie sofort wieder vor's Gesicht zu schlagen und weiter zu weinen.

„Aber, san S' doch g'scheidt", lispelte der Herr Adjunkt, dem es immer banger wurde. „Was is Ihnen denn passiert?"

Das alte Weib stiess es nur so auf und nieder.

„O, mein Herr", ächzte sie, „i bin ja doch net Schuld dran, i kann nix dafür."

„Für was denn?"

„Dass sie . . . . dass sie . . . . o mein Gott und Herr, dass sie ins Wasser gangen is."

„Wer is ins Wasser gangen?" schrie der Herr Adjunkt ganz entsetzt.

Das Weib winkte mit der Hand wie abwehrend gegen die Strasse hin, als suchte sie ein heranschleichendes Gespenst von sich abzuwehren.

Für sie antwortete eine dralle Köchin mit hochrotem Gesicht, die der Geflügelhändlerin die geballte Faust entgegenstreckte.

„Wer in's Wasser ist?" schrie sie. „Die arme, junge Frau is 'neingangen, weil sie 's 'neintrieben hat, die Schandperson, die!"

Dem Herrn Adjunkt wankte der Boden unter den Füssen, wie versteinert sah er zu den empörten Leuten hinüber, die immer den scheuen Abstand wahrten.

„Weibsbilder soll man uns heissen, verkommene," fuhr die Köchin fort, „wenn wir bei der nur no a Stückerl einkaufen, nix da, net amal, 's kleinste Gansjung mehr."

Bei diesem Wort fuhr die Geflügelhändlerin zusammen und auch die Umstehenden wurden heftiger von der Erinnerung gepackt.

„A Schand is, pfui Teufel no amal, weg'n 'm Gansjung so'n Spektakel z' machen. De grobe Person die. Die arme Frau hat's ja zahlen wollen."

So tönte es mit schlecht verhaltnem Groll in der Runde herum.

Der Herr Adjunkt wusste nicht, was er zu denken hatte.

Vorerst rückte er einmal vorsichtig von der Bude weg, um sich unter die Leute zu mengen, denn er hielt sich immer gern dort auf wo mehrere waren. Dann wischte er den Schweiss von der Stirne. Die Geschichte von dem Selbstmord war ihm gar höllisch in die Glieder gefahren, denn so was ist doch schliesslich kein Spass. Aber wie war das nur zugegangen? Vergebens sann er hin und her. Fragen konnte er nicht mehr. Der kleine, redselige Mann war einfach auf den Mund geschlagen, und schliesslich als er merkte, wie überflüssig er war, schlich er davon, wie ein geprügelter Köter. „Ins Wasser . . . . ins Wasser 'gangen . . . ." murmelte er vor sich hin, „ist denn das möglich?"

In seiner Kanzlei merkte er kaum, was um ihn vorging. Ganz mechanisch versah er seine Arbeit und kritzelte steife Buchstaben auf das harte Papier der grossen Folianten, dass die Feder nur so schnarrte. Seine Augen waren dabei starr in die Ecke des Zimmers gerichtet, und oft griff er nach

der Stirne, als wollte er sich vergewissern, dass sein Verstand noch auf derselben Stelle sitze. Später glaubte er dann wohl zu bemerken, dass der Rechtsrat mit einem Herrn die Katastrophe besprach, aber er horchte nicht hin, im Gegenteil er hielt sich das eine Ohr zu, während er schrieb, um nichts hören zu müssen.

Herrgott, wenn er sich das Gesicht der Selbstmörderin ins Gedächtnis zurückrief! Wenn er sich sagte, dass sie gestern um diese Zeit noch lebte und ganz vergnügt herumging, und dass sie jetzt — er konnte sich das nicht ausdenken. Vielleicht hatte die Frau Kinder, die jetzt nach der Mutter jammerten, vielleicht hatte sie es auch gar nicht so bös gemeint, gar keinen Diebstahl beabsichtigt, und da muss dieses infame Marktweib den Spektakel anfangen!

Ein starker Grimm erwachte in dem Herrn Adjunkten. Dieses Weib war an allem Schuld, das musste er sich immer wiederholen, je strenger er den Fall prüfte. Und der Herr Adjunkt nahm es genau, Punkt für Punkt mit reifer Überlegung, nicht etwa so, wie der leichtfertige Pöbel am Marktplatz. Freilich fiel ihm bald auf, dass der am Morgen schon das gesagt hatte, was er jetzt selber dachte, aber im gleichen Moment war er mit ihm schon wieder ausgesöhnt. Ja er freute sich, dass das Volk ein so feines und richtiges Gefühl in diesem Falle bekundet hatte und zitierte das alte Sprichwort: Volkes Stimme — Gottes Stimme.

Alle diese schönen Sprichwörter haben einen tiefen Sinn und einen inneren, sittlichen Kern, das fühlte der Herr Adjunkt nie stärker, als jetzt.

Trotzdem wollte er sich ein zweites Mal nicht so hinreissen lassen und die Geflügelhändlerin nicht blindlings verdammen. Er wollte sich erkundigen und genau die Haltung erwägen, die er dieser rohen Person gegenüber — denn das blieb sie doch auf jeden Fall — zu wahren hatte.

Mit diesem Vorsatz stellte sich auch wieder das Interesse für seine Umgebung ein und er bestellte sich bei einem vorübergehenden Ratsdiener ein Glas Bock und eine Weisswurst. Während er das Frühstück genoss, fragte er den Diener mit gleichgültiger Miene, ob er nichts Näheres über den gestrigen Vorfall wisse. Der zeigte sich gut unterrichtet und erzählte, dass man die junge Frau erst zur Polizei gebracht habe, dort sei sie vernommen, und dann, nachdem man ihren Namen und die Wohnung festgestellt habe, bis auf Weiteres entlassen worden. Sie sei aber nicht mehr nach Hause gegangen, sondern in eine Droschke gestiegen und zur Isar hinaus gefahren. Bei den Überfällen sei sie ausgestiegen, und ehe der Kutscher sich besinnen konnte, sei sie ins Wasser gesprungen. Erst ganz weit unten hätte man sie tot herausgezogen.

„Schrecklich, schrecklich," murmelte der Herr Adjunkt und trank sein Glas aus. „Und an alledem is nur das gemeine Weib Schuld, die Scheppenbauerin," fuhr er fort, „ich weiss, wie die die Leut behandelt, mir hat sie's ganz ähnlich gemacht, das Luder. Die versteht eben niemand zu behandeln, am wenigsten so eine feine Frau aus den allerersten Kreisen."

„No, no," beschwichtigte der Diener, „so g'fährli is a net mit de allerersten Kreis."

„Wieso?"

„No, mei, a Postbeamter, a kleiner, is halt ihr Mann."

Jählings durchzuckte es den Herrn Adjunkten.

„Von der Frau, die sich gestern ertränkt hat?"

„Natürli."

„Aber, i bitt Sie, die feine Kleidung."

„O mei, sie hat a bissel Geld von Haus aus g'habt, und eitel war's a, man soll zwar einer Toten nichts nachsagen."

„Aber sie ist doch eine Ministerstochter gewesen?"

„A bah, dummes Zeug, wer hat Ihnen denn des weiss g'macht?"

Der Herr Adjunkt hütete sich wohl das zu gestehen. Er merkte nur, dass das letzte, was zu Gunsten der Geflügelhändlerin hätte sprechen können,

auch dahinsank, weil sie sich an einer einfachen Frau vergriffen hatte, deren Mann nur ein kleiner Beamter, wie er selbst war.

„Woher wissen Sie denn des alles?“ fragte er heftig.

„Ja, haben Sie denn net die heutige Morgenzeitung g'lesen?“

Der Herr Adjunkt verneinte wie geistesabwesend. Sein schrecklicher Kater, sein spätes Aufstehen hatten ihn nicht dazu kommen lassen.

„Da schau'n S' her“, sagte der Diener und holte die wohlbekannte Tageszeitung aus der Tasche. Gierig griff der Herr Adjunkt danach.

Auf der ersten Seite befand sich ein grosses Bild und mit Entsetzen bemerkte der Herr Adjunkt, dass es den Transport der Diebin über den Marienplatz darstellte. Hastig blätterte er um, denn es war ihm, als hätte er seine eigene Photographie unter der Menge entdeckt. Er suchte weiter und richtig, auf der dritten Seite war wieder ein Bild, wo möglich noch erbärmlicher gezeichnet, als das erste: Die Unglückliche mit sanftem Aufblick zum Himmel und mit wohlgeordneten, enganliegenden Kleidern, wie eine Nixe, ins Wasser hinabschwebend. Im Hintergrund der Kutscher, der wie ein Clown herumhüpfte und die Peitsche schwang.

Erregt las der Herr Adjunkt, was darunter stand.

„Hiermit empfangen unsere p. p. Leser die getreue Abbildung des düsteren Tragödienschlusses vom gestrigen Tage aus der Hand unseres Spezialzeichners. So weit musste es kommen! Gnädig hat die Welle den letzten Rest der Schuld, wenn eine solche überhaupt vorhanden war, hinweggespült und es drängt sich uns nun die inhaltsschwere Frage auf: Wie konnte es überhaupt so weit kommen? Wie konnte die tief beklagenswerte, junge Frau, die einer schlichten Bürgerfamilie angehörte, in den Tod getrieben werden wegen eines bedauerlichen Missverständnisses, das sich bei dem Handel um ein Gansjung herausstellte?(!)

Die Antwort suchen wir in der tief entehrenden Eskortierung durch Gensdarmen, vor allem aber — trotzdem es uns fern liegt, einen Stein zu werfen — in der unerhörten Art des Vorgehens der sehr brutalen Geflügelhändlersfrau, deren Namen wir lieber mit Stillschweigen übergehen wollen. Wir glauben daher nur der allgemeinen Stimmung beredten Ausdruck zu geben, wenn wir wünschen, die betreffende Frau möge diese schwere Verantwortung mit ihrem Gewissen abmachen.

„Mir aus der Seele geschrieben“, sagte der Herr Adjunkt aufatmend.

Jetzt wusste er wieder, was er zu denken hatte.

* * *

Als es Mittag war, wollte er sich dieses Ungeheuer von Frau noch einmal ansehen. Er lenkte deshalb seine Schritte wieder zum Markt. Genau so, wie am Morgen sass sie hinter dem Ladentische, weinend und jammernd und in entsprechender Entfernung hielten sich die Zuschauer, die sich bedeutend vermehrt hatten.

Es war eine regelrechte Prangerausstellung, wie in der berühmten, guten, alten Zeit, der der Herr Adjunkt, obwohl er gar nicht alt war, oft blutige Thränen nachweinen konnte. Auch wenn die verfehmte Frau dort in ihrer Bude keine hölzerne Halskrause trug und nicht festgebunden war, sie hätte sich nicht vom Platz bewegen können, so drohend war die Haltung des Publikums gegen den Morgen geworden. Der Herr Adjunkt wäre schön angekommen, wenn er es etwa, wie vor vier Stunden, riskiert hätte sie anzureden. Zu seiner Ehre muss aber gesagt werden, dass ihm nichts ferner lag, als ein solcher selbstmörderischer Gedanke.

Was ihn bewegte, war durchaus nicht zu Gunsten der Frau Scheppenbauer, über die ein verdammendes Volksgericht auf offenem Markte abgehalten wurde.

Er sah sich erst in seiner Nähe um, ob niemand da war, der ihn etwa am Morgen bemerkt hätte, und als er sich dessen vergewissert hatte, reizte

es ihn den Naiven, den Uneingeweihten zu spielen. Er nahm eine Trauermiene an, und gleich darauf kamen ihm auch — war es aus Freude über seine neue Rolle oder über den Skandal selbst — zwei dicke Thränen in die Augen, die sich ja trefflich verwerten liessen. Mit diesem Gesicht drehte er sich langsam zu dem Nächststehenden.

„Die is?“ fragte er mit dumpfer Stimme.

„Die is“, bestätigte der andere im gleichen Tone.

„Wie war die G'schicht eigentlich?“ fragte der Herr Adjunkt wieder sehr leis, um die weihevolle Stille nicht zu stören.

„Das wissen Sie no net?“ — —

Von allen Seiten trafen den Herrn Adjunkten erstaunte Blicke. Hier war wirklich ein Mensch, der noch nicht wusste, um was es sich handelte? War das möglich? Eilig löste sich der schwere Bann, der auf allen gelastet hatte, man begann zu erzählen. Da berichtete einer ein Stückchen, der wurde unterbrochen von einem Frauenzimmer, das alles besser wusste, nun mengte sich ein dritter, ein vierter hinein, und bald darauf schrie alles durcheinander.

Der Herr Adjunkt fühlte, dass er der Mittelpunkt des Ganzen war.

„Schauderhaft“, rief er unwillig, „schauderhaft! Wissen Sie, was man in Amerika mit solch einer Person anfängt?“

Die Leute horchten hoch auf. Für einen Herrn, der schon so weit in der Welt herumgekommen war, hatten sie die grösste Bewunderung. Das merkte der Herr Adjunkt und warf sich in die Brust. Er hatte ja keine Veranlassung der Versammlung zu gestehen, dass der Starnbergersee sein weitester Ausflug vom Weichbild seiner Vaterstadt war. Wohl aber merkte er, dass sich ihm noch einmal die Gelegenheit bot, öffentlich eine Rolle zu spielen. Diesmal wollte er sie ausnutzen, war doch das Recht untrügerisch auf seiner Seite. Stolz warf er sich in die Brust, und nachdem er sich vergewissert hatte, dass weit und breit kein Gensdarm sichtbar war, rief er mit erhobener Stimme: „Was man in Amerika thut, das will ich euch sagen: Man lyncht solche Weiber!“

Diesmal hatte er die Seele des Volkes getroffen! Das bewies ihm der losbrechende Beifall. Die Leute schienen alle nur auf ein solches Zeichen gewartet zu haben, denn sie schrieen wie besessen, und immer drohender wurden ihre Bewegungen zu der Bude hinüber.

„Hast 's gehört, was man dir in Amerika anthät?“ rief ein junger Bursche. Damit nahm er eine Handvoll Strassenkot und schleuderte ihn auf die unglückliche Frau.

Ein lautes Gelächter folgte dieser Rohheit, dann setzte sich die Menge in Bewegung, um der Bude näher zu rücken. Nur der Herr Adjunkt blieb im Hintertreffen und leitete von dort aus die Schlacht, in dem er abwechselnd einige Schlagwörter in die Menge hineinschrie. Die Sache schien eine bedenkliche Wendung nehmen zu wollen. Schon flogen Steine in die Bude und immer gemeiner und zügelloser wurden die Schimpfwörter. Der Angegriffenen aber half Niemand. Kalt und gleichgültig sahen die Nachbarweiber von ihren Buden aus zu. Warum auch nicht? Sie hatten ja nun eine bedenkliche Konkurrenz weniger, das zeigte ihnen der Spektakel ganz deutlich, drum rührten sie sich nicht. Auch wer sonst noch aus Buden und Ständen herblickte, zeigte keine Spur von Mitleid, sondern half den Spektakel noch erhöhen.

Wie das nun alles so zu einem vernichtenden Strom aus allen Ecken zusammenfloss, da konnte sich der Herr Adjunkt nicht ohne ein gewisses Gefühl der Befriedigung sagen: „Das ist mein Werk!“ Er drückte zwar zugleich als frommer Christ und friedliebender Bürger die stille Hoffnung aus, die Leute möchten ein angenehmes Maass beobachten und nicht gar zu weit gehen. Eine gehörige Angst konnte ja der gemeinen Person nicht schaden, trotzdem hätte er es ganz gern gesehen, wenn man eine gewisse Grenze eingehalten hätte.

Aber was kümmert sich der Stein um den, der ihn ins Rollen gebracht hat? Je zahlreicher sie wurde, um so mehr Mut bekam die Menge der einzelnen Frau gegenüber, jetzt prallte sie mit furchtbarer Wucht gegen die krachende Bude, und, wer weiss, was der Herr Adjunkt noch alles hätte erleben können, wenn nicht in diesem Augenblicke eines jener Ereignisse eingetreten wäre, die auf die Menschheit so verblüffend wirken, dass sie mitten in Sturm und Sieg wie gebannt steht, weil sie sich überboten sieht.

Ein derber, breitschultriger Mensch drängte sich nämlich, wie mit Keulenschlägen um sich hauend, vor. Und als die halb zu Tod geängstigte Frau seiner ansichtig wird, stösst sie einen fürchterlicher Schrei aus und rennt wie wahnsinnig herum. Der Kerl kümmert sich nicht um ihr Gejammer, sondern haut auf sie ein mit beiden Fäusten, wie ein Schmied, blind und gleichgültig, wohin er trifft. Er thut es ohne besondere Erregung, mit einer Art von wohlerworbenem Recht und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit.

„Jessas, Maria und Josef“, tönt es aus den Nebenbuden, „der Mann is!“

„Der arme Kerl, der arme“, schreien andre. „Der is schwer zu bedauern mit so'm Weib. Wenn er's nur erschlagen thät, de elende Person!“ Und nun erscholl ein Beifallsgeschrei, das die Luft erzittern machte.

Der Herr Adjunkt wippte auf und nieder und befand sich in heller Verzweiflung, weil er zu klein war um alles überschauen zu können, denn einer Prügelei sah er für sein Leben gern zu. Doch endlich sollte seine Neugier befriedigt werden, denn der ganze Schwarm geriet plötzlich in heftige Bewegung und flog gleich darauf in der Mitte auseinander, wie ein entzweigerissenes Papier. Und durch die neugebildete Gasse begann unter dem Hohngelächter und dem Gebrüll der Versammelten der Spiessrutenlauf der gehetzten Frau, die der schimpfende Mann mit Händen und Füssen vorwärts stiess.

Als der Herr Adjunkt das blutüberströmte Gesicht der gepeinigten Frau sah, da wollte sich fast wieder sein nur allzuweiches, gutes Herz regen, aber diesmal war er eisern gegen sich selbst und unterdrückte jede zartere Regung, denn er sagte sich ganz logisch:

„Das ist der Mann, der rechtlich angetraute Ehemann dieses Weibes, und sein Zorn ist nur gerechtfertigt, denn das Weib hat einen Mord auf dem Gewissen, für den sie aber nie von der irdischen Gerechtigkeit belangt werden kann. Obendrein hat sie ihm noch das schöne Geschäft ruiniert — also mag er sie prügeln so lange es ihm passt, denn er ist ihr Herr und kann thun was er will.“

Dies überlegend ging der Herr Adjunkt nach Hause zu seiner Frau und erzählte ihr den Fall als warnendes Beispiel.

* * *

Eines aber war doch ganz seltsam. Er wusste jetzt doch ganz genau, was er zu denken hatte, und konnte trotzdem nicht so froh werden wie am Tage vorher. Warum denn nur? Der gestrige Fall hatte ihm mehr reine Freude beschеert, und die Wendung, die er nun genommen hatte, wollte ihm doch nicht recht behagen. Gestern, da war alles so schön geordnet gewesen, eine reiche, junge Frau hatte gestohlen, der bürgerlichen Gesellschaft konnte man den Untergang prophezeien, die Vorgesetzten über die Achsel ansehen, — und heute? da musste man erfahren, dass es gar keine feine Frau war, sondern eine kleine Beamtenfrau, die sich von der seinigen nur dadurch unterschied, dass sie einen unerhörten Aufwand trieb und ein viel hübscheres Gesicht hatte. Merkwürdig, merkwürdig, wie man doch gefoppt werden kann durch ein paar bunte Fetzen, dachte der Herr Adjunkt. Es war ja so ganz gut, denn um so gemeiner hob sich das Verbrechen der Geflügelhändlerin ab, die eine Frau seines Standes in den Tod getrieben hatte. Konnte doch die Welt wieder einmal sehen, wie man mit den Subalternbeamten umging! Aber wenn er recht ehrlich sein wollte, dann musste er

sich halt doch eingestehen, dass er seinen Triumph, den er eben auf dem Markt gefeiert hatte, gern dahin gegeben hätte, wenn die Diebin wirklich aus den allerersten Kreisen gewesen wäre und sich nicht umgebracht hätte.

Ja, ja, so schnell mochte es wohl noch nicht vorangehen mit dem Zukunftsstaat, den die Redner vom gestrigen Abend schon in so nahe angenehme Aussicht gestellt hatten. Er konnte sehr bitter werden bei der Vermutung, dass diese schönen Verheissungen vielleicht nur Schwindel gewesen wären, und sein Grimm nahm derartig zu, dass er seinem Buben, der eben singend durchs Zimmer jagte, eine gehörige herunterlangte. Das heulende Kind holte die Mutter herbei, aber der Herr Adjunkt verbat sich sehr energisch jeden Eingriff in seine väterlichen Rechte. Er wurde sehr grob.

„Ach, gieb'n Frieden," rief die Frau, „und sag mir lieber, wo wir morgen hingehn?

„Morgen?"

„Freili, morgen ist ja Sonntag."

Das war dem Herrn Adjunkten noch nicht vorgekommen, dass er die Zeitrechnung übersehen hatte. Wie furchtbar war er durch die Ereignisse heruntergekommen! Übrigens ging es ihn nichts an, ob morgen Rast- oder Arbeitstag war, er hatte sein letztes Geld bei der Volksversammlung vertrunken. Von Vergnügen war daher keine Rede. Das bemerkte er in sehr barschem Tone seiner Gattin und empfahl sich bald darauf, denn die Uhr verkündete ihm, dass es bald Zeit sei, die Zwangsjacke wieder anzuziehen.

Wie war der Markt so ausgestorben und leer gegen heute Früh! Die Verkäuferinnen sassen schlafend unter ihren weissen Schirmen, auf die die sengende Mittagsglut unbarmherzig niederbrannte. In der schwülen, gewitterschwangeren Atmosphäre lag der faule Geruch der Abfälle des Marktes, die zu grossen Haufen gekehrt waren. Beklemmend legte sich's auf den Herrn Adjunkten. So hasste er den Markt. In weitem Bogen schlich er um den Stand der Frau Scheppenbauer herum, doch konnte er nicht unterlassen, ein Bischen hinüberzuschielen. Von dem lärmenden Volkshaufen keine Spur mehr. Die Bude war mit den grünen Läden verschlossen. Davor hielten drei Gensdarmen Wache und gähnten, dass es eine Freude war.

Mit einem leisen Unbehagen stieg der Herr Adjunkt auf die Kanzlei, auch ihm lag es wie Gewitterstimmung in den Gliedern. Und die Entladung sollte nur zu bald kommen.

„Sie haben die Versammlung auf dem Münchnerkindl-Keller besucht", sagte der Herr Rechtsrat, gleich nachdem er das Bureau betreten hatte.

„Herr Rechtsrat, ich . . . ."

„Aber das ist noch nicht alles, Sie haben sich auch in sehr ungehöriger Weise gestern auf dem Marienplatz und heut auf dem Viktualienmarkt benommen."

„Herr Rechtsrat . . . ."

„Warum mischen Sie sich in Geschichten, die Sie nichts angehen?"

Das Blut wollte dem Herrn Adjunkten in den Adern erstarren. So nannte man das berechtigte Interesse eines steuerzahlenden Bürgers an öffentlichen Vorgängen in der Stadt? Da musste er schon protestieren.

„Herr Rechtsrat, ich bitte . . . ."

„Ich sag Ihnen nur so viel, Herr Adjunkt, wenn Sie sich nicht ruhig verhalten, erstatt ich die Meldung. So, jetzt wissen Sie's."

So eine Frechheit war doch noch nicht dagewesen. Also das Maul wollte man ihm verbinden, das letzte Recht einer Meinungsäusserung wegnehmen, weil es unbequem war, wenn man die Wahrheit hören musste? Oho, da wollte er aber um sich hauen mit Händen und Füssen. Und jetzt erst recht! Hingehen wollte er am Montag Früh zu dieser gemeinen Person, dieser Scheppenbauerin, und mitten auf dem Markt wollte er's ihr ins Gesicht sagen, dass sie eine Mörderin sei, ja wohl, eine ganz gemeine Mörderin. Ja, jetzt sollte man ihn kennen lernen! Einen Hungerlohn konnte man ihm geben, seine Existenz konnte man ihm beschneiden — das war das Vorrecht der wohlweisen Herren vom Rat, aber seine Überzeugung, seine ehrliche, fest-

gefasste Überzeugung die konnte man nicht erpressen, denn für die ging er durch's Feuer sein Lebelang.

Mit diesem Vorsatz legte er sich an diesem Abend hungrig ins Bett und schlief vor Aufregung die ganze Nacht nicht. Einmal stand er sogar auf, schlug Licht und schrieb mit Bleistift einige Sätze auf. Die gehörten zu der Rede, die er vor versammeltem Volke am Montag halten wollte. Am Montag? Wie? So lange sollte er noch warten? Volle 36 Stunden die unverdaute Rede mit sich herumtragen. Unmöglich! Das hielt er nicht aus. Er musste sich früher Luft machen, sonst könnte es ihn erwürgen. Am Sonntag ging die Geflügelhändlerin zwar nicht auf den Markt, aber der Herr Adjunkt wollte dafür in ihre Wohnung gehen und vorher die ganze Nachbarschaft alarmieren.

Dieser Entschluss war das Resultat der schlaflosen Nacht und in aller Frühe wollte er ihn ausführen.

„Steh auf," sagte er zu seiner Frau, „und hol mir beim Krämer 's Adressbuch."

„Jetzt um fünf Uhr in der Früh?"

„Ja wohl, sofort."

„Wenn aber die Leut no schlafen?

„Nachher weckst du sie auf!"

„Heut am Sonntag?"

„Heut am Sonntag!"

„Und wenn's mir's net geben?"

„Dann holst du's wo anders, aber das sag i dir, du kommst mir net ohne das Adressbuch wieder."

Die Frau merkte, dass es keinen Widerspruch gab. Sie kleidete sich an, ging fort und kam nach zwei Stunden mit dem Verlangten wieder. Kopfschüttelnd legte sie's mit der Morgenzeitung, die sie im Vorbeigehen mitgenommen hatte, auf den Tisch. Der Herr Adjunkt hatte inzwischen grosse Toilette gemacht und seinen Cylinder aufgesetzt. Mit Riesenschritten war er im Zimmer auf und abgegangen und hatte seine Rede einstudiert. Als nun die Frau kam, fuhr er sie heftig an. Ohne ihre Erwiderung abzuwarten, schlug er das Buch auf und suchte. Da stand es:

Scheppenbauer, Alois und Walpurga, Geflügelhändlersehegatten. Unterer Anger 17. III. l.

„Is gut," sagte er, und schob das Buch bei Seite. Dann rückte er noch einmal die Cravatte zurecht und schickte sich zum Gehen an.

„Trink doch erst dein' Kaffee," sagte die Frau, „es hat ja Zeit."

„Was hat Zeit?" schrie er heftig. Hast du vielleicht Mitleid mit der Person?" Wütend fuchtelte er mit dem Stocke herum.

„Na, na, das net, aber . . . ."

„Wollte dir's auch geraten haben," sagte er aufatmend.

Da fiel sein Blick zufällig auf die Zeitung, die er bis jetzt nicht beachtet hatte. Das hielt ihn noch einen Augenblick zurück, denn auf dem Titelblatt befand sich das grosse Bild der jungen Frau, die ins Wasser gegangen war.

Wie ein Todesurteil hielt es der Herr Adjunkt seiner Frau unter die Nase.

„Da schau her," sagte er feierlich. „Die is in' Tod 'trieben worden. Zu ihrer Mörderin geh ich jetzt hin und dem Scheppenbauer, dem werd ich sagen, dass er seine Frau noch drei Mal so viel prügeln darf, wie gestern. Ja wohl, das will ich und du kannst derweil lesen, ob's die gemeine Person verdient hat, oder net."

Er riss die Zeitung auf und schlug mit dem Stocke mehrmals auf den Leitartikel.

Plötzlich aber hielt er ein, wie vom Schlag getroffen. Sein Gesicht wurde erdfahl und seine Kniee begannen zu zittern.

„Was hast d' denn?" rief die Frau zu Tod erschrocken.

Er glotzte immer auf eine Stelle und seiner Brust entrang sich ein langes Ächzen.

„Erhenkt, erhenkt hat sie sich!"
„Wer?" schrie die Frau entsetzt.
„Die Scheppenbauerin!"
„O, mein Gott und Herr!" — — — —
Beide blickten mit stieren Augen auf die Zeitung. Da stand es schwarz auf weiss, und darunter hatte die Redaktion noch eine flammende Mahnung an ihre Leser geheftet.

„Wir können nur dringend raten," hiess es da, „bei solchen Vorkommnissen immer ruhig Blut zu wahren. Heute stehen wir aufs Tiefste erschüttert vor den Leichen einer hochangesehenen Beamtensgattin und einer ehrsamen Gewerbetreibenden, der Frau Walpurga Scheppenbauer, deren Bild wir mit dem Ort der That von der Hand unseres Spezialzeichners in der Montagsnummer bringen werden. Heute wollen wir nicht erwägen, wie weit die masslose Erregung in beiden Fällen dazu beigetragen hat, die unglücklichen Opfer in den Tod zu treiben. Wohl aber hoffen wir, dass der gesunde Sinn unserer so besonnenen Bürgerschaft und der breiten Schichten des Volkes künftig das Seine dazu beitragen werde, solch furchtbare Tragödien, wie wir sie in den beiden bewegten Tagen erleben mussten, ein für allemal zu verhindern.

„Da hast du's," murmelte die Frau nach einer langen Pause.

Der Herr Adjunkt erwiderte nichts. Er war auf einen Stuhl gefallen und starrte ins Leere.

Jetzt wusste er erst recht nicht, was er zu denken hatte.

———***———

DEKORATIVE KUNST.

VON

J. MEIER-GRÄFE.

I.

Wir können zwischen Künstlern des äusseren und Künstlern des inneren Milieus unterscheiden, d. h. solchen, bei denen sich das Dargestellte mit der wahrnehmbaren Natur zu decken scheint und solchen, bei denen diese scheinbare Beziehung wegfällt. Es sei betont, dass diese Unterscheidung nur als eine rein äusserliche gemeint ist. Man kommt langsam dahin, zwischen Menzel und Böcklin den kunsttheoretischen Unterschied niederzureissen, den man früher aus persönlichen Geschmackfragen zu konstruieren geneigt war. Wir benutzen ihn hier nur, um uns leichter verständlich zu machen.

Das Jahrhundert gehört dem äusseren Milieu; es hat eine neue Landschaft und ein neues Porträt geschaffen. Man hat die Natur nicht nur realistisch dargestellt, d. h. unter Betonung ihrer Absichten, sondern hat in ihr auch das Natürlichste gesucht und gefunden, indem man sich an die äusserlich einfachsten Motive hielt, die die denkbar intimsten Wirkungen gestatteten. Man verzichtete auf die dekorative Linie und floh die Romantik in jeder Form. Die Bewegung wurde von der Litteratur aufgenommen. Der slavische, französische und skandinavische Roman brachte die psychologische Tendenz zur Blüte, das moderne deutsche Drama führte sie ad absurdum. Die Be-

wegung wurde der Reaktion reif und nun beginnt man sich auf allen Gebieten jener sogenannten phantastischen Kunst, die wir die des inneren Milieus nannten, mehr oder weniger zuzuwenden, die vor der anderen einen Vorzug zu haben scheint: den eines unmittelbareren Nutzwertes für die Stilbildung, für das Kunstgewerbe, für alle die Gebiete, die unter der vergangenen Aera brach lagen.

Im allgemeinen sind die hinter uns liegenden Stilepochen umso schwächer, jemehr sich ihre Formen denen der Wirklichkeit nähern. Aber es ist gewagt, aus diesem negativen Satz positive Schlüsse zu ziehen und es ist absolut verkehrt, der realistischen Kunst des 19. Jahrhunderts deshalb den Wert zu schmälern, weil sie keine unmittelbare Fühlung mit dem Kunstgewerbe genommen hat. Es steht fest, dass diese Kunst keinen Stil im Sinne der Alten zu erzeugen imstande ist, aber das hat mit ihrer ästhetischen Bedeutung nichts zu thun. Der wissenschaftliche Wert einer Erfindung leidet nicht unter der Unmöglichkeit, die neue Erfahrung praktisch auszunutzen; nebenbei pflegt diese Unmöglichkeit nur temporärer Natur zu sein und durch weitere Folgerungen aus der Erfindung gehoben zu werden. Dieses Verhältnis lässt sich genau auf das künstlerische Gebiet übertragen, wobei der ästhetische Wert dem wissenschaftlichen entspricht.

Abgesehen davon aber darf nicht vergessen werden, dass die anwendbaren Wirkungen der realistischen Kunst noch nicht annähernd erschöpft sind, wenn auch der Höhepunkt dieser Kunst selbst bereits erreicht ist.

Fasst man das Gebiet des Wirkungskreises weit genug, so lassen sich heute bereits eminente Beeinflussungen nicht verkennen. — Der Lage der Dinge nach konnte die realistische Kunst nur durch ihre Farbe diese praktische Nebenbedeutung für andere Gebiete erlangen. Wie gross diese Bedeutung werden kann, lehrt ein Blick auf Paris.

Was der Pariser Strasse den ungemeinen Reiz verleiht, den sie vor allen anderen voraus hat, ist die Affiche, diese reizende Grisette der Kunst, die überall, an allen Ecken, an jedem Winkel, auf dem Omnibus wie am Bug des Dampfers und auf den Rücken jener braven Zeitgenossen zu finden ist, denen sie den tiefgefühlten Beruf verschafft, ihr als wandelnde Staffelei zu dienen. Sie ist das mögliche Restchen Volkskunst, die würdige Schöpfung einer Republik, deren allerärmste Hütten ihre Farbenlust aufhellt und in deren Palästen sie stolz an blanken Sammelständern prangt. Sie ist der dekorative Triumph jenes äusseren Milieus, das durchdringende Lachen der Lebenslust über die graue Theorie der Richtungsphilosophen, das Lachen über sich selbst. Cheret hat sie geschaffen, der Künstler, dessen Hand so schnell über den litographischen Stein huscht, wie die junge Pariserin über die Strasse, hier und da einen bunten Fleck und überall vergnügte Gesichter zurücklassend. Ein grosser Kreis lustiger Leute hat sich um sie versammelt. Forain kam zunächst, der Mann mit der unglaublichen Frechheit und Grazie, eine Kombination, die wohl nur auf dem Plakat so vollkommen möglich ist, dann Toulouse Lautrec, jetzt wohl der Feinste, der seine Yvette unsterblich gemacht hätte, wenn sie's nicht schon ohne ihn wäre — diese göttliche Person, die selbst die allergelungenste Affiche in Gesang und Geberden ist und eine neue, dekorative Kunst aus Sprache und Gestalt macht — dann Grasset und Jossot, der exzentrische Clown -- — man könnte noch ein paar Seiten weiter aufzählen. Von Frankreich ist die Affiche durch die Welt gegangen. In Belgien hat sie ihren Meunier gefunden, der fast seine Lehrmeister verdunkelt. Dort ist sie beinahe zur vornehmen Dame geworden. Nach Spanien und Italien ist sie gerade unterwegs, in Skandinavien wohnt sie bereits, in Amerika hat Bradley nicht wenig geholfen, den Geschmack der Reklameonkel aufzubessern. Und sie ist eine gutmütige Dame; wenn's sein muss, auch mit wenig zufrieden. Leichte Vögel wie Dudley Hardy in dem farbearmen London, die von der Natur nichts mithaben als ein bischen flotten Chic und die Liebe zur Sache, werden von ihr freundlich gespeist. — Überall ist sie die Visitenkarte der

Völker, die moderne dekorative Kunst haben; nicht immer ist die Handschrift ganz orthographisch, sie passt noch nicht überall, wie sie soll. Dudley Hardy ist kein Repräsentant für das England, dem solche flammende Farben wie Turner und Watts gehören. Deren koloristischen Einfluss hat bisher nur Frankreich allein geschluckt. Beardsley passt auch nur auf den Tag und nur für bestimmte Lokale. Aber das wird alles kommen, es ist ja noch neu; die vorjährige Pariser Centenarausstellung der Lithographie fiel etwa mit dem fünfundzwanzigjährigen Geburtstag der Affiche, der sie das Werkzeug geliefert, zusammen. Sie wächst zusehends, man widmet ihr Ausstellungen, vollkommene Fachschriften — in der letzten Zeit sind mehrere hintereinander entstanden — jetzt will man sogar ein grosses illustriertes Werk über die Plakate aller Länder herausgeben. (Les Affiches Étrangères bei Boudet, Paris). Dabei wurde mir der ehrenvolle Auftrag, den deutschen Teil zu behandeln. — Ich gestehe, dass mich dieser Ruf anfangs ein wenig verwirrte, jetzt glaube ich, dass er nur an mich erging, um mir den Rest von Popularität in deutschen Landen zu rauben. Ich sitze und grübele, um deutsche Plakatkünstler zu erfinden, und ich muss sagen, dass mir lieber wäre, über die Walfische im Riesengebirge zu reden.

In der Affiche haben wir einen Einfluss der Kunst des sogenannten äusseren Milieus im dekorativen Sinne. Nichts hat so sehr in viel mehr als dieser einen Beziehung auf den modernen Geschmack gewirkt als die Distinktion der Farben, die den höchstentwickelten Meistern, die mittelbar aus der grossen Landschafterschule des Jahrhunderts hervorgegangen sind, eigen ist. Auch Makart hat einst mit der Farbe eminenten Einfluss auf alle von ihm beherrschten kunstgewerblichen Gebiete erlangt, er ist auf diesem Wege der volkstümlichste Maler geworden, und es ist nicht seine Schuld, dass man aus seinem farbensprühenden Empfinden die Erlaubnis ableitete, all diese schreiend bunten Geschmacklosigkeiten zu begehen, die die Makartepoche zur Folge gehabt hat. — Die Koloristik der Realisten ist eine entschiedene Reaktion gegen diese Epoche und kann nur wohlthätige Folgen haben.

Der Einfluss, den Leute wie Whistler, in denen sich die realistische Schule zur höchsten Blüte entwickelt, auf das moderne Haus und die moderne Toilette auszuüben beginnen, ist unverkennbar. Man sucht Whistler's Intérieurs nachzubilden und überträgt seine fabelhafte Diskretion auf alle vom Geschmack beeinflussten Gegenstände des häuslichen Milieus, das dem modernen Bedürfniss nach Ruhe für Auge und Nerven dadurch immer näher gebracht wird. — Nur giebt diese Strömung bisher keine neue „Linie", es kann höchstens von einer negativen Beeinflussung in dieser Hinsicht die Rede sein, indem die denkbar einfachsten Formen angestrebt werden, unter Ausschluss alles entbehrlichen Zierats.

Nachdem man neue Farben erdacht und die moderne Farbenindustrie das Spektrum unendlich vergrössert hat, kommt man jetzt auf die Entdeckung neuer Formen. In diesen gelangt neben unendlich subalterner Originalitätshascherei, die heute so rentabel erscheint, auch ehrliche Sehnsucht zum Ausdruck.

Man ist in Malerei und Litteratur des ewigen coin de la nature überdrüssig geworden. Das ewig gleiche Milieu treibt schliesslich zu den unmöglichsten Gesichtswinkeln, um Interesse zu erregen. Nachdem ein und dasselbe Ding von hunderttausend verschiedenen Seiten betrachtet und dargestellt war, hielt man es an der Zeit, es zu ändern. Man wollte wieder stofflich werden, neue Formen, neue Geschichten, nur dadurch glaubte man auch auf den neuen Stil kommen zu können. Der coin de la nature flog in die Rumpelkammer, und bei dieser Gelegenheit entdeckte man dort wie immer bei solchen Proceduren, sehr interessante Dinge, die zwar nicht neu, aber so alt waren, dass man sie modern hergerichtet, getrost als neu herausgeben konnte.

Man strömte in die Museen, die auf einmal einen gewissen praktischen Wert erhielten. Die entlegensten Säle wurden aufgesucht, und heimlich, „individuell", so dass es kein anderer merkte. Man versteht meisterhaft, was

an den alten Sachen gut ist; das kritische Jahrhundert hat den Sinn geübt, das Gute auch im Winkel zu finden; der individualistische Zug hat den blöden Autoritätsglauben nicht nur an den Mitlebenden, sondern auch an den Toten gebrochen; man nimmt nur das, was einem passt, und es kann nicht genug anerkannt werden, dass auf diesem Wege höchst wertvolle Schätze entdeckt worden sind, die vielleicht sonst noch wer weiss wie lange unbekannt geblieben wären. So kommt es, dass gar manches Publikum gar manchen Alten, der schon so und so viel hundert Jahre tot ist, erst in den Werken kennen lernt, die es als das Neuste vorgesetzt bekommt, und so konnte neulich in Wien der reizende Witz passieren, dass sich eine Dame nach dem Befinden des herzigen Herrn von Botticelli erkundigte. — Einen praktischen Schaden hat die Sache nicht. Derjenige, der die Alten nicht kennt, wird sie auf leichtestem Wege kennen lernen, und derjenige, der sie kennt, wird sie nur noch mehr lieben.

Diese retrograde Bewegung hat sich auch der Stilfrage angenommen, ja man kann sagen, dass die meisten heute lebenden Künstler, die sich mit dekorativer Kunst beschäftigen, sich dieses historischen Weges bedienen. — Es ist keine Frage, dass jeder auf diese Weise gewonnene Stil nur so lange neu sein kann, so lange man nicht das oder die Vorbilder kennt, die benutzt wurden. Die moderne Kritik hat es zu einer enorm guten Nase für diese Dinge gebracht und spürt so ziemlich jedes Mal das alte Original für die moderne Folie aus, manchmal rät sie falsch und zuweilen, ganz selten, giebt sie sich auch da ans Raten, wo geglaubt werden muss, wo etwas Neues aus Neuem entsteht.

Man kann von den Künstlern reden, die mit vollem Bewusstsein auf das Alte zurückgreifen, kein Hehl daraus machen und ehrlich glauben, auf diesem Wege weiter zu kommen. Die Historie giebt ihnen scheinbar Recht, auch die alten Stile haben sich langsam der eine aus dem anderen entwickelt, warum soll man von diesem Wege abbiegen?

Unter diesen Künstlern stellt — um unter den vielen einen Deutschen zu nennen — Sattler etwa die erste Phase vor. Er und seine zahlreichen Kollegen in den Niederlanden, in Frankreich und vor allem in England, eigentlich die ganze Masse der jungen dekorativen Künstler, sind bewusst unmodern. Es ist eine eminent gebildete Kunst, Sattler studiert mit Leidenschaft seine alten Stoffe, es wird wenig Leute geben, die den Bauernkrieg so genau kennen wie er; die Aufspürung jedes neuen Details macht ihm eine Riesenfreude, er lebt mit seinen Menschen, und es ist nur natürlich, dass er mit ihnen auf ihre Art, nicht auf die seine lebt, dass der Stil, der ihrer Zeit eigen, der seine geworden ist. Seine Zeichnungen sind wahre Kommentare der Zeit, die sie illustrieren, die ganze Wahrheitsliebe des Naturalisten vom reinsten Wasser steckt in diesen getreuen Aufzeichnungen, die enormen historischen Wert hätten, wenn sie zu ihrer Zeit gemacht worden wären.

Mit derselben Innigkeit studieren in England Leute wie Shannon und Ricketts die wundervollen Mönchbücher aus der Zeit des Fra Angelico und später. Es kommt kein Buch auf eine Londoner Auktion, das nicht durch die zarten Hände dieser feinsinnigen Kenner gegangen wäre, sie kennen jedes Blatt der wundervollen Schätze des British Museum und jedes Stück, das durch ihre Hände gegangen, lässt in ihnen einen feinen Hauch, eine sublimierte Empfindung zurück, die sie wahr, wie sie es empfinden, auf das feingerippte Papier bringen.*)

*) Anm. Es sei hier nur auf einige der typographisch wundervollen Bücher verwiesen: Hero de Leander, illustriert von C. Ricketts und C. Shannon; Poems by Lord de Tabley, illustriert von Ricketts und vor allem The Dial, an occasional publication edited by Shannon ed Ricketts. Jetzt hat sich Ricketts mit Hacon zu einem jener Spezialverlage à la Morris zusammengethan, an denen London reich ist. — Alle diese Bestrebungen findet man in einer am 1. Juni eröffneten Exposition Internationale du Livre Moderne zusammengestellt, die Bing mit einem Comité von Bibliophilen in seinem Salon L'Art Nouveau in Paris veranstaltet hat.

Es ist thöricht zu glauben, dass diese Menschen heucheln oder sich Ideenkreise aufzwingen, die ihnen unnatürlich sind. Sie folgen so gut ihrem innersten Wesen wie Böcklin und Menzel bei ihrem Schaffen und sie durchkosten dieselben Sensationen wie diese und empfinden dieselbe Befriedigung ihres produktiven Bedürfnisses. Diese Sensationen sind mysteriös, vielleicht noch dunkler als die Wege originalen Schaffens, mysteriös wie das kleine Häuschen der beiden Unzertrennlichen in Chelsea mit seinen geschlossenen grünen Läden und seiner unbeweglichen Stille im Innern, mit den beiden zarten fast schwebenden Gestalten und mit dieser fast wesenlosen Kunst an den matten Wänden. Es ist hier schon mehr wie bei Sattler, es ist das Alte, gesehen mit dem Naturell des leidenschaftlichsten Liebhabers solcher entzückenden alten Sachen, der sich definitiv in eine Lieblingszeit vergräbt und von der Gegenwart so verletzt wird wie der wunderbare Held Des Esseintes des Huysmans von den groben Aeusserungen der Umgebung. Es sind sehr, sehr vornehme Künstler, der Menge abgewandt, nicht nur den Tadel, sondern auch die Anerkennung fliehend, die ihnen nichts bieten kann, da sie von den Lebenden kommt.

Aber diese rückhaltlose Anerkennung des Subjektiven, der Respekt, den man vor diesen stillen Leuten nicht weniger als den berühmteren, und mit Recht berühmten Burne-Jones und Crane haben muss, darf nicht die kühle Einsicht verhindern, dass das nicht lebendig sein kann, dessen Wesenheit im Gestorbenen beruht.

Sattler hat wenigstens die objektive Vorstellung seines Antagonismus und strebt zuweilen hinaus in's Freie. Aber die eiserne Ritterrüstung sitzt ihm fest auf dem Leib und er wäre thöricht, zu vergessen, dass er sich in ihr am wohlsten fühlt, und dass es nur auf letzteres in der Kunst und bei allen Dingen ankommt; sich wohlzuthun, gleichgültig, was die anderen dazu sagen und welchen objectiven Wert die Wohlthat besitzt.

Sattler hat den weitesten Weg vor sich, wenn überhaupt hier von einer Entwicklung in unserm Sinne die Rede sein kann. Einen Riesensprung weiter stellt Vallotton dar, um wieder ein konkretes Beispiel zu nehmen. Er gehört eigentlich nicht hierher, ich nenne ihn jetzt, weil ich bei dem letzten Sattler'schen Werk, seinen Karrikaturen aus dem Kunstleben, lebhaft — zu lebhaft — an Vallotton erinnert wurde. Sattler sollte nie vergessen, dass der Schritt von ihm zu Vallotton ein Wagnis bedeutet, das ihm seine ganze Kunst kosten kann. Er ist ganz unfähig, Vallotton aufzunehmen, wie er es in seinem letzten Werke versucht; hier wird die Kombination ein Gemenge, in dem jeder Bestandteil allzudeutlich bleibt. Zwischen beiden fehlt jedes Bindemittel. Vallotton ist stofflich vollkommen frei und vollkommen modern; wohl der Künstler, der die einfachste Formel des modernen Realismus gefunden hat, eine Knappheit des Ausdrucks, die an das Fabelhafte grenzt. Was das moderne Kostüm, die moderne Pose, das moderne Leben überhaupt an eigenen Linien besitzen, hat er entdeckt. Was Sattler für vergangene Zeiten bedeuten könnte, ist Vallotton für die moderne. Er hat wie Balzac das Typische seiner Zeit gefunden und nicht als Naturalist, sondern mit glänzendem Humor in das Holz geschnitten. Grandios ist dieser Humor; brutal im psychischen Sinne, ein souveräner Hohn, der an Breughel gemahnt; zeichnerisch ist er das, was Vallotton's Kunst den dekorativen Schwung giebt. Vallotton hat den dekorativen Wert moderner Milieus bestimmt und diese Schwarz-Weiss-Technik zu einer solchen Vollendung gebracht, die Ausnutzung primitivster Mittel so weit getrieben, dass man die alten Holzschnitte vergisst und ihn als den Erfinder dieser Technik zu feiern geneigt ist. Man muss die Holzplatten sehen, von denen er druckt, diese ungeheuerlichen Hieroglyphen, die sich nachher auf dem Papier zu so wohlgelungenen Porträts entwickeln, — um einen rechten Begriff von der Originalität seiner Linie zu bekommen. Übrigens ist er auch ein sehr geschmackvoller Maler und ist früher unglaublicher Weise ein technisch sehr gewandter Radierer à la Köpping gewesen. Er macht kleine Bilder in lebhaften Farben,

die in ihrer Art deliziös sind. Er ist entschieden einer der berufensten Pioniere auf dem Weg in neue dekorative Gebiete; aber so stark sein Einfluss einmal sein wird, seine Bedeutung auf diesem bleibt beschränkt und zwar aus dem Grunde, der der ganzen dekorativen Kunst des Jahrhunderts widerstrebt und der bereits angedeutet wurde. Es kann nicht stark genug betont werden, dass das, was Vallotton und manche andere im Dekorativen hindert, sein eminenter Vorzug auf anderem Gebiete ist, eine Gabe, die weder der Künstler noch der Geniessende zu entbehren geneigt wäre und auf die widerwillig verzichtet werden müsste, um zum Ziele zu kommen. Vallotton wird im Dekorativen immer seine scharfe Psychologik im Wege sein, die ihn treibt, den Objekten tiefer auf den Grund zu sehen, als die reine dekorative Wirkungsmöglichkeit zulässt.*) Die Psychologie verhält sich zur Kunst ebenso wie zur Litteratur. Sie zerstört in beiden die Lyrik und ist von unersetzlichem Wert für die realistischen Formen bei beiden. Sie ist bei Vallotton so tief, dass man nicht bedauern darf, ihn nicht auf dem anderen Gebiete zur höchsten Vollkommenheit gelangen zu sehen, da das einen Verzicht auf sie bedeuten müsste und ein Ersatz dafür kaum zu denken ist. Eine Verschmelzung beider Qualitäten ist unmöglich wie man bei Munch — hatte in diesen Tagen eine Spezialausstellung in L'Art Nouveau — sieht, der trotz eminenter Begabung sowohl für das Dekorative wie für das Psychologische nur durch diese seltene Mischung verhindert wird, sich vollkommen zu entwickeln. Sein Werk wie das Vallottons bietet unerschöpfliches Material, aus dem rein dekorative Künstler erst die wirklichen Werte ableiten werden, die jetzt nur angedeutet sind. — Es hat sich bereits um diese Bestrebungen eine Gruppe gebildet, die äusserlich kaum zusammenhängt und nur in ihrer gemeinsamen bewussten oder unbewussten Abstammung ihre deutliche Verwandtschaft äussert. Goya, der Meister Constantin Guys', Klingers, Rops, Manet's und so vieler anderer ist auch ihr Stammvater. Man müsste hundert Bücher schreiben, um den Einfluss aufzuhellen, den die Kunst dieses Menschen ausübt, an dem nicht wunderbar ist, dass er in Spanien geboren wurde, sondern dass er überhaupt einmal irgendwo auf die Welt kam. Wer ihn begreift, wird sich die Phrase von der mangelnden Potenz des Jahrhunderts abgewöhnen. Er ist das mysteriöse Genie, das sozusagen ohne Ahnen**) auf die Welt kam und ohne es von anderen gelernt zu haben, ungestraft mit der Natur hantieren konnte wie mit einem Haufen Lehm, aus dem er sich eine zweite Welt zurechtknetete, die die alte auf den Kopf stellte. Was Goya für die dekorative Kunst grössten Stils bedeutet, können wir, die wir noch gar keine Distanz zu ihm zu nehmen vermögen, noch nicht annähernd ermessen. Unsere grössten Künstler wagen sich nur schüchtern an ihn heran, ohne seine Kraft in neue Werte umsetzen zu können. Klinger erscheint zuweilen als sekundärer Epigone in der Zeit, da er Goyas Einfluss unterlag (z. B. in „Die Rivalen") und Rops ist da am grössten, wo er Goya zum Verzweifeln ähnlich sieht.

Sowohl Klinger wie Rops haben da, wo sie rein stilisierend auftreten, Goya ganz unberücksichtigt gelassen; beide behelfen sich überall, wo sie dekorative Motive brauchen, mit Antagonismen, bei Klinger ist es in der Regel japanisiertes Hellenentum; nur in dem Menzelblatt und ähnlichen Sachen steckt etwas angewandt Dekoratives; — bei Rops Rococco; und so glänzend jeder das Seine verwendet, nie geht das Bild vollkommen in den Rahmen auf. Andere Zeichner haben es verstanden, Goya'schen Geist für ihre Zwecke zu benutzen,

*) Das hindert nicht, dass Vallotton soeben für die genannte Internationale Bücherausstellung in L'Art Nouveau einen Katalog componiert hat, der zu dem Allerbesten gehört, was die Moderne in der Bücherkunst hervorgebracht hat.

**) Man findet vielleicht bei manchen japanischen Phantasten, z. B. in einem der drei Bücher von Shunyei und Shunsho (Geschichte der hundert Ungeheuer) und bei einigen alten Holländern (Brueghel) verwandte Noten, ohne jedoch auch nur im entferntesten eine Abstammung Goyas — wohlverstanden, des Phantasten Goya — konstatieren zu können.

ohne mehr als eine Art Uebertragung zu geben; so Manet in seinen fast spanisch wirkenden Porträts, Kittelsen in seinen früheren sehr wirkungsvollen Darstellungen skandinavischer Sagen. Bezeichnend für Goya ist sein nicht geringerer Einfluss auf dekorativ veranlagte Bildhauer. Carriès ist ihm in manchen Details seiner architektonischen Entwürfe nahe gekommen — vielleicht ohne es selbst zu wissen. Aber es sind eben nur die Details, die, durch ihre unverhältnissmässigen Wirkungen, den Gesammteindruck verengen und gerade zu dem Mangel führen, dem Goya nie unterliegt, dessen starker Sinn für die grosse Fläche, dessen elementare Einfachheit in den verrücktesten Gegenständen, stets die grosse dekorative Wirkung erhält. Fix Masseau in seiner Emprise hatte mal einen glücklichen Griff in dieser Richtung, und noch bedeutungsvoller scheint für sie der junge Norweger Vigeland zu werden, dem es vielleicht gegeben ist, das zu entwickeln, was vom Bildhauer in Goya steckte. — Alle diese — bewusst oder unbewusst — kongruenten Bestrebungen berühren zum grössten Teil nur eine Aussenseite Goyas, seine Gegenstände, seine Manier, es wird einer späteren Generation vorbehalten sein, die stilistischen Formeln zu lösen, die in so vielen — um nicht zu sagen — allen Blättern Goyas enthalten sind. Zum Beispiel in dem wunderbaren Blatt No. 61 der Capriccios: Volavecunt; die Hure, die von den drei Hexen zum Himmel getragen wird. Das ist Architektur gewaltigsten Stils, diese drei in der Luft hockenden Weiber, die wie ein Kapitäl den schlanken Leib der Kourtisane tragen, welche mit einem Fuss auf diesem Postament ruht, den andern weit wie im Tanzschritt spreizt und mit den weit geöffneten Armen den grossen Spitzenschleier entfaltet wie einen schwarzen Flügel, der sie in die Lüfte hebt. — Oder Blatt 65 derselben Sammlung: Donde vá mama? mit demselben unglaublich dekorativen Aufbau menschlicher Glieder. Der Kerl unten, der die anderen trägt, mit der Eule zwischen den weit gespreizten Beinen ist eine vollkommen ausgearbeitete Karyatide, die man benutzen könnte wie sie ist. In Blatt 72 „No te escaparàs“ ist die Bewegung der Frauenfigur von unbeschreiblich dekorativer Grazie. Die Capriccios wimmeln von solchen Motiven, auch in den übrigen Cyklen findet man sie, namentlich in den Proverbios. Gleich das zweite Blatt, das Gespenst, das den Soldaten erscheint, ein Blatt, das vielleicht Klinger zu seinen schönen Gespensterblättern angeregt hat (Seegespenst etc.) und das bestimmt Kittelsen benutzt hat. In wüster Gegend kämpfen bei pechfinsterer Nacht Soldatenhaufen miteinander. Wie Gewürm winden sich die kämpfenden Menschen am Boden herum, wunderbar ist die Bewegung der Masse um den grossen Baum im Hintergrund getroffen, man entdeckt beim näheren Hinsehen nur ein paar Menschen und dabei wimmelt es von ihnen. Da erscheint plötzlich hart vor dem Menschengewürm, hoch bis in den Himmel, die ganze schwarze Fläche bedeckend, ein Gespenst, das Grauen, das den Schlächtern Einhalt gebietet. Man sieht kein Glied, nichts von einem Gesicht, alles verschwindet in den Falten dieses ungeheuren Mönchmantels; aber was er birgt, muss so grauenhaft sein, dass man fliehen möchte wie diese rohen Horden. Wie hier in fast geraden grossen Linien der Eindruck des Grausigen, Riesenhaften im Gegensatz zu dem fast punktierten Gewimmel am Boden erreicht ist — das ist dekorative Grösse. Oder die Blätter No. 4, 7 etc. desselben Cyklus mit ihren Ungeheuern, die alles was Mensch und Bestie an Grotesken besitzen, ins Ungeheure spiegeln. Man sehe was in den Thierbildern der Capriccios, besonders den Eselblättern steckt, wie da mit dieser fabelhaften Schattentechnik, die Goyas malerische Grösse ist, die dekorative Formel unscheinbarer Wesen gewonnen wird. Es giebt noch immer naive Leute, die das „Verzeichnen“ nennen, ohne sich dafür der sehr verdienten leichten Misshandlung auszusetzen. Goya, der haarscharfe Porträts gemacht hat und dessen sichere Zeichnung aus vielen vortrefflichen Kopien auch für die Dummen hervorgeht, wird damit nichts zuleide gethan. Dem grossen Böcklin sucht dieser Unsinn noch heute zu schaden. Man sträubt sich, in seinen gemalten Erotismen, zum Beispiel in den Hälsen der Schwäne seines wundervollen „Gefildes der Seligen“ etwas

anderes zu sehen als die kindlichen Versuche, Schwanenhälse darzustellen. Es wäre nicht uninteressant, zu erfahren, wie sich diese Leute eine Stilbildung vorstellen. Manchmal sind es tüchtige Maler „der anderen Richtung", die solchen Unsinn aussprechen, die in ihren Coin verrannt, nicht die grosse Natur dieser Genies begreifen; in der Regel aber sind es dieselben überflüssigen Zeitgenossen, die von strammen Realisten ebenso abgestossen werden wie von diesen Phantasten. Und diese merkwürdige Inkonsequenz ist durchaus kein logischer Fehler, sondern nur der verdoppelte Ausfluss einer und derselben Idiotie. — Böcklin's Genie teilt sich in das Farbige und Dekorative und während bei Goya das Farbige — Koloristische — zu kurz kommt, denn Goyas Gemälde enttäuschen, ist Böcklin's vollkommene Grösse nicht im Dekorativen zu suchen. Trotzdem hat er dafür so viel gethan, dass man ihn allein etwa neben die viel spezifischere Begabung Goyas stellen kann. Man denke an seine wunderbaren Meeresidyllen, so an das Berner Bild, Meeresstille, die wunderbarste Symbolisierung des Lautlosen, ein Bild, vor dem man niedersinken möchte, wie vor der tiefsten Offenbarung. Kein geringer Teil der Wirkung kommt auf diese Placierung der beiden Leiber, diese geniale Parallelbewegung in dem Weib und dem Mann. In diesen beiden verschiedenen Bewegungen steckt etwas von tiefster Psychologie männlicher und weiblicher Erotik und zugleich ein wunderbares dekoratives Problem. Den Affekt, der zu dieser Idylle gehört, findet man in dem Münchener „Spiel der Wellen" wieder verblüffend dekorativ dargestellt in diesem Alten, der angebraust kommt und in den Beziehungen dieser Bewegung zu denen der beiden hinteren Frauenfiguren, von denen die eine auf dem Rücken dem Spiel zuschaut, während die andere kopfüber mit eingezogenen Füssen in die Tiefe schiesst. Die beiden vordersten Schwimmer haben nur koloristischen Wert und könnten, gerade infolge des Mangels inneren dekorativen Zusammenhangs mit den übrigen, beinahe lieber vermisst werden. — Dieser Sinn für Bewegung, das unerlässliche Moment für dekorative Wirkung, der wesentlichste Hebel, mit dem die Hand des Künstlers an der Natur ansetzt, ist bei Böcklin in höchstem Masse entwickelt; die Farbe dazu, die diese Bewegung ergänzt, macht ihn zum Gott. Kein Künstler — auch die grössten Meister präraphaelitischer Zeiten nicht — hat jemals die Beziehung der Linien zur Farbe so tief gefasst wie er. Das giebt ihm seine dekorative Bedeutung. — Aber auch rein stilisierend hat er seinen — merkwürdiger Weise noch nie gewürdigten — Wert. Wie oft und in wie vielen Varianten ist schon der entzückende gradlinige Garten seiner Gartenlaube (Zürich) bei den Neuesten aufgetaucht! — Ich unterlasse es, alle stilisierenden Gemälde nach der Art von „Dichtung und Malerei" zu nennen; Böcklins Tafelbilder sind ja bekannt genug. Weniger bekannt sind dagegen sein Fresko „Der Geist der Natur" (Basel, soviel ich weiss) und seine architektonischen Entwürfe. Es ist klar, dass er die Kühnheit seiner Formen modificiren muss, sobald das gemalte Gebäude in greifbare Formen tritt und der farbige Hintergrund durch die Luft ersetzt wird. Mangel an dieser Einsicht führt zu solchen Geschmacklosigkeiten wie dem neuen Brunnen an der Wiener Burg, der so monströs ist, dass er in Berlin aufgestellt werden könnte. Trotz weiser Beschränkung bleibt bei Böcklins architektonischen Werken noch freier Wurf genug. Die Sandsteinmasken an der Kunsthalle in Basel legen das Bedauern nahe, dass Böcklin in dieser Kunst nicht noch länger arbeitete, in der er fast weniger entbehrlich wäre als in der, die durch ihn so überreich geworden ist.

Auch Hans Thoma geht in gewissem Sinne mit in dieser Richtung, aber seine Begabung gehört erheblich weniger dem Dekorativen, in dem er fast immer archaistischen Versuchungen unterliegt — freilich auf eine Art, die einem diese Federzeichnungen lieb machen. Der wahre Thoma steckt in der Landschaft, wo übrigens auch Böcklins grösste Grösse zu finden ist.

An diese Deutschen schliessen sich Leute wie Stuck an, der speziell zu Böcklin gehört, v. Hofmann, der von allen möglichen Leuten beeinflusst, stark farbig zu wirken versucht, Greiner, der Klinger folgt, und die jungen Frank-

furter, die Thoma nachlaufen; alle versäumen, die von ihren Vorbildern geöffneten Pfade in neue dekorative Gebiete weiterzubauen. Der Sinn fürs Dekorative liegt in keinem Kulturlande so brach als in dem Vaterlande Albrecht Dürers.

Eins fällt an dieser ganzen Richtung auf. Alle ihre Jünger sind starke Erotiker. Der Ton liegt auf dem Starken, es sind alles sehr gesunde Künstler. Sie sind Erotiker im engeren Sinne des Wortes, denn im weiteren gehören alle produktiven Künstler dazu. Eine Sexualästhetik soll noch geschrieben werden; hier kann nur auf den Zusammenhang mit dem Thema hingewiesen werden, das ohne die Beziehung zur Erotik nicht erschöpft werden kann. Was nämlich diese Menschen zu der starken Aeusserung treibt, deren besondere Art uns als dekorativ erscheint, ist speziell nichts anderes als das erotische Bedürfniss des Menschen mit starken Sinnen, dem die Natur zu wenig ist, um sich darin auszutoben, und der die Kraft hat, auch noch ein Uebriges zu verdauen. Das Erforderniss gesunder Kraft bringt es mit sich, dass diese Richtung unter den Germanen Anhänger finden konnte. Ihre Qualität ist von der Differenziertheit des Sensationsbedürfnisses abhängig, im allgemeinen wird die überströmende Kraft diese Differenzirtheit hindern, resp. zunehmende Differenziertheit wird eine Abnahme der Kraft zur Folge haben. Wir sehen in der Geschichte aller Epigonen, zumal in unserem Jahrhundert, wie sich die Kunst mit der grösseren Differenzirtheit behilft, um die mangelnde Kraft zu ersetzen. Ein Ausgleich, ein periodischer Wechsel der beiden Faktoren ist notwendig, um den künstlerischen positiven Schatz, der auf die Welt kommt, auszunutzen; es muss Epigonen geben, damit die Saat des grossen Genies aufgehe.

Goya ist so ein Schatzgräber, das grösste Genie der soeben betrachteten dekorativen Richtung, über die er weit, weit hinausreicht in andere künstlerische Gebiete hinein. Er ist der Mann mit der stärksten Erotik, der es gewagt hat, die Bilder einer fast übermenschlichen Phantasie, die schwächere Geister ins Irrenhaus führen würden, auf das Kupfer zu bannen, und gerade das Grosse seiner Erotik scheint ihm die Kraft seiner dekorativen Gebilde gegeben zu haben.

Aber der Weg dieser dem Ziele nach vielleicht grössten Richtung künstlerischen Strebens ist steinig, unendlich undankbar. Böcklin ist ein alter kranker Mann geworden, bis er einen Kreis zweifelhafter Kenner, der nicht über die Grenzen deutscher Lande hinausreicht, gefunden hat. Goya fängt erst seit 10 Jahren an, mitzuzählen, Stuck wird — populär, Klinger zersplittert in heissem Drang nach neuen Sensationen in Universalkünsteleien; Rops, Munch und wie sie alle heissen, werden durch die Angst vor Polizei am grösseren Wirken gehindert. Es ist wohl der steilste Weg, den ein Künstler gehen kann; wehe ihm, wenn er verurteilt ist, von seinem schönen Laster zu leben, dann mag seine glühende Phantasie ihm auch das tägliche Brot ersetzen; andere geben es ihm nicht; — denn je grösser der Abstand zwischen diesen Titanen und der Masse, deren Wurmhaftigkeit jenen Genies immer zum Piedestal dient, um so grösser der Hass gegen diese Bildner der Grösse. Und die schwerste Gefahr tragen diese Künstler in sich selbst: „dekorativ“ zu werden, in dem zweiten Sinn dieses vielbedeutenden Wortes, der die Pose von der Leidenschaft trennt; zum Schauspieler ihrer Gefühle zu werden. Denn das Grösste ihrer Kunst ist das Latente, das Unbewusste ihres Dekorativen, wie es sich bei Goya und Böcklin äussert, das die geheimnissvolle Kraft besitzt, einer Generation die Wege zu weisen und im höchsten Sinne stilbildend zu wirken.

II.

Neben der sehr langsamen, so zu sagen psychologisch-dekorativen Bewegung läuft eine andere, die erheblich schneller zu dem unmittelbaren Ziele neuer dekorativer Wirkungen zu kommen scheint, weil sie sich von jedem

Ballast historischer oder psychologischer Betrachtung befreit und das Ziel so einfach und billig wie möglich nimmt. Die meisten Künstler der ersten Richtung, namentlich Vallotton, stehen auch dieser zweiten nicht ferne, die — das Ziel so einfach wie möglich vorausgesetzt — aussichtsvoller als jede andere zu sein scheint, da sie möglichst direkt mit dem alten probatesten Mittel operiert, der Natur.

Es sind nicht die Leute des Coin de la nature, wir haben gesehen, dass sie unmittelbar nicht zum Ziel gelangen können; es sind überhaupt im Wesentlichen keine Maler, sie scheiden sich formell von der Zunft, ja sie fliehen die Malerei systematisch, um ungestört Zeichnen, Hämmern, Tischlern, Töpfern zu können. Dabei sind sie alle einmal Maler gewesen und zwar Maler des äusseren Milieus im Gegensatz zu denen der vorhin betrachteten Richtung. Denen ist es aufgegangen, dass die Natur keineswegs nur der Coin ist, an dem man sich seit 70 Jahren satt gemalt hat, keineswegs nur die mehr oder weniger intime Landschaft, die der dekorativen Linien entbehrt. Sie sahen sich nicht die Landschaft sondern das Land an; nicht den Wald, sondern den Baum, und nicht den Baum sondern das Blatt. Ja und sie gehen soweit, auch noch das Blatt zu zerlegen und das Chlorophyll zu betrachten. Es sind Leute mit sehr grossem Interesse für das Stoffliche; um sich vor Nachahmen zu schützen, nehmen sie Stoffe, die noch nicht gebraucht sein können, weil sie früher nicht existierten. Sie benutzen, was das Mikroskop dem Auge verschlossen hat; neben den glänzenden Farben der Spektralanalyse suchen sie sich auch die Linie zu eigen zu machen, die man bei den weitgehenden Forschungen der Naturwissenschaften entdeckt hat. Man hat in dem Geäder der Zellengewebe, in den Blutkörperchen, in den Samenkapseln u. s. w. dekorative Momente gefunden, die dem stilsuchenden Auge zu Hilfe kommen. Es ist keine Frage, die Qualität des Auges ist das wesentliche, mit dem Abklatsch noch so merkwürdiger Gebilde ist es nicht gethan. Aber das Motiv bildet sich zweifellos leichter aus dem Neugeschauten heraus als aus gekünstelten Kombinationen von dritter und vierter Hand. Wie sehr oft in der Kunst liegt das Künstlerische hier in der Entdeckung; die produktive Bedingung, die überhaupt im unmittelbar Dekorativen, wie wir sahen, erheblich weniger positive Faktoren erfordert, kann hier auf die Ausscheidung derjenigen Momente des Naturgebildes beschränkt werden, die die als stilisierend erkannte Absicht der Natur beeinträchtigen. Es ist kein Schaffen aus dem freien Handgelenk, sondern stützt sich auf eine neue Natur.

Das ist eine eminent gesunde, weil durch und durch moderne Richtung: die Errungenschaften der modernen Wissenschaften auch zu ideellen Zwecken zu benutzen, neben der modernen Technik, der modernen Industrie, aus derselben Quelle heraus eine moderne dekorative Kunst zu schaffen.

Die Bewegung befindet sich noch in dem Anfangsstadium; die Versuche sind noch schüchtern und zum Teil ungelenk. Aber hier liegt die Zukunft und der Schatz ist so gross, dass man getrost daneben tappen kann, man findet doch.

In Deutschland hat Eckmann mit immer stärkerer Überzeugung diese natürliche dekorative Richtung erkannt und ihr bereits entzückende illustrative Arbeiten geliefert, bei jedem neuen Entwurf merkt man den steten Fortschritt seiner Entwickelung. Er beschränkt sich nicht auf die Schwarz-Weisszeichnungen, er ist wohl der einzige Deutsche, der selbständig zu töpfern versucht und ohne Anlehnung an lebende oder tote Muster originale Muster schafft. Derselbe Künstler fertigt moderne Bijouterieen, malt gegenwärtig einen Kuppelbau einer Münchener Kirche aus und beschäftigt sich zu gleicher Zeit mit der Holzschnitttechnick, in der er auf dem besten Wege ist, das Geschick der Japaner zu erreichen.

Jüngst hat Eckmann in Deutschland einen gefährlichen kunstgewerblichen Konkurrenten in Köpping gefunden, der sich bisher auf ganz modernem Gebiet, als technischer Interpret Rembrandt's, einen berühmten Namen gemacht hat und der jetzt mit künstlerischen Schmuckgläsern auftritt, die in

ihrer Art einzig sind. Denn während die französischen und amerikanischen Glaskünstler, auf die ich später eingehen werde, in erster Linie durch die Farbe zu wirken versuchen, hat Köpping in seinen Gläsern neue Formen gefunden, die technisch wahre Wunderwerke sind, da man kaum begreift, wie sich das zerbrechliche Material zu solchen fast gehauchten Gebilden verarbeiten lässt und die die künstlerischen Reize der delikaten Linien japanischer Holzschnitte besitzen.

Daneben hat sich der Münchener Künstler Obrist mit seinen Stickereien einen guten Namen gemacht. Die Sachen sind, nachdem sie in München und Berlin ausgestellt waren, nun auch nach Paris gelangt. Sie sind gutes Kunstgewerbe, der Weg ist der rechte; aber sie würden noch viel besser sein, wenn man nicht vorher so viel darüber geredet und geschrieben hätte. Wenn man mit diesen Sachen die überschwänglichen Schreibereien vergleicht, die sie in Deutschland hervorgebracht haben, kann man sich kaum das moquante Lächeln verkneifen, das so manche Errungenschaft Deutschlands hervorruft, sobald sie vor das Forum der weniger naiven Pariser gebracht wird. Es ist wirklich eine rührende Einfalt, in Obrist die erste Offenbarung eines modernen Kunstgewerbes zn erblicken. Seine Arbeiten stellen die Manifestation desselben Geistes dar, der von Japan herübergekommen, in allen Kulturländern mehr oder weniger thätig ist. Diese Beschränkung reduziert nicht nur nicht den Wert der Obrist'schen Originalität, sondern ist einfach eine Notwendigkeit; gerade in dem Zusammenhang der Obrist'schen Bestrebungen mit dem Zeitstrom — sei er nun bewusst oder unbewusst — liegt sein gesunder Wert. Der wird durch solche lächerlichen Schreibereien, die den Künstler verführen können, sich ausserhalb dieses notwendigen Zusammenhanges zu betrachten, nur in Gefahr gebracht.

In der Zeichnung versucht sich in Deutschland Hirzel in derselben Richtung, wenn auch noch nicht so sicher wie Eckmann. Er benutzt die Bildung des Geweihs, die Formen anmutiger Blätter etc., um seine Radierungen einzurahmen, nach der Art Klingers, aber mit anderen Mitteln. — Sehr viel interessanter ist schon van Hoytema in Holland, der in der ausgezeichneten graphischen Ausstellung im Wiener Künstlerhause und im vorigen Sommer in der Sezession mehrere seiner Lithographieen mit dekorativen Entwürfen ausgestellt hatte. Wie er das Gefieder des Pfaus, der Eule, die Umrisse der Wolken zu seinen Zwecken*) verwendet, ist bewundernswert.

Im gleichen Sinne sind in Holland, Belgien und Dänemark eine Anzahl junger Künstler an der Arbeit.

Es ist klar, dass diese modern-dekorative Schwarz-Weisszeichnung nicht in der Luft hängt, ohne Zusammenhang mit dem Früheren. Wir haben vorhin der Art jeder künstlerischen Entwickelung gedacht. Was bei den moderndekorativen Schwarz-Weisszeichnungen das Alte ist, springt in die Augen. Es ist die Kultur des Landes, der wir in der ganzen modernen Kunst auf Schritt und Tritt begegnen: Japan. — Aubrey-Beardsley mit seinen Verwandten, die die englischen Bücher zieren, unterliegt fast zu sehr diesem Einflusse, der in Deutschland in Th. Th. Heine, dem feinfühlenden Interpreten Beardsleys seinen Ausdruck findet. Sehr oft ersetzen hier Grazie, ein ausserordentlich feiner Eclecticismus und eine eminente Geschicklichkeit die originale Eıfindung. Aber die Art ist zu nett, der Geschmack, der in so einem Buche wie Le Mort Darthur, oder in den humoristischen Zeichnungen des III. Yellow Books oder in dem Buchdeckel Heines zu den Demi-Vierges steckt, ist so einschmeichelnd, dass es unmöglich wird, den strengen Richterstandpunkt, der zwischen Eigenem und Fremdem zu unterscheiden hat, beizubehalten. Und es ist immer noch ein sehr grosser Schritt, von der feinen Benutzung einer fremden Kultur, wie sie diese Leute verstehen, zu dem Antagonismus von Morris und seinen Kollegen.

---

*) Es ist einer der besten Buchillustratoren, vielleicht der beste, weil selbstständigste. Ich verweise auf seine Illustrationen zu The Ugly Duckling (bei David Nutt, London).

Freilich, was wirklich aus japanischem Linienhumor in Europa gemacht werden kann, das haben nicht diese feinen Herren, sondern die grossen Busch und Oberländer bewiesen, die ganz still und bescheiden einige der wenigen deutschen Werke geschaffen haben.

In Eckmann und Hoytema, denen man die feinen Zeichner-Koloristen Pitcairn-Knowles und Rippl-Ronai*) und noch manchen anderen Verwandten zugesellen kann, ist dieser Einfluss überwunden, er war die Leiter, die man fallen gelassen hat und die jetzt kaum noch bemerkbar ist. Sie führte in die Natur, die man so aufmerksam anzusehen begann wie es die Japaner vorher sahen. Keiner der lebendig schaffenden Künstler, die dekorativ veranlagt sind, haben diese Leiter vollkommen entbehren können. Selbst der grobstrichige Vallotton steht ihr in seinen letzten famosen Holzschnitzereien nicht fern. Auch in Klinger begegnen wir ihr wieder, der in seiner ersten Zeit wiederholt rein japanische Motive radierte, und dessen wunderbar feine Umrahmungen zu den Ovidischen Opfern den köstlichen abgeklärten Reflex dieses Einflusses darstellen.

Am weitesten ist die moderne dekorative Richtung bereits in Frankreich gediehen, oder richtiger, sie kommt am besten in Paris, dem Zentrum aller modernen künstlerischen Bestrebungen, zum Ausdruck. Hier hat sich unabhängig von dem groben Marktgetriebe bereits ein Kunstgewerbe entwickelt, das die Augen der Kulturwelt, d. h. der paar Leute hier und da, die Kultur machen, auf sich zu ziehen beginnt und seit kurzem in dem Hotel Mr. Bing's L'Art Nouveau einen eigenen Salon besitzt. Die Poterie und das Glas sind in erster Linie die Medien, in denen die Versuche verlaufen. In der Poterie sind Massier und Delaherche die Führer. Getrieben von dem Wunsche, die Farben in ihrem Material festzuhalten, die ihnen die moderne Koloristik zeigte, die sie an den Werken der Besnard, der Degas, der Whistler bewunderten, kamen sie darauf, die Entwickelung, die die Töpferei in Japan gefunden hat, fortzusetzen. — Japan hat auf die moderne koloristische Bewegung den denkbar grössten Einfluss ausgeübt. Schon einmal, in den Zeiten Makarts, hat Japan's Export die europäischen kunstgewerblichen Verhältnisse beeinflusst. Damals warf es mit China zusammen die ungeheure asiatische Pracht nach Europa hinein, diesen schönen bunten Flitter, der sich so schnell in den Salons unserer Bourgeois einbürgerte, dass man in Europa produzieren musste, um das Bedürfniss nach japanischen Massenartikeln zu befriedigen. So entstand in Japan und in Europa diese böse moderne Sazumaproduktion, das erste Geschenk, das Japan aus der Berührung mit uns gewann, die Karikatur japanischer Töpferei. Das war ein sehr böser Einfluss, er fiel gerade in die schlimmste Zeit, die Gründerjahre hinein, die mit den Traditionen der Gediegenheit unserer Altvorderen so gründlich aufräumten. Die reichen Leute kauften sich die prunkvollen Stoffe, bunte Götzenbilder, möglichst merkwürdige und auffallende Seltenheiten. Der Mittelstand lernte an der fabelhaft billigen Waare, sich mit wenig Geld chik einzurichten. So nahm man von Japan zunächst das Wertlose und machte es in der Art, wie man's verwandte, zum Unkünstlerischen. Aber es kamen doch auch andere Sachen mit herüber. Demselben Bing in Paris, der jüngst den ersten intimen kunstgewerblichen Salon gegründet hat, gebührt das praktische, Goncourt**) das litterarische Verdienst, die japanische Bewegung in künstlerische Bahnen geleitet zu haben. Diese Leute und andere zeigten, dass es da drüben nicht nur billigen und teuren Schmuck, sondern der Kostbarkeiten in Menge gebe, deren Wert nicht im Absonderlichen, sondern im künstlerischen Gehalt beruhte. Man fing in Europa an, Buntdrucke, Stichblätter, zuletzt alte japanische Keramik zu sammeln. Es ist kein Zufall, dass man ganz zuletzt erst auf die Poterie fiel, unzweifelhaft steckt in den japanischen Theegefässen

*) Pitcairn Knowles: Les Tombeaux; Rippl Ronai: Les Vierges; beide im Verlag L'Art Nouveau Paris.

**) In E. de Goncourt's „La Maison d'un Artiste“ findet man die Geschichte des japanischen Imports, die durch das glänzende Sammelwerk Bing's „Le Japon Artistique“ illustriert wird.

des Tchanoyou die höchste Kultur, es ist die Diskretion der Farbenharmonie bis zur Vollkommenheit. Ein Staunen ergreift einen immer wieder, wenn man sich in diese kostbaren Schätze versenkt. Solche Sächelchen schenkte der die Theeceremonien leitende Tchadjin seinen Gästen zu einer Zeit, da man in Europa noch nicht an Kunstgewerbe dachte. — Vor den Rakou-Yaki scheidet sich die Menschheit in Wissende und Unwissende. Der Scythe sieht in ihnen nur unscheinbare Scherben und verlacht den Kulturmenschen, der ein Vermögen für dieselben Scherben verausgabt. Whistler, Brangwyn und die Schotten haben diese Scherben in gemalte Leinwand umgesetzt, Massier und Delaherche, Bigot, Dalpayrat, der Däne Kaehler u. a. suchen sie neuzuschaffen.

Dabei waren zunächst grosse technische Schwierigkeiten zu überwinden, bevor man daran denken konnte, der übernommenen künstlerischen Tradition Japans neue Nüancen hinzuzufügen. — Als Bahnbrecher haben für diese technische Seite in verschiedener Art vor allem Massier und Delaherche gewirkt. Massier ist der Führer der sogenannten irisierenden Richtung, er verwendet metallschillernde Farben für seine Majoliken, in die er scheinbar willkürliche Dekorationen, Käfer, Blätter etc. verteilt.

In ähnlichem Material haben sich auch die Künstler von Lunéville versucht. Auch sie verwenden fast durchweg moderne Muster, die sich derselben Richtung anschliessen, doch tritt die Zeichnung in dem härteren, kälteren Material zu stark hervor, die Sachen wirken demzufolge aufdringlicher als die Massiers.

Unabhängig von den Franzosen ist Zolnay in Pest, resp. in seiner Fabrik in Fünfkirchen auf dieselbe Technik gekommen, er nennt seine Ware Eosinmajolika; in ihrer Art kostbare Arbeiten, die in ihrer Umgebung überraschen, aber doch noch zu maschinenmässig sind, um den Charakter von objets d'art zu erreichen. Zolnay ist übrigens intelligent und kunstsinnig genug, um, wenn er nicht von geschäftlichen Bedenken zurückgehalten wird, an der Bewegung mit grossem Erfolg teilnehmen zu können. Jetzt verwendet er noch orientalische und ungarische Muster guter Wahl, — es steckt ein unglaublicher Farben- und Formensinn in den Ungarn, das sieht man schon an den famosen Bauernarbeiten —: daher wirken manche der Eosinmajoliken auf den Nordeuropäer frisch und original. Man darf nur nicht die Pariser Sachen daneben sehen.

In dieser Richtung arbeitet auch der erwähnte Däne Kähler, der in Deutschland bereits bekannt geworden ist.

Dem gegenüber steht die andere Richtung, in der Delaherche bleibende Verdienste errungen hat, die sich des solideren, bei stärkster Hitze gebrannten feuerfesten Thons bedient (Steingut). In ihr ist gegenwärtig Bigot der zweifellos bedeutendste, der bereits das japanische Niveau nicht nur erreicht, sondern überschritten hat. Bigot war der Chemiker von Carriês, dem Genie der modernen Poterie, dem ersten, der mit aller Konsequenz den allein möglichen Weg der Entwickelung aller Keramik über Japan richtig erkannte. In dieser Schule lernte Bigot, der für seinen Beruf einen sehr wesentlichen Faktor mitbrachte: praktischen Sinn und technische Kenntnisse, und gerade das richtige Mass von nicht zu viel und nicht zu wenig Künstlertum, das der künstlerischen Ausformung praktischer Grundsätze not thut.

Bigot ist vielleicht der einzige kunstgewerbliche Künstler Frankreichs in engerem Sinne, denn was er macht sind wirkliche Gebrauchsgegenstände, die nicht nur zum Ansehen da sind. Seine Kaffee- und Theegeschirre etc., die er für L'Art Nouveau fertigt, sind mustergiltige Proben modern gewerblichen Sinns, seine Kacheln Schöpfungen von ganz unübersehbarer Bedeutung, die die moderne Innendekoration in neue Bahnen leiten können.

Der Bauerntechnik kommen die belgischen Poterieen nahe, unter denen namentlich die Gefässe des jungen Finch in Chimay Beobachtung verdienen. Die Sachen haben vor den soeben erwähnten dank ihrer einfacheren Herstellung den Vorzug der Billigkeit voraus. Und dieser Vorzug ist immerhin bemerkenswert. So wenig hier einer Volkskunst irgend welcher Art das Wort geredet werden soll, der zu Liebe die Billigkeit in den Vordergrund gerückt

wird, so angenehm ist es für die gewisse Art Leute, die gewöhnlich das grösste Verständniss und den kleinsten Geldbeutel haben, sich auch mal am eigenen Besitz zu erfreuen, anstatt immer vor den Schaufenstern zu bleiben wie der Hund vor dem Wurstladen. Von Farbenproblemen ist natürlich bei den belgischen Poterieen keine Rede. Es sind flott geformte und gebrannte burschikose Krüge und Teller, wie sie in ähnlicher Technik auch in England gemacht werden, freilich dort nicht so originell. Von irgend einer Spur unmotivierter, klassischer oder orientalischer Reminiszenzen, wie man sie bei so vielen Sachen in England findet, ist hier keine Rede, sie sind durch und durch modern, natürlich gedacht und gemacht.

Finch gehört einer kleinen Gruppe von Künstlern an, die aus Brüssel das Zentrum des modernen Kunstgewerbes zu machen beginnen. Während in Paris die mannigfachen Versuche in der ungeheuren Kunstproduktion der verschiedensten Art verschwinden, ist dort in dem kleineren Milieu bereits eine organische Entwickelung, ein planvolles Zusammenarbeiten, das sich gemeinsamem Ziele nähert, zu bemerken. Hier hat das neue dekorative Problem bereits Kultur gemacht. Da giebt es moderne Häuser, moderne Teppiche, moderne Möbels und last not least moderne Bilder.

Horta ist der Architekt; er ist das unter den Baumeistern, was Schweninger unter den Ärzten ist, der absolute Individualist, der keine Theorie kennt, sondern für jeden seiner Kunden eine neue Behandlung erfindet, die dem einen Kunden auf den Leib zugeschnitten ist und sonst für keinen passt. Er lässt sich zum Beispiel nicht in sein Handwerk hineinpfuschen. Wenn jemand bei ihm ein Haus bestellt, so heisst das soviel, als dass ihm Horta nicht nur die vier Wände, sondern alles was drin steht und hängt, hinstellt, sämtliche Möbels, Tapeten, Teppiche, bis auf den Leuchter auf dem Tisch, ja bis auf das Bild an der Wand. Es ist klar, dass man ihn anfangs für verrückt hielt. Dem Arzt opfert man nolens volens seine Individualität, weil man Angst hat, — aber sich der Suggestion seines Baumeisters zu fügen — das war neu. Horta wusste sich zu helfen; er baute einem gutmütigen Opfer — das heute zur Brüsseler Sehenswürdigkeit geworden ist — gratis und franko ein Haus hin; heute kann er die Leute, die von ihm gebaut sein wollen, antichambrieren lassen.

Als ich Horta einmal um ein paar Möbelzeichnungen bat, wurde er grob. Er behandelte einen Stuhl als ein vollkommenes Abstraktum, das erst einer ganz bestimmten lokalen Definition bedurfte, um für ihn konkret zu werden. Als ob das Sitzen allein bestimmend wäre, sagte er empört. Sitzen kann man auch auf einer Kiste. Sagen Sie mir, wo der Stuhl hin soll, aber bitte genau, wer darauf soll, ganz genau! . . . Ich wunderte mich nachher, dass er mich nicht auch noch nach meinen Lastern gefragt hatte. — Wie jeder Schneider zerrissene Kleider anhat, wohnt Harta in einer höchst undifferenzierten Mietskaserne; er hat für sich selbst keine Zeit, wie er behauptet. Das einzige Möbel, das mich in seinem Salon interessierte, war ein höchst originelles Gestell, das eine sitzende Frauenfigur in Marmor trug. Ich wollte mir das Ding sofort nachmachen lassen. Er war entrüstet. — „Aber sehen Sie denn nicht, dass ich das Postament nur gemacht habe, um das vorgestreckte Bein der verdammten Marmorperson zu schützen, daher der Vorbau, sonst würde ich gegen das Bein rennen.“

Bei dem Mann konnte man etwas lernen; er erinnerte mich an die sagenhaften Zeiten, da man wenigstens die Bilder nur für Kirchen, Paläste, auch Bürgerhäuser malte und sich ohne Ausstellungen behalf. — Natürlich machte er nicht alles allein. Die Teppiche fertigt Lemmen, die Möbels macht van de Velde, die Bilder malt van Rysselberghe dazu*) und wenn man noch etwas für den lieben Geist haben will, so lese man Verhaeren in so einem neuen Haus, den Dichter der Gruppe.

Es soll hier nicht Brüssel als der Gipfel der modernen kunstgewerblichen

*) Die ganze Gruppe ist in Bing's L'Art Nouveau ausgestellt.

Bewegung hingestellt werden. Man darf sich von den erreichbaren Zielen dieser Bewegung überhaupt keine ungeheuerlichen Vorstellungen machen und vor allem darf man nie vergessen, dass ein Stuhl im allgemeinen vier Beine und eine Sitzfläche haben muss. Dem objet d'Art ist keine Grenze gesetzt, das Gewerbe hat seine sehr enggezogenen praktischen Bedingungen, die, wenn sie vergessen werden, zu den Monstren führen, die Carabin geschaffen hat. Ein Tisch, der aus vier wunderbar gemeisselten Gladiatoren besteht, die eine ebenso wunderbar geformte Muschel tragen — der ausgezeichnete Sammler Gallimart in Paris besitzt so ein Ding, das im Salon vor einigen Jahren ausgestellt war*) — ist eben kein Tisch mehr. Die Möbels van de Velde's werden den Liebhaber solcher phantastischen Gebäude nicht befriedigen, denn es sind vor allem Möbels, die dem Gebrauch dienen. Das Neue, das sich an ihnen anbringen lässt bei Respektierung unseres auf grösste Einfachheit zielenden ästhetischen und praktischen Sinnes, muss sich auf die Details beschränken, auf das scheinbar Nebensächliche, auf die schmückende Linie und Farbe in der einmal mehr oder weniger bestimmt gegebenen Form. Es kann van de Velde und seinen niederländischen Kollegen nicht genug gedankt werden, dass sie sich diese notwendige Beschränkung beim Entwerfen ihrer Möbel auferlegen und ihre Kunst streng dem Nutzwert des Objektes unterordnen. Was trotzdem in diesem Rahmen geleistet werden kann, zeigt bereits van de Velde. Man muss seine Thürklinken, seine Fensterwirbel, die Haken zum Aufhängen der Bilder etc. gesehen haben und man wird diesen feinen aristokratischen Sinn bewundern, der im kleinsten Gegenstand künstlerisch und immer diskret zu wirken sucht. Der Teppich ist schon ein dankbareres Objekt und Lemmen benutzt die grössere Freiheit mit grossem Geschick. Seine in den Pannaux und seinen Bildern oft tollkühne decorative Begabung wird in dem Teppich wieder durch die Bestimmung des Gegenstandes gemildert, es geht sich gut auf diesen sanften Farben und den schlanken Mustern, der Teppich zieht nicht das Auge auf sich, es ruht auf ihm aus. Lemmen hat in dem jungen Pariser Jorrand einen ausgezeichneten Kollegen, der derselben Schule angehört, mit vielleicht noch grösserer Feinheit in Farbe und Muster oder, vielleicht richtiger, ohne die rusticale Nuance, die die Belgier kennzeichnet und die in Paris durch grössere Delicatesse ersetzt wird. Beide Nuancen haben ihre Vorzüge. Die belgische Art läuft bei aller Originalität die stete Gefahr, in die Bauernkunst zu verfallen, zu der sie eine Art Parallele bildet. Die Brüsseler, bis auf Finch, der sich den Bauerntöpfen bedenklich nähert, überwinden die Gefahr, der Norweger Munthe ist trotz grosser decorativer Anlagen der Klippe zum Opfer geworden, mit vollem Bewusstsein wie es scheint. Denn so schön seine Teppiche und seine anderen decorativen Arbeiten sind, man kann, auch wenn man nicht die prachtvollen alten skandinavischen Bauernarbeiten gesehen hat, nicht den Antagonismus überwinden, der in ihnen steckt und der sie trotz alledem aus dem Kreis der Bestrebungen verweist, die hier zusammengefasst werden.

Hier heisst es immer wieder, nicht durch die alten Formen, sondern durch die neue Natur muss der Weg zu neuen Formen führen.

Wir haben bisher noch nicht das Gebiet berührt, das in früheren Perioden den wirksamsten Faktor für die kunstgewerbliche Entwickelung bildete: die Skulptur. Es ist ein Zeichen für den Umschwung der Verhältnisse, dass die Skulptur an der neuen Bewegung relativ geringen Anteil nimmt. Aber auch sie fühlt die Reaktion. E. M. Geyger steckt noch über dem Hals im Klassizismus, aber er ist wohl der einzige deutsche Bildhauer,

*) In dem diesjährigen Marsfeldsalon kann man haarsträubende Verirrungen solcher Art würdigen; Carabin erreicht natürlich kein einziger, aber auch Prouvé (Nancy), dem Gott im Zorn eine Phantasie gegeben hat, kann sich sehen lassen. Ich verweise auf einen demnächst in der „Zukunft“ erscheinenden Artikel über die Pariser Salons und eine Spezialarbeit über Nancy im Münchener Kunstgewerbeblatt. Die gesunde Tradition im Marsfeld stellt Serrurier (Lüttich) mit einem guten Cabinet d'amâteur dar; vernünftig und geschmackvoll.

der überhaupt an das Gewerbe denkt. Sehr viel weiter geht schon der Schwede Ericsen, der in den letzten Jahren eine prachtvolle Silberschüssel zeigte. Neue dekorative Schule stellen Valgren, Fix Masseau, Charpentier und der Engländer Barthlett dar. Die drei ersten sind schon weltberühmt. Valgren's Silber- und Bronzegegenstände sind höchst geschmackvolle Schöpfungen; wenn er noch ein wenig länger Pariser Luft atmet, — er ist Finne und hält eisern an seinem Lande — wird er auch noch die zuweilen störende Schwere seiner Formen verlieren. Barthlett ist unglaublich amüsant, schon durch seine Patina. Er beherrscht sie wie Ölfarbe. Dazu ein fabelhafter Formensinn. Was er für dekorative Motive aus dem gebirgigen Leibe eines Frosches zu ziehen weiss, ist bewundernswert. Übrigens auch hier wieder Anklänge an Japan. Es scheint nichts mehr in der Welt gemacht werden zu können, das in dem Lande nicht wenigstens schon angedeutet war.

Was bei all diesen Bildhauern, die für scheinbar gewerbliche Zwecke arbeiten, verstimmt, ist der falsche point de départ, der ihre besten Sachen gefährdet. Sobald der gewerbliche Zweck einmal so deutlich hervortritt, dass man ihn nicht mehr übersehen kann, wird ihre Skulptur hinfällig und das Werk sinkt trotz bester Ausführung auf das Carabin'sche Niveau. Was unserem Gewerbe notthut sind nicht geniale Bildhauer, sondern brillante Konstrukteure von Geschmack, die sich nicht in den Kopf setzen, Kunst und nebenbei Gewerbe zu machen, sondern im Gewerbe selbst eine künstlerische Aeusserung modernen Geschmacks erblicken.

Es sollte hier nur ein Bild der Bewegung gegeben werden, das nicht anders sein kann, als wie es der gute Wille, gute Sachen kennen zu lernen, aber auch der Zufall, der oft das Beste unerreichbar lässt, ergeben. Ich habe mich bestrebt, namentlich die Leute zu nennen, die in der Stille arbeiten und von denen man im allgemeinen noch nicht sehr viel weiss, da ihre Sachen noch nicht dem kaufmännischen Vertrieb grossen Stils überliefert sind.

Ich habe nicht das englische Gewerbe berührt. Der englische Geschmack hat sich bereits in so kräftiger Weise manifestiert, dass ihn der internationale Handel nicht mehr übersehen kann. Man findet überall die Produkte der grossen Londoner Geschäfte, die Möbels von Liberty, Morris, Walton, Howard etc., die Kacheln von De Morgan, Pilkington etc., die Stoffe von Wardle, Liberty, Morris etc., die Tapeten von Essex, Warne etc., die Gläser von Whitefriars Glass Works (Powell u. Co.), die Luxusbücher von Morris und vielen anderen. So wenig der Wert der Anregung verkannt werden darf, die von England der europäischen kunstgewerblichen Bewegung zuteil wird, so wenig darf man die Bedeutung Englands für die Weiterentwickelung überschätzen. Es hat für die Hebung des allgemeinen Geschmackniveaus enorm viel gethan, aber es steht schon eine ganze Weile auf der einmal erlangten Ebene und diese basiert nicht auf fortschrittlichen Elementen, sondern auf dem Archaismus, der England zu tief im Fleisch steckt, als dass man allzugrosse Hoffnungen auf die englische Zukunft setzen dürfte. Es verdient hier übrigens ein durch und durch modernes Geschäft in London hervorgehoben zu werden, die Metallwaren der Firma Benson u. Co., namentlich ihre ausgezeichneten gediegenen Beleuchtungsapparate in Messing, die glücklicherweise auch auf dem Kontinent bekannt werden.

Es frägt sich, wohin wir treiben. Die belgische Bewegung scheint die organischste und daher die stärkste. Sie ist noch jung, die Leute, die sie geschaffen haben, fangen zumeist erst an. Aber was sie bereits erreicht haben, ist viel, denn sie haben vor allem den Weg, sie arbeiten sich zunftgemäss in die Hände und sie sind jeder in seiner Art durch und durch moderne Künstler.

Wohin die Bewegung schliesslich führen wird, ob daraus ein neuer Stil wird, ein starkes Kunstgewerbe — ob Europa wirklich die Kraft hat, noch einmal jung zu werden — man weiss es nicht. Sicher aber wird es irgendwo erreicht werden und wenn nicht hier, so drüben in Amerika. Man kann vor Paris, England, Belgien und Holland noch so viel Respekt haben und man muss zugestehen, dass alles, was in Europa gemacht wird, in den Schatten

fällt, wenn man die Anfänge betrachtet, die in Amerika das Kunstgewerbe genommen hat. Es sind nur wenige Proben, die der Besucher Nordamerikas leicht zu sehen bekommt, noch weniger sind zu uns herübergekommen, aber dieses Wenige ist so verblüffend, dass man geneigt ist, drüben die Zukunft auch dieser wie so mancher anderen Frage zu prüfen. Es ist vielleicht gerade die Jugend, der Mangel aller Erinnerungen, die das Land so stark macht. In diesem jüngsten Lande wurde Whistler geboren und die Potenz, die ihn hervorgebracht hat, steckt darin. Es sind bisher eigentlich nur die Werke zweier Leute von rein kunstgewerblicher Bedeutung zu uns herübergekommen — Tiffany und La Farge. Bing gebührt auch das Verdienst, Europa mit diesen Proben vornehmsten Gewerbes bekannt gemacht zu haben, die im vergangenen Frühling zum ersten Mal in Paris ausgestellt waren. Ich meine hier nicht in erster Linie die vollendeten Glasfenster, bei denen die Scheidung zwischen dem, was Zeichnung der Kartonkünstler Sérusier, Bonnard, Vuillard, Ranson etc. oder der Ausführung Tiffanev's zuzuschreiben war, schwer fiel, sondern vor allem die Original-Vasen Tiffany's und seiner leider noch nicht in Europa ausgestellten Möbels. Die Gläser sind das vollkommenste, das die ganze moderne decorative Strömung bisher hervorgebracht hat.

Man thäte den ausgezeichneten französischen Künstlern, die sich mit dem Glase beschäftigen, unrecht, wenn man ihre Werke bei der Schätzung der amerikanischen Sachen ausser Vergleich liesse. Die Amerikaner haben es fertig gebracht, etwas zu schaffen, jenseits von Paris, das Paris übertrifft. Während sonst die schönsten Sachen, die man auf der Reise findet und die einen dort im Moment des Kaufs entzücken, ihren Glanz verlieren, sobald man sie nach Paris bringt, haben die amerikanischen Objets gerade erst dort ihre vollste Anerkennung erlangt. Aber es ist doch keine absolut neue Ebene, um die Amerika voraus ist, die Sphäre ist dieselbe und mittelbar stehen die ausgezeichneten Künstler in Nancy, Gallé, Daum und andere auf derselben Basis, wenn auch nicht derselben Höhe. Diese Leute können nicht genug anerkannt werden, denn sie haben sich in diesen künstlerischen Objets von der mechanischen Produktion emancipiert, der sie ihr Vermögen verdanken und an deren Gefahren das ganze Kunstgewerbe krankt. Es sind Fabrikanten, die sich nebenher bemühen, Künstler zu sein, es ist die Rente, die sie sich leisten, ein wundervoller Luxus, der wenigen unter ihnen die enormen Kosten ersetzt, die dies Steckenpferd frisst. Durch manchen Laden voll schauerlichen Krams muss man sich durchdrängen, um im letzten kleinen Raum, da, wo das Bureau des Besitzers steht, einen kleinen Schrank zu finden, der oft nur dem Eingeweihten gezeigt wird, oft fast mit einer Art geheimnisvoller Angst als ob es nicht öffentlich werden dürfe, dass neben dem ungeheuren Massenschund im Kleinen auch Kunst gemacht wird. Traurig ist oft der Weg in diese Geheimkammer, an all den entsetzlichen Galanteriewaaren vorbei, die das tägliche Brot geben. Welches Zeug muss man bei den Pariser Depôts der Nancyer Firmen hinnehmen, bei Daum, bei Gallé; bei den letzteren kommt man auch bei ein paar Zimmern mit Möbels vorbei, bunte, ziemlich mässig stilisierte Blumendekors als Intarsien in englischen Formen; und dann kommen Säle voll Schund, nicht besser wie bei Zolnay in Pest.

Auch in Paris ist die Masse noch weit, weit von der mittelmässigsten Kultur entfernt, auch hier herrscht Thumann in anderer Couleur noch bis in unabsehbare Zeiten trotz der ungeheuren Kultur, die in der einzigen Kunststadt gemacht wird. Um so mehr muss das Streben dieser wenigen tüchtigen Fabrikanten anerkannt werden. Wohl haben sie erst angefangen, als das Schäfchen im Trocknen war, aber die Erfahrung lehrt, dass man in der Regel nicht aufhört, Geld verdienen zu wollen und dass der einmal als rentabel erkannte Weg mit praktischer Anhänglichkeit immer wieder gewählt wird.

Der Unterschied zwischen den neuen amerikanischen Objets und den europäischen liegt nicht zuletzt in dieser ökonomischen Frage. Es steckt eben doch erheblich mehr Geld drüben, und der enorme Spekulationsgeist weicht nicht vor den grössten Herstellungskosten zurück. Man hat bei den

amerikanischen Sachen viel mehr den Eindruck der Schöpfung aus dem Vollen, nicht den der geheimen Liebhaberei; man sieht von diesem festen Niveau, das sich vom Schund nicht nur in den Freistunden zu emanzipieren vermag, einen sicher gezeichneten Weg fortlaufen, die Sicherheit ist es, die diese neuen Werke auszeichnet, man braucht nicht wie in Europa — selbst in dem Geheimkabinet — zehn Sachen zu sehen, um eine gut zu finden. Und es ist bezeichnend, dass gerade die amerikanischen Objets den neuen naturdekorativen Zug mit Evidenz zeigen. Man hat bei manchen Tiffanys unmittelbar den Eindruck, dass sie Niederschläge mikroskopischer Studien oder dergl. sind. Man denkt an das Chlorophyll der Pflanzen, an die Formen der Spermatozoen, an alles, was unser Jahrhundert entdeckt hat. Und in einer dieser wunderbaren Sachen, die der gute alte Zunftmaler noch immer nur mit Lächeln als „Kunst“ bezeichnet hört, steckt für die kultivierten Sinne mehr als in dem ganzen Lebenswerk so mancher berühmten „Maler“. Man kann träumen von diesen schönen Dingen, wie von schönen unnahbaren Weibern, es ist eine schweigende beglückende Vornehmheit, bei der man endlich mal von dem berühmten „Erhabenen“ sprechen kann. Hier kann einem das passieren, was der bedauerliche Bourgeois so schmerzlich an der Modernen vermisst; sich erhoben zu fühlen. Und diese Erhabenheit hat hier ihr spezielles ästhetisches Interesse.

Sie scheint mir die einzige reine künstlerische Freude. Das Bedürfniss, sie zu erzielen, ist wohl einer der wesentlichsten Faktoren, die den neuen Aufschwung zum Dekorativen hervorgebracht haben. Hier, in diesen Gläsern, in diesen Teppichen, in diesen Poterien fand der Künstler das Gebiet, in dem er seine Lust tummeln konnte, ohne gegenständlich werden zu müssen. Eine reine Farbensymphonie, also wohl die unmittelbarste Sensation eines Malers, bleibt, in den Rahmen gebracht und an eine Wand gehängt, dank unserer natürlichen Laienhaftigkeit, ein Unding. Man sucht aus dem Dunkelsten einen Sinn zu konstruieren, etwas Verstandesmässiges, der Verstand ist nun einmal da. Und nichts zerstört so sehr die Freude, als dieser Sinn, der von der Erscheinung nur ein zweifelhaftes Spiegelbild sieht, nicht die Natur selbst, die göttliche Schwingung.

Das empfinden am dringendsten die über und über naturalistischen Maler. Es gilt nicht nur opportunistisch das Publikum gefügig zu machen, vor allem will man selbst Ruhe haben vor diesem Geist, der einem die besten Bilder verdirbt. Man malte und malte, und es wurde doch immer wieder ein Bild, nicht das, was hinter dem Bilde steckte. Es ist nichts anderes als eine neue Romantik, die zu dem neuen Kunstgewerbe treibt, da hier der verstandesmässige Sinn in dem scheinbaren Nutzwert des gefertigten Gegenstandes befriedigt wird und der künstlerische von der drückendsten Fessel befreit wird. Nicht die verehrten alten Herren, die immer noch leben und immer noch sich erheben, werden es uns geben, sondern diese so viel Geschmähten, immer noch nicht populären fühllosen Realisten, und diese Frucht wird nicht die geringste sein, die diese grosse Schule zur Folge gehabt hat.

Hier ist das neutrale Gebiet, auf dem man heute noch ungestraft tolle Streiche machen kann, Gedichte und Liebesgeschichten. Diese amerikanischen Vasen und Gläser sind geronnene Liebesrasereien, aus denselben „perversen“ Instinkten entstanden, wie die Rops, und man stellt sie hübsch auf den Kamin, ohne seinen Ruf oder seine Töchter zu gefährden. Durch diese Pforte dringt die Moderne in das Publikum hinein, so kann es geschehen, es hat wenigstens den Anschein. Derselbe Banquier, der ein halbzahmes Bild für unmöglich hält, acceptiert ohne Besinnen die kühnsten objets d'Art. Ja er findet hier sogar die Originalität wertvoll und bezahlt sie mit Preisen, die nie oder nur selten von gleichaltrigen Bildern erreicht werden. So wird eine der schwersten ökonomischen Fragen des Kunstlebens der Lösung näher gebracht. Der Maler, der vor seiner Staffelei hungerte, wird in der Werkstatt znm reichen Mann. Freilich, er muss den Anschluss erreichen.

DIE GEWERBLICHE ENTWICKELUNG BERLINS.

EINE AUSSTELLUNGS-BETRACHTUNG

VON

A. SANDER.

Die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 hätte sich, wenn es auf den Namen ankäme, dreist eine Jubiläums-Ausstellung nennen können. Sie bildet den Abschluss einer 75jährigen Periode in der Entwicklung des Berliner Gewerbes, das im Beginn der zwanziger Jahre die ersten tastenden Schritte auf der Bahn der modernen, mit Maschinenkraft und grossen Kapitalien arbeitenden Produktion machte. Es war im Jahre 1821, dass unter der Führung des Oberfinanzrats Beuth und etlicher Gleichstrebenden eine Neubelebung der preussischen und insbesondere der Berlinischen Gewerbethätigkeit ins Werk gesetzt wurde. In das Jahr 1821 fällt die Eröffnung jener gewerblichen Unterrichtsanstalt, die sich im Laufe der Zeit zu den imposanten Dimensionen der Berliner Technischen Hochschule ausgewachsen hat. In dasselbe Jahr fällt ferner die Gründung des „Vereins zur Beförderung des Gewerbfleisses in Preussen“, der in der Geschichte des preussischen Gewerbewesens eine hervorragende Rolle gespielt hat und noch heute eine Art Aristokratie des industriellen Kapitals darstellt. Auch die erste gewerbliche Ausstellung in Berlin, und in Preussen überhaupt, wurde bereits für das Jahr 1821 geplant, doch kam sie thatsächlich erst im folgenden Jahre zu Stande. Sie nahm sich, obschon sie sich stolz eine „National-Ausstellung“ nannte und das Gewerbe der gesammten preussischen Monarchie repräsentiren sollte, unbedeutend genug aus: ganze 176 Aussteller hatten sich gemeldet, und die Zahl der ausgestellten Gegenstände betrug noch kein volles Tausend.

Indessen, wie winzig auch diese Manifestation erscheinen mag, so war sie doch immer ein Zeichen der „neuen Zeit“, die über den Staat Friedrichs des Grossen hereingebrochen war. Die ökonomischen Grundlagen dieses Staates waren durch den Einbruch der napoleonischen Heere und die Katastrophe von Jena tief erschüttert worden. Obschon Preussen aus dem gewaltigen Ringen der Befreiungskriege schliesslich als Sieger hervorgegangen war, mussten seine natürlichen Hilfsquellen, seine Produktion, seine finanzielle Leistungsfähigkeit doch zum mindesten als ebenso erschöpft gelten, wie die wirtschaftlichen Kraftquellen des Gegners. Der Staat, die Gemeinden, die Privatleute waren tief

verschuldet. Die vom Freiherrn von Stein angebahnten Reformen, von denen man für den nationalen Aufschwung auch in wirtschaftlicher Hinsicht das Beste erwartet hatte, waren noch zu jung, um schon eine sichtbare Wirkung aufweisen zu können. Und schon hatten diese „revolutionären, welschen Neuerungen“, wie man die Bauernbefreiung, die neue Städteordnung, die Gewerbefreiheit, das Freihandelsprinzip u. s. w. nannte, unter den Anhängern des alten Regimes erbitterte Gegner. Aber die Weltgeschichte geht einmal nicht rückwärts, sondern vorwärts, wenn sie dabei auch noch so kleine Schritte nimmt. Die alte Zunftordnung des Mittelalters war auf die Dauer ebenso wenig zu retten, wie die fiskalische Monopolwirtschaft der friderícianischen Zeit, die den Staat als industriellen und kommerziellen Grossunternehmer auffasste und in der Gründung der Königlichen Haupt-Nutzholz-Administration, der Kgl. General-Tabaks-Administration, der Kgl. Woll-Manufaktur, des Kgl. Haupt-Eisen-Komptoirs, der Kgl. Seehandlungsgesellschaft und ähnlicher Unternehmungen die Summe politischer Weisheit sah.

So musste also auch Preussen nothgedrungen vorwärts schreiten, so wenig günstig auch, im Vergleich mit den übrigen massgebenden Staaten, die Vorbedingungen für eine gedeihliche Fortentwicklung waren. Wie gross stand beispielsweise, im Vergleich mit Preussen, das gewerbfleissige, längst mit Maschinen aller Art arbeitende England da — dieses England, dessen wirtschaftliche Kraft Napoleon durch die Kontinentalsperre für immer hatte vernichten wollen! Und das emsige kleine Belgien, und das rüstig aufstrebende Amerika, und das durch seine natürlichen Hilfsquellen von vornherein so günstig gestellte Frankreich! Ein Wort, das Friedrich List noch im Jahre 1843 über Preussen aussprechen konnte, wird den Unterschied zwischen diesem Lande und den entwickelteren Konkurrenzstaaten grell beleuchten. „Unter allen civilisirten Ländern der Erde“, sagt List in seiner Schrift: ‚Ueber die Herstellung eines preussischen Eisenbahnsystems‘, „giebt es keines, das sich im Vergleich mit dem gegenwärtigen Zustand so grosse volks- und staatswirtschaftliche Vorteile von der Einführung der Eisenbahnen versprechen dürfte, als Preussen. Hier besteht keine lebhafte Küstenfahrt, kein ausgedehntes Kanalsystem, keine vorteilhafte Fluss- und Dampfschifffahrt, welche, wie in England, Nordamerika und Frankreich, den inneren Verkehr schon belebt hätten. Hier sind weinreiche Provinzen weit entfernt von getreidereichen — unfruchtbare Sandgegenden in welchen die Not zu Manufakturarbeiten anspornt, fern von produktenreichen, denen es an Ausfuhr fehlt. Hier ist das Binnenland der Seeküste näher zu rücken. Hier sind die produktiven Kräfte weit auseinander liegender Provinzen unter sich mit denen einer grossen, in einer unfruchtbaren Gegend gelegenen Hauptstadt in Wechselwirkung zu bringen. . .“ Und von Berlin selbst sagt er prophetisch: „Durch ein von der Hauptstadt ausstrahlendes Eisenbahnsystem wird Berlin zum Centralpunkte des grössten Teils von Deutschland und im Laufe der Zeit zur Höhe von Paris sich erheben.“

Das war damals, vor sechzig, siebzig Jahren, als „Beuth und seine Leibgarde“, wie Friedrich Wilhelm IV. ein wenig ironisch die Berliner gewerblichen Fortschrittsmänner nannte, kaum ihre frucht-

bringende Thätigkeit begonnen hatten. Es war eben noch so gut wie alles zu thun, um das in agrarischer Halbbarbarei hinvegetirende Land auf die wirtschaftliche Höhe der westlichen Nachbarstaaten emporzuheben. Man darf diese, noch gar nicht so weit zurückliegenden Anfänge nicht ausser Acht lassen, wenn man die heutigen Erscheinungen beurteilen will. Fünfundsiebzig Jahre, zwei Menschenalter — für eine so kurze Zeitspanne ist immerhin recht viel geschehen. An der Entwickelung Berlins, das ja heute nahe daran ist, die Prophezeiung Lists an sich erfüllt zu sehen, kann man die einzelnen Etappen des Aufstiegs deutlich verfolgen. Den Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts folgend, glaubten die Freunde des Berliner Gewerbes, vor allem der Textil-Industrie Berlins, der Tuch- Seiden- und Baumwollenmanufaktur, die ja auch unter Friedrich II. schon geblüht hatte, ihre besondere Sorgfalt zuwenden zu müssen. Schon Freiherr von Stein hatte sich zu diesem Zweck mit dem in Belgien etablirten englischen Webmaschinen-Fabrikanten Cockerill in Verbindung gesetzt, dessen Söhne in der That auch 1815 in Berlin die erste Maschinenbauanstalt für die Zwecke der Webe-Industrie etablirten. Aber das Tuchgewerbe Berlins wanderte, hauptsächlich der billigeren Löhne wegen, nach den kleineren Städten der Mark aus, die Baumwollmanufaktur wurde durch die Waarenmassen, die England nach Aufhebung der Sperre auf den Kontinent warf, fast erdrückt, und die Seidenweberei hatte der wieder erstarkten Lyoner und Schweizer Konkurrenz gegenüber einen schweren Stand. Es ging, mit einem Wort, anfangs recht langsam vorwärts. Das Transportwesen war kläglich, schlechte Wasserstrassen, wenig Chausseen, unbeholfene Spediteure. Die Preussische Bank war mit der staatlichen Schuldentilgung und der Hebung des verschuldeten Grundbesitzes im Osten vollauf beschäftigt, für kaufmännische Operationen war sie noch nicht zu haben. Nach und nach nahm der Verkehr aber doch modernere Formen an, das Lieferungsgeschäft, die Zahlung gegen Accept kamen in Aufnahme. Alte Produktionszweige, wie die Zuckersiederei und die blühende Getreidebranntwein-Brennerei Berlins, die dem Kartoffelsprit des Ostens weichen musste, gingen ein. Dafür begann das Handelsgeschäft in diesen Branchen. Die chemische Industrie, heute eine der ersten des Kontinents, hob noch kaum ihr jugendliches Haupt aus der Wiege. Da baute Borsig Ende der dreissiger Jahre seine Maschinenfabrik, und 1841 rückte er mit der ersten deutschen Lokomotive ins Feld.

Das war ein grosser, entscheidender Schritt — der erste Schritt zur Verwirklichung jener glänzenden Aussicht, die der Schwabe Friedrich List der preussischen Hauptstadt eröffnet hatte. Nach allen Windrichtungen setzte sich nun Berlin mittelst der neuen Schienenwege mit den Provinzen in Verbindung. Jetzt erst wurde es recht eigentlich zur Handelsstadt. Die alten Gewerbe, die dem neuen potenzirten Verkehr im Wege standen, wurden hinausgedrängt, und junge Industrien entstanden an allen Ecken. Die Provinz begann sich nach Berlin zu drängen, Borsig allein beschäftigte 1847 bereits an 1200 Arbeiter. An der Entscheidung der 48er Wirren haben alle diese Momente lebhaft mitgewirkt. Die von den Ältesten der Berliner Kaufmannschaft im Jahre 1894 herausgegebene Festschrift notirt unter den handelspolitischen Ereignissen der letzten fünfzig Jahre sehr gewissenhaft: „1849, Erste Verwendung der Eisenbahn zu grösseren Truppentransporten“, (nach Baden nämlich, zur Niederwerfung des Aufstandes). Die Eisen-

bahn hat in der That die badische Demokratie besiegt, wie sie auch an den kriegerischen Erfolgen von 1866 und 1870 einen wesentlichen Antheil hat. Und die Eisenbahn hat auch zum besten Theil aus Berlin das gemacht, was es heute ist. Eisen, Dampf, Kohle — das waren die treibenden Mächte in der Entwickelung der preussischen Hauptstadt. Während die politischen Konflikte mit ihrem lauten Lärm die Gemüter beschäftigen, arbeiten die Gewerbetreibenden und die Handelswelt emsig daran, die alte Spreestadt an den Weltverkehr anzugliedern. Im Jahre 1857 überwiegt der Waarenverkehr per Bahn bereits den Wassertransport. In eben diesem Jahre beginnt Berlin nach Amerika und Australien zu exportiren. Auf allen Gebieten herrschte Leben, Wandlung, Fortschritt. Der Getreidehandel bevorzugt das fertige Mehlprodukt vor der Körnerwaare, das Rüböl weicht vor dem Petroleum zurück, der verbilligte Kohlentransport ermöglicht die Verallgemeinerung der Gasbeleuchtung, die günstige Entwickelung des Maschinenwesens und der neu aufgekommenen Steinkohlen-Destillation, die auf so viele Gewerbszweige umwälzend eingewirkt hat. Immer grösser wird der Markt der Berliner Produktion — nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland. Nun kommt die Aera Bismarck, die Aera der Kriege — dieser siegreichen Kriege, die noch heute die patriotischen Gemüther berauschen. Der Krieg von 70 verschafft Berlin einen grossen Theil des Marktes, den bisher Paris besessen. Es wird der Sitz des Weltgeschäfts in der Konfektionsbranche, es gewinnt einen Weltruf als Hauptplatz für die aufstrebende Elektrotechnik, es vervielfacht seinen Absatz an Kurz- und Galanteriewaren, an Metallfabrikaten, namentlich Lampen und anderen Beleuchtungsgegenständen, an Maschinen, Waffen, Musikinstrumenten etc.

Der jungen Reichshauptstadt ist nach den Kriegen der Kamm gewaltig geschwollen. Sie bedarf einer kleinen Abkühlung, und die erfolgt recht gründlich nach der wüsten Spekulationsepoche der ersten siebziger Jahre. Eine tiefe Depression macht sich auf allen Gebieten geltend; wo eben noch die masslosesten Erwartungen gehegt worden sind, giebt man sich der Muthlosigkeit, der Verzweiflung hin. Zum Ueberfluss stellt auch noch Herr Reuleaux in seinen Ausstellungsbriefen aus Philadelphia 1876 der deutschen Industrie die bekannte vernichtende Censur aus. Das Schlagwort „billig und schlecht“ macht die Runde bei allen Völkern, das Kennwort „Made in Germany“ bedeutet fortan so viel als: „Es ist Schundwaare“.

Aber die Berliner, die von den Ereignissen mit am härtesten getroffen sind, raffen sich bald wieder auf. Schon 1879 haben sie den Mut, die Welt zu einer grossen Ausstellung von Berliner Industrieprodukten einzuladen, und der Erfolg dieser Ausstellung ist überraschend günstig: Berlins Gewerbe und Industrie erweisen sich als im Kern gesund und entwickelungsfähig. Von 1879 datirt die langsame, aber stetige Aufwärtsbewegung, die sich in den letzten Jahren auf fast allen Gebieten des Berliner Gewerbslebens vollzogen hat — eine Bewegung, die alsbald wieder mit Macht nach einer äusserlichen Manifestation drängte, damit die Welt nicht länger darüber im Zweifel bliebe, dass mit Berlin in allem Ernste zu rechnen sei.

Die Form einer Ausstellung erschien für diese Manifestation am besten geeignet. Die Ausstellungen sind nun einmal ein notwendiger Zubehör unserer modernen Wirtschaftsweise geworden, die bei aller

Bewegungsfreiheit und Schrankenlosigkeit doch wiederum selbst ein gewisses Bedürfniss nach öffentlicher Kontrolle empfindet, wie sie in den Zeiten der Zunftverfassung schon durch die Zunftordnungen gegeben war. Ein wilder, regelloser Zug geht von Anfang an durch das moderne Ausstellungswesen. Aber unsere ganze moderne Produktion mit ihrer ungezügelten Konkurrenz zwischen den Individuen, den Provinzen, den Nationen und Staaten hat ja etwas durchaus Irreguläres: wie kann man da für die Ausstellungen, die nur ein Ausfluss dieser Produktion sind, strikte Ordnung und System verlangen? Bringt man den Humbug, die schreiende Reklame, den jahrmarktsmässigen Ausputz von diesen grossen industriellen Paraden in Abzug, dann bleibt doch immer noch ein theoretisch und praktisch recht wertvoller Kern übrig. Sie fördern die fachmännische wie die allgemeine Bildung, machen die neuen Ideen des Einzelnen zum Gemeingut, geben dem Gewerbfleiss, der künstlerischen Phantasie, der commerziellen Findigkeit tausenderlei Anregung, lehren die eigene Kraft an der Leistungsfähigkeit des Konkurrenten messen und vermitteln zwischen den Interessenten zahllose neue Beziehungen, die in der Zukunft reiche Frucht tragen. Sie haben auch ihre Nachteile, gewiss, manch einer geht über seine Kraft hinaus und ruinirt sich, manche schöne Hoffnung wird geknickt, manche Entscheidung über Wert und Unwert scheint parteiisch, der schwindelhafte Marktschreier heimst vielleicht den Gewinn ein, während der reelle, aber bescheidene Gewerbtreibende leer ausgeht. Das sind Schattenseiten, die zu tadeln sind, die aber doch nicht schwer genug ins Gewicht fallen, um die Ausstellungen überhaupt zu verwerfen. Im grossen Ganzen müssen die Lichtseiten wohl überwiegen, sonst würden die Industriellen nicht immer wieder zu diesen umständlichen, mit so viel Mühe und Kosten verbundenen Veranstaltungen sich entschliessen.

Es ist hier nicht der Ort, zu entscheiden, ob allgemeine oder spezielle, permanente oder periodische, lokale oder nationale, Landes- oder Welt-Ausstellungen den Zwecken der Industrie und der Gewerbtreibenden besser dienen. Persönliche Ranküne, provinzielle und nationale Rivalität, politische Erwägungen, günstige oder ungünstige Zufälle mannigfacher Art mögen für das Zustandekommen oder die Vereitelung einer Ausstellung oft genug ebenso ausschlaggebend gewesen sein, wie für ihre spezielle Gestaltung. Sicherlich aber ist es kein blosser Zufall, dass England, Frankreich, Amerika schon wiederholentlich ihre Weltausstellungen gehabt haben und Deutschland mit einer solchen Manifestation noch im Rückstande ist. Es wäre sehr verkehrt, dem „deutschen Michel" daraus einen Vorwurf zu machen — es hiesse dies ebenso viel, als von einem Elefantenkalb Junge verlangen, weil es doch gross genug sei. Die äusserliche Grösse macht es nicht: die innere Struktur, die Reife ist entscheidend. Von dieser „inneren Struktur" liesse sich bei uns in Deutschland allerdings gar mancherlei sagen . . .

Wie dem auch sei: jedenfalls verlangte Berlin seine Ausstellung. Erst sollte es eine leibhaftige Weltausstellung werden, zu der die Völker des Erdenrunds eingeladen werden sollten. Die Erwägungen der Reichsbehörden und die Fixigkeit der Franzosen bereiteten diesem kühnen Plane ein rasches Ende. Ebenso schnell verschwand das Projekt einer nationaldeutschen Ausstellung, wie sie Berlin bereits

einmal im Jahre 1844 im kleineren Massstab veranstaltet hatte. Der deutsche Partikularismus ist da jedenfalls um einen schönen Triumph gekommen, denn allzu leicht hätten es die Brüder im Reiche den Berlinern gewiss nicht gemacht. Schliesslich kam nur wieder eine lokale Berliner Ausstellung zustande, in derselben Art, wie die Ausstellung von 1879, nur von entsprechend grösserem Umfang. Sogar dieselbe leitende Persönlichkeit steht wieder an der Spitze.

Die Weltausstellung in Chicago 1893 gab dem Berliner Gewerbefleiss Gelegenheit zu einer umfangreichen Probe seiner Leistungsfähigkeit. Die Scharte von Philadelphia ist auf dieser Ausstellung so ziemlich ausgewetzt worden. Dank der ungewöhnlichen Sorgfalt, mit der die Reichsbehörden die Angelegenheit betrieben, ist die deutsche Industrie diesmal mit einer guten Nummer heimgekommen. Ein gewisses Zuviel an Systematik und Theorie hatten die praktischen Yankees an einzelnen Vorführungen auszusetzen, aber dafür zollten sie anderen Partieen unserer deutschen Ausstellung ungeheuchelte Bewunderung. Auch Berlin hatte seinen Theil zu dem Erfolge von Chicago beigetragen: da waren die Glanzleistungen der Königlichen Porzellanmanufaktur, die gediegene Schaustellung der Reichsdruckerei, die umfangreiche Postausstellung, die lehrreiche Ausstellung der Stadt Berlin; da waren Siemens & Halske, die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, die Photographische Gesellschaft, die Vereinigung der Kunstfreunde, die Feinmechaniker und Optiker, die Möbeltischler, die Anilinfabrik, Schering, Riedel, Puls, die Dekorationskunst Hoffackers und Griesebachs u. s. w. Alles in allem konnte auch Berlin mit dem moralischen Erfolge von Chicago zufrieden sein und mit gutem Mute an seine eigene Ausstellung 1896 herantreten.

Seit dem ersten Mai gehört diese Ausstellung der Öffentlichkeit, jedermann ist berechtigt, sich ein Urteil über das, was sie darbietet, zu bilden. So einfach ist das allerdings nicht, wie die Lokal-Chauvinisten zu glauben scheinen: mit dem begeisterten Jubelhymnus auf den „neuen Triumph“ Berlins ist die Sache nicht abgethan. Es ist nicht leicht, für die Abschätzung dieser eigenartigen Veranstaltung einen Massstab zu gewinnen. Das äussere Bild, der erste Gesammteindruck, darf uns nicht irre führen, nicht zu einem schädlichen Übermass an Wohlwollen in der Beurteilung der rein gewerblichen und industriellen Leistungen verleiten, auf die es in letzter Linie doch ankommt. Allerdings ist das Terrain der Berliner Ausstellung grösser, als das der letzten Pariser Weltausstellung; aber grosse Partieen dieses Terrains sind unbenutzt oder für Dinge in Anspruch genommen, die mit dem eigentlichen ernsten Ausstellungszweck nur wenig zu thun haben. Von dem stillschweigenden Eingeständnisse ausgehend, dass der Zauber des Namens „Berlin“ an sich nicht stark genug ist, um den grossen Strom der Fremden für die Zeit der Ausstellung nach der Spreestadt zu lenken, hat man einen ungeheuren Reklameapparat in Bewegung gesetzt und eine gute Anzahl von „Extra-Magneten“ geschaffen, die auf den Geschmack der vergnügungslustigen Menge berechnet sind. Nicht, als ob diese Nebendinge unbedingt zu verwerfen seien: sie spielen nun einmal im Budget derartiger Veranstaltungen eine wichtige Rolle. Aber sie dürfen auch nicht beanspruchen, als mehr zu gelten denn als blosse Spezialitäten, als Jahrmarktsschaustücke besseren Genres. Alle diese äusserlich angegliederten „Nummern“

kommen trotz der auf sie verwandten Mühe im Rahmen des Ganzen erst an zweiter und dritter Stelle in Betracht. Ja, stellt man die Frage präcis auf das Berliner Gewerbe, dann müssen wir auch so ausgedehnte Partieen der Ausstellung, wie die Fischerei- und die Kolonialausstellung, mit denen Berlin als Industriestadt nur verhältnismässig wenig zu thun hat, in Abzug bringen. Und selbst die wirkungsvolle Architektur sammt dem prächtigen Treptower Stadtpark hat man wesentlich als dekoratives Beiwerk zu betrachten, das immer noch über den Kern der Sache täuschen kann. Es geht einem mit diesem Kern wie mit dem Kern gewisser Nüsse: es dauert etwas lange, bis man die Schale „durch" hat.

Um nun diesem eigentlichen Kern, der allein für die ernsthafte Beurteilung der Ausstellung ausschlaggebend ist, ein wenig näher zu kommen, wollen wir zunächst einmal eine kleine Rechnung aufstellen. Der offizielle Ausstellungskatalog zählt 3950 Aussteller auf, davon sind während des Drucks 34 in Wegfall gekommen, während 69 hinzugekommen sind, macht in Summa 3985. In dieser Zahl sind etwa 240 nichtberlinische Aussteller der Fischerei-Abteilung einbegriffen, die einen allgemein deutschen Charakter hat, ferner 200 Nicht-Berliner in der Kolonialausstellung und etwas über 100 Gäste aus den Provinzen und dem Reiche, die als Mitglieder von Vereinen, Verbänden, Syndikaten u. s. w. in der Gruppe der Papier-Industrie, der wissenschaftlichen Instrumente, des Gartenbaus, des Sports u. s. w. ausstellen konnten. Bringen wir diese etwa 550 nichtberlinischen Aussteller von obiger Ziffer in Abzug, dann verbleiben nicht ganz 3450 Berliner, die sich zu dem Werke der Gewerbeausstellung zusammengethan haben. Und ihre Leistungen haben wir wohl als den eigentlichen industriellen Kern der Ausstellung anzusehn. 3450 — oder, wenn man will, 3950 — Aussteller sind eine ganz hübsche Anzahl. Die Wiener Welt-Ausstellung hatte ja allerdings genau die zehnfache, und die Pariser Ausstellungen hatten die fünfzehn- und achtzehnfache Ziffer von Ausstellern. Aber es ist ja auch schliesslich nur eine Berliner Lokalausstellung. Freilich eine Lokalausstellung, für die man ganz gern eine Weltausstellungs-Frequenz haben möchte.

Das Berliner Gewerbe, so bedeutend es sich gesteigert hat, kann ja doch mit anderen Weltstädten noch nicht wetteifern. Nur der Maschinenbau und die Metallindustrie haben sich in wahrhaft grossem Stile entwickelt; Löwe & Co. allein beschäftigten 1890 5000 Arbeiter, während der ganze Londoner Maschinenbau 1891 20416 Menschen zählt. Einige Bekleidungsfirmen, unter den Instrumentenbauern Bechstein und Duysen, die Kgl. Porzellanmanufaktur und mehrere andere Etablissements sind Weltfirmen. Aber Berlin hatte 1891 erst 4091 Fabriken, welche 127056 männliche und weibliche Arbeiter beschäftigten. In Paris zählte man 1886 75143 industrielle Anlagen, darin fast eine Million Arbeiter. Die Metallindustrie hatte allein 3514 Betriebe, die Wohnungsausstattungen 5111, Konfektion und Toilette 34246! Letztere Berufsgruppe zählte 1890 in Berlin (es ist die grösste existierende Gruppe) nur 111000 Beschäftigte.

Drei-, viertausend Menschen, die sich zu einem grossen Werke zusammenthun, können schon etwas Grossartiges leisten. Wenn man sich diese Drei-, Viertausend nach dem Prinzip der gewerblichen Tüchtigkeit aus jeder einzelnen Branche auswählen dürfte, ergäbe sich eine

gewerbliche Elite-Truppe, die sich sehen lassen könnte. Allein die Aussteller müssen genommen werden, wie die Garbe sie giebt, und so kann es nicht ausbleiben, dass neben hervorragenden Firmen viel Mittelmässigkeit und manches Unzureichende sich präsentiert. Eine numerisch vollständige Ausstellung ist überhaupt unerreichbar. Manche Firmen verschmähen eine Beteiligung, weil sie von der Ausstellung einen den Kosten entsprechenden Nutzen nicht erwarten, andere wollen ihre Betriebsgeheimnisse, ihre speziellen Verfahren, Muster u. s. w. nicht verraten. Die Gruppe der Textil-Industrie, um ein Beispiel zu wählen, zählt im Ganzen 92 Aussteller — auf über 3000 selbständige Gewerbetreibende, darunter 982 Arbeitgeber mit etwa 28000 Gesellen, Arbeitern u. s. w., die Berlin nach der Volkszählung von 1890 in diesem Gewerbszweige aufzuweisen hat. „Es bedarf," sagt der offizielle Katalog, „selbst für den oberflächlichen Kenner Berlins keiner Hervorhebung, dass die hiesige Textilindustrie ihrer thatsächlichen Bedeutung nach einen weit höheren Rang einnimmt." Und die Textilindustrie ist nicht die einzige Branche, die sich eine solche Reserve auferlegt hat. Die Ausstellung der Berliner Maschinen-Industrie macht durchaus keinen besonders imposanten Eindruck, namentlich die Besucher aus dem Auslande sind stark enttäuscht und haben jedenfalls mehr zu sehen erwartet. Die grossen Firmen sind allerdings fast alle vertreten, aber man sieht es den meisten von ihnen an, dass sie die ganze Sache als eine Bagatelle betrachten, mit der man sich so billig wie möglich abfindet. Bei einer Weltausstellung, die von England, Amerika, Belgien beschickt worden wäre, hätten sie jedenfalls ganz andere Anstrengungen machen müssen. Eine Weltausstellung, bei der die Kraft liefernden Maschinen erst drei bis vier Wochen nach Eröffnung in Funktion treten, wäre jedenfalls von vorn herein gerichtet gewesen.

In der Möbel- und Baubranche, die sich zur Fertigstellung ihrer Ausstellung unverantwortlich lange Zeit lassen, fehlt so manche Firma ersten Ranges. Die in dieses Gebiet einschlagenden Gewerbe arbeiten zumeist für den Platzbedarf oder für das Inland, eine lokale Berliner Ausstellung bot somit für sie eine besonders günstige Gelegenheit, ihr Können zu zeigen. Bemerkenswert ist in diesen Gruppen der unverkennbare kunstgewerbliche Fortschritt, der mit dem architektonischen Aufschwung der beiden letzten Jahrzehnte aufs engste zusammenhängt. Allerdings sind es bestenfalls Arbeiten, welche die überlieferten Stile entweder nach der Mode oder in streng musealem Sinne durchführen (so die prächtigen Zwiener'schen Kaisermöbel); eine neue selbständige Anregung, aus frischem Empfinden heraus, wie sie der „englische" Stil bedeutete oder die Pariser Objets, findet sich hier noch an keiner Stelle. Eine günstigere Entwickelung nach der kunstgewerblichen Seite ist in anderen Branchen unverkennbar. So weisen die Arbeiten der Gold- und Silberschmiede neben den übernommenen Motiven manchen selbstständigen Zug auf, und die Eisenschmiede vollends haben geradezu glänzende Fortschritte zu verzeichnen. Im Buchgewerbe, in den graphischen Künsten, in der Kurz-, Galanterie- und Papierwarenbranche macht sich dieselbe Tendenz bemerkbar, die deutlich darauf hinweist, dass das deutsche Gewerbe nachgerade mit der Devise „Billig und schlecht" gebrochen hat. „Billig und schlecht" — das war die Devise eines armen Volkes, das für den kostspieligen Luxus der schönen Form und der gediegenen Ausführung noch nichts übrig hatte,

Wenn es heut anders geworden, so ist daran Herr Reuleaux sicher ziemlich unschuldig. Wir haben einfach Leute genug, die „etwas anwenden können“, wir sind reicher geworden. Längst vergessene Zweige des Kunstgewerbes, wie die Elfenbeinschnitzerei und der Lederschnitt, finden wieder Verständnis und lohnenden Erwerb. Die Geschichte dieser kunstgewerblichen Wiedergeburt zählt bei uns in Norddeutschland und in Berlin speziell erst nach Jahren. Dafür geht sie jedoch ins Breite und greift allmählich auf die verschiedensten Gebiete über. Vor zwei Jahrzehnten noch wäre z. B. eine Schaustellung, wie sie das Bacher'sche Trachten-Museum darbietet, als blosse Curiosität mit verständnislosem Staunen angesehen worden. Bestrebungen, die sich damals in ähnlicher Richtung geltend zu machen suchten, stiessen selbst bei Fachleuten auf ein skeptisches Lächeln: eine Emancipation von Paris, eine selbständige Berliner Mode erschien ihnen als Verstoss gegen geheiligte Traditionen, als Sacrileg. Heut werden Bemühungen dieser Art bereits in weiten Kreisen begriffen und gewürdigt. Und wenn es auch noch ein Weilchen dauern wird, bis das rauhe Volk der nordost-deutschen Tiefebene von gutem Geschmack und echtem Kunstgeist durchdrungen ist, so erfüllt es doch immerhin schon mit Genugthuung, konstatieren zu können, dass „wir marschieren.“

Im übrigen ist die Bekleidungsindustrie neben der Metallwaren-, der Kurz-, Galanterie- und Papierwarenbranche auf der Ausstellung am vollständigsten vertreten. Es sind das jene grossen Berliner Gewerbszweige, die einen zum Teil recht beträchtlichen, von der Conjunktur allerdings stark abhängigen Export haben und sich bereits in der Berliner Messe eine reguläre Vertretung geschaffen haben. Die maschinelle Massenfabrikation kommt hier allerdings stark zur Geltung, doch ist neben den billigen Sachen auch das gute Mittelgenre und die gediegene Luxusware gut vertreten. Es ist bezeichnend, dass die geplante Berliner Pfingstmesse nicht zur Ausführung gelangt ist: sie war einfach gegenstandslos neben der Ausstellung, die den fremden Einkäufern genau dasselbe bietet, wie eine solche Messe, und ausserdem den Berliner Produzenten den Vorteil gewährt, dass sie die Nichtberliner Konkurrenz von der Schaustellung ausschliesst.

Die Gruppen der Musikinstrumente, die sich der Möbelentwicklung angeschlossen haben, der chemischen Industrie, die für Fachleute bestimmt ist, des Gartenbaus, die sich eines so vorzüglichen Parkhintergrundes erfreut, mögen noch besonders erwähnt sein. Für eine Berliner Lokalausstellung sind die Leistungen bewundernswert. Dass sich im Einzelnen noch wenig hervorheben lässt, was einen Zukunftswert hat, liegt eben daran, dass Berlin vorläufig ein grosser Markt ist und erst langsam beginnt, hier und da in den Gang der wechselnden Industrie mit neuen Anregungen einzugreifen. Zu solcher Initiative reizt eine grosse Ausstellung am ehesten, und dann wird auch der Tag der Weltausstellung gekommen sein. Den äusseren Apparat dafür wird Berlin leisten können, das beweist allein die imposante Anlage um den Neuen See, die das Glänzendste darstellt, was je in deutscher Gelegenheitsarchitektur geboten wurde.

EINE ILLUSION.

VON

LOUIS COUPERUS.

AUS DEM HOLLÄNDISCHEN VON E. OTTEN.

Karlsbad . . . . .

„Oh lass mich dir so schreiben, wie ich niemals zu dir sprechen würde, weil ich es niemals wagen würde mit Worten, die hörbar wären, wohl aber mit Worten, die sichtbar sind. Ich habe dich so lieb, du bist der stille Genuss eines jeden Augenblicks in meinem Leben, immer lebst du wie eine herrliche Erscheinung in meinen Gedanken, und immer fühle ich wie du über mir stehst, mich gleichsam beherrschend, aber nur ganz sanft, mit dem lieben Blick deiner süssen Augen, mit dem lieblich-ruhigen Lächeln um deine Lippen. Wie eine Kamee sind deine Züge stets und stets in meine Seele eingegraben. Du bist so schön, so herrlich schön, und ich kann dir das ganz ruhig sagen, denn es ist nicht desshalb, dass ich dich liebe. Ich bin stolz darauf, dass du schön bist, aber lieben thue ich dich desshalb nicht. Ich habe dich lieb, weil du bist wie du bist, so reizend unverständlich in deinem haarfeinen Seelenleben, und doch auch darin mir so verständlich; und ich habe dich lieb, weil du dich darnach sehntest auch meine Seele kennen zu lernen. Eitelkeit? Vielleicht ein Atom. Lass mich es sein, lass mich eitel, lass mich stolz sein darauf, dass du mich eines einzigen Gedankens würdig gefunden hast. . . . .

Hat wirklich vor mir schon jemals Jemand geliebt? Ich wusste, ich ahnte nicht, dass es dies geben könne, diese sanfte Umarmung, diese Ueberherrschung des eigenen Willens, diese Extase der Liebe! Oh umarme mich, beherrsche mich, gieb mir die Wonnen der Extase! Lass mich wie ein Kind in deinem Willen schlummern! Nichts zu sein als meine eigene Schwäche in deiner Macht, Nichts zu sein als Etwas von dir, das dir gehört und dein Eigentum ist, ein wenig in Ehren gehalten zu werden, ein klein wenig nur, mit einer Liebkosung zuweilen oder mit einem lieben Worte . . . . . Denke nicht zu hoch von mir, das thust du! Du findest, dass ich Talent habe, dass ich harmonisch bin! Ich weiss gar nicht, was du sonst Alles noch schön an mir findest. Ist d a s deine Liebe? — Dann sollst du mich anders lieben, denn so will ich von dir nicht geliebt werden! Ich will nicht, dass du zu mir emporschaust, mich bewunderst; ich will weniger sein als du, ich will unter dir stehen. Und dann — dann sollst du mich emporheben zu dir mit der lieben Bewegung, womit du beide deine Hände ausstrecken kannst, um mich zu begrüssen, dann darfst du mich emporheben und dann lasse ich mich von dir stützen. Du bist so stark, stärker wie du selbst wohl weisst. Du glaubst du habest keine Willenstärke und doch hast du sie. Ich schwöre es dir: du hast sie. Nur ist sie von allerhand fremdartigen Schmarotzern umschlungen, wie Arabesken und Festons eine Säule umschlingen, aber die Säule ist da. . . .

Ich sehe meine Säule, ich schlinge meine beiden Arme um sie! Oh, ich habe dich lieb, ich habe dich so lieb! Bitte mich um Etwas, um was du willst: ich werde es thun; Alles, Alles will ich für dich thun. Nie, niemals habe ich dieses Gefühl gekannt! Dieses Herrliche in mir, dieses rein Subtile, diese Extase! Mir ist als schwebten flüchtige durchsichtige Musselinschleier über meiner Seele, und als würden sie ganz leise, kaum mit Fingern, gelüftet, und plötzlich ist mir als sähe ich mich selbst, als sähe ich all' das Schöne, das in mir ist . . . . . Es ist schön, das Alles; es ist überirdisch; man kann es nicht greifen, nicht aussprechen und nicht ausdenken, denn es sind Düfte von Gefühlen, Seelenarome . . . . .

Oh mein König, du süsser Gott meines Daseins! Wisse das Alles was ich dir sagen will, wisse, dass ich zu dir bete und dass ich dich anbete! Oh, wo sind Worte? Ich bin in Verzweiflung: Nichts von all dem was ich dir da sage, keine einzige Silbe sagt Etwas. Und es muss doch Etwas geben, wodurch ich es dir sagen könnte. Oh, ich analysire zu viel, und, dumm wie ich nun einmal bin, wenn's sich um mein eigenes Gefühl handelt, löse ich Nichts auf. Darum will ich mich nicht mehr analysiren, darum will ich mich ganz und gar dem herrlichen Wiegen hingeben, dem Wiegen in deinen Armen . . . . . . Für mich bist du ein Seelenweltall, ein Seelenhimmel! Oh, in dir zu sein, du zu sein! Lass mich leben in deiner lieben Stimme, lass mich leben . . . . . Nur existiren, ich will ja weiter Nichts als existiren..... in deinem Atem und darin zerschmelzen wie eine Eisblume auf einer Fensterscheibe zerschmilzt unter einem Hauche . . . . . Mein Gott, ich weiss ja nicht mehr was ich sage. Glaube nicht, dass ich irre rede . . . . . oder glaube es. Alles was du findest und sagst und thust ist lieb, ist herrlich, ist schön, ist du. Ich bete dich an! Leb wohl, ich kann nicht mehr, ich kann dir doch das nicht sagen, was ich dir sagen möchte. Nur dies Eine noch: was ich nun fühle, das fühle ich als das Schönste, das jemals in mir gelebt hat. Es ist fleckenlos rein, es ist herrlich edel. Es ist entzückend. Es ist etwas nicht Egoistisches. Bitte mich um was du willst: ich will es für dich thun! Lache darüber . . . . ., habe Mitleid . . . . . Adieu, mein Mann, mein König, mein Engel, mein Gott, mein Seelenmysterium!

* * *

Erschöpft, mit einem zitternden Seufzer sich rührend von dem langen Vornüberneigen auf das Papier fiel Tila in ihren Stuhl zurück.

Strahlend-glücklich schauten ihre Augen drein; leicht öffnete sich ihr kleiner blassroter Mund zu einem entzückten Lächeln. Sie nahm ihren Brief auf, sie las die von ihrem übersprudelnden Gefühl erstrahlenden Zeilen wieder und wieder. Wie glänzende Lichtstrahlen schien es ihr von dem duftenden hellgrauen Papiere blendend zuzublitzen. Ihr Brief war eine Sonne, ihre Sinne waren Strahlen. Ihr Lächeln wurde breiter, und leise, ganz leise, schien sich Etwas um ihre Mundwinkel zu kräuseln, das Glück ihres Blickes dämmerte weg in einem feuchten Dunste; sie schüttelte den Kopf.

— Ich kann ihm das nicht schicken . . . . . unmöglich! dachte sie.

Es war eine grosse Enttäuschung. Nein, sie konnte ihm das nicht schicken, das Blatt Papier, auf welchem sie ihre Seele blosgelegt hatte. Die Seele lag dort so blos, zu unverschleiert . . . . . wieder sollten die Musselinschleier sie sachte, ganz sachte zudecken . . . . . Und warum? dachte sie mit dem ihr eigenen, coquett herausfordernden Freimut . . . . . Emanzipation. Warum? War denn nicht Alles schön in ihr was sie für ihn fühlte? Durfte sie es ihm denn nicht sagen?

— Oh wie lieb, wie unendlich, wie unbeschreiblich lieb habe ich ihn! flüsterte sie, beinahe laut, glücklich in dem Bewusstsein es so flüstern zu können, hörbar, ohne dass es Jemand hörte.

Schimmer und Schatten der Konvention spielten wie Schauspieler in ihrer Komödie und machten leicht choquirte Bewegungen voller Prätensionen. Und

missbilligend schüttelten sie ihre Gespensterköpfe; sie fanden, anständig, leise flüsternd, dass es wirklich nicht gehe, wirklich nicht . . . . .

— Und ich thue es doch! dachte sie, gleichsam wie um sie zu necken und zu quälen.

Die Komödie dauerte fort. Einer nach dem anderen traten sie in den Vordergrund ihrer Gedanken, diese Schatten, lächelnd, liebenswürdig warnend; sie solle es nicht thun, es schicke sich nicht . . . . .

Sie stand auf, unzufrieden mit sich selbst, verstimmt durch diese Komödie in ihr, festentschlossen die langweilige Moral dieser Schatten nicht triumphieren zu lassen, und dann doch wieder nicht so ganz fest entschlossen . . . . .

Und das Glück, das in ihr gelebt und gejubelt hatte während sie diesen Brief schrieb, verwischte sich, erblasste wie eine Farbe der Klarheit, und wieder war in ihr jene Dumpfheit des Gedankens, als sei sie an etwas Schwerfälliges, an etwas Hässliches gefesselt, als könne sie sich nicht emporschwingen zur Freiheit ihrer schönen Liebe.

* * *

Tila war hinausgetreten auf den steinernen Balkon und lehnte dort gegen eine verwitterte hellrote Vase, hellrosa und mattlila übersprenkelt mit ein wenig Geranium und Heliotrop. So, klein, mit einer etwas scharfen Linie um ihre Magerkeit, stand sie da in dem losen ungezwungenen Faltenwurf ihres weissen indischseidenen Schlafrockes, lose und in einer fast coquetten Zwanglosigkeit ihre Jungemädchenbüste umspannend, lose in einer Schleppe bis auf den Boden herabwallend, während eine weissseidene Schnur mit weissseidenen Quasten die Falten um die zerbrechliche Zartheit ihrer Taille etwas fester anzog. Und sie stand da wie ein weisser Felsenstrauch in dem losen Faltenwurf dieses wie ein Hauch so feinen Weiss, mit ihrem schmalen sehr bleichen Gesichtchen, milchweiss, die Schläfe leicht geadert als fliesse blaues Blut darunter, das Haar sehr schwarz, zu schwarz, goldig-schwarz erscheinend in dem Lichtschimmer, lose herabwallend, weil sie es, — es war so schwer, zu schwer fast, — zu Hause meist offen trug, ihrer Kopfschmerzen wegen. Und auch ihre Augen waren wie schwarzes Gold: wie geschliffene Pechkohlen, über welchen viel Goldstaub liegt, und sie träumten, glänzend, zu glänzend fast in der Blässe, leicht beschattet durch den Hauch eines blauen dunklen Kreises darunter. Dort, unter ihren Augen, an ihren Schläfen, war ihre Haut wie Elfenbein und auch ihre schmalen dünnen Finger mit der zarten, fast zerbrechlichen Verbindung der schmalen.dünnen blaugeäderten Pulse waren wie dünnes Elfenbein, durch welches das Licht hindurchscheint, die Nägel erglänzen lassend wie ovale rosa Achaten. —

* * *

— Tila!

— Mütterchen . . . . .

Sie wandte den Kopf nach dem geöffneten Fenster des angrenzenden Zimmers, das Liebkosungswörtchen auf den Lippen, mit welchem sie ihre Grossmutter stets anzureden pflegte.

— Ein Brief für dich, Kind . . . . .

Die alte Stimme klang sanft, wie ein geborstenes Echo aus früheren Zeiten von dem Zimmer her bis auf den Balkon hinaus, dort gleich ausklingend in dem Lärmen und Treiben des Lebens: Das Rasseln eines Wagens, das Zwitschern eines Sperlings, Stimmengemurmel dort unten zwischen den Beeten . . . . .

Und Tila durchschritt ihr Zimmer und betrat das andere, den Salon.

— Ein Brief für Dich, Kind, und ein Packet.

Sie entnahm das weisse Viereck den leicht zitternden Fingern, die es ihr reichten, und sofort erkannte sie die Schrift an der Adresse, und sofort auch hätte sie damit fortlaufen wollen, weit fort in ein bischen Einsamkeit. Aber

Mütterchen sah sie lachend an, halbliegend und sehr abgemagert in ihrer alten schlaffen schwarzen Spitze, die wie in einer mattduftenden Eleganz welk geworden zu sein schien wie ihre Trägerin; und der Zeigefinger ihrer schönen dürren Altedamenhand bewegte sich rasch hin und her, coquett missbilligend:

— Was für eine lebhafte Korrespondenz, Kind . . . . . Und immer dieselben runden Buchstaben auf denselben crêmefarbenen Couverts! . . . . . Komm, die Zeitung ist auch da, die könntest du mir jetzt vorlesen . . . . . .

— Mütterchen!

Sie bat, schmollend, verzweifelnd fast.

Aber Müttchen hielt sie nur ein wenig zum Besten, neckte ihre Tila nur ein ganz klein wenig . . . . . Ja, sie durfte erst fortgehen, aber dann musste sie sich anziehen, um ein wenig mit Grossmütterchen spazieren zu gehen. Wie lang das Lesen, das Wieder- und Wiederlesen etwa dauern würde? Eine Stunde? Also dann in einer Stunde sich zum Ausgehen zurecht machen?

— Komm noch einen Augenblick zu mir, Kind . . . . So willst Du also fort von mir, mich verlassen, du willst . . . . . dich verheiraten? Und ich? Was soll ich dann thun? Wo soll ich dann hin?

Aber Tila antwortete Nichts, sondern lächelte nur bittend, schlug in einem plötzlich aufwallenden kindlichen Gefühl ihren Arm um den mageren Hals der alten Dame, und sagte dann endlich ganz leise, fast unhörbar, während sie einen Kuss auf die magere runzlige, vom Alter verwitterte Backe drückte:

— Oh ich habe ihn so lieb; ich bete ihn an, ich bete ihn an! . . . . .

* * *

Scheveningen . . . . .

„Ich wohne hier, und oft, recht oft schweifen meine Augen über das Wasser. Denn der Haag ist mir eine Totenstadt geworden: öde, laut- und seelenlos. Und die Tage wurden mir so lang, so endlos lang, dass ich hierhergekommen bin um ihre Länge zu foppen und dass ich vielleicht bald noch weiter fortgehen werde, noch viel weiter . . . . . Und doch, Tila, zählt der Tag nun zwei Stunden weniger, die Nachmittagsstunden, die Stunden von vier bis sechs; die sind nicht mehr, die sind eine Leere geworden, eine unausfüllbare Leere, die sind weg . . . . .

Dir zu sagen wie sehr du mir fehlst wäre mir nicht möglich; ich beherrsche die Sprache nicht so wie du, meine liebe kleine Muse. Es war etwas so Herrliches, es war mein Leben geworden, jene zwei Stunden jeden Tag in deinem Arbeitszimmerchen. In jener Umgebung — ich will versuchen meinen Stil ein wenig zu pflegen, aber dann darfst du mich auch nicht auslachen — in jener Umgebung von zarten Düften, von feiner Weiblichkeit und dichterischem Kunstsinn, da fing ich erst an zu leben, da fühlte ich erst, dass tief in mir sehr schöne Dinge lebten, die zu jenen Stunden gewaltsam hervordrangen, aber auch nur zu jenen Stunden. Wenn ich auch sonst durch das Leben irrte wie ein beseelter Schatten; ich meine, wenn ich sonst überall stets nur mich selbst und nie das Leben fühlte: bei dir, mein Liebling, fühlte ich das Leben, fühlte ich, dass ausser mir selbst noch Etwas bestand, das wunderbar schön war, fühlte ich Etwas, das wie Kunst war, nur um ihrer eigenen Schönheit willen geschaffen, ohne Nebenabsichten und ohne Egoismus. Und nun, Tila, in meiner Einsamkeit. höre ich noch einmal den leisen Ton deiner feinen Stimme Worte flüstern, Perle an Perle reihen, in dem Zwielicht jener Nachmittagsdämmerungen, sehe ich deine liebe zarte schlanke Gestalt sich hin- und herbewegen, so voller Grazie, aber . . . . . ach, es ist nur eine Vision, und ich lebe es nicht mehr, jenes herrliche Kunstleben. Es ist fort für mich, verschwunden, ebenso wie jene Stunden von vier bis sechs . . . . .

Aber dies sind nur wenige Worte, es ist nur ein kleiner ganz bescheidener Anspruch auf Schön-Schreiben. So wenig entbehre ich dich nicht; oh nein, mehr, viel mehr! drücke ich aus, was ich fühle, wenn ich dir sage, dass ich lebe und doch tot bin? Banalität! Nein, Liebling, ich kann es nicht aus-

sprechen, kann es nicht in Worte kleiden, wie furchtbar, wie schmerzlich ich dich entbehre, und ich habe nur den einen Wunsch, dass ich es dich durch eine Elektrizität der Sympathie, die ich mit Gewalt in meine banalen Worte schliesse, werde fühlen lassen können. Die zarten Schmetterlingsfühler deines Herzens werden es fühlen. Deine Liebe wird es fühlen.

Ich möchte mich so gern ganz aussprechen. Du kannst das so schön, und wenn ich bei dir bin, dann lausche ich dir still und stumm, dann bewundere ich die Zartheit deiner Seele, die du in deinen Worten, vor mir bloslegst. Aber ich! die Worte, die sich mir auf die Lippen drängen, erscheinen mir wie Kieselsteine, glänzen in harten groben Farben, während ich doch die zartesten Nüancen suchte. Und so kann ich dir Nichts sagen, ungeschickt wie ich nun einmal bin mit meinen Worten, so kann ich dir nicht sagen, wie sehr du mir fehlst und wie sehr ich dich liebe, meine zarte Zwillingsseele, mein weisser Engel, meine liebe kleine leidende Muse mit dem tragischbleichen Gesichtchen und den tragisch - schwarzen Augen . . . . . Ich kann es dir nicht sagen . . . . . aber tragen möchte ich dich, vorsichtig in meinen Armen, wie eine reine Weissheit, eine Seele von Schnee, dich tragen, so, hoch über Allem, über der Welt, über dem Leben, über dem Schicksal, damit es unter dir weiterrolle, ohne dich zu zerschmettern, so wie es uns alle zerschmettert . . . . .

Nun komme ich wieder auf die Erde zurück und teile dir mit, dass ich oft Abends auf meiner Veranda, während von draussen her die Musik zu mir herübertönt, die Correcturbogen des ersten Teils von „Jesus von Nazareth“ durchsehe. Ich kenne nun deine Eigenart in der Interpunktion ganz genau, alle die Pünktchen und Strichelchen, ich habe sie sorgfältig studirt und werde dir jedesmal die letzten Bogen senden, damit du sie noch einmal durchsiehst.

Beifolgend auch ein Exemplar von „De Nieuwe Gids“, deine Sonnette „Schwarze Nacht“ enthaltend. Das ist ein Gesang von schwarzsammtenen Tönen, so ruhig düster, so selig beruhigend uud doch berauschend . . . . .

Leb wohl, du herrlicher Zweck meines gegenwärtigen Lebens!

Karl Armand.

* * *

Sie las den Brief auf dem Balkon, den Kopf gegen die verwitterte Vase gestützt, während der Wind sich leicht blähte in der weichen Seide, die an ihrer zarten, schlanken Gestalt niederwallte. Sie las den Brief mit Thränen in den Augen, gerührt bis ins Tiefinnerste ihres Gemütes, und doch . . . . . und doch unzufrieden, so unzufrieden! Und sie sah ihn vor sich sitzen, so wie er in ihrem Zimmer zu sitzen pflegte, in seiner stillen Anbeterhaltung, sie fast wie eine Heilige beschauend, und sie hörte seine herrliche Stimme mit dem leisen, Ehrfurcht verratenden Accent, mit dem gewissen Etwas, das sich nicht zu nähern wagte, aus Furcht zu schänden. Und hier in seinem Briefe fand sie das wieder — dieselbe Stimme, denselben Accent. . . . Ja, er betete sie an, aber auf den Knieen, und vor ihrem geistigen Auge sah sie stets seinen Kopf unter sich, seine Augen zu ihr emporstarrend, sein Lächeln zu ihr emporleuchtend. Und Das wollte sie nicht, nein — sie wollte es nicht. Sie wollte seinen Kopf über sich sehen, gleichsam wie einen Schutz, sie wollte, dass seine Augen auf sie herab schauen sollten mit einem Blick froher Besitzergreifung, wollte sein Lächeln sehen um seinen schönen Mund, der sich herabbeugen sollte, um sie zu küssen . . . .

Ach, wie wenig, wie so gar nicht befriedigte sie jene sanfte Zartheit, mit der er sie hoch zu schätzen schien, so wie ein Gläubiger seine Heilige hoch schätzt und in Ehren hält; wie wenig wohl that es ihr, dass er es kaum wagte, sich ihr in Ehrfurcht zu nähern, dass er seine Stimme zu dämpfen schien, gleichsam als fürchte er, sein Atem könne sie besudeln . . . . . Wie innig, wie leidenschaftlich sehnte sie sich darnach, dass er aufstehen sollte aus seiner knieenden Haltung der Bewunderung, dass er wie ein Bräutigam zu ihr komme, seine Arme fest schlinge um ihren Hals, sie stürmisch an sich

reisse! . . . . das wünschte, das wollte sie. . . . . Und es schien ihr so sicher, dass Das niemals so werden würde und dass sie es auch nicht wünschen dürfe, weil es etwas weniger Edles sein würde . . . .

Oh, edel? — Alles was sie für ihn fühlte, für ihn empfand, war edel, war das Edelste was jemals empfunden werden konnte! . . . . Warum durfte sie sich denn nicht sehnen nach dem Augenblicke, da er kommen würde, sie zu nehmen, da er sie beherrschen und sie sich erniedrigen würde zu seinen Füssen? Aber sie sah darin eine Grausamkeit in seiner Sympathie für sie: er liebte in ihr nur die Dichterin — seine Muse, die ihm ein Leben voller schöner Empfindungen leben liess — er sah in ihr kaum das Weib. . . . .

Etwas Männliches hatte sich zu ihr verirrt, trotz ihrer grossen, fast allzu ausgeprägten Weiblichkeit und dies Männliche war: ein treffend-logischer, fast unbewusster Hang zum Analysiren, stets und stets. . . . . Sie wusste nicht warum, wusste kaum, dass sie es that, nicht wann sie es zum ersten Mal gethan hatte, aber sie that es, immer. . . . .

Und so, mit ihrem logischen Seelenblick, hatte sie es gleich analysirt und durchschaut, hatte sie es durchschaut, dass er in ihr kaum das Weib sah. . . . .

Und das bleiche Köpfchen — das tragische Gesichtchen mit den tragischen Augen, wie er sagte — gegen die kalte Vase gelehnt, jenen Brief, aus dem etwas wie der Hauch eines Gebetes emporstieg zu ihr, in ihrem Schosse, dachte und dachte sie: wie sie zu seinen Füssen niedersinken möchte, sich erniedrigend, sich verkleinernd, flehend, dass er nichts, nichts Anderes in ihr sehen solle als das Weib, das liebende Weib, das ihn anbetete, und die ihn nur bat, diese Anbetung dulden zu wollen mit einer Liebkosung, die für sie wie ein Almosen sein würde.

Und die Künstlerin in ihr war dem Manne für seine zarte Ehrfurcht nicht dankbar, weil das Weib in ihr keine Leidenschaft fand. . . . .

* * *

Sie hatte ihren Brief nicht abgeschickt, sie hatte ihm einen anderen geschrieben, meist Herrin ihrer Feder, ihre umflorten Worte nur dann und wann erglänzen lassend in der Wahrheit ihrer grossen Liebe. Und mit seinen Briefen irrte sie umher, allein, in der schwarzen Dämmerung der Tannenwälder, die wie tausendsäulige Kathedralen dastehen. Sie litt, litt unter dem ewigen Schmerze des Unbefriedigtseins; und ach, wie unglücklich fühlte sie sich, weil Das nie kommen würde, worauf sie wartete. So auch war sie einmal spazieren gegangen, kam sie matt, totmüde heim, in ihr Zimmer, schaute in ihren Spiegel . . . . sie wollte gesund werden! Wenn ihre Wangen sich färbten, — so glaubte sie — wenn sie wirklich schön und nicht mehr nur tragisch schön wäre, dann würde Karl vielleicht. . . . . Und sie betrachtete ihr Spiegelbild aufmerksam, eingehend; aber der Hauch von Wärme und Mattigkeit war zu abgezeichnet auf ihrer Blässe, floss nicht zusammen, war nicht Eins mit ihrem Teint, und zu dunkel erglänzten die schwarzen Augen, unter denen die Ringe blauer erschienen. . . . .

Sie fand sich hässlich. Aber . . . . sie horchte; denn es wurde drinnen gesprochen, im Salon, bei ihrer Grossmutter und . . . . grosser Gott, war es denn möglich? . . . .

Sie trat ein.

— Karl! Du bist's? . . . .

Er hatte sich erhoben und kam ihr entgegen mit seinen harmonischen sympathischen Bewegungen, und er streckte ihr beide Hände zur Begrüssung hin. Sie auch reichte ihm die ihrigen und er hielt sie einen Augenblick umschlossen, ganz leicht, aus Angst er könne sie zerbrechen, und sein ganzes Gesicht erstrahlte in dem Glücke wie im Sonnenschein.

— Ja, ich bin's . . . . Ich will hier die Kur brauchen. Mein Arzt . . . ,

Lachend schaute er sie an, ohne sich auch nur zu bemühen, seine Lüge wahrscheinlicher erscheinen zu lassen, und sie . . . . alle ihre Gedanken waren plötzlich davongeflogen, und sie sah nur ihn allein in ihrer Extase, die wie ein überirdisches Glück war.

— Und wie nett, dass Armand uns gleich besucht, findest du nicht, Tila? meinte Grossmütterchen. Und er hat Glück: es ist hier noch ein Zimmer frei, in der zweiten Etage, das Fräulein sagte mir's heute Morgen. . . . .

Aber Tila hörte das Alles kaum, und während sie ihn ansah mit ihrem glückseligen Lächeln, ihren tiefschwarzen, feucht gewordenen Augen, die Hände noch zitternd in seiner leichten Umschlingung, da stammelte sie, während er sah wie es ihr so gar nicht ernst war, beinahe schluchzend:

— Dummer Junge, du . . . .

* * *

Tila hatte sich schnell umgekleidet; sie trug nun Weiss, eine Farbe, die sie sehr blass machte, die sie aber doch sehr liebte, und ein paar Gloire-de-Dyons im Gürtel. Armand war hinaufgegangen, sich sein Zimmer anzusehen; er wollte ein wenig Toilette machen und dann mit den beiden Damen soupiren.

— Liebes Kind, sagte Grossmütterchen, sag mir doch einmal: was ist das eigentlich für ein Verhältniss zwischen Euch Beiden?

Tila sah sie befremdet an, als verstehe sie sie nicht.

— Was meinst du damit?

— Aber Kind, ich meine natürlich nur Das was ich frage. Er hat doch noch nicht um deine Hand angehalten, nicht wahr? — bei mir wenigstens nicht.

— Angehalten . . . . nein, eigentlich hat er sich mir auch noch nicht erklärt.

— Aber — Grossmütterchen lächelte, sie hatte in ihrer kosmopolitischen Nonchalance niemals streng auf Form und Etiquette gehalten — Ihr thut wirklich als ob . . . .

— Er hat mir gesagt und sagt mir auch jetzt noch sehr oft, dass er mich sehr, sehr lieb hat und dass er weiss, dass auch ich ihn sehr lieb habe. Das ist unser Verhältniss.

— Sehr einfach. Und er reist dir nach: kurzum, er hält es ohne dich scheinbar nicht aus . . . .

Tila schwieg, ein glückseliges Lächeln auf den Lippen.

— Nun, schloss Grossmütterchen, Das wird er gewiss in der Absicht gethan haben, ... um deine Hand anzuhalten, bei mir, in aller Form, so wie es sich schickt . . . . meinst du nicht auch?

Aber Tila antwortete noch immer nicht, und als Grossmütterchen sie Das noch einmal frug, da kniete sie vor ihr nieder, schlang den Arm um ihren Hals und schluchzte leise, den Kopf an ihre Schulter gelehnt. — — —

* * *

An jenem Abend, in der aschgrauen Dämmerung, — der Nordwind fuhr frisch durch das Teplthal — sassen sie zusammen auf der Veranda vor dem Salon, Tila mit einer dreifach um den Hals geschlungenen Boa, die Haare vom Winde zerzaust.

— Ist es denn wirklich nicht zu kühl, Tila? fragte Grossmütterchen besorgt. Dass du mir nur nicht krank wirst!

— Wirklich nicht, Grossmütterchen, mich friert gar nicht.

Grossmütterchen sass dort drinnen in dem von ein paar Leuchtern erhellten grossen Zimmer: eine hässlich-aufdringliche banale Hotel-garni-Pracht: eine hellrote Tapete mit grossen goldenen Blumen, mit viel Gold an Spiegeln, Konsolen und Kronen und einer alten, roten Plüschgarnitur. Aber doch lag ein Hauch von Behaglichkeit darüber, durch das Arrangement der Möbel,

durch das Stellen eines Sofas so oder eines Gueridons so, durch eine Kleinigkeit hier und ein paar Blumen dort, durch die Berührung von Tila's dünnen Fingerchen. Und Mütterchen sass dort so recht bequem auf ihrer Chaiselongue, ein Kissen im Rücken, ein Tischchen neben sich und auf diesem Tischchen eine Unmenge Sachen, die sie immer brauchte: ein Sammetbeutel mit einem Taschentuch, einem Sèvres-Flacon und einer kleinen silbernen Nagelfeile; neben dem Beutel ein Fächer, ein Roman von Ohnet und ein Elfenbein-Falzbein; ferner der Figaro und das Vaterland; eine Bonbonnière mit Emser Pastillen und eine kleine Scheere; auf den Zeitungen ein kleiner japanischer Arbeitskasten mit einer Häkelarbeit — einer sehr feinen, denn Grossmütterchen bildete sich sehr viel ein auf ihre noch immer vortrefflichen Augen — dann noch ein paar langstielige Rosen und ein chinesisches Weihrauchstöckchen in einer kleinen Vase, welches Grossmütterchen einen Augenblick anzündete, wenn sie fand, dass die Luft dumpf und muffig war: ein Hotelgeruch. Und so sass Grossmütterchen da mit ihrer koketten grauen Perrücke, mit ihrem alten runzligen vergilbten Gesichte, darin die Schönheit der Züge so traurig und grausam vernichtet war durch zahllose kleine Runzeln und Krähenfüsse, und darin die Augen — Tila's Augen — noch beinahe ebenso glänzten wie jene; dort sass Grossmütterchen in ihrer parfürmirten schwarzen Spitze, einen schwarzen Plaid über die alten Füsse gebreitet.

* * *

— Und lebst du nun wieder? fragte sie ihn beinahe coquett.

Er richtete in dem durch das Kerzenlicht von da drinnen halb erleuchteten Schattendunkel des Balkons — draussen die Nacht, die frühe Nachtstille eines Badeortes — einen schwärmerischen Blick auf sie, einen mystischen Blick, einen Blick selbstwohlthätiger Anbetung.

— Ja, ich lebe wieder, ich lebe wieder! sagte er ganz leise.

— Ich werde dir sagen was es ist, fuhr er nach minutenlangem Schweigen fort; ich habe mich in den letzten Tagen so unglücklich gefühlt. Ich war wie ein Schatten, der ein Sklave des Lebens ist. Verstehst du das? Ich will dir's erklären. Als du fort warst, da kam's über mich, ganz plötzlich: die Sehnsucht nach einer grossen Illusion. Ein Beweis, dass deine Anwesenheit mein Leben schön, sehr schön gemacht hatte. Eine grosse Illusion, die du mit mir durchleben solltest. Ich suchte darnach, auf's Geradewohl: ich fand Nichts. Und jeden neuen Tag lebte ich dahin wie eine Maschine; stand auf, machte Toilette, speiste, las, musizirte, speiste wieder, ging spazieren: Besuche, Bekannte, Freunde, Scheveningen ..... Alles, Alles wie eine Maschine. Ich war nicht dabei, ich war ausserhalb, oberhalb von all diesem. Ich suchte weiter und immer weiter; ich war wie ein Junge von siebzehn Jahren, der Shakespeare liest ..... Hattest du jemals gedacht, dass ich so jung sein könnte?

— Eine Illusion, was für eine Illusion? fragte sie, leise erschauernd.

— Das wusste ich eben nicht — irgend etwas Schönes, sehr Schönes in diesem Leben.

— Ein grosses, ein hohes, ein edles Ziel, ein schöner Wirkungskreis .....

— Nein, nein, kein Ziel, kein Wirkungskreis. Keine Handlung, nur ein Gefühl, ein Sein, ein schönes Sein ..... Nur Das und Das allein. Ein Sein mit dir und darin ein sehr schönes Gefühl. Aber nicht gewöhnlich, nicht alltäglich; verstehst du mich?

— Nein, sagte sie matt, plötzlich sehr müde, beinahe verzweifelt.

— Ich will versuchen es dir zu erklären. Eine Thätigkeit, Arbeit habe ich gekannt; wie du weisst, schickte mich mein Vater mit einer kleinen Summe Geldes nach Amerika: ich habe dort gearbeitet, bin ein ganz gewöhnlicher Arbeiter gewesen. Ich that all jene Arbeit, und doch war in mir ein zweites Ich, das daran nicht mit arbeitete. Aber jenes zweite Ich hatte zu der

Zeit nicht sehr viel zu sagen. Dazu war damals keine Gelegenheit. Nun aber ist die Gelegenheit dazu da, und nun wird es mich auch vollständig beherrschen.

— Oh lass es das nicht thun! riet sie ihm sanft und leise.

— Warum nicht?

— Du wirst dann zu sehr Gefühlsmensch und das macht unglücklich.

— Unglücklich? Wohl möglich. Aber es macht auch glücklich. Es macht eben Beides: — ein seltsames Gemisch. Ah, du weisst nicht, wie herrlich schön ich jetzt bisweilen empfinde. Was dich anbetrifft — glücklich und unglücklich. Meist aber glücklich.

— Und unglücklich . . . . . wann?

— Unglücklich, wenn ich eine Wirklichkeit suche; aber glücklich, ach so herrlich glücklich, wenn ich nur meiner Illusion, meiner Anbetung, meiner Schwärmerei lebe . . . . .

Sie schwieg, tief betrübt. Warum unglücklich, wenn er eine Wirklichkeit suchte? Musste es denn immer, immer so bleiben . . . . . eine Illusion?

— Du weisst nicht, wie jung ich mich fühle, fuhr er fort, und seine gedämpfte Stimme erklang ihr in dem dort draussen matter und matter werdenden Kerzenschimmer wie ein wehmütiger Wohlklang, auch dann, wenn aus seinen Worten Freude sprach. Ich bin ein Junge. Ich bin siebzehn Jahr. Ich schwärme. Für dich. Das ist so schön, so schön! Und in Amerika, da habe ich hart, da habe ich praktisch gearbeitet, ohne irgend welche Schwärmerei: damals war mein zweites Ich gefangen in mir. Aber Schwärmerei, immer Schwärmerei . . . . . Das ist nicht genug. Jene Wirklichkeit, nicht wahr? Tila, wollen wir sie suchen, jene Wirklichkeit? . . . . .

Sie atmete tief auf und, leicht lächelnd, flüchtig erschauernd, sagte sie mit matter Stimme, leicht mit den Augenlidern zuckend:

— Aber die Wirklichkeit . . . . . die Wirklichkeit ist da, die brauchen wir nicht erst zu suchen, Karl.

— Nein, die Wirklichkeit ist nicht da. Die Wirklichkeit, die eine Illusion sein würde, die müssen wir erst schaffen. Ist das unmöglich? Sag mal, meine liebe kleine Dichterin, wäre das wirklich unmöglich?

— Worüber phantasirst du nur? sprach sie, ungeduldig und gereizt. Ich weiss nicht, was du willst.

— Es ist wohl möglich, dass ich recht närrisch bin, fuhr er fort. Aber es ist oft so herrlich: närrisch, recht, recht närrisch zu sein! Ausserhalb der Welt, der Menschen, der Conventionen . . . . .

— Aber ich weiss nicht wie . . . . .

— Ich auch noch nicht; aber wir werden es schon finden. Wir werden uns das Närrisch-Schöne schaffen; wollen wir, Tila?

Er streckte seine beiden Hände aus; sie gab ihm die ihren. Und trübe lächelnd schüttelte sie rasch den Kopf. Ihre Liebe war so einfach, so vollkommen, ihre Liebe war so voll von einer Leidenschaft, die alle Complicationen in ihrer Seele vereinfachte, die sogar die Dichterin in ihr nur Weib sein liess; und sein Gefühl war so schwebend, so unsicher, der Schatten nur eines Gefühls. Und wie sehr sie es auch liebte, das Ungewöhnliche, das Überlegene in seiner jugendlichen Schwärmerei: doch entnervte sie sein unentschlossenes Verlangen, das suchen und finden wollte was nicht existirte.

— Du weisst, dass ich dich sehr, sehr lieb habe, sprach sie einfach, und dabei neigte sich ihr Haupt leicht zur Seite, als wolle es sich ermüdet an seine Schulter lehnen. Aber es war zwischen ihnen ein Abstand, den die Vereinigung ihrer Hände nur leicht zu überbrücken vermochte, zu ätherisch für die Liebe, die in ihr lebte wie ein müdes Wesen, das, schwindelnd, auf ihn zugehen, sich an ihn klammern wollte.

Und so blieb sie, hoch aufgerichtet in ihrem Sessel — ihre Finger fast seinem ehrerbietigen Drucke entziehend, — kaum merkbar schweben in einem Raum ohne Halt, ohne Stütze, wie eine von einem leichten Windstosse losgelöste Clematis. Er sah es nicht, er suchte . . . . .

— Du liebst mich? fragte er, stillvergnügt ihre Worte wiederholend.

— Oh ja, das weisst du doch . . . . .

Einen Augenblick war's ihm als müsse er sie küssen, sie in seine Arme schliessen, ihren Kopf mit einem Kusse an seine Schulter drücken . . . . Aber sie war so zart, so weiss, so zerbrechlich, sie würde die Festigkeit seiner Umarmung nicht ertragen können, und dann . . . . . er liebte sie auch nicht so, dass er sie bei sich haben möchte als seine Frau. Ihn verlangte es nicht nach dem Druck ihrer Arme um seinen Nacken, nicht nach einem Kusse auf ihre blassroten Lippen: Weib war sie nicht für ihn. Wenn er sie berührte, glühte kein Wärmestrahl in seinem Blute. Und noch immer sah er in ihr den mysteriösen Widerspruch eines Geistes, der greifbar wäre, die unkörperliche Verkörperung der höchsten Schönheit seiner ätherischsten seelischen Erregungen.

Und so umarmte er sie denn nicht und sagte nur:

— Wenn du mich wirklich liebst . . . . . dann werden wir sie finden, die Wirklichkeit, die Illusion ist.

Sie standen Beide auf, gleichzeitig, die Hände noch leicht verschlungen. Beide fühlten sie sich wie von einer dunklen Schwermut umfangen, einer Düsterkeit, die mit der Düsterkeit der Nacht Eins wurde, — regendrohend-schwarz, nachtschwarz.

Und während sie so dastanden, — die Hände scheinbar wie zu einer Harmonie verschlungen — sah Grossmütterchen von dem Zimmer aus, in welchem die Kerzen vor der rot-goldenen Garni-Tapete immer kleiner und kleiner wurden, Grossmütterchen mit ihrem liebenswürdigen Lächeln um den alten Mund, zu ihnen hinauf, den Plaid über den Füssen, den Schildpattfächer coquett zwischen den beiden welken Fingern vor ihre sich fast blind starrenden Augen haltend . . . .

* * *

Armand war am nächsten Morgen sehr früh ausgegangen, er wollte allein frühstücken, aus Discretion, er ging in den Stadtpark, und in der Nordwind-Kühle des frühen Morgens — sieben Uhr — stieg er, während leichte Windstösse die lose Weite seines weissen englischen Flanellanzuges durchdrangen, über das holperige Pflaster der Andreas-Gasse den Dreikrenzenberg hinan, tüchtig ausschreitend, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben. Mit herrlicher Elastizität stieg und stieg er immer höher, während die Stadt ihre villenähnlichen Häuser gegen die Anhöhen des Teplthals aufeinandertürmend, mehr und mehr zu seinen Füssen niedersank, sich zu einem Panorama ausbreitend, die klare Luft weiter über ihren unregelmässigen mit üppigem Grün bewachsenen Mauernwirrwarr wölbend.

In der frischen Kälte dieses rauhen Windmorgens fühlte Armand deutlich, wie sein Hirn klarer und heller, sein Gedankengang einfacher und natürlicher war als gestern in der tiefschwarzen Balkonnacht mit Tila . . . . .

— Ich bin wahnsinnig! dachte er. Was habe ich nur jetzt? Was fehlt mir?

Nein, er wusste nicht was er eigentlich wollte: er durchschaute es selber nicht, es wurde ihm nicht klar, kam ihm nicht zum Bewusstsein, dass er in einer ungewöhnlichen Stimmung sich befand, dass er so war wie nur Einer sein kann, der, viel mit dem Kopfe arbeitend, mehr aber noch mit dem Herzen fühlend, in seinen Knabenjahren viel und hart hat schaffen müssen, — er, als Arbeiter in Amerika, bis seine Hände rauh und schwielig geworden — Einer, der, endlich frei und ungebunden, fern von seiner Arbeit, all das Blau der Extase in sich aufwallen fühlt, das sich nicht hatte losmachen können vorher, und das dann plötzlich, spät, die Seele überströmt wie ein endloses Meer von Blau. Sein Pessimismus war darin ertrunken; seine einst gezwungen angenommene praktische Nüchternheit war darin ertrunken; und auch sein

früheres Leben war darin ertrunken. Als er Tila gefunden, da war mit einem Male das Alles darin ertrunken. Und merkwürdig: er war nicht in sie verliebt, wie er, unzählige Male schon, in Andere verliebt gewesen war; er, in seinem praktischen Pessimismus, ein gewiegter Frauenkenner, mit Frauen hier und Frauen dort, von allen Sorten. Und hoch über jene sinnliche Welt von Frauen von Fleisch und Blut — glühendem Blut und üppigem Fleische — Frauen von lauter sinnlicher Weiblichkeit, war sie gestiegen gleich einer Beatrix, lauter Seele, ihre zerbrechliche mit blauem Blut geaderte Luftgestalt entkörpernd in reiner strahlender Seelenschönheit von Gedanken und Gefühlen. Dort thronte sie, verklärt in ihrer silberhellen Gefühlsapotheose, die Rhythmen ihrer Gedichte wie Hymnen um sie her rauschend . . . . .

Nein, sie war nicht Weib, sie gehörte keinem Geschlechte an, sie existirte nicht, sie war eine Illusion. Wenn er sie berührte, ihre Finger in den seinen, dann fühlte er sie nicht, dann blieb sie lauter Geist. Sie war die geträumt zarte Scheinform einer Seele, und die logische Klarheit vollmännlicher Kraft in ihrer Dichterlichkeit war auch eine Illusion, existirte nicht in einer Frau, konnte einfach nicht existiren in den unlogischen zierlich geäderten kleinen Maschinerieen einer Frauenseele . . . . . Und weil jene logische Klarheit in Tila lebte . . . . . desshalb existirte Nichts, desshalb war ihm ihre Seele eine Illusion, wie auch ihr Körper . . . . .

— Warum das Alles? dachte er. Ich werde einfacher sein, werde versuchen sie zu lieben wie ein Weib, ein Weib . . . . . Ich will es versuchen . . . . .

Das schien ihm ein gesunder Gedanke zu sein, in jenem kalten Nordwinde. Und der Gedanke bei Tila zu sein, mit ihr zu leben als ihr Gatte, stimmte ihn plötzlich ganz fröhlich . . . . . Ja, als ihr Gatte. Wie nett das sein würde! Sie würden sich sehr, sehr lieb haben, sie würden viel reisen und sie würden immer so schöne Gespräche führen wie jetzt, ungewöhnliche Gefühlsgespräche, bei welchen man sich gegenseitig Alles anvertraut, Alles, alle Winkelchen entdeckt, auch die kleinsten und alle Geheimnisse des Herzens. Wie glücklich würden sie sein! . . . . .

— Gewiss, dachte er; so, genau so muss es werden. Einfach. Eine schöne Liebe. Keine Schwärmerei . . . . . keine Ueberspanntheit. Sie liebt mich und ich liebe sie. Ja, wir werden es sein, glücklich, schön und erhaben glücklich. . . . . . Meine liebe Tila!

Und munter wanderte er weiter, munter und elastisch in seinem weiten, weissen Anzuge, der die jungen kräftig gebauten Glieder umhüllte, etwas Militärisches in der Geschmeidigkeit seiner Bewegungen, den schönen Kopf hoch tragend, etwas zurückgebogen, um den frischen Wind einatmen zu können, der ihm gerade entgegen blies. In dem bläulichen Schatten, der von dem Rande seines Strohhutes herrührte, dämmerten seine Augen schwärmerisch-krank langsam weg, glänzten sie in einem tieferen Blau mit dem Lichtschein auf der schwarzen Pupille, melancholisch tief und tiefer, wie Spiegel von Wehmutsgedanken, und alt machten sie ihn mit ihrem trüben Spiegelblick, aber jugendlich rundete sich das Oval seines Gesichtes, jugendlich strahlten Mund und Kinn, sein Mund voll-sinnlich, rot-lachend unter dem rötlich-blonden Gekräusel seines kleinen vollen Schnurrbartes, das Kinn ausgesprochen viereckig, gross und ganz glatt rasirt.

* * *

Er blieb nicht lange bei seiner Lüge: „Der Doktor meinte“ . . . . . und er brauchte keine Kur; aber jeden Vormittag begleiteten sie nun Grossmütterchen bis zum Sprudel. Grossmütterchen auf Tila's Arm und auf ihren Stock gestützt; dann frühstückten sie und brachten darauf Mütterchen ermüdet heim, und dann gingen sie zusammen spazieren, in die Berge hinein. Und es waren Stunden voller Seligkeit, die Tila's Augen feucht werden liessen, Stunden, die sie zusammen durchwandelten, Seite an Seite, ihre Schritte in gleichen Takt bringend, den Zweivierteltakt eines frohen Marsches, die langsam

sich aufwindenden Pfade hinansteigend, unter dem wie mit kleinen Goldstücken durchsäeten Schattenschimmer des rundlich-ovalen rotbraunen Buchenlaubes, unter der schwarz-stillen Kloster-Düsterkeit der dünnen, romanischen Tannensäulen, unter den wie Silber glänzenden niederhängenden Springbrunnen-Blättern der bleichstämmigen Birken. Und wie Fächer halbrundeten sich die Farren, Blatt gegen Blatt wuchernd, ihre Stengel graziös unter die Bäume breitend.

Ach, die Herrlichkeit, der stille Genuss des Einsam-Zusammenumherirrens, zwecklos, den Blick kaum auf die Wegweiser gerichtet, die Schritte dem Zufall des Weges anpassend. So waren sie auch einmal gegangen in einer regendrohenden Atmosphäre und in dem Bergwald, wo sie keinem Menschen begegneten, waren sie überströmt worden von der senkrecht niederrauschenden Flut. Aber gleichgültig, im sicheren Schutze ihrer Regenmäntel, waren sie ruhig weitergewandert, quer hindurch, die Wasserstrahlen kreuzend, gerade so ruhig wie Spaziergänger durch den Sonnenschein des schönen Wetters hindurchwandern, und Tila hatte sogar ihren Regenschirm geschlossen, um Karl's Arm nehmen, sich an ihn drücken und unter seinen Schutz fliehen zu können. So, ruhig, während das Prasseln des Regens um sie herum andauerte, während sie das Ticken schwerer, dicker Tropfen auf dem kleinen, seidenen Dache hörten, — tek, tek, tek, wie kleine Kügelchen — waren sie nach und nach, ganz allmählich, an das Rohanskreuz gelangt, das still dastand, überwässert von der Flut der Wolken, und da war es ihnen, als sei es ein Christus, gekreuzigt und schmerzvoll niedersehend auf das Thal zu seinen Füssen, tragisch in dem Gewitterregen wie einst in der tragischen Nacht auf Golgatha. Und sie hatten sich unter das Kreuz gesetzt, dicht an einander geschmiegt, den Schirm über sich, wie zwei durchnässte Vögelchen unter einem kleinen Dache. Von den Spitzen des Schirmes rieselten durchsichtige, fast silberglänzende Strahlen herunter. Vor ihnen, in der Luft, jagten sich die wilden Wolkenschichten wie barbarische Horden, wie düstere Riesenlegionen, die den Himmel zu verschieben schienen, grau und schwarz; niederdonnernde Streitwagen und schnaubend sich aufbäumende Rosse, Massen von auf einander einstürmenden Kriegern und fortstürmenden Walküren. Und Alles farblos, grau und schwarz; und dicke Nebel, gleichwie Rauch, schleppten sie mit sich über das Thal und über die Stadt und hinunter in die Tiefe.

So waren sie Beide — Tila und Karl — lange dort geblieben. Schweigend, durch die Wärme ihres Dichtaneinander-Geschmiegtseins den Regen kaum fühlend. Und nun fühlte Karl, dass sie ein Weib war und nicht eine Illusion, nun sah er es ihr an in ihrem triefenden, rotseidigen Regenmantel, der sie umschloss wie mit einem feuchten Glanzkrepp, da sah er es ihr an, wie sie sich selig an ihn schmiegte, dicht an ihn, ihre Schulter gegen seine Brust gedrückt, ihren Arm auf sein Knie stützend.

* * *

Und nach jenem Tage wollte es Tila scheinen als fühle er einfacher für sie, als umfasse er ihre Finger mit einer wärmeren, mit einer zärtlicheren Empfindung, als habe seine Stimme weniger mystisch geklungen, als er noch einmal wiederholte:

— Die Wirklichkeit, die Illusion ist, wir werden sie finden, nicht wahr Tila? — Ja, wir werden sie finden, hatte sie ihm, leise, glücklich lachend geantwortet, und rasch, ganz rasch, zwischen den dichten Säulengängen der Tannen hatte er sie an sich gedrückt; da hatte sie erst die Kraft seiner Arme — ehrerbietig — um sich gefühlt, und dann seinen Mund, das Gekräusel seines Schnurrbartes auf ihrer Wange. Und sie lebte nun ganz und allein in dem Traum ihrer Liebe; Nichts war mehr in ihr ausser ihrer Liebe. Sie schrieb nicht, keine einzige Zeile; ihre Seele war zu erfüllt von dem Einen, dem Einzigen, von Ihm. Wenn sie las, dann sah sie zwischen ihren Augen und den Seiten ihres Buches sein Bild. Es wunderte sie das sehr, und sie

erinnerte sich ganz deutlich, wie sie oft so Etwas in Romanen gelesen und es dann immer nur eine Banalität genannt hatte: jenes Bild zwischen dem Buch und den Augen, die lasen, und nun? — nun sah sie es ganz deutlich, wie eine Photographie. Oh, die banalsten Bilder, die banalsten Ausdrücke in Büchern, sie Alle waren einst einmal, ein einziges Mal, die zartesten Aeusserungen eines feinen Gefühlslebens, das erste Mal, da sie genannt wurden; und die nun die allerbanalsten sind, die sind einst die allerherrlichsten gewesen! Nicht wahr, wozu noch dichten, Verse machen? Die Worte, die, aneinander gereiht, eine Stimmung schattirten, betrogen immer: sie gaben das niemals wieder. Und ihre Stimmung — ihre Stimmung war nicht mehr die einer Dichterin, einer Künstlerin. Was lag ihr an all dem? Gedichte, Kunst? Ihre Stimmung war weiblich, ganz und voll und echt weiblich, und weiter war nichts in ihr. Leer, leer, leer, ihre Seele leer, und in jener Leere die Alles überquellende Pracht ihrer Liebe wie Blüten, die Alles mit Blüten bestreuten. Nur ihn und Nichts als ihn: Nichts als das Herausjubeln seines Namens, emporwallend in ihr, zu ihren Lippen und von dort aus geflüstert, im lautlosen Entzücken in der Einsamkeit, die verschwiegen war, verschwiegen wie das Grab. Oh Gott, nichts als ihn, ihn! Der Gedanke an ihn in ihr, sein Bild vor ihr, sein ganzes Sein wie eine Atmosphäre von Licht um sie. Und sie, aufgenommen in jene Atmosphäre, verherrlicht, umfangen sowie ein Gott seine Geliebte umfängt mit einer Wolke von Licht. Maschen aus Sonnenschein, Lichtgewebe aus reiner Leidenschaft! Nur Er, Er allein, ihr Seelenkönig, ihr Seelenmysterium, um sie herum wie eine Wärme des Himmels, in sie dringend, hinein in ihre Seele, und ihre Seele, die leer ist, leer, in einem einzigen Augenblicke vollgiessend mit seinen feurigen Flammen! Und das Alles in Versen sagen, es den Menschen geben, die ab und zu, zum Zeitvertreib, Verse lesen? Wozu denn? Nein, jene Glut behielt sie in sich, sie sang ihre Flammen in sich selber aus, in dem strahlenden Sonnentempel ihrer Seele, wo das Mysterium thronte, herrlich, wohlthätig und gut. Das war Gott, das war das Höchste! Kunst — das ist Hirngespinnst! Weib zu sein in der Liebe — Das ist die Wirklichkeit, Das ist die himmlische Wirklichkeit, Das ist, oh Gott! die Wirklichkeit, die Illusion ist!

* * *

Ungeöffnet blieben die Correcturbogen zu „Jesus von Nazareth“ auf Tila's Tisch liegen, zwischen ihren Handschuhen und ihren Armbändern. Sie wuchsen an zu einem kleinen Stosse — und jeder neue Tag fügte dem Stosse einen neuen Bogen hinzu und Briefe des Verlegers, — diese geöffnet — welcher um etwas Beschleunigung bat, lagen daneben. — Ich werde gar nicht fertig mit diesen dummen Correcturen; sie sind mir so langweilig und ich bin auch gar nicht dabei mit meinen Gedanken! sagte sie coquett gleichgültig, zu Karl. Willst du mir wieder helfen?

Gewiss wollte er das, und so gingen sie denn an einem schönen, sonnenglänzenden Tage den Veitsberg hinauf, der so einsam, fürchterlich einsam daliegt mit seinen Böschungen von ganz blassem Grün unter der Dichtigkeit der Bäume. Und sie setzten sich in das Grün, in den kaum erleuchteten meergrünen Schatten, durchsichtig wie ein dünner Crystallflor, in der Atmosphäre hängend unter den dicht belaubten Zweigen. Mit seinem Taschenmesser öffnete er die Correcturbogen und verbesserte sie selbst, während Tila, faul, all diesen Perlenreihen von Versen gegenüber gleichgültig bleibend, in das Grün sank, zahllose kleine Stengel zerbeissend, den Kopf — fast störte ihn das, während er mit dünnen Bleistiftstrichen die nötigen Verbesserungen auf den weissen Bogen anbrachte — gegen seinen Arm gelehnt, den einen Fuss auf dem anderen Knie hin- und herbalancirend. Und sie summte vor sich hin, leise, ganz leise, während sie das Köpfchen leicht nach dem Takt bewegte.

— Sei still bitte, Tila, ich kann nicht schreiben .....

Sie lachte ihn aus, machte noch lebhaftere, noch unruhigere Bewegungen, und plötzlich aufjauchzend, knipste sie ihm mit den Fingern den Bleistift aus der Hand, zog an den Papieren.

— Die langweiligen Correcturen, lass sie doch .....

— So warte doch nur, Tila .....

Aber sie war wie ein kleines, unartiges Kind, und plötzlich riss sie ihm alle die Bogen vom Schosse fort und schleuderte sie mit einem grossen Schwunge in die Luft; und sie flatterten bald hier bald dorthin, und dann fielen sie nieder, so schwerfällig, so langsam und träge, so gar nicht wie Vögelchen, die dummen viereckigen Bogen Papier!

— Aber Tila .....

Aber sie lachte, lachte nur .....

— Sie können nicht mal fliegen, meine Verse .....

Er schüttelte lächelnd den Kopf, suchte seinen weggeknipsten Bleistift und sammelte, rechts und links, von seinem Platze aus, die Blätter.

— Nun ist Alles durcheinander .....

— Ach, so lass doch .....

— Liegt dir denn Nichts daran?

— Nein, gar Nichts.

— Aber warum denn?

— Deinetwegen, du bist mir nun Alles .....

Er streichelte ihr, stolz und befriedigt lächelnd, über das Haar, goldigschwarz wie ein sammetener Helmschmuck in dem durchsichtig- grünen Schattenlichte; aber er blieb wie immer ein wenig praktisch, praktisch in seiner Verehrung für die Künstlerin, die er in ihr so hoch schätzte, höher, viel höher als sie selbst es that.

— Aber so wird dein Buch niemals fertig Tila .....

Sie wurde ärgerlich; er auch immer und immer wieder mit seinem „Jesus von Nazareth."

— Du bist doch ein eigensinniger Bengel; ich will nicht, dass du sie nun durchsiehst, ich will es nicht .....

Und dann plötzlich, lieb, sich ganz und gar seinem Willen fügend, ganz seine Sklavin, ganz ihm angehörend: — Nun, dann thue es nur, wenn du's gerne möchtest ..... Thu es nur. Ich werde so, ganz still, liegen bleiben. Darf ich das? Stört dich das nicht?

Und sie rührte ihren Kopf nicht mehr, da wo er sich auf seinen Arm stützte; sie lag da wie schlafend, während er, zwischen den Worten kritzelnd, Buchstaben ausstrich und verbesserte, auf dem Weiss der Ränder.

* * *

Und vor seinen Augen glitten sie gleichsam hinweg, die reichen Verse, wie funkelnde Gefühlsjuwelen, eine Zeile nach der andern, und wenn er falsche Buchstaben ausmerzte aus den Worten, wenn er hier durch ein Komma trennte oder durch einen Strich verband, da war es ihm, als ob er kleine Kunken in den Schnüren jener Juwelen vorsichtig aushakte, wie ein Goldarbeiter. Und hoch hinauf schwebte seine Anbetung. Wie war es möglich, Gott, wie war es nur möglich! Sie, sie hatte dies Alles geschaffen, sie hatte diese Vision der Visionen gehabt! sie hatte diese tragische Musik einer herben Leidenstragödie in sich spielen, hatte diese, aus sieben Wunden blutende Menschlichkeit von Weltenmitleid in sich erzittern fühlen; sie, die zarte, sie hatte diesen Menschen geschaffen in ihrer Phantasie, Ihn ..... den Märtyrer einer sich selbst völlig vergessenden Uneigennützigkeit, Märtyrer seiner Illusion über die Alles wiedererkaufende Selbstaufopferung! Und roh, wirklich, in ihren Worten stiess die Wirklichkeit das Ideal um, spiesste die Wirklichkeit das Ideal an der Lanze auf, hob die Wirklichkeit den essig-getränkten Schwamm an die Lippen des Ideals, wo es, schmäh-

lich, wie ein Bösewicht zwischen Bösewichtern, an dem Kreuze hing, die Dornenkrone zum Spott auf dem blutenden Haupte, so voller Ideale. Sie, sie, Tila, jenes bleiche Kind mit dem bläulichen Blute, so bleich, dass es oft schien, als müsse sie ohnmächtig werden, sie hatte dies mit Macht gefühlt, es mit Macht geschaffen in ihrem Hirne, sie hatte es mit einer machtvollen Stimme hinausgesungen in ihrenVersen! Und . . . . . nun lag ihr daran nichts mehr, nun war es wertlos für sie, um seinetwillen, um ihn, der doch nur ein Mann war, eine Wirklichkeit, kein Ideal! Scheu blickte er sie von der Seite an, sah auf ihren Kopf mit dem glänzend-schwarzen Haar nieder. Still lag sie, unbeweglich, wie ein artiges Kind, um ihn nicht mehr zu stören, und ihre zerbrechlich- weissen Hände, wie Nippes aus Elfenbein, ruhten schlaff in ihrem Schosse. Und ein hehrer Stolz, ein Stolz, dass sie dem heiligsten Schatze, ihrer Kunst, gering-schätzend gegenüberstand, um ihn, um ihn allein, erwachte in ihm, männlich breit und forsch, wie eine Pflanze, wie ein Baum, der seine Zweige schützend über sie breiten werde, über das liebe, süsse Kind, über die kleine Sängerin, die selbst so wenig fand in ihrem Liede . . . . .

Zu seinen Füssen goss sie ihre Kunst aus, gleichwie hier in drei Sonnetten Maria Magdalena aus alabasternem Kruge seltsamen Balsam ausgoss über die Füsse ihres Herzgeliebten, sie waschend in dem köstlichen Dufte, sie trocknend mit der goldenen Last ihrer langen Haare.

* * *

— Was sind das für kleine Pflanzen, die hier überall wachsen?

Er hörte nur ihre Stimme, ihre Worte verstand er nicht gleich, traumverloren wie er war in die Vision seines Stolzes.

— All die blassgrünen Pflänzchen . . . . . was ist das, Karl?

— Ich weis nicht, Tila . . . . .

Sie schwieg einen Augenblick; dann wieder:

— Aber sieh nur den Vogel dort, der von dem Zweig herunterhüpft: grün mit roter Brust . . . . . ist das ein Rotkehlchen?

— Ich weis es wirklich nicht, Tila . . . . .

— Ach, du weisst nichts. Weisst du denn wenigstens, was das für Bäume sind, die hier ringsum?

— Buchen sind es nicht glaube ich . . . . .

Sie lachte laut auf. Sie hatte ihm ihren Kopf zugewandt, und so sah sie sein etwas verlegen emporblickendes, schönes Gesicht: die Augen mit den hochgezogenen Brauen hielt er auf jenen merkwürdigen Vogel und auf alle jene merkwürdigen Bäume gerichtet . . . . . Nein, er wusste nicht viel davon, und sie wusste auch gar so wenig von der Natur, und sie war doch eine Dichterin; wie war das nur möglich?

— Das war sehr gut möglich: man braucht nicht Professor der Philosophie zu sein, um Verse schreiben zu können.

— Ja, aber man muss die Natur doch wenigstens kennen.

— Man kann die Natur kennen, auch ohne alle die Namen zu wissen, die die Menschen in ihrer Umständlichkeit Allem gegeben haben.

— Aber ich kenne die Natur nicht, ich kenne sie ebenso wenig wie du, und darum schreibe ich auch schlechte Verse.

— Das ist nicht wahr, Tila.

— Ich mache sehr schlechte Verse.

— Das meinst du ja gar nicht.

— Doch, sie sind nichts wert.

— Du bist ein echter Gefühlsmensch, und darum dichtest du gut und darum schreibst du sehr schöne Verse.

— Ein Gefühlsmensch . . . . . und du, du auch?

— Ich? Ein wenig . . . . .

— Und bist du stolz darauf, dass du das bist?

— Jawohl, denn man fühlt sich dadurch erhaben über dem Pöbel, über den Barbaren.

— Und glücklich — bist du glücklich dabei?

— Ich bin stolz darauf.

— Und glücklich?

— Ja, wenn ich mich ganz und gar meinem Gefühl des Stolzes überlasse.

— Wie herrlich muss es sein, das thun zu können! Ich bin nicht stolz und ich bin nie glücklich. Ich verlange immer zu viel. Sogar von dir. Du giebst mir nie, niemals genug, und ach, du liebst mich doch so schön, so herrlich . . . . . nicht wahr? Aber ich kann niemals aufhören zu verlangen, ich habe nie, niemals genug . . . . .

— Werde ich dich denn niemals glücklich machen können?

— Ganz glücklich? für immer glücklich? Nein! Aber du kannst mir Augenblicke der Extase verschaffen, Augenblicke, die so wunderbar schön sind, dass ich gern für sie alle Leiden erdulden will . . . . Du bist mein Gott . . . . darf ich dich anbeten?

— Nein . . . .

— Warum nicht?

— Ich will nicht, dass du dich vor mir erniedrigst.

— Aber ich will es.

— Dann wird es niemals gehen, Tila . . . . denn ich könnte es nicht ertragen, dass du weniger wärst als ich. Das gerade ist meine Liebe zu dir, dass ich dich so hoch über mir fühle, — eine Illusion . . . .

Nein, wie er es auch versuchte, wie sehr er sich zwang: sie konnte für ihn nicht lange Weib bleiben, sie entkörperte sich wieder, sie wurde wieder Illusion. . . . . Und da, plötzlich fühlte er Das: seine Worte waren ihm entfallen, nachdem er sie kaum gedacht hatte: sie waren ihm zu natürlich gewesen. Ein schwebendes Gefühl, Etwas wie Reue, Reue darüber, dass er sie nicht unausgesprochen hatte lassen können, ging durch seine Seele.

Sie sank zurück, wandte den Kopf ab und liess ihn dann wieder niedersinken auf seinen Arm. Er starrte vor sich hinaus, ins Leere, die Blätter Papier nicht mehr sehend: da flog eines derselben fort, müde flatternd, bis auf den Pfad. . . . . Und plötzlich hörte er sie leise sagen, wie in einem Traume der Wehmut:

— Eine Illusion . . . . eine Illusion, die Wirklichkeit ist . . . .! Das ist nicht möglich, niemals! . . . . Oh, Glück! Glück! Glück ist Illusion, Nichts als Illusion, nur Illusion; und nur Schmerz ist Thatsache, Nichts als Thatsache, nur Thatsache. Glück ist Einbildung, Exstase, Illusion; Glück ist nie, niemals Thatsache, kann niemals Thatsache sein, doch Schmerz immer . . . .

Wie ein trauriges Orakel zitterten so, dumpf, leise, ihre Worte in dem durchsichtigen, meergrünen Schattenlichte, und eine Wolke schien sich über sie zu breiten, düster und kalt, sodass er, wie schützend, den Arm um ihre Taille legte, und mit seiner Hand ihren Kopf an seine Schulter drückte.

* * *

Am folgenden Tage war Tila recht betrübt, dass sie diesen traurigen Ausspruch gethan hatte. Hatte Das zwischen ihnen eine Abkühlung eintreten lassen? War Etwas anders geworden zwischen ihnen? Was war erfroren? — Sie war sehr unglücklich. Seit jenem Regentage unter dem Kreuze hatte es ihr geschienen, als nähere er sich ihr mehr und mehr, und als habe sich Etwas von seiner Ehrfurcht in einfachere Vertraulichkeit verwandelt. Und nun? — nun schien es ihr, als stände er wieder weit, weit fort von ihr, sie in heiliger Beschauung ansehend, aber nun, ach, mit dem

Blick von fast verzweifelndem Mitleid in seinen mattblau dämmernden Augen — diesen Augen, die ihn alt machten. Ach, dieser Blick, und dieser weiche, süsse Accent in seiner herrlichen Stimme und diese feine Nüance des Mitleids . . . .

Still wurde er, schweigsam, und Mütterchen fand ihn nicht mehr so galant und so zuvorkommend wie früher, und sie frug Tila, was er nur habe und wie nun eigentlich die Sachen ständen. . . . . Aber Tila weinte nur und sagte, sie wisse es nicht, und dann geschah es, dass er für einige Tage fort wollte, nach Prag, einen alten Freund besuchen, einen Freund aus Amerika....

Einfach war ihr Abschied, mit einfachen Worten und mit einem einfachen Händedruck, aber sie Beide fühlten, wie ihnen die bedeutungsvolle Wehmut dieses Abschieds voller Einfachheit das Herz fast abdrückte.... Und als er fort war, da fiel die Einsamkeit auf Tila nieder wie ganz dünne Leichentücher, erst durchsichtig wie Flor und weiss wie Schnee, dann immer dichter und schwerer, ihre Seele ganz einhüllend, denn sie fielen, diese Tücher, eines nach dem anderen, stets mehr und mehr, bis sie, so Viele, so unendlich Viele, sie wie in das enge Leichenkleid einer Mumie einfingen, ihre arme Seele. . . . .

Das Leben — das war nicht mehr für sie; nur er war: sogar in seiner Abwesenheit war er. Und stärker noch als magnetisch, mit eiserner Gewalt, in einem fast physischen Gefühl fühlte sie sich zu ihm hingezogen, dorthin wo er war, nach Prag. Und was sie auch that und sagte oder schwieg und nicht that, sie sah nur ihn, sie dachte nur ihn, und sie fühlte nur ihn, wie ein Gewicht, wie eine Schwere. Und nun empfand sie auch, zum ersten Mal in ihrem Leben, die so seltsam schmerzliche Süssigkeit, durch ihn zu leiden, empfand sie, mitten in ihrem Schmerze, ihr herrliches Glück, dass all ihr Schmerz von ihm kam, durch ihn, dass es wie aus einer herrlichen Quelle von Schmerzen floss, und schluchzend lachte sie darüber, dass sie gefoltert und gemartert wurde durch Qualen, die von ihm kamen. Oh, nun war das Leben wert, gelebt zu werden, in diesem düsteren Glücke der Peinigung! So war sie nichts Anderes als ein Geschöpf der Liebe, nur Liebe allein, ein Abstraktum. . . . .

— Ich will nur noch Schmerzen, recht, recht viel Schmerzen erleiden, um ihn! dachte sie, bleich, mit den bläulichen, von der Müdigkeit gezeichneten Schatten unter den schwarzglänzenden Augen, während sie die zarten Finger, matt wie sterbende Schmetterlinge, im Schoosse hin- und herbewegte. Denn nun wage ich nicht mehr, wie einst, zu verlangen, dass er mir Alles geben soll, Alles, ebenso wie auch ich ihm Alles geben will. . . . . Ich weiss nun, dass Das unmöglich ist. Schmerzen, recht viel Schmerzen um ihn! Aber — oh warum, warum musste er fort? Warum sehe ich ihn nicht mehr? Ich will ihn ja nur sehen, und wenn er dann sprechen will und ich ihn hören darf, oh, dann ist's herrlich, herrlich! Ah, ich will ja nichts Anderes als ihn anbeten dürfen, ich will ja nur, dass er Das duldet in seiner lieben Güte! Dass ich vor ihm auf den Knieen liegen, meine Arme um seine Kniee schlingen, meinen Kopf darauf stützen und dass ich so zu ihm aufblicken darf, ohne ein Wort, ohne eine Frage, still, still, still, bis ich tot sein werde!

Sie murmelte ihr Verlangen ganz leise und doch beinahe verständlich, wie sie es immer that, wenn sie sich ganz und vollständig ihrem Gefühle hingab. Und in dem Murmeln der Anbetung fühlte sie wie die Fäden, stärker noch als magnetisch, sie so wild, so wild nach ihm hinzogen, dorthin, wo er war, nach Prag, dass sie sich plötzlich aufrichtete, dass sie plötzlich in einem einzigen Zuge schrieb:

„Warum bist Du weggegangen von mir? Warum hast Du mich verlassen? Ich bin so allein, so allein. Ich habe solche Sehnsucht nach Dir. Komm zurück; oh, ich bitte Dich darum, komm zurück!"

Mehr nicht. Und sie las es nicht noch einmal durch, wie sie einst ihren Brief der Extase durchgelesen hatte: ungelesen faltete sie das Blatt zusammen,

schloss es in den Umschlag und kritzelte die Adresse darauf, hastig, in einem einzigen Striche von Ungeduld.

Und die Schatten der Konvention schwiegen in ihr, so standhaft, als ob sie niemals mehr sprechen würden. Aber kurz darnach, als sie an ihren Brief dachte, der nun schon weg war, verfiel sie wie in einen Taumel des Schreckens ....

* * *

Ein wenig später empfing sie von ihm ein paar Zeilen, die ihren Brief in dem Blitz von Zug gegen Zug gekreuzt hatten:

„Ich komme morgen Abend zurück. Prag langweilt mich, in meinem Freunde finde ich kaum ein wenig verwandtes Gefühl, ein wenig Mitleben wieder, ich fühle mich einsam und verlassen, ich sehne mich nach dir! Schmerz ist Thatsache, Glück ist Illusion, nicht wahr, Tila, du armes Kind meines Lebens ....! Ach, wenn wir nur von Illusionen leben könnten! Wie glücklich würden wir Beide dann sein!"

* * *

Am nächsten Abend kehrte er zurück; er kam, als Mütterchen bereits schlafen gegangen war, und Tila empfing ihn in dem Rotgold des Salons, in dem Kerzenschimmer der Krystallkronen.

Ihr beide Hände entgegenstreckend kam er auf sie zu.

— Ich bin vor dir geflohen, aber es hat mir Nichts genützt! war sein erstes, sein ernst- und ehrlichgemeintes Wort, eilig, dumpf-ehrlich, mit einem Aufschrei von Bitterkeit.

Sie wurde noch um einen Schein bleicher.

— Geflohen .... ich dachte es wohl. Aber warum denn?

— Weil es nicht länger ging, meine Tila, nicht länger gehen konnte; weil ich fort musste von dir, um einmal recht tüchtig und gründlich in mich hineinschauen zu können.

— Und hast du Das denn nun gethan?

— Ja.

— Und was hast du gesehen?

— Viel Trauriges, Tila. Setz' dich, mein Kind, und lass mich dich um Verzeihung bitten. Denn ich habe schlecht, ich habe schmählich an dir gehandelt ....

— Nein, nein ....

Rasch stritt sie ihm Das ab; ihre Hände noch in den seinen, zwang er sie, sich niederzusetzen und dann setzte er sich neben sie, halb vor sie hinknieend.

— Ich fühle mich so furchtbar, so unbeschreiblich unglücklich, Tila.

— Du, oh warum du?

— Weil ich so schlecht an dir gehandelt, weil ich vielleicht — allerdings nur unbewusst — einen Versuch mit dir angestellt habe, Tila.

— Einen Versuch mit mir? Und darüber bist du unglücklich? ....

Sie lächelte ihm zu mit ihrem strahlenden Lächeln der Liebe, und sie zuckte die Achseln, wie um ihm zu bedeuten, dass Dies so wenig, so furchtbar wenig, und dass es ihm erlaubt sei: Versuche anzustellen mit ihr und dass er darüber nicht unglücklich sein dürfe.

— Ah, Das nicht zu können .... es nicht zu können! jammerte er.

— Was nicht zu können?

— Dich nicht so lieben zu können wie .... Höre, Tila, ich will ganz rei und offen mit dir reden. Darf ich Das und darf ich auch sehr, sehr grausam sein?

Sie fühlte schon, wie diese Folterung Etwas in ihrem Körper fest, ganz fest zusammenpresste, und doch antwortete sie — die Märtyrerin ihrer Liebe — lächelnd:

— Du darfst Alles....

— So höre denn. Ich weiss, dass du mich sehr, sehr lieb hast. Ist's nicht so?

— Ja....

— Auch so, dass du mich ganz wirst verstehen und mir dann verzeihen können?

— Auch so; und noch viel, viel mehr....

— Oh, mein Kind, nein, nein! bat er flehend. Nicht so, oh Gott, nicht so!.... Dann werde ich es dir nicht sagen können....

— Doch, sag mir's....

— Nun, so höre denn: Du hörst zu, nicht wahr?.... Tila, es kann nicht sein, es ist unmöglich! Ich kann dein Gatte nicht werden!

Hochaufgerichtet sass sie auf der Bank, die zarte Gestalt umflossen von der weissen indischen Seide, die anmutig ihre Glieder umhüllte, und sie rührte sich kaum; sie blickte nur zu ihm empor mit der Wehmut ihres goldig-schwarzen Blickes, und ihre zerbrechlichen, zarten Fingerchen spielten mit den weissen Quasten.

— Ich kann es nicht, Tila; unmöglich....

Sie schwieg noch immer.

— Und ich kann dir nicht sagen, weshalb nicht.

Noch immer schwieg sie; der Hals war ihr wie zugeschnürt, jedes Wort von ihm bedeutete für sie eine Qual, die sie fast erstöhnen liess wie eine Gefolterte. Und dann, als sie endlich den Mut gefunden hatte zu sprechen, als sie sprach, da that sie es nur, weil sie sah, wie jammervoll verlegen ihn ihr Schweigen machte, da that sie es einzig und allein um seinetwillen. Seinetwegen konnte sie die Lippen bewegen, seinetwegen konnte sie so Etwas wie sprechen.

— Ja, du kannst es mir doch sagen, flüsterte sie leise, mit heiserer Stimme; besonders da ich es schon weiss, ich weiss es schon....

— Nein, nein....

— Oh ja... Und du kannst es mir sagen. Du kannst es mir sagen, weil du kein gewöhnlicher Mann bist und ich kein gewöhnliches Mädchen, weil wir Beide nicht Menschen sind, die eine Verlobung aus irgend welchem Grunde rückgängig machen. Du kannst mir's sagen, weil wir Gefühlsmenschen sind, die Vieles miteinander besprochen haben, ausserhalb der Konventionen, ausserhalb der konventionellen Gespräche. Wir sind nicht gewöhnlich, nicht normal, Karl. Entsinnst du dich, dass du nie „normal“ um meine Hand angehalten hast?

— Nicht? Ich....

Ihn schwindelte.

— Und doch wussten wir Beide von einander, dass wir uns liebten. So sage mir doch, warum du mir.... Das da eben gesagt hast. Denn ich weiss es doch. Aber wenn du mir's sagst, wird es dir eine Erleichterung sein. Also komm, sag mir's.

Und sie schmachtete förmlich nach seinem Marterworte, das er nicht auszusprechen wagte.

— Ich kann nicht, Tila, ich kann nicht! Wenn du es weisst, so....

— Ja, ich weiss es! Und wenn du es nicht kannst, so werde ich es können! sprach sie sich erhebend. So höre du nun von mir, warum du niemals mein Gatte werden kannst: Weil du nicht in mich verliebt bist!

Sprachlos starrte er sie an, jammervoll anzusehen in seiner Mitleids-Verzweiflung, die ihn pfeilschnell zugleich mit der Erkenntniss jener schrecklichen Wahrheit durchzitterte.

— Weil du niemals verliebt in mich gewesen bist!.... fuhr sie fort.

Weil du es niemals sein wirst. Weil ich keine Frau für dich bin. So, nun weisst du's.

Minutenlanges Schweigen; dann bat er:

— Oh Gott, Tila, vergieb mir! Ich dachte, dass . . . . . Ich hätte es gerne gewollt . . . . . Weib bist du nicht für mich gewesen, aber viel, viel mehr! Du bist das Schönste, das Höchste, das Edelste in meinem Leben gewesen, du bist es noch. —

— Ja, ich bin es noch! schrie sie bitter und schmerzlich auf. Ich bin es noch!

Und da, da konnte sie es nicht länger unterdrücken, in sich verschliessen, da, endlich, musste alles Blut aus ihrer Wunde fliessen, arme, kleine durch Liebe Verwundete, die sie war . . . . .

— Oh Gott, oh Gott! wie hart bist du, wie grausam! schluchzte sie. Warum musst du so grausam sein?

Er fühlte, dass er es war, grausam gegen sich, grausam gegen sie. Ach, warum konnte er sich nicht in sie verlieben, wie er sich in hundert andere Frauen verliebt hatte, in hundert?!! . . . . . .

Sie schluchzte laut, und plötzlich, mitten aus dem Schluchzen heraus:

— Höre, sagte sie. Ich will ganz aufrichtig sein, ganz aufrichtig. Aber ich weine zu viel. Mütterchen wird mich hören. Komm in mein Zimmer.

Sie zog ihn mit sich fort, in ihr Schlafzimmer; er zögerte leicht:

— Tila . . . . .

— Bitte, komm mit; was thut's denn? Du bist ja nicht in mich verliebt! Und ich will aufrichtig zu dir sprechen, ganz aufrichtig, zum letzten Mal; aber hier würde Mütterchen mich hören. Ich weine zu laut. Bitte komm.

Er folgte ihr, leise schloss sie die Verbindungsthüre. Aber er zögerte noch.

— Tila, wirklich, Tila, es handelt sich hier um deinen Ruf . . . . .

Da, plötzlich, drängte sich alles Blut in ihrem bleichen Kopfe zusammen, und sie hatte, in diesem Schwindel von Leidenschaft, ein Gefühl, als sei sie nicht mehr auf der Erde.

— Ruf? kreischte sie laut, wild auf. Was liegt mir an meinem Ruf? Glaubst du denn wirklich, dass ich in diesem Augenblicke überhaupt an meinen Ruf denke? Ich will dich sprechen, hörst du? Ich will dir sagen wie grausam du bist. Ich will . . . . .

Aber ebenso plötzlich wie der Leidenschaftsschwindel sie ergriffen, fiel sie nun auch in sich zusammen. Und das Kreischen ihrer Stimme tönte kläglich, jammervoll aus in einem weichen, ach so weichen Stöhnen.

— Oh Gott, ja, ich will! schluchzte sie, halb lachend, wie eine vor Schmerz wahnsinnig Gewordene. Aber ich will Nichts, ich will Nichts! Ich will dich nur anbeten, sonst Nichts, und was du mir sagst, das ist gut, und was du mir thust, das ist gut . . . . . Aber es ist alles so hart! du bist so hart zu mir und so grausam . . . . . Bitte, bitte hör' mich an, lass mich dir jetzt Alles sagen . . . . . Ich weiss es wohl; ich bin nicht stolz, dass ich dir das Alles so sage, ich bin nicht verschlossen wie andere Frauen, ich gebe mich ganz in meiner Excentrizität, und ich sollte mich nicht geben; nie, niemals hätte ich mich geben, niemals dich merken lassen sollen, wie unbeschreiblich lieb ich dich hatte!

Aber ich war wahnsinnig; ich liess es dich merken, ich sagte es dir und ich schrieb es dir . . . . . . Das war wirklich sehr wenig coquett von mir, nicht wahr? So geht's eben, wenn man sich so gar nicht um die Conventionen kümmert, nicht wahr, mein Liebling? Wir strafen uns selber am meisten, wenn wir nicht conventionell sind, denn wir machen uns unmöglich!! Aber oh, dass es so sein musste, so hart, so hart!!! Denn ich betete dich so an, und nun — nun fast noch mehr, weil du mir ein so schweres, ein so fürchterliches Leid anthust . . . . .

Er hatte sich auf die Chaise-Longue geworfen nnd lag nun da, stumm in seiner Machtlosigkeit, und sie war vor ihn hingesunken und hatte seine

Hände ergrffen und ihren Kopf an seine Kniee geschmiegt. Und so, in dem trüben Licht einer einzigen Kerze, sass er da, so recht wie ein machtloser Abgott, unbeweglich, regungslos wie aus Basalt oder Porphyr, stumm auf die zu seinen Götterfüssen ruhende durch Liebe Verwundete niederschauend.

— Was liegt mir daran, dass ich nicht stolz bin! Oh, du darfst ihn ruhig mit Füssen treten, meinen Stolz! Aber warum, warum musste es so sein? warum musste ich dich so jung machen? siebzehn Jahr, sagtest du immer. Warum musste ich solche unmöglichen Schönheiten in dir wecken und warum konntest du mich nie ganz gewöhnlich ansehen wie ein Weib, sondern immer aussergewöhnlich, wie etwas einer Lufterscheinung Aehnliches? — Oh, ich mache dir keine Vorwürfe, es ist ja nicht deine Schuld, mein Junge, aber für mich ist es hart, grausam, furchtbar grausam . . . . . Denn du weisst es noch immer nicht, wie unsagbar, wie unbeschreiblich lieb ich dich habe. Willst du es nun wissen? Soll ich es dir sagen?

Ratlos blickte er sie an, im Stillen sich selbst verfluchend. Er vermochte Nichts zu sagen; sie aber war aufgestanden, und ein Bündel Papiere von dem Tische nehmend, zerriss sie dieselben mit entschlossener Sicherheit, eines nach dem anderen, mitten durch, in Viertel, Achtel, Sechzehntel, in ganz kleine Stückchen, die sie wie kleine weisse Opfer zu seinen Füssen hinstreute.

Er konnte nicht ganz deutlich unterscheiden was es war, in dem Halbschimmer der e i n e n Wachskerze.

— Tila, mein Kind was machst du . . . . . .?

— Ich zerreisse „Jesus von Nazareth“; ich streue meine Verse, in Stücke zerrissen, vor dir aus! sprach sie mit einer Stimme, aus der die höchste Extase klang. Es ist das Manuscript des letzten Teiles, und nun lebt es nicht mehr, mein Werk, wenn auch der Anfang bereits gedruckt ist, denn den Schluss, den habe ich vergessen, und ich schreibe nun nie, nie wieder, ich will keine Dichterin mehr sein: ich kann deine liebe kleine Muse nicht mehr sein, weil ich deine Frau nicht werden darf, und nun lebt er nicht mehr, mein „Jesus von Nazareth“, nun liegt er geopfert zu deinen Füssen!

Er war plötzlich aufgestanden; ihn überlief's eisig-kalt. Diese göttliche Kunst ihm zum Opfer gebracht! Ein tiefer Schluchzer rang sich aus seiner Kehle.

— Tila, oh Gott, Tila wie hast du das thun können! Das durftest du nicht thun!

— Meine Kunst ist mir beinahe ebenso viel wert wie mein Ruf! sang sie schwärmerisch in ihrer Extase. Und doch ist mir meine Kunst das Liebste was ich besitze; darum bringe ich sie dir zum Opfer . . . . .

Wild trat er auf sie zu, die Augen in Thränen gebadet; er umarmte sie, sie voller Leidenschaft an sich drückend. Aber nun empfand er keinen Stolz mehr über dieses Opfer, sondern es peinigte und quälte ihn ein machtloses Mittleid, ein heftiger Schmerz der Ratlosigkeit. Was sollte er thun, oh Gott, was sollte er thun?

Fühlte er denn nicht, dort in jenem Zimmer voll feinen Duftes von intimem Frauenleben, jenes Kind in seinen Armen haltend, dass er sie doch wohl würde lieben können mit Verliebtheit? Warum wäre das so sonderbar, so merkwürdig? Oh Gott, ein Atom nur von der Liebe, mit der er tausendmal schon geliebt hatte!

Aber nein, Nichts . . . . . Nichts als die Grausamkeit seiner kalten nüchternen Illusion.

Sie sahen einander in die Augen . . . . Und lächelnd sagte sie, mit Etwas von der Ruhe einer Sterbenden in dem leisen Gestöhne der letzten Worte, dem sterbenden Seufzer der letzten Stimme:

— Und darf ich nun . . . . für immer . . . Abschied von dir nehmen . . . . mit einem Kuss, mein Liebling?

— Für immer? oh Tila! . . . . . und in seinem aufrichtigen innigen Verlangen den Schmerz von ihr zu nehmen, fühlte er nicht sogleich die neue Grausamkeit, die ewige Folterung, die die Einwilligung in ihren Wunsch für sie, an jedem neuen Tage von Neuem, sein würde:

— Lass mich dein Freund bleiben, Tila — das wird doch gehen?!

Sie lächelte ihm zu, glücklich, beseligt noch einmal zu leiden um ihn, für ihn, durch ihn, lieb zu leiden durch ihn, und dann schüttelte sie langsam den Kopf, ganz langsam: Nein nein, nein . . . . .

Und sie frug ihn nur, noch immer lachend mit dem Lachen einer Sterbenden:

— Für dich geht das . . . . . aber für mich?

* * *

Dann hatte sie ihn gehen lassen, und sie selbst hatte ihn von sich fort treiben müssen, so ratlos war er, so gar nicht wusste er was zu thun . . . . . Und er war zum Hause hinausgerannt, wie ein Wahnsinniger, durch die einsamen Strassen des nachttoten Badeortes, und in dem glitzerhellen Mondlicht — grünlich-weisser Gespensterschein — war er in den Wald gegangen. Und dann hatte er an einer Pfütze gelegen und hatte geschluchzt, geschluchzt, aus Mitleid, aus Machtlosigkeit, aus wütender Machtlosigkeit, während seine Hände zitterten, während er sie sich an den Binsen und an dem Schilf, das er mit Gewalt ausriss, blutig schnitt. Und dann warf er das Schilf und die Binsen von sich, weit, ganz weit . . . . .

— Und ich werde mich verheiraten und ich werde vielleicht Kinder haben und . . . . . oh Gott, es wird niemals so sein, nie so schön, nie so schön! stiess er, hörbar, in seiner Wut, in seiner Raserei hervor, seine Thränen gewaltsam hinunterwürgend, bis es ihm war, als müsse er ersticken, ersticken an seinen Thränen und an dem Elend, dass seine Illusion nicht zur Wirklichkeit hatte werden können . . . . .

Und auch sie, arme durch Liebe Verwundete, sie lag dort im Elend, weiss an ihr weisses Bett gelehnt, das Opfer ihrer Kunst weiss verstreut am Boden in dem mattweissen Schimmer jener einen Kerze. Und sie hatte geweint und gestöhnt und geschluchzt, und es endlich so laut gethan, so laut, dass Grossmütterchen es gehört hatte, durch die Leere und Einsamkeit des verlassenen verödeten Salons hindurch, und dass Grossmütterchen nun an Tila's Thüre horchte, Grossmütterchen, wie ein magerer Schatten in ihrem Nachtkleide, ohne graue Perrücke und ohne face-à-main; und Grossmütterchen hatte nicht den Mut zu ihrer kleinen Tila zu gehen, weil sie sie so schluchzen hörte, so, so, als wolle sie in ihrem Schluchzen ihr g a n z e s Herz mit ausschluchzen. —

SUDERMANN.

VON

ALFRED KERR.

I.

Eines Abends, mit zweiundzwanzig Jahren, ging ich ins Lessingtheater. Wie man als Student gelegentlich ins Theater geht. Ich sass oben und konnte von den Parketgästen nichts sehen. Es war am siebenundzwanzigsten November. Zum ersten Male spielte man das Stück eines Unbekannten, „Die Ehre“. Den Namen des Verfassers hatte ich flüchtig über einem Zeitungsroman stehen sehen. Auch hatte ich zufällig eine feuilletonistische Geschichte von ihm gelesen; sie war etwas französelnd im Ton und der Gegenstand sozusagen pikant.

Ich konnte die Parketgäste nicht sehen. Aber ich hörte sie: ihre begeisterten Stimmen und ihre zusammenschlagenden Hände. Es war ein unerhörter Erfolg. Die Darstellung unterbrach man durch Beifallssalven und durch Lachsalven. Angeregter Lärm ging durch das Haus; nach jedem Akt verneigte sich der Verfasser viele Male. Das war damals die Zeit, in welcher eine neue Kunst für Deutschland schien anbrechen zu wollen. Ibsen drang vorwärts, die Freie Bühne hatte sich aufgerichtet, — eine Stiftung von historischem Belang —, Gerhart Hauptmanns erstes Drama war unter wüsten Kämpfen gespielt worden. Jetzt glaubte wohl die Mehrheit, an deren Ohr die gährende Bewegung so von ungefähr gedrungen war, einen Messias entdeckt zu haben. Mit anderem Gleichnis: sie schienen vor den Stadtthoren zu stehen und den König zu erwarten; der Erste, der daher kam und seinen Gang nachzuahmen wusste, wurde jubelnd begrüsst. Es war allerdings kein Fürst. Vielleicht nur eines Fürsten Leibfriseur; übrigens kein unebener Mann; mit mancher glänzenden Gabe bedacht. Wer wollte ihm verdenken, dass er sich die lauten Huldigungen gefallen liess; dass er sie nach dem ersten Erstaunen gar mit grossem Anstand entgegennahm. Das war so menschlich.

Ich sass verdrossen auf meinem Platze, fast wütend. Auch wenn ich absah von der Haltung der Hörer: von Akt zu Akt, bloss bei der Betrachtung dieses groben Werkes, wuchs in mir ein Gefühl, das nicht anders als eine körperliche Abneigung zu nennen ist. Seit diesem siebenundzwanzigsten November hat Sudermann fünf Dramen geschrieben, auch einen Roman und mehrere Novellen; er hat mannichfache Schicksale gehabt, durchgequetschte Erfolge, Misserfolge, zuletzt den ersten Achtungserfolg; aber was ich von ihm las und sah: die tiefe Abneigung drang immer durch. Sie war so lebhaft wie am ersten Tag.

Ob sie ein Daseinsrecht hat, zeigt eine Untersuchung seiner Kunst.

II.

Wesentliche Einwände lassen sich gegen diesen Dramatiker nicht machen. Ausser etwa: dass kein echtes Haar an ihm ist. Man betrachte seine Werke. Sie zeigen: falsche Interessantheit, falsche Rührung, falsche Leidenschaft und falsche Schlichtheit. Das sind aber ihre Hauptfehler; der Dichter hat so kleine Schwächen. Es wäre ganz dumm, in der farbigen Lebendigkeit dargestellter Verhältnisse ein Übel zu sehen. Konsequentes Grau mag die Leibfarbe aller Esel bleiben. Doch diese Buntheit, die mit Angst und Schweiss und Berechnung erzeugt ist, die aus der Furcht, nicht aufzufallen, entstand, und aus der Unmöglichkeit Einfach-Gutes zu leisten; die in den Konturen von fataler Dagewesenheit ist und alle Schatten schreibender Frauen verwildert und vergrössert heraufbeschwört: diese ist vielleicht vom Übel. Ich schweige von seinem letzten Stück, das ein ostpreussisches Gut wie den Schauplatz eines Zaubermärchens in Silber färbt; es ist hier das Meiste immerhin gemässigt. Sein dichterisch feinstes Drama, die „Schmetterlingsschlacht", müht sich auf wirklichem Boden zu bleiben, aber in Maxens Jugendgeschichte kommt sogleich der Pferdefuss durch: der Arme musste Heringe verkaufen, bis er von seinem steinreichen geizigen Vater aufgelesen wurde; seine arme Mutter war indess gestorben, „die hat genäht bis an ihren letzen Tag." Die Sentimentalität, die hier spricht, zeigt sich früh in einer novellistischen Sammlung. Wer dort das süsslich-empfindsame Geschehnis liest von den „Sternen, die man nicht begehrt", der wird für Monate genug haben. Auch in der „Heimat" zeigt sich Sudermann's kleine Schwäche für das Romanhafte. Eine fremdländische Sängerin, die „dall Orto", die „da draussen die grossen Wagnerrollen singt", ihr Papagei Bobo, ihre Kammerkatze Giulietta, welche „ein kleiner Satan" ist, ihr Kurier, und Kaffee mit Chocolade als Morgentrank der genialen Frau: es ist ein Fressen für unsren Dichter. So lecker fast wie der deutsche Graf, welcher mit einem schwarzen Diener, Ramagatha, aus dem fernen Indien nach Berlin kommt. Im Katzensteg ist die exotische Interessantheit durch das Komödiengeschöpf Regine verkörpert, welche, von dem verfallenen Schloss mit den Fuchsfallen abgesehen, höchst fruchtbare Momente bietet; bald sieht man den „dunklen Kopf des Weibes gegen die Füsse des Toten gepresst", bald „blickte ihr Auge heiss unter dem Lockendickicht hervor", sie stirbt und — „auf der silbernen Fläche schwamm der Leichnam eines Weibes". In der Geschichte der stillen Mühle liegt die Romanhaftigkeit in dem geheimnisvollen Zimmer mit der seltsamen Inschrift und in der „Müllerhexe" am Schluss. In Sodoms Ende liegt sie konzentriert in der letzten Szene: ein Maleratelier, ein irreredender Künstler, nachts, „man sieht Klärchens Leiche im Schein einer Kerze auf dem Bett ausgestreckt", er malt im Wahnsinn die Leiche, monologisiert und fällt tot hin. Alles ein bischen wild, und doch hat man die Empfindung, dass es erschwitzte Wildheit ist. Die romanhafte Veranlagung bleibt unverkennbar (der Dichter muss seine Phantasie frühe mit Produkten der dreissiger Jahre gefüttert haben), aber der Grad der Steigerung ist künstlich herbeigeführt, mit überschlagender Berechnung. Sudermann selbst kennt seine Neigung für die falsche Interessantheit; es ist unterhaltsam zu sehen, wie er gegen diese Schwäche dennoch nicht andringen kann. Er versucht es. „Bestien sind wir alle, es kommt nur darauf an, dass unser Fell schön gestreift sei; und eine besonders schön gestreifte Bestie nennen wir eine Persönlichkeit." „Sieh mir doch in die Augen ... Fehlt's da an Feuer? ... Und die Weiber sagen, ich wüsste zu lieben!" So ekelhaft kokettes Zeug redet der geniale Willy Janikow; was thut mein Dichter? er lässt ihm durch Riemann sagen, er sei garnicht etwa faustisch, sondern einfach verbummelt. Adah ist die verlogenste Komödiantin, die je auf einer Ottomane mit einem Fell zugedeckt lag, und Cigaretten rauchte; was thut mein Dichter? er flicht eine Bemerkung ein: „Das ganze Benehmen eine gewollte, hie und da missratene Kopie der Salondamen aus pariser Konversationsstücken." Es sind Selbst-

korrekturen. Er salviert sich. Er fühlt die innere Verlogenheit dieser Gestalten; aber er muss sie doch hineineskamotieren: er braucht sie. Er hat sie auch sonst überall — ohne die Selbstkorrektur vorzunehmen —: er betet sie an. Es scheint ihm schon ganz unmöglich, anders zu sehen als durch das Glas einer verbogenen und verbiegenden Romanphantasie; das ist ein organischer Fehler. Man betrachte seine unglaublich plumpe Zeichnung der Mühlingks im Vorderhaus. Etwa wie ein Verkäufer in der Provinz sich ein Kommerzienratshaus zu Berlin erträumt. So hat er, lange bevor Sodoms Ende erschien, satanische Tiergartengesellschaften gemalt — in seinen kleinen Novellen —, wo bald eine „Inez" vorkommt, bald „der gefürchtete Roué", bald „ein bekannter Spötter und Lebemann"; bald heisst es „die Schlänglein spielten" (nämlich um die Mundwinkel einer interessanten Frau), bald sagt jemand: „Dies Weib ist elend, namenlos elend." Die falsche Interessantheit ist ihm Luft und Licht. Ja, um Sodoms Ende ganz zu schätzen, muss man sich daran erinnern, dass dieser Sudermann von der noblen Kolportage ausgegangen ist. Er schrieb auch Romane mit dem verheissungstiefen Titel „Der Günstling der Präsidentin". Man brauchte solche Zeiten nicht aufzuschürfen, wenn nicht von jener frühen Industrie heut seiner Kunst so vieles anhaftete. Er selbst hat übrigens, als er das Sodomstück verfasste, auf die einstigen Novellen zurückgegriffen. Die komödiantische Szene, in welcher Adah der Mutter Janikow gegenübersteht, hatte er dort vorgebildet; er übernahm sie in sein Stück mit Aenderungen. Auch in der Novelle kommt ein verheiratetes „schönes Weib aus der Gesellschaft" ins Haus der Mutter des jungen Mannes, mit dem sie die Ehe bricht. Die Mutter hatte just eine gute Meinung von ihr (ein Zug, der in Sudermanns letztem Drama „Fritzchen" wiederkehrt); „ihr treues, ehrliches Herz krampfte sich zusammen vor dieser Pflichtvergessenen . . ."; „als die Knieende, die dargereichten Hände mit Küssen bedeckend, es wagte, sie um Begünstigung ihrer frevlerischen Leidenschaft anzuflehen, da wandte sie sich entrüstet ab." Noch zwei Einzelheiten hat Sudermann herübergenommen. „Heute stand ich schon zwei Stunden im Schnee" muss in der Novelle die Dame zu dem erkaltenden Geliebten sagen; Adah wirft ihm bloss vor, dass sie „fünfundzwanzig Minuten im Schnee" gestanden. In den Novellen heisst es, „dass das junge Mädchen bereits als junge Wittwe auf die Welt kommen sollte." „Bei uns nämlich," sagt dann der Sodomsjournalist Weisse, „kommt das junge Mädchen schon als junge Wittwe auf die Welt." Ein gewisser Zusammenhang zwischen der Frühzeit und der berühmten Zeit besteht also noch. Vielleicht umfassender als er hier festgestellt wurde. Doch ich komme von der falschen Interessantheit ab.

Man gehe Sudermanns sämtliche Gestalten durch und man wird sehen, wie wenige er zeichnete, die nicht verlogen sind. Selbst eine Alma, die zu seinen besten zählt, ist bei manchem wahren Zug nicht frei von unechten, romanhaften. Bewusste und allzudeutliche Wendungen zerstören vieles. „Ist Dein Graf jung oder alt? Meine Augen sind rot — feuerrot, nicht wahr, Auguste? Und am Ende ist er jung." Und so weiter. Ueberraschend stark offenbart sich Sudermanns immanente Theatralik grade an den schlichten Gestalten. Wieviel Komödianterei in dieser Einfachheit. Der Dichter erscheint wie eine hartgesottene Bühnenkünstlerin, die einmal den Vorsatz gefasst hat, in Schlichtheit zu posieren; eine Zeit lang geht's, aber sie verschnappt sich in jedem entscheidenden Moment. Er will in der blinden Rektorstochter Helene ein schlichtes Geschöpf geben, doch das Mädchen beginnt sofort Theaterreden zu halten. „Als Kind da war ich recht dumm; da dacht' ich, die Noten sind kleine runde Engelchen, die sitzen auf einem langen Zaun und schlagen mit den Flügeln." Das ahnungsvolle Mädchen kündigt alle schlechten Charaktere an, indem sie vor ihnen wegläuft. Wo ist ihre Heimat? ich denke, im Rührstück. Ihre Altersgenossin Rosi, die Siegerin der Schmetterlingsschlacht, soll in reinem Kinderidealismus an der Schwelle der Geschlechtsreife gezeigt werden, und es ist manches Holde an dieser Gestalt; aber sie dalbert gleichfalls recht widerlich, recht komödiantisch-kindlich; wenn sie

gross ist, wird sie alle Männer lieben; alle Männer soviel wie's giebt; oder lieber bloss einen; dann wird sie sterben: auch diese Kleine ist in wesentlichen Zügen kulissenhaft nett. Immerhin nicht so stark wie Klärchen Fröhlich. Klärchen macht den Record in der Verlogenheit. Dieses Vögelchen redet wieder über die Liebe, in schlichtester Naivheit: „Ich hab' mir gedacht, das muss etwas sehr Schönes und Erhabenes sein, weisst Du — so — wie die Sonne“ u. s. w., und als sie abgeht, entschuldigt sie sich unbegründet wegen eines vor mehreren Jahren fortgelaufenen Hundes: „Und wirklich ich war nicht schuld, dass der Molly weglief. — Ich hab' ja Alle lieb — Menschen und Tiere.“ Wie nennt man das? Wenn ich nicht irre, süss. Herr Kramer vollends, der Kandidat, ist von voller theatralischer Schlichtheit: der mit Risler verwandte treue Vierschröter, welcher unter Umständen furchtbar werden kann. Die Einfachheit wird bei diesem Sudermann so aufdringlich! Selbst Herr Heffterdinck, der Pfarrer, hat ein gerütteltes Mass Pose im stillen Schalten, und es berührt recht unangenehm, wenn er sein „Ich bin ledig geblieben, mein Fräulein“ hinlegt; oder wenn er zu Magda sagt, er habe aus mancherlei Gründen ihrer Familie beigestanden: „— vor allem — aber — um — Ihretwillen.“ Allein die Gedankenstriche sind Gold wert. Der letzte Ausläufer dieser schlichten Naturen ist der schlichte Rektor Wiedemann, der ein schlichtes Glück in Elisabeths Winkel geniesst und sie in Schlichtheit ziehen lassen will, da sein schlichtes Gemüt ihr höchstens ein einjähriges eheliches Verbleiben zugemutet hat. Ja das Einfache wächst sich bei diesem tief komödiantisch angelegten Schriftsteller zu besonders falscher Interessantheit aus.

Die Sprachbehandlung ist mit Schuld daran. Eine wie grosse Rolle sie bei Sudermanns Vorliebe für unwahre Zeichnung spielt, wird leicht klar. Seine Gestalten begehen zuerst den technischen Fehler, sich selbst zu explizieren; im Leben sind wir nie so dumm, solche Charakteristiken gelten zu lassen. Zum Zweiten aber steht die Sprache, in der sie es thun, in keiner Beziehung zu ihrem Wesen. Sie reden unter allen Umständen internationale Feuilletons in temperierter Form. Will sagen: Sudermann redet sie. Und seiner Art entspricht es, dass hier immer falsche Interessantheit durchdringt. Ein fataler Feuilletonismus ist eins der frühesten Merkmale dieses Mannes. Was er für anziehend hält, zeigen seine bösen kleinen Novellen, die im Friseurstil jedesmal eine verehrteste Freundin anplaudern und geistreich-schmachtlockiges Salongeschmuss hinlegen, wie angesüsster Oskar Blumenthal. Wie hier der Erzähler und die verehrteste Freundin sich wechselseitig interessant machen, so haben die späteren Gestalten Sudermanns immer das eine gleiche Ziel. Sprache, Technik, Charakterzeichnung (wo hört das eine auf, wo beginnt das andre?) wirken zusammen und es entstehen jene unerträglichen Kulissengeschöpfe, von denen einige beleuchtet worden sind.

Aus Sudermannscher Sprachkunst und seiner Kunst des Charakterisierens entspringt gleich anfangs Robert Heinecke, der edle junge Kaufmann, ein unglaublicher Putz, welchen nie ein Dichter hätte schaffen können. Er rast in geölter Rede für das Gute, Hilfreiche, Vorurteilsfreie; dem Diener Wilhelm giebt er nicht die Hand; er denkt an ein Duell; in der tiefsten Zerknirschung mahnt er: zieht euch an, es giebt Besuch (aus dem Vorderhause); er murmelt soziale Sätze von der grossen Abrechnung der Hinterhäuser mit den Vorderhäusern. Ein unglaublicher Putz. An Rednergabe ist ihm Leonore überlegen. Sie scheint unter dem Strich aufgewachsen. „Ich bemühe mich so sehr, Sie zu verstehen, dass ich schon angefangen habe, Sie zu bedauern“, so führt dieses Pfundmädchen einen Reserveoffizier ab. Auf die Frage, was sie liest, erwidert die Kommerzienratstochter: „Etwas, was die Märtyrer des Vergnügens kaum interessieren wird. denn es dreht sich nur um die Märtyrer der — Arbeit.“ Das ist edel gesprochen. Und Leonorens Fatzkestil besitzt in höherem Masse der Kaffeekönig aus Indien, der Impresario der Handlung, der grosse Klugredner, welcher den Lakaien Goldstücke in die Hand drückt, und über den zu spotten trivial ist. Nur betonen will ich, dass er einmal zu sich selbst sagt: „Pfui, Trast, das war nicht schön.“ Wer dieses Stück heut zur Hand nimmt, der

wird erstaunen; in seiner Ganzheit erscheint es so verstaubt, so komisch veraltet, dass man nicht glauben will, es sei erst sechs und ein halbes Jahr alt.

Hängt es mit den späteren Werken zusammen? In dem zweiten Schauspiel, dem Tiergartendrama, liess Sudermann einen Schriftsteller auftreten, welcher der Trast des Stücks wurde: Weisse. Man sieht, dass er bemüht war zu motivieren (oder zu entschuldigen), indem er den Klugredner just zum Litteraten machte; ganz wie er für Adahs Theatralik seinen Rechtfertigungsgrund ersann. Weisse ist, kaum in etwas geschickterer Form als Trast, Herumführer und Geistreichler. Er hat die Manie der Sudermannschen Leute, umfassende Auskunft über sich zu geben. Er giebt sie einem wildfremden Herrn aus Karlsruhe, gleich beim ersten Zusammensein: er sei allmählich „so jämmerlich heruntergekommen"; zum Beweis für die Verkommenheit der Tiergartenstrasse sagt er sehr lebenswahr: „Da sehen Sie mich . . ." u. s. w. Auch Kitty entblösst knapp nach dem Eintreten ihre Seele vor dem wildfremden Herrn; sie teilt sofort mit, dass sie im Grunde brav sei, doch in diesen Kreisen es nicht zeige. Noch freigebiger mit Auskünften ist die Heldin der Heimat: Magdalene Schwartze-dall Orto. Ich muss mich da an eine Französin, Marie Sybille, erinnern, die in meiner Jugend bei uns im Hause war. Sie hatte eine Leidenschaft über sich zu sprechen, und sogar mir kleinem Bübchen hielt sie lebhafte Vorträge über ihr Wesen. Sie schloss mit glänzenden Augen jedesmal „voilà comme je suis!" und ich lachte mich heimlich tot über sie. So sind Sudermanns Bühnenfiguren. Sie sprechen über ihr interessantes Wesen mit hartnäckigem Vergnügen, mit ausdauernder interessanter Haltung, und wenn sie ein Dutzend Sätze hingelegt haben und die Applauspause machen, röchle ich immer vergnügt „voilà comme je suis". Welche falschen Feuilletontöne in diesen Selbstcharakteristiken! Bei Adah Barcinowski hatte der Dichter noch eine Selbstkorrektur versucht (dass es eine Notbrücke war, zeigt die von Mutter Janikow entlarvte Frau in höchster Extase, wo sie niemanden mehr kopiert, aber erst recht feuilletoniert); bei Magda ist ein entlastender Hinweis nicht erst versucht. Diese grosse Poseuse leistet an falscher Interessantheit Ansehnliches. Sie erzählt, dass sie nicht gewöhnt sei, sich zu ducken, und teilt bewundernd mit, dass ein Hang zum Morden, — zum Niedersingen in ihr stecke; singen oder leben sei für sie dasselbe, sie thue beides so, dass jeder Mensch wollen müsse wie sie; (das zeigt sich nachher!); sie zwinge ihn, sie kneble ihn, dass er liebe, leide, jauchze, schluchze wie sie, und wehe dem, der sich wehre, — sie könne ihn „niedersingen — in Grund und Boden singen, bis er ein Sklave, ein Spielzeug wird in meiner Hand!" Voilà comme je suis. Sie redet, wie eine erprobte Feuilletonistin, von der lauen Zimmerluft, die nach Lavendel, Tabak und Magentropfen riecht, derweilen habe sie sich den Sturm um die Nase fegen lassen; und einmal ruft diese böse Komödiantin — „mit Grösse", wie der Dichter ausdrücklich zufügt —: „Denn ich bin ich und darf mich nicht verlieren." Das ist der Gipfel. Die Grösse scheint sie von ihrem Erzeuger geerbt zu haben, dem Oberstleutnant Schwartze, Melodramenvater strengerer Observanz. Die Reden dieses falschen Marquis sind oft köstlich, von dem melodramatisch starren Ausspruch „Magdalene ist nicht mehr mein Kind!", den er blos dreimal in einem Akt wiederholt, bis zu dem unbezahlbar heiteren Moment, wo er im höchsten Affekt mit umständlich-edler Theatralik Folgendes sagt: „Herr Regierungsrat, ich weiss noch nicht, ob in diesem Hause ein Stuhl für Sie da ist; aber da Sie den Weg hierher so rasch gefunden haben, so werden Sie müde sein. Ich bitte, setzen Sie sich." Ich weiss noch, wie krampfhaft wir hier bei der ersten Aufführung gelacht haben.

Die Gerechtigkeit fordert zu sagen, dass Sudermann in seiner jüngsten abendfüllenden Dichtung nach grösserer Einfachheit gestrebt hat. Aber auch diese Rektorfrau (welche früher ein Sportweib war) ist sich mancher Vorgänge und Verhältnisse ihres Inneren etwas zu präzis bewusst. Sie könnte ein sehr fesselndes Produkt von Sehnsucht und Pflicht, von Leidenschaft und Demut, von Festigkeit und Ausschweifung, von Madonnentum und Bacchanterei geben.

Doch sie müsste keine Sudermannsche Gestalt sein, wenn sie nicht sogleich einem fremden Schulinspektor mit übergrosser Bereitwilligkeit über ihre intimsten Dinge pathetische Auskunft erteilte: „Und wenn ich mir das Glück hätte stehlen und vom Himmel herunterreissen müssen, ich hätt's gethan — und hätt' es heimlich in meinen Winkel geschleppt und mich davorgestellt — wie Elstern Blankes in den Winkel schleppen. Und wenn ich's dreitausendmal gestohlen hätt' — mein bischen Glück, und wenn ich dreitausendmal nicht hierher gehör', hier steh' ich und halte Wache davor und breite meine Arme drüber aus, und wer dran rühren will, muss über mich hinweg." Es liegt auch hierin, trotz der apostrophierten Endsilben, eine recht vordringliche Theatralik. Die Frau versteht es auch sonst in glänzenden Ausdrücken, die immer das Romanhafte hart streifen, über ihre Seele Auskunft zu geben, über die Winterabende, wo man in die Lampe starrt, und die Sommernächte, wo die Linde vor der Thür blüht, über den Drang nach Leben, Glück und Welt, und das trübe Bewusstsein, Strümpfe stricken zu müssen. Bekenntnisse werden sozusagen hingelegt; die Dulderin produziert sich vor dem Parkett: voilà comme je suis. Und ein ähnliches Verhältnis waltet bei ihrem Gegenpart, dem Junker Röcknitz. Er stammt von Sudermann! Lebensdurstig, rücksichtslos, cynisch, dabei gutmütig; ein verfluchter Kerl mit ganz hübschen Zügen. Er hat einen entfernten Vorläufer in dem Reisenden aus der Schmetterlingsschlacht, dem selbstbewussten forschen Draufgänger, dem janz fromm vor lauter Glück wird, wenn er einen begaunert hat. Am letzten End aber ist Röcknitz ein Abkömmling der Malte's und Fink's, deren Erzeuger zu sein Spielhagen und Freytag sich rühmen: der körperlich kühnen und seelisch überlegen-leichtsinnigen Adelssöhne, zu denen ein deutsches Bürgeraug' nicht ohne heimliche Bewunderung aufblickt. Auch Leo Sellenthin gehört zu dieser Rasse: der falsch-interessante Hüne aus „Es war" mit der falsch-interessanten Flottheit und dem komödiantischen Löwentum; einer der ekelhaftesten Gesellen, die Sudermanns verhehlte Schwärmerei weckten. Eine Spur von diesem sehr gefallsüchtigen Kraftmeiertum hat Junker Röcknitz. Es lag nahe, dass unser Schriftsteller, wenn er einen Gewaltmenschen zeichnen wollte, etwa einen Renommisten mit haut goût zustandebringen würde. So war es. Er hat bei manchem saftigen Zug den verfluchten Kerl nicht vor der Komödianterei schützen können. Die Attribute der Kraft hat Röcknitz unverkennbar; denn er sagt „mein Alter!", was alle Kraftnaturen sagen, wofern sie nicht „mein Junge!" sagen. Aber auch Röcknitz krankt an dem latenten Voilà-comme-je-suis, woran im Leben die Gewaltgesellen nicht zu kranken pflegen. Er ist zu bewusst, da, wo er naiv sein müsste. Er expliziert sich, er macht sich interessant. Und auch er ist ein Feuilletonist. Er versteht zu analysieren. Wiedemanns Frau habe von der Natur die wundervollste Mischung mitbekommen, die es im menschlichen Charakter geben kann: sie sei gütig und stolz zugleich, aber die Güte werde schwinden, wenn der Stolz gebeugt sei. So sagt er zum Rektor. Recht feine Unterscheidungen. Und in Gleichnissen geistreichelt er, ein löwenstarker Blumenthal, über das „heimliche Hinken" mancher Menschen; er geistreichelt, dass das Lehreramt mit den sibirischen Arsenikgruben vergleichbar sei. Etwas Kraft und Saft und Humor; manches verschämt kokette Wort; und: viele falsche Interessantheit.

III.

Es ist eine ganze Welt voll Unwahrheit, die Welt der Sudermannschen Gestalten. Ein fettiges Durcheinander posierender Erscheinungen. Aus der Ferne erkennt man die Schminke auf ihren Backen. Und wer gegen soviel aufdringliche Lüge eine Abneigung spürt, wird vielleicht ein Recht dazu haben. Noch ein Besonderes kommt in Betracht. Auch Wildenbruch etwa giebt unwahre Zeichnung in Fülle. Aber er thut es naiv. Es ist die glühende

Tolpatschigkeit eines ahnungslos edlen Herzens. Bei Sudermann Schritt für Schritt Berechnung. Dass sein Blut nicht lau und träge schleicht, mag sein. Er besitzt sogar wahrscheinlich ein gewisses Mass von dem, was man Temperament nennt. Aber seine sozusagen starken Wirkungen erreicht er nie hiermit. Wenn sein Temperament durchgeht, das Sudermannsche „pectus", geht es immer nach der malerischen Seite: nach der falschen Interessantheit. Nach der dramatischen nie; hier waltet keine Glut, sondern — ich will das gleich zeigen — Raffiniertheit. Es wäre der Gipfel des Unsinns, starke Kontraste in der Kunst nicht gelten zu lassen; sie lebt zum Teil davon. Aber bedenklich ist, wenn die Kontraste in jedem Einzelfall so mühsam-schlau ersonnen sind wie bei Sudermann; wenn er gewerbsmässig bloss die schreiendsten, die allerberührungslosesten Gegensätze immer in Arbeit nimmt. Es wird die Empfindung der beabsichtigten Sensation wachgerufen. Ausserdem zweifelt man an seiner Fähigkeit, mit den belangvolleren feinen Abtönungen des Lebens auszukommen. Wie plump und raffiniert zugleich ist das zurechtgemacht! Hier eine fabelhaft üppige Willkür (der Junker), dort eine fabelhaft pflichttreue Demut (der Rektor); hier der wildeste Draufgänger, dort der schlichteste Märtyrer; noch mehr: der erste will die Frau eines Anderen zu Fall bringen, der zweite liest sogar eine weggeworfene Frau auf und (noch mehr!) er hält sie dann noch zu hoch für sich. Ist das raffiniert oder nicht? Das lehrreichste Seitenstück ist Willy Janikows Verhältnis zu Kramer: hier ein genialer Wüstling, dort ein bescheidenster Pflichtenmensch; zur höheren Steigerung wird der Eine anbetender Freund des Andern; der Eine opfert dem Andern sein ganzes Vermögen, der Andre raubt ihm in höchster Undankbarkeit sogar die Braut; noch mehr: der Eine konnte seine Braut nur desshalb nicht heiraten, weil er dem Andern das Vermögen geopfert; noch mehr: der Eine recitiert grade einen Vortrag zum Ruhme des Andren in dem Augenblick, wo er ihm die Braut entehrt! Das ist doch wohl ein bischen erschwitzt. Und erschwitzt sind Gegensätze, wie sie novellistisch im Sterbelied verarbeitet werden. Hier: geiler, südlicher, taumelnder, unerhörter Liebesrausch, dort: protestantisch ärmliches, hohlwangiges Predigerwitwentum. Es ist alles zu absichtlich, zu gemacht. Man riecht die Disposition. Auch ganz billig feuilletonistische Kontraste liebt der Dichter, die wieder deutlich an die noble Kolportage erinnern; „Dann Gnad' uns Gott", schreit Kramer wegen des verschwundenen Clärchens; „Bitte umkleiden zur Quadrille!" ruft in diesem Augenblick die Hausfrau. Solche Wirkungen leiden unter ihrer grossen Dagewesenheit. Diskreter ist derselbe Kontrastwitz angebracht — wieder am Aktschluss! — in dem jüngsten Drama „Fritzchen": der Sohn geht schmählich zum Tode, die ahnungslose Mutter phantasiert gerade von hoher Ehre, die ihm der Kaiser erweist. Wir kennen diese Effekte nun. Im übrigen ist die Phrase von dem „Vorder- und Hinterhausdichter" Sudermann unsinnig oft und oft unsinnig gebraucht worden. Es kommt ihm nicht auf Vorder- und Hinterhaus, sondern allgemein auf kontrastierte Welten an. Er hat Vorder- und Hinterhaus einmal gegenübergestellt wie nachher ein sanftes Schulidyll einer wilden Schlossherrlichkeit, oder eine libertinistische Künstlerin einem Offiziershaus mit Missionsbestrebungen, oder einen reichen lieblosen Geizhals einer zärtlichen armen Familie, oder ein Jobberheim ehrlichen, geplagten Milchinspektorsleuten. Der Kontrast, nicht gerade der soziale Kontrast ist ihm die Hauptsache. Der ist ein wesentliches und berechtigtes Kunstmittel. Aber wo hinter diesem Kunstmittel die komödiantisch forcierte Mache steckt, der gemeine Kniff, werden wir angeekelt.

IV.

Doch der Kniff ist ein Sudermannsches Merkmal. Sudermann ist, was man in Frankreich einen trucqueur nennt. Allerdings in deutscher Verschämtheit und mit dem Anstandsgefühl eines Mannes, der mit einem Auge

nach Dichterruhm schielt. Im Laufe der Handlung wird bei ihm immer ein neuer Effekt, eine klobige Überraschung noch draufgeprotzt. Bewegung, Augenblicks-Wirkung um jeden Preis. Abschiebungen, Vorwärtsschiebungen, Trümpfe. Der Geist der Gewaltsamkeit schwebt über den Stücken. Geradezu mustergiltig ist der Schluss des ersten Akts der „Ehre". Es muss, behufs eines spannenden Aktschlusses, erreicht werden, dass Alma eine dramatische Konfrontation mit Trast hat — es muss. Also: Trast hat sie gestern Abend in einem Vergnügungstempel getroffen; ohne sie zu kennen. Unter den vielen möglichen Lokalen ist er zufällig in dasjenige geraten, in dem sie war! Unter den vielen anwesenden Mädchen hat er gerade die Bekanntschaft derjenigen gemacht, die sich nachher als Schwester seines Freundes entpuppt! Und er erzählt sein Abenteuer dem Freunde just in dem Augenblick, wo sie eintritt! Knalleffekt — es ist erreicht. Ohne Spur von dichterischen Anwandlungen geht Herr Sudermann auf brutale Schlager los. Er erträumt eine spannende „Szene" zwischen Adah und Mutter Janikow, es muss knallen, irgendwie. Demnach: Adah schreibt bei Janikows unter dem blödsinnigsten Vorwand einige Zeilen; die Janikow'en erkennt sie an der Handschrift: es knallt. Robert tritt „unbeachtet" aus einem Seitenkabinet und hört zufällig, wie Traft von ihm erzählt; so erfährt er seine Schmach: es knallt. Gewaltsamkeiten, Radau und äusserlichste Auftritte sind für Sudermann Licht und Luft. Vater Schwartze muss „schweigend die drei Thüren verschliessen" und drohende Anstalten machen, Magda und sich zu töten; dann wird eine Thür erbrochen! Das Spiel mit Waffen ist ein bezeichnendes Lieblingsspiel unsers Schriftstellers. Jedesmal verhindert Gottseidank ein merkwürdiger Zufall das Schlimmste. Robert lässt den — schon erhobenen! — Revolver fallen: weil Lenore gerade eintritt. Kramer lässt den — schon erhobenen! — Morgenstern fallen, weil Willy gerade einen Blutsturz bekommt. Schwarze lässt die — schon erhobene! — Pistole fallen: weil er gerade einen Schlaganfall bekommt. Es geschieht nix, aber der Zweck wird erreicht. Mit welcher dicken Raffiniertheit einzelne Szenen auf gemeinste Effekte zugeschnitten sind, zeigen diese künstlich geschaffenen Explosionsstimmungen. Man verfolge eine. Robert steckt sichtbarlich den Revolver in die Tasche; mit ihm in der Tasche tritt er vor den Verführer der Schwester, man zittert; er hat ihm nach einer Weile ein Blatt Papier zu überreichen, „die beiden stehen sich einen Augenblick gegenüber und messen sich mit den Augen" — Sensation; nach einer Weile wird dieser Kniff wiederholt, „die beiden stehen sich wiederum gegenüber; stummes Spiel" — Sensation; endlich, erst beim dritten Anlass, erhebt er den Revolver: da erscheint Lenore. Die frühzeitig angefressene Kolportagephantasie dieses Schriftstellers verleugnet sich hier nicht; sie hat sich bis zum heutigen Tag niemals verleugnet. Widersprüche und Gewaltsachen, aus Kulissenrücksichten, sind bei ihm Regel. Typisch ist hier die „Heimat", wo Magdas Vater bereits am Vormittag nach ihrer Ankunft an ihr stirbt: denn zufällig hatte am vorhergehenden Tage zum ersten Mal der einstige Verführer dieses Haus betreten! Magda sagt: „Über die Kindereien von damals sind wir doch alle lang hinausgewachsen": doch sie hat nie geschrieben. Magda hört, dass ihr Vater bereits geistiger Kindschaft verfallen war: doch die „überlegene" Natur nimmt den Kampf mit ihm auf. Die kühne Magda willigt ein — ich bitte zu bemerken: am ersten Vormittag nach der Ankunft, nach zwölfjähriger Abwesenheit — Keller zu heiraten. Und so weiter. Die Verlogenheit kann nicht weiter getrieben werden. Übrigens wird Sudermann mit bösen Effekten sparsamer, je mehr er sich der Gegenwart nähert; das ist anzuerkennen. Das Drama vom schlichten Wiedemann und vom wilden Röcknitz ist, äusserlich, fast sein einfachstes. In der Schmetterlingsschlacht ist immerhin nicht ganz so viel Gewaltsames, wie früher. Aber auch da: Schiebungen, Theaterverwicklungen. Ohne gemachten Theaterkram kommt er nicht mehr aus; und in der hübsch erzählten — nur nicht zu überschätzenden — Humoreske vom Fräulein Jolanthe zeugt der böse Schlusscoup mit den plumpen Überraschungen laut von diesem Unvermögen. Wenn man noch sein letztes Drama „Fritzchen"

mit Schnitzlers Liebelei vergleicht — mit der es fast alle wesentlichen Punkte gemein hat, — erkennt man, um wieviel äusserlicher ein Bühnenschriftsteller sein Stück auf Katastrophentheatralik stellt, wo ein Dichter leise und tiefe seelische Wirkungen zaubert. Und doch ist „Fritzchen“ Sudermanns einwandfreiste Arbeit.

V.

Der Kniff bildet ein Merkmal unsres Autors. Der Kniff zeigt sich bei ihm auch da, wo geschlechtlich unbefriedigte Leserinnen in verzücktes Wonnegeächze ausbrechen ob seiner gewaltigen, ob seiner hinreissenden Leidenschaft. Er hat den Katzensteg geschrieben — diese lohenden Flammen! Er hat die Geschichte der stillen Mühle geschrieben — dieses lechzende Feuer! Er hat „Es war“ geschrieben — diese sinnbethörende Glut! Die drei Arbeiten haben allerdings gemeinsame Züge. Aber vielleicht lässt sich das Rezept angeben. Schon in den frühen Novellen fällt ein entschiedenes Merkmal an Sudermann auf: er giert nach pikanten Wirkungen. „Im Zwielicht“ nennt er bezeichnend die erste Sammlung. Wem dieser Titel noch nicht deutlich ist, den belehrt ein Untertitel: „Zwanglose Geschichten.“ Irre ich nicht, so war drittens, aus Vorsicht, ein Bild zugefügt. Aus allen Ecken dieser Sammlung sprach eine übergefällige Lüsternheit. Der Autor riss sich mehrere Beine aus, um zwielichtartige Themata zu finden; Themen, die er mit seiner vornehmgütigen Freundin in der Dämmerung theoretisch behandelt. Und auf diesen Wegen ist er geblieben. Von diesen Wegen kommt die „Leidenschaft“ des Katzenstegs. Bei näherer Betrachtung der Regine-Szenen zeigt sich der ganze faule Zauber dieser berechnenden Kunst. Diese exotisch gezeichnete kleine Hure mit den „starrenden Brüsten“ und der „schwarzen Lockenwildnis“ sucht mit jeder Bewegung ein langsames Angeilen des Lesers zu erwirken. Nicht mit einem Mal einen rasch verpuffenden unpraktischen Glut-Ausbruch; sondern etwas Dauerhaftes, über das ganze Buch sich Hinziehendes. Denn hierin besteht Sudermanns Rezept: ein Paarungsprozess, auf den im Anfang Perspektiven eröffnet werden, findet noch immer nicht statt. Jedesmal noch immer nicht. Der freundliche Leser sieht ihm mit einem gewissen menschlichen Interesse entgegen; er fragt sich: wann? jetzt? aber jetzt doch? Allein der Dichter hält Haus und dehnt die Stimmung immer länger hin (das ist der Kniff): — in allen drei Fällen bis zum Schluss. In allen drei Fällen kommt dann endgiltig was dazwischen, der Leser sieht sich betrogen, doch er hat in angenehmer Spannung bis zum Ende ausgehalten. Leo paart sich nicht mit Felicitas, Johannes nicht mit der Schwägerin, Boleslaw nicht mit Regine. Obgleich — das ist sehr bezeichnend — obgleich der sorgliche Schriftsteller schliesslich diesen Boleslaw und diese Regine kurzweg in demselben Zimmer schlafen lässt, einsam auf einem einsamen Schloss, viele Nächte lang! Die Erektionsromantik dieses Katzenstegs, man verfolge es nur, ist wieder raffiniert und plump zugleich. Allein man wird unter Umständen mit solchem Rezept ein Schriftsteller von gewaltiger, von hinreissender Leidenschaft. Item.

VI.

Als Frau Rektor Wiedemann sich davonmachen will, weiss der Gatte Rektor nicht, warum sie geht: doch er lässt sie ziehn. Er weiss auch nicht, wohin sie geht; wie er ausdrücklich erklärt: doch er lässt sie ziehn. Sind alle diese Leute verrückt geworden? Es scheint. Seitdem nämlich Ibsen . . .

Ibsen war allerdings der Erste. Bei Ibsen sind es jedesmal besonders begründete Verhältnisse. Und hinter seinen Menschen steht noch die gewaltige Symbolik, die diesen kleinen Kulissengeschöpfen fehlt. Wenn sie, in ihrer Endlichkeit, sich genau so gebärden, wirken sie komisch. Für Sudermann ist der Zug bezeichnend. Er enthält nämlich seine ganze Stellung zu dem, was unsre Zeit als eigentümlich und als neu bewegt. Doch ich möchte ihm kein Unrecht thun. Er ist ja auch ein Symboliker. Die durch Röcknitz bedrohte Rektorin fragt: „Brennt die Lampe jetzt ruhiger, Herr Dangel?" — „Es scheint ja, Frau Rektor, das heisst bis ein ordentlicher Windstoss kommt — dann —." Worauf Röcknitz („mit Bedeutung"): „Ich wette, der wird bald kommen, Frau Rektor!" Ist das keine Symbolik? Oder: der cynische Schriftsteller Weisse muss in Kitty's Gegenwart ein Glas mit Rosen ergreifen, damit ein ehrlicher Malprofessor sagen kann: „Herr Doktor — Sie machen da eine Knospe zu nichte." Er sagt es mit einem Blick auf das junge Mädchen und „mit Bedeutung." Ist das keine Symbolik? Es ist sogar sehr tiefe Symbolik. Sudermann löst auch Probleme unserer Zeit: er ist ein moderner Dichter. Den Gegensatz zwischen alter und neuer Weltanschauung hat er verkörpert. Auf der einen Seite ein edles, aber leidenschaftliches Bühnenweib; auf der andren Seite ein greiser Militär-Idiot. Die kühne Künstlerin setzt sich über alle Vorurteile hinweg; sie hält ihre Lebensführung für selbstverständlich; nur plötzlich, in vorübergehender Gehirnerweichung, sagt sie im Anschluss an einen illegitimen Gebär-Akt: „— die ich zum Pariaweibe herabsank durch Deine Liebe und ausgestossen wurde aus jeder ehrlichen Gemeinschaft." Und sie fügt die mit grandioser Wucht wirkenden Worte hinzu: „O man weiss ja, was die Familie mit ihrer Moral von uns verlangt." Ein andrer sozialer Apostel unsres sozialen Dichters heisst Robert Heinecke. Zwar im Leben ein Phrasentrottel und ein bischen verworren, entschliesst sich Robert doch gegen den Schluss des Stücks, das „Konto zwischen den Vorderhäusern und den Hinterhäusern" klar zu machen. Rasch, ehe der Vorhang endgiltig fällt. Vielleicht der einzige Ewigkeitsgesichtspunkt in Sudermanns sämtlichen Werken ist in dem Satze enthalten: „Es haben sich Jahrtausende lang Menschen der Sonne gefreut, ohne sie von dem Phantom der Ehre verdunkeln zu lassen; noch heute leben neunhundert neun und neunzig Tausendstel der Menschheit auf dieselbe Art. Lebe wie sie, arbeite wie sie, und freu' dich der Sonne wie sie." Er hat, im Ernst, nie Tieferes geschrieben. Seine Perspektiven richteten sich weniger auf die Ewigkeit als auf die nächste Aufführung. In der Ehre hat er sein Problem à la Lubliner behandelt, schandschlecht mit seichtem Hin- und Herwürfeln des Titelworts in seinen verschiedenen Bedeutungen. Mehr als schandschlecht zu einer Zeit, wo man sehen konnte, wie Ibsen Probleme anfasste. „Sozial" war auch der Erfolg von Sodoms Ende — (Börsenleute trugen ihn). Sudermanns Stärke als Satiriker lag in einer spezifischen Fähigkeit: er „gab es." Fast immer „gab" er es jemandem. Lenore „gab" es den Reserveleutnants. Trast „gab" es ihnen noch einmal. Er führte sie glänzend ab, und der vierte Akt der Ehre wimmelt von solchen Abführmitteln. Dann bekam Magdalene dall' Orto die Aufgabe, zu „geben". Sie gab es denselben Gesellschaftskreisen wie Lenore und Trast. Das war ein Jubel! Sie gab es einer Generalin, welche fragte, ob etwa bei der Kunst auch Töchter von guter Familie seien; der Gattin eines Mannes, welcher sagte: „Ich kenne keine Leute, ich wünsche keine Leute zu kennen, die nicht Soldat gewesen sind" oder: „Die Kunst ist eine Erfindung, die sich die Drückeberger zurechtgemacht haben, um im Staate zu etlicher Bedeutung zu gelangen." Der Jubel, dass dieser General und seine Gattin abgetrumpft wurden, lässt sich nicht beschreiben.

Und auf solchen Wirkungen beruhen Sudermanns Erfolge. Nicht allein darauf; doch im Wesentlichen jedenfalls auf seinen Fehlern. Auf seiner kurzsichtigen Flachheit, die so leicht begreifbar ist; die sich nicht mit blödsinnig verzwickten Problemen abgiebt wie ein Norweger, sondern mit Dingen, die fürs tägliche Leben Sinn und Verstand haben; die er

ausserdem so deutlich auseinandersetzt, dass auch der letzte Galleriebesucher genau Bescheid weiss; zumal er sie selbst schon oft gedacht hat. Die Seichtigkeit und die knüppeldicke Plumpheit haben Herrn Sudermann emporgetragen, die Plumpheit auch in der theatralischen Mache, die mit der ganzen Suggestionskraft der verhüllten Kolportage auf die Seelen zweiter Garnitur wirkt, und doppelt wirkt, weil diese Leute sich hier in den Wahn träumen dürfen, einen „modernen" Dichter und die „neue Richtung" mitzuehren. Ein Mitmacher wie er ist, ein Abschöpfer, ein Blender (und er scheint der grösste Blender, den die deutsche Bühne seit Jahrzehnten gehabt hat) wird immer eine Zeit lang eine kompakte Majorität auf seiner Seite haben. Zurechnungsfähige Betrachter werden, bei aller Anerkennung seiner zarteren Leistungen in der Schmetterlingsschlacht und seiner deutlichen Neigung zur Vereinfachung, sagen:

Von allem, was grosse und echte Überlieferung unserer Litteratur heisst, ist er geschieden; mit allem, was Anempfindung und oberflächliche Mode heisst, ist er eng verknüpft. Von der noblen Kolportage ist er ausgegangen, bei ihr ist er im wesentlichen geblieben. Wildgewordener Frauenroman ist seine Note. Mit der neuen Zeit und Kunst hat er nichts gemein als die Zeitgenossenschaft. Er steckt bis an den Hals in bösen Mustern. Mit Gerhart Hauptmann (Scherzbolde vergleichen die Beiden) hat er nichts gemein als die letzte Silbe seines Namens. Und zu sagen, dass Hauptmann grösser sei als er, wäre so lächerlich wie der Satz: Brahms ist grösser als Viktor Nessler. Es sind nicht kommensurable Grössen.

RUNDSCHAU.

LITERATUR.

ALLEGORISCHE DRAMEN

FÜR MUSIKALISCHE COMPOSITION GEDICHTET VON CHRISTIAN VON EHRENFELS.

Die Wissenschaft trägt die Sünde des Lebens.
R. Wagner.

Zwei Persönlichkeiten treten uns aus diesem Buche entgegen: die eines Dichters und die eines Theoretikers. Wir könnten uns der ersteren, die uns viel des Schönen bietet, freuen, könnten die Anschauungen der letzteren, auch so weit wir sie nicht teilen, ohne Groll würdigen, wenn nicht letztere der ersteren hemmend in die Arme fallen und uns so den Genuss trüben, das Urteil verkümmern würde. In ihrem Widerstreite stehen wir mit unseren Sympathieen an der Seite der ersteren. Glut des Empfindens, reiche Phantasie, starke Impulse sind dem Dichter Ehrenfels eigen. Wenn diese nicht zu voller Bethätigung gelangen, ist es eben die Theorie, welche die Schwingen der Dichterkraft belastet.

Es bedarf keiner Erläuterungen, um als Hauptschema aller dieser Dichtungen das Verhältnis der irdischen, sinnlichen Liebe zur himmlischen, entsagenden zu erkennen. In fortlaufender Entwicklung wird dasselbe, dramatische Konflikte schaffend, dargelegt, beginnend mit dem schroffen Gegensatze der Anforderungen überschwänglicher Askese gegenüber den natürlichen Ansprüchen erhörter Brautwerbung (Hildegard), bis zur tragischen Apotheose der sinnlichen Liebe in „Sängerweihe“. Ein Abglanz der ewigen Liebe sei auch die sinnliche — dieses geahnte Ergebnis tritt mit immer klarerer Bestimmtheit hervor; selbst Maria kündet es uns in der grossartig concipierten Tetralogia: „Der Kampf des Prometheus“. Mit dem Dichter, der sich in seinem ersten Drama noch als asketischer Schwärmer giebt, schreiten wir zu dieser versöhnenden Erkenntnis vor und gewinnen damit die Überzeugung, dass es innere Erlebnisse, echt künstlerische Bedürfnisse sind, welche in seinen Schöpfungen nach Entäusserung ringen. Ihr warmer Gehalt, wie auch der feine Schönheitssinn, welcher sich in ihrer Formengebung ausspricht, lassen das Interresse an der Lektüre dieser geistvollen Dichtungen nicht erlahmen, ja steigern dasselbe in dem Masse, in welchem der Dichter zu freierer Selbsterkenntnis vordringt. Es drängt seine Phantasie, sich von dem lähmenden Drucke religiöser Anschauungen zu befreien; ethische und poetische Antriebe wollen nicht zur vollen Versöhnung kommen. In schönem Gleichgewichte finden sie sich im Herbstgedichte, einem Juwel der Sammlung, welches man nicht ohne tiefe Ergriffenheit lesen kann. Schade, dass am Schlusse desselben überwuchernde Phantastik den Eindruck der so edel empfundenen Szene ein wenig beeinträchtigt. Auch in den übrigen Dramen bekunden tiefempfundene Stellen, reiche Farbenpracht und die Gabe, Ideen Gestaltung zu verleihen, den echten, vielversprechenden Dichter. Eines nur steht der vollen Entfaltung seiner Anlage im Wege: das Eingreifen des Theoretikers.

Wie mochte der Dichter dasselbe nur dulden? Wie mochte er nur auf den Gedanken gekommen sein, den Theoretiker zu Hilfe zu rufen? Die Ursache davon mochte wohl das dunkle Gefühl gewesen sein, dass sich in seinen Dichtungen noch ein unverarbeiteter Rest findet, der nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin zur Ergänzung drängt. Kühle, nüchterne Erläuterung von der einen, Steigerung der Eindrucksmittel von der andern Seite sollen Ersatz bieten für das, was an voller Ausgestaltung und Klärung die überquellende Dichterbrust schuldig bleibt. So wird einerseits ein Chor als Kommentator herbeigerufen, nicht nur erklärend, sondern auch jede Selbstthätigkeit des Geniessenden wehrend, strenge abzugrenzen, was sich diesem als das vom Dichter Gewollte darstellen soll, andrerseits soll den dadurch aus dem göttlichen Traum Aufgerüttelten und Ernüchterten beglei-

tende Musik wieder in jenen Zustand zurückdrängen, in welchem ihm ein mitschöpferischer Anteil an dem genossenen Werke zukommt.

Dieser eigentümliche Zwiespalt zeigt sich schon im Titel der Sammlung „Allegorische Dramen". Ich will nicht darüber richten, ob es nicht, trotz der Definitionen des Autors im theoretischen Teile seines Buches besser heissen sollte: Symbolische Dramen. Am besten fielen beide Bezeichnungen weg. Freilich blieben dann nicht so sehr die Dramen, als die Theorieen des Verfassers unerklärt. Goethe sagt einmal: „Genau genommen ist nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist, eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet" (Shakespeare und „kein Ende" Bd. 31, S. 312). Symbolisch in diesem Sinne sind die Dramen Goethes, Schillers, Kleist's, Shakespeare's und es besteht keine Notwendigkeit, ihnen erst die Bezeichnung „symbolisch" oder, wie Ehrenfels sich ausdrückt „allegorisch" zu geben. Diese Notwendigkeit tritt erst von dem Augenblicke ein, als ein obligater Erläuterer mit seinem „haec fabula docet" jenem Ahnungsvermögen förmlich Gewalt anthut, welches, durch den unmittelbaren Eindruck des Dichtungswerkes geweckt, einerseits die Sphäre bildet, in welcher sich das Verständnis seiner idealen Bedeutung von selbst erschliesst, andrerseits einen verdämmernden Blick in eine noch tiefere, durch keine Erkenntnis zu erschöpfende Bedeutung des im Dichtungswerke Form gewinnenden Schaffensvorganges gewährt. Um diesen Blick und damit um das Wunder einer Offenbarung, welche, herrlicher als jede Erkenntnis, uns die Kunst erschliesst, bringt uns Ehrenfels mit seinen nüchternen, einem Chore in den Mund gelegten Erläuterungen von Absichten des Dichters, Absichten, welche er als echter Dichter in dieser Form bei der Schöpfung seiner Dichtungen gar nicht gehabt haben konnte.

Diesen unglücklichen Chor, den man so recht als Eindringling empfindet und für den sich in der Brust des unbefangen Geniessenden so gar kein Raum findet, muss nun freilich eine Theorie rechtfertigen. Ehrenfels will sich, wie R. Wagner, erst durch das, was sich dem Künstler als Notwendigkeit aus seinen inneren Bedürfnissen heraus aufgedrängt habe, zur Rechtfertigung durch die Theorie bestimmt gefunden haben. Ich glaube dem Dichter Ehrenfels zu unbedingt, um dies dem Theoretiker glauben zu können. Denn einen künstlerisch ungerechtfertigteren Eindruck, als ihn der Chor in den Dramen von Ehrenfels trotz der als Blutzeugen herbeigerufenen Griechen, trotz Schiller und trotz — R. Wagner, hervorbringen muss, kann ich mir nicht vorstellen. Hinter dem Zuhörer aufgestellt, zerstreut er dessen Aufmerksamkeit (leistet also genau das Gegenteil von dem, was R. Wagner mit dem Versenken des Orchesters und der Verdunkelung des Zuschauerraumes bezweckt), unterbricht die Handlung und bringt den dramatischen Fluss ins Stocken (bewirkt also genau das Gegenteil von dem, was R. Wagner durch den dramatisch-musikalischen Aufbau seiner orchestralen Begleitung anstrebt), und schreckt das Publikum in geradezu nervenaufregender Art aus der Illusion, in welche es doch durch die Verfolgung des dramatischen Vorganges versetzt werden soll.

Dabei kann dieser Chor auch nicht einmal der Absicht entsprechen, die er erfüllen soll. Ein Chor ist wenig geeignet, die von ihm gesungenen Worte verständlich zu machen, namentlich wenn er, wie Ehrenfels will, von der Orgel begleitet werden soll. Der Autor fühlt die angeregten Bedenken. Er bemüht sich, sie in seiner Theorie zu beseitigen. Der Fluss der dramatischen Handlung erstarre zum „lebenden Bilde" (schlimm genug, denn nun tritt die Pose an die Stelle der lebendigen Aktion), der Unverständlichkeit der vom Chore gesungenen Worte habe das Textbuch Abhilfe zu bringen (warum dann überhaupt der Chor?)

Der Verfasser meint freilich, in dem von der Orgel begleiteten Chore sei auch ein Stimmungselement gegeben. Es giebt kein dem persönlichen Empfindungsausdrucke weniger zugängliches, kein undramatischeres Instrument, als die Orgel. Eine Empfindungsweise, für welche in den Dichtungen des Verfassers selbst Maria Zeugnis giebt, der heiligen Cäcilie sie zuzumuten, wäre doch allzugewagt. Freilich, zu diesem Zwecke soll ja die Mitwirkung der Orgel nicht herbeigerufen werden. Gerade die Nüchternheit ihres Klanges entspricht der theoretisierenden Absicht des Dichters. Warum soll sie dann überhaupt in Anspruch genommen werden? Ein Recitator wäre ja aus allen geltend gemachten Gründen besser am Platze. Nun, Ehrenfels will der Mitwirkung der Musik nicht entbehren. Er glaubt sich auch in diesem Punkte in Übereinstimmung mit R. Wagner. Das Bedürfnis Wagners nach Musik entspringt aber einer andern Quelle. Wagner bedarf ihrer zur Steigerung des Ausdrucks. Dass der erläuternde Chor in den Dramen von Ehrenfels dieses Bedürfnis nicht hat, liegt am Tage.

Nach jener Musik, welche sich, der Dichtung in allen Wendungen folgend, mit dem Worte zu einheitlichem Ausdrucke verbindet, dürstet auch der darstellende Teil des Dramas von Ehrenfels nicht. Doch ist ihm ein tiefer musikalischer

Stimmungsgehalt eigen, aus welchem heraus Musik zu diesen Dramen zu schaffen ein Tondichter immerhin sich angeregt finden kann. In Beziehung auf Stoff und tiefpoetische Auffassung wird er kaum eine bessere Wahl treffen können. Ich bin überzeugt, dass der Musiker, welcher Ehrenfels von der Eigenart der wohlverstandenen dramatischen Bedürfnisse seiner Kunst zu überzeugen vermöchte, in ihm seinen Dichter gefunden hätte. Um die Musik freit Ehrenfels mit seiner Dichtung. Sie wird ihn erhören, sobald sie dess inne geworden sein wird, dass es nicht kalter Verstand, sondern Liebe ist, welche wirbt.

Dr. FRIEDRICH v. HAUSEGGER.

BILDENDE KUNST:

EIN „MODERNES“ CHRISTUS-IDEAL?

Vor mir, auf meinem Schreibtisch, steht ein Abbild des Lionardo'schen Christuskopfes aus der Brera in Mailand. Das Original ist bekanntlich sehr verdorben, von Feuchtigkeit und Wasser zerfressen. Die Linien des Antlitzes sind daher teilweise verwischt, heben sich blos scheu hervor wie aus trüber Verschleierung. Aber diese Mystik gerade liebe ich an dem Bilde. Sie scheint die Empfindung des Malers unbewusst zu verstärken. Sie breitet den Hauch des Unsagbaren über sein Werk.

Es ist eine Studie für das Abendmahlsbild, und der seelische Ausdruck entspricht dieser Situation: das Wissen um den Opfertod und die Bereitschaft dazu. Eine tiefe, schmerzliche Milde leuchtet sanft drüberhin. Der göttliche Erlöserwille wächst empor aus dem Untergrund menschlichzagender Beklemmung. Das leidenvolle Werk ist im Geiste schon vollbracht. Küsst nicht ein Abglanz nahender Märtyrerglorie diese weiche Jünglings- und Heldenstirn? —

An diesen Lionardokopf habe ich denken müssen, als ich die Ausstellung moderner Christusbilder im alten Reichstagsgebäude besuchte. Neun Maler, darunter Uhde, Max, Stuck und Thoma, sind der Anregung einer münchener Kunsthandlung gefolgt und haben es unternommen, die Christusgestalt neu hinzustellen „als blosse Erscheinung einer religiösen Empfindung.“ Die Maler selbst haben ihre Auffassungen in dem beigegebenen Kataloge kurz erläutert und gern Bibelsprüche angeführt, um das Leitmotiv ihrer Absichten damit zu bezeichnen. Aber kann ein einzelnes Bibelwort stark genug sein, um die Summe dessen was die Christusgestalt für unser modernes Empfinden symbolisirt, auch nur annähernd auszudrücken? Ja, ist unser so sehr bedrängtes religiöses Empfinden noch fähig, einen Christus zu schaffen, in dem alles lebt, wodurch er eine ewige Gewalt über die Gemüter Aller behält? Hat nicht auch der Religionslose seinen Christus? Giebt es nicht einen Christus der Juden, der Heiden und Atheisten? Und zeigt sich nicht erst in diesem Christus jene Machtfülle der siegenden Liebe, vor der wir ausnahmslos uns beugen müssen?

Diesen Christus, der allein der Christus des zwanzigsten Jahrhunderts sein könnte, hat keiner der Maler uns gemalt. Und doch klingt er bereits an in dem Christus Lionardos. Freilich war es mit Lionardos eigenem Christentume schlecht bestellt.

Ich möchte den modernen Malern nicht den Vorwurf machen, dass sie sich zu sehr an die Tradition bänden. Im Gegenteil, sie binden sich zum Teil zu wenig daran. Christus bleibt blos Christus, wenn seine Erscheinung anknüpft an die uns Allen eingeprägte Phantasievorstellung zweier Jahrtausende. Ein „anderer“ Christus ist für uns ein fremder Mensch, an den wir uns erst gewöhnen müssen, den wir mit dem in uns ruhenden Bewusstseinsbilde nicht zu identificiren vermögen. Nicht um eine Neuschaffung des Typus also kann es sich handeln, lediglich um ein organisches Weiterwachsenlassen, um eine Bereicherung des alten Christusbildes aus den Gründen unserer, feiner und sehnsüchtiger entwickelten Seele, aus der schreienden Not unserer eigensten tiefsten Bedürfnisse. Es muss ein Christus sein, zu dem wir beten können, mögen auch hunderte von Generationen bereits zu ihm gebetet haben.

Und wir können uns Christus nur denken, als einen einsamen Mann, der still und sanft über die Erde geht; der alle Leiden kennt, alle Leiden teilt, alle Leiden überwunden hat; der Niemanden an sich zieht, und dem doch jeder folgen musste; um dessen Mund ein feines Lächeln spielt, ein Lächeln der Verzeihung und — Verachtung; in dessen Auge eine dunkle Reinheit glüht, die Reinheit des Wissenden, Unergründlichen; und der weiss, dass er sterben muss, qualvoll sterben, an der Verständnislosigkeit der Menge.

Was soll uns da nun ein predigender Christus, wie Uhde ihn malt, mit dieser plebejischen Hast der Gebärde, mit diesem von Worten überströmenden Munde? Oder der Stuck'sche Christus, ein eleganter unheimlicher Hypnotiseur, ein fascinirender Sinnenmensch, der alle Weiber rasen macht? Oder Thoma's Christus mit seinen hellen germanischen Wasseraugen und dem ungefügen germanischen Mund? Und gar Arthur Kampf mit seinem übelriechenden Sozialdemokraten, diesem Menschen, der

zu unästhetisch ist, um unser Gemüt zu beeinflussen? Ein wenig von dem, was unsere Seele träumt, liegt in dem Christus des Gabriel Max, aber doch mit zuviel Weiblichem verschmolzen, und leider in einer Weise aufdrapirt, dass all unsere Heiligkeit entflieht . . .

Auch haben die Maler wohl zu sehr von einer äusseren Anregung sich leiten lassen, um ganz ihr Innerstes auszuschöpfen. Doch hätte man von Uhde immerhin etwas Tieferes erwarten können, während Thoma zweifellos sein Bestes gab, ein grandios ehrliches Bekenntnis, doch in Stammellauten der Vergangenheit, ohne zukunfterlösende Kraft.

Unsere Zeit aber, die ihr eigenes Christusbild tief und warm im Herzen trägt, sie wird vielleicht noch lange warten müssen, bis sie es auch im Abbild wird schauen dürfen.

F. SERVAES.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

FRANKREICH.

Über die Mode in der Kunst und in der Litteratur plaudert gar anmutig André Hallays in der Mainummer der Revue de Paris. Sehr ergötzlich schildert er die Verlegenheit derjenigen, die immer die Modernsten sein wollen und, wenn sie sich einer neuen Richtung gerade angeschlossen haben, hören müssen, dass dieselbe bereits wieder überwunden ist. Hallays kommt zu dem Schluss, dass eine echte, wahre Mode in unserm Zeitalter nicht mehr möglich ist, weil die feste, soziale Klasse fehlt, auf welche eine Mode sich stützen muss. Im alten Frankreich wurde die Mode von Ludwig dem Vierzehnten und seinen Höflingen gemacht. Später wurden Madame de Pompadour und Marie Antoinette Königinnen der Mode, die aber schon den Wettbewerb der aristokratischen Salons erdulden mussten. Noch in den Tagen des ersten Kaiserreiches existirte eine feste Klasse von Aristokraten und gebildeten Geldmännern, welche dem Kunst- und Litteraturgeschmack eine einheitliche feste Richtung gaben. Solche Klassen existiren aber nicht mehr. Unsere heutigen Geldmänner sind in ihrer grossen Mehrzahl Emporkömmlinge, die sich schwer mühen müssen, den erworbenen Reichtum gegen die Gefahren der Hausse und der Baisse zu beschützen. Ihnen fehlt die Zeit, sich eingehend mit Kunst und Litteratur zu beschäftigen. Sie kommen überdies aus aller Herren Länder und kennen nicht die Traditionen des Staates oder Volkes, in dessen Mitte sie ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Sie sind darum in Dingen der Kunst und des Geschmackes vollkommen hilflos und überlassen sich den Kunsthändlern oder den Journalisten. Trotzdem wird der Schein der Mode noch immer aufrecht erhalten. Das thun die Künstler, die Schriftsteller, die Musiker, die gegenwärtig einen sozialen Stand bilden, welcher grossen Einfluss auf die öffentliche Meinung ausübt. Denn diese Leute haben jetzt mehr als in früheren Zeiten Aussicht, von ihrer geistigen Arbeit zu leben. Sie sind darum unabhängig von der Protektion der höheren Klassen. Aber die Künstler und Schriftsteller sind nicht im Stande, ein allgemeingültiges Ideal auszugestalten. Denn sie sind jetzt, wo auch die meisten gesetzlichen Beschränkungen in Bezug auf freie Meinungsäusserung gefallen sind, allesammt entschiedene Individualisten. Keiner will sich irgend einem konventionellen Dogma unterwerfen: jeder strebt nur, in seinen Werken sich selbst treu und energisch auszuprägen. Und er darf das. Denn wofern es ihm nur gelingt, einen Fetzen von Leben und Schönheit in seinem Werke festzuhalten, so wird er auch eine mehr oder minder grosse Gemeinde finden — sei es im Vaterland oder im Ausland. Daher die Unmöglichkeit, dass irgendwo eine feste Richtung, ein einheitlicher Stil aufkommt. — So Hallays, der, wie uns scheint, vergisst, dass es auch im Geistesleben einen Kampf ums Dasein giebt, in welchem eine Auslese der Individualitäten stattfindet. Das ganz grosse Individuum wird alle Rivalen verdrängen und der Zeit ein einheitliches Gepräge aufdrücken — sein eigenes nämlich. Richtig ist in Hallays Aufsatz nur, dass gegenwärtig die grösste Anarchie der Stilarten herrscht — weil eben der Kampf noch nicht entschieden ist.

Ferner enthält die Mainummer der Revue de Paris den vielversprechenden und stimmungsvollen ersten Teil einer Erzählung, Kyrie Eleyson, von D. Melegari. Sie — eine junge Sizilianerin von durchaus heidnischen Instinkten trotz äusserer Frömmigkeit, von altitalischer Wildheit trotz allen Raffinements der Kultur. Er — ein zäher disziplinirter und korrekter Engländer, abgemessen noch in seiner Zärtlichkeit und penibel moralisch noch im unerlaubten Verhältnis. Das alles wird nur flüchtig angedeutet und die Gegensätze prallen nicht brutal aufeinander. Aber sie schwirren und vibriren unaufhörlich und intensiv. — G. Hanotaux, der nunmehr wieder Frankreichs äussere Politik leitet berichtet über die „Aufteilung Afrikas,“ die eventuell unter den interessirten Mächten vorzunehmen wäre. Die antienglische Spitze seiner Ausführungen ist ganz unverkennbar.

* * *

Gabriele d'Annunzio will ein Drama schreiben, welches die schönen althellenischen Traditionen des Sophokles wieder aufnehmen soll. Das Stück wird heissen „die todte Stadt." Unter einer Masse von Backsteinen soll ein Forscher, wie Schliemann, eine alte Stadt, wie Mykene entdecken. Jenes Mykene nämlich, welches das früheste griechische Altertum und eine grauenvolle Vergangenheit blutiger Frevel repräsentirt. Unter diesen Ruinen weilt der Forscher und öffnet die goldbedeckten Gräber der todten Fürsten. Aber hier soll er zugleich Schicksale und ein Drama erleben, welches wie ein Nachklang jener alten, längst entschwundenen Zeiten erscheinen wird. — So berichtet Ernest Tissot im letzten Maiheft der Revue bleue, wo er ein Gespräch mitteilt, das er kürzlich mit dem grossen italienischen Dichter gehabt hat. D'Annunzio sprach ganz unverhohlen über seine litterarischen Sympathien und Antipathien. Von der vielgerühmten neuitalienischen Renaissance vermag d'Annunzio nichts zu erblicken. Ausser Fogazzaro findet er gegenwärtig keinen einzigen grossen Schriftsteller unter seinen Kollegen. Zola ist ihm nicht sehr sympathisch und von Bourget meint er, dass dieser in letzter Zeit aus dem Künstler leider immer mehr zum Philosophen geworden sei. Dagegen liest d'Annunzio mit grossem Eifer die Zeitschriften des jungen Frankreich und freut sich, dass er von jenen geschätzt und geliebt wird, denen die Zukunft gehört. Von Wagner, als Dichter, will er auch nicht viel wissen, wenn er auch den Musiker leidenschaftlich bewundert. Aber seine persönlichste Neigung gehört doch mehr den Gluck, Bach und Beethoven, sowie den alten italienischen Meistern. Schliesslich sprach d'Annunzio sich auch darüber aus, warum sein Ruf und Ruhm in Italien weit weniger unbestritten wäre, als in England und Frankreich. Das schreibt er ganz einfach dem Umstand zu, dass er seinen Landsleuten zu schnell bekannt und berühmt wurde — schon, als er 15 Jahre alt war, erregten seine Verse das grösste Aufsehen. Daher hat sich ein starker Hass und Neid gegen ihn angesammelt. Aber damit ist er ganz zufrieden und sucht diese Gefühle noch anzufachen und zu reizen, damit sie durch ihre Heftigkeit noch einen Grad von Schönheit erlangen möchten. — Noch viel Interessantes, ausser diesen Mitteilungen, enthalten die letzen Hefte der Revue bleue. So berichtet Henry Bordeaux über Emil Zola als parlamentarischen Chroniqueur. Zola schrieb in den Jahren 1871 und 1872 für das von Ullbach herausgegebene Blatt la Cloche die Parlamentsberichte, Henry Bordeaux versichert uns, dass in diesen Berichten schon ganz der Autor der Rougon-Marquart zu erkennen ist. Er zeigt sich leidenschaftlich, heftig, romantisch; ihm fehlen die Nüancen, alles schlägt er über einen Leisten. Aber er hat auch Farbe und Leben. — Georges Pellissier berichtet über ein Werk, das die Tragödien Voltaires behandelt und Auguste Moireau verspottet gar amüsant den Jingoismus in den Vereinigten Staaten.

* * *

In der Société nouvelle entwickelt Edward Carpenter seine Ideen über die Ehe in der freien Gesellschaft. Er ist insofern ein Anhänger der Monogamie, als er meint, dass es die natürliche Tendenz jeder aufsteigenden Race wäre, aus der Vielheit auch in der Ehe zu der Vereinfachung zu gelangen. Da aber, so sagt er, den Ehegatten von der öffentlichen Meinung und dem Gesetz so rigorose Vorschriftsmassregeln in Bezug auf freundschaftliche Beziehungen gegen andre auferlegt werden, so entartet die Monogamie im besten Fall zu einem traurigen „Egoismus zu Zweien." Carpenter verlangt Unterricht der Jugend in sexuellen Dingen, sowie freiere Beweglichkeit in der monogamen Ehe.

JUNGFRANKREICH.

Im Mai dieses Jahres erschien unter dem Titel „Le Centaure. Recueil trimestriel de Littérature et d'Art" eine neue Zeitschrift, die sich zum ersten Male in einem ziemlich umfänglichen mit vornehmstem Geschmacke ausgestatteten Bande präsentiert. An der Redaktion sind unter Führung des Zarathustraübersetzers Henri Albert die besten Vertreter der jungfranzösischen Litteratur beteiligt, wie Henri de Régnier, Pierre Louys, André Gide, Jean de Tinan u. a. Mit diesen Männern der Feder hat sich eine erlesene Künstlertruppe, darunter Puvis de Chavannes, F. Rops, Whistler, A. Zorn vereinigt, die dem jungen Unternehmen auch eine grosse künstlerische Bedeutung sichert. Die Reproduktionen des bereits erschienenen Bandes, Farbenholzschnitte, Lithographien, Stiche, Radierungen, bezeugen die glänzende Entwickelung der graphischen Künste in Frankreich.

Der Centaur, den Régnier mit einem prächtigen Sonnet einführt, soll nicht stürmische Jugendlichkeit und revolutionäre Angriffslust bedeuten, sondern das lebensfrohe über Blumen und Kräuter brünstig dahinstapfende Menschentier, das die Mänade auf breitem Rücken ritterlich dahinträgt, an dessen zottige Brust die

Nymphe sich vertrauensvoll anschmiegt, in starker, duftender Waldnacht.

„Le Satyre me rit; et le Faune m'honore,
Mais l'Amour maintenant me mène par la main,
Et tous deux, à pas lents, nous cherchons à l'aurore
La pâle centaurée et la pomme de pin."

Die Wahl des griechischen Fabeltieres entspricht der neuerwachten Sehnsucht nach der antiken Schönheit, der Anatole France schon gehuldigt hatte, als die Anderen noch in den Irrgängen der mittelalterlichen Mystik umhertaumelten. „Der Centaur" vertritt durchaus keine neo-hellenistische Bewegung, wie er überhaupt zu keiner Fahne schwört, ausser zu der der Freiheit; aber er ist doch ein Organ der litterarischen und ethischen Reaktion, die der lateinischen Bildung Selbständigkeit und Unabhängigkeitsgefühl zurückgeben will, gegenüber slavischen und nordisch-germanischen Einflüssen. Der Redakteur Henri Albert stellt bereits in dem Nachwort zum ersten Bande fest, dass hier schon die Rückkehr zu einer grösseren Einfachheit, zu einer besonneneren, französischeren Kunstübung deutlich wird, welche die gute Tradition durchaus nicht aus Neuerungssucht zurückweisen will. Sie wollen nicht zu denen zählen, die auf irgend eine unerhörte Weise jung sein wollen, und sie wollen vor allem auch wieder im modernen Leben Farbe, Schönheit, Grösse suchen. „Skeptiker und Enthusiasten zugleich, voll von Illusionen und Enttäuschungen, mit aller Kühnheit und schamhafter Verschwiegenheit, kindlich naiv und listig wie Wilde, kompliziert bis zum Laster, aber gesund an Herz und Geist, haben wir im Leben selbst den Ausgleich unserer inneren Disharmonien gefunden."

Der Band wird durch eine Fabel „Byblis ou l'enchantement des larmes" eröffnet, in der Pierre Louys naiv erzählt wie Byblis, die Tochter des Flussgottes Mäander und einer Nymphe von Liebe zu ihrem Bruder entflammt wird und wie sie in thränenreichem Schmerze um den von der Mutter ihr entführten Geliebten zu einer Quelle verwandelt wird. Pierre Louys ist der Verfasser der „Chansons de Bilitis," in denen lesbische und auch andere Liebe besungen wird, eine raffinierte, aber anmutige Spielerei, die ihn als antikisierenden Peter Nansen erscheinen lässt. In seinem jüngst erschienenen Romane „Aphrodite," der zuerst im „Mercure de France" veröffentlicht wurde, überwindet sein starkes Temperament die spielerische Manier, so dass auf eine kräftige Entwicklung dieses einschmeichelnden Talentes mit Recht die grössten Hoffnungen gesetzt werden.

Lyrische Perlen sind die zwanzig Gedichte „Automnales" von André Lebey, der vor zwei Jahren mit „Préludes tristes" hervortrat. Weiche, gedämpfte Melodien von feinster musikalischer Empfindung, süss-melancholische Herbststimmungen, schluchzende Sehnsucht nach dem verwehten Sommertraum der Liebe. Lebey ist eine merkwürdig reine Erscheinung. Er experimentiert nicht mit malerischen Wirkungen, er verschmäht die schon petrefakt gewordenen Symbole; sein Lied ist wahrhaft jugendlich, innig, und zart bis zu mimosenhafter Keuschheit.

Ein angenehmer Schwerenöter ist dagegen Jean de Tinan in einer „Lettre longue à la bien-aimée," Studie zur Psycho-Physiologie der modernen Liebe, ein liebenswürdiges Gemisch von unverschämter Aufrichtigkeit und melancholischem Skepticismus. Dem Briefe hat Félicien Rops ein Frontispiz vorangeschickt, das eine Versinnbildlichung des „Flirt" darstellt. Eine üppig hingegossene junge Dame, die unten leicht, oben nur mit langen, schwarzen Glacéhandschuhen und Fächer bekleidet ist. Sie lässt ihre Knospen von einem kleinen Amor kosen, dem die Haare bereits auszugehen scheinen, und der zu seiner intensiv ausgeübten Beschäftigung eine provocierend amtliche Miene macht.

Wem die moderne halbe Sünde widerstrebt, der kann sich an der ganzen Moral auferbauen, die A. F. Hérold in einer indischen Legende „L'Ascension des Pandavas" vorträgt von dem gerechten Könige Yudishtira, der die Burg des Indra verlässt, weil er ohne seine Brüder, seine Frau und seinen Hund nicht selig sein will. Hérold ist der Spezialist für Legendenbearbeitung. Mit der Antike, mit dem Katholicismus und Buddhismus ist er bereits durch. Hoffentlich findet er etwas Neues. Diese noch naiveren Bearbeitungen naiver Legenden waren ein trüber Ausfluss der mystischen Bestrebungen.

Die Männer des „Centaur" scheinen der mittelalterlichen Mystik satt zu sein, sie vertreten in ihrer Gesammtheit die neueste Phase der französischen Litteratur, eine melancholische Mischung von modernem Skeptizismus und von sehnsüchtigem, schönheitsdurstigem Hellenismus.

* * *

Am Grabe Paul Verlaine's haben nicht weniger als sechs Schriftsteller von Namen ein Abschiedswort gesprochen, darunter Maurice Barrès, Stéphane Mallarmé und auch François Coppée, der sich plötzlich mit geschäftiger Aufdringlichkeit, jedenfalls mit ganz fragwürdiger Berechtigung als den in Verzweiflung überlebenden Freund des toten Dichters vorgestellt hat. So behauptet er in seinem geschwollenen Nachruf: „In Deinem Todeskampfe verlangtest Du meine Gegenwart, und ich

komme zu spät zu diesem stummen Sarge, mit dem Gedanken, dass die Stunde in Wirklichkeit bald nahe ist, da ich Deinem Rufe folgen muss. Aber Deine Seele und die meine haben immer an einen Ort des Lichtes und des Friedens geglaubt, wo wir, geläutert, Verzeihung finden werden, — denn wer besässe die Heuchelei, sich für unschuldig und rein auszugeben? — Und dort, im lauteren Ideal, werde ich Dir antworten: Hier bin ich."

Man sieht, wie gewisse Leute die litterarische Konjunktur für sich zu nutzen verstehen, und es ist ein erhebendes Schauspiel, wenn der lebendige Herr Coppée sich in der Apotheose des grossen Dichters gleichzeitig mit über die Wolken emporschwingt. Die anderen Fünf haben sich kürzer gefasst und trotzdem nichts gesagt. Aber ihre Bewunderung ist aufrichtig und von persönlichen Interessen weit entfernt.

Die Haltung der Zeitschriften bildet den genauen Gegensatz zu dem Kampfe, der um die Leiche des vorletzten grossen Toten Alexander Dumas' entbrannt war. Während die älteren Organe sich gegen Verlaine meist ablehnend, zweifelnd oder auch — namentlich die kirchlichen — unanständig verhalten, brechen die jüngeren für ihren Abgott die Lanzen mit einem stürmischen Enthusiasmus, der zuweilen alles Mass überschreitet und den Widerspruch herausfordern muss.

In L'Ermitage vergleicht ihn E. Pilon mit keinem Geringeren als Shakespeare und Goethe! Er schwankt, ob er ihn als Apostel oder Heiligen verehren soll. Dagegen hat er den Zauber, den Verlaine auf die jüngeren Zeitgenossen ausübte, ganz gut begründet, wenn er auch sein Werk mit Vernachlässigung gleichartiger Bestrebungen in einer gewissen Monumentalität isoliert hat.

„In dieser niedrigen, traurigen Epoche ohne Grösse, als Wagner und Baudelaire, César Franck und Villiers de l'Isle-Adam verstummt waren, bemächtigten sich Skepticismus und Trivialität des menschlichen Gedankens und zerstörten seine Männlichkeit und gläubige Lauterkeit. Die atheistische Erziehung bereitete schmachvolle Generationen vor, die wenigen erhabenen Geister (welche?) verschlossen sich in Stillschweigen oder flüchteten in die Ironie. Allein, ein ungeheurer Anachronismus, erschien Verlaine, und allein, im Leben, wie in seinen Werken, begann er wieder das Wort auszusprechen: L i e b e. Ich kenne seit langer Zeit keine Menschen, die so wie Verlaine liebten. Diese Liebe wuchs in ihm stufenweise wie eine Erweckung; nach seiner Güte und seiner Leidenschaft für die Kreaturen, langsam, gereinigt und weiss, stieg seine Seele zu Gott empor. — Dieser Mann hat ebensoviel für die Religion wie für die Poesie gethan.

Eindringlicher, feiner charakterisiert ihn A. Fontainas im „Mercure de France" als den Reinen, den Unbefangenen, der die Gesellschaft mit ihren Gebräuchen und Ansprüchen niemals gekannt hat, den ein jungfräulicher (?) Instinkt jenseits von Gut und Böse auf einsame Bahnen führte. In ihm erscheint der ursprüngliche, unschuldige Mensch. Aber für diese kindliche Individualität hatte die Welt einen besonderen Glanz, eine andere Sprache. Er kannte das Mysterium der Formen und Nüancen, die süssen Schauer melodischer Rhythmen. Jedem Eindruck zugänglich, jeder absichtlichen Beeinflussung unzugänglich, blieb er tiefe Natur. Er ist der Befreier von aller Tradition, von jeder akademischen Fessel, ohne je Reformator oder Kritiker gewesen zu sein. „Paul Verlaine ist in unserer Zeit der reine, der grosse Lyriker."

Von diesen überschwänglichen Ergüssen hält sich die ruhig abwägende Betrachtung fern, in der der Redakteur von „L'Art et la Vie", Maurice Pujo, die Nachwirkungen von Verlaine's Lebenswerk festzustellen sucht. Er kann die meist affektierte Bewunderung seines Lebens nicht teilen, „car il n'y a rien d'héroique à suivre ses instincts". Er wagt sogar, dem Lyriker die längst verketzerte Gabe des Geschmacks zuzuschreiben. Denn er „hat auch der Poesie soviel, als er besass, gegeben, ohne es zu übertreiben und ohne es abzuschwächen. Dadurch reiht er sich unter unsere französischsten Dichter, d. h. unter diejenigen, welche am meisten Geschmack hatten, da ja das doch das Charakteristikum unseres Geistes ist, — auch unter die reinsten, die unnachahmlichsten, man kann aber nicht sagen, unter die grössten." „Nach Verlaine und der ganzen lyrischen Bewegung, deren Meister und Vertreter er ohne Absicht wurde, nach dieser Kunst, die wahrhaft und neu in ihrem Milieu war, die aber, noch rudimentär, nur Andeutungen und Versuche gab, ist es Zeit, Werke hervorzubringen." Verlaine war ein Kind, der kommende Dichter aber muss ein Mann sein. Verlaine bedeutet nur eine Etappe in der litterarischen Entwicklung, seitdem mächtigere Geister, wie Wagner, Ibsen und der wiedererstehende Alfred de Vigny auf die junge Generation wirken.

Über „I b s e n und das Drama des Innenlebens" sprach der in Deutschland wohlbekannte Litterarhistoriker Eduard Schuré in einer von „L'Art et la Vie" veranstalteten Sitzung. Er vergleicht das Eindringen der nordischen Litteratur mit den Einwirkungen, die die französische Romantik um 1830 von dem germanischen Geistes-

leben erfuhr. Die Romantiker suchten im Auslande neue Landschaften, Kostüme, Leidenschaften; die heutige Jugend will vom Norden Gefühle, Seelenzustände, moralische und philosophische Ideen. Dieser Gegensatz ist von Schuré, vielleicht der Klarheit des Vortrags zu Liebe, etwas zu reinlich hingestellt. Denn Shakespeare, Goethe, Byron, die deutsche Romantik eröffnete der französischen Litteratur ein weites poetisches Neuland; sie stärkten die französische Romantik in der litterarischen Empörung gegen den alternden Klassicismus, wie heute die Russen, die Norweger, Wagner, Nietzsche, die englischen Präraphaeliten die französische Erhebung gegen den Naturalismus entzündet haben.

Schuré sieht in Ibsens Dramatik den Triumph des Innenlebens auf der Bühne, den äussersten, heilsamsten Gegensatz zum modernen französischen Theater. Bei Sardou oder Dumas handelt es sich um äussere Fragen, um materielle Fälle, um Ehe, Scheidung, Adoption eines Kindes, während die äusseren Ereignisse bei Ibsen meist zufällig und belanglos sind. Die Kämpfe spielen sich in der Tiefe der Seelen, im Gewissen ab, man ahnt das Seelenleben hinter Worten und Gedanken. Seine Personen haben gleichsam einen doppelten Boden, ein zweites Bewusstsein, ein tieferes Gewissen, das ihre gewöhnliche Menschlichkeit momentan durchbricht. Dann werden uns verborgene Kräfte des Universums bewusst, des unfassbaren Mysteriums, das die Natur durchdringt und den Menschen umgiebt.

Ibsen hat das Innenleben dramatisiert, er hat es zum alleinigen Hebel des Dramas gemacht. Unter dem Innenleben versteht Schuré nicht Traum oder Verzücktheit, nicht die halbwachen Zustände an der Grenze des Bewusstseins, sondern die Sammlung der Seele, ihre stärkste, unfehlbare Intuition, wo sie sich selbst und der Wahrheit gegenübersteht. In diesen Augenblicken herrschen nur zwei Mächte, das Gewissen und der Wille.

Die Moral des späteren Ibsen, sein Intellekt sind der positivistischen Schule, speziell Renan und Taine entgegengesetzt. Renan schied mit dem Glauben an den Triumph der Kritik auf den Ruinen der Philosophie, der Kunst und der Religion, mit der Überzeugung, dass der Körper das ephemere Phänomen der Seele bestimmt, dass das Milieu über das Individuum entscheidet, dass die Kunst das Leben der Gesellschaft wiederspiegelt. Seine Thesen beginnen bereits ihre Wandlung in den Gegensatz: „Die unsterbliche Seele formt den Körper nach ihrem Bilde; das starke und bewusste Individuum befruchtet und verändert die Gesellschaft; die rettende Kunst ist es, die das Leben schafft". Diesen Idealismus, zu dem die junge französische Litteratur hinstrebt, hat Ibsens hohe Kunst geleitet und zum Teil schon verkörpert.

In seinem letzten Hefte beschliesst der „Mercure" eine Übersetzung von Ibsens „Komödie der Liebe".

* * *

Als Vollender dieses Neu-Idealismus, als den reinsten „artiste d'âme" unter den Schriftstellern erklärt sich Maurice Maeterlinck in dem äusserst klar und anschaulich geschriebenen „Trésor des humbles", der in dem Maiheft dieser Zeitschrift von Henri Albert kurz gewürdigt worden ist. In seinem dramatischen Schaffen schliesst sich Maeterlinck eng an Ibsens Symbolismus an, über den er notwendiger Weise noch weit hinaus gehen muss, da er eine gegenseitige Abhängigkeit von Körper und Seele überhaupt leugnet und diese in einer eigenen Atmosphäre unwandelbarer, moralischer Schönheit leben lässt. Daher erscheint ihm der norwegische Dichter als sein Vorläufer, der das Drama des äusseren sinnfälligen Geschehens zum wirklichen, zum Seelendrama zu erheben sucht. Tiefsinnig und fein empfunden sind die Bemerkungen, die er über die allen dramatischen Meisterwerken eigene melancholische Gewalt in dem Essai „Le tragique quotidien" ausgesprochen hat.

Die Tragik des täglichen Lebens scheint ihm wirklicher, tiefer als die der grossen Abenteuer; sie ist aber schwer darzustellen, weil sie nicht einfach materiell oder psychologisch ist. Es handelt sich hier nicht um den Kampf der Leidenschaften, um die Konflikte von Wunsch und Pflicht, sondern um das Wunderbare der Thatsache des Lebens, um die tägliche, geheime Zwiesprache des Wesens mit seinem Schicksal, das sich der Wahrheit, der Schönheit oder Gott schmerzvoll zögernd nähert und sich wieder von ihnen entfernt. Die wahre, die tiefe, die normale Tragik beginnt nicht erst im Augenblick, da die Schmerzen und Gefahren vorüber sind. Ist das Leben am interessantesten, wenn man vor einem gezogenen Degen flieht, oder am schönsten im Rausche des Kusses? „Giebt es nicht andere Augenblicke, in denen man beständigere und reinere Stimmen hört, blüht eure Seele nur inmitten der Sturmnächte? Man kann sagen, dass man es bisher geglaubt hat. Fast alle unsere tragischen Dichter sehen nur das leidenschaftliche Leben und das vergangene Leben; und man kann behaupten dass unser Theater anachronistisch ist, dass die dramatische Kunst um ebenso viele Jahre zurück ist wie die Skulptur." Unsere

Tragiker wollen immer noch durch ein aussergewöhnliches, heftiges Ereignis interessieren, während unser Leben fern von Mord und Blut verläuft, während die Thränen der Menschen stiller, fast geistig geworden sind. Wohl bewundert er die Schilderung des eifersüchtigen Othello, aber in Hamlet fühlt er ein viel erhabeneres Leben, weil dieser nicht handelt. Ein Greis, der in seinem Lehnstuhle sitzt, der in dem grossen Schweigen des Abends die Gesetze des Lebens fühlt, ohne sie zu verstehen, dieser stille Greis lebt in Wahrheit ein menschlicheres, tieferes Leben, als ein siegreicher Held, als ein Wütender, der die Geliebte erwürgt, als der „Ehemann, der seine Ehre rächt.“ So wird das unbewegte Leben schon sichtbar und fühlbar in den Tragödien des Aeschylus und des Sophokles. Selbst die psychologische Handlung, gegen die das wirkliche Faktum verschwindet, ist dort so weit reduziert, „dass kein anderes Interesse mehr besteht, als dasjenige, welches die Situation des Menschen im Universum einflösst.“ Dort sieht man den Menschen nicht nur in leidenschaftlicher Bewegung, sondern auch im Zustande der Ruhe. „Es handelt sich nicht mehr um einen besonderen und heftigen Augenblick der Existenz, sondern um die Existenz selbst. Es giebt tausend und tausendmal mächtigere und ehrwürdigere Gesetze als die der Leidenschaften; aber diese Gesetze, langsam, diskret und still, wie alles, was mit unwiderstehlicher Kraft begabt ist, sind fühlbar, vernehmbar nur im Dämmerlicht und in der Sammlung der ruhigen Stunden der Nacht.“ Darum ruht die Schönheit und Grösse der Meisterdramen auch nicht in der Handlung, sondern in den Worten, aber nicht in dem Dialoge, der absichtsvoll die Handlung erklärt, sondern in den absichtslosen, scheinbar überflüssigen Worten; aus diesen spricht die Seele. Ein Gedicht nähert sich der Schönheit, der höheren Wahrheit in dem Masse, in dem die erklärenden Worte verschwinden, gegen die, welche mehr als den sogenannten „Seelenzustand“ erklären, nämlich das unaufhörliche, unfassbare Streben der Seelen nach ihrer Schönheit und Wahrheit. „Es geschieht jedem Menschen im täglichen Leben, dass er durch Worte eine sehr ernste Situation zu lösen hat. Denkt einen Augenblick nach. Ist in diesen Momenten, oder sonst, das, was ihr sagt oder was man euch antwortet, das wichtigste? Sind nicht andere Kräfte, andere Worte, die man nicht hört, in Wirksamkeit, die das Ereignis bestimmen? Was ich sage, zählt oft nur gering; aber meine Gegenwart, die Haltung meiner Seele, meine Zukunft und Vergangenheit, was aus mir geboren wird, was in mir gestorben ist, ein geheimer Gedanke, die Gestirne, die mir beistehen, mein Schicksal, tausend und tausend Mysterien, die mich und euch umgeben, das alles spricht zu euch und antwortet mir in diesem tragischen Augenblick.“ In diesen Sphären entscheiden sich die Geschicke, von dieser Sprache sollte man ein Echo hören. Leise vernehmbar klingt es aus den alten Meisterwerken, aber bewusst und stark tönt diese Sprache „des zweiten Grades“, des reinen Seelenlebens aus Ibsens spätesten und reichsten Schöpfungen. Im „Baumeister Solness“ hat der Meister Seelenkräfte befreit, die vordem nicht gekannt waren. Solness und Hilde leben von Seele zu Seele. Ihre Beziehungen sind in die Sphäre des wirklichen, des Seelenlebens transponiert, und über dem äusseren Dialoge klingt ein anderer, den die Seelen führen und den wir auch nur mit der Seele verstehen.

In diesen Ideen hat Maeterlinck vor allem den Schlüssel zum Verständnis seiner eigenen Dramatik gegeben, und selbst den eingeweihtesten Adepten seines Mystizismus wird sich manches Rätsel erst durch die lichtvollen Essais dieses „Trésor des humbles“ gelöst haben, die die feinsten, unfassbarsten Seelenzustände zu ergründen suchen und die wiederum selbst bezaubernd poetische Spekulationen sind in einer kindlich einfachen, sanft-melodisch dahinfliessenden Sprache.

A. ELOESSER.

ENGLAND.

Das 19. Century (Mai) bringt einen Artikel der Right Hon. Lord Egerton of Tatton über „Cooperation in Agriculture“.

„Der genossenschaftliche Betrieb der Landwirtschaft in Belgien, das durch seine genossenschaftlichen Bäckereien und Kreditbanken berühmt ist, hat sich seit 1891 sehr erweitert. Zu Ende des Jahres 1895 besass Belgien 65 Meiereien, nebst andern landwirtschaftlichen Syndikaten. Holland hat 100 genossenschaftliche Meiereien. In Dänemark hat fast jedes Dorf einen solchen Betrieb; 16 seiner genossenschaftlichen Schlächtereien setzen für £ 2200000 Schinken ab.“ — — Es folgt ein Hinweis auf die Raifeisenschen Banken in Deutschland und in Italien und den starken genossenschaftlichen Export aus den Vereinigten Staaten und aus Australien. — In England hat sich das genossenschaftliche Prinzip in Bezug auf die Landwirtschaft lange auf den genossenschaftlichen Einkauf von Korn, Düngmitteln und landwirtschaftlichen Maschinen beschränkt. Dann folgten Genossenschaften zum Zwecke

des Engros-Bezugs der einschlägigen Erzeugnisse von Produktiv-Genossenschaften; auf dem internationalen Kongress d. J. 1895 kam es zu internationalen Verbänden. mit einem permanenten Komité in London (Offices of the Coop. Intern. Alliance 49 Bedford Street, Strand.) Die Manchester Grosshandelsgenossenschaft hatte ihre Butter früher schon nach diesem Prinzip von Irland und vom Kontinente bezogen. — — Die von Lord Minchilsea ins Leben gerufene „Agricultural Union" hat soeben den Prospektus einer „British Produce Supply Association" herausgegeben, deren Ziel ein neues, verbessertes System der Produktion und Distribution britischer Agriculturerzeugnisse ist.

Das „Economic Journal" vom März (es erscheint vierteljährlich) giebt uns einen Vorgeschmack des in Aussicht gestellten Werkes „The Objects und Methods of Trade Unionism" von Sidney und Beatrice Webb. Der Aufsatz unter dem Titel „The Method of Collective Bargaining" ist ein Teil desselben; er hat alle Vorzüge der Geschichte des Trade Unionismus, der in ihrer Vereinigung einzig dastehenden Verfasser, die lebendige, fesselnde, nie ermüdende Darstellung, die klare, helle Gründlichkeit. „Collective Bargaining" ist das Prinzip, auf dem der Trade Unionismus beruht; es stellt die Bedingungen fest, unter denen eine Vereinigung von Arbeitern ihre Arbeitskraft an den Unternehmer verkauft. — Interessante Beispiele der Collective Bargaining durch repräsentative Comités von Unternehmern und Arbeitern, wie in der Schuh- und Stiefelindustrie, der Kohlenindustrie Northumberlands und Durhams und der Spinnereien und Webereien von Lancashire, dienen mit ihrer mehr oder weniger vollkommenen Maschinerie 1. der Festsetzung allgemeiner Bedingungen, 2. der Interpretation dieser Bedingungen in ihrer Anwendung auf die speziellen und wechselnden Verhältnisse der einzelnen Zweige einer Industrie. Die Prüfung der vorhandenen Comités ergiebt folgendes Resultat: „Einige der grossen Industrieen, wie die Miner's Federation, die ein allgemeines Übereinkommen mit den Unternehmern getroffen haben, finden, dass die im Prinzip ausbedungene, uniforme Lebenshaltung beständig durch den Mangel an Maschinerie und den Dienst von Experten in ihrer Anwendung auf spezielle Fälle gefährdet ist. — Wir kommen zu dem Schluss, dass unter den grossen Trade Union nur die Baumwoll-Spinner und -Weber, die Dampfkesselmacher und in einem geringeren Grade die Bergleute von Northumberland und Durham mit einer genügenden Maschinerie für das Collective Bargaining ausgestattet sind. — Und selbst das vollkommenst entwickelte System, wie das der Lancashire Cotton Operatives zeigt einen Rückstand. Es fehlt eine Vorkehrung für solche Fälle, in denen es nicht zum Ausgleich kommt. Die Unterhandlung schliesst und wir haben seitens des Unternehmers die wohlerwogene, kollektive Weigerung Arbeit zu geben, seitens des Arbeiters sie zu nehmen, die als Lockout oder Streik bekannt ist. Diese Alternative des Stillstandes gehört zum Wesen des Collective Bargaining."

Ausdrücklich warnen die Verfasser vor der „ignoranten Annahme", dass der Trade Unionismus eine notwendige Vorbedingung der Streiks sei. „Collective Bargaining herrscht in mehr oder minder durchgearbeiteter Form lange, ehe eine Gewerkschaft in die Erscheinung tritt: es ist eine geschichtliche Thatsache, dass Streiks da am zahlreichsten sind, wo Collective Bargaining ohne Gewerkvereine stattfindet."

So lange indess die Parteien die Freiheit haben übereinzustimmen oder nicht, ist der Streik unvermeidlich. Zur Vermeidung der Kraftprobe wüssten wir keinen andern Ausweg als den der Entscheidung der Gemeinschaft durch das Mittelglied gesetzlicher Regelung.

* * *

Die Edinburg Review nennt in „Recent Poetry" Austin, den Poet Laureate „einen mittelmässigen Poeten und respektabeln und liebenswürdigen Menschen". „Er scheint sein patriotisches Gedicht für die Gelegenheit seiner Ernennung auf Lager gehabt zu haben. Wenigstens liess die ihr unmittelbar folgende Erscheinung von „Englands Darling" darauf schliessen. Im echten Geiste der Hofpoeten hat er das Drama, dessen Held König Alfred ist, der Prinzessin von Wales, der Tochter ausgestorbener Vikinger und der Mutter englischer Könige als direkte Mahnung an das Gewissen loyaler Britten gewidmet. Das Gedicht als Ganzes betrachtet ist eine auserlesene Mischung von Tennyson und Water."

Auf dem Gebiete der subjektiven und betrachtenden Dichtung wird Francis Thompson hervorgehoben. „Seine Gedichte sind Seelenlaute eines Menschen, der, obwohl noch jung, in die Tiefe des Daseins geblickt hat. Sie enthalten Ideen, die nur bittere Erfahrung dem Herzen abringt, während seine Fehler, eine der künstlerischen Beschränkung ermangelnde Überfülle an Worten und an Einbildungskraft, die der Jugend sind. Feuer und Pracht der Diktion blenden durchweg. Thompson ist schon heute ein grosser Dichter, dem es ein Leichtes sein wird, sich von literarischen Schwächen freizumachen.

Im literarischen Sinne verdient William Watson das Lob fast fehlerlos zu sein. Seine beiden kleinen Gedichtbände zeigen mehr als je Kraft und Konzentration des Gedankens in würdevollen und vollendeten Versen; ihre Kunst gemahnt an Coleridge's Unterscheidung zwischen Prosa und Poesie: „Die erstere besteht aus Worten in der besten Reihenfolge, die letztere aus den besten Worten in der besten Reihenfolge." „Watson sagt zuweilen zu wenig, besitzt aber den seltenen Vorzug nie ein Wort zu viel zu sagen. Obwohl durch Wordsworth und Arnolds beeinflusst ist er kein Nachahmer; Ideen und Sprache sind sein Eigentum. — Bis hierhin sind wir sicher, zwei Poeten und einen Poet Laureate zu haben."

In dem nun folgenden Teile seiner Besprechung unterscheidet der Recensent zwei Klassen von Gedichten: die gut gereimten und hübsch empfundenen ohne tieferes Interesse und dauernde Lebenskraft und die originalen, die in packender, durchdachter Weise ein ernstes Problem behandeln, ohne dass die poetische Form genügend berechtigt erscheint. Er verfehlt nicht, uns zu versichern, dass er für die zweite Klasse die geringere Sympathie empfinde.

In die erste gehören Benson's und Lord de Tabley's Werke, in die letztere Davidson's ergreifende Dichtungen. „Davidson's Attitude ist gegenwärtig populär und wir hören von ihm als unserem führenden und vielversprechendsten Dichter reden."

Die Veröffentlichung von Christina Rosetti's nachgelassenen Briefen werden ihrem Ruhm als Dichterin nichts nehmen noch hinzufügen, obwohl sie das Gefühl verehrender Zuneigung selbst derer, die sie nur aus ihren Werken kennen, noch steigern müssen.

Die „National Review" zeigt uns „Mr. Hardy as a Decadent". Thomas Hardy ist ein ernster und feinsinniger Novellist der modernen Richtung, ohne die Intimität und die fast Goethische Naivetät der Darstellung eines Jonas Lie und Kielland und ohne die brutale Kraft Zolas. „Ein Dutzend Romane und einige kurze Novellen sind das Ergebnis der Thätigkeit eines Vierteljahrhunderts. Das erste Buch, das Hardy's Namen in weitere Kreise trug, war „Far from the Naddening Crowd" (1874). Seither ist seine Stellung als die eines unserer ersten Romanschriftsteller eine unbestrittene, obwohl er nie die Popularität gewann, die sich mehr als zehn weit geringwertigere Novellisten in der gleichen Zeitspanne erworben haben. Jedes folgende Buch Hardy's hat nicht nur eine Entwicklung seiner ursprünglichen Anlagen gezeigt, sondern ist auch eine Manifestation neuer Entwicklungsringe." — — — „Für jedes Axiom, jede Formula tritt eine Periode ein, wo ihre Autorität auf dem einen oder andern Felde aufhört unbestritten zu sein. Wir stehen in einer solchen Periode hinsichtlich der Beziehungen zwischen Mann und Weib. Das Axiom wird angezweifelt, die Formula geleugnet — das Problem ist da. Die Kunst leidet darunter, denn sie hat nicht mehr mit Problemen gemein, als Paradise Lost mit Lehrsätzen." — Von diesem Gesichtspunkt aus kritisiert der Essayist Hardy als Realisten, der uns eine ganze Seite der Wahrheit vorenthält. So hat er uns z. B. in seinem letzten Buche (Inde the Obscure) sorgfältig verschwiegen, dass grossherzige Gesinnungen und Gefühle verbunden mit Charakterstärke existieren. Diese Kritik trifft nicht zu. Inde's gross und reich angelegte Natur geht nicht an ihren Mängeln sondern am Leben zu Grunde, an einem Armutsdasein, dem die Quellen geistiger Nahrung, nach denen er lechzt, verschlossen sind. Eine andere Aussetzung, die Hardy's breitspuriger Beschreibung des Prozesses des Schweineschlachtens gilt, ist berechtigt. „Die Tendenz, sich bei „foul details" aufzuhalten, war sonst der Charakter drittwertiger Arbeit; — der ausgiebige und nicht immer salonfähige Humor Chaucers und Shakespeares stehen auf ganz anderer Stufe. — Humor hat eine wunderbare antiseptische Kraft." Und allerdings fehlt Thomas Hardy der Humor.

HELENE SIMON.

HOLLAND.

Holland besitzt eine grosse Anzahl bedeutender Revuen und Zeitschriften; als Organe der modernsten Richtung sind besonders „De Nieuwe Gids" und „Het Tweemaandelyksch Tydschrift" zu erwähnen. Auf eine nähere Besprechung dieser beiden Blätter möchte ich heute nicht eingehen, sondern für's Erste nur eine kurze Übersicht geben über den Inhalt der mir vorliegenden Nummern, der „Gids" (redigirt von W. G. C. Byvanck, J. N. van Hall, A. G. van Hamel, A. A. W. Hubrecht und P. W. A. Cort van der Linden; Verlag von P. N. van Kampen und Zoon, Amsterdam) und „Elseviers Geïllustreerd Maandschrift" (redigirt von Dr. Jan Ten Brink, H. J. Schimmel, Mr. L. J. Plemp van Dniveland, Joon Berg, J. Hoynck van Papendrecht und F. H. Kaemmerer; Verlag: Uitgevers-Maatschappy Elsevier, Amsterdam), dieser beiden in den weitesten Kreisen verbreiteten Zeitschriften.

Das Aprilheft von „De Gids", einer Revue, die sich dank der Reichhaltigkeit ihres Inhalts — (ausser einem fortlaufenden

Roman aus der Feder eines hervorragenden Autors bringt „De Gids“ meistens allmonatlich einen wissenschaftlichen und einen kulturhistorischen Aufsatz von allgemeinem Interesse, eine Abhandlung über eine zeitgemässe Frage, eine dramatische Übersicht von Mr. J. N. van Hall, eine musikalische Übersicht von Mr. Henri Viotta, eine Bibliographie u. s. w.) — und der Tüchtigkeit ihrer Mitarbeiter durch 60 Jahre hindurch die Gunst ihres zahlreichen Leserkreises zu erhalten gewusst hat, enthält u. A. einen sehr interessanten „Reisebrief aus Venedig“ von Louis Couperus, diesem jungen Schriftsteller, der durch die echte Ursprünglichkeit seines Dichternaturells, die Eigenartigkeit seiner Gedanken- und farbenreichen Schilderungen in kürzester Zeit Deutschlands Sympathien gewonnen hat (4 seiner Romane sind bereits in deutscher Übersetzung erschienen):

1. Noodlot, deutsch: Schicksal, Stuttgard Deutsche Verlags-Anstalt 1892, 2. Ekstase, Deutsche Verlags-Anstalt 1895, 3. Majestät, und 4. Weltfrieden; Dresden, Heinrich Minden 1895 und 1896). —

Wie immer, so frappirt Couperus auch diesmal wieder durch farbenprächtige Bilder und durch geniale Vergleiche, in denen sich seine Individualität unverkennbar ausprägt; mit einem einzigen Zuge weiss er eine ganze Reihe von Bildern vor das Auge seines Lesers zu zaubern, so z. B. lauten die Anfangszeilen dieses Reisebriefes:

„Wirklichkeit oder nicht, Anfang einer Tragödie, Melodrama oder Chor aus einer grossen Oper — die Ankunft in dieser eigenartigsten aller Städte, in der Nacht, der Kanal düster mit all seinen schimmernden Palästen — Giebelschatten mit dem Widerschein verwitterten Marmors, schweigend dastehend zu beiden Seiten wie Nachtdekorationen; hier und dort trübe-schimmerndes Licht wie ein romantischer Schein; und das Getriebe der dunklen schlanken Gondeln am Quai, in der malerischen Finsterniss . . . . .

Und bei all dem ein doppelt wütender Chor: der Chor der Gondoliers und der Chor der galonnirten Portiers, einander laut zurufend, heftig gesticulirend.“ u. s. w.

Neben diesem ausserordentlich fesselnd geschriebenen Reisebrief enthält das Aprilheft einen sehr interessanten Artikel von W. F. V. Engelenburg, „Süd-Afrika, up to date,“ ein im Hinblick auf die jüngsten Ereignisse im Transvaal sehr zeitgemässer Aufsatz; eine sehr feine Analyse von Ada Negri's Talent und eine ausführliche Besprechung der „Fatalità“ (mit einigen Auszügen aus diesem Werke in holländischer Übersetzung) von W. G. van Nonhuys. Ferner die dramatische Übersicht von Mr. J. N. van Hall.

Von den vier mir vorliegenden Heften von „Elseviers Geillustreerd Maandschrift“ übertrifft ein Heft das andere an interessanten novellistischen Beiträgen, Biographien u. s. w. So z. B. enthält die erste Nummer einen vorzüglichen Aufsatz von Max Rooses „Die Meisterwerke der flämischen Schule im Louvre“ (David Teniers), eine kurze Biographie des Malers und eine eingehende Besprechung seines im Jahre 1644 entstandenen Meisterwerks „Der verlorene Sohn“ nebst einem vorzüglichen Holzschnitt, ferner den ersten Akt eines patriotischen im November des Jahres 1813 spielenden fünfaktigen Dramas „Nacht und Morgenröte“ von J. H. Schimmel mit erläuternden Illustrationen, einige sehr interessante New-Yorker Skizzen von M. H. Krabbé (mit 3 Abbildungen) und noch verschiedene andere wertvolle Beiträge. Die Hefte 2, 3 und 4 bringen je eine Fortsetzung des Dramas „Nacht und Morgenröte“ und ausserdem mehrere sehr spannende Erzählungen.

Auch bringt die 4. Nummer eine ausführliche Besprechung der Werke des berühmten Malers C. H. Breitner mit einer Anzahl Illustrationen seiner Schöpfungen. —

Eine eingehendere Besprechung der jüngsten Nummern von „Het Tweemaandelyksch Tydschrift“ behalte ich mir bis zum nächsten Male vor.

E. OTTEN.

DEUTSCHLAND.

Im April- und Maiheft von „Westermanns Monatsheften“ findet sich ein Aufsatz von Max Dessoir „das Kunstgefühl der Gegenwart“, welcher in stark gepresster Form ein geistvolles, persönliches Bekenntnis über die gesamte moderne Kunstbewegung zu geben versucht. Zuletzt charakterisiert der Verfasser unsere Zeitdisposition und wirft die Frage auf, wie sich die Kunst dazu stelle und was sie dabei zu thun habe. „Die soziale Funktion der Kunst, sagt er, ist seit Schiller leider kaum einer Prüfung unterzogen worden, und unser Zusammenhang erlaubt bloss Andeutungen. Unbedenklich aber kann angenommen werden, dass in einer allgemeinen gesellschaftlichen Lage, die bestimmte Anpassungen, Bedürfnisse und Gefühle zur Folge hat, sich ein Ideal des Menschen bildet und in der Kunst ausspricht. Dieses künstlerische Ideal enthält mehr vom Inhalt des Lebens als jedes andere gleichzeitige Gebilde. Es vermag deshalb die Gefühle der Mitlebenden zu sozialisieren, ohne dass etwas bewiesen oder eine That angeregt würde. Die weisse

Magie der Kunst schafft eine Gemeinschaft seltenster Art. Unser Verständnis menschlicher Zustände verdanken wir den grossen Dichtern, unsere Gefühle beim Sonnenuntergang den Malern, unser Urteil über die Anmut den Bildhauern, unsere Freude am Meeresrauschen den Musikern, unsere Vorstellungen von Haltung und Sprache den Schauspielern. Alle ästhetischen Sympathien (und alle moralischen Antipathien) sind uns von Vergangenheit und Umgebung eingeflüstert. Meine Netzhaut und mein Trommelfell sind von Generationen schaffender Künstler hergestellt.

Die so in der Kunst gesammelte Wirklichkeit ist nun umgekekrt auch der einzige Stoff, der zur Verfügung steht. In alle Ewigkeit hinein wird die Schönheit das Opfer der Wahrheit verschmähen, das ihr so häufig angeboten wurde. Selbst das überfliegendste Kunstwerk setzt sich aus Lebensbestandteilen zusammen, und die zunehmende Schwierigkeit künstlerischer Gestaltungen beruht teilweise auf dem Anwachsen der gefühlsarmen Momente in unserem Gesamtleben. Der Naturalismus hat recht mit dem Hinweis auf das Thatsächliche, auch damit, dass es nichts giebt, was nicht eine glückliche Stunde des Dichters sangbar machen könnte; aber ebenso unantastbar ist des Symbolismus Überschreitung der Realität und die von ihm ausgegangene Neubelebung der Form. Der Fehler des dichterischen Analogismus: die Sucht, Worte wie Noten und Druckerschwärze wie Farbe zu gebrauchen, droht die Grenzen der Einzelkünste zu zerstören und dadurch die Wirksamkeit der Kunst zu schädigen. Als ob der Dichter zum Reporter würde, wenn er auf die Klangspielereien verzichtete! Des ferneren können die beiden Arten eines Gesamtkunstwerkes, die tönende und die lautlose, sich in der Zukunft noch weiter auswachsen, ohne die Einzelkünste in ihrer scharfen Sonderung überflüssig zu machen. In dieser Sonderung, d. h. in der Rücksicht auf Eigenart des künstlerischen Materials, werden wir fortschreiten dürfen: Bronze ist anders als Porzellan, Radierstahl anders als Farbenpinsel, Geige anders als Klavier zu behandeln. Während so dem Zug auf Zusammenfassung ein Gegenzug auf Singularität ersteht, gewinnt zugleich die Einteilung der Künste einen neuen Inhalt. Man hat zwischen Künsten unterschieden, welche die Natur „nachahmen", und anderen, die der Natur gegenüber „frei" seien. Aber die „nachahmende" Dichtung, Plastik, Malerei sind viel lockerer an die Natur gebunden als die „freien" Künste (Architektur und Musik) an die Überlieferung. Kein Baumeister oder Tonsetzer darf dermassen mit der Tradition brechen, wie Poeten und Maler von Zeit zu Zeit es wagen; da die Natur arm ist sowohl an geraden Linien als auch an rhythmisierten und harmonisierten Klängen, so sind die einmal erfundenen Formen und Typen um so geheiligter. Jeder Künstler ist gebunden — nur seinem Ausdrucksmittel gemäss entweder mehr an die Welt oder an die Vergangenheit.

Die Neigung im Menschen ist gross, solche wesenhaften Unterschiede zu gunsten eines verschwommenen Einheitsgedankens zu verwischen. So schwärmt man neuerdings von einer Verschmelzung des Naturalismus und Neu-Idealismus. Die beiden Strömungen, deren eine der Naturanschauung, deren andere der Phantasie entquillt, sollen in ein gemeinsames Flussbett gelenkt, oder sagen wir mit einem Beispiel: Menzel und Böcklin sollen vereinigt werden. Obwohl die Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens bereits deutlich geworden sein dürfte, verweisen wir doch nochmals auf die entsprechende Unmöglichkeit, Demokratie und Aristokratie zusammenzubringen. Ganz allgemein besteht das Bedürfnis, in künstlerischer Form etwas mitgeteilt zu erhalten, aber nur wenigen ist die Sehnsucht verliehen, den Duft einer Persönlichkeit zu geniessen. Das grosse Publikum lässt sich lieber von Allers etwas über Bismarck erzählen, als dass es der Tiefe Lenbachscher Bildnisse nachspürt. Wenn der kleine Mann über das Seegrassofa Ölfarbendrucke hängt, oder wenn er Gassenhauer pfeift und Kriminalromane liest, wenn in gut-bürgerlichen Häusern die allerschlechteste Musik gehätschelt und der blutärmste Modeschriftsteller vergöttert wird, so liegen unterästhetische oder halb lehrhafte Interessen zu Grunde. Diese Interessen jedoch sind unentbehrlich und in der Überzahl. Der Künstler kann und soll sie befriedigen, indem er die Wände mit Fresken bedeckt, den Klängen Texte unterlegt und den Worten Ereignisse anvertraut. Nennen wir das die Niederpraxis der Kunst oder kurz: die Niederkunst. Die höchste Stufe in der Niederkunst wird dann erreicht, wenn in dem Kunstwerk die gemeinsame Not eines Volkes sich wiederspiegelt, das zeitgenössische Leben mächtig aufgefasst und über die kleinen Sorgen des Ich hinausgehoben ist. Ein völlig freier Zustand des Nachbildens entsteht hier noch nicht; denn das uns angeprügelte Bedürfnis, etwas zu erfahren, steht im Vordergrund. Ein solches durchschnittliches Kunstbedürfnis ist Gier nach flüchtigem Wissen: es ist in mittlerer Lage derselbe Wissendrang, der uns zur Zeitung greifen und astronomische Entdeckungen machen lässt.

Über diese ersten Hügel hinaus gelangt nur eine Minderheit auf den Gipfel. Wer

von den Vorfahren den Sinn ererbt und ihn unablässig geübt hat, der entflieht gelegentlich der Gleichmacherei und gelangt zur Hochkunst. Die Hochpraxis der Kunst ist selbst dem Begnadeten nur in Weihestunden zugänglich, dem Durchschnitt ein Gegenstand dumpfen Fühlens. Die Hochkunst ergreift, aber sie interessiert nicht. Sie fördert das Leben durch ihre Unabhängigkeit von den gemeinen Lebensbedürfnissen. Keine Doktrin kommt gegen sie auf. Sie stellt die Persönlichkeit über die Geschichtlichkeit, sie begreift die allseitige Bedingtheit des Menschen aus seinem Innenleben, sie kennt den Schmerz des Daseins und verleiht Kraft zur Überwindung. Sie weiss, dass Entbehrung, Krankheit, Tod nichts bedeuten gegenüber den Strafen, die in der Tiefe der Seele liegen. Sie ist das Pfingstwehen des heiligen Geistes.

Es ist uns versagt, auf dieser sonnigen Höhe betrachtend zu verweilen. Leicht liesse sich zeigen, dass erst mit der Hochpraxis die soziale Funktion der Kunst sich vollendet. Wichtiger indes für den Zusammenhang unseres Geisteslebens ist der Einblick in einen Mangel, der beiden Stufen gegenwärtig anhaftet. Unsere Kunst entbehrt der Männlichkeit. Aus dem berechtigten Streben nach Feinheit des Empfindens und Seelendiagnosen ist ein widriger Feminismus entstanden, und doch könnte auch die Selbstbeobachtung zu einem Mittel überlegener Lebensführungen werden und uns Lebenslust statt Lebensangst einflössen. Wir sollten von Nietzsche und Zola lernen: dieser demokratisch männlich, jener aristokratisch männlich. Der wahre, der handelnde Mensch ist ja noch immer im Manne verkörpert. Die Kämpfe der Geschichte werden nicht durch Klüglinge, sondern durch Träger des Machtwillens entschieden. Wenn so überall auf Praxis gedrungen würde, dann möchte auch ein Fehler verschwinden, der in den Durchschnittserzeugnissen unserer Kunst zu spüren ist: das ist der Verzicht auf nationalen Charakter. Ranke hat als Zeichen dieses Jahrhunderts die Nationalität vorausgesagt. In der That treten die Einheiten der Völker heute auffälliger hervor als jemals, und die Franzosen verdanken ihre Führerrolle in ästhetischen Dingen nicht nur dem Talente, einem neuen Stoff die anziehendste Form zu geben, sondern auch der bewussten Ausprägung ihres Volkstums. Hiermit begegnet sich ein anderes. Je rücksichtsloser der moderne Künstler seinem Temperamente folgt, desto sicherer verhilft er der ihn bedingenden Rasse zum Siege. Diese Rasse aber bedeutet auch für die Kunst ein Wesentliches, denn es bestehen nationale Unterschiede der Lebendigkeit und des Sinnes, in dem die Kunst betrieben wird: wir Deutsche dürfen uns rühmen, an Reinheit der Gesinnung von keinem fremden Lande übertroffen zu werden. So wagen wir doch endlich Individuen und Deutsche zu sein!"

* * *

Die „neuen literarischen Blätter" scheinen sich unter der Redaktion des Herrn Dr. Bornstein kräftig zu entwickeln. Wir finden im Maiheft einen Aufsatz Max Osborns „die Pseudo-Naivetät" und Arthur Eloessers „J. K. Huysmans", neben anderen gutgewählten Beiträgen. Früher war es ein vergessenes kleines Blättchen, jetzt fehlt ihm nur noch die feste Physiognomie, welche die Existenzberechtigung jeder Zeitschrift ist.

* * *

Im Aprilheft von „Nord und Süd" begann Alfred Kalischer eine Studie über die letzten Worte berühmter Männer und giebt unter diesem eigenartigen Gesichtspunkt ein anziehendes historisches Bild.

Unverlangte Manuscripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

